Digitized by Google

4° Ler.
15 (39,1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neununddreissigster Jahrgang.

1845.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Die alte Frau zog ihre Schürze höher, warf einen liebäugelnden Blick hinein und sezte sich am Fuße des Gemäuers auf etwas, das wie verfallene Stufen aussah. Der Buchdrucker stüzte sich auf einen Dornstecken, den er unterwegs geschnitten hatte, und begann.

„Da drüben, wo der grüne Kirchthurm etwas über die Bäume ragt — das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt unterthänig — da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind armer Bauersleute, von den frühsten Jahren an das blasse Appele genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände mit einander zu machen, und so wuchs auch Apollonia unter gleichgültigen Umgebungen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Modehandlungen. — Kleidermagazine.

Der Spekulationsgeist, welcher heutzutage keine Grenzen mehr kennt, und mit Kapitalien wie mit Zahlpfennigen umgeht, hat hier nicht allein ungeheure Magazine hervorgezaubert, in welchen das weibliche Geschlecht alle seine Toilettenbedürfnisse befriedigen kann, er hat auch gewaltige Kleidervorräthe für's männliche Geschlecht in's Leben gerufen, welche bereits ihren Ueberfluß an kleinere Städte absetzen und überall den armen Schneidermeistern den Untergang drohen, wogegen diese Magazine selbst eine außerordentliche Menge von Schneidergesellen beschäftigen. Diese großen Magazine ziehen eine Masse von Waaren in ihren Bereich, deren Absatz früher besondere Gattungen von Kaufleuten und Fabrikanten beschäftigte. So geht in der Industriewelt eine Umwälzung vor sich, gegen welche die Obrigkeit nichts vermag; sie ist eine Wirkung der Zeitumstände, und im Grunde gewinnt die bürgerliche Gesellschaft durch die jezige Reform. Sie bekommt schönere Waaren, sie hat größere Auswahl, manches wird ihr viel wohlfeiler geliefert als sonst. Wie viele Gegenstände, welche sonst nur den Reichen zugänglich waren, stehen zu so billigen Preisen feil, daß auch die nicht sehr Bemittelten sie sich anzuschaffen vermögen! So z. B. findet man diesen Winter den Sammt, welcher sonst nur von reichen Leuten getragen werden konnte, ausgenommen wenn er in Baumwolle nachgeahmt war, in den großen Magazins de Nouveautés im Preise so herabgesezt, obgleich Seide das Hauptmaterial dabei zu seyn scheint, daß die Frau eines Beamten, eines Kaufmanns, eines Künstlers sich damit schmücken kann, ohne sich wehe zu thun. In diese Magazine gelangen die Waaren aus den großen Fabriken unmittelbar, ohne Zwischenhändler, sie werden schnell abgesezt, mithin kommen die Kapitalien bald wieder ein, und so können die Waaren auch wohlfeiler gegeben werden; es ist kein Zeitverlust, mithin auch kein Zinsenverlust da, und weil Alles baar bezahlt wird, ist auch das Risiko des Unternehmers geringer. Er nimmt wohl auch die ungeheuern Waarenvorräthe, welche ihm die Fabrikanten zusenden, nur bedingungsweise an, und bezahlt ihnen nur, was er davon absezt. Indessen müssen doch große Bestellungen von Seiten der Pariser Kaufleute erfolgen; denn nur der Pariser Kaufmann weiß, was den Parisern gefällt, nur er erräth den Geschmack oder die Launen der Modewelt und weiß dieselben schlau zu benüzen. Dennoch müssen zuweilen große Irrthümer und Verrechnungen vorkommen. Eine Mode, welche sich als allgemein anzukündigen schien, verkümmert im Entstehen; eine Laune verdrängt sie und bringt eine andere dafür empor. Die im Sinne der erstern bestellten und verfertigten Waaren kommen an; aber man verschmäht sie und sie bleiben auf dem Lager. Hier hat der Unternehmer kein anderes Mittel, als sie im Preise herabzusezen und in die Provinz und in's Ausland zu versenden, wo man nicht au courant des modes ist, wie in Paris. Thut er aber mehrere solcher Fehlgriffe, so verliert er leicht seinen Kredit, und gänzlicher Ruin ist zuweilen die Folge. Man kann nicht ohne Entsezen an die Folgen denken, welche der Sturz der großen und prächtigen Magazine, womit jezt die Hauptreviere von Paris prangen und welche denselben, Abends insbesondere, ein wahrhaft zauberhaftes Ansehen geben, nach sich ziehen würde. Welche Menge von Ladendienern, Taglöhnern, Gesellen, Nähterinnen u. s. w. würden dadurch brodlos! Das Heil ganzer Fabriken hängt vom Wohlstande dieser prächtigen Waarengalerien ab. Der ungeheure Absatz in den Magazins de Nouveautés wird tief in die Provinzen hinein verspürt, wo diese Waaren zum Theil verfertigt werden. Ich sage zum Theil, denn Paris selbst und die Umgegend besizt bedeutende Fabriken, in welchen mit desto größerer Sicherheit gearbeitet wird, da man dem Sizze der Mode nahe ist und mithin nichts verfertigt, auf dessen Absatz man nicht ziemlich bestimmt rechnen kann. Die Kleidermagazine für's männliche Geschlecht, welche sich seit wenigen Jahren außerordentlich vermehrt haben, und wovon einige sehr große Anstalten geworden sind, haben etwas so Bequemes für's Publikum, daß sie wahrscheinlich nie mehr verdrängt werden. Es ist hier den Schneidern nicht eingefallen, wie in einigen Provinzialstädten, gegen diese Anstalten zu wüthen. Zu allen Zeiten haben die Pariser Schneider, welche Boutiken halten, fertige Kleider zum Verkauf ausgestellt; in Paris ist man also längst daran gewöhnt, Kleider wie jede andere Waare fertig aushängen zu sehen, und von Alters her ist es hier ein nicht unerheblicher Zweig des Kleinhandels, alte Kleider in ausgebesserter und erneuter Gestalt auf den Markt zu bringen. Aber dennoch ist der Schwung, den seit Kurzem der Kleiderhandel genommen hat, eine merkwürdige Erscheinung. In allen Revieren, wo viel Handel und Wandel herrscht, erblickt man jezt große Kleidermagazine, in welchen man unter fertigen, nach dem neuesten Geschmack gearbeiteten Kleidungsstücken die reichste Auswahl hat und in einer Minute vom Kopf bis zu den Füßen sich neu kleiden kann. Da der Preis auf jedem Kleidungsstücke bezeichnet steht, so kann nicht leicht ein Unternehmer theurer verkaufen als seine Mitbewerber. Der Käufer ist des langen Handelns überhoben und weiß, daß er nicht, oder doch selten betrogen wird. Somit ist der neue Brauch, die Kleider ganz fertig in den Magazinen zu wählen, sehr bequem und vortheilhaft für's Publikum, und bereits kleidet sich der größte Theil der männlichen Bevölkerung auf diese Weise.

(Fortsezung folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 1 und Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt. Nro. 1.

Mittwoch, 1. Januar 1845.

Monatblätter

zur Ergänzung der

Allgemeinen Zeitung.

Unter diesem Titel erscheint mit dem Jahr 1845 in Monatsheften eine Zeitschrift, die vorzugsweise getragen seyn wird durch die überfließenden Mittel der zu Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung, zunächst aber bestimmt ist für diejenigen Gegenstände eine Besprechung zu eröffnen, die eine Behandlung von erschöpfenderem Inhalt, somit größerer räumlichen Ausdehnung erheischen, als daß sie sich in die Spalten eines Tagblattes einfügen ließe. Die Allgemeine Zeitung ist während ihres bald fünfzigjährigen Bestands schon öfter im Fall gewesen Plan und Umfang zu erweitern. Nach Maßgabe der Zeitforderungen wurde dem räsonnirenden oder wissenschaftlichen Theil, den Discussionen des öffentlichen Rechts, den Völker- und Länderschilderungen, der National-Oekonomie und der Litteratur größerer Platz eingeräumt. Derselbe genügt aber immer noch nicht, da mit der Ausdehnung des Blattes auch die ihm aus fast allen Weltgegenden zufließenden Mittheilungen in einer Weise zugenommen haben, daß, wenn nicht sehr werthvolle Arbeiten unbenützt bleiben sollen, der Zeitung ein Ergänzungsblatt an die Seite gestellt werden muß. Ohnedieß verlangt man in Zeiten ungestörten Friedens, wie es die unsrigen sind, neben der Tagsdebatte noch eine tiefere wissenschaftliche Erörterung der wichtigsten Fragen, welche die Geister bewegen. Für eine solche soll die neue Monatsschrift Raum schaffen.

In demselben conservativen Geist, der seinen Standpunkt außerhalb der Parteien sucht, werden auch diese Ergänzungsblätter der Allgemeinen Zeitung, unter besonderer Leitung und Verantwortlichkeit, einestheils auf der positiven Ordnung fußen, anderntheils nicht weniger beflissen seyn dem gesetzlichen Fortschritt zu dienen, den mannichfaltigen Strebnissen der materiellen Interessen wie des geistigen Lebens im Vaterland ein förderliches Organ zu bieten.

Wie unsere zu Augsburg erscheinende Allgemeine Zeitung ohne eigentliche örtliche Grundlage, wenden sie sich unmittelbar an das deutsche Gesammtpublikum. Die Gegenstände, die sie in ihren Kreis ziehen werden, speciell aufzuzählen, dürfte nicht nöthig erscheinen; das weite Gebiet auf dem sich die Beilage der Allgemeinen Zeitung bewegt, wird auch das ihre seyn, nur mit einer Ausdehnung desselben etwa in der Art der ehemaligen Posselt'schen Annalen, der Zschokke'schen Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, oder des Edinburgh-Review und der Revue des deux Mondes, so daß außer den Lebens- und Charakterskizzen bedeutender Persönlichkeiten der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit auch die wissenschaftlich socialen Zustände, die parlamentarischen Verhältnisse und Entwickelungen, die in Staat und Kirche gepflogenen Controversen ꝛc. eine fortlaufende Aufgabe umfassender kritischer Berichterstattungen seyn werden. In gleicher Weise wird auch die litterarische

Digitized by Google

Rubrik, unter besonderer Berücksichtigung des historisch-politischen und ethnographischen Faches, eine entsprechende Ausstattung erhalten und neben der Kritik der bedeutenderen deutschen Werke auch die ausländische Litteratur nicht vergessen werden, um sie je nach der Bedeutsamkeit der neuen Erscheinungen bald in kurzen Anzeigen, bald in erweiterten Beurtheilungen in der deutschen Lesewelt einzuführen. Endlich werden werthvolle Originalmittheilungen von deutschen und fremden Reisenden, wie sie in der Allgemeinen Zeitung eine stehende Rubrik bilden, einen nicht unbedeutenden Raum auch in der neuen Zeitschrift einnehmen.

Da viele der bedeutendsten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung und eine große Zahl anderer Gelehrter dem Unternehmen ihre Mitwirkung schon zugesagt haben, so darf dasselbe von der Erwartung begleitet auftreten, daß es vielleicht beitrage der Redaction und der Verlagshandlung der Allgemeinen Zeitung ihre moralische Verantwortlichkeit vor dem Publikum zu erleichtern, das in demselben da und dort die Ergänzungen einzelner Lücken finden wird, welche ein Tagblatt wie die Allgemeine Zeitung unendlich schwer vermeiden kann, mögen auch diejenigen welche bei derselben vorzugsweise thätig sind, täglich den redlichen Kampf sie auszufüllen erneuern und in ihrem Bemühen sie verschwinden zu machen nicht ablassen. Eine Monatschrift wird nicht mit dem Maßstabe des Tageseindruckes gemessen, und so werden ihre umfassenderen Betrachtungen auch ruhigere, vielleicht von mehr als einer Seite billigere Beurtheilung finden.

Die Monatblätter erscheinen im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung vom Jahr 1845 an, in der Regel spätestens den letzten jedes Monats, im Laufe der drei ersten Monate, Januar, Februar und März schon frühzeitiger.

Das einzelne Heft wird nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung umfassen und der Jahrgang von 12 Heften im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gr. kosten.

Auch durch die Post können dieselben von dem Oberpostamt Stuttgart bezogen werden, in welchem Falle der Preis sich von uns nicht für jeden Verkaufsort, sondern nur durch die betreffenden Postämter bestimmen läßt.

Stuttgart im December 1844.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[619] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfassers Geschichte der Seele)

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Absterben und neues Aufleben. — 4) Gesetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Isolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geistes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menschenwillens. — 11) Die urfachlichen Momente der Seelenstörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepsie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepsie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zustände der absoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hysterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menschenseele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlassende Ursachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefsten Grades oder die Sinnlosigkeit. — 26) Der Blödsinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenstörungen. 28) Unterschied zwischen Seelenhemmung und Seelenstörung. — 29) Seelenstörung im engern Sinne. — 30) Die Tobsucht. — V. Die Geisteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geisteskrankheiten von den Seelenstörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentschiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnsinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Liederbuch vom Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von

Gottlob Regis.

8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Militair-Charte

von

Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des Königl. Bayerischen Generalstabes entworfen

von

Anton Klein.

Blatt Nr. 10.

Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: **Breslau. Glogau. Kalisz. Liegnitz. Oppeln. Posen.**

Preis fl. 2. — oder Rthlr. 1. 4 gr.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin's grosses Wörterbuch.

[531] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die erste Hälfte der achten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen. Subscr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

Holzbau — Kytharrhagie.

Die zweite Abtheilung der achten Lieferung wird im Monat Januar erscheinen. Die weiteren Lieferungen, welche den verehrlichen Herren Subscribenten unentgeldlich nachgeliefert werden, sollen in so kurzen Zwischenräumen folgen, daß dieses unübertroffene Werk im laufenden Jahre vollendet werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Schiller's Werke in 10 Bänden gr. 8. nunmehr vollständig.

[582] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schillers
sämmtliche Werke

gr. 8. in 10 Bänden
auf feinem Velinpapier
geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.
Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Diese sehr schön ausgestattete neue Octav-Ausgabe wird vielen Verehrern Schiller's eine willkommene Festgabe seyn und freuen wir uns daher anzeigen zu können, daß vollständige Exemplare derselben nunmehr durch alle deutsche Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Schiller's Porträt in Stahl gestochen von Rahn. gr. 4. auf chines. Papier. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu
Schiller's Werken.

Octav-Ausgabe in 10 Bänden.
Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

---

[381] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche
Volkslieder
mit Abhandlung und Anmerkungen
herausgegeben von
Ludwig Uhland.
Erster Band:
Der Liedersammlung in fünf Büchern
Erste Abtheilung.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagshandlung war bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Literatur bilden wird.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 2. Januar 1845.

Informis terris, aspera coelo, tristis cultu aspectuque,
nisi si patria sit.

Tacitus.

Skizzen aus dem ſüdlichen Schweden.

1. Der Boden.

Zwiſchen Wolfenbüttel und Harzburg liegt ein Feld, etwa von der Ausdehnung einer halben Quadratmeile. Dieſe Strecke Landes iſt berüchtigt weit umher. Steinmaſſen bedecken die ganze Oberfläche in einer ſolchen Unzahl, daß die Gegend von böſen Geiſtern, wie die Sage geht, dem Fleiße des rüſtigen Ackerers entzogen iſt. — Wer dieſe oder eine ähnliche Gegend geſehen hat, der iſt im Stande, ſich eine Vorſtellung zu machen von einem großen Theile des ſüdlichen Schwedens. Die Provinz Schonen gehört in ihrem Oſten und Süden zu den troſtloſeſten Landſchaften, die man nur finden kann. — Der Erdboden iſt unergiebig. Wohin das Auge ſieht, überall Steinmaſſen, die theils die Felder noch ſelbſt bedecken, theils mit unſäglicher Mühe aus dem einen oder dem andern Acker herausgeſchafft am Wege lagern, als Haufen, Mauern oder zu Hausbauten verwendet. Meilenweit iſt kein Baum zu erblicken. Oede und traurig liegt das Land, als ob der Fluch Gottes darauf ruhe. Hier und da eine elende Bauerhütte, in der die Dürftigkeit ihren Thron aufgeſchlagen zu haben ſcheint.

Dieß Alles gilt, wie geſagt, nur von dem Süden und dem Oſten des Landes. Mehr nach Norden und namentlich nach Weſten hin trägt das Land einen andern Charakter und iſt zum Theil ſehr fruchtbar, ſo z. B. die Gegend zwiſchen Malmoe und Lund, die weitere Umgegend von Lund ſo wie die von Helſingborg. Ueberhaupt merkt man es ſehr bald, wenn man in die Nähe einer Stadt kommt, an der beſſern Cultivirung des Bodens und an der Verſchönerung der Landſchaft, und dieß nicht bloß bei den eben genannten Städten, ſondern namentlich auch bei Chriſtianſtadt.

2. Der Bauer.

Der ſchwediſche Bauer in Schonen hat mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen bei Bearbeitung des Bodens; das iſt aus dem eben Geſagten klar. Aber deſſen ungeachtet könnte noch mehr geleiſtet werden für die Kultur deſſelben. Der Einzelne freilich kann wenig thun, zumal wenn er nur die Mittel eines Kleinbauern hat. Die Gemeinden aber könnten durch Concentrirung der Kräfte wenigſtens ſo viel wirken wie größere Gutsbeſitzer, die, mit einem bedeutenden Betriebskapital beginnend, ſchon jezt hier und da ihre Gegend ganz umgeſchaffen haben. Große Güter liegen wie Oaſen in der Wüſte. Da iſt jeder Fußbreit Landes benuzt; wo der Boden durchaus als zum Ackerbau unbrauchbar erſchien, hat man wenigſtens Schonungen angelegt. Aber ſolche

Vorbilder finden noch wenig Nachahmung. Man läßt die Natur wie sie eben ist. Wo sie keinen Wald hingepflanzt, da streicht der rauhe Wind Jahr aus Jahr ein über die öde Fläche, die, als zum Ackerbau untauglich erkannt, unberührt bleibt von des Menschen Hand und dürres Haidekraut als höchste Frucht erzeugt. Hat aber Mutter Natur in ihrer schöpferischen Kraft hier oder da wirklich einen Wald von Buchen- oder Fichten hervorgerufen — und es gibt deren allerdings und zwar sehr schöne — so läßt man auch hier wieder die Natur walten und hindert selten, daß Raupenfraß den herrlichen Schmuck untergrabe.

Wie in Schonen der Bauer der Natur gegenüber steht, da ist er nicht ein Herr derselben, sondern ein Knecht. Er hat noch keine Ahnung davon, in wie hohem Grade sie ihm unterthan werden kann. Wollte er aber auch mehr zur Bezwingung derselben thun als jezt geschieht, so wird er noch durch manche Umstände gehindert, die zum Theil außer seiner Schuld liegen, einmal durch die unselige schwedische Posteinrichtung, andererseits durch die fast gänzliche Auflösung der Dorfschaften und Gemeinden und Zersplitterung derselben in vereinzelte Gehöfte und Familien.

Was das leztere betrifft, so sieht man verhältnißmäßig außerordentlich wenig Dörfer, und auch diese nur klein und wenig zusammenhängend. Viel häufiger wohnen die Bauern in einzelnen Gehöften, die von dem dazu gehörigen Stückchen Land umgeben sind. Wie viele Vortheile diese Vereinzelung auch hat, so sind die Nachtheile doch nicht zu verkennen. Die materielle und die moralische Kraft, die in der Gemeinschaft begründet ist, wird aufgehoben; durch die leibliche Isolirung wird die geistige begünstigt, und damit Egoismus, Vornirtheit, Eigensinn, Mangel an allgemeinen Interessen, gemeinsame Unternehmungen aber für's gemeine Beste werden erschwert, zum Theil unmöglich gemacht.

Die Bauerngehöfte selbst sind dürftig und ärmlich. Gewöhnlich in der Form des rechten Winkels erbaut, enthält der eine Flügel die Wohnräume der Familie, der andere den Stall und die Scheuer. Die Häuser sind niedrig, theils wie bei uns aus Lehm gebaut, häufiger aber noch aus den Steinen, die von dem nahen Felde in der Form, wie sie sich gerade eben darboten, genommen und ohne weitere Behauung oder Verarbeitung eingesezt werden.

Die Grundstücke sind gegenseitig scharf begrenzt. Die Grenzscheide ist aber nicht bloß, wie überall sonst, durch einen Rain oder in ähnlicher Weise bezeichnet, sondern durch mächtige Steinmauern, die in einer Höhe von drei bis vier Fuß das Land, so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin durchkreuzen. Aber selbst mit diesen Grenzmauern auf den Feldern begnügt man sich nicht, sondern sogar die Landstraße, die als zu den einzelnen Besitzungen gehörend erscheint, wird vertheilt und ist deßhalb auch bei jeder Feldmark- oder Gehöftgrenze durch ein hölzernes Thor abgesperrt. Diese unzähligen Thore können zwar nicht zugeschlossen werden, sie sind aber doch für den Reisenden außerordentlich lästig, da man oft in einer Viertelstunde drei-, viermal anhalten muß, um durch den Fuhrmann öffnen zu lassen.

(Fortsezung folgt.)

Die bleiche Apollonia.

(Fortsezung.)

„Ja, ein dummes Ding war sie," fiel die Alte ein. „Ich habe es nachher oft gehört. Weil sie das Jüngste war und schwach dazu, so mußte sie oft Tage lang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf; wenn aber Leute durch das Eichenwäldchen kamen, wohin sie ihre Heerde trieb, so sah man sie meistentheils in bittern Thränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?"

„Bei einem großen Hange zur Einsamkeit," fuhr der Buchdrucker fort, „empfand sie doch beständig die schmerzlichste Sehnsucht nach den Ihrigen." — „Ja," fiel die Alte wieder ein, „und wenn sie Abends nach Hause kam, so war's als wenn sie von einer weiten, vieljährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: dumme Appel, mach dich fort, laß mich in Ruh! oder bekam sie gelegentlich auch noch einen Puff in den Handel. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam, und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" läutete."

„So ist es, Frau Nachbarin; lassen Sie mich nun weiter erzählen. In ihrem fünfzehnten Jahre ward Apollonia in die Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schwereren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Kindsmädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war, wenn sie den gewöhnlichen Pflichten oblag. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnere mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an

sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstaffeln saß. Wenn ich da vorüber ging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich nur ein zehnjähriger Knabe war, das Herz beinahe vor Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Blümlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehen läßt."

„Aus diesem kümmerlichen Leben," fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte, „sog ihr angebornes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung; ihr Heimweh, das früher gleichsam heimathlos gewesen war, nahm jezt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimath, nach den Ihrigen gewendet."

„Wohin sie eine Stunde, und nicht einmal so weit zu gehen hatte," fiel die Alte ein. — „Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muße, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Ihrigen kamen auch nicht ein einziges Mal, um nach ihr zu sehen."

„Darum war es ja auch so einfältig," rief die Alte, „solches Heimweh nach ihnen zu haben." — „Das ist ja eben das Seltsame," versezte der Buchdrucker etwas ungeduldig; „wenn alle Leute so gescheidt wären, wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Merkwürdiges in der Welt vorfallen. Ja, seltsam ist es, aber wer je auf Reisen gewesen ist, wie ich, der begreift es auch, wie die Abwesenheit nicht bloß das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blassen Mädchen, das bei seiner Herrschaft unbeachtet wie ein Schatten herumschwebte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Ihrigen hatte sie vergessen; mit Einem Worte, ihre Heimath war das Feenland ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle andern, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfuhr, Apollonia eines Abends heimlich ihre Habseligkeiten zusammenpackte, um nach Hause zu fliehen." — „Da möcht' ich nur auch bei den Schlägen gewesen seyn," sagte die Alte lachend, „die sie von ihrem Vater bekommen hätte; der verstand keinen Spaß."

„Das war auch der Grund, weßhalb sie ihr Bündelchen, nachdem es schon geschnürt war, wieder auseinander riß. Aber es scheint, daß sie von diesem Augenblick an nicht mehr recht bei sich gewesen sey. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur zarte Gesundheit; der Drang nach der Heimath, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Muth hatte, ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen weh that, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken fiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnüz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sey, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden."

„Ja," fiel die Alte wieder ein, „und wenn sie noch ein paar Wochen gewartet hätte, so wäre das auch von selber geschehen, denn das Kind hätte keine vierzehn Tage mehr gelebt; das hab' ich seinen eigenen Vater nachher mehr denn einmal sagen hören. Aber wenn's einmal mit einem Menschen hinunter will, so ist der Teufel gleich bei der Hand und hält ihm die Leiter dazu." — „Da hat Ihr Mund ein sehr wahres Wort gesprochen," sagte der Buchdrucker mit feierlichem Ernst. „So ging es auch bei der armen Apollonia; denn in dem unglückseligen Gemüthszustande, von dem ihre Herrschaft keine Ahnung hatte, wurde sie eines Tages, da eben Besuch im Hause war, in die Schenke gesendet, um eine Flasche Wein zu holen."

„Nun aber laßt mich an's Brett," unterbrach die Alte den Erzähler; „in dem Punkt weiß Niemand so gut Bescheid wie ich. Ich bin ja dabei gewesen und hab' jede Sylbe mit angehört; denn der Wirth war mein Vater, und wo das blasse Appele jenen Wein holte, das war meiner Eltern Haus, und ich kannte sie recht gut, obgleich wenig mit ihr zu sprechen war. Ich sehe sie noch vor mir, als wenn's erst gestern Abend gewesen wäre, wie sie zu uns hereintrat und mit ihrer leisen Stimme eine Flasche Wein begehrte; nämlich ihr Herr hatte sie aus Stolz geschickt, weil seine Gäste behaupteten, mein Vater schenke einen bessern Wein, als er einen im Keller habe, und nun wollte er einen Vergleich anstellen. Es ist ihm aber übel bekommen. Wir hatten eben die Lichter angezündet und etliche junge Gesellen saßen um den Tisch. Wie nun manches unnüze Wort unter den Menschen geredet wird, zumal beim Wein, so ging's auch damals. Es war nämlich kurz zuvor der Fall vorgekommen, daß mit Mausgift in einem Hause nahezu ein großes Unglück angerichtet worden wäre, und ein wohlweiser Rath, wie man dazumal sagte, hatte ein Verbot an den Apotheker und eine Warnung an die Bürgerschaft ergehen lassen. Das Verbot aber wurde nicht groß geachtet, und ich holte meinen Mäusen fort und fort ihr richtiges Futter, ohne daß mir Jemand was in den Weg gelegt hätte. Von dem Verbot aber war selbigen Abend die Rede. Die jungen Bursche schlugen auf den Tisch und machten ein groß Geschrei; der eine meinte, das Ding sehe aus, als ob man die ganze Bürgerschaft für lauter Giftmischer halte, der andere schrie, das gehe einen wohlweisen Rath einen

Pfifferling an, und wieder einer sagte — das war der überzwerche Balthas, wißt Ihr, er hatte so eine große Warze auf der Nase — das ist alles für nichts, sagte er, die gestrengen Herren können verbieten, Mausgift, Rattengift — und da zählte er noch eine Menge Gifte her — aber andere Sachen können sie nicht verbieten, sagte er; und da gibt's noch genug Tränklein, die einen in die schwarze Schublade fördern können, ohne daß man sie für Gift verbieten kann. Wenn mir einmal des Lindenwirths Rother nicht mehr schmeckt, oder wenn ich sonst Würmer im Hirn hab', so geh ich in die Apotheke und kaufe mir Vitriolöl."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Bewegungen im Journalwesen.

Daß die Spekulationswuth sich auch des Buchhandels bemächtigt hat, ist bereits in früheren Berichten erwähnt worden; seitdem ist es aber noch ganz anders geworden. Auch hier ist die natürliche Tendenz, wohlfeil, aber viel, außerordentlich viel zu verkaufen. Daher werden von Schriften, deren Absatz im Voraus ziemlich gesichert ist, viele tausend Exemplare elegant, aber sehr ökonomisch gedruckt und sehr wohlfeil abgesetzt. Nehme man z. B. Frau v. Staëls „Betrachtungen über die französische Revolution," deren Manuscript vom ursprünglichen Verleger mit 50,000 Fr. bezahlt worden ist. Um ein solches Honorar wieder herauszubekommen und noch dabei zu gewinnen, mußte er in der ersten Auflage das Exemplar, aus drei Bänden bestehend, zu 15—18 Fr. ansetzen. Neulich ist dieses Werk, oder vielmehr das Verlagsrecht, an den industriösen Buchhändler Charpentier veräußert worden. Dieser druckt nun die drei Oktavbände in einem einzigen eleganten Duodezbande, und setzt diesen zu $3\frac{1}{2}$ Francs an. Man berechnet, daß mit Abzug des Rabatts, des 13ten Exemplars u. s. w. dem Verleger nur 2 Fr. zu gute kommen. Dafür verkauft er aber auch Tausende von Exemplaren; das Publikum braucht nur etwa ein Fünftel des ehemaligen Preises zu zahlen, und das Werk nimmt weit weniger Raum ein als sonst und kostet weniger an Einband. Natürlich hätte bei einer solchen Spekulation Charpentier dem Verfasser kein Honorar von 50,000 Fr. zahlen können; denn sonst müßte er 15,000 Exemplare absetzen, ehe er nur daran denken könnte, wegen der Druckkosten gedeckt zu werden. Zuweilen verrechnet sich freilich der Unternehmer dieser zahlreichen ökonomischen und doch höchst eleganten Ausgaben; das Publikum findet keinen Geschmack mehr an gewissen Schriften, welche ihm sonst gefielen, oder sie sind bereits dergestalt vervielfältigt, daß eine neue Auflage ganz überflüssig war. Aber im Ganzen hat die sogenannte Bibliothèque Charpentier starken Absatz gehabt, und nach dem Beispiele dieses unternehmenden Verlegers haben zehn Andere ähnliche „Bibliotheken" angefangen, zum Theil mit ziemlich gutem Erfolg. Die Pariser Tageblätter haben sich vom allgemeinen Unternehmungsgeiste ebenfalls anstecken lassen, und einige haben ganz außerordentliche Spekulationen gemacht. Seitdem die Preßfreiheit ein Grundsatz der Verfassung und nicht mehr ein todter Buchstabe, sondern eine Thatsache ist, sind die Pariser Journale Anstalten geworden, die sich zwar gegenseitig durch Concurrenz drücken, im Allgemeinen aber sicher weit mehr Exemplare absetzen, als die Zeitungen in irgend einem Lande. Aber in Friedenszeiten hat ein politisches Journal, so gut es auch redigirt wird, für die nach Neuigkeiten begierigen Leser bei weitem nicht den Reiz, wie in stark bewegten Zeiten, wenn es große und wichtige Begebenheiten zu melden und zu erörtern hat. An der Oberfläche ist jetzt Alles so ruhig, und wenn es auch hie und da in der Tiefe gährt, so kann dieß doch kein dauerndes Interesse erregen. Zudem ist die Aufmerksamkeit des Publikums vorzugsweise durch das Industriewesen und durch Gewinnsucht in Anspruch genommen. Dieß Alles benimmt den politischen Tageblättern einen Theil ihres ehemaligen Einflusses. Sie haben eingesehen, daß sie in dieser langen Friedensepoche zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihre Abonnenten zu behalten. Sie haben also Erzähler angeworben und besoldet, welche den Lesern Mährchen vorerzählen, da die Wirklichkeit so wenig Interessantes liefert. Anfangs waren diese Erzählungen kurz und es herrschte Abwechslung darin. Bald aber verlängerten sie sich und zuletzt wurden ganze Romane in die Feuilletons aufgenommen. Von diesen Romanen aber hat bisher kein einziger solches Aufsehen gemacht, wie Eugen Sue's „Geheimnisse von Paris," die beinahe ein ganzes Jahr durch das Journal des Débats liefen, die Zahl der Abonnenten desselben außerordentlich steigerten, und trotz der vielen belgischen Nachdrücke und der Uebersetzungen so viel Anziehungskraft behielten, daß eine Prachtausgabe zu 15,000 Exemplaren veranstaltet werden konnte, deren Absatz im Voraus durch Subscriptionen gesichert war. Durch den außerordentlichen Erfolg dieses Romans aufgemuntert, beschloß Eugen Sue, andere wichtige Fragen in Anregung zu bringen, andere krankhafte Zustände der bürgerlichen Gesellschaft zu schildern, und schlug natürlich denselben Weg der Bekanntmachung ein. Sein Juif errant sollte hauptsächlich den Zweck haben, die Umtriebe der ultramontanischen Geistlichkeit aufzudecken. Dem Journal des Débats konnte er diesen Roman nicht füglich anvertrauen; obgleich dasselbe diese Umtriebe stets sehr kräftig bekämpft, und zwar kühner als dieses oder jenes Oppositionsblatt, so ist das Journal des Débats doch allzusehr ein Regierungsblatt, als daß es wagen dürfte, mit der hohen Geistlichkeit gänzlich zu brechen. Aber ein anderes, den Jesuiten feindliches Tageblatt, der Constitutionnel, fand sich gleich bereit, mit dem berühmten Verfasser des neuen Romans in Unterhandlung zu treten. Unter der Restauration, als der Constitutionnel imperialistisch war und den Anmaßungen der Bourbonschen Hofschranzen und der Geistlichkeit den Ruhm des weiland kaiserlichen Heeres entgegenstellte, war dieses Blatt das gelesenste in Paris und seine Actien standen so hoch, daß sie 50—60mal den ursprünglichen Werth überwogen. Aber seit der Julirevolution ist ein anderer Geist im Publikum herrschend geworden. Man läßt den Kriegsruhm gut seyn und verlegt sich auf Spekulationen; der Constitutionnel hat sein Ansehen fast ganz verloren, und als vor einiger Zeit die alten imperialistischen Redakteure sich zurückzogen und das Blatt öffentlich versteigert wurde, hatte es nur noch viertausend Abonnenten von den sechzehntausend, deren es sich ehemals rühmen konnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 3. Januar 1845.

— Abominable deed,
Ruthful to hear, yet piously perform'd.
Shakespeare.

Die bleiche Apolonnia.

(Schluß.)

„Schwefelſäure!“ unterbrach ſie der Buchdrucker etwas indignirt, denn er hatte ſich auch einige chemiſche Kenntniſſe angeeignet. — „Meinetwegen alſo Schwefelſäure. Für einen Kreuzer, ſagte er, krieg' ich genug, um mit euch und der ganzen Kameradſchaft abfahren zu können, ja vierſpännig, hat er geſagt, wenn ihr's nicht zu unbändig macht und mit einem beſcheidenen Schlückchen vorlieb nehmen wollt; 's iſt ja ohnehin bloß um den Vorſchmack zu thun. — Was weiß ich, was er alles vorbrachte, es iſt ſchon gar zu lange her. Die andern jubilirten und ſtießen an und trieben ihren Schabernak mit ſeinem Geſchwätz; ich hörte aber nicht auf ſie, ſondern ſchaute ganz verwundert dem blaſſen Appele zu, wie es mit ſtarren Augen drein ſah. Ich meinte, es denke was ganz anderes, und habe von all den gottloſen Reden gar nichts vernommen. Aber, o mein Herr und mein Gott! wer hätt' ſich das eingebildet, als meine Mutter aus dem Keller kam und nun das Mädchen mit ſeinem Wein von dannen ging! Es iſt doch gar zu unglaublich, wenn ich wieder an das ſtille feine Kind mit dem blaſſen Geſichtchen denke. Aber dem Balthas iſt's auch nicht gar wohl bekommen, ja wahrhaftig, es iſt doch eigentlich der Grund, warum er das Leben laſſen mußte; denn als es herauskam, was er mit ſeinem loſen Maul für ein Unglück angerichtet hatte, und ihn alles in der Stadt drum ſcheel anſah, ſo konnte er's am Ende ſelber nicht mehr aushalten, verkaufte ſein Sächlein und zog nach Holland und nach Amerika, und wenn er das nicht gethan hätte, ſo könnte er heut noch da ſeyn; ſo aber hat er unterwegs Schiffbruch gelitten und iſt erſoffen, obgleich er in meiner Stube mehr als einmal geſchworen hatte, das Waſſer ſollt' ihm kein Leid anthun.“

„Was that denn aber das blaſſe Mädchen?“ fragte ich. — „Was wird ſie gethan haben?“ verſetzte die Alte; „aus dem Maul des jungen Burſchen war der böſe Geiſt in ſie gefahren und fort ging ſie zum Apotheker. Nun, die Knochen will ich Euch zum Abnagen laſſen, Nachbar.“

„Ich danke, will's aber kurz damit machen. Das verwahrloſte, verlaſſene, unſinnige Mädchen rannte allerdings in die Apotheke, denn leider trug ſie ein paar geſchenkte Kreuzer bei ſich. Bei jenen Worten war ihr alles Denken und Fühlen vergangen; ſie hatte nur noch Einen dunklen gebieteriſchen Trieb. Eine Stimme, ſagte ſie nachher aus, habe ihr immer in's Ohr gerufen, ſie müſſe es thun. Leider war der Apotheker, wie es in ſolchen verhängnißvollen Fällen zu gehen pflegt, arglos verblendet, und ihr wilder Blick fiel ihm nicht auf. Sie

empfing das tödtliche Mittel, brachte den Wein nach Hauſe, und während im Wohnzimmer fröhlich auf die Geneſung des Kindes, auf das Gedeihen der Familie angeſtoßen wurde, eilte ſie in die Schlafkammer, trat an das Bettchen der Kleinen und vollbrachte, ein kindiſcher Würgengel, ihr abſcheuliches Werk. Ein durchdringender Schrei des Kindes, der aber alsbald verſtummte, rief die Mutter herbei, die mit dem Licht in der Hand ſich dem Bette nähernd, ſchon von weitem ein gräßlich Bild erblickte. Die ſchwächliche Natur des Kindes, die ſogleich unterlegen war, hatte die freilich unabſichtliche Grauſamkeit der bejammernswerthen Mörderin ſehr vermindert. Man fand ſie im entlegenſten Winkel des Hauſes. Die Starrſucht ihres Gemüthes, denn anders weiß ich's nicht zu nennen, hatte nachgelaſſen. Sie lag auf den Knieen, drückte den Kopf an die Wand und ſchluchzte beſtändig: du biſt jezt ein Engel und wir kommen Beide heim! Heim, heim! antwortete ſie auf alle Fragen, die man ihr that. Vor den Mißhandlungen der Mutter ſchüzte ſie der Vater mit Mühe; er fragte ſie: „Wie haſt du uns das thun können mit deinem unſchuldigen Antlitz?“ Sie gab nichts zur Antwort als Heim! Den herbeigerufenen Behörden geſtand ſie ihr Verbrechen mit leiſem, demüthigem Kopfnicken. Das Sonderbarſte iſt, daß bald, ja gleich nach der That eine völlige Verwandlung mit ihr vorging. Gegen die Gefangenſchaft, gegen die Einſamkeit des Kerkers hatte ſie gar keinen Widerwillen. Nach den Ihrigen zeigte ſie keine Sehnſucht mehr; auch kam keines von ihnen zu ihr, ihr Vater verſtieß und verfluchte ſie. Der ſelige Herr Hauptprediger hat nachher oft geſagt, es ſey ein merkwürdiger Geiſt in dem Mädchen geweſen, der nach dieſer That der Finſterniß auf einmal zum hellen Tag erwacht ſey. Sie habe nicht nur ihr Verbrechen vollkommen erkannt und bereut, ſondern auch über viele andere Dinge klar, vernünftig und wie mit einer Erleuchtung geſprochen. Ihm ſelbſt ſey durch dieſes Mädchen Manches klar geworden, was er früher nicht begriffen oder an was er gar nicht gedacht habe. Dieß ſagte er häufig, aber er ſprach ſich nicht naher darüber aus. Nur das erzählte er, daß ſie gegen ihn geäußert habe, ſie erkenne nun deutlich, was es mit ihrem Heimweh geweſen ſey.“

„Was iſt ihr geſchehen?“ fragte ich leiſe und ſtockend. — „In ihrer Kindheit ſchon,“ ſagte das alte Weib, „als ſie einmal wegen eines kranken Schafes zum Scharfrichter geſchickt wurde, ſoll ſein Schwert von ſelbſt nach ihr gezuckt haben. So ſagte man; ich weiß nicht, ob es wahr iſt, aber die Herren vom geheimen Collegium müſſen es gewußt haben, denn die machten eine Wahrheit draus.“ — „Das war unſer hochnothpeinliches Halsgericht,“ ſagte der Buchdrucker und nickte bedeutend mit dem Haupte.

Ich blickte nach dem ſteinernen Bau und ein unheimliches Licht begann mir aufzugehen. Die Alte, die auf den Stufen ſaß, zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. „Hier,“ ſagte ſie, „hat das Schwert zum zweitenmal nach ihr gezuckt, denn damals fuhr man mit den Mörderinnen nicht ſo ſäuberlich wie jezt. Hat denn das junge Bürſchchen nie was vom Käs gehört?“ — „Dieſes Gemäuer,“ fügte der Buchdrucker hinzu, „war das Schafott zu den Zeiten der Reichsſtadt. Hier wurden die Hexen verbrannt, Mörder und Uebelthäter gerichtet: die blaſſe Apollonia war die lezte, deren Blut hier floß.“

„Ja, und recht freudig iſt ſie geſtorben,“ ſagte die Alte und bot mir gutmüthig von ihren Erdbeeren an. Ich wies ſie mit Abſcheu zurück und warf einen Blick der Neugier und des Grauſens auf das blutige Denkmal der alten Rechtsſtrenge, das jezt längſt von der Erde verſchwunden iſt. Die Blutſtätte, die damals noch öd und traurig, ohne Baum, mit niedrigem Geſträuche bewachſen war, hat ſich nun in blühende Gärten verwandelt, aus denen da und dort freundliche Gartenhäuſer blinken.

Skizzen aus dem ſüdlichen Schweden.

(Fortſezung.)

Dieſe ſcharfe Abgrenzung durch Mauern hat einen doppelten Grund. Einerſeits nämlich wird dadurch eine Gelegenheit gewonnen, die das Feld bedeckenden Steinmaſſen wenigſtens zum Theil doch in irgend einer Weiſe ohne großen Zeitverluſt und Kraftaufwand zu benuzen. Andererſeits aber entgeht der Bauer dadurch der Nothwendigkeit, einen eigenen Wächter für die Hütung des Viehes zu halten. Allgemeine Weiden und Hütungen exiſtiren ſehr wenig. Ein Jeder bleibt auf ſeinem Eigenthum. Statt nun, wie man dieß ſo viel in Böhmen ſieht, zur Hütung von wenigen Stücken Vieh einen eigenen Menſchen zu beſtellen, überläßt man das Vieh ſich ſelbſt, ohne je der Gefahr ausgeſezt zu ſeyn, daß es ſich verlaufen könne.

3. Die Poſt.

Als einen zweiten Uebelſtand, der das Gedeihen des Landbaus hemmt, und mehr noch als der erſte, nannte ich vorhin das ſchwediſche Poſtweſen. Dieſes ſteht auf einer ſo niedrigen Entwickelungsſtufe, wie wohl in keinem andern Lande der civiliſirten Welt. Eine regelmäßige, anſtändige Poſtverbindung exiſtirt in ganz

Schweden nur auf wenigen Strecken, nämlich zwischen Stockholm und Upsala, und zwischen Stockholm über Gothenburg nach Helsingborg.* Auf allen übrigen Wegen muß man Extrapost nehmen. Diese Extrapost ist nun aber höchst eigenthümlicher Art. Sie ist ganz in den Händen der Bauern. Der Wagen ist ein gewöhnlicher Bauernwagen, aber so klein, wie sie in Deutschland nirgends gesehen werden. Sie haben eine Länge von etwa fünf Fuß und verhältnißmäßige Breite. Ein einfaches Brett mit hölzerner kurzer Rücklehne, auf welchem zwei Personen sitzen können, vollendet den Wagen. Das Gepäck findet in dem Wagenraum hinter dem Sitzbrett seinen Platz. Postillon ist der Bauer selbst, in seiner gewöhnlichen Bauerntracht. Wie elegant diese Postwagen sind, kann man daraus abnehmen, daß hölzerne Stangen statt der Stränge dienen, und daß nur ausnahmsweise Stricke dazu verwendet werden. Daß man auf solcher Post nicht allzu bequem fährt, ist leicht begreiflich, zumal wo die Wege durch die vielen Steine so uneben sind wie in Schonen. Nach wenigen Stunden fühlt man auch alle Rippen im Leibe afficirt. Auch wird von schwedischen Aerzten sehr häufig den Unterleibskranken eine solche Reise angerathen. Und ich muß gestehen, wer eine kräftige Constitution hat und im Stande ist, auf einige Zeit dem Comfort des gewöhnlichen Lebens zu entsagen, der söhnt sich bald mit dieser Art des Reisens aus, wenigstens bei gutem Sommerwetter und wofern die hinter einander zurückzulegenden Strecken nicht allzu lang sind. Denn trotz der mannigfachen Unbequemlichkeiten, trotz der starken Erschütterung fühlt man sich körperlich wohl und gekräftigt. Anders aber stellt sich das Verhältniß für den Winter und für längere Reisen. Auch hat man den Nachtheil, nicht Nachts reisen zu können. Denn einerseits ist es gefährlich, auf diesen Sitzen schlafen zu wollen; andererseits sind die Thore der Landstraßen in dunkeln Nächten sehr störend.

Die Preise bei dieser Post bieten übrigens auch für manche Unannehmlichkeit einen Ersatz; sie sind sehr gering, und vielfach wird behauptet, daß man mit der Post in keinem Lande so wohlfeil und zugleich so schnell reist, als in Schweden. Die Schnelligkeit namentlich ist wirklich bedeutend. Der Reisende ist hier berechtigt, die Zügel selbst zu nehmen und so schnell zu fahren als es ihm beliebt; er hat nur die Verpflichtung, das Pferd zu ersetzen, wenn es vor dem Wagen fällt. Die Bauern wissen dieß sehr wohl und fahren daher gewöhnlich unaufgefordert erstaunlich rasch. — Diese Posteinrichtung heißt der Skjuts (sprich Schuß), und der Postillon der Skjutsbonde.

* Zwischen Malmoe und Lund geht seit einiger Zeit ein Omnibus. Auch beabsichtigt man eine regelmäßige Verbindung zwischen Ystadt und Malmoe.

So lange nun dieses Postwesen existirt, wird der Landbau wenig gedeihen. Der Bauer kann zu keiner Zeit mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, seine Pferde und sein Wagen für den Landbau verfügbar bleiben. Jeden Augenblick muß er gewärtig seyn, seiner besten Thätigkeit entrissen zu werden, um diesen Hofedienst der Post zu leisten, der ihm zwar nicht unbezahlt bleibt, der aber, selbst wenn er sonst gar keinen nachtheiligen Einfluß ausübte, doch durch die beständigen Unterbrechungen den Eifer und das Interesse für den Landbau bricht.

4. Die Güter.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen ist eine Hebung des Landbaus nur möglich, wo mit Besonnenheit und Umsicht sich große finanzielle Mittel vereinigt finden. Daher hat es sich in den lezten Jahren auch öfter wiederholt, daß begüterte Deutsche nach Schonen gegangen sind, dort bedeutende Ankäufe zu wohlfeilen Preisen gemacht haben und nun mit mehr oder minderem Glücke in deutscher Weise wirthschaften. Doch es wäre ungerecht, bloß den Deutschen die Hebung des schwedischen Landbaues zuschreiben zu wollen. Die bedeutendsten Güter sind doch immer in den Händen der reichen Schweden, und einzelne derselben werden so ausgezeichnet verwaltet, daß sie selbst in Deutschland als Muster gelten könnten, ohne doch sogenannte Musterwirthschaften zu seyn. So, um nur eines zu nennen, das dem Rittmeister Stjernswärd gehörige Gut Widtsköfte (Witschöfle zu sprechen), einige Meilen südlich von Christianstadt. Es ist dieß ein Gut von 36,000 Morgen Größe, auf welchem Alles nach dem großartigsten Fuße eingerichtet ist und mit der größten Umsicht und Besonnenheit gehandhabt wird. Hier ist auch der allerschlechteste Boden durch praktische Kultur noch zu irgend einem Behufe benuzt worden; hier ist durch richtige Verwendung reichlicher Mittel in gleicher Weise für's Nüzliche wie für's Schöne gesorgt. Welche Verhältnisse hier zum Grunde gelegt sind, kann man daraus abnehmen, daß der Stall für das Rindvieh eine Länge von 208 schwed. Ellen, seine Breite von 44 Ellen hat. Und in diesen Verhältnissen ist Alles gleichmäßig gehalten. Nur die Zahl der Schafe würde auf deutschen Landgütern von solcher Größe mindestens verdreifacht werden.

Das Herrenhaus des eben genannten Gutes ist auch in seinem Baue eigenthümlich. Die gewöhnlichen Gutshäuser sind meistens lang hingestreckte einstockige Gebäude mit Mansarden, die in ihrem Innern von unsern Häusern der Art nicht wesentlich verschieden sind. Das Wohnhaus von Widtsköfle aber ist ein Schloß, wie die Großen Schwedens in früheren Jahrhunderten sie häufig

hatten, und erinnert an die deutschen befestigten Ritterburgen. Es ist im Jahre 1553 von einem Grafen Brahe erbaut, in neuester Zeit aber restaurirt, und wiewohl der ältere Charakter beibehalten worden, praktisch und zeitgemäß eingerichtet.

So weit das Gebiet dieses Gutes reicht, ist nicht bloß für den praktischen Nutzen, sondern auch für Schönheit gesorgt. Die Landschaft trägt mit dem Beginne der Feldmark einen durchaus andern Charakter als die angrenzenden, nur ärmlichen Bauern gehörenden Gebiete. Und dasselbe Verhältniß wiederholt sich fast bei allen nur einigermaßen bedeutenden Gütern, deren Eigenthümer gebildete Männer sind. Solche Güter liegen zum Theil sehr schön, so wie es denn überhaupt durchaus nicht an malerischen Punkten fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Journalspekulationen. — Autographenhandel.

Der Constitutionnel gerieth nun großentheils in die Hände des klugen und gewandten Arztes Véron, der schon mehr als einer wankenden Anstalt kühn unter die Arme gegriffen und ihr wieder aufgeholfen hat. Véron hat bekanntlich eine Zeitlang mit großem Erfolg die Oper geleitet; durch ihn ist die Revue de Paris aufgekommen und eine Zeit lang eine der geschätztesten Pariser Zeitschriften geblieben. Als Besitzer des Constitutionnels hat Véron den Preis dieses Blattes auf 40 Francs herabgesetzt und Eugen Sue das Verlagsrecht seines Juif errant abgekauft, oder wenigstens das Recht, diesen Roman zuerst im Feuilleton des Constitutionnel abdrucken zu dürfen. Er soll 100,000 Franken dafür bezahlt haben. Welch außerordentlichen Beifall der Juif errant erhalten hat, nicht allein in Frankreich, sondern in der ganzen Welt, mit welchem Heißhunger die Feuilletons des Constitutionnel überall erwartet werden, mit welchem Eifer Nachdrucker und Uebersetzer sich derselben bemächtigen, wie sehnlich die gesammte Lesewelt auf den weislich vorbehaltenen Ausgang des Romans harrt, sind lauter bekannte Dinge. Seitdem der Roman begonnen hat, hat sich die Zahl der Abonnenten des Constitutionnel um zehntausend vermehrt und er steht nun wieder im ersten Range der Pariser Tagesblätter. Aber freilich muß er befürchten, daß, sobald der Roman aus ist, die meisten Abonnenten wieder davon laufen; der Roman wird also dieses Jahr noch nicht zu Ende gehen, damit der Constitutionnel seine Abonnenten auch für's künftige Jahr behält, wo er dann auf einen andern Roman speculiren kann. Es scheint nun ausgemacht, daß von allen Romandichtern nur E. Sue im Stande ist, solch beispiellose Wirkung hervorzubringen. Das Journal des Débats hat ihn durch Alexander Dumas zu ersetzen gesucht. Dumas erzählt hübsch und geistreich und trägt interessante Abenteuer vor. Was ist dieß aber im Vergleich mit den erschütternden, herzergreifenden Auftritten, welche E. Sue so meisterhaft schildert und bei denen die Leser kaum zu athmen wagen? Der wundervolle Effekt des E. Sue'schen Romans im Constitutionnel hat dem Journal la Presse schlaflose Nächte gemacht, und es ist ebenfalls auf etwas Außerordentliches verfallen. Man weiß, daß Chateaubriand, dessen Genialität leider nicht mit Sparsamkeit gepaart ist, schon längst gegen eine beträchtliche Geldsumme seine noch ungedruckten Schriften, besonders seine Memoiren, an einen Spekulantenverein völlig abgetreten hat, so daß er selbst nicht das Geringste kann drucken lassen. Diese Spekulanten treiben schon lange einen wahrhaft skandalösen Handel mit dem Verlagsrecht dieser künftigen Schriften, oder vielmehr mit den Aktien ihrer Unternehmung. Diese sind an der Börse feil wie Aktien von Eisenbahnen und Spinnereien, und gehen von Hand zu Hand. Es läßt sich in der That nichts Kläglicheres denken, als die Lage dieses berühmten Mannes, der in seinem hohen Alter ruhig zuschauen muß, wie man mit den Erzeugnissen seines Geistes schachert, ohne daß er ein Wort dabei mitzusprechen hat. Man hat die Frage aufgeworfen, ob Verträge wie der, den man mit Chateaubriand geschlossen, rechtsgültig sey, ob ein Schriftsteller im Voraus Alles veräußern könne, was er noch schreiben werde. — Man versichert, mit Victor Hugo sey ein ähnlicher Vertrag abgeschlossen worden, auch dieser Dichter habe sich durch den Schimmer des Goldes verleiten lassen, im Voraus Alles, was er künftig schreiben werde, abzutreten und kein Wort herauszugeben, außer durch die Vermittlung der Spekulanten, mit denen er abgeschlossen. Man hat mir erzählt, er habe neulich in das Stammbuch einer Dame einige Verse geschrieben; diese habe die Verse so schön gefunden, daß sie ihn um die Erlaubniß gebeten, dieselben bekannt machen zu dürfen; er aber habe erwidert, dieß stehe nicht in seiner Macht; Alles, was er schreibe, gehöre der Compagnie, die ihm das Verlagsrecht seiner Schriften abgekauft. Für die berühmten Schriftsteller ist es allerdings erfreulich, daß ihre Geistesprodukte mit Gold aufgewogen werden; aber andererseits gerathen sie dadurch in eine geistige Sklaverei, aus der sie sich nicht mehr losmachen können. — Welch sonderbare Erscheinungen bringt jetzt die leidige Gewinnsucht hervor, deren Kapitalien überall zur Hand sind, wo nur ein Vortheil herausblickt! Hieher gehört auch der Autographenhandel, ein Industriezweig, von dem man sonst keinen Begriff hatte. Jetzt sammelt man überall Autographen; anderswo verschafft man sie sich durch Schenkung oder Tausch, aber in Paris ist ein nicht unerheblicher Handelszweig daraus geworden. Es werden Versteigerungen von Autographen gehalten, und es gibt Leute, welche sich den Titel Marchands d'Autographes beilegen. In den Ministerien haben die Obern große Wachsamkeit nöthig, um das Stehlen der ältern Papiere zu verhüten, welche von gewissenlosen Commis an Autographenhändler verkauft werden. Erst kürzlich klagten die Journale über die Verwegenheit eines Versteigerers, der in seinem Katalog angekündigt hatte, die Autographen, welche er ausbiete, haben sich früher im Archiv des Seewesens befunden. Bei einer Versteigerung im vorigen Jahre befand sich ein aus Genua datirter Brief Schillers; ich habe nicht erfahren können, wem und wie hoch er zugeschlagen worden ist. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. Januar 1845.

„So widerſtrebe! Das wird dich adeln!“ —
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln.
Goethe.

Goethe als Recenſent.

Zweiter Artikel.

(ſ. Nr. 505—515. 1844.)

Nach dem Jahre 1806 hat Goethe noch ziemlich häufig als Recenſent ſein Urtheil über einzelne Schriften abgegeben, mehr jedoch als Protektor, um ſeine Schützlinge bei dem Publikum einzuführen und zu recommandiren, als in der Abſicht, als unbeſtechlich kritiſcher Todtenrichter die literariſchen Thaten der Schriftſteller genau nach ihrem Werthe oder Unwerthe abzuwägen. Selten, und je älter Goethe wurde, um ſo ſeltener begegnen wir noch einem Urtheil über ſolche literariſche Erſcheinungen, welche ein allgemeineres Aufſehen zu erregen im Stande waren oder eine von der älteren claſſiſchen Literatur abweichende Richtung einſchlugen. Man erkennt, daß es Goethe im höheren Alter darauf ankam, Alles von ſich fern zu halten, was in den genau abgezirkten und abgezirkelten Kreiſen ſeines Denkens und Beobachtens Verwirrungen und Störungen veranlaſſen konnte. Auch war er wohl im höhern Alter von ſeinem Hofſtaat bedient, wie gemeinhin auch die Souveräne bedient ſind, an welche die Mittelsperſonen nur ſelten gelangen laſſen, was ihnen von den wirklichen Zeitbedürfniſſen einen anſchaulichen Begriff geben oder in irgend einer Weiſe unangenehm und unbequem ſeyn könnte, ein Vorrecht, welches ſie mit kranken oder an den Nerven leidenden Perſonen gemein haben.

In immer größerem Maße offenbart ſich jedoch an ihm eine liebenswürdige Sympathie für ſolche Dichter, welche entweder, wie Hiller, aus dem Volke heraus oder, wie Hebel, in das Volk hinein dichteten. Er nahm ſolche Erſcheinungen wie liebliche Naturphänomene, welche die Gemüthsruhe eher zu fördern als zu ſtören im Stande ſind. Seine Recenſionen über Hebels allemanniſche Gedichte, über Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart und über Hillers Gedichte und Selbſtbiographie gehören noch ſeiner kritiſchen Periode von 1804—1806 an und erſchienen in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung.

Goethe's Recenſion über Hebel hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, deſſen allemanniſche Gedichte populär und einem weitern Kreiſe bekannt zu machen. Sein Aufſatz über Hiller iſt in vielfacher Hinſicht intereſſant. Er nennt ihn einen jedenfalls bedeutenden Menſchen, meint jedoch, daß ſeine Gönner ihn zu Grunde richten würden. Hierbei ſpricht er die beherzigenswerthen Worte: „Wir ſind in Deutſchland ſehr verſtändig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Beſonderes zum Vorſchein kommt, ſo wiſſen wir gar nicht, was wir damit anfangen ſollen, und

der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich. Es ließen sich höchst traurige, ja tragische Beispiele anführen, wie vorzügliche Menschen aus einem niedern Zustande durch verwundernde, bethuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen sind, bloß darum, weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch besser, die Schiffbrüchigen versinken zu lassen, als sie an's Ufer schleppen, um sie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden preiszugeben."

Diese Worte gestatten eine mehrfache Nutzanwendung, besonders auch auf jüngere schriftstellerische Talente, welche der kritische Beifall der Clique, die sich ihrer vielleicht zu egoistischen Zwecken bedienen möchte, Anfangs mit den maßlosesten Hoffnungen speist, damit sie später, verrathen, verlassen, preisgegeben, nur um so schmerzhafter fühlen, wie verzehrend der ungestillte literarische Hunger an ihrem jungen Herzen nagt. Nachdem sie als Ruderknechte ihre wesentlichen Dienste geleistet, sezt man sie auf einer wüsten Insel aus und schneidet ihnen wohl noch die Zufuhr ab, damit sie sich möglichst bald verzehren und mit ihren Cliquengeheimnissen, in deren Besitze sie sind, in Vergessenheit gerathen.

Sehr sinnreich meint Goethe, eine solche durchaus sittliche und rechtliche Erscheinung wie Hiller müsse eigentlich mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaften angethan, ein Till und Sokrates zugleich seyn, und aus dem Staube heraustretend, sich von einer glänzenden und mannigfaltigen Welt nicht geblendet fühlen, sondern Alles immerfort nur nach eigener Norm empfinden und aufnehmen und nach allen Seiten hin rücksichtslos die Wahrheit bekennen. Goethe erinnert hierbei an Grundling, Taubmann, Morgenstern, Pöllnitz, d'Argens und Zeilius, und es ist wirklich die Frage, ob unsere jetzigen politischen Journale dieselbe wirkungs- und einflußreiche Stellung einnehmen, als die ehemaligen Hofgelehrten und Hofnarren, die, wie Goethe sagt, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hofe zum Plastron dienten und sich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Goethe weiß das Verdienst unserer sogenannten Naturdichter, von denen er jedoch sagt, daß sie gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten ausgestattet seyen, sehr wohl zu würdigen; aber er verhehlt sich auch die Gründe nicht, weßhalb keiner derselben die Popularität des Schotten Burns erreicht hat. Der Richtung gemäß, welche das deutsche Leben einmal genommen hat, schlägt bei uns die Natur gleich in Kunst oder Kunstpfuscherei um, und da in Deutschland zwischen der höhern und niedern Bildung nichts Gemeinsames mehr ist und dieser Riß, diese Zurücksetzung vom Volke instinktartig und tief gefühlt wird, so ist die auffällige Erscheinung leicht zu erklären, daß der deutsche Volksdichter den bürgerlichen Kittel von sich thut und im Kleide von städtischem Schnitt, wenn auch nicht feinem Tuche, sich um das gnädige Wohlwollen der höhern künstlichen Bildung bewirbt. Diese unselige Zerfallenheit zwischen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt trägt sich leider auch auf unsere literarischen und künstlerischen Produktionen über, so daß es uns so selten gelingt, Töne anzuschlagen, welche auch in das Ohr und das Herz des deutschen Volkes klingen, oder in den bildenden Künsten Situationen zu erfinden, mit denen sich das Gemüth des deutschen Volks in ein vertrauliches Verhältniß zu setzen weiß. Goethe fühlte dieß und sprach es häufig in seiner delikaten, ahnungsvollen Weise aus, wenn er z. B. in einer Recension über ein weibliches Produkt: „Melanie das Findelkind" Folgendes sagt: „Die Charaktere der obern Stände sind wie aus der Ferne mit einer Art von Respekt weich und nebulistisch gezeichnet, dagegen die der mittlern und untern Stände scharf und ohne Neigung umrissen sind, oft überladen, in's Häßlichste und Gemeinste übergehen. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt des empfindenden und theilnehmenden Lesers." Es ist derselbe Zwiespalt, der so schneidend durch alle Verhältnisse des deutschen Lebens hindurchgeht, derselbe Zwiespalt, der sich noch in den Salonromanen der Gegenwart wieder erkennen läßt. Eben so respektvoll, eben so weich und nebulistisch zeichnet Gräfin Hahn-Hahn ihre aristokratischen Personen, mit derselben liebloſen Häßlichkeit ihre Personen aus dem Volke, und man braucht nur an die unglückliche garstige Thorschreiberstochter im „Cecil" zu erinnern, um davon ein Beispiel zu haben. Daher sagt Goethe bei dieser Gelegenheit mit Recht, daß geistreiche und talentvolle Frauen ihre Manuscripte geist- und talentvollen Männern zur Durchsicht vorlegen sollten, „damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen, herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung, und vor allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegenwicht anhängen dürfte."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem südlichen Schweden.

(Fortsetzung.)

5. Esperöd.

Zu den schönsten Punkten, die ich in Schonen gesehen — und ich habe die Provinz nach allen Seiten

hin bereist — gehören Esperöd, Porsebro, der Kullen und Helsingborg.

Esperöd ist ein Gut hart an der Ostsee, da wo der Busen von Cimbrishamn seine tiefste Einbuchtung hat. Ein Ausläufer des großen skandinavischen Gebirges erstreckt sich hier bis an die Meeresküste, und wie ein dem Erlöschen nahes, noch einmal hoch aufflammendes Licht erhebt sich dieses Gebirge noch hart am Strande in zwei mächtigen Felskuppen. So liegt Esperöd unmittelbar zwischen dem Meeresstrande und der gewaltigen Felsenhöhe und gibt der Landschaft einen hohen Reiz, mag man sie nun von der Felsenspitze aus betrachten, oder vom Strande, oder von den Fenstern des friedlichen Wohnplatzes.

Bei Esperöd findet sich ein alterthümliches Denkmal, welches außerordentlich merkwürdig ist. Man nennt es das Monumentum Kivikianum, oder Kivikense. In ganz geringer Entfernung vom Meere sieht man auf dem freien Felde eine dicht mit Brombeersträuchern bewachsene Stelle. Dringt man mit Mühe durch diese Sträucher hindurch, so bemerkt man eine Vertiefung von etwa sieben Fuß Länge und drei Fuß Breite. Dieselbe ist an den vier Seitenwänden mit großen geebneten Steinen ausgelegt, auf deren Fläche Figuren, so wie Abbildungen von Waffen, musikalischen und Opferinstrumenten eingegraben sind. Diese Arbeiten sind in hohem Grade roh. Die Steine, die früher als Decke mögen gedient haben, liegen zum Theil zertrümmert umher.

In einer Untersuchung, die der Professor Lagebrinck zu Lund im Jahre 1780 herausgegeben hat, stellt derselbe die Hypothese auf, dieses Denkmal sey wahrscheinlich als das Grabmal eines römischen Feldherrn anzusehen. Da nun aber gar keine historischen Notizen vorliegen, daß die Römer die schwedischen Küsten gekannt, noch viel weniger, daß ein bestimmter römischer Feldherr daselbst eine feierliche Bestattung erhalten, so nimmt Lagebrinck an, es möchte ein solcher mit seiner nach Britannien bestimmten Flotte an die schwedische Küste verschlagen worden seyn. Nachdem er gelandet, habe er sich mit den wilden Landeseinwohnern in einen Kampf einlassen müssen, in welchem er Sieger geblieben, worauf er sogar einen Triumph gefeiert. Dann müsse er natürlichen Todes gestorben seyn, und habe nun von seinen Soldaten eine feierliche Bestattung erhalten. So deutet Lagebrinck die verschiedenen eingegrabenen Zeichen, von denen er einige ganz bestimmt auf die Ehre des Triumphes bezieht.

Außerdem, daß diese Hypothese in sich selbst schon das Gepräge des Unwahrscheinlichen trägt, übersieht Lagebrinck dabei, daß mehrere von den Instrumenten, deren Abbildung noch deutlich erkennbar, durchaus nicht römischen Charakters sind. An einen römischen Ursprung dieses Denkmals ist daher wohl nicht zu denken; indessen rührt es unzweifelhaft aus dem dunkelsten Alterthume her, und ist auch gewiß altnordischen Ursprungs. Aehnlichkeit mit den bekannten Hünengräbern hat es übrigens nicht im Entferntesten.

6. Torsebro.

Als den zweiten sehr schönen Punkt erwähnte ich Torsebro. Der Helgestrom, dessen Name schon geeignet ist, einen Jeden, der nur einmal die ernsten Klänge der Fritjofssage vernommen, in eine empfängliche Stimmung zu versetzen und die Phantasie zum lebendigen Spiele mit nordischen nebelhaften Bildern anzuregen, bricht sich beim Eintritt in die Provinz Schonen durch wilde, romantische Ufer seine Bahn und gewinnt hier und dort durch die nahe an einander tretenden, einengenden Felsen eine Kraft, wie sie die mächtigen Alpenströme oft nicht größer besitzen. Dieser Kampf des fließenden, beweglichen, lebendigen, revolutionären Elements mit dem starren, unbeweglichen, stolzen, despotischen Elemente bietet, wie überall, so auch hier ein lebhaftes Interesse dar. Er zeigt die Natur in ihren gewordenen Formen als ein treues Bild der menschlichen Welt. Erst weiterhin, wo die Felsen zurücktreten und der Widerstand weicht, gewinnt Helge breites Gebiet, der Kampf hört auf, König Helge hat gewonnen, König Helge hat Recht. Er dehnt sich zu majestätischer Breite im dunklen See. Da ruht er vom harten Kampfe und spielt mit Elfen und Nixen, die in grauen Nebelstreifen dahin ziehen über die Wasser und ihn zu ihrem König erkiesen. Da bringen die Geister der Wasser ihm ihren Tribut in der duftenden Wasserrose und heißen sie zu seinen Ehren Erlkönigsblume.

In den Fluthen des deutschen Rheinstroms, von leuchtender Sonne beschienen, ist des Dichters Lied vom Fischer in mir eine Wahrheit geworden; auf König Helges Strom, beim düstern Spiele der Nebelgebilde, sollte des Dichters Lied vom Erlkönig in mir zur Wahrheit werden.

Da wo das Wasser durch die Felsen sich mit größter Macht bricht, liegt Torsebro. Die Gewalt des stürzenden Wassers ist hier besonders im Frühjahr so groß, daß erst vor einigen Monaten noch die 21 Schritte breite, aus Quadern erbaute Brücke von der Stromseite her fast ganz zerstört wurde. Diese wilden Punkte bieten herrliche Blicke dar. Ein von der Schönheit Blekingens begeisterter Schwede sagte mir, daß Torsebro Alles übertreffe, was Blekingen aufweisen könne. Und Blekingen wird allgemein als die an Naturschönheiten reichste Provinz Schwedens angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Prag, December.

Muſik. — Theater.

Zwei bedeutende Produkte der Musica Sacra haben kurz hinter einander das Intereſſe der Liebhaber der ernſten Tonkunſt in Anſpruch genommen. Das Veni sancte des Conſervatoriums brachte nämlich eine Meſſe in CDur von dem Direktor dieſer Anſtalt, J. Fr. Kittl, und kurz nachher erſchien in der Hoffmannſchen Kunſthandlung die ſchon bekannte Königsmeſſe von J. W. Tomaſchek, 1836 zur Krönung König Ferdinands componirt; gewiß ein angenehmes Geſchenk für alle Kirchenorcheſter des Kaiſerſtaates. — Von dem intereſſanten böhmiſchen Pſeudonymen Johann von Stern (die „Bohemia“ verräth in demſelben den Pfarrer Marek in Kopozed) iſt ſo eben wieder das ſehr anziehende erſte Bändchen eines hiſtoriſchen Romans: „der Salbenkrämer,“ erſchienen, welcher in der vielbewegten Zeit des Winterkönigs in Prag ſpielt, und nicht allein ein lebendiges Bild der Zeit, ſondern auch frappante Charakterzeichnungen Heinrichs von Kärnthen, ſeiner Gemahlin Anna und ſeiner Schwägerin Eliſabeth, der berühmten Mutter Karls IV. u. ſ. w. darbietet.

Unſere Coterien — zunächſt die weiblichen — verwundern und erfreuen ſich über die zahlreichen Heirathspartien, in welchen das nächſtkommende Jahr 1845 mehrere ſeiner Vorgänger weit zu überbieten verſpricht. In allen Ständen werden viele Heirathen geſchloſſen, vorzüglich aber bedeutend iſt die Zahl der Meſalliancen von der gutmüthigſten Art, wo arme Herrn von, Barone und Grafen durch Verbindungen mit reichen bürgerlichen Mädchen ſich dem erzwungenen Cölibat entziehen. Beſonders fängt ein Graf R., welcher Demoiſelle G. heirathet, einen wahren Goldfiſch aus dem Binnenſee des Eheſtandes.

Die zwei lezten Neuigkeiten unſerer Bühne waren: „Vierundzwanzig Stunden Königin,“ Luſtſpiel in zwei Aufzügen, mit einem Vorſpiel unter dem Titel „das Goldſtück,“ nach dem Franzöſiſchen von C. W. Koch, und: „Mutter und Sohn,“ Schauſpiel in zwei Abtheilungen und fünf Akten mit freier Benützung des Bremerſchen Romans: „die Nachbarn,“ von Ch. Birch-Pfeiffer. So wie ein Sänger, als Sänger, ein ſehr guter Schauſpieler ſeyn und doch im recitirenden Schauſpiel entſchieden Fiasco machen kann, ſo iſt es auch mit den Libretto's der Fall, und dieſes betrübte Schickſal hat auch der Verarbeiter der „Reine d'un jour“ erfahren. Der dramatiſche Sänger und der Operndichter brauchen nur in Contouren zu zeichnen, die Ausſchattirungen liefert die Muſik. Wenn aber ein gewöhnlicher Ueberſezer eine Oper beſucht, und ſieht die Theilnahme, welche das Publikum einer frappanten Situation, einer drolligen Geſtalt ſchenkt, da iſt er gleich bei der Hand, ſich von derjenigen Direktion ein, wenn auch kleines Honorar zu verdienen, welcher ſelbſt die geſtohlene Partitur zu theuer iſt, indem er ganz großartig und univerſell darauf ſezt: „Nach dem Franzöſiſchen.“ Trifft es ſich nun gar, daß ein ſolches Sujet einen hiſtoriſchen Hintergrund hat, ſo täuſcht er ſich gar leicht über deſſen nothwendigen Erfolg, und nach ihm wird der Theaterunternehmer und zulezt das Publikum getäuſcht. Die Handlung dieſes „Luſtſpiels“ fällt in die Zeit Karls II., und dieſe „Reine d'un jour“ iſt eine Putzmacherin, welche dazu erkoren wird, ſelbſt myſtificirt zu werden und Andere zu myſtificiren, um die Landung der Königin in Schottland zu maskiren, indem man die Aufmerkſamkeit auf eine andere Stelle leitet. Abgeſehen von den hiſtoriſchen Inconſequenzen, um nicht zu ſagen Albernheiten, iſt das Vorſpiel ſchlecht angelegt und nicht intereſſant. Im erſten Akte des Stücks bildet die Dummheit der getäuſchten Royaliſten und Rundköpfe einige gute Momente und Scenen; dagegen zieht ſich im zweiten die magere Handlung wieder gewaltig in die Breite und wird durch eine eingebildete Todesgefahr, woraus der Steuermann Marcell ſeine Geliebte retten will, aber nicht kann, deſto unnüzer in die Breite gezogen, da die Nachricht, daß der König und die Königin bereits ihren Einzug gehalten, jene ganz überflüſſig macht. In der Oper iſt die Drohung des Matroſen, die Königin in's Meer zu werfen, wahrſcheinlich vorhanden, um einen Chor anzubringen. — In „Mutter und Sohn“ hat Mad. Birch-Pfeiffer wieder ihr großes Talent an den Tag gelegt, Stoffe, die nichts weniger als dramatiſch ſind, wenigſtens theatraliſch zuzubereiten. Wenn man der von den Frauen ſo hoch gefeierten Frederike Bremer manchen Vorwurf machen kann, ſo gehört doch eine zu dramatiſche Tendenz und Haltung gewiß nicht darunter. Gleichwohl hat ſie einzelne Momente, aus denen eine gewandte Hand Scenen, Knalleffekte, ja ſogar mitunter Aktſchlüſſe herausdrechſeln kann, und das hat die Bearbeiterin redlich gethan und ein wirkſames Schauſpiel daraus gemacht. Ich ſage Schauſpiel; prägnanter wäre die Bezeichnung: „dramatiſches Epos,“ da wenigſtens zwölf bis fünfzehn Erzählungen uns alles das — manches auch mehr als einmal — kund thun, was hinter den Couliſſen oder in den Zwiſchenakten geſchehen iſt oder geſprochen wurde. Uebrigens wird auch in dem Stücke ſehr viel „Platz genommen.“ — Die meiſten Theaterdichter hüten ſich ſo viel als möglich vor Scenen, worin nur Frauenzimmer beſchäftigt ſind, weil der ununterbrochene weibliche Sopran zu einer ermüdenden Monotonie führt. Nur die weiblichen Theaterdichter wollen dieſe Wahrheit nicht zugeben, und ſchon in den Stücken der Frau v. Weißenthurn ſehen wir die langweiligſten Momente aus der ununterbrochenen Frauenconverſation entſtehen; Mad. Birch-Pfeiffer aber läßt in mehreren Scenen die Männer, wahrſcheinlich aus Rückſicht für die Damen, ganz müßig dabei ſtehen, während das weibliche Geſchlecht das große Wort führt. Das iſt zwar nicht unnatürlich, aber langweilig. Es iſt bekannt, daß in jedem Stücke dieſer Dame etwas geſtohlen wird; wie hätte ſie einem Stoffe widerſtehen können, wo es 1000 Dukaten ſind, folglich der Diebſtahl doch der Mühe lohnt!

Im Theater in der Roſengaſſe ſpielt die Geſellſchaft des Herrn Lutz (im Sommer in Karlsbad) abwechſelnd mit dem böhmiſchen Schauſpiel. Sie eröffnete ihre Vorſtellungen mit dem Vaudeville: „die Kinder des Regiments, oder der Invalide,“ frei nach „Les enfans de troupe“ von Friedrich Blum; unſtreitig eines der ſchwächſten Produkte dieſer Art. Ein paar Findelkinder werden von dem Regimente auferzogen. Der eine Knabe iſt gewaltig edel und ſentimental, der andere ein ganz ordinärer Rataplan, dießmal Trim genannt. Der Sentimentale iſt Offizier geworden, hat ſich in die Tochter ſeines Oberſten verliebt, und benimmt ſich ſubordinationswidrig gegen den Bräutigam des Fräuleins, ſeinen bornirten und boshaften Vorgeſezten, während Trim Gemeiner geblieben iſt. Der Sentimentale wird ohne Gnade zum Tode verurtheilt und nichts kann ihn retten; Trim fängt einen gewaltigen blinden Lärm an, bis der zweite Protagoniſt, ein alter Invalide, als Deus ex machina erſcheint und dem General en chef erzählt, der Verbrecher ſey eigentlich ſein Sohn. Nun iſt keine Rede mehr von einer Strafe; der Sentimentale führt die Hoffnung nach Hauſe, und Alles wird glücklich, der bornirte Offizier ausgenommen, dem ſeine Braut vor der Naſe weggefiſcht wird. (Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 6. Januar 1845.

Das Land iſt im Relief ſo ſcharf und großartig ausgeprägt, daß, wo der Pflanzenwuchs nicht ganz zurückbleibt, große landſchaftliche Reize ſich von ſelbſt einſtellen.

Daumont.

Skizzen aus dem ſüdlichen Schweden.

(Fortſetzung.)

Zu Torſebro befindet ſich die einzige Pulverfabrik, welche in Schweden exiſtirt. Sie hat nichts beſonders Eigenthümliches, von andern gleichartigen Fabriken Abweichendes, nur daß dieſelbe weniger ſorgfältig bewacht wird, als dieß ſonſt zu geſchehen pflegt. Jeder Fremde betritt das Haus ohne Weiteres und braucht nicht erſt Erlaubniß einzuholen. Dieſe auffallende Sorgloſigkeit iſt wohl nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Torſebro ſo ſehr entlegen iſt und verhältnißmäßig ſelten beſucht wird. — Die Fabrik gehört dem Baron Staël-Holſtein, berühmten Namens.

7. Der Kullen.

Von ganz anderer Natur als Torſebro iſt der Kullen (Kullaberg). Es iſt dieß das weſtlichſte, ſehr ſcharf und ſpitz vorſpringende Vorgebirge von Schonen. Man beſucht es gewöhnlich von Helſingborg aus und nimmt dann den Weg über das intereſſante Höganes, das einzige Steinkohlenbergwerk, welches Schweden beſitzt. Von hier aus ſieht man das Gebirge in ſchöner Zeichnung vor ſich liegen. Es erinnert in ſeinen ſcharfen Contouren lebhaft an die euganeiſchen Berge, wie ſie von der Specula zu Padua aus betrachtet erſcheinen. Schlechte Hütten haben ſich an den Berg angelehnt, und wie trüben Eindruck ſie einerſeits durch ihre Armſeligkeit machen, ſo erhöhen ſie andererſeits doch das Maleriſche der Landſchaft. Hart am Meere, da wo der Leuchtthurm ſteht, fällt der Fels ziemlich ſteil ab, doch nicht ſo ſchroff und ſteil, als unter dem Leuchtthurme von Havre. Der Kullen ſtuft ſich mehr allmählig ab, iſt aber in dieſen Abſtufungen zerriſſen und zerklüftet, mit furchtbar jähen Abgründen und einzelnen vorgeſtreckten Maſſen. Der Blick von hier auf das nach beiden Seiten hin ſich dehnende Meer, das zur Linken in unbegrenzter Majeſtät erſcheint, zur Rechten aber durch das andere Ufer des Buſens begrenzt wird, iſt außerordentlich ſchön, erhebend.

Auf der Höhe des Kullen iſt ein artiges Häuschen, wo der Wanderer Aufnahme findet. Das Fremdenbuch zeigte meiſt ſkandinaviſche Beſucher, auch manche Deutſche, weniger Engländer, und noch viel weniger Franzoſen. Die leztern ſind nicht berühmt als Touriſten, namentlich nicht als ſolche, die der Naturſchönheit wegen ſich große Unbequemlichkeit machen. Daß aber die immer auf der Landſtraße liegenden Engländer hier ſo wenig gefunden werden, iſt in hohem Grade auffallend, indeß für den Deutſchen durchaus nicht unangenehm. Die Leute ſind

hier noch nicht an die vorzugsweise von den Engländern gesteigerten Schweizerpreise gewöhnt.

Hatte schon der Blick von Höganes auf den Kullen mich an Italien erinnert, so sollte dieß nochmals, aber in ganz anderer Weise, im Innern des eben genannten Gasthauses geschehen. Im niedrigen Stübchen hingen Ansichten von Pisa und von Girgenti. — Auf der Höhe des Kullen, im fernen kalten Norden, Pisa und Girgenti! Nord und Süd, Winterfrost und Sonnenglut, Skandinavien und Hesperien, Odins düstere, nebelhafte Götterwelt und Jupiter in ewig heiterer, seliger Götter Schaar! — Wie doch der Mensch nach der Ferne sich sehnt, an's Fremde sich drängt, mit dem Fremden sich schmückt! In einem andern gastlichen Stübchen — es war im entlegenen Torsebro — sah ich Schildereien hängen, die Scenen aus Maria Stuarts lezten Unglückstagen vorstellten und Unterschriften in französischer und spanischer Sprache trugen. Das Schicksal, das Schottlands Königin auf Englands Boden erlebt, wird in Schweden dargestellt und mit Frankreichs und Spaniens Sprache erklärt.

8. Helsingborg.

Wie ich schon oben erwähnte, macht man die Ausflucht nach dem Kullen gewöhnlich von Helsingborg aus. Dieß Städtchen ist in sich und an sich durchaus nichts weniger als schön. Man muß es aber dessen ungeachtet zu den schönsten Punkten Schonens rechnen, weil man von hier aus so ungemein belohnende Blicke über den Sund auf das gegenüberliegende dänische Ufer thut. Alexander Daumont sagt in seiner Reise: „Je savais qu'après Constantinople et Naples, il n'existe pas en Europe une vue maritime plus belle que celle du Sund; j'étais prévenu et cependant je fus frappé de surprise et d'admiration.“ Es ist dieß ein etwas enthusiastisches Lob, und ich bezweifle sehr, ob Daumont, wenn er vor seiner schwedischen Reise wirklich Constantinopel oder Neapel gesehen hätte, sich in gleicher Weise würde ausgesprochen haben. Vor Daumont habe ich wohl Lissabon, Havre und Stockholm mit jenen beiden vues maritimes in gleiche Kategorie stellen hören, nie aber den Sund. Indeß zu den ausgezeichneten Punkten gehört er in jeder Weise, und zwar eben nur von der schwedischen Seite aus betrachtet.

Von den Hafendämmen aus sieht man selbst mit unbewaffnetem Auge klar und deutlich Helsingör auf der dänischen Küste mit der Festung Kronenburg; Helsingör, das uns durch Hamlets Grab in eine poetisch-tragische, durch seinen Sundzoll in eine politisch-tragische Stimmung versezt. Die poetische Stimmung wird bald zurückgedrängt durch den Hinblick auf das lebhafte Getreibe im Hafen von Helsingör, auf die zahlreichen Kriegs- und Kauffahrteischiffe aller Nationen. An jenem Tage war das Schauspiel ein besonders schönes, da die große russische Flotte auf der Rhede geankert hatte und das Auge, wohin es schaute, auf so kleinem Raume so imposante Kräfte so verschiedener Völker vereint traf, die alle einer so kleinen Macht sich tributpflichtig zeigten.

Die Stadt Helsingborg ist klein und unbedeutend und hält auch nicht im Entferntesten einen Vergleich mit Helsingör aus. Die Häuser sind durchschnittlich niedrig und ärmlich, die Straßen und selbst der Hafen wenig belebt. Helsingborg erscheint nicht als der einem gebieterischen fremden Hafen gegenüber gelegene Hafenort einer Seemacht, der mit jenem jemals in die Schranken treten könnte, Helsingborg erscheint eher als ein friedlicher Fischerort, ohne Handel, ohne Industrie, ohne Leben. — Eine eigenthümliche Erscheinung, die an der äußern Physiognomie der Stadt hervortritt, die sie aber mit den südschwedischen Städten überhaupt theilt, sind die verhältnißmäßig sehr großen und hohen Fensterscheiben, die man hier überall, selbst in den kleinsten, unbedeutendsten Häusern sieht. Die Fenster dieser oft sehr niedrigen und einstöckigen Häuser bestehen häufig nur aus vier, ja nur aus zwei Scheiben, aber diese Scheiben sind auffallend schön und groß. Es wird ein wahrer Luxus damit getrieben.

Noch ein anderer Theil des Hauses in den südschwedischen Städten erscheint durch seine Größe dem Deutschen auffallend; das sind die Kachelöfen. Das schwedische Klima ist ein rauhes; dem sucht man, wie überall in kalten Gegenden, durch starke Getränke und zweckmäßige Feuerung entgegen zu arbeiten. Es ist interessant, in dieser Beziehung die verschiedenen Gegenden mit einander zu vergleichen. Durchschnittlich wird man finden, daß die Einrichtungen zur Abwehr der unfreundlichen Witterung bei weitem zweckmäßiger in kalten Gegenden sind als in milderen, und daß man bei wirklicher Kälte dort viel besser geschüzt ist, auch viel behaglicher sich fühlt als hier. Die Russen und Schweden frieren weniger als die Italiener. — Die Kachelöfen, wie sie in Norddeutschland im Gebrauche sind, nehmen schon einen großen Raum ein und erscheinen dem nur an eiserne Oefen gewöhnten Auge schon sehr unförmlich. Die schwedischen Kachelöfen dagegen sind ganz riesenhaft; sie reichen gewöhnlich bis an die Decke des Zimmers.

(Fortsezung folgt.)

Goethe als Recensent.

(Fortsezung.)

Noch in seinen späteren Lebensjahren empfahl Goethe mit liebevollster Theilnahme mehrere dem Volksgeist

verwandte Schriften, wie: „Der junge Feldjäger," „des jungen Feldjägers Kriegskamerad," „Memoiren von Robert Guillemard, verabschiedeten Sergeanten," Arnolds Lustspiel in straßburger Mundart, „der Pfingstmontag," dem er seinen höchsten Beifall spendet, und die Poesieen des Naturdichters Anton Fürnstein. Lezterer war ein Krüppel an Armen und Beinen und wurde auf einem Stuhlwagen fortgeschoben. „Bei flüchtigem Blick jedoch," sagt Goethe, „mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können."

Um so schmerzlicher fällt es, in einer dieser Recensionen einer Ansicht, einer Lebensmaxime zu begegnen, die niederzuschreiben meine Feder sich sträubt, da ich den blinden und blöden Gegnern des großen Mannes nicht gern eine Waffe zu etwaigem Gebrauch in die Hände spielen möchte; aber die Unparteilichkeit fordert, daß ich Goethe's Worte hier citire. Nachdem Goethe gelegentlich erwähnt, daß er die Thätigen, besonders gutgekleidete Handwerksburschen gern mit Almosen bedacht habe, sezt er hinzu: „Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand besezt, sich darein geschickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die grenzenlose Noth mildern und mäßigen zu wollen." Dieser individuelle Grundsaß zu einem allgemeinen erhoben, würde uns zulezt zu dem Verfahren gewisser wilder oder verwilderter Völkerschaften führen, welche die alten, gebrechlichen, verkrüppelten oder sonst untauglichen Leute, welche einen unabänderlichen Zustand besezt haben, von den Behausungen der Lebendigen für immer entfernen oder mit einem noch summarischeren Verfahren gewaltsam tödten. Hier haben wir ein Beispiel, wie nahe die höchste, in ästhetischer Hinsicht überzarte Kultur mit ihrem Extrem, der äußersten Verwilderung sich berührt. War es doch gerade die sogenannte civilisirteste Nation Europas, welche in der Revolution, um das Unbequeme auf dem kürzesten Wege loszuwerden, den Todtschlag gleichsam legitim machte und gegen ihre unglückliche Königin nicht einmal diejenigen Rücksichten walten ließ, welche in ähnlichen Fällen selbst die rohe Naturbildung zu beobachten wissen würde. Das Empörende, welches in jener Aeußerung des sonst so wohlwollenden und vorsichtigen Goethe unzweifelhaft liegt, wird höchstens durch die große Aufrichtigkeit gemäßigt, mit der es ausgesprochen ist.

Uebrigens müssen wir erwägen, daß wir bereits mit dem hochgealterten Goethe zu thun haben, bei welchem sich die Ansicht, daß alles Unangenehme, Häßliche und Unästhetische möglichst zu fliehen und, wo es sich aufdrängt, möglichst fern zu halten sey, mit den Jahren zu einem die Lebenspraxis selbst bestimmenden Systeme verknöchert hat. Man suche nun in seinen Recensionen nicht mehr die geniale Frische des Recensenten für die Frankfurter gelehrten Anzeigen, nicht mehr die mannhafte Kraft und Würde des Recensenten für die jenaische allgemeine Literaturzeitung. Alles gestaltet sich trockener, nichtssagender und süßlicher; man hört häufig nur noch Worte, welche allerdings meist schön gesezt, aber auch eben so oft ohne Inhalt oder wenigstens ohne charakteristische Schärfe sind. Hie und da überrascht wohl noch ein bedeutender Gedanke, ein brauchbarer Grundsaß, aber mehr wie eine orakelhafte Stimme eines Weisen, der seiner Auflösung entgegensieht und in welchem noch zuweilen ein göttlicher Lichtfunke aufflammt, um sogleich wieder zu verlöschen. Das zusammenhängende Denken und Schreiben scheint ihm allgemach schwerer und schwerer zu fallen; wo er darnach strebt, gibt sich eine gewisse Ermattung kund, die er selbst wohl fühlt, weßhalb er häufig nur noch Aphorismen aneinander reiht, in denen sich seine lezte Kraft bedeutsamer concentrirt. — Es ist von hohem Interesse, diesen Prozeß, dieses mühsame Ringen des gewaltigen Mannes zu verfolgen, der nicht ablassen kann, das, was um ihn vorgeht, zu beobachten und darüber nachzudenken, dessen starker Geist das Alter fast überwindet und gegen den Tod, wenn auch vergebens, mit aller Macht anzuringen scheint. Während seine rücksichtslosen Gegner häufig nur diese Periode der hinschwindenden Kraft und die damit nothwendig verbundenen Schwächen bei ihren Feindseligkeiten im Auge haben, wird der humane und denkende Beobachter genug Gelegenheit finden, dem allmählig erlöschenden und doch immer wieder aufflammenden Geiste des Dichters seine Bewunderung, diesem rastlosen Ringen und Ankämpfen gegen die unerbittlichen Forderungen der Natur selbst seine mitleidsvolle Theilnahme zu zollen. Seine Gegner mögen bedenken, daß sie, falls ihnen das Todesloos nicht früher geworfen wird, dem verknöchernden Alter vermuthlich die geistige Widerstandskraft, wie sie Goethe zu Gebot stand, schwerlich entgegenzusetzen haben, zumal da ihre Kraft sich gemeiniglich im Negativen und in der bloßen Polemik vor der Zeit zu erschöpfen pflegt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Bosco. — Spontini.

Im Ganzen ist man hier gewiß recht gut deutsch gesinnt, während der jezt zu Ende gehenden Anwesenheit des egyptischen Magiters Bosco aus Turin war das jedoch

anders geworden. Er hatte nämlich einer ziemlichen Zahl von Einwohnern diese Gesinnung so zu sagen zu escamotiren und ihnen dagegen die egyptische beizubringen gewußt. Ueberhaupt hallte die ganze Stadt von den Unbegreiflichkeiten wieder, die er gethan und zum Theil auch nicht gethan hatte. Sie kamen nicht allein in dem Saal vor, wo er seine Künste ziemlich hoch zu verwerthen wußte, sondern auch auf öffentlicher Straße. So war eines Tages von ihm auf der Elbbrücke einem Elegant der Arm gegeben worden, der wenige Minuten später diesen von sich schleuderte, als er bemerkte, daß der Magier sich in eine alte Bauersfrau mit dem vollen Marktkorbe auf dem Rücken verwandelt hatte. Mehrere Anekdoten noch weit auffallenderer Art cirkulirten, die den egyptischen Wundern den Vorrang vor den europäischen unwidersprechlich vindicirten. Sie sahen aber dafür auch größtentheils einem Puff viel ähnlicher als der Wahrheit. Wenn übrigens natürlich die meisten der von Bosco öffentlich dargelegten Kunststücke des Reizes der Neuheit ziemlich entbehrten, so kommt doch bei dergleichen Dingen Alles auf die Gewandtheit und Eleganz der Ausführung an, und er war darin so ausgezeichnet, daß, ungeachtet der hohen Preise seiner Darstellungen, er sich eines überaus zahlreichen Besuchs zu erfreuen hatte. Einen vorzüglichen Reiz verbreitete die Anwesenheit des vielgewandten, angenehmen Mannes über fröhliche Privatvereine. Nicht nur durch seine Zauberstücke, auch durch Mittheilung pikanter Anekdoten wußte er die Tafelfreude zu würzen. Sein Aufenthalt im Orient, an Höfen, wo Mancher sich vielleicht glücklich zu preisen hat, wenn er mit gehorsamster Zurücklassung der beiden Ohren seinen Kopf wieder in die Heimath mitnehmen darf, der vielleicht der landesüblichen Justizpflege bereits verfallen war, gab reichen Stoff dazu. Die geistigen Confitures du Serail, welche Bosco zum Dessert auftischte, und die Entschleierung mancher anmuthigen Haremsgestalt und deren Geheimnisse, die an Interesse den berühmten Pariser Geheimnissen und deren Nachgeburt, dem ewigen Juden, noch zum Theil den Rang abliefen, gewährten besondern Genuß, überhaupt seine Schilderungen vieler Eigenthümlichkeiten des orientalischen Lebens, dem er in manchen Punkten sehr zugethan schien. Wie bei seinem öffentlichen Auftreten, so war daher auch bei dergleichen Privatversammlungen Jedermann in der Regel mit dem vielleicht unterhaltendsten aller Orientalisten vollkommen zufrieden.

Allerdings aber ging es zulezt den egyptischen Wundern wie dem Monde beim Anbruch der Morgenröthe; sie erblaßten bedeutend vor der Nachricht von der baldigen Ankunft des berühmten Spontini, der zu der neu einstudirten Lieblingsoper: „die Vestalin," hier erwartet wurde. Und als Spontini selbst erschien und die Leitung seiner berühmtesten Oper übernahm, trug vollends das Kunstwerk über das Kunststück verdientermaßen den Preis davon, wenn man auch nicht behaupten kann, daß es lezteres ganz verdrängt habe. Unser so geräumiges Schauspielhaus, mit allen zur glänzendsten Darstellung dieser Oper gehörigen Erfordernissen ausgestattet, war viel zu klein, um alle Schaulustigen befriedigen zu können. Es hat auch vielleicht noch keinen Theaterabend gegeben, wo die Erwartungen des Publikums in solchem Grade übertroffen wurden, als diesen und den wenige Tage darauf folgenden, wo die Wiederholung der Vestalin, abermals unter Spontinis Führung, stattfand. Sänger und Sängerinnen und das treffliche Orchester belebte insgesammt ein schöner Wetteifer, den berühmten Componisten mit ihren Leistungen zufrieden zu stellen. Es herrschte auch in der zahlreichen Versammlung ein Enthusiasmus, wie er nur den allerneuesten Paradestücken entgegen zu kommen pflegt, so daß der verdienstvollen Oper eine zweite glanzvolle Zukunft vorauszusagen ist. Unter Anderem widerlegte unsere Schröder-Devrient auf die glänzendste Weise alle Zweifel an ihrer vollen Kraft zu Durchführung der sehr jugendlichen Hauptrolle.

(Schluß folgt.)

Prag, December.

(Schluß.)

Theater.

Ein Drama, das „Verbrechen aus Kindesliebe," ebenfalls nach dem Französischen und ebenfalls von Friedrich Blum, scheint die Moral aufzustellen: wer etwas gestohlen hat, soll es ja nicht mehr zurückgeben! In der ersten Abtheilung: „das Verbrechen," maust ein edler Commis seinem Prinzipal 1000 Francs, damit seine Mama in die Bäder reisen könne; zum Unglück bekommt er darauf Geld, will es wieder hineinlegen, wird erwischt und als Dieb angeklagt. Der Commis weiß nichts Besseres zu thun, als in der zweiten Abtheilung: „das Irrenhaus zu Paris," wahnsinnig zu werden, bis sich die Sache endlich zu seinem Vortheil aufklärt. — Die dritte Novität war eine Posse: „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberösterreich," von Friedrich Kaiser, der es auch schon von Nestroy gelernt hat, französische und andere Stücke in's Oesterreichische zu übersetzen, ohne zu sagen, woher? Aber wenn Nestroy diesen komischen Prozeß unternimmt, versteht er es, selbst tragischen Stoffen durch ächte Ironie die komische Seite abzugewinnen, während Kaiser aus jedem fremden Drama eine Iffland'sche macht und höchstens einen komischen Bedienten hineinsetzt, oder, wenn ein solches Subjekt schon darin ist, in österreichische Carricaturlivree steckt. Dieser „Viehhändler aus Oberösterreich" ist abermals nur eine Variation des, seit dem „Tiroler Wastel" und Zieglers „Wettion und Herzensgüte" hundertmal wiederholten Thema: ein Bruder in der Stadt, der sich durch Verschwendung an den Bettelstab gebracht hat, und ein Bruder auf dem Lande, der ihn mit seinem Gelde retten muß (in: „alte und neue Zeit" muß es der Vater thun), und dießmal zwar ein Stück von Emil Souvestre, welches schon im vorigen Jahre in der Bearbeitung von A. Heinrich unter dem Titel „Onkel Majoran" auf der ständischen Bühne gegeben wurde. Doch müssen wir dem Wiener die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Bearbeitung besser als die Berlinische ist. Auf den Viehhändler folgte: „der Schneider als Naturdichter, oder der Herr Vetter aus Steiermark," ebenfalls von Friedrich Kaiser, als erste Gastdarstellung des Hrn. Kottaun vom Königsstädter Theater in Berlin, welcher seitdem in mehreren andern Possen mit vielem Beifall gastirte. Doch ist alles Bestreben des Hrn. Lutz, ein volles Haus zu machen, fruchtlos, und Director Stöger hat sich sogar im vollen Sinn des Wortes dem Teufel umsonst ergeben, indem er eine ganz ordinäre Wirthshausmusik unter der bis zur Ironie marktschreierischen Bezeichnung: „Großes Wiener Nationalconzert des Wiener Musik- und Gesang-Quartetts, Knöbelsberger, Pöck und Bayer in Vereinigung mit dem Schweizer Jodler Fritzel," seine Bühne besleckten ließ. Das Konzert brachte unter andern musikalischen Kuriositäten die Cavatine aus den Hugenotten von Meyerbeer für das chromatische Pianoposthorn arrangirt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 7. Januar 1845.

Was ihr Guten, ihr Beſten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur keiner lässig ruhn!
Was ich ſag', iſt Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verſtändniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkommner und beſſer!
Beſſer, ſollt' es heißen, und vollkommner;
So ſey denn Jeder ein Willkommner.

Goethe.

Goethe als Recenſent.

(Fortſetzung.)

Daß Goethe, wie man ihm häufig zum Vorwurf gemacht, ſich gegen die politiſchen Bewegungen der Zeit indifferent verhielt, mag allerdings wahr ſeyn; er beobachtete ſie im Stillen, aber er miſchte ſich nicht unter die Reihen der Kämpfenden; er hatte ſeine eigenen und gewiß ſehr geſcheidten Gedanken und Anſichten darüber, aber er vermied, ſie auf öffentlichem Markte laut werden zu laſſen. Sein Charakter, ſeine Bildung ſtempelten ihn nicht zum politiſchen Raiſonneur; ja er würde ſeine großartige, nur ihm eigenthümliche Lebensaufgabe verfehlt haben, wenn er ſich kopfüber als Mitkämpfer in die Wirren des Tages geſtürzt hätte. Jeder einzelne Menſch hat wie jeder Planet ſeine nur ihm eigenthümliche Atmoſphäre, ſeine nur ihm eigenthümliche Bahn, und es hat noch Keiner jene ungeſtraft gegen eine andere umzutauſchen geſtrebt oder dieſe verlaſſen, ohne ſich und dem Ganzen Gefahr zu bringen. Goethe's Grundſatz war, daß das Individuum einzig und allein in dem ihm angewieſenen Kreiſe, hier aber um ſo vollſtändiger wirken müſſe. Daß überhaupt das Alter kühler und indifferenter ſtimmt, liegt im Grundſatz der Natur, dem noch kein Sterblicher entronnen iſt. Der Mann ſtrebt nach außen, der Greis in ſich zurück. Die behagliche Selbſtbeſchaulichkeit, welche man dem gealterten Goethe zum Vorwurf macht, rechtfertigt ſich bei ihm um ſo mehr, wenn man die ungeheuren Lebensreſultate bedenkt, mit deren Summirung Goethe im Alter ſich beſchäftigen durfte. Es wäre zu wünſchen, wenn alle Gegner des Dichters am Ende ihrer Tage auf ein gleich wohlangelegtes und wohldurchgeführtes Leben zurückblicken könnten. Wahrhaft lächerlich aber iſt es, wenn man ihm die Huldigungen zum Vorwurf macht, die man ihm ungefordert ſpendete und die er als unfreiwilligen Tribut ſich, wie es natürlich iſt, gefallen ließ. Wenigſtens kann der Götze nichts dafür, wenn man ſich anbetend vor ihm in den Staub wirft.

Aber auch im Alter fehlte es Goethe nicht an großartigen und umfaſſenden Anſichten, zu denen namentlich die von ihm prophezeite und vielfach geförderte „Weltliteratur" gehört. Wir verdanken dieſer Liebhaberei ſeines höhern Alters eine große Zahl trefflicher Aufſätze, in denen er uns die Beſtrebungen des Auslandes, ſich die deutſche Literatur anzueignen, wie überhaupt mit allen literariſchen Produktionen der Fremde bekannt machte, denen mehr oder weniger der Durchſchnittsſtempel der modernen europäiſchen Allgemeinbildung aufgedrückt war. Die Erſcheinung hat wirklich etwas Großartiges,

wie Goethe der Mittelpunkt wurde, in welchem sich die literarischen Sympathieen aller europäischen Völker concentrirten. Für die Anerkennung der deutschen Literatur, für die Ausbreitung der deutschen Sprache im Auslande hat Goethe unendlich viel gethan, und er war sich dessen sehr wohl bewußt, daß, wie der Katholizismus im Pabst, die europäische Literatur in ihm ihren Halt- und Stützpunkt anerkannte. Das kleine Weimar wurde durch ihn das literarische Rom, wie er selbst der heilige Vater der Weltliteratur war, und die Gesandtschaften und die Geschäftsträger aller Literaturen fanden sich in seinem Studierzimmer zusammen. Man könnte vielleicht sagen, daß diese weltliterarische Angelegenheit ihn von den beschränkt nationalen literarischen Entwicklungen des Vaterlandes abgezogen, oder daß er selbst sich dieser Angelegenheit absichtlich als eines anständigen Vorwands für die Indifferenz bedient habe, die er gegen die hervorragenden Schriftsteller Deutschlands im höhern Alter fortdauernd bewies. Dennoch hat die Weissagung, daß die deutsche Sprache als diejenige, in welcher sich die Werke aller Völker dem Geiste wie der Form nach am reinsten abprägen lassen, zur Dollmetscherin aller übrigen und zur Universalsprache berufen sey, etwas für unsern nationalen Stolz gewiß nur Schmeichelhaftes. Jemand für seinen Glauben oder seine Ueberzeugung in politischen, religiösen oder literarischen Angelegenheiten verantwortlich machen zu wollen, führt überall zu leiblicher oder geistiger Inquisition und gewaltthätigen Verfolgungen und Bedrückungen, zur Tortur oder Censur, zum Scheiterhaufen, zur Guillotine oder zum Verbot und dem Index librorum prohibitorum. Goethe konnte seiner innersten Natur und Ueberzeugung nach nichts weniger und nichts mehr als ein Kosmopolit und Weltpatriot seyn. Er war der Ansicht, „daß die weite Welt doch immer nur ein erweitertes Vaterland sey, und genau besehen uns nicht mehr als der einheimische Boden geben könne."

Nach Mittheilung dieser Ansicht darf ich einer Mißdeutung ausgesezt zu seyn wohl nicht fürchten, wenn ich die Mehrzahl der Recensionen, welche Goethe in seinem lezten Lebensstadium gelegentlich noch schrieb, zwar biographisch interessant, aber in ihrem Inhalt unbedeutend nenne. Meist sehen sie Empfehlungsbriefen auf ein Haar ähnlich, oder wenn man lieber will, lithographirten Quittungen, in denen er gleichsam das Buch empfangen zu haben dankbarlichst bekennt. So heißt es am Schlusse eines Berichts über die „Gabriele" von Johanna Schopenhauer:

„Und so sey eine reine freundliche Theilnahme treu und dankbar ausgesprochen."

Marienbad, Ende Junius 1822.

Er zeigt Solgers „Nachgelassene Schriften" an und hat auch hier dem Herausgeber „auf's schönste" zu danken; er spricht über Tiecks Novelle, „die Verlobung," ganz unbedeutende Worte und bedient sich dann abermals der Phrase: „Danken wir ihm dafür auf's herzlichste;" er kräuselt über Varnhagen von Ense's „Biographische Denkmale" einige niedliche, aber nichtssagende Redensarten und sagt wiederum am Schlusse: „Dank sey daher im Allgemeinen dem Verfasser;" ähnlich heißt es in einer Anzeige der „Biographien deutscher Dichter" desselben Verfassers: „Und hiemit sey denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt." Auch Schloffers „Uebersicht der Geschichte der alten Welt" wird mit „Dank" aufgenommen, und von Raumers „Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" heißt es: „Dankbar erkennen wir die Förderniß, die uns hieraus zugegangen." Fast possierlich klingt es, wenn Goethe seine Anzeige über Raumers „Hohenstaufen" mit den Worten beginnt: „Die vier Bände habe ich behaglich in kurzer Zeit nach einander weggelesen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfasser."

Ein Muster, wie sich ein Recensent durch bunte schöne Redensarten aus der Verlegenheit zu ziehen hat, ist die Anzeige von Rückerts „Oestlichen Rosen," worin es heißt: „Und so kann ich denn Rückerts oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gern üben und ergötzen." Bei dieser Gelegenheit empfiehlt er auch Platens „Ghaselen" als dem „Orient vollkommen gemäße" Gedichte. Man kann kein unbedeutenderes Lob spenden, wenn man einem Autor nur den Gefallen thun will, sein Werk bei dem Publikum zu rekommandiren und ihm einen kleinen Geleitsschein mit auf den Weg zu geben.

(Fortsezung folgt.)

Skizzen aus dem südlichen Schweden.

(Fortsezung.)

9. Malmoe.

Schon vom Meere aus gesehen macht Malmoe einen günstigeren Eindruck als Ystadt und selbst Helsingborg. Der Hafen ist belebt, die Schiffe sind in ziemlich bedeutender Anzahl vorhanden, die Hafenarbeiter, die Packknechte, die Zollbeamten, die Soldaten der Strandwache — Alles in rühriger Bewegung; genug, man kommt in eine Stadt. Und diesem äußeren ersten Eindrucke entspricht auch vollkommen das Innere von

Malmoe. Die Straßen gerade und regelmäßig, die Häuser meiſt maſſiv, tüchtig, geräumig und ſauber, ein großer ſchöner Platz, alles mit einander harmonirend, überall der Ausdruck des Lebens und der Wohlhabenheit.

Das ſind, neben dem untergeordneten Ystadt, die Hafenſtädte von Schonen. Die bedeutendſten Binnenſtädte ſind Chriſtianſtadt und Lund, Chriſtianſtadt wichtiger als Feſtung und für die Verwaltung des Landes als Sitz der Centralbehörden der Provinz, Lund wichtiger als Univerſitätsſtadt.

10. Chriſtianſtadt.

Chriſtianſtadt iſt als Feſtung nicht bedeutend. Die Werke ſind ſchwach und in ähnlichem Zuſtand erhalten wie die von Verdun vor einigen Jahren. Der unbedeutendſte Waffenplatz in Deutſchland iſt mindeſtens eben ſo ſtark befeſtigt als dieſe Feſtung Schwedens.

Da weder durch Natur noch durch Kunſt hinreichend für die Sicherheit dieſes Platzes geſorgt worden iſt, ſo hat man wenigſtens eine ſtarke Waffe hierher gelegt. Die geſammte reitende Artillerie, die Schweden beſizt, liegt in Chriſtianſtadt. Es iſt dieß ein treffliches Corps, ſchöne, kräftige Leute, mit offenem, freiem Blick, friſcher Geſichtsfarbe, edler Haltung, auch geſchmackvoller Uniform. Sie tragen Helme, auf denen der Haarbuſch gleichmäßig über die Mitte des Kopfes von vorne nach hinten geht, und da ſowohl an der Stirn als im Nacken ein Lederſchirm zum Schutze gegen Regen und Sonnenſchein angebracht iſt, ſo unterſcheidet man ſchwer die Vorder- und Hinterſeite des Helmes. Jacke und Beinkleider ſind von blauer Farbe, die Jacke durch drei Reihen meſſingener Knöpfe auf der Bruſt, die Beinkleider durch breite gelbe Streifen geſchmückt; auch das Lederzeug iſt gelb. Der gemeine Soldat ſieht ſehr ſauber und zierlich aus und iſt in voller Uniform von ſeinem Offizier, zumal dieſer keine Epauletten trägt, ſchwerer zu unterſcheiden, als dieß bei andern Nationen der Fall iſt.

Während des Exercirens zu Fuß, beſonders beim Marſchiren mit gezogenem Säbel, iſt die Haltung ſteif und gezwungen. Die den Säbel führende rechte Fauſt ruht feſt auf der Hüfte, der Ellenbogen iſt nach außen gekehrt. Dabei haben ſie nicht das Prompte, Stramme der preußiſchen Soldaten, und aller derer, die wie Hannover, Heſſen, Holland, Braunſchweig das preußiſche Exercitium angenommen haben. — In der ſogenannten „Schleppuniform," der Interimsuniform außer Dienſt, hört der militäriſche Gruß auf, der Soldat nimmt die Müze ab und tritt dem Bürger dadurch näher, den er übrigens auch grüßt. Ueberhaupt herrſcht viel Höflichkeit, wie im Allgemeinen in Schweden, ſo auch unter dem Militär. Jeder anſtändig gekleidete Fremde erhält den militäriſchen Gruß.

Die Kirche iſt vom bekannten däniſchen Könige Chriſtian IV., der wo nur immer möglich ſeinem Namen ein Andenken zu ſetzen ſuchte, in den Jahren 1618 bis 1626 erbaut, alſo kurze Zeit bevor Schonen von Dänemark ganz an Schweden abgetreten wurde. Ja der Bau konnte von den Dänen nicht mehr vollendet werden, daher der für die Kirche beſtimmte Thurm, den man ſelbſtſtändig bearbeitete, der Kirche nicht aufgeſezt, ſondern dem Börſenhauſe in Kopenhagen zur vermeintlichen Zierde gegeben wurde. Es iſt dieß der durch ſeine Verſchrobenheit und Geſchmackloſigkeit berüchtigte Thurm, der aus vier ineinander geſchlungenen Drachenſchwänzen beſteht. Wer einen ſo verſchrobenen Thurm erſinnen konnte, der wird für das Hauptgebäude einen Plan von ziemlich ähnlichem Geſchmack entworfen haben. Und ſo iſt es auch. Die Kirche hat einen beträchtlichen Umfang, iſt groß und geräumig, und hell durch die langen Fenſter. Das iſt, was man Lobendes von ihr ſagen kann. Soll man aber ihren Bau auf einen beſtimmten Bauſtyl zurückführen, ſo geräth man in große Verlegenheit. Es iſt nicht gothiſcher, nicht byzantiniſcher Styl, nicht italieniſcher Kuppelſtyl, nicht Renaiſſance, nicht Rococo, ſondern von jedem etwas, ein kurioſes proteſtantiſches, kaltes Gebäude, das man im Innern mit derſelben religiöſen Gleichgültigkeit betrachtet, wie von außen.

Das Dach der Kirche wird im Innern von zwölf Pfeilern getragen, die ihres Gleichen ſuchen. Sie haben eine Höhe von 23 Fuß, verlaufen in gleicher Dicke oder vielmehr Dünne, ohne ſich zu verjüngen, und da ſie an ſich ſchon ſo außerordentlich dünn ſind — etwa anderthalb Fuß Durchmeſſer — ſo machen ſie einen beunruhigenden Eindruck. Es ſieht aus, als ob ſie nicht hinreichende Kraft hätten, das Gewölbe zu tragen; ſie erſcheinen wie zum Nothbehelf untergeſezte Stüzen und verlieren ſo alle Würde. Uebrigens ſind ſie von anderer Seite merkwürdig: ſie ſind von Granit und viele derſelben aus Einem Stücke.

In dieſer Kirche fand ich noch eine Einrichtung, die anderer Orten faſt überall durch den Geiſt der Zeit abgeſchafft iſt, eine Armeſünderbank. Es iſt dieß eine einfache, hölzerne Bank, auf welche die Verbrecher zur Erhöhung ihrer Strafe während des öffentlichen Gottesdienſtes ſich ſetzen müſſen. Es iſt eine Art Pranger und ſchmeckt gewaltig nach dem Mittelalter. Auf dieſer Bank wurden dem Verbrecher die Füße in den Block geſpannt, und ſo ſaß er während des Gottesdienſtes vor der Kirche am Eingange, das corpus delicti vor ſich auf den Knieen haltend, und wurde von den chriſtlichen Brüdern im Vorbeigehen angeſpieen. Sie aber gingen hinein in den Tempel, ſchlugen an ihre Bruſt und ſprachen in aller Demuth: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht

bin wie dieser! — Ein mir befreundeter Schwede mittlerer Jahre hat diese Bank noch in seinem Knabenalter benuzt gesehen.

Christianstadt hat auch ein ganz artiges Theater. Das Schauspielhaus ist natürlich nur klein, aber der Größe der Stadt ganz angemessen. Während meiner Anwesenheit spielte eine dänische Truppe in dänischer Sprache. Bei der großen Verwandtschaft beider Sprachen ist das Verständniß des Dänischen auf der Bühne, wo noch die Gestikulation nachhilft, für den Schweden sehr leicht, selbst wenn er sonst gar keine dänischen Sprachstudien gemacht hat. Das Spiel war in den Stücken, die ich aufführen sah, leicht und gewandt und durchaus ansprechend.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Theater. — Kunstverein. — Vorträge. — Pflanzschule für Krankenpflegerinnen. — Der heilige Rock.

Von den zum erstenmale gegebenen Lustspielen: „des Schauspielers lezte Rolle" und „der verwunschene Prinz," von Kaiser und von Pidy, erwarb sich besonders das lezte großen Beifall. Ueber das Trauerspiel: „Karl von Bourbon," von Dr. Prutz, welches vor einigen Tagen gegeben wurde, behalte ich mir, da ich der Aufführung beizuwohnen verhindert war, mein Urtheil noch vor. — Nächstens sollen mehrere neue Stücke gegeben werden, darunter zwei neue von Gutzkow, ein Lustspiel: „das Urbild des Tartuffe" und ein Drama: „die neue Welt." Das erstere wird besonders gepriesen. Auch ein neues Schauspiel der Frau Birch-Pfeiffer, dessen Aufführung vorbereitet wird, die „Marquise de Villette," soll sehr interessiren. Wie das genannte neue Lustspiel Gutzkows der Jugend Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich entnommen ist, so stammt die Marquise de Villette aus der Periode seines Greisenalters. Ferner wird so eben Marschners neue Oper: „Adolph von Nassau," einstudirt. — Bekanntlich erkauft der sächsische Kunstverein ein ziemliches Quantum von Gemälden und andern Kunstwerken, welche sodann zur Ausstellung und nachher zur Verloosung an die Aktionäre gebracht werden. Natürlich können von der bedeutenden Anzahl der lezteren nur Wenige zu Gewinnen dieser Art gelangen. Um aber doch die leer Ausgehenden einigermaßen zu entschädigen, werden alljährlich in der Regel sehr gut ausfallende Gedenkblätter mit Hülfe der Lithographie oder Kupferstecherkunst gefertigt und unter sämmtliche Aktionäre vertheilt. Die so eben wieder ausgegebenen zwei verdienen in mehrfacher Hinsicht besondern Dank; erstens weil sie die Abbildung der schönen, die Giebelfelder des hiesigen Schauspielhauses schmückenden Skulpturarbeiten des Professors Rietschel enthalten, und dann weil sie durch den Grabstichel eines überaus talentvollen Schülers unseres Professors Steinla, Namens Langer, mit ungemeiner Nettigkeit hergestellt sind. Gleichwohl sind nicht ungegründete Bedenken gegen die Wahl des Gegenstandes erhoben worden. Der nächste Zweck der Denkblätter soll eine Erinnerung an die jährlich hier stattfindende öffentliche Kunstausstellung seyn, und man ist bisher nur im Nothfall davon abgegangen. So sehr man daher Ursache hat, der Direktion für die jezige glückliche Ausnahme von der allgemeinen Regel zu danken, so sehr muß man auch wünschen, daß lezterer wo möglich ihr Recht verbleibe, weil durch das Gegentheil dem Charakteristischen der Einrichtung ein wesentlicher Abbruch geschehen würde. — Beiläufig ist hier noch zu bemerken, daß der den Ruhm der künstlerischen Ausstattung des Schauspielhauses durch Skulptur mit Professor Rietschel theilende Bildhauer Hänel gegenwärtig seinen höchst genialen, an diesem Hause prangenden Triumphzug des Bacchus ebenfalls durch den Kupferstecher Langer nachbilden läßt. In Rietschels und Hänels Ateliers herrscht übrigens fortdauernd die erwünschteste Thätigkeit. Lezteren beschäftigt jezt die Lösung zweier Hauptaufgaben, nämlich die Fertigung der für Beethovens Statue bestimmten sinnvollen Embleme und sodann das Standbild Kaiser Karls des Vierten. Von diesem ist bereits das Modell im Großen fertig geworden.

Dr. Wehse hat Vorträge über die hiesige Gemäldegalerie gehalten und bereits geschlossen, dagegen tritt seit Kurzem der Direktor der Antiken- und Münzsammlung, Dr. Schulz, mit Vorlesungen über die Kunstgeschichte des lezten Jahrhunderts auf, die bei den Erwartungen, welche die Studien und der Geschmack dieses Vorlesers erregen, unstreitig einer fortdauernden lebendigen Theilnahme genießen werden. Wenn die höhere gesellschaftliche Ausbildung durch dergleichen Vorträge aus dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst unstreitig gewinnt, so sind auch solche Veranstaltungen, welche geradezu die praktische Vervollkommnung des Getriebes der Gesellschaft bezwecken, vom unläugbarsten Nutzen. Dahin gehört die Bekämpfung der immer mehr zunehmenden Verarmung und Nahrlosigkeit, wie des damit zusammenhängenden Mangels an sittlicher und intellektueller Volksbildung. Durch Anstalten aller Art für Kinder und Erwachsene, durch Verbesserung des Dienstbotenwesens, Arbeitnachweisung, Mäßigkeitsvereine ꝛc. ist, wie anderwärts, auch hier schon sehr viel geschehen. So eben hat wieder eine erst vor wenigen Monaten begonnene Pflanzschule wohlunterrichteter Krankenpflegerinnen, dirigirt von drei sehr achtungswerthen Frauen, unter der Firma „protestantischer Diaconissen," ihr Daseyn angekündigt. Zwei hiesige praktische Aerzte widmen dieser neuen Anstalt einen Theil ihrer Thätigkeit. Uebrigens ist das neue Krankenhaus für Kranke beider Geschlechter eingerichtet und es bleibt, wie billig, bei der Aufnahme der Unterschied der Confession unberücksichtigt. Das Institut ist nach dem Muster des vor Jahren schon von dem Pastor Fliedner zu Kaiserswerth gegründeten eingerichtet. Es fungiren auch in demselben zwei in der dortigen Anstalt gebildete Diaconissen.

So wenig auch im Ganzen Dresden mit dem vor Kurzem zu Trier aufgestellt gewesenen heiligen Rocke in Berührung gekommen, so soll doch unsere Industrie die Gelegenheit, ebenfalls einigen Nutzen aus diesem Heiligthume zu ziehen, sich nicht haben entgehen lassen. Man sagt wenigstens, es seyen von einer hiesigen Chokoladefabrik, die hauptsächlich auf Nachbildung von Menschen und Thieren spekulirt, recht gute Geschäfte mit einer Nachbildung des heiligen Rockes gemacht worden. Noch besser vielleicht glückte einem andern sächsischen Fabrikanten, ich glaube in Zschopau, die Spekulation, welche er auf diesen Rock gegründet. Er soll 20,000 Stück Taschentücher, in deren vier Zipfeln ein Abbild desselben sich befunden, nach Trier versendet haben, wo sie augenblicklich, und zwar ohne alles Wunder, zu Geld geworden sind.

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 8. Januar 1845.

Dem Atlas gleich, der einſt den Himmel trug,
Stehn reihenweis der Pfeiler hier genug;
Sie mögen wohl der Felſenlaſt genügen,
Da zwei ſchon ein groß Gebäude trügen.

Goethe.

Skizzen aus dem ſüdlichen Schweden.

(Schluß.)

11. Lund.

Lund iſt die zweite Univerſitätsſtadt des Reichs: eine freundliche und ziemlich belebte Stadt, berühmt durch ihre Hochſchule und durch ihren Dom. — Der Dom iſt ein außerordentlich impoſantes Gebäude, die einzige bedeutende Kirche Schonens. Die Zeit ihrer Erbauung fällt in's eilfte Jahrhundert; 1012 ſoll ſie begonnen, 1145 eingeweiht worden ſeyn. Ihre Verhältniſſe ſind 270 Fuß Länge, 100 Fuß Breite, 98 Fuß Höhe. Der Dom hat drei Schiffe, die beiden Seitenſchiffe werden von dem mittleren durch mächtige, nach den Wölbungen ausſpringende Pfeiler getrennt. Je der vierte und fünfte Pfeiler gehen in die Schlußwand über, ſo daß die ganze Reihe vier mächtige Rundwölbungen darbietet, von denen eine jede durch einen kleineren viereckigen Pfeiler wieder in zwei kleinere Bogen getrennt wird. Alles iſt im Rundbogenſtyl gehalten. Der Chor, rein byzantiniſch, iſt der Glanzpunkt. Er iſt, da er eine Krypta unter ſich hat, um mehrere Stufen über dem Fußboden der Schiffe erhaben.

Dieſe Krypta iſt von ſehr anſehnlicher Ausdehnung und zieht ſich noch eine weite Strecke unter der Oberkirche hin. Sie hat eine Länge von 170 Fuß und wird durch einen ganzen Wald kleiner ſtämmiger Säulen gehalten, die immer paarweiſe von gleicher Form ſind. An zweien dieſer Säulen bemerkte ich Figuren, die mit beiden Armen und Füßen die Säulen mit aller Kraft zu umſchlingen ſcheinen. Es ſoll der Rieſe Finn und ſeine Frau ſeyn, welche beim vergeblichen Verſuche, die Säulen des ihnen verhaßten chriſtlichen Tempels umzuſtürzen, ſelbſt in Stein verwandelt worden.

Wie im Innern, ſo iſt auch im Aeußern der Dom würdig, impoſant, majeſtätiſch. Auffallend ſind am äußern Bau die außerordentlich großen und unregelmäßig gehaltenen Strebepfeiler, die nicht bloß, wie ſonſt bei dergleichen mächtigen Kirchen, die Seitenſchiffe mit dem Hauptſchiffe verbinden, ſondern noch an den Seitenſchiffen bis zur Erde hinablaufend, weit vorſpringen. Eben ſo auffallend, aber noch ſtörender ſind die gewaltigen Strebepfeiler an den beiden Thürmen des Domes, die dadurch das Anſehen eines kleinen Feſtungsbaues gewinnen. Die Thürme gehören offenbar einer viel ſpäteren Zeit an; ſie ſtehen in keinem richtigen Verhältniß zum übrigen Bau, ſind ganz kahl gehalten und noch unvollendet.

Von der Univerſität zu Lund konnte ich leider nur das Gebäude kennen lernen. Es war Ferienzeit, eine Zeit, welche in Lund und überhaupt bei den

schwedischen Lehranstalten viel größere Ausdehnung hat als in Deutschland. Wird in Deutschland schon vielfach über die Länge der Universitätsferien geklagt, so erscheint dieß wie Hohn, wenn man sie mit den schwedischen Ferien vergleicht, die z. B. im Sommer vom Juni bis Oktober währen. — Daß während meiner Anwesenheit keine Collegien gelesen wurden, that mir sehr leid; ich hätte so gern eine lebendige Anschauung vom Universitätsunterricht in Schweden genommen, zumal ich Gelegenheit gehabt, manche außerdeutsche Hochschulen kennen zu lernen. — Die Hörsäle des Universitätsgebäudes sind sehr schön, geräumig, sauber und hell. Sie haben aber, wie das auf manchen andern Universitäten der Fall ist, keine Tische; und das hat auch sein Gutes. Die Zuhörer werden dadurch gezwungen, Zuhörer zu bleiben, und können sich nicht so leicht zu bloßen Nachschreibern herabwürdigen.

In dem Universitätsgebäude befindet sich auch die Bibliothek. Ich erinnere mich nicht, je eine große Bibliothek gesehen zu haben, in welcher eine praktischere Benutzung des Raumes und des Lichtes sich fand. Da ist kein Plätzchen unbenuzt geblieben, kein Gang zu schmal oder zu breit, überall klares Licht, nirgends fühlt man sich beengt oder gedrückt. — Die Bibliothek hat manche Werke aufzuweisen, die durch ihre Schicksale interessant sind, meist literarische Schätze, die von den großen schwedischen Feldherrn im dreißigjährigen Kriege deutschen Klöstern abgenommen worden. Außerdem besizt die Bibliothek eine Reihe von Porträts der berühmtesten Professoren und Kanzler der Universität, die zum Theil sehr interessant sind. Vor allen fühlt man sich angezogen durch die Bildnisse der beiden Kronprinzen, des vor Bernadotte zum Thronfolger erwählten dänischen Prinzen Karl August, und des Kronprinzen Oskar, jezigen Königs. Beide Gemälde hängen neben einander und bilden den merkwürdigsten Kontrast. Es ist bekannt, daß Oskar in seiner Jugend für einen der schönsten Fürsten Europas galt, und auch jezt spricht man noch von seinen körperlichen Vorzügen. Das wußte ich Alles, ich hatte auch schon manche Abbildung von ihm gesehen und trat daher mit nicht geringen Erwartungen zu diesem Bilde, von dem es heißt, daß es seiner Zeit — vor etwa zehn Jahren — außerordentlich ähnlich gewesen. Aber alle meine Erwartungen wurden übertroffen. Dieß Bild zeigt ein Ideal männlicher Schönheit. Und daneben hängt Karl August, mit fahler Gesichtsfarbe, herunterhängender Unterlippe, kleinen Augen, dünnen engen Zügen, ohne Kraft und Leben. Man sollte die Bilder wenigstens nicht neben einander hängen.

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Hier und da findet man noch einzelne treffende Bemerkungen. Er zeigt z. B. „Olfried und Lisena" von A. Hagen an, wünscht ihm Glück dazu, daß er ein Seeanwohner sey, und macht dabei die Bemerkung, daß die jugendliche Anschauung des Meers dem Engländer, dem Spanier so große Vortheile vor dem mittelländischen Dichter gebe. Nachdem er das Gedicht mit Wärme gelobt, fährt er ironisch fort: „was sonst noch an ihm auszusetzen sey, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren." Er ertheilt ihm den Rath, daß er sich für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen. Damit stimmen Goethes von Eckermann mitgetheilte Worte überein: „Nehmen Sie sich in Acht vor einer großen Arbeit. Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. — Was ist da nicht Alles in den Brunnen gefallen! — Wenn ich Alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen." Daher ist es erklärlich, wenn er die gemüthvollen Skizzen und Novellen von F. Rochlitz ausnehmend lobt, namentlich dessen Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, von dem er gesteht, daß es einzig, daß ihm wenigstens etwas Aehnliches nicht bekannt sey. Wer jenes von Goethe trefflich charakterisirte Tagebuch der Schlacht gelesen hat, wird mit dem ihm gespendeten Lobe vollkommen übereinstimmen und zugleich beklagen, daß unsere kriegs- und zeitgeschichtlichen Autoren eine solche lebendige Darstellung bei Seite liegen lassen konnten, vielleicht nur darum, weil sie kein französisches Memoire ist. Ueberhaupt gehört Rochlitz zu den mit Unrecht vergessenen deutschen Novellisten.

Als Curiosität ist zu erwähnen, daß Goethe mehrfach in seinen Recensionen sich über die in deutschen Drucken so reichlich vorhandenen Druckfehler beschwert. Indem er auf das Ausland hinweist, welches auf korrekte Drucke so viele Sorgfalt verwende, möchte er gerne diese Angelegenheit zu einer nationalen Ehrensache machen. Daß in den zwei Bändchen von Johann Friedrich Reichards „Vertrauten Briefen aus Paris" 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt sind, bringt ihn förmlich in Harnisch und zu der Aeußerung, „daß vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden möchte, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Offizin bemerkten und die Anzahl der eingestandenen Druckfehler angeben wollten."

Der Uebergang in das Alter kündet ſich bei Goethe, wenn ich die Symptome recht zu deuten weiß, zu Anfang der zwanziger Jahre unſeres Jahrhunderts an. Die Recenſion über die „Gabriele“ der Schopenhauer trägt bereits einen ganz aphoriſtiſchen Charakter. Goethe ſelbſt geſteht darin einmal ganz offen: „Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einſamen Betrachtens.“ Was hatte dieſer Kopf nicht ſchon durchgedacht! Und wer wollte ihm nicht gern verzeihen, wenn die gerade und zuſammenhängende Linie ſeines Denkens im Alter zuweilen durchbrochen erſcheint! Auch einzelne Wendungen in der Sprache zeigen eine Wandlung an, wenn es z. B. in der genannten Recenſion heißt: „Mitten im Elemente der Convenienzen erſcheint ein durchaus Natürliches der Bezüge.“ Das ſpricht der Goethe von 1773 nicht mehr, auch der von 1804 nicht, und doch hat auch dieſer Styl aus der lezten Lebensperiode Goethe's ſeine Verehrer und Nachahmer gefunden.

Das Aphoriſtiſche geht zuweilen in einen vollkommenen Lapidarſtyl über und die Gedanken ſcheinen im Niederträpfeln ſich zu Stein zu verhärten. Da findet man über Simrocks Ueberſetzung des Nibelungenliedes Folgendes: „Uralter Stoff liegt zum Grunde. Rieſenmäßig. Aus dem höchſten Norden. Schätzung, Ueberſchätzung. Die Motive durchaus ſind grundheidniſch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Der chriſtliche Cultus ohne den mindeſten Einfluß. Alles iſt derb und tüchtig von Hauſe aus. Dabei von der gröbſten Rohheit und Härte. In Abſicht auf Lokalität große Düſternheit“ u. ſ. f. So noch in mehreren andern Aufſätzen. Wo er aber weniger mit einer einzelnen Erſcheinung als mit einer allgemein zuſtändlichen zu thun hat, da werden ſeine Gedanken oft wieder wunderbar licht und klar und ordnen ſich zu überſichtlichem Zuſammenhange, wenn ſie ſich auch, wie aus Furcht vor Erſchöpfung, in einem nur kleinen Rahmen abſchließen. Hieher gehören die ſkizzenartigen Aufſätze: „für junge Dichter,“ „noch ein Wort für junge Dichter“ und andere, worin er ſich wohlwollend, wie ein Großvater an ſeine lieben Enkel, welche reſpektvoll zu ſeinen Füßen ſitzen, mit Lehre, Rath und Warnung an die jungen Männer wendet, welche ihm ihre dichteriſchen Verſuche zu geneigter Prüfung einſendeten. In den genannten Aufſätzen, welche als offene Korreſpondenz zu betrachten ſind, geſteht er, daß jene Sendungen alle bis auf einen gewiſſen Grad übereinſtimmten, und er nimmt hiervon Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die Ausbildung, welche die deutſche Sprache erlangt habe, jedem bis auf einen gewiſſen Grad durch Hören und Leſen Gebildeten die Mittheilung ſeines Denkens und Urtheilens, ſeines Erkennens und Fühlens ungemein erleichtere. Auf der andern Seite jedoch werde dem wohlwollenden Beobachter ſehr bald klar, wie das innerliche jugendliche Behagen im Abnehmen ſey, wie Trauer über verſchwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnſucht nach dem Ungekannten und Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hinderniſſe jeder Art, Kampf gegen Mißgunſt, Neid und Verfolgung die klare Quelle trüben.

Hiemit ſind wir bei unſerer grämlichen Periode angelangt, deren Beginn Goethe noch erlebt hat. Sie charakteriſirt ſich durch eine gewiſſe geiſtige Unruhe, durch ein Schwanken herüber und hinüber, durch einen grübelnden Unmuth, durch eine allgemeine Unzufriedenheit, welche nicht nur die untern Schichten, ſondern auch die obern Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft, ja die höchſten ſelbſt ergriffen hat. Man will vorwärts, man will zurück, man will ſtehen bleiben; Viele wollen ſogar das Unmögliche und Utopiſche. Durch die oft ſehr anmaßliche Keckheit, womit man ſein ſubjektives Urtheil auszuſprechen liebt, trägt man vorzüglich dazu bei, dieſen chaotiſchen Zuſtand bis zur äußerſten Verwirrung zu ſteigern. Gewaltmaßregeln, gegen einzelne Erſcheinungen gerichtet, ſchaden mehr als ſie nützen, da dieſe Krankheit epidemiſch iſt und mehr oder weniger Alle inficirt hat, nicht bloß die Sinnigen und Denkenden, ſondern auch den bewußtloſen Troß, der ſich damit begnügt, Chorus zu machen und die Refrains der von einzelnen ſinnreichen Köpfen angeſtimmten Zeithymnen unter Ziſchen, Pochen und Jodeln gedankenlos zu wiederholen, wodurch die Zeit freilich nicht an Bedeutung und Würde, aber wohl an Lärm und Geräuſch gewinnt.

(Fortſetzung folgt.)

Bild aus Tiflis

Scholl's in Tiflis Stadt von Kriegeslärmen,
Wogt es und braust von wilden Schwärmen.
War ein Aufruf geſchehen gen Daghestan,
Zogen die Krieger von Thal und Gebirg heran,
Des Kaiſers Armee vom Ruſſenland;
Die Armenier in fliegendem Kriegsgewand;
Der Tartaren rothbärtiger * Räubertroß;
Die gepanzerten Stämme von Kachetos.
Und die Horden halten — der greiſe Sardar **
Reitet auf und ab und muſtert die Schaar.
Es ertönen die Hörner, die Trommel ſchallt,
Daß es laut von den Bergen rings wiederhallt. —

---

* Die Tartaren der transkaukaſiſchen Länder halten rothes Barthaar für eine beſondere Zierde, daher ihre Gewohnheit, den Bart mit Chinin zu färben. Sie werden nach ihren rothen Bärten Kiſilbaſchi, d. h. Rothköpfe, genannt.

** Sardar — Oberbefehlshaber.

Und auf den Dächern der Häuser stehen
Die Frauen und Kinder — Im Winde wehen
Die bunten Gewänder — Und manch Auge wird feucht,
Wie's hinab auf die Schaaren der Krieger steigt:
Weint die Mutter den Sohn und das Weib den Mann,
Die zu Felde ziehen gen Daghestan.

Tiflis, Mai 1844.

F. Bodenstedt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Die Elbe. — Der Siehlbau. — Literatur. — Religiöse Bewegungen.

Die Ernährerin Hamburgs, die Elbe, macht uns große Sorge. Einerseits haben die Dresdener Elbschiffahrtsverträge die Fesseln dieses Flusses offiziell renovirt, trotz dem äußersten Widerstreben der Bürgerschaft Hamburgs, zweitens aber zeigt der Fluß selbst sich widerspenstig, indem die Sandbänke im Fahrwasser wenige Meilen abwärts von Hamburg von Jahr zu Jahr zunehmen und die bis jezt dagegen angewendeten Mittel sich unzureichend erweisen. Einer unserer bedeutendsten Rheder und Schiffsmakler, Herr Sloman, hat nun Vorschläge zu ernsterer Abhülfe gemacht und ist damit durchgedrungen, so daß die nicht unbeträchtlichen Kosten des Versuches aus Staatsmitteln genommen werden sollen. — Unsern Neubau anlangend, so liegt das große Siehlwerk Lindley's Vielen noch schwer auf dem Herzen, zumal das Gutachten eines niederösterreichischen geachteten Ingenieurs mit dem des hiesigen Wasserbaudirektors zusammenfällt und beide der Meinung sind, daß die durch die niedrige Lage der Stadt bedingte Horizontalität des Siehls den Abfluß des Unraths verhindere und also der Hauptzweck des Siehls verfehlt seyn werde. Es stehen freilich auf der andern Seite auch gewichtige Gutachten und einsichtsvolle Männer. Die Zeit muß es lehren, ob das Ganze des Werkes sich so bewähren wird, wie der seit etwa einem Jahr dem Gebrauch übergebene Theil. Eine äußerst angenehme Sache ist es, daß man selbst in den höchsten Stockwerken jezt das reine Wasser mittelst Leitung erhält und das schmuzige durch den Stein abgießt, zugleich aber auch eine schätzenswerthe Hülfe bei ausbrechendem Feuer. — In einem unserer Thore ist eine Musterkarte von Pflasterarten angelegt, indem siebzehn verschiedene Pflasterungen auf der Brücke des Dammthors versucht sind, und zwar verschiedene Holz-, Asphalt- und Steinpflasterungen. Der Asphalt scheint bis jezt den Sieg davon zu tragen; hinsichtlich der Reinlichkeit und des angenehmen Gehens läßt er wirklich nichts zu wünschen übrig, ist auch viel billiger als Holz und Granit. — Die neue Stundenglocke in der St. Petrikirche ist kürzlich zur Schau ausgestellt gewesen; sie hat im Kranz 5 Fuß 5 Zoll Durchmesser und mit der Krone 6 Fuß Höhe; sie wiegt 7774 Pfund. Ihre Inschriften lauten, auf der einen Seite: „Dem ersten hamburgischen Superintendenten zu Ehren angestiftet, Anno 1559. Aus dem unter den Trümmern der Kirche wiedergefundenen Metall wieder gegossen Anno 1844 durch J. E. Bieber;" auf der andern Seite: „Johannes Hoeck, genannt Apinus." — Dieser Tage ist auch das öffentliche „naturhistorische Museum" im großen Schulgebäude eröffnet worden. Da die Anlage desselben von Grund auf geschehen mußte und die Schöpfung erst seit ein paar Jahren beschlossen war, da endlich der verhängnißvolle Mai 1842 dazwischen kam, so kann man noch keine großen Schätze erwarten; indeß wird billigen Ansprüchen schon genügt, und besonders für transatlantische Gegenstände dürfte dieses Museum einst eine reichhaltige Niederlage werden, da Hamburg durch seine Verbindungen mit der andern Hemisphäre ganz der Ort dazu ist und von seinen Freunden oft werthvolle Geschenke der Art erhält. Das Privatmuseum, das „Rödding'sche," dessen Eigenthümer Oberalter ist, wird eingehen. — Die Professoren unseres Gymnasiums haben ihre gewohnten öffentlichen Wintervorlesungen wieder begonnen; da die Zahl ihrer eigentlichen Schüler überaus klein ist, so nützen sie nach dieser Seite hin beinahe mehr, obgleich nur die Vorlesungen des Prof. Wurm wegen seines populären Vortrags stark besucht werden. — Unsere Literatur ist in der lezten Zeit ziemlich belebt gewesen; vornämlich hat die Verlagshandlung Hoffmann und Campe durch die Versendung von Heine's neuesten Gedichten viel Bewegung verursacht; das Verbot derselben, der Wunsch des Verlegers, erfolgte bald nach der Ankündigung, zugleich mit dem Verbot der Freiligrath'schen Gedichte; die erste Auflage von 5000 (!) war indeß, wie man sagt, beinahe vergriffen, und eine zweite Auflage ward alsbald begonnen. Der Inhalt dieser Gedichte wird hier natürlich lebhafter beurtheilt als anderswo; die Spötter preisen den Dichter, Andere kehren ihm den Rücken. — Ein junger Dichter, Namens Overbeck, hat ein Trauerspiel, „Erbsus" betitelt, erscheinen lassen, das zum Zankapfel geworden ist und dadurch vielleicht in's Publikum kommt. — Clemens von Hamburg, der Logosprophet, hat seinem Allbuch von der Logoslehre einen Begleiter gegeben, den er Logosit nennt und in welchem er den Spott und die oft hämischen Angriffe abwehrt, die seinem Allbuche wurden. Uebrigens ist es jezt ganz still davon geworden und wir werden wohl vorläufig in Hamburg noch christlich bleiben. — Indessen fehlt es nicht an confessionellen Conflicten. Unsere Prediger scheinen unter sich friedlicher geworden zu seyn; die Orthodoxen und die Rationalisten sieht man in Vereinen zusammen wirken. Aber in St. Georg hatte sich eine „ächt evangelisch-lutherische Gemeinde" förmlich constituirt, sich eine Kirchenordnung zugelegt, Kirchenälteste und Vorsteher und einen Dr. Utgenannt zum Hauptpastor gewählt. Sie hat auch eine „restitutio in integrum oder Statut ihrer Kirchengemeinde" drucken lassen, in welchem mit bombastisch-biblischem Schwulst auf die Zustände der Kirche (außer ihr) geschimpft wird. So heißt es dort: „Wohlan, allzusammen, wie ihr zusammen seyd und zusammen gehört, Teufel, Papisten und Schwärmer, auf einen Haufen, nur frisch an den Luther, ihr Papisten von vornen her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel u. s. w." So wild dieß Unkraut ist, fehlt es ihm doch nicht an Boden. Auch die Traktätleingesellschaften sind hier sehr thätig. — Die Mode der billigen Volkskalender ist auch nach Hamburg gedrungen; Ludwig Lenz hat den „Wandsbecker Boten" wieder aufgeweckt und ihn in einem modernen Kleide, dem der Inhalt entspricht, erscheinen lassen. Er französelt nur ein wenig, sonst mag er sich neben den übrigen wohl behaupten. Den rechten Volkston hat freilich so wenig der „neue Wandsbecker Bote" als einer der übrigen Volkskalender getroffen. — Von den übrigen Erscheinungen in Hamburg ein andermal.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 2.

Mittwoch, 8. Januar 1845.

Vierteljahrs-Schrift 1845. 1stes Heft.

[3] Heute versandten wir

das 1ste Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1845.

Januar—März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die fortschreitende Entwickelung des deutschen Eisenbahnneges und was dabei ganz besondere Beachtung verdient. — Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus. — Der deutsche Strafproceß auf seiner neuen Entwickelungsstufe. — Zur deutschen Einigung. — Der Wahnsinn im Kerker in besonderer Beziehung zur vereinzelten Haft. — Die Ratifikation von Staatsverträgen. — Sprachreinigung. — Ein Wort über die Gewerbeausstellungen des Zollvereines. — Der deutsche Schifffahrts- und Handelsbund, seine Nothwendigkeit und die Weise seiner Verwirklichung. — Das deutsche Volk und das Theater. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, 1. Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für gebildete Leser

mit Kunst- und Literaturblatt.

Redigirt von Dr. H. Hauff.

Preis das Jahrgangs mit Kunst- und Literaturblatt (wöchentlich 6 Bogen) 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gGr., halbjährlich 10 fl. oder 5 Rthlr. 16 gGr.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden.

Das Morgenblatt, dessen Redaktion fortwährend bemüht ist, den schon lange begründeten Ruf dieser Zeitschrift zu erhalten, hat im zweiten Semester des verflossenen Jahres, neben vielen kleinern literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten folgende Artikel gegeben:

Gedichte

von G. Schwab, Droste-Hülshof, Fr. Bodenstedt, W. Zimmermann, E. Nindorf, Nic. Müller, W. Marggraff u. A.

Erzählungen.

Der Chevalier de la Barre. — Sanct Lavarus und die Physiognomen. Von F. G. Kühne. — Ein paar alte Geschichten. — Der unbekannte Büßer. Von Reinbeck. — Der Dämon. Von Louise von G. — Die beiden Freunde. — Sommerfrisch-Phantasien. Von J. F. Lentner. — Der Egoist. Von Louise von G. — Handel und Wandel. — Drei Sonntage nach Ostern.

Naturwissenschaftliches.

Neues aus der Naturkunde. — Vom Sehen in die Zukunft. — Die Wasserwellen. — Die Schatten. — Von einer neuen Erdtheorie. — Die Luftwellen. — Naturhistorische antiquarische Streifereien.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Lotto. — Aus den Pyrenäen. — Ueber die Romantik der Alten. — Ein Winter in Berlin. — Der Mittel-Lahngau. — Briefe aus dem Werrathal. — Ein Beitrag zum Studium Lessings. — Aus dem Gesellschaftsleben der Engländer. — Etwas über die Glocken. — Aus Spanien. — Literatur im Waadtland. — Vor den Assisen der Poesie. Von A. von Sternberg. — Auf der Eremitage bei Bayreuth. — Brighton. — Das Seebad Royen und der Thurm von Cordouan. — Hexenprozesse. Von Fr. von Raab. — Der Augenarzt und sein Patient. Von F. L. Bührlen. — Briefe über die Auvergne. — Herders Denkmal. — Der Obristwachtmeister Johann Philipp Otto aus Straßburg. — Musikalische Charakterbilder. Von W. H. Riehl. — Briefe aus München. — Eine Notiz aus Schillers Studienjahren. — Die französischen Romantiker. — Die Postreise von Suez nach Cairo und das türkische Harem. — Ueber ein kleines Bild auf der diesjährigen Berliner Ausstellung. Von A. von Sternberg. — Goethe als Recensent. Von H. Marggraff. — Das Berliner Opernhaus. — Die Sitte.

Fortlaufende Berichte über Literatur, Kunst, Volks- und Gesellschaftsleben aus: Baden-Baden, Basel, Berlin, Breslau, Dresden, vom Eulengebirge, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Leipzig, Lichtenthal bei Baden-Baden, London, Lübeck, Lyon, Mainz, München, Paris, Prag, vom Rigi, aus Savoyen, aus Schlesien, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das Kunstblatt,

redigirt von Dr. Grüneisen unter Mitwirkung von Dr. E. Förster in München und Dr. F. Kugler in Berlin,

brachte außer vielen selbstständigen Aufsätzen der Redaction und namhafter Mitarbeiter (Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter; über den Werth und die Bedeutung des Kolorits, zumal für unsere Zeit; zur italienischen Kunstgeschichte und Literatur; über die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland; die Kunstausstellung der Königl. Akademie in London; Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien; Bemerkungen über den Tempel Salomo's u. A. m.) — Beurtheilungen neu erschienener Kunstwerke und artistischer Schriften, Berichte über Kunstausstellungen und Verkäufe von Kunstgegenständen aus den bedeutendsten Städten, fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiete der Kunst, über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Literaturblatt,

redigirt von Dr. Menzel,

hat in derselben Periode über 150 neue Schriften aus den verschiedensten Fächern angezeigt und beurtheilt, und zwar: Predigten 1 — Kirchensache 2 — Philosophie und Geschichte 26 — Literargeschichte und Kunstgeschichte 2 — Naturkunde und Naturgeschichte 6 — Kriegsgeschichte 2 — Staatsrecht und Staatenkunde 2 — Länder- und Völkerkunde, Reisen 20 — Dichtkunst 43 — Erzählungen, Romane, Novellen, Mährchen 32 — Volksschriften 3 — Biographie 4 — Slavische, esthnische, spanische, französische Literatur 4 — Land- und Hauswirthschaft 6 — u. A. m.

Sämmtliche resp. Postamter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen, oder, je nach dem Wunsche der Abonnenten, auch in monatlichen Heften.

Das Kunstblatt einzeln kostet 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gGr.
„ Literaturblatt „ „ 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Preis des Jahrgangs mit artistischen Beilagen 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Bereits seit achtzehn Jahren erscheint diese Zeitschrift und rechtfertigt durch den fortwährenden Beifall, welchen sie findet, die Anordnung und die Idee, welche dem Blatte zu Grunde liegt. Ein Hauptzweck derselben ist, die Fortschritte der Länder- und Völkerkunde in möglichster Kürze dem Publikum mitzutheilen, Schilderungen fremder Länder und Völker zu geben, und namentlich den Einfluß zu verfolgen, welchen Europa auf alle übrigen Theile der Welt in immer steigendem Maaße ausübt, da europäischer Unternehmungsgeist und europäische Bildung allenthalben sich Bahn brechen. Dieß schließt jedoch nicht aus, auch die wichtigsten Erscheinungen des europäischen Lebens selbst zu schildern, jedoch mit aller Unparteilichkeit, welche von einer Zeitschrift gefordert werden kann, welche die Tagespolitik von ihrem Gebiete ganzlich ausschließt. Dieser Charakter hat sich während ihres langen Bestandes Leser unter allen Parteien gesichert, da jeder, wenn auch nicht seine Meinung, doch eine gerechte Würdigung derselben zu finden gewiß seyn darf. Zur Ausführung des Hauptzweckes der Zeitung, Mittheilung des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde sind von jeher, wie ein flüchtiger Blick in das Blatt zeigen wird, weder Kosten noch Mühe gespart worden.

Sämmtliche resp. Postamter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten, auch in monatlichen Heften.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[1] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Militair-Charte

von

Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des Königl. Bayerischen Generalstabes entworfen

von

Anton Klein.

Blatt Nr. 10.

Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: Breslau. Glogau. Kalisz. Liegnitz. Oppeln. Posen.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[620] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der ungenähte Rock

oder

König Orendel

wie er den grauen Rock gen Trier brachte.

Gedicht des zwölften Jahrhunderts

übersetzt von

Karl Simrock.

gr. 8. Velinp. broch. Preis fl. 1. 45 kr. od. Rthlr. 1. —

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Magnetismus

im Verhältniß zur

Natur und Religion.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man in unserem Jahrhundert so schwer und langsam dazu kommen konnte, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie sie sich durch alle Zeiten hindurchziehen, als einen Theil der Naturgeschichte des Menschen, als den in der Erscheinung unendlich mannichfaltigen, dem Kern nach einfachen Ausfluß der ihm eingebornen Anlage zu fassen. Man gewöhnt sich nach und nach daran; aber noch immer wird der Magnetismus, und was in der Geschichte mit ihm zusammenhängt, von den Einen mit skeptischem Widerwillen betrachtet, während er Andere zur grundlosesten Schwärmerei hinreißt. Dem kann nicht anders seyn, so lange in den Wissenschaften, welche von diesen merkwürdigen Aeußerungen des menschlichen Wesens zunächst berührt werden, in Philosophie, Medicin, Theologie, die entgegengesetztesten Richtungen sich geltend machen. So lange aber der Magnetismus nicht überall als allgemeine Naturkraft anerkannt und als solche beobachtet wird, bleibt er auch als Heilmittel der rohen Empirie und dem Mysticismus preisgegeben.

Die hier angekündigte Schrift verspricht nicht nur in der angegebenen Richtung Förderung, sondern ist auch geeignet, ein größeres Publikum über Gegenstände zu belehren, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so nahe zusammenhängen.

Es zerfällt solche in folgende Hauptabschnitte:

Einleitung. I. Von den Erscheinungen des thierischen Magnetismus. a. Physische Erscheinungen. b. Psychische Erscheinungen. 1) Das Schlafwachen. 2) Das Wachschlafen. II. Geschichte und Analogien von Erscheinungen, welche mit den magnetischen Aehnlichkeit haben. III. Kritische Untersuchungen über die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen, über den Werth und die Arten des Schlafwachens und Hellsehens. IV. Naturkundige Erklärungen der magnetischen Erscheinungen. a. Physiologische Erklärung. b. Psychologische Erklärung. V. Ueber die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel. a. Von der magnetischen Behandlung im Allgemeinen. b. Von der Behandlung des Schlafwachens und Hellsehens. VI. Das wahre Verhältniß des Magnetismus zur Medicin. VII. Aufklärungen über das geistige Leben, und über mancherlei gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheile. VIII. Ueber das rechte Verhältniß des Magnetismus zur Religion.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Decan zu Langenburg.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Luther'schen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memminger's
Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem
K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürtembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbfleiß. Handel. Münze, Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Physio-pathologische Studien
aus dem ärztlichen Leben
von
Vater und Sohn.
Eine Gedächtnißschrift
für
Johann Georg Heine den Orthopäden
von
Joseph Heine.

gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt des ersten Theils:

I. Rhapsodie. II. Geschichte. III. Urtheil.

Inhalt des zweiten Theils:

Einleitung. — Tenotomie und Stromeyer. — Deutsche Aerzte und Physiologen. I. Räthselhaftes Pelzigwerden der benachbarten Hautstellen nach der Muskeldurchschneidung. — Stromeyer's Erklärungsversuch. — Unstatthaftigkeit desselben. — Eigener. II. Räthselhafter Verlust der Contractionsfähigkeit am durchschnittenen Muskel. — Fixationsgesetz der Muskulatur. — Spontane Näherung beider Muskelenden. — Verhältniß der Muskelspannung zu der Ernährung. III. Kurzer Rückblick auf die mechanisch-dynamischen Grundsätze J. G. Heine's. — Einfluß der Orthopädie auf Chirurgie und Medicin. — Gymnastik. — Ausschneidung von Muskelstücken aus der convexen Krümmungsseite bei erschlafften Muskelzuständen. IV. Belastungsgesetz der sensiblen durch die motorischen Nervenmassen. — Entdeckung der räumlichen Veränderung im sensiblen und motorischen Nervenmarke während seiner Thätigkeit. V. Vitaler Tonus des gesammten Fasergewebes nach Analogie des Muskels. VI. Thierischer Schlaf. VII. 1) Hypothetische Anschauung des sympathischen Nerven im besonderen Vergleiche mit den einschlägigen Entdeckungen und Hypothesen Valentins. 2) Theoretische Untersuchungen an den Experimenten Valentins zu der aufgeworfenen Frage: Ist es gewiß, daß die portio major des nervus trigeminus keine eigenen motorische Fasern an die Iris durch das ganglion ophthalmicum abgibt? VIII. Reizbare Schwäche. IX. 1) Allgemeine Theorie zur Entzündung. Controle derselben durch die experimentelle Nervenausschneidung am entzündeten Pferdhufe von Hausmann. 2) Entzündung und Congestion im Verhältnisse zum primären Nervenleiden betrachtet. — Unterschied der Gefäßconvulsion nach Längeraum. 3) Wärme und Kälte in ihrem physiologischen Eindrucke auf die Nerven, und in ihrem secundären auf die Gefäße. 4) Specifische Entzündungen in ihrem besondern Recht. X. Physiologische Theorie des Fieberfrostes. — Vermittlungsbahn zwischen Frost- und Hitze-Stadium des Fiebers durch die Unterleibsorgane. — Reinheit des Sensoriums während des Fieberfrostes im Gegensatze zu Schlaf und Hitzestadium, Ursache. — Succession der Frost- und localen Entzündungsspina. — Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Versuch
einer
vollständigen Thierseelenkunde.
Von
P. Scheitlin,
Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. 6 gGr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibniz. 11) Leibniz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 9. Januar 1845.

Arkebuſier. — Das weiß Gott, 's iſt ein elend Leben! —
Cüraſſier. — Möcht's doch nicht für ein andres geben.
Schiller.

Erzählungen des alten Tambours.

I.

Es iſt ein wüſtes, unheimliches Wetter. Der Schnee, mit Regen untermiſcht, ſchlägt klatſchend gegen die trüben, ſchwitzenden Fenſter; der Sturm fährt in langen Stößen über den weiten Platz vor der Wache und pfeift und heult in den zackigen Giebeln und Zinnen der gegenüberſtehenden alten Gebäude. Hin und wieder klingt der Schritt des Poſtens am Gewehr dumpf durch das wilde Getöſe.

Zwei magere, düſter brennende Talglichter erhellen nothdürftig die ſchmutzigen Wände der großen Wachtſtube und ihre Flammen ſchillern trübe in den blanken Läufen der Musketen, welche man zum Schutz vor dem Wetter hereingenommen und an der Wand aufgehangen hat. — Es iſt nicht laut im Zimmer. Die zunächſt aufziehenden Poſten liegen in ihre Mäntel gehüllt, ſchlafend oder doch ſchweigend auf der Pritſche; der Unteroffizier iſt vor ſeinem Wachbuch eingenickt; andere ſitzen ſchweigſam rauchend an dem ſchmutzigen, einfachen Tiſch und regen eifrig die bunten Blätter in ihren Händen; noch andere haben ſich um den gewaltigen Ofen gereiht, in dem ein helles, kniſterndes Feuer brennt; ſie haben ſich einige Bänke hingerückt und ein Tiſchchen. Auf dem Tiſch ſteht eine ſchon ziemlich tief geleerte Bowle; denn ein Freiwilliger, der ſeine erſte Wache thut, gibt der Mannſchaft den herkömmlichen Satz. Da ſitzen die Alten, die ausgepichten Trinker, rauchen ihre kurze Pfeife und trinken ihr Glas heißen Groggs in aller Ruhe. Indeſſen ſchlägt die Uhr. Der Poſten ruft heraus, die Wache folgt langſam und ſchläfrig. Die Ablöſungen werden ſchnell beſorgt und man eilt wieder hinein an ſeinen alten Platz. Und nachdem die Abgelöſten ſich den Schnee von den Mänteln geſchüttelt und die erfrorenen Hände gewärmt, ſtellt ſich bald die frühere Ruhe wieder ein.

„Aber, Ralow," ſagte der Freiwillige, indem er ſchauernd ſich nahe dem Ofen ſezte, zu dem alten Tambour, „aber Ralow, ſagt mir doch, ob Euch denn dieß Weſen ſo gefällt, daß Ihr noch immer beim Regiment bleibt und den Abſchied verſchmäht? — Ihr müßt doch an die ſechzig Jahre zählen." — „Ein-und-ſiebzig bin ich, junger Herr," verſezte der Alte, behaglich ſich an die Wand zurücklehnend und dicke Rauchwolken aus dem alten ſchwarzen Maſerkopf von ſich ſtoßend. „Ja, ſo alt bin ich! — Und ob's mir bei der Fahne gefällt, fragt Ihr? — Ei zum Teufel, wohin ſollt' ich denn ſonſt? — Vielleicht, ein armer Invalide, von der Drehorgel mich ernähren oder Vogelbauer machen? — Nicht doch! — Und übrigens bin ich noch nicht invalid, ſondern geſund und kräftig wie einer von den jungen Burſchen. Sie

haben mir zwar ſchon zweimal den Abſchied geben wollen, ich aber habe gebeten, und da bin ich denn noch geblieben."

„Ihr könnt ja nach Haus zurückkehren," meinte jener wiederum; „könnt da bei Euern Verwandten ruhig leben und brauchtet Euch nicht mehr im Dienſt zu quälen, den ich nach dieſen vier Wochen ſchon hinreichend ſatt habe." — „Das glaub' ich! — das glaub' ich!" erwiderte der Tambour, in das Lachen der Uebrigen einſtimmend. „Aber hättet Ihr nur wie ich 55 Jahre bei der Fahne geſtanden, dann wäre das anders. — Dienſt ſagt Ihr? — Bah! Ihr hättet vor 40, 50 Jahren kommen müſſen, um zu verſtehen, was Dienſt iſt. — Und ich nach Haus? Guter Gott! was ſollt' ich da? Hab' nicht Vater und Mutter, nicht Schweſter und Bruder, nicht Weib und Kind! Weiß nicht einmal, ob das räucherige Dach der alten Hütte noch ſteht, wo ich geboren bin! Nein! die Fahne iſt mir Heimath, Weib und Kind und ich ſcheer' mich den Henker um's Andere!"

Der Alte iſt ungemein redſelig. Was ihn wohl ſo geſtimmt hat? Das Getränk? Schwerlich; er iſt ein alter Hecht, den eine halb durchtrunkene Nacht nicht gerade aufregt und erheitert. Sonſt iſt er meiſt ſtill für ſich und verflucht den Lärm der jungen muntern Kameraden. Heut iſt es anders. Vielleicht ſtimmt's ihn heiter, daß der junge Sahgeber aus ſeiner Heimath ſtammt, daß er ſeine Voreltern noch gekannt hat. — Ein gutmüthiges Lächeln umſpielt den Mund und die noch feurigen, von langen ſtruppigen weißen Brauen überſchatteten blauen Augen. Er fühlt ſich ungemein behaglich in der Ecke am Ofen vor dem kniſternden Feuer, bei ſeinem vollen Glaſe und der Pfeife mit beſſerem Tabak.

„Wißt Ihr was, Vater Ralow?" ſagte der Unteroffizier; „Ihr ſolltet uns etwas erzählen von ehemals aus Eurem Soldatenleben. Damit vertreibt Ihr uns die Zeit; denn ſchlafen dürfen wir nicht, da Kapitän B. du jour hat." — Der Alte wurde ernſt. „Nichts da!" verſetzte er; „was gab' es da auch zu erzählen? Das Leben ging ſeinen ruhigen Weg: Garniſon und Krieg, und Krieg und Garniſon."

„Der Unteroffizier hat Recht," ſagte der Freiwillige, „erzählt uns immerhin. Es muß Euch doch hie und da etwas Merkwürdiges in ſo langer Zeit begegnet ſeyn. Sprecht von der Zeit vor Jena, vom Dienſt, vom Kriege, was Ihr wollt, uns wird's ſchon recht ſeyn. Und dann, das Waſſer dort kocht, ich will uns noch eine Bowle machen. Da rücken wir zuſammen und Ihr erzählt."

Der Alte lachte. „Ihr habt gut ſchmeicheln," ſagte er; „was ſoll ich Euch berichten?" — Die Andern redeten ihm zu, der heiße Trank war fertig, man füllte ſich die Gläſer und rückte heran. „Nun gut," ſagte der Tambour, „ich ſoll erzählen, und ſo muß ich wohl. Aber noch Eins! Haltet euer Maul, ihr Burſche, wenn ich ſpreche; zweimal reden mag ich nicht und das Fragen kann ich nicht leiden." So ſprach er und begann.

„Damals, ihr Burſche, als ich in den Dienſt trat — ich war ſechzehn Jahre alt und wir ſchrieben anno 1786 — damals war's noch eine andere Zeit und ein anderer Soldatenſtand. — Da gab es ganz andere, ſchmuckere Uniformen, damals hatten wir Kamaſchen an den Beinen und Schuhe an den Füßen, und nicht dieſe dicken, großen Stiefeln. Damals, wenn man ſo weit war wie jezt und alles zur Parade in Ordnung hatte, wenn auf der Uniform kein Stäubchen mehr war, und Knöpfe, Meſſingzeug und Kuppeln blank und rein, da mußte man ſich noch die Haare friſiren und pudern und den Zopf einflechten laſſen. — Damals regierte nicht Gutwort oder ein chriſtlicher Fluch, ſondern die Fuchtel; damals gab's Spitzruthen und Latten und Eſelreiten und Schimpfwörter, wie ſie jezt kein Chriſtenmenſch mehr in den Mund nimmt; die Offiziere trugen ihren Stock zur Bequemlichkeit oder Züchtigung, je nachdem, und jeder Korporal auch. Von Reſerve und Landwehr und erſtem und zweitem Aufgebot und all dergleichen war keine Rede. Der Kantor ging durch's Land und band den Kindern in der Wiege ſchon ſeinen rothen Faden um den Hals."

„Nun denn, ſolch einen Faden gaben ſie mir auch und er liegt noch als Zeichen in meinem Geſangbuch. Und da ich von Jugend auf viel Luſt zur edlen Muſika gehabt, glaubte ich thörichter Burſch, ich könne ſo dazu gelangen, ging alſo ein paar Jahr früher von Haus und ward Tambour im Regiment von M., das damals in —g ſtand. Das iſt daſſelbe Regiment, in welchem ihr jezt Alle mit mir ſeyd, denn anno 1807 bekam es die Nummer, die es jezt führt."

(Fortſetzung folgt.)

Goethe als Recenſent.

(Fortſetzung.)

Innerhalb dieſes ganz abſonderlichen Zuſtandes gleicht unſere produktive Literatur wohl einer ſchönen Landſchaft, aber ſie iſt, wie die Zeit ſelbſt, in den dichten Nebel des Mißmuths und der Unbehaglichkeit getaucht, ſo daß ihre reizenden Partien nur hie und da unter günſtiger Beleuchtung zum Vorſchein kommen. Bedeutende Talente ſind unzweifelhaft vorhanden, aber ſie ſehen ſich genöthigt, ehe ſie dichten, zuvörderſt zu

fragen, was und wie ſie dichten ſollen. Da die Nationalität bei uns mehr aus Stücken als aus einem ganzen Stücke beſteht, ſo muß der deutſche Dichter, der ſein Publikum haben will, irgend ein einzelnes Stück dieſer Nationalität vorzugsweiſe berückſichtigen, wobei ſein Genius häufig ſelbſt nur ſtückweiſe zu Tage kommt. Er muß ſogar noch tiefer herabſteigen und auf die Bedürfniſſe der Leihbibliotheken, wie auf die augenblickliche Stimmung der Tageskritik Rückſicht nehmen, und dieſe iſt jezt im vollſtändigſten Sinne jene Kritik ohne oberſtes leitendes Prinzip, welche, wie Goethe ſagt, „ſich wohl des Tages, aber kaum des Jahres verſichern kann.“ Eine Zeit lang kokettirte ſie mit der politiſchen Poeſie, obſchon ſie von vorn herein in Zweifel war, ob ſie der blendenden Rhetorik Herweghs, oder der epigrammatiſchen Gemeinverſtändlichkeit Hoffmanns von Fallersleben, oder der mephiſtopheliſchen Spötterei Heine's, oder der aus verſchiedenen Elementen gemiſchten, mehr ſentimentalen Art und Weiſe Dingelſtedts den Vorzug einräumen ſollte. Plötzlich und mit gleicher Beſchränktheit und Einſeitigkeit erklärt dieſe Kritik der Politik in der Poeſie den Krieg, wie er natürlich der Poeſie in der Politik ſchon längſt erklärt iſt; man wollte, um ſprichwörtlich zu reden, den Brunnen zudecken, nachdem das Kind hineingefallen. Aber die politiſche Poeſie kann in ihrer einzelnen Erſcheinung wohl fehlerhaft ſeyn, dagegen iſt ſie an ſich und in ihrer Allgemeinheit kein Fehler, und man ſollte bedenken, daß Klopſtocks vaterländiſche Oden am meiſten dazu beigetragen haben, das in den Deutſchen ſchlummernde Vaterlandsgefühl zu wecken.

Wenden wir uns zum Drama, ſo kann auch dieſes vor den unſäglichen Einſeitigkeiten der Kritik zu keiner feſten Geſtaltung durchdringen. Die Einen verurtheilen den Jambus, die Andern halten um ſo ſtrenger an ihm feſt; die Einen empfehlen Schiller, die andern Shakespeare als Vorbild. Eine Partie begehrt Zeittendenzen, während die rohe Stofflichkeit noch immer das meiſte Glück macht. Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte ſollt ihr bearbeiten, heißt es, während alle neueren dramatiſchen Dichter, welche Stoffe aus der vaterländiſchen Geſchichte, wie aus der Hiſtorie überhaupt bearbeiteten, mehr oder weniger verunglückt ſind, weil die Sympathie des Publikums ſich fortdauernd Stücken von allgemein menſchlicher Tendenz zuwendet, ſo ſchwächlich und dürftig ſie auch in Anlage und Durchführung erſcheinen mögen. Mit gleicher Einſeitigkeit verwirft man freilich auf der andern Seite die hiſtoriſche Tragödie überhaupt, ſogar Shakespeares Dramen aus der engliſchen Geſchichte wollen Viele bereits nicht mehr gelten laſſen. Den ungünſtigen Verhältniſſen nach leiſten unſere dramatiſchen Dichter vielleicht Alles, was billigerweiſe von ihnen verlangt werden kann; trotz dem tritt die hoffährtige Kritik mit dem ſchneidenden Ausſpruche auf, daß ſie es nicht einmal mit Kotzebue, Iffland und Schröder aufnehmen könnten, nicht einmal mit Schröder, der ein vortrefflicher Schauſpieler, aber ein höchſt mittelmäßiger Dichter war und meiſt nur engliſche Stücke für die deutſche Bühne zurechtſezte. Andere fahren noch immer fort, uns einen künftigen dramatiſchen Meſſias in Ausſicht zu ſtellen, ohne zu bedenken, daß für das Drama keine meſſianiſchen Zeiten vorhanden ſind.

Eben ſo unſicher lebt ſich's für den deutſchen Autor auf dem Gebiete des Romans. Wie einfach ſind die Mittelſtufen des engliſchen Romans zwiſchen Walter Scott und Marryat, Bulwer und Boz! Wir haben den humoriſtiſchen Reiſeroman, den politiſchen und ſocialen Tendenzroman, den hiſtoriſchen, ſentimentalen, philoſophiſchen, theologiſchen, pädagogiſchen, ſcientifiſchen, artiſtiſchen Roman, wozu noch der Salonroman und alle nur denkbaren Gattungen der Novelle und Erzählung kommen. Eine Zeit lang ſchrieb Alles geiſtreich, und es iſt nicht zu läugnen, daß der deutſche Styl dadurch an Flüſſigkeit, Beweglichkeit und Glanz gewann; jezt behauptet man, das Geiſtreiche, welches freilich nur zu oft in das Affektirte ausartete, ſey der Tod aller wiſſenſchaftlichen Entwickelung; ſeitdem beginnt man von vielen Seiten höchſt trocken und nüchtern zu ſchreiben, und alle erlaubten Mittel, welche dazu dienen, den Styl reizend und anziehend zu machen, auf's Sorgfältigſte zu meiden. Doch wer nennt alle Widerſprüche und Gegenſätze auf dem Gebiete der deutſchen Literatur, auch wenn man philoſophiſche, religiöſe, politiſche und wiſſenſchaftliche Streitliteratur unerwähnt laſſen wollte! Wie würde Goethe erſchrecken, wenn er mit ſeinen geſunden, einfach natürlichen Anſichten plötzlich in dieſes literariſche Irr- und Wirrſal geriethe! In ſolchen nach Geburten ringenden dunkeln Zeiten thut es doppelt wohl, die unſteten Gedanken um Goethe's plaſtiſch würdevolle Geſtalt zu ſammeln.

Einige Eigenſchaften, meine ich, könnten ſich die Kritiker und Recenſenten der Gegenwart von Goethe wohl zu eigen machen, ſolche, zu denen nicht Goethes geniale Anlagen, ſondern ſeine ſittlichen Anſichten und Tendenzen erforderlich ſind: ſein Maßhalten, ſeine würdevolle Ruhe, ſeine Vorſicht, ſeine Liebe; Eigenſchaften, durch die er auch im Freimaurerorden ein ächter Meiſter und Allen ein Vorbild war. Sich ſeinen geſunden Menſchenverſtand zu erwerben, den man, wenn man ihn von Hauſe aus nicht hat, ſich auch nicht geben kann, möchte freilich vielen ſchon ſchwerer fallen. Man denke und ſchreibe immerhin ein wenig affektirt oder phraſenhaft, aber man meine es wenigſtens ernſt, liebevoll, löblich und redlich. Wir gehen, was Goethe nie gethan, mit Vorliebe gleich in's Extrem, verdammen oder ſprechen

ſelig, ohne viel Umſtände zu machen, ſind zu ärgerlich und reizbar und hängen außerdem nur zu ſehr von gewiſſen perſönlichen Sympathien und Antipathien, oder, was noch ſchlimmer iſt, von egoiſtiſchen Berechnungen und Cotteriefreundſchaften ab. So verſtricken ſich viele moderne Kritiker allmälig in ein ſelbſtgeſponnenes Netz, aus dem ſie ſich zulezt nur mit Gewalt löſen können, und leicht gilt in dieſem Falle für Inconſequenz, was nur das Ergebniß der gewonnenen beſſeren Einſicht war. Der Fanatismus der modernen Kritiker iſt nicht einmal ſchlau genug, für irgend eine Oeffnung zu ſorgen, durch die ſie im Nothfall anſtändig ihren Rückzug nehmen können.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Theater. — Muſik.

Wie gewöhnlich, ſo hat auch dießmal die große Oper in der Winterſaiſon eine neue Oper gebracht. Dieſelbe heißt: Maria Stuart, Text von Theodor Anne, Muſik von Niedermeyer. Eine Oper hatte man bisher aus Maria Stuarts tragiſcher Geſchichte noch nicht gemacht; dieß hat Theodor Anne, ein ehemaliger Gardesdu-corps und Mitarbeiter an legitimiſtiſchen Tageblättern, verſucht. Ein parfum royaliste, wie die hieſigen Theaterkritiker bemerken, ſtrömt aus dieſer Oper, in welcher Maria Stuart ganz engelrein und ſchneeweiß erſcheint; in einem weißen Gewande geht ſie zum Tode, und alle ihre Reden und Handlungen zeugen von der ehrenhafteſten Geſinnung. Theodor Anne hat wahrſcheinlich mehr als Eine politiſche Anſpielung in ſeinen Text gelegt, wer mag aber in einer Oper auf dergleichen achten? Niedermeyer, ein Schweizer, hat ſich bereits durch ſeine Oper Stradella bekannt gemacht. Dieſelbe iſt zwar nicht oft gegeben worden, die Compoſition wird aber von Kennern geſchäzt, und einige Arien daraus werden in Conzerten oft vorgetragen. Die Aufführung der neuen Oper diente zugleich einem neuen Sänger zum Debüt, der dazu beſtimmt iſt, den bekannten Dupré als erſter Tenor zu erſezen. Dupré's ſchöne Stimme fängt an zu wanken, und es war hohe Zeit, ſich nach einem friſchen Tenor umzuſehen. Man hatte gehofft, ihn im vielbeſprochenen Kellner Poultier zu finden, den man zu Rouen gleichſam entdeckt hatte und von dem man ſich Wunderdinge verſprach. Allein man mußte ſich bald überzeugen, daß es nicht genug iſt, eine ſchöne Stimme zu haben, um ein vollendeter Opernſänger und Schauſpieler zu werden. Der Kellner war nicht mehr jung genug, um die Schule des Schauſpielers durchzumachen; er war und blieb ein mittelmäßiger Schauſpieler, und eine ganze Rolle zu ſingen, war eine allzuſtarke Aufgabe für ihn. Mehr darf man vom neuen Debütanten erwarten, welcher einen italieniſchen Namen trägt und wahrſcheinlich ein Italiener iſt, vielleicht derſelbe, den der Operndirektor vor einiger Zeit von einem lombardiſchen Theater zu entführen ſuchte, mit dem er aber von den Oeſterreichern an der Grenze angehalten wurde. Es iſt auffallend, daß es in Frankreich ſo ſchwer hält, einen ausgezeichneten Tenor zu bekommen. Virtuoſen ſind freilich überall ſelten, indeſſen ſollte man glauben, in einer Volksmenge von 34 Millionen Menſchen, in einem Lande, wo das Theater eine ſo große Rolle ſpielt und wo ein Muſikconſervatorium ſo große Thätigkeit entwickelt, müßte doch hin und wieder ein ſolcher Phönix erſtehen. Die Größe des Opernſaales kann auch nicht als ein Hinderniß betrachtet werden; in Italien, welches ſo zahlreiche Geſangvirtuoſen hat, gibt es eben ſo geräumige Theater, welche den Sänger ermüden und ſeine Stimme ſchwächen. Der Fehler muß in den natürlichen Anlagen der Nation liegen. — In den Tagesblättern bringt man jezt wieder auf die Errichtung eines zweiten Theaters für die komiſche Oper; man behauptet, die jährlich aus der Akademie de France zu Rom hervorgehenden Tonkünſtler haben zu wenig Gelegenheit, ſich hervorzuthun, es bleibe ihnen nichts übrig, als auszuwandern, oder Unterricht zu geben. Nur beim Theater können ſie Ehre und Vortheil finden. Von der Kirchenmuſik könne keine Rede ſeyn; viele Pfarrer und Biſchöfe dulden keine Muſik, andere laſſen ſie ſich wohl gefallen, können oder wollen aber nichts dafür ausgeben, ſo daß der Tonkünſtler alle Koſten ſeines Orcheſters ſelbſt zu tragen habe. Schon ſeit Jahren ſpricht man daher von einer zweiten komiſchen Oper, und die Sache wird von angeſehenen Perſonen kräftig unterſtüzt. Der Miniſter des Innern zaudert aber mit der Ertheilung der Erlaubniß, und zwar, wie mich dünkt, aus ſehr guten Gründen. Paris hat ſchon zu viele Theater, und bei einer neuen Opernbühne ginge es wie im Odeon: eine Operette würde der andern auf dem Fuße folgen; die Sänger matteten ſich ab, und die jungen Tonkünſtler hätten wenig Vortheil dabei. Anders wäre es, wenn ein oder zwei Vaudevillestheater eingingen und ſtatt derſelben eine Operettenbühne entſtände. Allein das Vaudeville iſt eine ſehr beliebte Gattung; ein halb Dutzend Theater leben davon, und obgleich ſie manches unbedeutende Stück geben, ſo bieten ſie doch eine große Mannigfaltigkeit dar. Dieſe Gattung iſt für alle Stände, und ſo kommt es, daß die Vaudevillestheater auch von allen beſucht werden. Trotz der Klagen über die Schwierigkeiten, mit welchen angehende Tonkünſtler zu kämpfen haben, iſt ſo eben ein neues muſikaliſches Genie aufgetreten und wird in den Tagesblättern mit Lobſprüchen überhäuft. Dieſes Genie iſt Felicien David. Er war früher St. Simoniſt, wanderte mit einigen Glaubensgenoſſen nach Egypten und erkannte dort, wie es ſcheint, ſeine muſikaliſche Miſſion. Er hat die Natur des Morgenlandes muſikaliſch zu ſchildern verſucht und eine ſogenannte Ode-Symphonie zu Stande gebracht, in welcher die Wüſte, der Sonnenaufgang, die Ankunft einer Karavane, der Tanz der Almeen, die Ruhe in der Wüſte u. ſ. w. dargeſtellt werden. Berlioz, der ähnliche Wagſtücke geliefert hat, lobt den neuen muſikaliſchen Schilderer ganz außerordentlich; ſo viel iſt gewiß, daß die erſte Aufführung „der Wüſte" ſehr gut aufgenommen worden iſt. Felic. David wird nun vor einem größern und unparteiiſchern Publikum ſeine geniale Compoſition wiederholen. Sie wird bereits geſtochen und kann alſo bald auch im Ausland von den Muſikkennern gewürdigt werden. Die Saint-Simoniſten als Sekte oder als ſocialer Verein ſind gänzlich verſchwunden, und nur noch die Erinnerung an ihr abgeſchmacktes Treiben iſt übrig geblieben. Aber aus dieſer Sekte ſind bedeutende künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Talente hervorgegangen, und einige derſelben ſtehen ſehr hoch.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 10. Januar 1845.

Was ich nicht loben kann,
Davon ſprech' ich nicht.

— Das Dümmſte, was geſchieht,
Weil ich es weiß, betrübt mich nicht.
Goethe.

Goethe als Recenſent.

(Schluß.)

„Schonung," ſagt Goethe, „ſey demjenigen überhaupt nothwendig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken wolle." Unſere modernen Kritiker aber ſind ſchonungslos aus Prinzip, und man muß zugeben, daß die ſchonungsloſe Kritik die wohlfeilſte iſt, weil dazu wahrlich nicht viel gehört, weder Geiſt, noch Talent, noch Gemüth, noch Bildung. Wenigſtens dieß ſollte man bedenken, wie ungemein zart und ſchwierig die Aufgabe iſt, über ein Werk oder ſelbſt über eine Reihe von Werken eines noch lebenden Autors zu urtheilen, der noch nicht alle Bildungsmöglichkeiten ſeines Talents durchlaufen hat, deſſen zukünftige Entwicklungen Niemand, auch der Autor ſelbſt nicht, vorausſagen und im Voraus berechnen kann. Hier erinnere ich nur an Immermann, der durch ſeinen Münchhauſen die Urtheile aller derjenigen zu Schanden machte, welche ihn vor der Erſcheinung jenes hochangeſehenen Romans ihrer Kritik unterworfen. Es iſt vielleicht beſſer und edler, zehn junge Autoren mit geſunder und heiler Haut davon kommen zu laſſen, indem man ſie über Verhältniß mild beurtheilt, als ein einziges junges Talent durch eine ſchonungsloſe Kritik in der erſten Blüthe zu erſticken. Ich meine, es ſey nicht ſo ſchwer, einem Talente jene Schüchternheit und Beſcheidenheit anzumerken, wodurch es auf die zarteſte und rückſichtsvollſte Behandlung Anſpruch zu machen hat, wie ja auch jene jetzt ſo häufige Arroganz und übertriebene Selbſtgefälligkeit, welche der Geißelung und kritiſchen Demüthigung bedürfen, dem Talente, dem ſie eigen ſind, auf der Stirne leſbar geſchrieben ſtehen. Die liebevolle Sorgfalt, womit Goethe an allen Perſonen und Erſcheinungen, die ihn nicht gerade abſtießen und über die er eben deßhalb auch am liebſten ſchwieg, etwas Löbliches und Anziehendes aufzuſpüren wußte, verdient in dieſer Hinſicht unſere höchſte Anerkennung. Dieſe Verſöhnlichkeit liegt ſchon in dem Prinzip ſeiner ſpätern Tage ausgeſprochen, indem er von der Kritik und Aeſthetik forderte, „daß ſie ſich immer inniger mit Phyſiologie, Pathologie und Phyſik vereinigen müßten, damit die Bedingungen erkannt würden, welchen einzelne Menſchen ſowohl als ganze Nationen, die allgemeinſten Weltepochen ſo gut als der heutige Tag unterworfen ſeyen." Auf dieſes großartige Prinzip, welches in unſerer Aeſthetik freilich die merkwürdigſten Umwälzungen veranlaſſen würde, leitete ihn vorzüglich das körperliche Leiden, mit welchem Schiller fortdauernd zu kämpfen hatte.

Goethe war, und auch hierin mag er den Neuern als Vorbild dienen, von aller persönlichen Gereiztheit frei, oder er besaß die beneidenswerthe, vielleicht mühsam erworbene Kunst, sie nirgends durchblicken zu lassen. Schon 1781 schreibt er in Bezug auf eine wegwerfende Aeußerung, welche Friedrich der Große in seiner Schrift „de la littérature allemande“ über den Götz von Berlichingen fallen ließ, an Mösers Tochter, Frau von Voigt: „Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs seyn.“ Und er sezt hinzu: „Mich dünkt, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme.“ So wußte er schon früh allen Verhältnissen und innerhalb ihrer sich selbst die rechte Stelle anzuweisen. Sehr merkwürdig ist auch in dieser Hinsicht ein Aufsatz aus späterer Zeit über Kotzebue. Nachdem er gestanden, „daß Kotzebue sich besonders zum Geschäft gemacht, seinem Talent, seiner Thätigkeit, seinem Glück in jeder Art und Weise entgegen zu treten, weiß er ihm doch allmählig allerlei gute und liebenswürdige Seiten abzugewinnen. Er selbst nennt dieß Verfahren einen „verklärten Egoismus,“ der ihn in den Stand sezte, „sich auch des Widerwärtigen vortheilhaft zu bedienen.“

Goethe, um noch ein Beispiel der versöhnlichen Richtung seiner Kritik anzuführen, nennt die didaktische wie die beschreibende und scheltende Poesie nur eine Seiten- und Nebenart; aber sogleich sezt er hinzu: dadurch wolle er den Werth der didaktischen Poesie nicht verkümmern, sie sey im Gegentheil um ihrer Popularität willen schätzbar, und selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Kapitel des Wissenswürdigen also behandelt zu haben. Noch in späterer Zeit bewundert er sogar Rabener und findet an ihm preiswürdig, daß er aus dem bürgerlichen Kreise, dem er angehörte, sich nie verstiegen habe. In so billiger Weise wußte Goethe jede literarische Richtung und jeden Autor in ihrer eigenthümlichen Art, ihren Rechten und Vorzügen zu würdigen und zu schonen.

Seine Autorität hat Goethe nie mißbraucht, sondern sich seines mächtigen Einflusses stets mit Mäßigung und Besonnenheit bedient. Seine Aussprüche wog er vorsichtig, ja selbst mit einer gewissen Scheu ab, denn er wußte, was sie zu bedeuten hatten, und daß man sich auf sie leicht wie auf die Paragraphen eines Gesetzbuches berufen könnte. Es dürfte auch gar nicht so schwer fallen, aus seinen größeren Werken und kleineren Aufsätzen einen literarischen Codex Goethianus herzustellen, der in allen zweifelhaften Fällen mit großem Nutzen zu Rathe zu ziehen wäre. Wenn er über gewisse Tagesereignisse und über mancherlei literarische Erscheinungen, welche während der Periode seines Alters ein größeres oder geringeres Aufsehen erregten, seine kritische Stimme abzugeben unterließ, so geschah dieß nicht sowohl darum, weil er vielleicht wenig mit ihnen sympathisirte und anders darüber dachte, als die rasch bewegte Menge, sondern hauptsächlich wohl in der löblichen Absicht, auch den leisesten Schein eines Strebens nach Alleinherrschaft zu vermeiden. Er wußte ohnehin, daß es überhaupt Stimmungen des Tages gibt, die man am besten sich selbst und der Abklärung durch eigene naturgemäße Gährung überläßt. Seine Mission erschien ihm selbst als eine der Vermittlung und Versöhnung, und so hat er bis zu seinem Tode den Literaturfrieden in den höhern Regionen aufrecht zu erhalten gewußt, wie Friedrich der Große nach den Thaten des siebenjährigen Krieges durch seinen bloßen Namen und sein moralisches Gewicht den Weltfrieden. War Goethe unser größter Dichter, so war er auch in den wesentlicheren Bedingungen unser größter Recensent, und mit Recht konnte er am Schlusse seiner Tage von sich sagen: „Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernst, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft, widerspänstige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch scheiterte ich daran, weil ich Nachgeben und Umgehen nicht lernen konnte. Und so ging mein Leben hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerstreben; unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen Anderer. Hieran spiegle sich, dem das gleiche Schicksal geworden.“

Erzählungen des alten Tambours.

(Fortsetzung.)

„Außer unserm Regiment und dem Grenadierbataillon von O. standen damals noch die Dragoner von B. in der Festung. Wir waren ein so schmuckes Corps, wie ihr es jezt nicht mehr findet. Das war ein Tritt und ein Schlag ohne Wanken; da war kein Knopf jemals blind, da wat kein Zopf um ein Haarbreit länger als der andere. Die Dragoner waren auch nicht übel in ihren blauen Colletten und gelben Aufschlägen, und auf ihren großen holsteinischen Pferden; aber wir waren ihnen damals spinnefeind. — Woher das kam? Ihr Oberst und der unsere waren ein paar herzensgute Leute, liebten ihre Regimenter und behandelten ihre Soldaten gut, mochten einander aber nicht mit den Augen begegnen. Denn einst beim Trinken war das Gespräch auf den

Krieg gekommen und ſie hatten ſich über den Nutzen der Kavallerie und Infanterie geſtritten. Da ſagt unſer Oberſt, nur die Infanterie tauge was, und der andere, nur die Reiterei. So gibt ein Wort das andere, und endlich meint unſer Kommandeur: „Ich kann mit meinem Regiment eine Schanze mit einer Batterie darin wegnehmen, und das könnt ihr nicht.“ — „Nein,“ ſagt der andere ganz biſſig, „das kann ich nicht, aber in freiem Felde kann ich euch in Krautſtücke hacken.“ — „Den Teufel könnt ihr!“ ruft unſer Oberſt; „da wollt ich keinem rathen, einmal den Verſuch mit uns zu machen!“ — Und darauf gibt es noch hitzigere Worte, und dann mußten ſie dem General verſprechen, ſich nicht zu duelliren, und von da waren ſie ſich bitterböſe, und wenn der Dragoner unſern Führer zur Parole rechts über den Markt gehen ſah, ſo ging er links, und ſie ſagten ſich nicht guten Tag und nicht gute Nacht. Wir aber, als rechtſchaffene Soldaten, die ihre Kommandeure liebten, konnten einander nicht leiden, und wo eine Schlägerei war, ſtanden die Dragoner von B. und die Musketiere von M. ſicher gegen einander. — Wir hatten alſo gute Zeit, haßten die Dragoner wie den Teufel und liebten unſern Oberſten um ſo mehr, da der Major von den Grenadieren ein wahrer Satan war und wir alſo ſahen, was es heißt, gute Offiziere zu haben.“

„Allein unſere Freude dauerte nicht lange. Ich war noch kein Jahr in der Feſtung, als unſer Kommandeur ſtarb und wir einen neuen Oberſten erhielten, der ein ächter Höllenbrand war. Da gab's keine Muſterung, wo nicht zwei oder drei geſchlagen oder in die Latten geſchickt wurden; da fielen die Schimpfwörter hageldicht, und oft genug mußte meine Trommel den Appel beim Spitzruthenlaufen ſchlagen. — Zuerſt lachten uns die Dragoner aus und verhöhnten uns; bald aber hätten wir's mit ihnen ſo machen können, denn ihr Oberſt ward General und nach Berlin verſetzt, und ſie erhielten einen andern, der wo möglich von einer noch tolleren Sorte war als der unſere. — Das war der Herr von B., der Großvater unſers Kapitäns, welcher von jenem wenigſtens die Strenge und Accurateſſe im Dienſt geerbt hat. Kurz, die Dragoner hatten jetzt noch mehr zu klagen als wir, und ſo wurden wir jetzt wieder dicke Freunde. Das ging denn ſo weiter Jahr und Tag.“

„Damals ſtand bei den Dragonern ein gewiſſer Patow. Sein Vater war Paſtor in meinem Dorf. Der junge Menſch hatte ſtudirt und einen tüchtigen Kopf; er war aber unter wilde Geſellen gerathen, der Vater hatte ſich von ihm losgeſagt, und er kurz und gut geht unter die Soldaten. Ich war viel in ſeines Vaters Hauſe geweſen, er kannte mich wohl und ich ihn, und wir beide waren eigentlich die Urſache, daß die Regimenter wieder genau befreundet wurden. Sein früherer Oberſt hatte ihn meiſt zum Schreiben gebraucht, und da er ein überaus anſtelliger und luſtiger Kumpan war, liebte ihn das ganze Regiment und wir Uebrigen nicht minder. — Als nun aber der neue Oberſt kam, hörten ſeine Schreibereien auf und er mußte Dienſt thun wie ein Anderer, ja mehr wie ein Anderer. Und je mehr wir ihn liebten, deſto mehr haßte ihn ſein Chef, weiß Gott aus welcher Urſache. Da war kein beſchwerlicher, kein unangenehmer Dienſt, wozu er nicht kommandirt, da war kein Verſehen ſo gering, das ihm nicht hoch angerechnet wurde. Und ihr wißt, wenn ein Offizier den Soldaten malträtiren und beſtrafen will, ſo findet ſich auch alsbald etwas Straffälliges. — Aber Patow hielt ſich gut und das Regiment auch; der Oberſt konnte ihnen nichts anhaben, und außer einigen kleinen Strafen für noch kleinere Vergehen fiel nichts vor.“

„Nun war es im Frühjahr 1792 und wir ſollten bald zu der Campagne aufbrechen, die wir das Jahr in Frankreich machten. Es war an einem Sonntag und Patow ſtand Poſten auf der Südbaſtion, Nachmittags von 1 bis 3 Uhr. Das Wetter war prächtig, zu thun gab es nichts, und ſo waren wir an die ſieben oder acht Mann nach derſelben Baſtion hinausgegangen, weil es von da eine ſchmucke Ausſicht auf den Fluß und die ganze Umgegend gab, und wir, die wir von der See waren, doch gerne ein Stückchen Waſſer vor Augen hatten.“

„So ſaßen und lungerten wir denn dort in aller Ruhe umher, als plötzlich der Teufel unſere beiden Oberſten daher führte, die ein Herz und eine Seele zuſammen gegeſſen haben mochten und nun der Verdauung halber einen Spaziergang machten. Wir fuhren alſo wie der Donner in die Höhe und ſtellten uns zurecht, Patow präſentirte und die Beiden blieben nicht weit von ihm im Geſpräche ſtehen.“

„Weiß Gott, was ſie ſprachen, aber ſie ſtritten ſich, denn ſie hanthierten mit ihren Armen, als wären's Mühlenflügel, und der Dragoner mochte wohl etwas Lächerliches ſagen oder behaupten, denn unſer Chef lachte und auch des Patows Mund verzog ſich ganz leiſe. Nun ſtieg das wohl dem Dragoner zu Kopf und conjungirte ſich dort mit dem Wein, und weil er ſich gegen den Andern nicht auslaſſen durfte oder wollte, ſo fährt er wie ein angeſchoſſener Eber auf Patow zu und ſchreit: „Kreuz Millionen Donnerwetter, was hat die Kanaille hier zu lachen?“ — „Halten zu Gnaden, Herr Oberſt,“ verſetzte der, ſteif und ſtarr, wie eine Puppe, „ich lache nicht.“ — „Was!“ ſchreit der Dragoner, „Er unterſteht ſich noch zu läugnen, Er infamer Sohn einer —! Ihn ſoll ja gleich ein Kreuzdonnerwetter!“ — und dabei hob er ſeinen Stock auf.“

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Franken, Januar.

Fantaisie bei Bayreuth.

Fantaisie — so ward von einer ausnehmend schönen, aber eigensinnig stolzen, einer gefühlvollen, aber launischen Fürstin die Gartenanlage benannt, in welcher der Fremde wie der Einheimische so gern verweilt, um die Freuden der Natur, mit denen der Kunst vereinigt, zu genießen. — Elisabetha Friedrika Sophia hieß die Fürstin, von Natur und Geburt aus, wie es schien, bestimmt, glanzvoll glückliche Tage zu verleben. Sie war die Tochter des kunstliebenden Friedrichs von Bayreuth, die Nichte des großen Preußenkönigs und die Gemahlin des Herzogs von Württemberg Karl Eugen, welchem Fürstenjüngling von leichter und krauser Gemüthsart sie zu jung und zu rasch vermählt worden. Diese Ehe löste sich bald; die Geschiedene lebte längere Zeit bei ihrem Vater oder doch in seinem Lande, und nachdem er gestorben, bekam sie von ihrem Oheim, dem neuen Markgrafen, das Schloß und das Rittergut Donndorf, das eine Stunde von Bayreuth, an der Straße nach Bamberg und Erlangen liegt, zum lebenslänglichen Besitz. — Der Ort war früher mehr durch seine große, alte Linde bekannt gewesen, bei welcher selbst derjenige Wanderer, der die uralte, kolossale Linde bei Neustadt am Kocher gesehen hatte, früher nicht ohne Bewunderung verweilte. Noch steht der ehrwürdige Torso dieses zuweilen auch vom Blitzstrahl versehrten Pflanzenherkules mit einzelnen Aesten, durch Kunst zusammengehalten, und weckt ernste, ja wehmüthige Gefühle. Vor vielen Jahren, erzählt man, pflegte man zuweilen in einem Zimmer, das über den stärkern Aesten erbaut war und das an die Wohnungen gewisser Wilden in den Tropenländern erinnert, festlich zu tafeln, ja zu tanzen. Und jezt? — Wie einst um jenen uralten, gewaltigen Eichbaum im heiligen Haine der Ceres, den Erisichthon mit frevelnden Aexten fällen ließ, die Dryaden zur Nachtzeit ihre freundlichen Reigentänze hielten, so mögen jezt wohl in der unheimlichen Stille der Mitternacht andere Geister um die modernde Linde sich versammeln, vielleicht die Geister von alten Markgrafen, Ministern und Kammerherrn und Edelbamen in seltsamem Costüm und Schmuck, und sie mögen bei der schaurigen Musik, die Nachteule und Unke und Heimchen aufspielen, eine altspanische Sarabande oder ein zierliches Menuett tanzen. Noch hat sie Niemand belauscht; aber Menschen von tieferem Gemüth und vordringendem Geiste vernehmen wohl, wenn sie in der Dämmerung dort verweilen, ein geheimniß- und ahnungsvolles Lispeln und Rauschen, und das sind die Geisterstimmen von vielen grauen Jahrhunderten, die über dem Haupte des deutschen Lieblingsbaumes vorübergezogen sind, und das Andenken an jene alten Zeiten wird lebhaft in der Brust des Kundigen, aber auch die Zukunft geht vor seinem helleren Blick in vorbedeutenden Bildern auf.

Sophia war es, die das einsame Schloß und den mäßigen Garten, den sie vorfand, zur herrlichen Gartenlandschaft erweiterte und verschönerte, und so kann sie als die Schöpferin derselben betrachtet werden. Viele Jahre nach dem Tode der Fürstin, deren einziger Genuß in der lezten Zeit ihres Lebens nur noch Freude an Natur gewesen war, kam der Garten in die Hände einer zweiten Herzogin von Württemberg, Friederika Dorothea Sophia, deren Andenken noch in den Herzen mancher ältern Bewohner der Gegend fortlebt. Und jezt ist er im Besitze des Herzogs Alexander von Württemberg, der, als Wiederhersteller und Erneurer von so Manchem, und als glücklicher Schöpfer ganz neuer Anlagen und Bauwerke, zu unserer Freude fortwährend wirksam ist. — Ueber diese Gartenlandschaft ist ein eigenthümlicher, aus Oertlichkeit und Geschichte, aus Natur und Kunst gewobener Geist oder Charakter ausgegossen. Die einfach schönen Gebäude gewähren einen freundlichen Anblick, und auf den Blumenterrassen und Blumenbeeten, in den wahrhaft fürstlich ausgestatteten, durch die Sorgfalt eines kenntnißreichen, gebildeten Kunstgärtners wohl erhaltenen Gewächshäusern findet auch der tiefere Kenner der Pflanzenwelt bei dem Anblick so vieler und so mannigfaltiger exotischer, wie einheimischer Blumen, Gesträuche und Bäume eine unterhaltende Belehrung. Die ganze Anlage zerfällt übrigens in zwei Abtheilungen, oder Reiche, möchte man sagen. Der eine, obere, ganz in der Nähe des Orts und der Landstraße liegende Theil, mit den Schloß- und Nebengebäuden, mit den Alleen, Baumarkaden, Blumenstücken, Tempelchen, Pavillons und Gewächshäusern, zeigt mehr den aristokratisch heitern Charakter; hier herrscht die Kunst, die Architektonik, die Wissenschaft vor; und hier findet auch in der Nähe gesellschaftliche Unterhaltung, wer sie gerade sucht. Dagegen trägt der zweite, tief und tiefer hinab gehende Theil, mit seinen Gebüschen, Wäldchen, dunkeln Grotten, Wasserfällen, Brücken, Elsenpartien, mit seinem Weiher, auf welchem Schwäne und freundartige Enten herumschwimmen, mit seinen Wieschen und Wiesen, wozu noch der freundliche, auf dem Berge gegenüber liegende Pfarrort Eckersdorf zu rechnen ist, welcher wie künstlich in den Park hineingezogen zu seyn scheint: dieß Alles trägt mehr den Charakter der freien, sich überlassenen Natur, des Ländlichen, Idyllischen, ja selbst des Wildromantischen an sich. Und hier mag auch ein sinnender Freund der Einsamkeit am liebsten verweilen. Hier werden wir überhaupt an den neuern Gartengeschmack erinnert, den man nach den Engländern benannt hat, und den man eben so gut den chinesischen benennen könnte. — Chinesisch! werden Manche ausrufen. Wie kommen die Chinesen dazu? Dieses komisch ernsthafte Volk voll Unnatur, diese Ceremonienmeister unter den Völkern, die eben so lächerlich sind, als sie selbst das Lächerliche lieben, eben so verkrüppelt, als ihnen jede Verkrüppelung an den Geschöpfen Gottes willkommen ist, sie, die von Natur geradwüchsige, emporstrebende Pflanzen und Bäume aus kleinen porzellanenen Büffeln u. s. w. zwergartig hervorkriechen lassen — diese Chinesen mit ihrer kleinlichen Bauart, ihrem geschnörkelten Lattenwerk? — Wundert euch, und doch ist's so! Nicht den Griechen oder den Römern zunächst, wiewohl erstere schon in uralten Zeiten hübsche Gärten und Grottenwerke hatten, wie wir gleich aus dem Homer wissen, und leztere kostbare Anlagen und Villa's besonders am Meeresufer erbauten — nein, den Chinesen, welche zugleich die besten Kunstfeuerwerker und die ersten Stegreifarchitekten von der Welt sind und in wunderbarer Geschwindigkeit aus einigen Bambusstangen, Matten, Fahnen von rothem Tuch, Laternen von farbigem Florzeug, Seide und Pflanzen einen hellen, prächtigen Feenpalast in der Nacht hervorzuzaubern wissen — diesen Chinesen haben die Engländer, nach ihrem eigenen Zeugniß, ihren berühmten Gartengeschmack zu verdanken.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 11. Januar 1845.

Die Kunſt iſt die Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothwendigkeit der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jezt aber herrſcht das Bedürfniß und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht.

Schiller.

Rohheit der Geſittung.

(Ein äſthetiſches Kapitel.)

Es gibt einen gewiſſen Höhepunkt der Kultur, wo die Abſtraktion des meſſenden, wägenden, rechnenden Verſtandes die Unmittelbarkeit des natürlichen Sinnes für Schönheit, namentlich ſofern ſich dieſelbe in Form und Farbe ausſpricht, vernichtet hat. Der angeborene Takt, ohne Reflexion, gleichſam divinatoriſch, für jeden Gehalt die paſſende Faſſung zu finden, hat ſich verloren, und wo die Schneeregion der negativen Kritik beginnt, da erſtirbt die freiwuchernde Vegetation der naiven Sinnlichkeit, und nur das Treibhaus des Studiums und der Reflektirtheit vermag noch künſtliche Blumen zu erziehen.

Die Gegenwart befindet ſich auf dieſer Stufe. Was ſchön iſt, wiſſen wir nicht mehr von Haus aus: wir müſſen es erſt lernen. Allein jener angeborene Takt, der uns inſtinktartig das Schöne bilden und auffaſſen lehrt, iſt dennoch das Untergeordnete gegenüber dem Standpunkte des ſelbſtbewußten künſtleriſchen Schaffens. Von dieſem ſoll hier nicht die Rede ſeyn; denn gerade die Kunſt beginnt jezt in kräftigem Anlaufe die Rohheit der Geſittung zu überwinden, in welcher ſie lange genug gefangen lag, und wir ſollen darum nicht verzweifeln an der Kunſt der Gegenwart oder gar der Zukunft.

Es gibt aber auch ein der Kunſt befreundetes Handwerk, wo das Schöne in ſo fern von ſeinem Begriffe abgefallen iſt, als es dem Nutzen dient, Geräthe, Kleidung u. dgl. zierlich ausſchmückend, das jedoch in eben dem Grade unmittelbar auf das Leben einwirkt, als es heraustritt aus dem Gebiete der Aeſthetik im ſtrengen Sinne. Hier ſoll ſich vorzugsweiſe der äſthetiſche Takt und Inſtinkt geltend machen, denn hier kommt es nicht darauf an, ein freies Schöne zu ſchaffen, ſondern einen rohen Stoff mit vorzugsweiſer Berückſichtigung des praktiſchen Gebrauches zierlich anzuordnen, anmuthig auszuſchmücken. Scheinbar gleichgültig, iſt doch gerade dieſer Punkt von unberechenbarer Bedeutung für die äſthetiſche Erziehung des Geſchlechts. Denn nicht das heißt äſthetiſche Erziehung, die Leute ein Bischen dilettiren zu laſſen in allen ſieben freien Künſten — eine ſolche ſchöngeiſtige Erziehung iſt ein Mehlthau für jede friſche, kräftige Natur —; äſthetiſch erzogen iſt vielmehr derjenige, der überall die adäquate geiſtig erfüllte Form, der Harmonie und des Maßes Gerechtigkeit finden und würdigen gelernt hat, der demzufolge ſeine Sinnlichkeit nicht ausrotten, noch wild ſie wuchern läßt, ſondern ihr das rechte Maß ſezt, ſie abwägend zu ihrem wahren Verhältniſſe im Geſammtorganismus; der ſo ganz ſich eingelebt in das vornehmſte Grundgeſetz alles Schönen, die ewige Idee nur in würdiger Faſſung zu ſuchen, daß

er selber zum Kunstwerke sich gestaltet, indem sein Leben auch die würdige Fassung der göttlichen Idee wird, deren Träger es seyn soll.

Der tägliche Anblick, nicht eben absolut häßlicher, sondern ästhetisch corrupter Gegenstände wirkt darum fast eben so entsittlichend auf uns, als ein häufiges Anschauen unmoralischer Handlungen. Bringen wir uns auch von Zeit zu Zeit geläuterte Kunstwerke zum Bewußtseyn, so ruht doch unser Auge stündlich auf den mißgestaltetsten Möbeln und Geräthen, wir gehen beständig um mit Menschen, die, gleich uns selber, in die häßlichsten Röcke gezwängt sind, wir haben uns jeden Augenblick unserer unüberwindlichen Wasserscheu vor derben, grellen, frischen Farben zu schämen. Der Alltag, sagt das Volkssprüchwort, ist ein gar gestrenger Herr, und dieser alltägliche, allstündliche Verkehr mit ästhetisch corrupten Gegenständen lähmt fast vollständig den heilsamen Einfluß des seltenen Umgangs mit Kunstwerken.

Wie steht es nun aber vollends mit den niedern Classen, die von der eigentlichen Kunst gar nichts wissen, die eben jene handwerksmäßigen Vorstufen derselben ausschließlich vor Augen haben und eigentlich an denselben die Fassungskraft für höhere Leistungen kräftigen sollen? Kein Wunder, daß die strengeren Charaktere unter ihnen im Schönen nicht das Göttliche, sondern das Frivole erkennen. Die gebildete Welt hat jezt wieder ein Herz gefunden für das Volk: es stände unsern Schriftstellern wohl an, namentlich in den jährlich sich mehrenden Volksschriften, die bisher doch durchschnittlich nur gar zu ledern und philiströs ausgesehen haben, auch diese Seite der Volkserziehung zu berücksichtigen und mit allem Nachdruck die bisherige Sorglosigkeit in diesem Punkt an's Licht zu stellen, dem gemeinen Mann aber in sein schlummerndes ästhetisches Gewissen zu reden. — Hier öffnet sich ein Zweiggebiet der angewandten populären Aesthetik; es anzubauen fordert hellen, praktischen, dem frischen Leben zugewandten Blick. F. Th. Vischer hat bis jezt fast allein bedeutsame Worte über diesen Punkt geredet; er hob aber in seinen bisherigen zerstreuten Aufsätzen nur Eine Seite nachdrücklicher hervor, sich vorzugsweise darauf beschränkend, aus dem Verfalle des schönen Handwerks und aus der abstrakten Reflektirtheit unserer Sitte die prekäre Stellung der modernen Kunst nachzuweisen, welcher hierdurch der Boden insofern theilweise entzogen ist, als alle Kunst stets, dem Technischen nach, im Handwerk, der äußeren Fassung nach in Sitte und Herkommen wird wurzeln müssen. Ich fasse im Folgenden eine andere Seite in's Auge, nämlich die schlimmen Einflüsse der ästhetischen Barbarei des Handwerks auf Charakter und Sittlichkeit unserer Generation.

(Fortsezung folgt.)

Erzählungen des alten Tambours.

(Fortsezung.)

„Der Patow aber war ein ganzer Kerl, fürchtete den Teufel selbst nicht, um so weniger den Obersten; er war über den Schimpf fuchswild, wußte, daß er als Posten nicht beleidigt werden durfte, und sieht also seinem Kommandeur keck und fest in die Augen. — „Was guckt der Kerl mich noch an, der Racker?“ schreit der, und zugleich fallen die Schläge hageldicht auf den Posten. Der aber springt zurück, holt mit dem Säbel aus und ruft: „Herr Oberst, respektiren Sie den Posten, oder ich thue was ich muß!“ — Der Oberst, leichenblaß, springt zurück und schweigt zuerst ganz still. Unser Alter steht auch da, ohne Hand, Fuß und Zunge zu rühren, denn das Alles war Schlag auf Schlag in keiner Minute Zeit passirt. Plötzlich aber wendet sich der Dragoner, schießt wie eine Granate auf uns los und schreit uns zu, den Patow zu arretiren.“

„Das aber war ein übel Ding. Er hatte gar kein Recht dazu. Ueberdieß waren wir Alle ohne Muskete und Seitengewehr, wie man eben zum Spaziergange geht. Unser Kommandeur redet jenem auch zu, sich zu beruhigen, Wache holen zu lassen. Aber der will nichts hören, arretirt den Patow selbst, läßt einen Dragoner, der bei uns war, jenes Säbel und Casket nehmen und Patow durch zwei von uns nach der Wache bringen.“

„Nun war der Teufel los. Den andern Tag kommt er vor's Kriegsgericht, und einige hatten's übel genug mit ihm im Sinn. Aber der Patow sprach wie der beste Advokat, und viele von den Beisitzern konnten ihn wohl leiden; überdieß hatte auch der Oberst für sein ordnungswidriges Verfahren einen derben Wischer vom General bekommen, so daß unser Kamerad mit viermaligem Gassenlaufen und acht Tagen Latten davon kam. Das aber war für ihn schlimm genug. Der Bursche hatte Ehre im Leib, und er sagte mir, als ich ihn Abends vorher besuchen durfte, es werde sein Tod seyn, zumal das Gassenlaufen bei den Dragonern sehr selten vorkam und dieß seit zehn und mehr Jahren der erste Fall war. Ich tröstete, was ich konnte, aber das half alles nichts; er bat mich, seinem Vater zu schreiben, wenn er todt sey. — Ich stellte ihm vor, wie bald er die Schmerzen verwinden werde, da seine Kameraden und die Unteroffiziere ihm wohlwollten. — „Thor!“ sagt' er, „meinst du, daß ich die Schmerzen fürchte? Aber die Schande! die Schande! — Ich ersticke daran!“ Er ging dann wieder schweigend und zähneknirschend auf und ab. — „Aber wenn mich der Teufel haben soll,“ sagt' er endlich wieder, „allein kriegt er mich nimmermehr“!

Mir lief es da eiskalt über den Rücken und mein Geiſt ſtimmte das Todtengebet für den Oberſten an, für deſſen Leben ich nicht drei Pfennige gegeben hätte."

Der Alte lehnte ſich zurück und ſchwieg. Er füllte ſich ſeine Pfeife wieder und nahm einen herzhaften Schluck, die vertrocknete Kehle anzufriſchen. Die Wachmannſchaft ſaß lauſchend umher; da war keiner, dem ein Körnchen Schlaf in den Augen ſaß. Es war todtenſtill im Zimmer; man hätte können die Herzen pochen hören. Der Tambour aber trank noch einmal, wiſchte ſich mit der verkehrten Hand über den gewaltigen, ſchneeweißen Schnurrbart, lehnte ſich dann mit dem Oberleibe vorn über und begann auf's Neue.

„Nun denn, am andern Morgen ging die Geſchichte vor ſich. Seine Schwadron ſtand auf dem Marktplatz und Patow ging hindurch, blaß wie eine Leiche und ſtolz und gerade wie ein Tambourmajor. — Seine Kameraden liebten ihn, wie ſchon geſagt, die Unteroffiziere und Wachtmeiſter drückten ein Auge zu, die Offiziere ſelbſt ſchwiegen, und ſo waren die Ruthen im Augenblick geknickt oder zerſpalten, und die Schläge klatſchten gewaltig, thaten aber nicht weh. — Der Oberſt ſah das wohl und ſchäumte vor Wuth. — „Zugehauen! zugehauen!" ſchrie er immerfort; er hätte ſich, glaub' ich, gern ſelbſt in die Reihe geſtellt, wenn's nur möglich geweſen wäre. Ich ſeh' ihn noch, wie er da hielt, auf ſeinem alten grauen Pferde hin und her rutſchte und immer das verdammte „Zugehauen! zugehauen!" vor ſich hindonnerte. Er ließ neue Ruthen ausgeben und beſtimmte Arreſt für den, der ſie einknicke. Aber ſie knickten doch ein. Die Exekution war vorbei, Patow ging in die Latten und die Eskadron bekam drei Strafwachen, weil man ſie doch nicht Mann für Mann in's Loch ſtecken konnte."

„Die Geſchichte war vorbei, aber daß damit Alles zu Ende ſey, glaubte kein Menſch. Wir Alle kannten Patow, wußten, wie er früher geſagt: der ſey ein Hundsfott, der eine ſolche öffentliche, wenn auch noch ſo verdiente und gerechte Peitſcherei ertragen könne, und ich wußte noch außerdem, was ich wußte, hielt aber wohlweislich mein Maul. Aber wie uns die Zeit über war, vermag ich euch kaum zu ſagen. Mögt ihr lachen darüber oder nicht, mir war ſo, wie wenn's draußen recht drückend und ſchwül iſt, daß des Menſchen Geiſt dämiſch und dumm wird, und ſo ging's den Uebrigen auch. Die Wuth gegen den Oberſten kann ich euch nicht ſchildern. Hätte man ihn allein gehabt, er wäre nicht lebend vom Platz gekommen. Er mocht' das auch ahnen und war immer von ſeinem Adjutanten und den Ordonnanzen begleitet. Auch die Offiziere waren ihm nicht grün, denn ſie hatten ſein verfluchtes „Zugehauen, zugehauen!" mit angehört und mochten's nimmer vergeſſen; und in der ganzen Stadt, glaub' ich, hatte er keinen Freund, ausgenommen unſern Oberſten, den Grenadiermajor und ſeine alte graue Stute."

„Das war aber ein vermaledeites Vieh, und wenn es je möglich iſt, daß der Schwarze in eine lebendige Creatur fahren kann, ſo ſaß er ſicher in der grauen Stute. Kam der Oberſt geritten, zwar murrig und brummig, aber doch nicht mehr als gewöhnlich, war alles in Ordnung und gab's nichts zu ſchimpfen, dann ging das Pferd, er mochte drücken und treiben wie er wollte, ſtill und ſchläfrig, die Ohren halb geſenkt und die Augen halb zu; fing aber der Reiter an zu ſchelten und zu fluchen und zu toben, dann hoben ſich die Ohren und ſtanden ſteif und ſpitz, die Augen riß die Creatur weit auf, hob die Beine und wedelte mit dem Schwanz wie ein Hund. Und je ärger er ſchimpfte und tobte, deſto ſchneller wedelte der verfluchte Stutzſchwanz. — Ich habe nie zwei Geſchöpfe geſehen, die beſſer zu einander gepaßt hätten."

„Indeſſen vergingen die acht Tage; der Patow kam aus den Latten, und nachdem er noch einige Tage im Lazareth gelegen, war er ſo fit und geſund wie je; aber er hielt ſich ſtill und allein und der Donner ſaß ihm auf der Stirne."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Der Winter. — Weihnachten.

Dießmal haben die Zeichen nicht getrogen und die Wetterpropheten behalten Recht: der Winter hat ſich wirklich ungewöhnlich früh eingefunden. Die Kälte hatte binnen wenigen Tagen die bedeutende Höhe von 12° R. erreicht, und eines ſchönen Morgens hatten wir die ſeltene Ueberraſchung, unſer gutes Wien in den Wintervermelinmantel eingehüllt zu ſehen. Dieß ſtimmte uns ganz gemüthlich; die ſchneeweiße und ganz weihnächtlich ausſehende Gegenwart erinnerte uns an die gute alte Zeit, als es noch normale Winter gab und der Norden dem Süden noch ſeinen ganz ordentlichen Beſuch machte. Wie angenehm, das jahraus jahrein ſo überläſtige Wagengeraſſel einmal verſtummen, oder durch die weiche Schneedecke zum Pianiſſimo gedämpft, hingegen allenthalben luſtiges Schlittengeklingel zu hören! Letzteres iſt hier ſo ſelten geworden, daß Schellengeläu für unſere Ohren faſt nur noch einen traditionellen Klang hat. Auch bekommt man kaum einen andern, denn einen Fiakerſchlitten zu ſehen, keine Spur von einem Schlitten nach dem alten phantaſtiſchen Typus. Dahin ſind die prächtigen Schlittenfahrten des Hofes und des hohen Adels von ehemals; ſeit Jahren haben wir keine Wiederholung derſelben erlebt und die koſtbaren kaiſerlichen Schlitten prangen nur als Schauſtücke in den Wagenremiſen. So weicht allmählig Alles der Proſa des Tages. Einen großen Theil der Schuld trägt allerdings auch

das Bedürfniß der Straßenreinlichkeit und die für leztere sorgende Stadtbehörde. Selten daß man den Schnee älter als einen oder zwei Tage werden läßt, worauf sofort mehrere Hunderte in aller Eile rekrutirter Straßenfeger nach allen Richtungen ausgesendet werden, um die Massen frisch gefallenen Schnees so schnell als möglich von dannen zu schaffen und so der Gefahr einer Straßenüberschwemmung zeitig genug zuvorzukommen. Leider eine prosaische Nothwendigkeit. So muß das Interessante und Poetische allenthalben dem Nützlichkeitsprinzip weichen. Die zusammengescharrten Schnee- und Eismassen werden vor die Thore der Stadt geschafft und bilden in hügelförmigen Massen den vortrefflichsten Dünger der Glacien. Ihnen haben wir zunächst das üppige Grün in der ersten Phase des Frühjahrs zu verdanken. Also doch wieder ein sehr angenehmer Ersaz für die aufgeopferte Winteridylle durch eine desto anmuthigere des Frühlings. — Das Weihnachtsfest macht uns immer festlustigen Wienern über die Maßen zu schaffen. Seit acht Tagen schon herrscht das regste Treiben auf Straßen und Plätzen, Bewegung unter Groß und Klein, eine großartige Vorbereitung zur allgemeinen Bescherung. Wohin das Auge blickt, überall ein mährchenhafter Weihnachtsmarkt, jeder Laden ein Tempel und Opferaltar voll köstlicher Gaben und prangender Weihnachts- und Neujahrsvotivtafeln, so daß es schwer hält, der lockenden Versuchung zu widerstehen und mit leeren Händen heimzukehren. Die liebliche Poesie des Christbaums ist glücklicherweise noch bis zur Stunde von der vernichtenden Hand des Rationalismus unberührt geblieben und blüht in ihrer ganzen Herrlichkeit. Das haben wir den unschuldigen Kinderherzen, dem lezten Schlupfwinkel der Poesie, zu danken. Der Christbaum steht zur Zeit bei uns noch hoch in Ehren und entwickelt alljährlich einen glänzenden Luxus, wobei sich Niemand so wohl befindet, als der heidnische Gott Merkur, der bei dieser Gelegenheit die christlichste und frommste Miene von der Welt annimmt, so daß hinter dem liebenswürdigen und maßlos freigebigen Kinderfreunde Niemand den alten Heiden ahnt. Eine nicht uninteressante Unterhaltung bietet bei dieser Gelegenheit die Musterung der zahllosen, einander überbietenden Annoncen von Weihnachts- und Neujahrsgeschenken.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Franken, Januar.

(Fortsetzung.)

Fantaisie bei Bayreuth.

Schon der englische Dichter Pope, in dessen polirten, kunstgerechten Poesien übrigens französische Regelmäßigkeit nicht zu verkennen ist, spottet nicht bloß über den falschen Gartengeschmack seiner Zeit, sondern schuf selbst in der Nähe seines Landhauses einen Garten in freierem, edlerem Styl; aber erst seinem Landsmanne Kent war es vorbehalten, den Franzosen Le Notre mit seiner pädagogischen Baumscheere, seinen geradlinigten Gängen und Baumkugeln, mit seiner ganzen steifen Gartenarchitektonik zu verdrängen; und zwar, sagt man, ist er insbesondere durch die Chinesen auf die neue Gartentheorie geführt worden, und er habe mit diesem Geschmack nur die Nachahmung italienischer Villa's und altrömischer Bauwerke verbunden, welche die Britten auf ihren Reisen kennen gelernt, und welche sie so gern wieder in den Anlagen ihrer Inseln angebracht sehen mochten. — Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß der Gärtner des Königs, William Chalmers, selbst nach China gereist ist, um sich an Ort und Stelle zu belehren. Hier fand er nicht bloß in chinesischen Gedichten, sondern in der Wirklichkeit selbst alle die Abwechselung von Grotten, Wasserspiegeln, die zwischen Felsen eingezwängt sind, Seen, Belvederes, Einsiedeleien, Cascaden, Stauden und Gesträuchpflanzen und noch manches Andere, was wir ohngefähr zu den Ingredienzien, die zu einer englischen Gartenlandschaft gehören, zu rechnen pflegen. Und so passen denn zu diesem chinesischen Gartengeschmack auch die chinesischen Pavillons, Pagoden und Glockenthürmchen, worüber man sonst gespottet hat, auf das beste; wenigstens eben so wohl, als griechische Tempelchen, oder türkische Kiosks, maurische Bäder und Moskeen, die der quere Gartensynkretismus oft in Einer Anlage gar wunderlich zusammenbringt. Wunderlich, ja abenteuerlich und grotesk genug offenbarte sich oft der englische Geschmack, indem er die freie, kühne Natur nachahmen, ja überbieten wollte. Die Leute bedachten nicht, daß zu allem wahrhaft Großen und Schönen Fülle und Maaß, Mannigfaltigkeit und Ordnung, Freiheit und Beschränkung gehöre, und daß auch die Gartenlandschaften nur dann der Idee des Schönen und Großen mehr und mehr sich nähern, je mehr hier jenem Prinzipe gehuldigt wird. Und dann die kindischen Nachäffereien der großen Parks in wahrhaften Zwerganlagen, wo man Eremitenhäuschen an die Landstraße hinsezt, Maulwurfshügel zu Bergen, etwas dürftiges Gesträuch, wo man sich kaum vor der Sonne schützen kann, zu einem Lustwalde stempelt, Brückchen über Gräben, die ein dreijähriger Knabe zu überhüpfen vermag, und bunte Wirthschaftshäuschen hinbaut, die man mit den Mückenhäuschen der Kinder vergleichen möchte. — Auch die alten Orientalen hatten schon ihre großartigen Gartenlandschaften. So hatten die Perser ihre Thier- und Baumgärten, welche sie Paradiese nannten und in welchen sie der Jagdlust fröhnten. Es waren mithin die ersten Parks im eigentlichen Sinne des Worts. Und war nicht der erste Garten in der Welt, im Lande Eden, von welchem vier Weltströme ausflossen und wo allerhand lustige Bäume mit herrlichen Früchten standen, der allererste und der allergrößte Park von der Welt?

Schön und würdig ist die ganze Anlage der Fantaisie zu nennen. Ein heiterer Wechsel von Gestaltungen, von Licht und Schatten, von lauten und sanftern Farben ergözt das Auge; und auch das Gehör wird erfreut durch die Naturſänger im Gebüsch und im nahen Wald, durch die Finken und Grasmücken und wie sie sonst heißen, durch das Murmeln der Quellen und das Muhen und Schellengeläute der stattlichen Rinderheerden, die auf den Wiesen in der Nähe einer Schweizerei sich weidend ergehen. Zuweilen vernehmen wir auch den freudig schmetternden Jagdruf eines Waldhorns aus der Ferne, oder ahnungsvolle Glockentöne zittern über den Thalgrund von der Kirche zu Eckersdorf herüber.

Fantaisie! ein schöner Name, würdig gewählt von der Stifterin, zur Genüge ihren eigenen, still schwärmerischen Hang, ihre Einbildungen, ihre eigensinnigen Launen und Einfälle bezeichnend. Das Wort, mit seiner kleinen französischen Umänderung, ist mehr das Kind einer verfeinerten, im Genuß verwöhnten, kränklichen, modernen Zeit, während das ursprünglich griechische mehr die innere Schöpferkraft eines lebhaften, gesunden Geistes ausdrückt, aus jenem Jahrhundert, wo die Menschen noch einfacher und der Natur befreundeter waren. Wie oft mag hier die einsame Fürstin über ihr Schicksal nachgedacht, ihre verlorene Jugend beweint, und selbst am Busen der Freundschaft nicht immer Trostung und Beruhigung gefunden haben!

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 13. Januar 1845.

Take up the bodies! — Such a sight as this
Becomes the field, but here shows much amiss.
Shakespeare.

Erzählungen des alten Tambours.

(Schluß.)

„Nun war die Zeit unſeres Ausmarſches gekommen; andere Regimenter waren bei uns angelangt, um mit uns weiter zu ziehen. — Es war Sonntag. Wir ſollten einen Gottesdienſt unter freiem Himmel haben, dann eine große Parade vor dem alten Möllendorf und am Montag die Stadt verlaſſen. — Mir iſt, als wär' es geſtern geweſen. Es war der lieblichſte Frühlingsmorgen, die Sonne glitzernd, die Bäume grünend, alle Creaturen ſummend und luſtig zwitſchernd. Wir ſtanden ſchon im großen Quarré zum Rechtsabmarſch aufgeſtellt: in der Front die Dragoner von B. auf dem linken Flügel, die Küraſſiere von H. in der Mitte, die Huſaren von R. auf der Rechten; ihnen gegenüber die Grenadiere von L. und O. und die Füſeliere von O.; links neben den Dragonern wir und das Regiment von K., uns gegenüber, rechts neben den Huſaren, die Artillerie und die Füſeliere von W. — Von den Generalen war noch keiner da; ſie nahmen beim Feſtungskommandanten ein Frühſtück ein."

„Nun, wißt ihr, iſt es gebräuchlich, vor einem längeren Ausmarſch zu fragen, ob noch Jemand etwas zu bitten oder zu klagen habe, und obſchon das eigentlich den Generalen zukommt, ſo forſchten doch unſere Oberſten immer ſchon vorher, damit nicht irgend etwas Ungehöriges oder ihnen Unbequemes vor die Generalität komme. — So geſchah es auch hier. Unſer Chef hatte bereits gefragt, und es war Alles in Ordnung. Die andern Oberſten und Offiziere beſichtigten noch zum lezten Mal ihre Truppen. Da reitet der alte B. vor die Front der Dragoner und ſagt: „Nun, hat einer von euch Schwerenötern noch etwas vorzubringen? — Er kann vorkommen!"

„Erſt war Alles ſtill, da aber reitet der Patow langſam vor. Das Muſikcorps und wir Tambours ſtanden auf dem äußerſten rechten Flügel des Regiments, ganz nahe bei den Dragonern, und die ganze Geſchichte paſſirte keine fünfzig Schritte von uns entfernt. — Bis dahin hatte der Oberſt ſich ganz ſtill gehalten, weder Mann noch Pferd regte ein Glied. Sobald aber Patow drei Schritt von ihnen hielt, zuckte des Oberſten Hand nach dem Säbel und ſeine heilloſe graue Beſtie warf den Kopf in die Höhe und ihr Schweif ging wie ein Kreiſel in die Runde, ſo daß uns Allen über ſolchem Teufelsſpuck die Haare zu ſteigen anfingen; denn damals glaubten wir Alle noch an des Satans Walten."

„Sie hielten alſo einander gegenüber, guckten einander in die Augen und ſchwiegen zuerſt. — „Nun! he!"

ſchreit endlich der Oberſt, „was will denn der Racker? hat er kein Maul?“ — „Ich wollte Ihnen nur anzeigen, Herr Oberſt, daß ich mich beim General zu beklagen wünſche über die Unbilligkeit meiner Strafe.“ — „He! was will Er?“ ſagt der Oberſt ganz verduzt, denn das hatte ſeit Menſchengedenken keiner gewagt, wenn's ſchon erlaubt war. — „Ich wünſche mich zu beklagen,“ verſetzte der Andere ganz kalt, „zugleich auch, weil Sie meine ehrliche Geburt beſchmuzt haben, die doch reiner und ehrlicher iſt als die Ihre.“

„Nun müßt ihr wiſſen, daß bei uns ein Musketier von des Oberſten Gütern ſtand; der hatte uns von ſeiner, des Oberſten Mutter, einer galanten Frau, Dinge erzählt, die Patows Aeußerung rechtfertigten oder nicht, gleichviel. Sobald aber der Patow jene Worte geſagt, wird der Oberſt ſo roth wie eine glühende Kohle und ſchreit: „Wachtmeiſter! Wachtmeiſter! hieher mit zwei Mann! Reißt mir den Hund vom Pferde und haut ihn, bis er liegen bleibt!“

„Der Wachtmeiſter der Leibſchwadron reitet denn auch vor, aber bevor er noch zehn Schritte gemacht hat, reißt der Patow die Piſtolen aus der Holſter, ſchreit: „So ſtirb, Hundsfott!“ und ſchießt den Oberſten vom Gaule. Da ſtürzt es von allen Seiten heran, der Patow aber ruft: „Platz da!“ und ſchießt ſich die zweite Kugel vor den Kopf, ſo daß den Nächſten Blut und Gehirn in's Geſicht ſpritzt.“

„Zu gleicher Zeit kamen die Generale, die ſchon auf dem Weg geweſen und die Schüſſe gehört hatten, im Carrière an. Aber da war ſchon Alles vorbei. Der Oberſt war todt und der Patow rührte auch kein Glied mehr. Den einen begruben wir auf dem Kirchhof mit allen Ehren und den andern ſcharrten ſie in der Nacht auf dem Schindanger ein. — Am Dienſtag rückten wir aus und zogen nach Frankreich.“

Der Alte ſchwieg, die Andern blieben lange ganz ſtill. — „Und die graue Beſtie — die Stute?“ fragte endlich ſchüchtern ein Rekrut; die Andern lachten. — „Die Graue,“ ſagte der Tambour ganz ernſthaft, „nahm des Oberſten Sohn, der damals als Lieutenant bei den H—ſchen Küraſſieren ſtand und bei der Affaire zugegen war. Sie wurde ihm unter dem Leibe bei Grandpré erſchoſſen.“ — „Gottlob!“ meinte der Rekrut, aus tiefſtem Herzen erſeufzend, „ſo hat ſie doch nicht mehr ſolche Creaturen in die Welt ſetzen können. Ich glaubte ſonſt, der Braune des Kapitäns ſey von ihr, denn der wedelt auch ſo mit dem Schwanz.“

Unter dem Gelächter der Wachtmannſchaft und ſelbſt des Tambours ruft der Poſten heraus. Der Kapitän V. iſt da und inſpicirt die Wache.

Rohheit der Geſittung.

(Fortſetzung.)

Zuerſt ein Blick auf unſere bürgerliche Architektur. Die Bauart unſerer Wohnhäuſer iſt freilich durchaus modern und originell. Dieſer Styl wurzelt ſeinen Grundtypen nach in dem Geiſte jener Zeit, wo der kritiſche Rationalismus auf allen Gebieten des Wiſſens ſich breit machte, in ſeinen Prinzipien eigentlich die Berechtigung der Kunſt überhaupt verneinend, obgleich man ſelten aufrichtig genug war, dieſes conſequenterweiſe auszuſprechen. Kunſtgeſchichtlich gefaßt, iſt es die Uebergangsperiode vom Rococo zur antikiſirend-modernen Richtung. Nur das Nützliche, das Praktiſche galt für wahrhaft berechtigt; reicher Schmuck, Fülle und Friſche der Sinnlichkeit war damals Schwulſt und Ueberladung; Nüchternheit däuchte jenem Pöbel der Hochgebildeten Claſſicität. Unſere großen Köpfe waren in dieſem Betracht Prediger in der Wüſte; man trug zwar blaue Fräcke und paillegelbe Hoſen à la Werther; dieſe Tracht war aber eine wahre Satyre auf den Geiſt, der durch Goethe's Jugendperiode brauſt, und nie iſt vielleicht ein nüchternerer Schnitt erſonnen worden. In ſolchem Sinne entblößte man denn auch die Häuſerfaçaden zur barbariſchen Nacktheit und Phantaſieödigkeit: eine glatte Fläche, deren Langeweile nur die viereckten Fenſteröffnungen unterbrechen, und das Innere entſprechend nach dem Prinzipe der Schachtel und der Schublade conſtruirt. Selbſt die bürgerliche Architektur des Zopfes hat nichts Aehnliches; denn als man hier auch ſchon ſo nüchtern geworden war, eine verwandte Flachheit der Grundformen hinzuſtellen, ſpürten unſere Väter doch noch ſo viel äſthetiſchen Drang, Säulen und Feſtons auf die kahle Fläche mindeſtens zu *malen*.

Das fatale Moment der kalten Berechnung tritt bei den modernen Wohnhäuſern ſchroffer als irgendwo in den Vordergrund. Die Façade ſtellt nur rein arithmetiſche und geometriſche Proportionen dar; zur architektoniſchen Proportion fehlt ihnen dabei nur ein Kleines — daß ſich das Mechaniſche zum Organiſchen hätte begeiſtigen müſſen. Das Haus kündet den Bewohner an, und ſo wohnen „regiſtrirte, reduzirte, geleckte, beſchnipfelte, bis oben zugeknöpfte, mit dem Lineal gemachte, mit der Beißzange abgezwickte Menſchen“ heute noch ganz behaglich in den modernen regiſtrirten, reduzirten, geleckten, glattgehobelten Häuſern. Das große Symbol des mittelalterlichen Geiſtes war die Kirche, und die bürgerliche Architektur jener Zeit iſt darum nur ein Sprößling der kirchlichen; das Symbol des modernen Geiſtes iſt das Bureau und die Kaſerne; alle modernen

Gebäude laſſen ſich auf den Grundtypus des Amthauſes und der Kaſerne zurückführen; das Vorbild ihrer inneren Einrichtung iſt der Aktenſchrank mit ſeinen Gefächern. An die äußere Erſcheinung der alten Häuſer knüpfen ſich ſogleich die Begriffe der Ordnung, der ruhigen Sicherheit, einer etwas ſpießbürgerlichen Grundehrlichkeit, des erblichen Ueberkommens häuslicher Tugenden und örtlicher Anhänglichkeit; in dem faſhionablen Aeußern der modernen Gebäude dagegen ſpiegelt ſich vorzugsweiſe die peinliche Haſt, mehr und mehr zu erraffen, zu erjagen, ohne doch mit Einem recht fertig zu werden, jene hektiſche Ruheloſigkeit, das Zeichen des ſchneller ſich Ablebens beim Individuum, die nicht einmal dahin kommen kann, ſich warm zu fühlen in ihrer Haut, viel weniger behaglich in ihrer Wohnung. Das wirkt die Rohheit der Abſtraktion in unſerer hohen Geſittung, die eiskalte Barbarei unſerer geprieſenen Kultur.

Eben ſo traurig ſteht es mit den uns umgebenden Möbeln und Geräthen. Ganz analog den Symptomen, wodurch die bildende Kunſt der Gegenwart ihre innere Schwäche und Haltloſigkeit zugleich mit ihrer Ermannung bekundet hat, kommt auch hier das Nachahmen oder Nachäffen jeglicher Periode der Vergangenheit zum Vorſchein. In den Aufzeichnungen des nachgeborenen Prinzen finden ſich ſehr treffende Aphorismen hierüber: er polemiſirt gegen die modernen Theetöpfe. In der That finde ich auch durch die übliche Zuſammenſtellung eines eleganten Theeſervices dieſe äſthetiſche Sprachenverwirrung am ſprechendſten dargeſtellt: das ſchlanke Rahmgefäß wird in der Regel etruriſch ſeyn, die rundbauchige Theekanne chineſiſch, die Zuckerbüchſe nach griechiſchen Muſtern geformt, und die Taſſen zierlich geſchnörkeltes Rococo.

Gehen wir aber ſchon beim Nachahmen durchſchnittlich ziemlich täppiſch zu Werke, ſo wird erſt recht plump, oder auch im Gegentheil durchaus nüchtern, was wir Eigenthümliches bringen. Man verfertigt heutzutage eine gewöhnliche Küchenſeihe, indem man lauter kleine runde Löcher in Reih und Glied einbohrt in die Blechplatte; bei den entſprechenden antiken Geräthen dagegen, wie ſich in Pompeji vorgefunden, ſind ſtatt der abſtrakten runden Löcher allerliebſte niedliche Arabesken eingeſchnitten. Den Alten war es abſolutes Bedürfniß, ſelbſt das dem niedrigſten Gebrauche dienende Werkzeug durch anmuthige Formbildung zu veredeln; wir dagegen ſchmücken Geräthe und Möbel, die dem praktiſchen Gebrauche gewidmet ſind, nur um der Oſtentation willen; denn man würde doch wahrlich darüber lachen, wenn Jemand die Töpfe und Löffel zierlich wollte ausarbeiten laſſen, welche muthmaßlich nur der Küchenmagd zu Geſicht kommen. Freilich ſtehen wir durch das Eigenthümliche der Fabrikarbeit von vorn herein im Nachtheil gegen die alten Zeiten; denn nie wird der todten Maſchine in äſthetiſchem Betrachte auch nur annäherungsweiſe das gelingen, was der lebendigen Hand gelingt. Fühlten wir aber nur den innern Drang nach ſchöner Form, wir hätten ſie uns längſt in ureigener Weiſe auch für das gemeinſte Geräth ausgebildet. Hier tritt aber die Rohheit der Geſittung in den Weg. Weil nun die Kultur das innere Bedürfniß in uns hat verſtummen laſſen, wir uns aber ſo ſchwer vergangen haben, das Schöne faſt nur um des Prunkes, um einer groben oder feinen Prahlerei willen zu pflegen und zu fördern, wie das Schöne aber nur dem zum Segen wird, der intereſſelos und mit lauterem Sinne zu ihm herantritt: ſo hat ſich als gerechte Strafe das Schöne des großen Haufens der egoiſtiſchen Enthuſiaſten in das Frivole umgewandelt. An den glänzenden Geräthen ihrer Salons kann die Sinnlichkeit nicht erſtarken, alſo auch nicht die Sittlichkeit. Dieß iſt wiederum die frivole, egoiſtiſche Barbarei der hohen Kultur.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Franken, Januar.

(Schluß.)

Fantaiſie bei Bayreuth.

Fantaiſie! Auch wir, die wir keine Schlöſſer bauen können, als höchſtens Luftſchlöſſer — ſpaniſche nennt ſie der Franzoſe — wollen hier in einſamer Stille unſern Phantaſien nachhängen und ſchöne Traumgebilde ſchaffen und bauen, aber uns auch durch Natur und Kunſt erbauen, ſammeln und erquicken, wenn wir traurig, wenn wir unzufrieden mit der Welt, oder, was oft gleich viel iſt, mit uns ſelber ſind, ja wenn ſelbſt der reißende Fortſchritt in menſchlicher Erfindung uns etwa bang und bedenklich macht, und wir auf der andern Seite jene Bewegung wahrnehmen, die man den Krebsgang nennt.

Vor Jahren ſaß ich einmal in lieber Gegend auf einer Anhöhe, die von herrlichen Bäumen umgeben war, und ich ſelbſt in Umgebung von wackern Freunden und holden Frauen. Die „Sonne Homers," die Anfangs etwas drückend ſchien, lächelte auch uns, als ſie tiefer ſtand, und ſandte goldene Blicke durch die Zweige, und ſank dann majeſtätiſch hinab an dem Horizont. Und als der Vollmond aufging im Oſten und ſo hold und helle durch unſere Bäume ſchien, wie in der Urwelt durch Adams Bäume — wir waren herzlich vergnügt, wir meinten, das ſey doch einer der ſchönſten Plätze der Gegend und wir ſollten öfters da zuſammenkommen. — Nach Jahren kam ich wieder hin. Noch ſchien die Sonne, wie damals, aber wo waren Hügel und Bäume? Geebnet, der Erde gleich gemacht war der Hügel, weg waren die Bäume, die ſchönen Bäume, ihre Stätte war nicht mehr zu finden. Aber auf dem geebneten Platz flog wie ein Blitz

der Dampfwagen, dieſer Triumphwagen der Mechanik und Induſtrie, vorüber, und Alt und Jung und Arm und Reich und Weiſe und Idioten ſtanden ſtaunend und gaffend da, um dem brauſenden Ungethüm nachzuſehen, das bald aus den Augen verſchwunden war, und nachzurechnen, wie viel Prozente doch die Eiſenbahn dieſem oder jenem Aktionnehmer, deſſen man gerade anſichtig wurde, in dieſem oder jenem Jahr eintragen könne. Ich war umgeſtimmt und zog mich in einen einſamen Winkel zurück. Abends ging wieder der Vollmond im Oſten auf, wie damals, als wir auf dem Hügel unter den Bäumen ſaßen, deren Stätte nicht mehr zu ſehen war; die Sterne quollen auf allen Seiten des himmliſchen Gewölbes, wie magiſch durch eine höhere Hand auf einmal entzündet, hervor; und ich freute mich im Herzen, daß unſere irdiſche Induſtrie und Mechanik, welche Bäume vernichtet, Hügel ebnet und Ebenen zu Hügeln macht, es doch nicht vermag, die ewigen Sterne herabzureißen, geſetzt auch, daß die Luftſchifffahrt mit dem Ballon die ſo oft gewünſchte Vervollkommnung erhalten würde. „Der baut viel zu niedrig, der unter den Sternen baut.“

Wir Alle, die wir mit wahrer Naturfreudigkeit die ſchöne Fantaſie beſuchen, freuen uns herzlich, daß ſie, wie durch den Zauber einer höhern Macht, auf viele Menſchengeſchlechter hinaus verfeit iſt, und daß die mörderiſche, eriſichthoniſche Art, die in dieſem Jahrhundert der Mechanik und des Erwerbs, des matten Friedens und der ewigen Kriegesfurcht, allenthalben Wälder lichtet und Anlagen zerſtört, um für Kanäle und Eiſenbahnen und Kaufmagazine, um für Kaſernen und Befeſtigungen Raum zu gewinnen: daß dieſe Art nicht an unſere Bäume darf gelegt werden, und daß kein Feuer die Felſen ſprengen darf, die da drunten emporragen. — Wahrlich, ſolche Anlagen ſind wahre poetiſche Oaſen in einer Welt, die immer proſaiſcher wird, bei ſo vielen Poeten, die jährlich auftauchen, um wieder wie Meteore zu verſchwinden, und immer ärmer, bei allem Reichthum, den Einzelne erwerben, anlegen und vergeuden. Wir ſehen, wie den Göhen des Tages, dem ſchnellen Erwerb und dem ſchnellen Genuß, alle einfachen, ruhigen Freuden der Natur und der Kunſt geopfert werden. — Die Natur, die Welt iſt ſo groß und reich; aber was ſind uns die erhabenſten Berggegenden, die ſchönſten Landſchaften, die reizendſten Waſſerpartien, wenn wir auf Dampfwägen und Dampfſchiffen blitzſchnell vorüberfliegen? Durch Steppen oder Heiden, wie die bei Lüneburg, mag ein ſolches Reiſen im Fluge auch dem Höhergeſtimmten erwünſcht ſeyn.

Wien, December.

(Fortſetzung.)

Weihnachtsfeier. — St. Stephan.

Auffallend iſt die Wahrnehmung, daß es hier auch bei der Weihnachtsfeier an volksthümlichen Spielen und Gebräuchen fehlt, wie deren z. B. in England noch immer beſtehen. Mit Ausnahme eines einzigen in der Stadt exiſtirenden, ſogenannten „Krippenſpiels,“ eines in der That künſtlich eingerichteten mechaniſchen Theaters, das ſich von Jung und Alt eines bedeutenden Zuſpruchs erfreut, gibt es nichts der Art in Wien. — Wer zweifeln möchte, ob die Wiener eifrige Kirchgänger ſind, der kann ſich davon am beſten in der Chriſtnacht überzeugen, wo die Kirchen den Gläubigen offen ſtehen und um Mitternacht die Geburt des Heilands gefeiert wird. Die Nacht hat ſich in Tag verwandelt, das regſte Leben herrſcht auf den Straßen und groß iſt der Zudrang zu den Kirchen; Niemand will die ſogenannte „Puma permette“ verſäumen. Leider ſind, wie überall, unter der Maſſe ſehr Viele, die auch auf Unfug ausgehen, und ſo geſchieht es in der Regel, daß hart neben dem Heiligen die Polizei nicht genug Augen und Arme zeigen kann, um dem Uebel zu ſteuern. Eine kirchliche Ceremonie in mitternächtlicher Stunde in den majeſtätiſchen Räumen eines Stephansdoms iſt allerdings ungemein impoſant und feierlich. — Ich habe eben des Stephansdoms, des Patriarchen unter den Wiener Gotteshäuſern, erwähnt, und bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß das Jahr 1844 das ſiebenhunderſte des Beſtehens jenes ehrwürdigen Denkmals chriſtlicher Baukunſt iſt. Wäre da eine Säcularfeier nicht ſehr paſſend geweſen? In der That hatten auch Frankl's Sonntagsblätter mit warmem Eifer daran erinnert und laut gemahnt: „Was würden unſere Nachkommen im Jahr 1944, Wiens zukünftige Bewohner, von uns denken, wenn ſie dieſe hiſtoriſche Denkwürdigkeit kaum erwähnt fänden, während man Vorſchläge machte, das Jubiläum des Kaffees zu feiern?“ Man hätte denken ſollen, dieſes Memento werde ſchnell ein allſeitiges Echo in der weiten Haupt- und Reſidenzſtadt finden, es werde ſich eilig ein Feſtcomité bilden und angelegentlichſt befliſſen ſeyn, Anſtalten zur hohen Jubelfeier zu treffen; es war aber nicht der Fall. Hormayers Geſchichte Wiens berichtet aber über St. Stephans Dom: „Im Jahr 1144 begann Heinrich Jaſomirgott durch den Baumeiſter Oktavian Wolzner aus Krakau ein neues Gotteshaus, außerhalb der Stadt zwar, aber nahe der Ringmauer, und wie der Dom der Mutterkirche zu Paſſau dem heiligen Erzmärtyrer Stephan geweiht. So ſehr auch ſpätere Vergrößerung die urſprüngliche Geſtalt veränderte, bezeugen gleichwohl heute noch das ſteinerne Chor am Rieſenthore und die beiden vordern oder Heidenthürme, damals die Ecken des Gebäudes, die Zeit des Baues, den byzantiniſchen Geſchmack, die Trefflichkeit des Meiſters, des Fürſten hohen Sinn. Als das große Kreuzheer vorüberzog, Strom, Fluren und Wälder bedeckend, als auch Heinrich von ſeinem Lande ſchied, ſprach Regimbert, Biſchof zu Paſſau, gleichfalls mit dem Kreuze bezeichnet, feierlich den Segen darüber (1147), weihte die Kirche ein, übertrug dahin die alten pfarrherrlichen Rechte von Karls des Großen alter, aber in der magyariſchen Verwüſtung geſunkener Kirche zu St. Peter.“ — Das Jahr iſt zu Ende, vielleicht ſoll das Verſäumte das Jahr 1847 nachholen. — Ich habe von Zeit zu Zeit der neuen Kirche St. Johann in der Jägerzeile gedacht, und ſchon neulich einmal der von Prof. Führich auszuführenden Fresken erwähnt. Letztere ſind unter der Hand des Meiſters ziemlich weit vorgeſchritten und werden jedenfalls eine intereſſante Bereicherung der religiöſen Kunſtſchätze Wiens bilden. Ich gedenke ſeiner Zeit auf die geſammte innere Ausſchmückung der beſagten Kirche zurückzukommen. Der äußere Bauakt hat mit der am 29ſten Oktober ſtattgefundenen, beſonders feierlichen Glockenweihe (die Söhne Sr. kaiſerlichen Hoheit vertraten dabei Pathenſtelle) gleichſam erſt den eigentlichen Abſchluß erhalten. Die vier neuen Glocken ſind aus einer Wien-Neuſtädter Gießerei hervorgegangen. Sollte man glauben, daß das große Wien keine Werkſtätte von hinlänglicher Bedeutung beſitze, der man eine ſolche Arbeit anvertrauen könnte? Iſt man doch ſonſt gewohnt, das Beſte und Vollkommenſte nur in Hauptſtädten zu ſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 14. Januar 1845.

Horrida vitanda est Hispania. —
Juvenal.

Reiſebilder aus Spanien.

(ſ. Nr. 206—208. 1844.)

Madrid, im Juni 1844.

Am 18. Juni gegen Mittag verließ ich Valencia und trat in einer der Diligencias peninsulares * meine Reiſe nach der Hauptſtadt Spaniens an. Die königliche Straße iſt, ſo lange man ſich in Valencia befindet, gut und häufig mit dichtbelaubten Schwarzpappeln und Ulmen bepflanzt. Bald nachdem man die innerhalb der Huerta gelegenen Orte Muſanaſa und Catarroja paſſirt hat, erblickt man zur Linken den großen, von dunkelgrünen Reisfeldern umgebenen und vom Meer durch ein Kieferngehölz getrennten See Albufera, und vor ſich die kleine, aber höchſt maleriſche, auf allen Seiten von ſchroffen Felszacken bedeckte Sierra de Cullera, an deren Fuß die Thürme von Sueca und Cullera aus einem Walde von Fruchtbäumen hervorblicken. Zur Rechten dicht an der Straße liegt auf einem Sandhügel ein alter viereckiger Thurm aus der Maurenzeit, la Torre de Eſpioca, welcher jezt den Abnaneros als Warte dient. Fortwährend zwiſchen Johannisbrodbäumen gelangt man nach dem Ort Algenete, in deſſen Mitte ſich eine alte mauriſche, ziemlich wohl erhaltene Burg befindet. Eine Allee führt von hier nach dem Städtchen Alcudia de Carlet, Geburtsort des Malers Joſé Vergara und des Bildhauers Ignacio Vergara, Bruder des erſteren. Von hier windet ſich die Straße ununterbrochen zwiſchen üppiggrünen Reisfeldern fort, die das weite flache Thal des Rio Jucar ausfüllen, welchen man hinter der Stadt Alberique, dem Geburtsort des berühmten Malers Juan de Juanes, auf einer ſchlechten Fähre paſſirt.

Nun verläßt der Weg die paradieſiſche Ebene von Valencia und zieht ſich durch den Puerto de Carcer über eine kahle Kalkhügelkette, von der man eine ausgedehnte Ausſicht rückwärts über das fruchtbare Land genießt. Nach Ueberſchreitung dieſes Paſſes tritt man in Olivenpflanzungen ein, welche uns bis zu der großen, nahe bei dem Städtchen Rogle gelegenen Venta del Rey

* Es gibt gegenwärtig zwei Compagnien, welche die Perſonenbeförderung von den Provinzen nach Madrid und umgekehrt beſorgen, diligencias generales und peninsulares. Beide haben ihre Hauptadminiſtration in Madrid. Die Wagen ſind nach dem Muſter der franzöſiſchen Diligencen gebaut, nur etwas ſchwerfällig, und werden durch acht bis zehn Maulthiere in Bewegung geſezt. Trotz des übeln Zuſtands der Straßen, iſt die Beförderung raſch, ſo wie man es auch anerkennen muß, daß die Unternehmer keine Koſten geſcheut haben, um es den Reiſenden in den Ventas und Parabores ſo bequem zu machen, als es in Spanien nur möglich iſt.

begleiteten, wo wir bis Mitternacht blieben. Ihr gegenüber liegt am Fuß steil emporsteigender felsiger Kalkberge, deren Gipfel zwei malerische Burgen krönen, die freundliche und große Stadt San Felipe, umgeben von einer baumreichen Huerta.

Der nächste Morgen fand uns in einem romantischen Gebirgsthale in der Nähe des Puerto de Almansa, durch welchen Paß man in die zum Königreich Murcia gehörige Provinz von Albacete eintritt. Schmerzlich ist es, das reizende Valencia zu verlassen, denn sobald man den genannten Paß zurückgelegt hat, befindet man sich in einer fast baumlosen, menschenleeren, von niedrigen, felsigen, völlig kahlen Kalkhöhen begrenzten Hochebene, welche mit wenig Unterbrechung bis Madrid fortdauert und mit jeder Legua trostloser wird. — Bald entdeckt man das Städtchen Almansa, am Fuß eines steilen, mit einem vielthürmigen Kastell gezierten Hügels, berühmt durch die Schlacht in der benachbarten Ebene, durch welche Philipp V. im Jahr 1706 die Krone von Spanien gewann.

Die folgenden zwölf Leguas bis Albacete führen durch eine fast ganz ebene, doch mit schönen Weizenfeldern bedeckte Gegend, welche bloß von einem Gebüsch immergrüner Eichen und von der Sierra de Chinchilla, einem dürren Kalkhügelzug von unbedeutender Höhe, auf dessen Gipfel das Kastell des Städtchens Chinchilla liegt, unterbrochen wird.

Albacete, wo wir die zweite Nacht zubrachten, ist eine lebhafte, ziemlich große, doch schlecht gebaute Stadt und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Die vier Reihen Ulmen ihrer Alameda sind die einzigen Bäume, welche man in der ganzen völlig ebenen Umgegend erblickt. Albacete ist berühmt durch seine Messerfabriken, in denen namentlich die berüchtigten spanischen Navajas, Taschenmesser mit fußlangen spitzen Klingen, und andere verbotene Stich- und Hiebwaffen verfertigt werden. Die Straße, welche von hier aus noch öder wird, müßte zum Verzweifeln langweilig seyn, wenn sie nicht eine der belebtesten in Spanien wäre. Fortwährend begegnet man Arrieros, oft mit 20 bis 30 Thieren, welche den Transport zwischen den verschiedenen Städten und Provinzen besorgen. Nichts ist aber in diesen endlosen Ebenen, welche fortwährend von den Glutstrahlen der spanischen Sonne bei fast stets wolkenlosem Himmel verbrannt werden, erfreulicher als eine solche Caravane, die unwillkührlich an die Nomadenzüge der Wüsten Afrikas und Asiens erinnert. Voraus geht das Leitthier mit einer großen Blechglocke am Halse, dem die andern geduldig folgen. Das Riemenzeug ist, nicht ohne Luxus, mit Fransen und Trotteln von schwarzer, rother und gelber Wolle (den Nationalfarben Spaniens) geschmückt, die oft den halben Kopf des Thiers bedecken. Am Ende des Zugs folgt der Arriero auf einem stattlicheren Thiere, gewöhnlich quer sitzend, „a contrabandista," und sich die Zeit mit Singen altspanischer Romanzen vertreibend, die gewöhnlich die Thaten eines berühmten Banditen oder Liebesintriguen zwischen den christlichen Rittern und den maurischen Schönen zum Gegenstand haben. An einer Seite des ebenfalls mit fußlangen Fransen von denselben Farben besetzten Sattels, über welchen einige bunte Decken oder ein Merinofell gebreitet sind, hängt stets die wohlgeladene lange Escopeta (Jagdflinte), als Vertheidigungswaffe gegen etwaige Wegelagerer. Jedes Maulthier hat seinen Namen und wird bei diesem gerufen, um es zur Eile anzutreiben. „Warum läufst du nicht, Valerosa? Sieh doch, wie die Generala läuft und die Coronilla, und ich muß dich schlagen, Valerosa!" Das sind die gewöhnlichen Unterhaltungen der Arrieros mit ihren Maulthieren.

(Fortsetzung folgt.)

Rohheit der Gesittung.

(Fortsetzung.)

Man werfe mir hier keine Mikrologie vor. Die innigen Wechselbezüge der Sinnlichkeit und Sittlichkeit pflegt man freilich gewöhnlich nur so in's Grobe hin zuzugeben. Man gibt Rousseau Recht, wenn er sagt: „Der süße Duft, welcher uns aus dem Toilettenzimmer einer Dame entgegenströmt, ist kein so schwacher Stachel der Lüsternheit, als man glaubt." Man gesteht auch wohl ein, daß derselbe Mensch in einer Ballatmosphäre anders denkt und empfindet, als draußen im frischen Waldesduft oder in einer Bauernstube, und daß die zusammengesetzten Pommaden und Parfümerien vielleicht mehr schon zur Korruption beigetragen haben, als eine ganze Legion schlechter Romane. Man muß aber noch einen Schritt weiter gehen und dasselbe, was man der niedern thierischen Sinnlichkeit so bereitwillig vindicirt, in weit höherem Maße der edleren reinmenschlichen Sinnlichkeit zuerkennen. Die pädagogischen Prinzipien Basedows stehen z. B. in genauer Wechselbeziehung mit dem phantasielos nüchternen Gepräge der gleichzeitigen Berliner Thaler.

In diesem Sinne erwähne ich hier noch eine scheinbar sehr unbedeutende Erscheinung. Es gibt eine gewisse Art volksthümlicher gnomischer Poesie, Denksprüche in Reimen, die man auf irdenen Töpfen und Schüsseln, auf Bürsten und Besen gemalt findet. In neuerer Zeit ist dieselbe auffallend prosaisch geworden, eingegeben von dem allergröbsten Materialismus, während sich bei

dergleichen Geräth aus dem ſechzehnten, ſiebzehnten, ja noch aus dem achtzehnten Jahrhundert in den Reimen häufig eine ganz freundliche Naivetät ausſpricht, oft auch der religiöſe Geiſt der Zeit in gereimten Bibelverſen. Dieſe Töpferpoeſie übt Einfluß auf das niedere Volk, welches ſolche Dinge täglich vor Augen ſieht und die Worte ſich einprägt. Hier könnte man noch unmittelbar einwirken auf die äſthetiſche Bildung des Volkes. Uebrigens iſt der Umſtand leicht auszudeuten, daß ſich ſtatt des alten kräftigen, oft allzuderben volksthümlichen Witzes nunmehr materialiſtiſche triviale Lebensregeln hier eingeſchlichen haben.

Wenn wir bei den Manifeſtirungen des angeborenen, inſtinktiven Formſinnes in der Gegenwart hauptſächlich über Nüchternheit und abſtrakten Schematismus klagten, ſo charakteriſirt ſich unſere Auffaſſungsweiſe der Farbenwelt entweder durch Indifferenz oder ſelbſt durch völlige Furcht vor aller Lebendigkeit und Energie des Kolorits. Abgedämpfte Tinten, matte, ausdrucksloſe, gemiſchte, ſind nobel; grelle, reine, kräftig kontraſtirende Farben ſind gemein, ridikül, geſchmacklos. In der konſequenteſten Häßlichkeit tritt dieſes namentlich bei unſerer männlichen Kleidung zu Tage. Grünlichbraun, graublau, oder beſſer grau-blau-braun, ſind die Lieblingsfarben; je charakterloſer und unentſchiedener die Färbung, deſto moderner. Wenn nicht der liebe Gott die Bäume grün und Blüthen und Blumen bunt geſchmückt hätte, die Kultur würde, des nobleren Ausſehens wegen, ſchon längſt alles Sichtbare aſchgrau gefärbt haben.

Dieſe Freude an möglichſter Indifferenz des Kolorits hängt innig zuſammen mit der Indifferenz unſerer geſammten Lebensanſchauung. Der ſtrenge Ernſt und der derbe Scherz bedingen ſich gegenſeitig, ſo wie erſt in dem Kontraſte zweier widerſprechender, reiner Farben die Kraft der einzelnen ſich offenbart. Das Pathos des Humors und des Ernſtes hat ſich in faſt allen Erſcheinungsformen zu einer dritten gemiſchten Mittelgattung abgedämpft; die moderne Kunſt verfiel z. B. auf das ſogenannte Schauſpiel, eine Zwittergeſtalt, die vor dem Forum der wahren Aeſthetik nicht beſtehen kann, die das Tragiſche und das Komiſche zum charakterloſen tristemilieu verflacht, von welchem Shakespeare und Sophokles nichts gewußt. Es wird nicht beſſer werden, bevor wir nicht unſere Furcht vor greller Färbung, vor plaſtiſch ſtrenger Formbildung abgelegt haben. — Wer nicht geſehen oder gehört hat, welche edle, harmoniſche Wirkung Rafael und Tizian hervorbringen durch die unvermittelte Zuſammenſtellung eines kräftigen Karminrothes und eines tiefen Ultramarinblaus, der wird in einer roth und blau kolorirten Gewandung die äußerſte Geſchmackloſigkeit erblicken. Für grobe Mißgriffe in der Färbung ſind unſere Maler nicht in vollem Maße zurechnungsfähig, weil wir auch hier an die Stelle des angeborenen Taktes das kümmerliche Surrogat mangelhafter Theorie und überlieferten Herkommens ſetzen müſſen.

Ganz entſprechend hat ſich auch unſere Beurtheilung menſchlicher Körperſchönheit in das Extrem der abſtrakten Furcht vor dem warmen, rothen Leben verrannt. Betrachten wir die Geſichter jener deutſchen Jungfrauen und Mütter, wie ſie uns von den guten Porträts aus der Zeit Dürers oder noch früher von den beſſeren Temperabildern in voller, üppiger Friſche des Inkarnats und bei aller Schärfe und Beſtimmtheit doch immer noch weiblich ſanfter Formung der Züge entgegenſchauen, dann ſollten wir billig erſchrecken, wir, die wir kränklich für intereſſant, ein farbloſes, formverſchwommenes Geſicht für nobel halten. Man kann's nicht leugnen, wir Alle müſſen uns jetzt ſogar ſchon künſtlich dazu disponiren, um ſelbſt die Siſtina des Rafael nicht allzu voll und rund von Wangen, zu großäugig, zu markirt in den Zügen zu finden, als daß wir in ihr die hohe, ideale Himmelskönigin erkennen möchten. Dieß iſt wiederum der Fluch der Alles vernüchternden Rohheit der Geſittung.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Schleſien, December.

Der Weberaufſtand.

Eine gewiſſe Partei hat bezüglich des Weberaufſtandes vor Kurzem auch in der „Breslauer Zeitung" ihre direkte und indirekte Anklage der Preſſe erneut und ſeichter als jemals begründet. Man will durchaus von der Lieblingsidee nicht ablaſſen, daß die im Juni ſtattgefundenen traurigen Demonſtrationen und Bewegungen der Proletarier im Eulengebirge durch communiſtiſche und propagandiſtiſche Einflüſſe herbeigeführt worden ſeyen. Es wird ſogar behauptet, dieſe hätten ſich bei der Unterſuchung der Vorfälle beſtimmt ergeben, und ihre eigentliche Wurzel nur nicht erfaßt werden können. Nun verliert ſich aber die Denunciation in rein fabelhafte Hypotheſen und Conjekturen, indem die Unwahrſcheinlichkeit, ja ſogar die Unmöglichkeit zur Wahrſcheinlichkeit erhoben wird. Völlig unwahrſcheinlich iſt nämlich die Annahme, daß wandernde Weber aus der Schweiz und Frankreich die materia peccans des Communismus in ihre Heimath eingeſchleppt haben könnten. Unſere Weber wandern in der Regel gar nicht, höchſtens von einem Meiſter oder von einem Dorfe zum andern; und das iſt eben das Unglück, denn ſonſt würden ſie das Gewerbe nicht ſo unnütz überfüllen, vielmehr einige Vervollkommnung darin und einige Welterfahrung heimbringen, deren ſie gar ſehr bedürfen. Wäre es indeß auch möglich, daß der eine und andere Webergeſell aus dem Eulengebirge jene für ihn ſo fernen Länder beſucht und ſich mit communiſtiſchen Prinzipien angeſteckt hätte, ſo iſt es doch wieder ſehr unwahrſcheinlich, daß ein Solcher bei ſeiner Heimkehr, nach der Annahme jenes Denuncianten, leicht „Unzählige" durch literariſche und mündliche Mittheilungen mit aufreizenden und verderblich gewordenen Theorien erfüllen könnte. Wenn nun endlich in

dem gedachten Artikel unsere schlesischen Zeitungen zwar in ihren langgedehnten Besprechungen der Zustände des Proletariats gutmüthig von geheimen revolutionären Gedanken freigesprochen werden, so deutet der Verfasser desto bestimmter auf den Einfluß eines Buches hin, das zur Zeit des Weberaufstandes — noch gar nicht erschienen war, und verliert sich mithin in's Unmögliche und Absurde. Aber auch schwerlich hätte zur Herbeiführung jener Bewegungen das Buch überhaupt und rasch genug den Weg in die Elendshütten von Peterswaldau und Langenbielau finden, und durch seine ersten beiden Bände wenigstens ganz gewiß nicht die angeschuldigte Wirkung hervorbringen können. Es ist nämlich Eugen Sue's „ewiger Jude" gemeint, der bekanntlich erst zu Anfang Julis d. J. in weitausgedehnter Anlage erschien, und erst im zweiten Bande die Noth der arbeitenden Klassen berührt, während unsere Baumwollenweber bereits einen Monat früher ihren modernen Vandalismus geltend machten. Für Alle, welche die Verhältnisse und Zustände klar erkannt haben, ist es unzweifelhaft, daß die Aufruhrstoffe in den Fabrikdörfern am Eulengebirge schon lange gährten, und der Ausbruch ohne alle fremde Aufreizungen und theoretische Vorstudien sehr gut aus der Mitte der Weberbevölkerung hervorgehen konnte, indem einige intelligente und kühne Individuen derselben die Bewegung leiteten und sich an die Spitze stellten. Allerdings wurden die Aufrührer von einer buchstäblich communistischen Idee beherrscht; es war die der Darstellung ihrer Noth, und das bittere Gefühl derselben hatte sie selbstständig dazu gebracht. Oder ist es denn — selbst bei Rheinwein und Austern — so gar schwer, wahrscheinlich zu finden, daß Tausende hungernder Arbeiter, die ihres Elends kein Ende sehen, endlich in Verzweiflung gerathen und gegen den Luxus, der zu allen Zeiten die Revolutionen veranlaßte, und mittelbar auch die Quelle ihrer Noth war, aus eigenem Antriebe den Schritt der Rachsucht lenken? Sie bedurften dazu gewiß weder aufregender Zeitungsartikel noch der Romane, welche äußerst selten in die Weberhütten dringen, da man dort vor Allem nach Brod, statt nach Neuigkeiten fragt, kein Geld zur Anschaffung, keine Zeit zum Lesen, und eine nur sehr niedere Bildungsstufe zum Verständnisse publicistischer Lektüre hat. — Unterm 6ten November sind die Straferkenntnisse über die aufrührerischen Weber offiziell bekannt gemacht worden. Sie betreffen siebenundachtzig Personen, welche an den Aufständen in Peterswaldau, Langenbielau, Friedersdorf und Leutmannsdorf Theil nahmen und sich größtentheils auch des Raubes dabei schuldig gemacht haben. Man erstaunte über die dießmal so rasche Criminaljustiz in einer so tiefwurzelnden und weitverzweigten Angelegenheit. Die Urtheile lauten auf sechswöchentliche bis neunjährige Festungs- und Zuchthausstrafe, auf zwanzig bis dreißig Peitschen- und Ruthenhiebe, Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, Verlust der Nationalkokarde und des nationalen Militärabzeichens. Die Gerechtigkeit mußte wohl ihren Lauf haben. Ob damit aber der Wiederkehr ähnlicher Unruhen gründlich vorgebeugt worden, wird die Zeit lehren.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, December.

(Fortsetzung.)

Sedlaczek. — Eisenbahnen.

Dieser Tage feierte der neu in's Leben gerufene und sich ungemeiner Theilnahme erfreuende Kirchenverein von St. Johann eine Nachfeier der eben erwähnten Glockenweihe und brachte bei diesem passenden Anlasse Schillers „Lied von der Glocke," in Musik gesetzt von Dr. Romberg, zur Aufführung. Alle Freunde der höheren Musik freuten sich, diese schon lange hier nicht aufgeführte Cantate wieder einmal zu hören. — In der Berufung des Hofpredigers P. Sedlaczek auf den erledigten Prälatensitz der reichen und prächtigen Abtei Klosterneuburg haben fremde, namentlich französische Blätter einen Sieg des Slavismus erblickt. Dieß ist keineswegs der Fall. Die Geburt und Nationalität des neuen Prälaten spielt dabei keine andere, als eine ganz zufällige Rolle. Allerdings ist Sedlaczek ein geborener Mährer (geb. den 6. Juli 1795 zu Sarlowitz), und immerhin mögen sich seine slavischen Landsleute über die einem Landsmanne widerfahrene ausgezeichnete Ehre freuen; aber dem Ereignisse die Färbung des Parteiinteresses und eine andere Bedeutung als die einer, persönlichen Verdiensten gewordenen Auszeichnung geben zu wollen, heißt das Ziel überschießen. Die Bekleidung Sedlaczeks mit der Prälatenwürde erregte in den hiesigen Kreisen Sensation, doch muß ich hinzufügen, in keinem andern als höchst wohlwollenden und das Geschehene vollkommen anerkennenden Sinne. In der That genoß der Erwählte in jeder Hinsicht der allgemeinsten Achtung, und namentlich war sein Ruhm als Kanzelredner ein fest begründeter. 1810 in den Orden der Augustiner Chorherren aufgenommen, lehrte Sedlaczek bereits 1817 Moraltheologie im Stifte; seine Berufung zum Hofprediger erfolgte schon 1820. In der jüngsten Zeit leitete der geistvolle Theolog den Religionsunterricht der Kinder des Erzherzogs Franz Karl. Nun steht der noch kraftvolle Mann, eine edle und ungemein interessante Persönlichkeit, im Zenith der Klosterwürden und leitet eines der ältesten und schönsten Stifte Oesterreichs. (1114 legte H. Otto den Grundstein zur großen Kirche, die erst 1196 vollendet wurde. Das Stift zählt bis heute 58 Pröbste.) — Der Verkehr auf der neu eröffneten Wien-Gratzer Staatsbahnstrecke lieferte trotz nicht besonders günstiger Witterungsverhältnisse denn doch im Monat November eine Summe von mehr als 20,000 Passagieren. Ein schöner Anfang. Ob die in jüngster Zeit laut gewordenen Klagen über mancherlei Gebrechen und Mängel begründet sind, können wir aus eigener Erfahrung nicht bestätigen, würden uns aber bei einem so ausnehmend rasch gefürderten Werke über etwaige Unvollkommenheiten nicht wundern. Sapperlich werden sie der Aufmerksamkeit der betreffenden Behörde entgehen, und die zweckdienlichsten Verbesserungen dürften kaum lange ausbleiben. — Die nördliche Strecke der Staatsbahn ist nun auch im kräftigen Werden begriffen. Die Nachricht von der kürzlich stattgefundenen Grundsteinlegung auf der von Prag aus- oder vielmehr dort einmündenden Strecke machte den angenehmsten Eindruck auf Alle, die mit gleicher Sehnsucht nach dem Norden wie nach dem Süden blicken. Auch mit der Führung der Ferdinands-Nordbahn bis Bochnia, ihrem eigentlichen ursprünglichen Ziele, soll es nun Ernst werden, ja die Staatsverwaltung hat, dem Vernehmen nach, sogar den Plan, auch diese Tour nöthigenfalls der Kategorie der Staatsbahnen einzuverleiben, um nur dieses große und folgereiche Unternehmen schnell und energisch zum Ziele zu führen. Das sind allerdings preiswürdige Entschlüsse, und Oesterreich gibt da ein glänzendes Beispiel von Thatkraft. Die Zeit drängt aber auch zu entschiedenem Handeln, und wer bis morgen verschiebt, was er heute thun kann, wäre kein weiser, wenigstens kein kluger Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 15. Januar 1845.

Wenn die rechte Stunde gekommen seyn wird, so wird auch der Saame der Kunst, und zwar aus dem Innern der Völker heraus, wieder aufgehen, neu, in frischer Naturkraft. Bis dahin kann man nicht viel mehr thun als den Kunstsinn des Volkes nach und nach wecken.

Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen.

Rohheit der Gesittung.

(Schluß.)

Ich habe blos von den Einflüssen kahler Berechnung und Abstraktion auf die Gebiete der Form und Farbe gesprochen. Vollständigkeit ist so unmöglich als unnöthig hier, wo jeder Stuhl, jeder Frack eindringlich predigt. Auch wenn die Tonkunst zum ästhetischen Handwerk wird, bei den gewöhnlichen Tanzcompositionen, zeigen sich die analogen Erscheinungen. Der Weltschmerz des jungen Deutschlands hat selbst in den Straußischen Walzern wiedergeklungen, und das Maschinenhafte unserer sozialen Formen spricht aus der geistlos mechanischen Melodieführung derselben und dem Rhythmus, der hier wieder zur Einförmigkeit eines Metronoms heradgesunken ist. Maschinengeist und Korruption der Leidenschaft können wir lernen aus der modernen Tanzmusik.

Wir sollen unsere Sinnlichkeit ausglühen in der Lohe der edlen Leidenschaft; aber wir abstrakten Menschen spreizen sie höchstens pathetisch rhetorisirend auf. Wir haben keine ächte, große Leidenschaft mehr; denn wir schämen uns ihrer und unterdrücken sie demgemäß von Kindesbeinen an. Wir schämen uns, recht gewaltig zu lieben, zu hassen, zu schwärmen, zu zürnen. Wir zürnen halb und halb, wir schwärmen halb und halb; wir lieben heimlich und hassen heimlich. Wenn man sieht, wie noch in Shakespeares Dramen alle Leidenschaft so offen, frisch und frei sich kund gibt, dann möchte Einem das Herz brechen. Und wagt es ja der freier Geartete, recht offen darzulegen, daß er noch ein Herz habe, groß und warm genug, eine ganze Leidenschaft fassen und ausströmen zu können, so nennen wir ihn einen Narren oder einen Phantasten; denn das eben ist die Barbarei der Kultur, daß wir auch hier mit dem kleinen Decimalfuße des negativen, kalkulirenden Verstandes messen, um das Resultat zu vergleichen mit der Normalgröße der Convenienz. Die Heimlichkeit ist der Fluch unserer Zeit. Egoismus und Heimlichkeit sind Eines Vaters Kinder, oder besser, der Egoismus ist die potenzirte Heimlichkeit. Heimlich schleicht unsere Korruption des Charakters, Erdärmlichkeiten sind unsere Sünden, nicht offen und groß sind unsere Verbrechen, nicht conflictvollem Verhängniß entquollen.

Jede Ader unseres Lebens wird es mit neuer Kraft füllen, wenn einmal unsere Leidenschaften freier sich geben werden. Dann wird z. B. ein öffentliches Gerichtsverfahren absolutes Bedürfniß, es wird da seyn. Dann wird man nicht mehr behaupten können, die Assisen seyen eine Schule der Spitzbuben, die dort erst die rechten Kniffe sich abmerkten; sie würden vielmehr

eine Schule des rechten Lebens seyn und — der ächten Kunst. Denn wie die moderne Zeit dem Maler das Studium des Nackten unmöglich gemacht hat, durch unsere verhüllende Tracht, so dem Dichter die Erfassung der wahren, großen Leidenschaft durch unsere corrupte Heimlichkeit, so uns Allen das fruchtbringende Studium einer noch unerfundenen Wissenschaft, der praktischen Psychologie. Die Leidenschaft ist verkümmert, verkrüppelt, verrenkt durch Berechnung und Reflexion; Berechnung und Reflexion haben auch die widersprechenden Formen unserer Theetöpfe zusammengeschweißt: unser Herz wird nicht wieder groß und frei schlagen, bis wir andere Theetöpfe haben.

Reformen fängt man nicht von oben an, nicht vom Allgemeinen ausgehend; Reformen beginnen bei den Theetöpfen. Wer einmal recht kräftigend auf Sinnlichkeit und also auch auf Sittlichkeit des Volkes wirkt, der ist der ächte Reformator. Es hat vordem Leute gegeben, die hießen Rousseau, Diderot, Voltaire, Montesquieu u. s. w.; sie ließen keine Manifeste drucken, das französische Ministerium zu bekehren, sie verfaßten auch keine Brochüren, etwa über Frankreichs Zukunft, oder über die Zukunft der Religion, der Politik; sie schrieben vielmehr über Erziehung, über Malerei und Musik, sie dichteten Romane und sprachen von den Sitten und Satzungen fremder Völker, und hierdurch bereiteten sie die französische Revolution vor. Wann kommt nun einmal der rechte Held, der über die deutschen Theetöpfe schreibt und solchergestalt wenigstens eine deutsche Reformation einleitet? Das wäre auch die ächte Opposition, den Sinn des Volkes zu kräftigen, es zum Selbstbewußtseyn zu wecken; denn unser Bauer weiß noch nicht, daß der des Staates stärkste Säule ist, welcher die harte Scholle des Landes umackert, unser Bürger noch nicht, daß er, nur rein industriellen Interessen obliegend, doch zugleich die höchsten menschheitlichen fördert. Deß werden Beide erst recht inne werden, wenn bessere Stühle und schönere Theetöpfe erfunden sind; denn es ist thöricht, dem Volke durch abstrakte philosophische Thesen ein Bewußtseyn seiner Stellung beibringen zu wollen. Durch die Aesthetik schmuggelt sich in der gelehrten Welt der Empiriker häufig in die Philosophie hinüber; durch eine praktische Aesthetik muß auch das Volk zu einer freien Weltanschauung, zu erhöhtem Selbstbewußtseyn hinübergeschmuggelt werden. Kommen erst schönere Theetöpfe, dann kommt auch die schönere Zukunft. „Mich dünkt," ruf' ich mit Milton aus, „ich seh' in meinem Geiste ein edles und mächtiges Volk, das sich wie ein starker Mann nach dem Schlafe erhebt und seine unbesiegbaren Locken schüttelt, mich dünkt, ich sehe es, wie einen Adler, der sein mächtiges Jugendgefieder wechselt und seine geblendeten Augen an dem vollen Mittagssonnenstrahle wieder anzündet;" — wenn nämlich die neuen Theetöpfe — und so weiter.

W. H. Riehl.

Reisebilder aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Bald nachdem man das elende Dorf la Gineta hinter Albacete passirt hat, tritt man in die armseligste Provinz Spaniens, in die berühmte und berüchtigte Mancha, ein. Die Gegend wird geradezu fürchterlich; die Umgebungen sind völlig eben, ohne einen einzigen Baum und zum großen Theil gänzlich wüst, ein bloßes dürres Heideland. Hier und da, Meilen weit von einander entfernt, kleine Ortschaften mit schlechten, halb zerfallenen höhlenartigen Häusern, bevölkert von schmutzigem, halbverhungertem Volk: das ist das Bild, welches die Mancha baja dem Reisenden darbietet. Doch auch hier verläßt uns die spanische Romantik nicht; glücklicherweise hat Cervantes in seinem unsterblichen Don Quixote, dessen fabelhafte Thaten noch im Munde und in den Gesängen des Volks leben, welches steif und fest an seine wirkliche Existenz glaubt, dieser Wüste einen poetischen Zauber verliehen, der mancher, durch die Natur hoch begünstigten Provinz des südlichen Spaniens fehlt.

Wer je den Don Quixote gelesen hat, befindet sich in der Mancha zu Hause. Des Cervantes unübertreffliche Schilderungen passen noch jezt auf dieses Land wie vor 300 Jahren. Dieselben ceremoniösen, von Sprüchwörtern wimmelnden Reden im Munde der Posaderos, dasselbe Getreibe von Arrieros und zerlumpten Hirten, wie zu Cervantes Zeit. — Je trostloser die Gegend ist, um so angenehmer überrascht den Wanderer zwischen den armseligen Städten la Roda und Minaya ein ausgedehntes Gehölz schlanker Pinien mit ihren luftigen, seltsamen Kronen, in dessen Mitte die Venta del Pinal, ein stattlicher Gasthof liegt, den Don Quixote, hätte er zu seiner Zeit existirt, für ein berühmtes Kastell angesehen haben müßte.

Bevor man zum Städtchen la Mota del Cuervo, eines der schlechtesten in der Mancha, gelangt, erblickt man auf einer Anhöhe sechzehn in einer Reihe stehende Windmühlen, angeblich den classischen Ort von Don Quixotes famosem Kampfe. Nicht weit davon, links eine Viertelstunde von der Straße entfernt, sieht man ein halbzerfallenes Dörfchen, el Toboso, die Heimath der Prinzessin Dulcinea. — Kurz es ist, als müßte man jeden Augenblick dem Ritter von der traurigen Gestalt nebst seinem unvergleichlichen Knappen begegnen.

Außer diesen romantischen Erinnerungen bietet aber die Gegend gar nichts, und die Unbequemlichkeit des

Reiſens nimmt mit jeder Meile zu. In der Poſada von la Mota, wo wir die lezte Nacht zubrachten, war Alles ſchlecht. Schmuzige Betten, ungenießbares Brod, ſchlechter Wein, ranziges Oel, verdorbener Eſſig, ja ſogar ſchmuziges Waſſer; und als wir uns über lezteres beſchwerten, antwortete die uns bedienende Maritorne ſehr naiv, dieß ſey die natürliche Farbe des Waſſers in der Mancha.

Hinter dem Städtchen Quintannar de la Orden, welches wir bei Nacht paſſirten, wird die Gegend hügelig und beſſer bebaut. Zerſtreute Plantagen niedriger Oelbäume wechſeln mit ſchönen Weizenfeldern ab und machen nach den durchmeſſenen Wüſten einen wohlthuenden Eindruck. In mitten einer zwar baumloſen, aber fruchtbaren hügligen Ebene liegt die alte Stadt Ocaña, der Hauptort der Mancha baja, welche troz dem, daß ihre Bevölkerung kaum 6000 Seelen erreicht, noch vor kurzem nicht weniger als eilf Klöſter in ihren Mauern zählte. Nachdem man ein kleines, aber anmuthiges Thal überſchritten hat, gelangt man auf eine öde Hochebene und tritt zugleich in die Provinz Toledo ein.

Bald führt der Weg auf eine Höhe, von der man das weite grüne Thal des Tajo und vor ſich in der Tiefe einen üppigen Wald überſchaut, aus dem die Thürme des Palaſtes von Aranjuez hervorblicken. Aranjuez, dieſe reizende Oaſe inmitten der dürren Ebenen von Neukaſtilien, überraſcht den Reiſenden auf's Angenehmſte. Wirklich hatte ich bisher kaum eine ſo üppige Baumvegetation erblickt, wie in den Umgebungen dieſes paradieſiſchen Ortes. Zahlloſe hohe Ulmen, Linden, Platanen, Pappeln, Akazien, Kaſtanien und andere ſchönbelaubte Bäume bilden den weitläufigen Park, der ſich längs der beiden Ufer des Tajo ausdehnt. Eine Akazien- und Ahornallee führt von der erwähnten Höhe nach Aranjuez hinab.

Der Ort iſt nicht groß, aber gut gebaut, die Straßen regelmäßig, breit, mit Alleen und ſchönen Häuſern geziert. Durch einen römiſchen Triumphbogen gelangt man auf die auf drei Seiten von Säulenkolonnaden umgebene Plaza de S. Antonio, an deren Ende zur Linken der nicht großartige, aber geſchmackvolle königliche Palaſt mit ſeinen Gärten, zur Rechten der Prinzengarten und die ſchöne Calle de la Reyne, eine vierfache Ulmenallee von mehr als einer Stunde Länge, ſich präſentiren. Der Palaſt liegt dicht am Ufer des Tajo, über welchen eine elegante Kettenbrücke führt.

Beinahe eine Stunde läuft die Straße fortwährend in dem Parke von Aranjuez fort; dann überſchreitet man den Fluß Jarama, der beinahe ſo groß iſt wie der Tajo auf einer langen ſchöngebauten Steinbrücke von 25 Bogen, und befindet ſich wiederum in einer öden, baumloſen, dürren Hochebene. Bald hinter der Stadt Valdemoro, erblickt man von einer Anhöhe Madrid, und dahinter die hohen Berge der Sierra de Gundarrama, die noch theilweiſe mit Schnee bedeckt waren. Von hier führt eine Ulmenallee in das Thal des Manzanares hinab; aber weder freundliche Landhäuſer, noch Gärten, noch eine Vorſtadt verkündigen die Hauptſtadt Spaniens.

Madrid ſelbſt, auf mehreren Hügeln am linken Ufer des Manzanares liegend, nimmt ſich nicht gut aus; man ſieht nichts als eine Häuſermaſſe, überragt von einigen Kuppeln und Thürmen. Aller Schmuck, den ſonſt Natur und Kunſt in den Umgebungen einer großen Stadt zu entwickeln pflegen, fehlt hier. Ehe man es denkt, befindet man ſich am Eingange der großartigen Brücke von Toledo, welche über das breite, ſandige Bett des ſchmuzigen, waſſerarmen Manzanares führt, und gelangt ſofort durch die Puerta de Toledo in die Stadt.

Je weniger die Reſidenz von außen verſpricht, um ſo angenehmer überraſcht das Innere. Man ſieht es, daß Madrid ſeine Exiſtenz der Laune eines Königs verdankt und kein hohes Alter hat. Die Straßen ſind größtentheils gerade, breit, gut gepflaſtert, mit ſchönen Häuſern geziert und gut erleuchtet, die Plätze regelmäßig, häufig mit Alleen geſchmückt. Die lange und ſchöne Straße von Toledo, auf beiden Seiten von eleganten Kaufläden eingeſchloſſen, führt in gerader Richtung nach der Plaza mayor, einem regelmäßigen, von Säulenhallen umgebenen und mit fünf Stock hohen Häuſern gezierten Viereck, von welchem man auf die berühmte Puerta del Sol gelangt, einen unregelmäßigen Platz, deſſen ſeltſamer Name daher rührt, weil von ihm nach allen Richtungen eine Menge Gaſſen wie die Strahlen einer Sonne ausgehen. Unter denſelben iſt die Calle de Alcala beſonders erwähnenswerth, die ſchönſte Straße von Madrid, ſo breit, daß zehn Wagen bequem neben einander fahren können, auf beiden Seiten mit Trottoirs und Alleen verſehen, und mit ſchönen, palaſtähnlichen Gebäuden beſezt, unter denen beſonders der Douanenpalaſt, ein Werk Karls III., das naturhiſtoriſche Muſeum und der Palaſt Eſpartero's hervorragen.

Kaum war ich in Madrid angekommen, als ſich ein furchtbares Gewitter unter Sturm und Hagel entlud, das in den Umgebungen der Stadt großen Schaden anrichtete. Ueberhaupt iſt das Klima von Madrid ſehr veränderlich und deßhalb in ganz Spanien berüchtigt. Unerträgliche Hize wechſelt plözlich mit ſchneidender Kälte und Sturm bei völlig heiterem Himmel, weßhalb in keiner andern Stadt ſo viele Bruſtkrankheiten vorkommen wie in Madrid.

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, December.

(Fortsetzung.)

Der Weberaufstand.

Ein so primitives, eigenthümliches Naturrecht, wie der Hunger, läßt sich zuletzt auch in seinen verbrecherischen Demonstrationen der Zerstörungs- und Raubsucht wohl kaum durch Bajonnette und Strafurtheile beschränken; die allgemeine Noth der niedern Klassen aber greift tief in unsere ganzen socialen Verhältnisse und Stimmungen ein. Deßhalb nahm ich noch einmal in der Webersache das Wort; deßhalb bekämpfte ich jenen Zeitungsartikel, der die Druckerlaubniß erst durch eine Entscheidung des Obercensurgerichts erhielt, und besser ungedruckt geblieben wäre. Denn unserer ohnehin beschränkten schlesischen Tagespresse könnten solche an sich unhaltbare Meinungen nur noch engere Fesseln bereiten, wenn die Regierung sich dadurch zu einem literarischen und theoretischen, statt praktischen Gesichtspunkte für die gewerblichen Uebelstände bestimmen ließe, was freilich nicht zu erwarten steht. Es wäre sehr zu wünschen, daß in Folge der Criminaluntersuchung, beim Mangel des öffentlichen Gerichtsverfahrens, eine offizielle und spezielle Geschichtsdarstellung des Weberaufstandes veröffentlicht würde, wie auf Grund der Verordnung vom 30. September 1826 die Strafurtheile über die Theilnehmer in den Zeitungen mitgetheilt wurden. So lange nicht auf diesem Wege der eigentliche Impuls zu dem Aufruhr bekannt wird, muß die Behauptung fremder und besonders doctrinärer Einflüsse auf denselben, nach den bisherigen Erfahrungen über die betreffenden Zustände, entschieden zurückgewiesen werden. — Die Noth der Spinner und Leineweber scheint durch die reichen milden Gaben des In- und Auslands, sowie durch zahlreiche Waarenbestellungen, wenigstens über die Gefahr des buchstäblichen Hungertodes hinweggerückt zu seyn. Auch sind die Hülfsvereine mit Unterstützung der Regierung in systematischer Thätigkeit fortdauernd um die Wiedererhebung der Leinenmanufaktur bemüht, welche Schlesien sonst so sehr zu gewerblichem Ruhm und Wohlstand gereichte, und auf eine bessere, hoffentlich nicht zu ferne Zukunft sind die Leinenweber mit ihren Entschädigungsansprüchen für ihre jetzigen bittern Nothstände verwiesen. Wird aber nicht eine gründliche Umgestaltung der Verhältnisse dieser gedrückten Arbeiterklasse, den Leinenhändlern gegenüber, vorgenommen, so dürften sie, wie immer, von dem Fleische nur die Knochen erhalten. Denn nicht sowohl in den schwankenden Verbrauchsconjunkturen, als in dem Mangel an weise geordneten Gewerksverhältnissen, welche mit der Gewerbsfreiheit nicht im Widerspruche stehen dürfen, beruht wesentlich unsere Webernoth. Die Baumwollenweber sind von den Leinenwebern darin unterschieden, daß sie als Fabrikssklaven für fremde Rechnung arbeiten, während die leztern als selbstständige armselige Fabrikanten mit ihrer eigenen Rechnung auf eigenen Märkten von den Leinenkaufleuten abhängig sind, ungefähr wie obscure oder mittelmäßige Autoren von den Verlegern, als Vermittlern mit dem Publikum. In dem Jammergeschrei nach Brod, durch die Ueberfüllung des Gewerbs herbeigeführt, sind jedoch beide Weberklassen einander gleich, und wenn die auf einen kleinen Fabrikdistrikt am Eulengebirge zusammengedrängten Baumwollenweber in diesem Jahre revoltirten, so thaten es die Leinenweber im Jahre 1795.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, December.

(Fortsetzung.)

Industrieausstellung. — Todesko.

Zu unserer bevorstehenden Industrieausstellung werden bereits die nöthigen Voranstalten gemacht. Schon liest man in den Lokalblättern umständliche Schilderungen des auf der Esplanade vor dem Polytechnikum zu errichtenden und mit dem lezteren in Verbindung zu setzenden Ausstellungslokals, das der Exposition großartige Räume bieten wird, die aber auch erforderlich seyn dürften, um die wahrscheinlicherweise zusammenströmende Masse von Gegenständen aufnehmen und jeglichem einen gehörigen Platz bieten zu können. Einem eben veröffentlichten Programm zufolge müssen die Gegenstände spätestens bis Mitte Februars angemeldet und längstens bis Ende Aprils an Ort und Stelle seyn. Mit welcher Spannung die industrielle und merkantilische Welt dießmal der Ausstellung entgegensieht, läßt sich denken, so wie leicht einzusehen ist, daß Momente dieser Art je länger je mehr an Bedeutung gewinnen müssen. Der thätige und umsichtige, vor Kurzem erst von der Besichtigung der Pariser und Berliner Industrieausstellungen zurückgekehrte Professor Reuther ist mit der Leitung der Geschäfte betraut. — Unter den zahlreichen, so eben flügge gewordenen Kalendern, Jahrbüchern und dergleichen ist auch ein Jahrbuch für Handel, Industrie und spekulative Interessen; eine neue Erscheinung in ihrer Art und in der That der Aufmerksamkeit derjenigen würdig, für welche sie zunächst bestimmt ist. Nebst vielen andern für Leute vom Fache interessanten Materialien bringt dieses Jahrbuch auch Biographien ausgezeichneter Männer auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe und Künste. Redakteur und Herausgeber dieses zeitgemäßen Werkes ist Hr. Schwarzmann, durch ähnliche Arbeiten bereits bekannt. — Eine in politischer Hinsicht unter den gegenwärtigen Umständen erhebliche Neuigkeit ist die Herausgabe der sämmtlichen, sowohl vom Staate als auch von den Unterthanen mit der Türkei abgeschlossenen Verträge. Der Druck dieser wichtigen Dokumente wird von der Staatskasse besorgt. — Die kaufmännische und Finanzwelt hat in dem Ende Novembers verstorbenen reichen Bankier Hermann Todesko eine ihrer ersten Notabilitäten verloren. Noch mehr aber hat die nicht finanzielle, die arme hülfsbedürftige Welt seinen Verlust zu beklagen. Todesko war einer der wenigen und seltenen Edeln, denen Wohlthun Seelenbedürfniß und Lebensbedingung ist. Alle Stimmen vereinigen sich in diesem Punkte zu seinem Lobe. Sein Wahlspruch war: „Was Andere nach dem Tode wollen, will ich im Leben, meine Wohlthat mitgenießen durch die Freude, die aus Wohlthun entspringt.“ Todesko speiste täglich 50—60 Arme, und seine Hand war immer zum Geben aufgethan. Der Primär- und Kinderbewahrschule seiner Vaterstadt Preßburg, wo er 1791 geboren war, machte er mit einem für 25,000 Gulden angekauften Hause ein Geschenk, dem hiesigen israelitischen Handwerkervereine widmete er 10,000 Gulden, und zu dem israelitischen Krankenhause in Baden bestimmte er 20,000 Gulden CM. Aber nicht bloß seinen israelitischen Glaubensgenossen, allen Hülfsbedürftigen ohne Unterschied der Religion war er ein Tröster in der Noth. Und dieser Mann kam 1824 mit sehr bescheidenen Mitteln nach Wien, um sich binnen zwanzig Jahren zum Millionär emporzuschwingen. Aber dießmal hat das Glück den rechten Mann gefunden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 3.

Mittwoch, 15. Januar 1845.

[11] **Neue Musikalien.**

So eben sind in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle Musikhandlungen zu haben:

Bazzini. Fantaisie s. la Favorita p. Violon et Piano. 3/4 Thlr.
— Air des Puritani p. Violon et Piano. 1 Thlr.
Berlioz. Die moderne Instrumentation u. Orchestration. — Gr. Traité d'Instrumentation et d'Orchestration. Lief. I. 1 Thlr.
— Le carneval romain. Ouvert. caract. à gr. Orch. Op. 9. 5 Thlr., p. Piano à 4 mains 1 Thlr.
Choix de Romances: Io te voglio. 5 Sgr. Thys. La Pollette. 1/4 Thlr.
Chwatal. 2 Rondos brill. et non diff. Op. 70. Nr. 2. Sirène d'Auber. 17 1/2 Sgr.
Cramer. 12 leichte instructive Stücke zu 4 Händen. Op. 98. Liv. 2. 1/3 Thlr.
Czerny. Der gute Klavierspieler. 25 fortschr. leichte Uebungen für kleine Hände m. Fingersatz: Op. 748. 3 Lief. à 2/3 Thlr.
— Der Fortschritt. 25 leichte fortschr. Uebungen m. Fingers. 749. 3 Lief. à 2/3 Thlr.
— 50 Tonleiter-Uebungen m. Fingers. zu 4 Händen. Op. 751. 4 Lief. à 1/2 Thlr.
— Der Fortschritt. 30 instruct. Uebungen. Op. 753. 4 Lief. à 2/3 Thlr.
Damcke. 6 Intermezzi: Elégie, Romance, Idylle, Cascade, Chansonette, Nocturne à 1/4 — 1/2 Thlr.
Döhler. 3 Polkas originales. Op. 56. à 12 1/2 Sgr.
Gumbert. Lied: In den Augen liegt das Herz. Aus Op. 2. 3 Sgr. 5 Lieder Op. 7. 2/3 Thlr. 3 Ständchen 1 Tenor mit Brummstimmen. Op. 5. 1/2 Thlr.
Gung'l. Ein Sträusschen. Walzer. f. Orch. 1 2/3 Thlr., für Pfte. 12 1/2 Sgr.
— Vorwärts! Marsch f. Piano 5 Sgr., f. Orch. 2/3 Thlr.
Händel. 4e Concerto p. Piano ou Orgue, p. Piano 5/6 Thlr., av. Orch. 2 Thlr.
Heller. Chant national de Charles VI. p. Piano 2/3 Thlr.
Herz. Gr. Valse élégante p. Piano. Op. 40. 2/3 Thlr.
Hünten. Var. brill. et fac. s. „Wer hörte wohl" p. Piano. Op. 8. 1/3 Thlr.
Höck und Guste. Komisches Duett „Da siehste mir" 2 1/2 Sgr.
Krebs. 2 Duette f. Sopr. u. Alt. Op. 136. I. Auf dem Wasser. II. Mein Wunsch à 5/12 Thlr.
— Den fernen Lieben. Lied f. Sopr. od. Tenor mit Pfte. u. Vcllc. od. Horn. Op. 139. 1/2 Thlr.
Kullak. 6 Soli p. Piano. Op. 25. I. Grâce et Caprice 17 1/2 Sgr.
— Transcript. faciles p. Piano p. Wagner. Nr. 13. Adelaide de Beethoven 12 1/2 Sgr.
Löwe, C. Alpin's Klage um Morar f. 1 Singst. mit Piano. Op. 94. 1 Thlr.
Meyerbeer. Komm! Lied für Sopran od. Tenor. 2te Auflage. 1/3 Thlr.
Mozart. Das Schönste aus dessen Opern f. Piano zu 4 Händen von Chwatal. I. Don Juan 1/6 Thlr. II. Don Juan 1/3 Thlr.
Pixis. Raab-Polka f. Piano 1/3 Thlr.
Taubert. Tour de Mazurka. Op. 52. p. Piano. 2/3 Thlr.
Thalberg. Nocturne p. Piano. Op. 36. Nr. 7. 2/3 Thlr.
Truhn. 3 Quartette f. Sopr., Alt, Tenor u. Bass. Op. 70. 1 Thlr.
— Scheiden und Leiden. Lied f. Sopr. od. Tenor m. Piano. Op. 74. 12 1/2 Sgr. Stille Lieder. Op. 75.
Wagner. Transcript. faciles p. Piano: I. Airs nationaux. II. Rule Britannia. III. Marseillaise à 1/3 Thlr.
Wolff, E. Duo brill. s. La Sirène d'Auber p. Piano à 4 mains. Op. 104. 5/6 Thlr.

---

[10] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Allerhand

seltsame Gedichte

von

O. Frhr. von Bornberg.

Hannover, Schlüter (Leipzig, Kollmann). 1 1/3 Thlr.

---

[13] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lieder und Sprüche

der

Minnesinger.

Mit einer grammatischen Einleitung und sprachlichen Anmerkungen von Bernhard Hüppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Coesfeld. Ein Anhang enthält Tauler's Lieder. S. XXXIX und S. 406. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bei dem allgemeinen Interesse an den altdeutschen Dichtungen wird den Gebildeten unserer Nation die Erscheinung dieses Werkes nicht unwillkommen seyn. Es enthält eine, die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Minnesinger bezeichnende Auswahl aus 53 Dichtern und ist in Beziehung auf die religiösen und Kreuzzugs-Lieder vollständig zu nennen. Der Herausgeber hat sich bemühet, durch passende Anmerkungen wie durch die ausführliche Einleitung die Gedichte auch dem mit der Sprache nicht Vertrauten ganz verständlich zu machen.

Münster, im Nov. 1844.

Friedr. Regensberg.

---

[6] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's

Polytechnisches Journal.

Erstes Decemberheft 1844.

Inhalt. Beschreibung und Berechnung eines Regulators, welcher von den HH. Meyer und Comp. in Mülhausen bei ihren Dampfmaschinen angewendet wird. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an Apparaten zur Verhütung von Dampfkessel-Explosionen, von Th. Liddel. Mit

Abbild. — Bericht über eine Dampfkessel-Explosion zu Haut-Flemu, nebst einem neuen Verfahren, die Dampfkessel zu probiren, von Hrn. Jobard, Director zu Brüssel. — Berichtigung eines frühern Artikels in Betreff einer neuen Treibvorrichtung für Schiffe mittelst Explosion detonirender Gasgemische, von Hrn. Selligue. — Ueber den Einfluß des Drucks auf die Detonation explodirender Gasgemische; ein Nachtrag zu einer frühern Abhandlung von Selligue. — Verbesserungen in der Construktion der Schließkeile für Eisenbahnschienen, von W. H. Barlow, Civilingenieur. Mit Abbild. — Ueber einen Verband der Eisenbahnschienen und über Steinschwellen, von Prof. Breithaupt. Mit Abbild. — R. Mallets Polyzonal-Linse für Eisenbahnsignale. Mit Abbild. — Maschine zum Walzen (Zängen) gepuddelter Eisenluppen und Apparat zum Zermalmen anderer Substanzen, von Thorneycroft, Eisenmeister. Mit Abbild. — Verbesserungen an flachen Ketten für den Bergbau und andere Zwecke, von Job Haines und R. Haines. Mit Abbild. — Verbesserte Maschine zur Fabrikation der Drahtseile, von Robert Stirling Newall. Mit Abbild. — Apparate, um bei der Zuckerfabrikation vermittelst der Centrifugalkraft die Melasse vom Zucker zu trennen, von Hardmann. Mit Abbild. — Bemerkungen über den Zuckergehalt der sogenannten sibirischen Runkelrübe; von R. Hermann. — Ueber die Ursache der Dampf-Elektricität, von G. A. Rowell. — Ueber Nobili'sche Figuren und galvanische Metallfärbung, von Dr. H. M. C. zur Nedden. — Beiträge zur Kenntniß des Ultramarins und dem Verfahren, dasselbe fabrikmäßig zu bereiten, von C. P. Brückner. — Miscellen. Staggs Vorschlag zur Verhütung der Explosionen in Steinkohlengruben. Ueber das Erhitzen des Wassers mittelst Dampf. Neue constante galvanische Batterie. Ueber den Wassergehalt der käuflichen Schwefelsäure. Feuchte Wände trocken zu machen. Ueber die Wahl der Bausteine. Verfertigung der Havanna-Cigarren. Harzen die Eigenschaft des Schellacks zu geben. Wichse für Riemwerk, Pferdegeschirr und dergleichen. Schuhe und Stiefel ohne Nath. Mittel zur Vertilgung von Schaben.

Zweites Decemberheft.

Inhalt. Ueber die Berechnung des Gewichts der Schwungräder an Expansionsdampfmaschinen, von Hrn. Carbonnier. Nachtrag zu der im vorhergehenden Hefte mitgetheilten Abhandlung „über den Dampfmaschinen-Regulator der HH. Meyer u. Comp. in Mülhausen." — Verbesserungen an den Schiebventilen, an den Apparaten zur Umkehrung der Bewegung, so wie an den Expansions-Vorrichtungen der Dampfmaschinen, von W. Sheyherd. Mit Abbild. — R. Witty's oscillirende Dampfmaschine. Mit Abbild. — Ueber den Böschungsrost von Schodet. Mit Abbild. — Ein Gestell für bewegliche Riemenscheiben. Mit Abbild. — W. Symingtons Funkenfänger für Lokomotiven. Mit Abbild. — Tyleys neues Holzpflaster. Mit Abbild. — Newans patentirte Buttermaschine. Mit Abbild. — Hornbaums Verbesserungen an Feuerspritzen. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Vauvilliers über die Reißzeuge des Hrn. Lebrun. Mit Abbild. — Alliets patentirte Centrifugalmaschine zum Waschen, Bleichen und Färben der Zeuge. Mit Abbild. — Wagners Methode, Wachstuch mittelst Steindrucks zu bedrucken. — Untersuchung einer aus Indien kommenden, Purree genannten, gelben Substanz, aus welcher das Indischgelb bereitet wird, von John Stenhouse. — Ueber ein neues Verfahren, Kalkstein, Marmor ꝛc. mittelst Schießpulver aus den Steinbrüchen auszusprengen, von Hrn. Courberaisse, Brücken- und Straßenbau-Ingenieur. — Ueber die Darstellung des reinen Gerbestoffes aus den Galläpfeln, von Hrn. Domine. — Miscellen. Wichtige Anwendung der Dampfpfeife. Ueber Krämpelbeschläge aus natürlichem und künstlichem Leder. Mittel, die Mauern vor Feuchtigkeit zu schützen. Brésants Verfahren, das Holz zu conserviren. Das Tard'sche Filter. Trockene Hefe nach Heusler. Ueber den Anbau von Winterkartoffeln. Namen- und Sachregister des einundneunzigsten, zweiundneunzigsten, dreiundneunzigsten und vierundneunzigsten Bandes des polytechnischen Journals.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar den 1—21sten Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 126 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index

zu Dr. Dingler's

polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Secretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[8] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der ungenähte Rock

oder

König Orendel

wie er den grauen Rock gen Trier brachte.

Gedicht des zwölften Jahrhunderts

übersetzt von

Karl Simrock.

gr. 8. Velinp. broch. Preis fl. 1. 45 kr. od. Rthlr. 1. —

Mit Freuden werden die zahlreichen Freunde deutscher Poesie und Sage diese, bis vor Kurzem noch unbekannte Dichtung begrüßen, die ihnen durch Herrn Simrock's geschickte Hand hier in ansprechender Gestalt vorgeführt wird. Der unbekannte Verfasser, aus der Schule der fahrenden Sänger, erzählt darin, indem er eine uralte deutsche, in heidnischer Vorzeit wurzelnde Sage mit der christlichen Legende vom heiligen Rocke in Verbindung bringt, eine jener anziehenden Brautfahrtsagen, eine Odyssee in kleinerem Rahmen, wie sie das Mittelalter vorzugsweise liebte; die aber gerade jetzt auch für die Gegenwart von doppeltem Interesse seyn dürfte.

Obwohl einfach und kunstlos in der Form ist dieses Gedicht doch voll jenes frischen und ursprünglichen Hauches, der fast die meisten poetischen Erzeugnisse des 12ten Jahrhunderts durchweht. Dieses und die vielfachen Beziehungen zur deutschen Heldensage, die der Herausgeber in der Einleitung auf eben so ansprechende

als erschöpfende Weise auseinandersetzt, werden dem Büchlein vor allen den zahllosen Schriften, die die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier hervorgerufen, seinen bleibenden Werth sichern, der noch dauern wird, wenn die Wogen der Aufregung und Erbitterung, die im Augenblick über Deutschland zusammenschlagen, längst verrauscht seyn werden.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[619] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfassers „Geschichte der Seele")

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Absterben und neues Aufleben. — 4) Gesetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Isolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geistes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menschenwillens. — 11) Die ursachlichen Momente der Seelenstörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepsie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepsie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zustände der absoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hysterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menschenseele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlassende Ursachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefsten Grades oder die Sinnlosigkeit. — 26) Der Blödsinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenstörungen. 28) Unterschied zwischen Seelenhemmung und Seelenstörung. — 29) Seelenstörung im engern Sinne. — 30) Die Tobsucht. — V. Die Geisteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geisteskrankheiten von den Seelenstörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentschiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnsinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Moden und Trachten.

Fragmente zur Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche diese Fragmente zusammengehalten werden, sind, einmal, die Entwicklungen der europäischen Tracht in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit dem Geist der verschiedenen Zeitalter aufzufassen, sodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgesetzliche, der Laune sich beständig Entziehende nachzuweisen, und so die Begriffe Mode und Tracht streng auseinander zu halten. Nach diesen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht seit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verschiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewiesen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beispiele gezeigt, was die Mode vermag, und was sie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es sind Beiträge zur Philosophie des Costüms, skizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leser, der sich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfasser die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwissenschaftlicher Methode das Geschlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Costüms. — Das Inhaltsverzeichniß ist folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologisches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutsche Pariser. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche historische Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Sprech- und Sprachschule,

ein Lesebuch für die deutsche Jugend

von

Dr. W. Lange,

Oberprediger zu Burg.

Erster Band. Dritte verbesserte Auflage.

gr. 8. Velinp. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Das Brandenburger Schulblatt äußerte sich über dieses Werk wie folgt: „Mit Vergnügen zeigen wir diese neue Auflage einer trefflichen, leider nicht genug benutzten Schrift an. Was den Werth und den Gebrauch des Buches betrifft, so beziehen wir uns auf das Urtheil, das wir in diesen Blättern (Jahrg. 1842, S. 324 ff.) abgegeben haben. Die Schrift ist auch von dem K. Schul-Collegium der Pr. Brandenburg in der Verf. vom 13. Juli 1844 über Behandlung des Sprachunterrichts in Volksschulen empfohlen worden. Durch den Nachtrag von S. 234 an, hat das Buch an Reichhaltigkeit gewonnen, ohne daß dadurch die frühern Auflagen unbrauchbar geworden sind."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Carl Mayer.

Zweite, sehr vermehrte Ausgabe.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese zweite Auflage hat nicht nur an Umfang, sondern hauptsächlich auch an Mannigfaltigkeit gewonnen, indem mehrere Lieder wegblieben, dagegen eine ansehnliche Auswahl neuerer dazu kamen. Einzelne Lieder und zusammengehörende Gruppen wechseln in diesem Buch aufs anmuthigste ab; ein überraschender Reichthum von Anschauungen, Bildern, Gefühlen, Gedanken kommt dem Leser entgegen, der mit empfänglicher Seele in diesen poetischen Park und Lustgarten tritt, und gewiß wird Niemand, der in diesem Bändchen ein Mittel sucht, den Genuß der Gegenwart zu erhöhen, oder Erinnerungen zu beleben und aufzufrischen, darin „die Einheit im Zerstreuten, des Dichters ganz Gemüth" vermissen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel,
die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Neue unveränderte (3te) Auflage.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der produktiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nero.

Tragödie
von
Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.
Ein Roman in 2 Theilen
von
Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 16. Januar 1845.

— Ridebat gaudia vulgi,
Interdum et lacrumas. —
Juvenal:

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

I.

Die geniale Dramatiſirung des berühmten Zaubermährchens vom geſtiefelten Kater durch L. Tieck, unſer ſchlechthin größtes Talent im Ariſtophaniſchen, d. h. rein muthwilligen und, einen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen, „graziös ungezogenen" Scherze, wurde zur Zeit ihres Entſtehens, im Jahre 1797, wo dieſelbe unter dem Verkleidungsnamen „Peter Lebrecht" mit einer ſinnreichen Titelvignette erſchien, unter dem Sturme des Entſetzens und Unwillens, den ſie in der langweiligen Ehrbarkeit des literariſchen Philiſterthums nach allen Seiten hin erregte, gleichſam überrannt oder an die Wand gedrückt. Bei der Erneuung in des Dichters 1812 herausgegebenem Phantaſus vermochte ſie freilich die alten Freunde ſolcher köſtlichen Emanationen des Humors wiederum zu laben; allein die Zeit war in irdiſchen Sorgen und Nöthen zu ſehr befangen, als daß ein ohnedieß ſeitdem in andere Schuhe hineingewachſenes Geſchlecht ſo recht die Muße und Stimmung für dieſe malitiös unſchuldige Schalkhaftigkeit hätte finden mögen. Eine kunſtfrohe Friedensmuße und ein Gerechtigkeitsſinn äſthetiſcher Anerkennung, in welchem kein wahrer Freund des Schönen die auch hierin wohlthuend waltende Gewißheit, daß alles friſch und lebenskräftig Gedachte und Geſtaltete irgend einmal ſeine Zeit findet, verkennen wird, hat nun jenes in ſeiner Art einzige Produkt den Zeitgenoſſen ſinnlich und ſceniſch vorgeführt. Sollten nun an der, wie man vernimmt, zweifelhaften Wirkung dieſes Unternehmens nicht vorzugsweiſe die jezt zum größten Theil unverſtändlichen Bezüge des Einzelnen ſchuld ſeyn? Wir theilen keineswegs die oberflächliche Anſicht, das Werk ſey jezt eine Antiquität an ſich, was von einem wahrhaft dichteriſchen Werke, was der geſtiefelte Kater unlengbar iſt, auszuſagen ſtets bedenklich bleiben muß. Wenn wir im Folgenden einige Grundzüge des näheren Verſtändniſſes entwerfen, ſo hoffen wir den Freunden der Dichtkunſt einen Dienſt zu erzeigen und vielleicht jenes Bedenken ſeiner Löſung näher zu bringen.

Der geſtiefelte Kater verdankt ſeine Entſtehung den Anregungen eines jugendlichen, faſt möchte man ſagen, Kriegs- und Lagerlebens, dem ſich eine geiſtreiche, durch Leſſings geharniſchte Polemik wider alles Verſtockende und Verfinſternde in Wiſſenſchaft und Leben zu dreiſter Nacheiferung entzündete Genoſſenſchaft in unſern neunziger Jahren hingegeben hatte, und das ſich Allem und Jedem, was von veralteten und trübſeligen Zuſtänden der Vergangenheit, beſonders aber von den einſeitigen und prätentioſen Ueberlieferungen der Gottſched-Sulzer-Gleimſchen Periode auf unſerem Parnaß nicht los wollte,

mit den siegreichen, glänzenden Produktionen seines üppigen Humors entgegensezte. Tieck war unzweifelhaft das begabteste und produktivste Talent dieser Genossenschaft und hatte den meisten Zunder in sich, die Ergüsse jenes polemisirenden Humors in anmuthigen Gestaltungen ausströmen zu lassen. Aufgewachsen in einer lebenreichen und gewerbthätigen Hauptstadt, die, einen Stapelplatz des geistigen und literarischen Verkehrs darbietend, umstrahlt von Friedrichs Namen, sich als die Metropole des germanischen Nationalruhms betrachtete, hatte er alle die kleinen und großen Anmaßungen, Bizarrerien, Eitelkeiten und Blößen, die in einem friedlichen und gesicherten Zustande als der Rost des gesellschaftlichen Daseyns an Persönlichkeiten und Verhältnisse sich ansetzen, frühzeitig zu beobachten Gelegenheit gehabt, und die Natur hatte ihm das pikante Talent, dergleichen Dinge von der Vogelperspektive aus mit der größten Seelenruhe anzusehen und ihnen ihr Spaßhaftes, ja Lächerliches abzugewinnen, in einem seltenen, für Deutschland bis dahin einzigen Grade verliehen.

Man hat es immer als ein besonderes Glück für unser Vaterland erachtet, und sogar damit sich über dessen politische Zersplitterung getröstet, daß bei dem Mangel einer eigentlichen großen Kapitale, durch die Menge mittlerer und kleinerer Residenz- und Universitätsstädte die höhere Bildung allgemein und gleichmäßig vertheilt und dadurch der Einseitigkeit und der Erstarrung auf einer einzelnen Stufe derselben vorgebaut werde. Nichtsdestoweniger prätendiren natürlich die größten dieser Residenzen ein Uebergewicht, und Berlin insonderheit hat sich, bei der Fülle seiner äußern Mittel, jederzeit gern das Ansehen gegeben, als habe es dem Geschmacke Deutschlands seine Richtung zu diktiren.

In den neunziger Jahren hatte die Berliner Schaubühne, unter Engels Direktion, den Titel eines Nationaltheaters angenommen. Notabilitäten wie Fleck, Iffland, Unzelmann und seine Tochter, die nachmalige Madame Bethmann, hatten dasselbe mit einem Nimbus des Talents und der Virtuosität umgeben, daß es sich, von dieser Seite her, ganz wohl als eine Schule der dramatischen Kunst aufstellen konnte. Allein in der Theorie des Schauspiels herrschten die beschränktesten Begriffe. Engel in seiner Mimik hatte für den Dichter wie für den Schauspieler als obersten Grundsatz die Natürlichkeit gefordert, und hegte den ästhetisch monströsen Gedanken, zur Vollkommenheit eines Bühnenstücks gehöre durchaus, daß ein solches in bloßer Prosa verfaßt werde. Die Nachahmung des wirklichen Lebens bis in seine platteſten Züge hinein galt dieser Theorie als der Gipfel dramaturgischer Seelenkunde; in einer Moral, welche höchstens für angehende Bösewichter, für Leute, die Kassengriffe thun, silberne Löffel stehlen, Weib und Kind hungern lassen, während sie selbst ihren lezten Groschen in die Spielhäuser tragen, ein zweifelhaftes Interesse der Buße und Besserung hat, in solcher sogenannten Belehrung der trivialsten Art sah sie den Triumph der von den Brettern zu predigenden Nationalweisheit. Unter diesem Einflusse sind die Iffländschen Stücke entstanden, und sie hatten auf ein sympathisirendes Publikum eine solche Wirkung, daß an der Stelle Shakespeares, Goethe's und Schillers, Iffland, neben Kotzebue, welcher zu solcher hausbackenen Bettelprosa die adäquate Poesie seiner sogenannten edlen und hohen Gefühle that, für eine gute Zeit der deutschen Bühne König blieb.

(Fortsezung folgt.)

Reisebilder aus Spanien.

(Fortsezung.)

Aranjuez, den 8. Juli.

Madrid enthält als moderne Stadt keine Denkmäler des Alterthums und wenig Volksthümliches. Aus demselben Grunde sind die Kirchen sämmtlich von keiner Bedeutung, meist klein und ohne ansehnliche Thürme, weßhalb Madrid von fern nicht jenen malerischen Anblick darbietet, wie so viele andere alte Städte Spaniens. Die zahlreichen Klöster sind theils zerstört, theils in Hospitäler, Kasernen, Schulen u. dgl. verwandelt. Unter den öffentlichen Gebäuden nimmt der königliche Palast, ein Werk Philipps V. unstreitig den ersten Rang ein. Er liegt am westlichen Ende der Stadt auf einem Hügel am Manzanares, an derselben Stelle, wo einst der alte Alcazar von Madrid, der Sitz der ersten Könige von Castilien, stand. Die Ueberreste dieses Palastes wurden durch einen Brand im Jahr 1737 gänzlich zerstört, worauf Philipp V. einen großartigen Palast auf seinen Ruinen zu bauen befahl, der alle Paläste der Welt durch seine Pracht und Größe verdunkeln sollte, aber, wie es meist mit so großartigen Werken zu gehen pflegt, blos zum vierten Theil vollendet worden ist. Sein Baumeister war der Italiener Philipp Jubara, welcher sein großes Projekt in einem Modell von Holz versinnlichte, das sich gegenwärtig im topographischen Kabinet des Buen Retiro befindet. Da Philipp V. wünschte, daß der neue Palast auf der Stelle des alten Alcazar erbaut werden sollte, so war es wegen Mangels an Raum unmöglich, den Plan des erwähnten Architekten auszuführen, und deßhalb ist gegenwärtig nur ein Fragment jenes Modells vollendet, das trotz dem mit den größten Palästen Europas wetteifern kann. Der jetzige Palast ist ein nach Süden

zu offenes Viereck, in edlem Styl erbaut, ähnlich dem königlichen Schloſſe zu Berlin, und enthält eine unendliche Menge von Sälen und Gemächern von wahrhaft königlicher Pracht, erfüllt mit zum Theil ſehr koſtbaren Gemälden. Vor ſeiner öſtlichen Façade befindet ſich die Plaza de Oriente, in deren Centrum die bronzene Reiterſtatue Philipps IV. auf einem Piedeſtal von Marmor ſteht, umgeben von einer Akazienallee und den koloſſalen Bildſäulen von 38 Königen Spaniens, von der Zeit der Oſtgothenherrſchaft bis auf Philipp II. Dem Palaſte gegenüber liegt das Theatro del Oriente und die Bibliotheca nacional.

Auf der dem Schloſſe entgegengeſezten Seite der Stadt befindet ſich der berühmte Buen Retiro, die Reſidenz der Könige von Spanien vor Philipp V. Dieſes weitläufige, auf einem Hügel liegende Gebäude von unſcheinbarer Architektur iſt theilweiſe zerſtört; was noch übrig iſt, dient theils als Artilleriekaſerne und Lokal für verſchiedenartige Sammlungen, theils als Zwingburg gegen Madrid, zu welchem Zweck es durch einige gegen die Stadt gerichtete Batterien vertheidigt wird. Dieſes alte Schloß iſt von ausgedehnten Gärten umgeben, welche durch vier Waſſerkünſte bewäſſert werden und ſehr angenehme Spaziergänge darbieten. Der Buen Retiro wird von der Stadt durch die berühmte Promenade des Prado getrennt, eine ſechsfache Ulmenallee von ungeheurer Länge, geſchmückt mit ſchönen Springbrunnen von weißem Marmor. Zwiſchen der Puerta de Alcala, dem ſchönſten im Style eines römiſchen Triumphbogens erbauten Thore, einem Werk Karls III., und dem botaniſchen Garten befindet ſich in der Mitte des Prado ein Obelisk, welcher das Andenken an die am 2. Juni 1808 im Kampfe gegen die Franzoſen im Prado gefallenen Einwohner von Madrid verewigt.

Madrid, als der Sitz einer Reihe von mächtigen Herrſchern, denen die unermeßlichen Schätze Indiens zu Gebote ſtanden, enthält große Schätze der Kunſt, namentlich der Malerei. Kaum gab es früher ein Kloſter, welches nicht eine koſtbare Gemäldeſammlung beſaß, und viele Privatpaläſte haben noch jezt ſehr anſehnliche Sammlungen dieſer Art aufzuweiſen. Vieles iſt im Franzoſenkrieg, Vieles in der lezten Revolution bei Aufhebung der Klöſter verloren gegangen; dennoch iſt die im königlichen Museo de pinturas, einem großen, ſchönen, am Prado gelegenen Gebaude, befindliche Gemäldeſammlung eine der reichſten in Europa. Die zahlreichen, geſchmackvoll verzierten Säle enthalten nahe an zweitauſend Gemälde, unter denen die italieniſche, flamändiſche und holländiſche Schule beſonders reich vertreten ſind, am meiſten aber die ſpaniſchen Schulen von Sevilla und Valencia, welche zwei große Säle füllen. Man ſieht hier die herrlichſten Gemälde von Murillo, Velasquez, Ribera, Juanes, Ribalta, Pantoja, Espinoſa, Lopez u. A. Daſſelbe Gebäude ſchließt das plaſtiſche Muſeum ein, welches aber bei weitem von geringerer Bedeutung iſt.

Außerdem gibt es noch zwei öffentliche Gemäldegalerien, nämlich das Museo nacional de la Trinidad und die Galeria de pintura y escultura de la academia de San Fernando. Sehr zu empfehlen iſt jedem Kunſtliebhaber das Haus des Don Pedro Gimenez de Aro in der Calle de Fuencarral, welches eine ungemein reiche Privatſammlung von Gemälden und Alterthümern enthält, unter denen beſonders eine Anbetung der Madonna durch die Engel von Juanes und ein Prometheus von Murillo meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, December.

(Schluß.)

Theater. — Conzerte.

In unſerer mannigfach bewegten Bretterwelt iſt ſo eben die gewöhnliche Weihnachtspauſe eingetreten; ein bequemer Moment, um einen flüchtigen Blick auf die hieſigen Bühnenzuſtände zu werfen. Die neueſte, vom entſchiedenſten Erfolg begleitete Erſcheinung auf dem Hofburgtheater iſt Bauernfelds jüngſte dramatiſche Arbeit: „Ein deutſcher Krieger,“ Schauſpiel in drei Akten. Ein deutſcher Krieger! da läßt ſich allerlei darunter denken; läßt man aber den Blick vom Titel abwärts auf Perſonen und Zeit der Handlung ſchweifen, und ſieht unter den erſteren: Johann Georg, Kurfürſt von Sachſen, Götze, Obriſter eines Freicorps, Graf Dohna, kurfürſtlicher Rath und Commiſſär bei den Friedensunterhandlungen in Münſter, Frau v. Laroche, eine franzöſiſche Parteigängerin, eine elſäßiſche Pächterfamilie, ein geheimer kurfürſtlicher Kanzelliſt u. ſ. w., ferner daß das Stück im Jahr 1648 theils im Elſaß, theils in und bei Dresden ſpielt, ſo kann man bei einiger Combinationsgabe ſchon Vieles errathen. Hat man aber vollends das Stück einmal geſehen, ſo fällt Einem unwillkührlich ein, es könnte mit eben ſo gutem Fuge heißen: „Schwert und Feder,“ wie denn Bauernfeld unverkennbar von den modernſten hiſtoriſchen Luſtſpielen, ich will nicht geradezu Gutzkows „Zopf und Schwert“ anführen, in der Hauptſache angeregt worden iſt. Ich kann dießmal auf keine Inhaltsanzeige eingehen, und bemerke nur, daß Obriſt Götze den Krieg im Elſaß auf eigene Fauſt fortführt, während eine ſkrupulöſe und haarſpaltende Diplomatie den Frieden auf der Goldwage abwiegt, daß jener, ein wüthender Franzoſenfeind und erfüllt von der Idee, das zerriſſene, mißhandelte und von fränkiſcher Liſt und Lüſternheit umgarnte Deutſchland könne nur durch das Schwert gerettet werden, ſogar gegen ausdrückliche Ordre die Feſtung Zabern einnimmt, was ihm ſeines Herren und Fürſten Ungnade zuzieht, daß ihn, den Weiberhaſſer, ſein Schickſal mit der ſchönen, gewandten Franzöſin La Roche zuſammenführt, um ihn aus

einem trotzigen Krieger in einen galanten Ritter zu verwandeln, daß endlich Hans, der Pächtersohn, und Schimmling, der geheime Kanzelist, die Träger des Humors sind. Wozu man dem Dichter besonders Glück wünschen muß, das ist die gelungene Charakteristik; Kurfürst Johann Georg, Götze, Hans und Schimmling sind sehr gute Figuren. Träte das Tendenzidse des Stücks weniger in den Vordergrund, und hätte der Verfasser den Helden nicht eine geraume Weile zu einer unerquicklichen Passivität verurtheilt, um allermittelst eine Zwischenhandlung vorzuschieben, so müßte die Wirkung des Stücks noch bedeutender seyn. Die Aufnahme war eine entschieden günstige, ja das Hofburgtheater hat an dieser interessanten Neuigkeit ein förmliches Cassenstück. Noch einige solcher Neuigkeiten und die etwas gesunkenen Aktien des Hrn. v. Holbein erleben einen mächtigen Aufschwung. — Kuranda's „weiße Rose" erfreut sich fortwährend des besten Erfolgs. — Das Kärnthnerthortheater brachte eine Oper vom Kapellmeister Proch, dem beliebten Liedercompositeur: „Ring und Maske," Text von Otto Prechtler; leider gelang es nur einigen Nummern, sich Beifall zu erringen. Mit glücklicherem Erfolge behauptet sich auf dem Josephstädter Theater die Composition eines englischen Musikers: „die vier Haimonskinder." Text von Leuwen und Brunswik, Musik von Balfe. Der Tondichter, die verschiedenartigen Opernstyle gewandt benützend und vermittelnd, hat eine gefällige, melodidse Musik geliefert, und die Sänger des genannten Theaters leisten ihr Möglichstes. Eine andere Neuigkeit, auf den Erfolg des nun bereits zum 282sten mal aufgeführten „Zauberschleiers" berechnet und glänzend in Scene gesetzt, mißglückte. Sie führte den romantischen Titel „Dolch und Rose." — Auf dem Theater an der Wien paradirt ein glänzend ausgestattetes Vaudeville: „die Glücksritter in Paris." Man könnte das Stück selber einen „Glücksritter in Wien" nennen. — Conzerte, Akademien und dergleichen folgen einander auf dem Fuße, obgleich nur ausnahmsweise mit gutem materiellen Erfolg für die Veranstalter. Selbst Moscheles brachte es nicht höher als nur auf drei Conzerte. Die Folgen musikalischer Uebersättigung fangen nachgerade an fühlbar zu werden. Moscheles ward immerhin als ein großer Virtuos bewundert, aber man hat es nicht übersehen, daß er altert. — Wie alljährlich, so erfreute sich die humoristische Vorlesung Saphirs nebst musikalischer Akademie auch heuer der lebendigsten Theilnahme; sie bietet aber auch in der Regel das Gewählteste, was die Saison zu gewähren vermag. Die gespannte Erwartung, womit man den Improvisationen Dr. O. L. B. Wolfs entgegensah, ward, wenigstens im Punkte der Poesie, nicht übertroffen. Vielleicht war sie überspannt. Wahr ist es, Wolf besitzt ungemeine Geistesgegenwart und Gewandtheit der Conception; indessen überwiegt seine Eloquenz bei weitem die dichterische Begabung. Im komischen Genre gelingt Wolf leichter ein Triumph, als im ernsten. Jedenfalls hat der italienische Improvisator einen leichteren Stand, als der deutsche. Wir hatten Gelegenheit, Wolf dreimal improvisiren zu hören, einmal im Musikvereinssaale, zweimal im Hofburgtheater. Ueberdieß improvisirte Wolf vor dem kaiserlichen Hofe.

Aus Schlesien, December.

(Fortsetzung.)

Die Weber. — Räubereien.

Im Jahr 1793 war durch den verdienstvollen Kaufmann Peter Hasenclever zu Landeshut der schlesische Leinenhandel mittelst eines lebhaften Verkehrs mit dem Auslande in hohen Flor gebracht worden, insbesondere hatten die revolutionären Nordamerikaner viel schlesische Hemden gebraucht. Die armen Weber und Spinner aber genossen von solcher ausländischen Saat nur wurmstichige Früchte, obschon die Regierung durch wohlwollende Verordnungen das Mögliche that. Wir ersehen dieß aus einem Aktenstücke, welches die Leipziger „Freikugeln" in einer ihrer jüngsten Nummern mittheilten. Es erließ nämlich, in Folge von Tumulten auf den Garnmärkten von Landeshut, Liebau, Schömberg und Bolkenhain, Friedrich Wilhelm II. zu Jauer am 15. April 1795 ein strenges Manifest, nicht allein gegen die Selbsthülfe der Rufstörer, sondern auch gegen die Leinkaufherren, und zwar dahin, daß diese künftig, der Leinwands- und Schleierordnung entgegen und dem üblen Handlungsgebrauche nach, nicht mehr die Weben beschreiben und für höhern Preis unverkäuflich machen sollten. Ebenso wurden dem Wucher der Garnhändler geeignete Verordnungen entgegengesetzt; allein Berlin — war weit, und sie wurden vergessen, nachdem ein beträchtliches Commando Infanterie und Cavallerie die Weberunruhen unterdrückt hatte. Auch die verpönte Zahlungsweise mit beschnittenen Dukaten gegen den vollen Werth ist seitdem fortgesetzt worden, obschon die Contravenienten nicht nur aus der Handlungssocietät ausgestoßen, sondern auch der Befugniß, in der Provinz Schlesien irgend eine Art Handel zu etabliren, für verlustig und unwürdig erklärt werden sollten. Sogar auf die Plackereien der Müller, Bäcker, Branntweinbrenner und Brauer erstreckte sich die königliche Verordnung, um dem Wucher bei den Webern entgegenzuarbeiten. — Was auf der einen Seite von der Hülflosigkeit der Proletarier noch zu befürchten ist, daß nämlich immer mehr die Armuth zum Verbrechen greifen und zur Uebersüllung der Strafanstalten beitragen wird, indem ihr in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen gleichsam eine Prädestination zu diesem Schicksale gegeben ist, das sehen wir auf der andern Seite mit Schrecken schon erfüllt. Gauner und Räuber sind nicht mehr vereinzelte Erscheinungen, sondern wirklich organisirte Cohorten. Schon am 7ten März d. J. lernten wir durch steckbriefliche Verfolgungen aus den öffentlichen Blättern sechzehn Mitglieder einer Gaunerbande kennen, welche durch Anfertigung falscher Papiere, durch Verwechselung von Spielmarken gegen Goldstücke an Unkundige, andere Betrügereien, so wie Diebstähle die öffentliche Sicherheit besonders in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz gefährdete, einen Schuhmacher aus Breslau unter dem Namen „der Nasenkönig" zum Hauptmann und ihre Hauptherberge im sogenannten Raschgrunde hatte. In der Mitte des Jahres war in den Wäldern gegen Polen hin Joseph Pfeg mit seinen Genossen durch offene freche Räubereien und einen bewaffneten mörderischen Widerstand eine wahre Geißel der dortigen Gegenden geworden, und das Landvolk und die Bewohnerschaft des Städtchens Reichthal mußte, unter dem Beistande von nur sieben Gensdarmen, zur Gefangennehmung des wüthenden Räubers und seines Genossen Greinert aufgeboten werden, weil das disponible Militär den revolutionären Hunger der Baumwollenweber am Eulengebirge bewachen, außerdem aber die übliche Uebung mitmachen mußte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 17. Januar 1845.

Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatzrevier.
Goethe.

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Von großem hiſtoriſchem Intereſſe iſt ferner die dem königlichen Palaſt gegenüber liegende Armeria real oder die Rüſtkammer. In einer langen Reihe von Sälen iſt eine ungeheure Maſſe von Rüſtungen, Waffen und Geräthſchaften aufgehäuft. In der Mitte des Hauptſaales ſtehen die Könige Karl V., Philipp II. und Philipp III. in ihren Rüſtungen zu Pferde; außerdem befinden ſich hier die Waffen, welche die Königin Iſabella die Katholiſche während der Belagerung von Granada trug, die Waffen Boabdil's, lezten Königs von Granada, die Rüſtungen von Gonzalo de Cordoba, Ferdinand Cortes, Don Juan de Auſtria, eine unendliche Menge von Schwertern, unter andern das Schwert des Cid, eine große Anzahl von mauriſchen Säbeln und andern Trophäen aus den Kriegen der Spanier mit den Sarazenen, ſo wie endlich die Waffen der Eingebornen Amerikas.

Unter den wiſſenſchaftlichen Inſtituten verdienen der großartige botaniſche Garten, welcher zugleich als Promenade dient und durch ſeine reiche Sammlung amerikaniſcher Gewächſe, namentlich von Cactusarten, intereſſant iſt, das Collegio de San Carlos oder die mediziniſch-chirurgiſche Schule, die Bergſchule und das Museo de historia natural alle Anerkennung. Lezteres iſt zugleich ein Beweis von den unendlichen Reichthümern, die der ſpaniſchen Donaſtie zufloſſen, als ihre Herrſchaft ſich noch über zwei Welttheile erſtreckte. So findet ſich hier z. B. unter einer Menge von Goldſtücken, Goldblechen und großen Quantitäten von Goldſand aus Peru, ein Klumpen gediegenen Goldes von 16 Pfund Gewicht, ferner ein Stück Hornſilber von 266 Pfund aus Mexiko, koloſſale Queckſilbererze und Kryſtalldruſen von nie geſehener Größe. Zugleich iſt mit dieſem Muſeum eine Sammlung von Trachten und Kunſterzeugniſſen der Indianer Nord- und Südamerikas, Weſtindiens und der Philippinen vereinigt, die wohl einzig in ihrer Art iſt.

Madrid beſizt gegenwärtig drei Theater, von denen eines, das Teatro del Circo, ausſchließlich für die Oper und das Ballet beſtimmt iſt. Das Ballet, welches die Spanier leidenſchaftlich lieben, iſt das beſte auf der pyrenäiſchen Halbinſel und ſteht unter dem Direktorium der gefeierten Tänzerin Señora Puy-Stephan, früher als Fräulein Stephan mehr bekannt als jezt. — Was die Tagesliteratur betrifft, ſo erſcheinen in Madrid eine große Menge politiſcher Zeitungen von verſchiedenen Farben; aber man denke ja nicht, daß man dieſelben in den zahlreichen, zum Theil ſehr eleganten Kaffeehäuſern

findet, wo nur das Diario de Madrid und andere Ankündigungsblätter, so wie die Gazeta de Madrid, das Organ der Regierung, aufliegen. Um die Zeitungen zu lesen, begibt sich der Madrider gegen Mittag auf die Plaza mayor, woselbst unter den Hallen des diesen Platz umschließenden Portikus die Colporteurs der verschiedenen Redaktionen die Zeitungen in Körben zum Verkauf ausbieten. Daselbst kauft man ein beliebiges Blatt und liest es entweder an demselben Ort oder in einem der Kaffeehäuser der Puerta del Sol, worauf man sich wieder auf den genannten Platz begibt, um sich über Politik und die Tagesneuigkeiten zu unterhalten. Aus diesem Grunde ist von 11 bis 2 Uhr die Puerta del Sol der Vereinigungspunkt aller Müssiggänger, Politiker und Belletristen. Auswärtige Zeitungen findet man im Leseinstitut des Franzosen Monier (Fontana de Oro in der Carrera de S. Geronimo), welches die meisten französischen Journale, einige englische und italienische Blätter und die Augsburger Allgemeine Zeitung enthält, ferner im Lokal der unter dem Namen „Ateneo" bekannten literarischen Gesellschaft.

Diese Gesellschaft, bestehend aus ungefähr 500 Mitgliedern, trat im Jahr 1835 zusammen und ihr Lokal befindet sich gegenwärtig auf der Plazuela del Angel. Für Ausländer, die nicht besondere Empfehlungen an ein Mitglied haben, ist es sehr schwer, Zutritt zu erhalten. Ich fand Gelegenheit, auch dieses alle Anerkennung verdienende Institut genau kennen zu lernen. Das Ateneo zerfällt in vier Sektionen: Politik, Naturwissenschaften, mathematische Wissenschaften, Literatur und schöne Künste, von denen jede wöchentlich eine Versammlung hält. Die Gesellschaft hat mehrere Lehrstühle errichtet; die Vorlesungen, zu denen dem Publikum freier Zutritt gestattet ist, verbreiten sich über Staatsrecht, Gesetzgebung, Staatsökonomie, Finanzwesen, Verwaltung, Philosophie, allgemeine Geschichte, spanische Geschichte, Physik, Geographie, Geologie, Mineralogie, lateinische, spanische und auswärtige Literatur, parlamentarische Beredtsamkeit, Archäologie und Sprachstudien. Man sieht, dieses Institut ist eine förmliche Akademie, oder möchte dieß wenigstens seyn. Das Ateneo besitzt eine ausgewählte Bibliothek der modernen Literatur Spaniens und des Auslandes, ein physikalisches Kabinet, eine Mineralien- und Münzsammlung, elegante Lesezimmer, in welchen man außer sämmtlichen in Madrid und den Provinzen erscheinenden Blättern eine Auswahl französischer und englischer Journale trifft.

Wie schon bemerkt, hat Madrid bei weitem weniger Volksthümliches aufzuweisen, als andere Städte Spaniens. Doch fehlt es nicht ganz an Volksfesten, welche das Interesse des Fremden in Anspruch nehmen. Dahin gehört besonders die Feier der Johannisnacht, deren Hauptschauplatz der Prado ist. Sobald es hinlänglich dunkel geworden ist, beginnt man die Bäume mit bunten Lampen zu beleuchten; eine Menge Buden mit Früchten, Konfekt, Getränken und Erfrischungen aller Art, ebenfalls bunt und glänzend erleuchtet, sind längs der Spaziergänge errichtet, und eine unzählige Menge Volks aller Stände wogt unaufhörlich auf und nieder. Den Hauptgang entlang stehen Rohrstühle, deren man sich bedient, um Privatcirkel zu bilden und sich mit Gesellschaftsspielen und Gesang zu unterhalten, während die niedern Volksclassen sich unter den Bäumen umhertreiben und mit Nationalgesang und Tanz belustigen. Ueberall tönen Guitarren, Tambourins und Kastagnetten und bei jedem Schritt trifft man graziöse, den Fandango tanzende Gruppen. Die Tracht der kastilianischen Landleute nähert sich bereits der andalusischen, nur ist sie viel einfacher. Gewöhnlich tragen sie kurze Jacken und bis an die Knie reichende Beinkleider aus dunkelbraunem Tuch, mit blanken Knöpfen besetzt, den breitkrämpigen, aber flachen, niedrigen portugiesischen Hut, die gewöhnlich rothwollene Faja und Kamaschen aus starkem gelbem oder schwarzem Leder.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf deutsche literarische Händel.

(Fortsetzung.)

Eine solche Verflachung des Geschmacks konnte übrigens weder auf einmal, noch auf das bloße Ansehen einiger Individuen entstehen. Sie erzeugte sich vielmehr in einer langen Reihe von Jahren. Friedrich der Große hatte sich von den Huldigungen der deutschen Muse abgewendet, und durch seinen Kaltsinn sah sich Berlin des Vorzugs beraubt, ein Sammel- und Brennpunkt für das deutsche Genie zu werden, welcher mit so eminentem Erfolge dem kleinen Weimar zu Theil ward. Denn wer nicht dort geboren und erzogen war, konnte sich nicht aufgemuntert fühlen, als schöner Geist einen Ort aufzusuchen, wo ein Voltaire sich über die bêtes allemandes moquirte, der deutschen Sappho (so schalt man sie wenigstens damals) zu Aufmunterung ihres Talents drei Thaler geboten, und dem ersten Herausgeber des Nibelungenliedes, als er es dem König dediciren wollte, der Bescheid wurde: „Bleib Er mir mit dem dummen Zeuge vom Leibe!" Dagegen begünstigte Friedrich in seiner Hauptstadt den Anbau der praktischen und Verstandeswissenschaften, für die er die Deutschen geschickter

halten mochte, und unter der Aegide seiner französischen Freigeisterei entwickelte sich jener Berlinischer Aufklärungsgeist, der im Namen des materialsten Alltagsverstandes allem vermeintlich Excentrischen, Phantastischen und Ueberschwänglichen einen Krieg auf Leben und Tod erklärte.

Diese Epoche geht bis zum Jahr 1765 zurück, wo der in einem äußerst zweideutigen Sinne berühmte Buchhändler Nicolai die allgemeine deutsche Bibliothek, den eigentlichen Ursitz und Allarmplatz dieser seichten, genielosen, vornehmthuerischen Aufklärung, gründete. Indem man sich die Miene gab, dem Vorurtheil, der Finsterniß und dem Aberglauben entgegenzutreten, den intoleranten Dogmatismus der Geistlichen zu bekämpfen, den Schulzwang der Scholastik zu beseitigen, die Wissenschaft populär, das Denken zu einem Gemeingut zu machen, ward einer anmaßlichen Absprecherei über Alles und Jedes, mochte es nun einer allgemein faßlichen Erweisbarkeit unterliegen oder ohne wissenschaftlich strenge Grundanschauungen keineswegs zugänglich zu machen seyn, Thor und Thür geöffnet, ein hohles Hin- und Hermeinen an die Stelle des Forschens und Wissens gesezt, die höhere Spekulation als eine Beschäftigung der Schulfüchse und müßigen Köpfen proscribirt, die Religion zu einer polizeidienerischen Vogelscheuche für die Zügellosigkeiten des Pöbels erniedrigt, Poesie und Kunst, inwiefern sie über eine mittelmäßige Fertigkeit zum Zeitvertreibe in den Verdauungsstunden hinausgingen und für sich selbst etwas bedeuten wollten, als eine brodlose Beschäftigung verlacht, die man höchstens reichen und müßigen Leuten verzeihen dürfe.

Der Apostel dieses nichtigen Dünkels, Nicolai, wirkte beinahe ein halbes Jahrhundert lang, fast ohne einen Widerspruch seiner Landsleute zu erfahren, ja von den namhaftesten Gelehrten Berlins unterstüzt. Was Wunder, wenn diese glänzende Stadt während der herrlichsten Periode unserer Literatur oft eine klägliche, ja geradezu lächerliche Rolle gespielt hat! Goethe's Werther trat hervor; die tiefe, innige Empfindung, der in so gefälligen, dem Zeitalter entsprechenden Vorstellungen sich einschmeichelnde Geist eines sentimentalen Enthusiasmus, die natürliche Darstellung riß Alles hin. Von Berlin aus kam der erste, zugleich aber auch der platteste, prosaisch abgeschmackteste Widerspruch, der sich je in ästhetischen Dingen breit gemacht hat, indem Nicolai sein Machwerk ausgehen ließ, betitelt: „Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes."

Nicht minder streng als gegen den poetischen Transscendentalismus, verfuhr der das eingefleischte Menschenwohl repräsentirende Buchhändler gegen den philosophischen. Kant, der jüngste der Titanen, hatte die Felszacken seiner kritischen Vernunft wider den unangetasteten Olymp aller spekulativen Ueberlieferung aufgethürmt und, glücklicher als sein mythologischer Bruder, die sicher schlummernden Autoritäten von ihrem Throne vertrieben. Deutschland jauchzte dem neuen Lichte selbstdenkender Freiheit zu. Nur von Berlin her vernahm man hartnäckig Protest auf Protest wider den freilich verzweifelt schwer klein zu bekommenden Riesen; man konnte nicht begreifen, wie Jemand in Königsberg es wagen mochte, tiefer zu gehen, als man es an der die Hauptstadt bewässernden Spree zu versuchen gewohnt war und in dem Flugsande jenes magern Bodens auch nicht füglich vermochte. Fichte, Kants wunderbarer, tiefsinniger Geistesjünger, erfuhr von nirgendsher starrsinnigere und hämischere Anfechtung, als von dort, wo er in einer veränderten Epoche den Schauplatz seiner höchsten Glorie aufschlagen sollte. Schillers Dichtungen, seine ernst gemeinten philosophischen und ästhetischen Studien, selbst noch sein vom ganzen Vaterlande als ein Meisterwerk begrüßter Wallenstein, wurden von Berlin aus mit den gehässigsten Invektiven, mit den böswilligsten Recensionen empfangen. Es tauchte eine Zeit lang nichts Bedeutendes und Erfreuliches in der Literatur auf, das nicht für diese Berliner Aufklärer ein Stein des Anstoßes geworden wäre. — Berlin hat nicht bloß in der Philosophie, es hat auch in der schönen Kunst sich noch späterhin mehrmals als die Meisterin von Deutschland aufzudrängen versucht.

Es würde eine schale Hohnneckerei seyn und vor einem gesitteten Publikum sich wenig geziemen, wenn man dergleichen Dinge aus müßiger Medisance und bloß um an dem Andenken einer großentheils verschollenen Periode zum Ritter zu werden, vorbringen wollte. Die Blößen irgend eines Verhältnisses aufzudecken kann ein ehrliebender Mann nur dann sich veranlaßt sehen, wenn auf diese Weise falsche Ansichten berichtigt und für die Zukunft eine Lehre gewonnen wird. — Berlin hat seine unläugbaren, seine großen Verdienste um die deutsche Wissenschaft und ist seit der Stiftung seiner Universität in gewissem Sinne ein Hort derselben gewesen; aber das wahrhaft Große, was Berlin im deutschen Geistesleben geleistet hat, ist, nicht durch den Zunftgeist, sondern durch die Kraft der Einzelnen hervorgebracht worden; nicht die Akademie der Wissenschaften, nicht die Universität, nicht die verschiedenen gelehrten Societäten und Vereine haben die großen Namen gemacht, sondern die großen Namen haben diesen Instituten einen Glanz gegeben, und was im bloßen Institutsgeiste geschehen ist, ist jederzeit unzulänglich und gewöhnlich geblieben.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, December.

(Schluß.)

Unsicherheit. — Kirchliche Wirren.

Jezt treibt wieder eine Diebsbande in den Kreisen Strehlen, Münsterberg und Nimtsch ihr Wesen kecker als je. Sie soll nicht weniger als 75 Mitglieder zählen, von denen bereits zehn gefänglich eingebracht wurden. Aus der Hauptstadt Breslau erfährt man durch die Zeitungen allwöchentlich theils kühne, offene Räubereien, theils raffinirte Diebereien, welche Paris und London keine Schande machen würden, und in gewissen entlegenen Stadttheilen zur Winterszeit bedeutend zunehmen. Es sind deßhalb dort für die öffentliche Sicherheit militärische Patrouillen beantragt worden; allein es war, nach der Erklärung des Commandanten, kein disponibles Militär vorhanden, und Rekruten konnten nicht kommandirt werden. Was soll man dazu sagen? Das Militär, dessen Beruf es in Friedenszeit doch offenbar ist, Leben und Eigenthum des Bürgers mit bewaffneter Hand zu schützen, wird unter so bedrohlichen Umständen, wo gewöhnliche Polizei schon lange nicht mehr ausreicht, von seiner gefährlichen Pflicht entbunden, um beim Manöver den künftigen Ruhm Preußens vorzubereiten. Der Bürger und Familienvater dagegen, der seinen Sohn als Rekruten liefert und außerdem für den Unterhalt des Militärs schwer besteuert ist, muß dennoch das Gewehr selbst zur Hand nehmen und gegen Räuber und Mörder in's Feld rücken, um sie von seinem Herde entfernt zu halten und mit Lebensgefahr der Criminaljustiz zu überliefern. So war es bei der Gefangennehmung der berüchtigten Räuber Pfieg und Greinert, so wird den Breslauer Bürgern jezt wieder in ihrem Stadtbereiche die Selbstsorge für ihre Sicherheit gegen das Raubgesindel zugemuthet und nicht gefragt, ob sie dazu taktisch gebildet genug sind, während Rekruten, weil sie angeblich noch nicht gehörig einexercirt sind, nicht zu bloßen Patrouillen gebraucht werden sollen. Es ist in einer unserer Zeitungen ein ernstes öffentliches Wort gegen diese Weigerung gerichtet worden. — Mitten in unsere socialen Uebelstände, aus den allgemeinen gewerblichen Mißverhältnissen hervorgegangen, schweben die kirchlichen Bewegungen des Tages wie sturmgejagte, kämpfende Nebelbilder herein; die materiellen und geistigen Interessen werden auf einem vulkanisch erzitternden Boden verfolgt, und man weiß oft nicht, wie viel man von ihnen mit dem Herzen, wie viel mit dem Kopfe auffassen soll. Der bekannte Brief Johann Ronge's, aus Laurahütte datirt, bringt katholische wie protestantische Köpfe und Federn in große Aufregung, und es ergeben sich dabei sonderbare Wahrzeichen der Zeit. Den Schlesiern muß es z. B. wunderbar erscheinen, daß gerade von Neisse aus dem verketzerten Priester, den man sogar einen modernen Luther nennt, eine Dankadresse für sein Sendschreiben an den Bischof Arnoldi zu Trier von Katholiken zu Theil wurde. In jener alten Bischofsstadt und ihrem Kreise offenbarte sich von jeher der katholische Geist weit mehr, als in dem eigentlichen Bischofssitze Breslau, und am meisten in jüngster Zeit. Die heftigsten kirchlich-literarischen Angriffe waren von dem dortigen Clerus ausgegangen, und man war gewöhnt, Neisse als den eigentlichen Mittelpunkt der schlesisch-katholischen Restaurationsbestrebungen anzusehen. — Den eigentlichen Complex aller Meinungen über den Rongeschen Brief bildeten aber die beiden Breslauer politischen Zeitungen, wiewohl sie dieß merkwürdige Aktenstück unserer Zeit selbst noch nicht gebracht haben. Denn die lokale Censur ist in diesem Punkte rathloser als je geworden und hat nicht nur Ronges Brief, sondern auch das Schreiben des Breslauer Domkapitels an den Bischof Arnoldi zum Theil gestrichen. Nachdem auch die Zeitungen von Berlin und Posen, neben verschiedenen schlesischen Wochenblättern, den Brief mitgetheilt, hat sich die Redaktion der „Breslauer Zeitung" beschwerend an's Obercensurgericht nach Berlin gewandt und sieht dessen Entscheidung entgegen. Ronge selbst, der schon vor mehreren Wochen Laurahütte verließ und sich dann in der Nähe von Oppeln und Neisse aufhielt, befindet sich in diesem Augenblicke in Breslau, wo ihm die Huldigungen Einzelner, wie die Adressen und Geschenke ganzer Corporationen zuströmen. Seit langer Zeit hat in Schlesiens Hauptstadt Niemand so viel persönliches Interesse erregt, wie er. Wunderbares Geschick des Schriftstellers! Vor der Schaustellung des Trierschen Rockes konnte Ronge vielleicht fünfzig Bände voll herrlicher Wahrheiten schreiben, ohne ein Hundertheil der Sympathie für sich zu gewinnen, wie durch jenen kurzen Brief an den Bischof von Trier im rechten Zeitpunkte. — Während des ganzen Jahres schon bestand ein lebhafter theologischer Guerillakrieg zwischen den beiden Hauptconfessionen, worin auf katholischer Seite Professor Dr. Balzer, auf protestantischer Seite der Consistorialrath Falk in Zeitungen und Broschüren den Vorkampf führten. Bei diesen dogmatisch-polemischen Streifzügen hat nun der plötzlich als Erisapfel niederfallende Brief Ronges dem Kriege einen andern Charakter gegeben. Die katholischen Theologen mußten sich auf das eigene Gebiet zurückziehen, um es gegen die revolutionären Bewegungen der Laien, welche ein von Rom abgefallener Priester hervorrief, so gut als möglich zu vertheidigen, und mit den protestantischen geistlichen Gegnern scheint stillschweigend ein Waffenstillstand abgeschlossen. Nur gegen gewisse protestantische Laien, welche über das öffentliche Wort eine Macht ausüben, setzen die Katholiken einen offensiven Grenzkrieg fort. Von ihrem schlesischen Kirchenblatte gehen nämlich beständige Plänkeleien gegen unsere beiden politischen Zeitungen und die „Schlesische Chronik" aus, weil diese, als allgemeine Organe, angeblich das katholische Interesse nicht unparteiisch genug durch die sich aufwerfenden Stimmführer in ihren Spalten vertreten lassen. Die protestantischen Redaktionen der genannten Blätter haben direkt und indirekt diese Angriffe mit der Erklärung zurückgewiesen, daß sie die Rockverehrung und den dadurch hervorgerufenen Rongeschen Brief als ganz unabhängig von dem wahren dogmatisch-katholischen Interesse betrachteten, und diesem mit der Besprechung jener Angelegenheit vom Gesichtspunkte der Vernunft aus unmöglich schaden könnten, daher darin fortfahren würden. — Die katholischen Wirren, welche vornehmlich die Streit- und Anziehungspunkte unserer Tagesgeschichte bilden, scheinen sich nicht so bald lösen zu wollen. Immer bereiten sich neue Adressen an den protestirenden Priester vor, immer mehr katholische Stimmen lassen sich anerkennend für ihn in den öffentlichen Blättern vernehmen. Inzwischen hat die am 17. November in Breslau eröffnete Provinzialsynode auch auf protestantischem Gebiete gleich Anfangs Zerwürfnisse hervorgerufen, welche sehr ernster Art seyn müssen, da Suckow und Krause, zwei angesehene Stimmführer, alsbald daraus geschieden sind. So viel nur ist öffentlich bekannt geworden, sichern Privatnachrichten zufolge aber soll die von dem Generalsuperintendenten Hahn beantragte Einführung der Ohrenbeichte im protestantischen Cultus die Ursache großer Aufregung und Protestation geworden seyn. Hoffentlich wird man bald darüber etwas Näheres vernehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. Januar 1845.

Das Tüchtige, und wenn auch falſch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft iſt,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Goethe.

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſetzung.)

Wie kommen wir aber, indem wir von Tiecks humoriſtiſcher Poeſie zu reden gedenken, auf das Berliner Theater, von da auf die Einſeitigkeiten der dortigen Aufklärung, auf den Zunftgeiſt der Gelehrten, auf die tauſend Albernheiten und Bagatellen, welche ſich, wenn wir uns dem Hange zu Exkurſionen überlaſſen wollten, an eine ſolche Beleuchtung auf das Leichteſte anknüpfen ließen? Wir haben damit eben den Tummelplatz geſchildert, auf welchem gerade ſich der Witz Tiecks in den beiden eminenteſten Hervorbringungen ſeiner jugendlich humoriſtiſchen Muſe bewegt, im geſtiefelten Kater und im weniger gekannten, aber an Geiſt und Laune wohl noch genialeren, in Tendenz und Oekonomie von dem geſtiefelten Kater untrennbaren Prinzen Zerbino. Der erſte hat ſeinen Impuls vom Berliner Theater empfangen, der zweite von dem anmaßlichen, aufſtöreriſchen, Alles nivellirenden und verflachenden Geiſte der Aufklärung, wie er während der neunziger Jahre bei den Berliner Literaten auf ſeiner Höhe ſtand.

Alle komiſche Poeſie iſt parodiſch, d. h. ſie entwickelt ſich nicht aus ſich ſelber, ſondern an den Handhaben, die ihr beſtimmte äußere Veranlaſſungen gewähren; ſie iſt folglich durch und durch eine Gelegenheitspoeſie. Denn aus ſeinem Innern heraus dichtet der Sänger nur Ernſthaftes: ſein Inneres an ſich ſelbſt, in der Harmonie des Gemüthes mit ſich und der Außenwelt, kann ihm nicht lächerlich werden. Erſt wenn er daſſelbe mit dem Aeußerlichen in Widerſpruch findet, vermag ihm die humoriſtiſche Stimmung zu kommen. Daraus folgt, daß der Komiker, um auch bei Zuhörern und Leſern die komiſche Stimmung zu erwecken, ſeinen Gegenſtand, in deſſen Beſonderheit, ſcharf und ſchlagend in den Brennpunkt ſeines lächerlichen Lichtes rücken, und zugleich demſelben einen ſolchen Antheil von allgemeinem Intereſſe zuwenden muß, daß ſolcher auch noch bei veränderten Zeiten und Menſchen nach ſpäten Jahrhunderten, ja Jahrtauſenden (man denke an Ariſtophanes) ſeine komiſche Wirkung behält. Dieß iſt natürlich eine unendlich ſchwerere Aufgabe, als die der ernſthafte Dichter hat, noch in der fernſten Nachwelt empfängliche Seelen durch die Gewalt des einfachen Schönen zu rühren und zu entzücken. Man denke nur einmal, wie viel froſtiger ſchon ein bloß wiedererzählter Spaß gegen einen erlebten herauskommt. Das Element des Scherzes iſt der Augenblick, er will friſch, wie die Auſtern, genoſſen werden. Bei einer Menge der beſten, den Zeitgenoſſen ergötzlichſten Anſpielungen wird es jederzeit, ſelbſt mit den

beſten und authentiſchſten Erklärungen, unmöglich bleiben, den beweglichen Geiſt des Witzes für die Nachgeborenen feſtzuhalten und unverflüchtigt zu überliefern.

Wie hoch haben wir darum Talente zu ſchätzen, welche eben, wie Ariſtophanes, ihrem humoriſtiſchen Muthwillen bei aller Leichtigkeit und Vergänglichkeit des Momentanen, gleichwohl einen ſolchen Gehalt auch des dauerhaft Ergötzenden einzuhauchen gewußt haben, daß wir noch heutzutage dieſe ätheriſchen Schöpfungen als unübertrefflich bewundern und mit Entzücken genießen! Auf welche Weiſe aber gelingt es dem Dichter, ſich dieſer dauernden Wirkſamkeit zu verſichern?

Von der einen Seite kommt es ihm zu Statten, daß der größte Theil der menſchlichen Schwächen Erbtheil der Gattung, nicht bloß Eigenſchaften oder Gewöhnungen des Individuums ſind; daß mindeſtens gewiſſe Fehler und Unarten ſich in den Generationen von Zeit zu Zeit wiederholen, und wenn auch die durch dieſelben gleichſam gezeichneten Exemplare in ihrer Zeit zu den Ausnahmen des Herkömmlichen gehören, wofür man ſie denn mit dem Titel Originale beehrt, doch dieſe Ausnahmen durch die Organiſation der menſchlichen Natur erklärbar werden und mit ihren Abweichungen ſelbſt deren Geſetze beſtätigen. Die Eitelkeit, die Beſchränktheit, die Inkonſequenz, die Aufſchneiderei, die Polterſucht, die Neigung zum Widerſpruch, und was dergleichen Grund- und Stammſünden ſind, kommen in allen Variationen in allen Zeitaltern und allen Himmelsſtrichen vor; der Philiſter von Berlin oder Dresden hat noch genau und unzweifelhaft das allgemeine Gepräge, durch welches ſich der Philiſter von Athen oder Syrakus zum Geſpött ſeiner Zeitgenoſſen machte; im Renommiſten des Plautus treffen wir, der Hauptſache nach, dieſelben Züge wie im Renommiſten von Zachariä. — Allein damit iſt dem komiſchen Dichter nicht durchweg geholfen. Seine eigentliche Kunſt beſteht darin, dieß ihm entgegenkommende Allgemeine und gleichſam Reinmenſchliche zu individualiſiren: er ſoll uns allgemeine Thorheiten, er ſoll die Gebrechen, wie ſie vom Anfange der Dinge her an den Söhnen des Staubes kleben, zur Anſchauung bringen, und dennoch ſoll dieſes Allgemeine die Geſtalt des Beſondern haben; es ſoll uns in Fleiſch und Blut, als gerade dieſes eigenthümliche und kein anderes Leben, entgegentreten. Auch hier fördert ihn Studium der Natur, die Beobachtung der erſcheinenden Menſchenwelt und ihres Verkehrs, Erfahrung, Uebung, Verſatilität auf dem großen Faſtnachtsmarkte der Wirklichkeit.

Die Summe und das Beſte aber bleibt jederzeit das inwohnende Genie; der Schalk muß ihm angeboren ſeyn, das Glücklichſte, was er wirkt, iſt das Impromptu ſeiner gemüthlich waltenden Laune. Ein Naturel, welches von vorn herein das, was ſich im Leben Lächerliches begibt, augenblicklich von der poſſierlichen Seite zu faſſen und in gewandter Mittheilungsgabe feſtzuhalten vermag, trifft durch Inſtinkt, durch einen ſtillwirkenden Takt dasjenige Pikante, was ſowohl augenblicklich unterhalten, als in ſeinem ergötzlichen Widerſpruche auch noch von heitergeſinnten Nachkommen gefühlt werden muß. Ein ſo günſtig ausgerüſtetes Lachgenie iſt Tieck: ſein geſammter Humor trägt den Stempel des Extemporirten, der augenblicklichen Eingebung; er ſtudirt wenig auf die Dummheit und die Gaucherie ſeiner Zeitgenoſſen, ihre Betiſen laufen ihm in die Hände, er hat die erwünſchteſte Stimmung, ſie aufzufangen, und ſie dringen durch alle Ritzen und alle Poren ſeiner fröhlichen Anſchauungsgabe, ſeiner behaglichen Phantaſie, gegeiſtigt, verklärt, zu Ehren, ja zum Triumphe gebracht, hervor.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Madrid bietet fortwährend ein ſehr lebhaftes und buntes Volkstreiben dar, das ſich namentlich auf den Verkaufsplätzen und der Puerta del Sol entwickelt, ſo wie auf dem Prado, wo täglich von fünf Uhr an große Promenade iſt. Bei Einbruch der Nacht zerſtreut ſich die Menge theils in die Theater, theils in die zahlreichen Kaffeehäuſer, wo man ſich über die Neuigkeiten des Tages, namentlich aber über die beliebten Stiergefechte unterhält, deren in Madrid im Sommerhalbjahr wöchentlich eines gehalten wird. Die Plaza de toros, der für dieſe Schauſpiele beſtimmte Circus, liegt außerhalb der Stadt vor der Puerta de Alcala, und iſt ein rundes, völlig ſchmuckloſes, aber geräumiges Gebäude.

Die Neugier, vor Allem aber der Wunſch, das Benehmen des Volks bei dieſen Nationalſpielen zu beobachten, bewog mich, eines Sonntags einer Corrida de toros beizuwohnen. Eine unzählige Menge Menſchen aus allen Ständen ſtrömte dem Circus zu. Obgleich die Preiſe der Plätze ſehr theuer ſind, würde ein Spanier lieber ſein leztes Hemd verkaufen, ehe er ſich dieſes Schauſpiel verſagte. Das Innere des Circus bietet einen überraſchenden, ungemein bunten Anblick dar. Die von hohen Schranken umſchloſſene, geräumige Arena wird zunächſt von einer Maſſe niedrigen Volks in ſeinen maleriſchen Trachten umgeben; dann folgen viele Sitzreihen, meiſt von Männern erfüllt, und oben herum laufen mehrere Reihen Logen, in welchen die ſchöne Welt von Madrid ihre Reize und ihren Staat den Blicken

des Publikums darbietet. Zunächst über den Behältnissen der Stiere befindet sich die Tribüne für den bei den Stiergefechten stets präsidirenden gefe politico und darüber das Orchester. Starke Abtheilungen von Militär sind an verschiedenen Orten aufgestellt.

Zur festgesezten Stunde öffnen sich die Schranken, und eine Abtheilung Lanciers umreitet zuerst die Arena. Diesen folgen zwei Alkaden zu Pferde in altspanischer Tracht mit Federhüten und kurzen schwarzseidenen Mänteln, welchen die Aufsicht während des Kampfes obliegt. Dann kommen sechzehn Picadores zu Pferde in andalusischer Tracht, mit Federhüten und Lanzen, die mit kurzen stumpfen Stahlspitzen versehen sind. Ihnen folgen zu Fuß die in bestimmte Farben gekleideten Quadrillen der Banderilleros in andalusischer Majotracht. Den Zug beschließen vier Espadas oder Matadores in derselben Tracht, mit Schwert und Dolch bewaffnet. Ein ungemein malerischer Aufzug, und der einzige ästhetische Genuß bei diesen grausamen Spielen.

Kaum haben die Kämpfer den Circus verlassen, so wird mit einer Trompete das Zeichen gegeben; die Alkalden flüchten sich im Galopp, die Schranken öffnen sich und der Stier, mit bunten Bändern geschmückt, stürzt in blinder Wuth auf die Arena. Diese Stiere sind meist sehr schöne große Thiere mit furchtbaren Hörnern, und sie werden, um sie in ihrer natürlichen Wildheit zu erhalten, in den Gebirgen an abgesonderten Plätzen aufgezogen. Kaum hat der Stier die Arena betreten, so reiten ihm mehrere Picadores entgegen; der Stier greift aber gewöhnlich nicht eher an, als bis ihn die Banderilleros durch Vorhalten rother, grüner, blauer Tücher, Capas genannt, mehrfach reizen. Dann stürzt sich der Stier auf die Banderilleros, die sich aber gewandt über die Schranken flüchten und das wüthende Thier mit den Picadores allein lassen, welche sich nun einzeln dem Stier gegenüberstellen und ihn durch Vorhalten der Lanzen von Neuem reizen. Da die Stiere stets von der linken Seite angreifen und mit dem linken Horn stoßen, so ist den Pferden das rechte Auge verbunden. Dennoch merken es die armen Thiere, zittern am ganzen Leibe und wollen oft nicht Stand halten. Endlich stürzt sich der Stier auf den Reiter; der Picador sucht den Stoß mit der Lanze zu pariren und das Thier zu verwunden; gewöhnlich aber gelingt es nicht und das Pferd wird ein Opfer der Wuth des Stiers. Empfängt das Pferd den Stoß in die Brust, so stürzt es gewöhnlich sogleich zu Boden, und dann ist der Reiter, kann er nicht schnell genug vom Pferde kommen, großer Gefahr ausgesezt, indem sich der Stier nicht mit einem Stoß begnügt, sondern seine ganze Wuth am gefallenen Pferd ausläßt, ohne die Banderilleros zu beachten, welche ihn vergeblich mit ihren Capas fortzulocken suchen. So geschah es beim Stiergefecht, welchem ich beiwohnte, daß einer der Picadores das Unglück hatte, unter das stürzende Pferd zu gerathen, und in demselben Augenblick von dem wüthenden Stier gespießt wurde. — Häufig aber stößt der Stier dem Pferd das Horn in den Bauch, und dann laufen die unglücklichen Thiere oft noch lange Zeit herum, verlieren die Eingeweide und verwickeln sich mit den Füßen in ihre eigenen Gedärme. Der erste Stier, den ich sah, spießte allein hinter einander zehn Pferde, und eines derselben verlor sämmtliche Eingeweide, ohne zu sterben. Und gerade zu diesen Abscheulichkeiten jubelt das Volk, und die Damen, welche vielleicht bei einem Aderlaß in Ohnmacht fallen, klatschen hier, wo Blut in Strömen vergossen wird, in die Hände, winken mit den Taschentüchern und rufen, wenn die Stiere Pferde und Menschen spießen: „Bravo toro!“ — Scheußlich ist der Anblick, wenn der rasende Stier seine Wuth an den gefallenen Pferden ausläßt. Er zerfleischt sie mit den Hörnern, wirft sie hoch in die Luft und schleift sie mit Blut und Sand bedeckt in der Arena umher, zum großen Ergözen der Zuschauer.

Nachdem dieser Greuel einige Zeit gedauert hat, verlassen die Picadores den Kampfplatz, und es kommen eine Anzahl Banderilleros, von denen jeder zwei Banderillos, kurze, mit bunten Bändern und Gold- und Silberflittern geschmückte Lanzen mit kurzen scharfen Stahlspitzen trägt. Diese greifen den Stier an, und während andere mit den Capas ihn fortwährend reizen, stoßen jene, beim Stier vorüberlaufend, demselben die Banderillos in den Nacken. Das halb zu Tode gehezte, schon durch die Lanzen der Picadores verwundete Thier, welches der feigen Hinterlist und Gewandtheit der Kämpfer nichts als seine rohe Kraft entgegensetzen kann, heult und wimmert vor Schmerz und Wuth, das Maul mit Schaum und den Körper mit Schweiß und Blut bedeckt, scharrt mit den Hufen den Sand auf, und versucht vergeblich, die Banderillos abzuschütteln oder über die Schranken zu springen. Endlich kommt ein Espada, in der linken Hand ein rothes Tuch, in der rechten ein langes starkes Schwert, und greift den Stier, welcher gewöhnlich bereits sehr müde ist und sich niederlegt, um auszuruhen, von vorn an, ihn mit dem Tuche reizend. Sobald der Stier sich auf den Kämpfer stürzt, weicht dieser aus und sucht ihm das Schwert in den Nacken zu stoßen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Januar.

Theater. — Nothstand.

Unsern frühern Elberfelder Bericht begannen wir mit der Bemerkung, daß es im Monat Mai auch bei uns schon

ſey. Jezt, im Januar, würde man ſolches weniger rühmen dürfen, wenn wir nicht endlich das lang Erſehnte, ſchmerzlich Entbehrte, Vielbeſprochene glücklich erreicht hätten. Wir haben nämlich jezt ein Theater, ein Elberfelder Theater. Schon ſeit Anfang Septembers haben wir das Schauſpiel, die Oper ſeit dem Oktober; wir haben ſogar einen dramatiſchen Dichter dazu, nämlich den Autor des Doktor Wespe und des langen Iſrael, Roderich Benedix, der für Herrn Spielberger die Leitung der Geſchäfte bei unſerer Bühne übernommen hat. Was wollen wir mehr? In der That, nichts weiter; wir ſind vergnügt und ſehr genügſam. Die Logen ſind alle vermiethet und folglich auch meiſtens beſezt; denn erſtens gibt ein Elberfelder nicht gerne ſein Geld umſonſt aus, und zweitens iſt man im Theater ja nicht bloß um zu ſehen, ſondern auch um ſich ſehen zu laſſen. Mit dem Sehen iſt es freilich eine eigene Sache; trotz aller Gaslampen ſieht man auf vielen Plätzen von der Bühne gar nichts, auf andern erblickt man den Schauſpieler im Bruſtbilde oder als Kniestück, ſo ſchön und zweckmäßig iſt unſer Theater gebaut. Der geniale Baumeiſter hat aber auch auf Koſten der Aktionäre vorher verſchiedene Reiſen gemacht und die größten Theater Deutſchlands ſich zum Muſter genommen. Doch es iſt Zeit, „zu einem mehr geſezten Ton“ zu kommen. Das Theater hat bis jezt unſern Erwartungen durchaus nicht entſprochen, ſo wenig was das Repertoire, als was die Leiſtungen der Mitwirkenden anbelangt. Namentlich im Schauſpiel ſind wir ſchlecht berathen; eine Maſſe leichter, ſeichter Stücke iſt über die Bühne gegangen, ſo ziemlich ohne beſondern Anſtoß; die wenigen dramatiſchen Meiſterwerke aber, die wir zu ſehen bekamen, gingen nicht über die Bühne, ſie hinkten und ſtelperten ſammt und ſonders ſo, daß Einem angſt und bange dabei wurde. Die Oper läßt auch Vieles zu wünſchen übrig. In wie fern es Benedix, als dem Leiter der Bühne, zur Laſt fällt, daß unſer Theater nicht beſſer beſtellt iſt, wollen wir nicht entſcheiden; die Verhältniſſe mögen ihm wohl die Hände binden und ihm manches unüberſteigliche Hinderniß in den Weg ſtellen. Wir glauben wenigſtens, daß er den redlichſten Willen hat, Beſſeres zu bieten, als er uns bis jezt vorgeführt, aber auch, daß er nicht die Energie beſizt, die eine ſolche Stellung erfordert. Das war unter Immermann ganz anders: ſeine ſchroffe Perſönlichkeit, ſein eiſerner Charakter trugen ganz gewiß eben ſo viel bei zum Gelingen der Darſtellungen, als ſeine hohen geiſtigen Eigenſchaften. Benedix ſcheint eine biedere rheiniſche Natur, offen und ohne Arg, ein Mann, dem Niemand übel wollen kann. Seine Stücke machen ſämmtlich keine großen Anſprüche, ſie entſprechen aber den Anforderungen, die man an ein unterhaltendes Luſtſpiel leichten Schlages zu machen gewohnt iſt, namentlich ſein Doktor Wespe, der ja auch allgemein in Deutſchland für ein Kaſſenſtück gegolten hat und noch gilt, ſeinem Verfaſſer aber, trotz Tantièmen und Honorar, im Ganzen bis jezt kaum 500 Thaler eingebracht haben ſoll. Das ganze deutſche Theaterweſen iſt und bleibt eine Miſere, und wann es beſſer werden ſoll, wiſſen die Götter. Eine durchgreifende Reform iſt vonnöthen, das weiß Jedermann; ebenſo weiß man aber, daß die Möglichkeit einer ſolchen mit all unſern Zeitverhältniſſen auf das Engſte zuſammenhängt, und daß nur dann davon die Rede ſeyn kann, wenn wir dieß und das und noch etwas erreicht haben werden, wovon uns einſtweilen nur noch leiſe zu flüſtern erlaubt iſt.

Wenn man die Bewegungen der Zeit in's Auge faßt, namentlich aber wenn man den immer ſchwerer werdenden materiellen Kampf in der Nähe anſieht, wozu ſich beſonders auch in unſerer Gegend häufige Gelegenheit bietet, ſo will Einem das heutige Theater vollends ein Poſſenſpiel bedünken. „Panem et circenses“ riefen die Römer; das Brod ging ſelbſt bei ihnen billigerweiſe voran, und was uns Deutſche anbelangt, ſo haben wir heutiges Tages mehr als jemals Urſache, erſt vom Brod und dann vom Theater zu reden. Die Noth iſt wahrlich nicht bloß in Schleſien zu Hauſe. Wer das Elend kennen lernen will, der findet auch in unſerem geſegneten Wupperthale ſattſam Gelegenheit dazu. Es gibt bei uns Fabrikarbeiter, die im eigentlichen Sinne des Worts kaum Brod zu eſſen haben, und es ſind Fälle vorgekommen, daß drei Familienväter gemeinſchaftlich einen einzigen Rock beſaßen, den jedesmal Einer anzog, wenn er ausgehen mußte, um die gefertigte Waare zur Liefertammer ſeines Brodherrn zu tragen. Gewöhnlich heißt es zwar, ſolche Leute haben ihre Noth ſelbſt verſchuldet, ſie ſeyen Säufer, leben unordentlich, haben keine Arbeitsluſt u. ſ. w. Das mag mitunter wahr ſeyn; meiſtens aber hat man ſehr Unrecht, mit ſolchen phariſäiſchen Phraſen die ſchreienden Mißſtände überdecken zu wollen. Es kann uns nicht einfallen, zu behaupten, das Uebel liege einzig und allein an den Brodgebern, den Fabrikherren, und nur von dieſen hänge es ab, durch Erhöhung der Löhne u. ſ. w. demſelben zu ſteuern. Hie und da freilich iſt dieß allerdings der Fall, und man erzählt ſich Aeußerungen etlicher dieſer Herren, wonach man glauben ſollte, der Goldſtaub habe ihnen Augen und Ohren verkleiſtert und ſie taub und blind gemacht für die Bedürfniſſe ihrer Mitmenſchen, oder ſie trügen an der Stelle des Herzens eine Bandmuſterkarte in der Bruſt. So ſoll es ſchon vorgekommen ſeyn, daß auf die Klagen der Arbeiter, ſie könnten kaum mehr das Salz verdienen, ihnen die Antwort wurde: Kartoffeln und Brod ließen ſich auch ohne Salz eſſen und verdauen. Wie geſagt, ſind wir weit entfernt, nach dergleichen Einzelfällen der Rohheit und Unmenſchlichkeit die Wuppertaler Fabrikherren im Allgemeinen zu beurtheilen; im Gegentheil wiſſen wir, daß mancher humane Mann unter ihnen iſt, und daß im Allgemeinen hier die Arbeitslöhne höher geſtellt ſind als in den meiſten andern Gegenden, wogegen denn freilich auch alle Lebensbedürfniſſe hier ſehr theuer ſind. Der Grund des großen Uebels iſt tiefer zu ſuchen, und es leuchtet unſchwer ein, daß eine dauernde Verbeſſerung des Looſes der Proletarier nicht denkbar iſt ohne durchgreifende Reformirung unſerer ſämmtlichen geſellſchaftlichen Zuſtände. Es iſt hier nicht der Ort, auf dieſes Thema näher einzugehen, nur eine vox populi erlaube man uns anzuführen, die wir kürzlich zu vernehmen Gelegenheit hatten. „Wender Stoot, wearder Soot!“ d. h. minder Staat, mehr Saat, oder: weniger Luxus, mehr Ackerbau, rief ein alter Bauer aus, als man ihn in einer Geſellſchaft halb ſpöttiſch fragte, wie er wohl meine, daß der Welt zu helfen ſey, und ſeine Antwort ſcheint uns in der That viel zu ſagen. Bei dieſem Anlaß können wir nicht umhin, noch eines im Verlage von J. Bädeker hier kürzlich erſchienenen Werkchens zu erwähnen, das die ſocialen Mißſtände kurz und faßlich beſpricht und manche treffende Bemerkung, manchen beherzigenswerthen Vorſchlag enthält. Sein Titel iſt: „Bemerkungen über die Hinderniſſe der Civiliſation und Emancipation der untern Volksklaſſen,“ und der Verfaſſer iſt Friedrich Harkort, ein geachteter Fabrikbeſizer in Wetter an der Ruhr, deſſen klaren Geiſt und biedere, ächt humane Geſinnung wir allen ſeinen Standesgenoſſen von Herzen wünſchen möchten.

(Fortſezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 20. Januar 1845.

Such the ungentle sport that oft invites
The Spanish maid, and cheers the Spanish swain.
Nurtured in blood betimes, his heart deligths
In vengeance, gloating on another's pain.

Byron.

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Nach mehreren Verſuchen gelingt es, der Stier läuft noch eine Strecke, bleibt dann ſtehen und ſinkt lautlos zuſammen, worauf unter dem Beifallsgeſchrei des Volks ein Matador mit dem Dolch ihm den lezten Gnadenſtoß gibt. Hierauf werden drei prächtig geſchirrte Maulthiere hereingeführt, welche die gefallenen Pferde und den Stier unter dem Jubel des Volks und dem Schmettern der Trompeten im Galopp zur Arena hinausſchleppen.

Jeden Sonntag Nachmittag werden auf dieſe Weiſe ſechs Stiere und eine zahlloſe Menge von Pferden geſchlachtet. Man ſollte kaum glauben, daß man ſich in einem civiliſirten Lande befinde, beſonders wenn dergleichen Gefechte zur Verherrlichung kirchlicher Feſte, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau gefeiert werden, wie dieß in Andaluſien nur zu häufig der Fall iſt. Das nennt man in Spanien Religion. — Als ich meine Meinung gegen einen neben mir ſitzenden Spanier, der den höhern Ständen anzugehören ſchien, ausſprach, antwortete er mir lachend: „Ach, Sie haben keinen Geſchmack; wenn Sie erſt mehrere Stiergefechte geſehen haben, werden Sie dieſes Schauſpiel allen übrigen vorziehen.“ Ich bin auch überzeugt, daß das Volk in offenen Aufſtand ausbrechen würde, wenn man die Stiergefechte verböte. Will oder muß man aber dieſe blutigen Schauſpiele geſtatten, ſo feire man die Stiergefechte wie im Mittelalter, wo die Ritter, nicht jene Heſe des Volks, der die jetzigen Kämpfer angehören, mit Schwert und Lanze den Stier angriffen, begehe aber keine ſo abſcheulichen Grauſamkeiten, wie ſie in jeder Corrida de toros vorkommen. Oft, wenn die Stiere keine Luſt haben, anzugreifen, werden Hunde auf ſie gehezt, und fruchtet auch dieß nicht, ſo ſtößt man ihnen mit Feuerwerk gefüllte Banderillos brennend in den Nacken. — Ich für meinen Theil halte die Stiergefechte für eine der Hauptquellen der Grauſamkeit des ſpaniſchen Charakters, wie ſie ſich ſo oft in den Bürgerkriegen gezeigt hat. Man gewöhnt das ohnehin heißblütige Volk abſichtlich an das Blutvergießen.

Unter den zahlreichen Sitios reales, an denen kein anderer Herrſcher Europas ſo reich iſt, wie die Könige von Spanien, iſt der Escorial ohne Zweifel der bedeutendſte. Dieſen koloſſalen Kloſterpalaſt, den verkörperten Gedanke eines fanatiſchen und tyranniſchen Königs zu ſehen, war ſeit Jahren mein heißer Wunſch geweſen. — Am 29. Juni fuhr ich mit der diligencia del Escorial, die im Sommer täglich dahin abgeht, nach dieſer ſieben

Leguas nordwestlich von Madrid am Fuße der Sierra de Guadarrama gelegenen königlichen Besitzung. Der Weg ist nicht unangenehm, obgleich er über eine kahle Hochebene führt, und nachdem man auf eine, mit der erwähnten Sierra parallel laufende Granithügelkette gelangt ist, erblickt man ein weites, anmuthiges, mit Gebüsch erfülltes Thal und gegenüber die steil emporsteigende romantische Guadarrama, an deren Fuß das Städtchen Escorial und links davon das gewaltige Kloster und die dazu gehörigen Paläste von San Lorenzo liegen. Gewöhnlich gibt man beiden den Namen el Escorial, eigentlich aber heißt nur der Ort so.

Der Klosterpalast von S. Lorenzo, zu welchem man durch einen anmuthigen Park gelangt, wurde von Philipp II. im Jahr 1557 begonnen, welcher dadurch sein in der Schlacht von St. Quentin gethanes Gelübde löste. Der Grundriß hat die Form eines Rostes, Anspielung auf den Märtyrertod des heil. Lorenzo. Das ganze, ein rechtwinkliges Viereck darstellende Gebäude ist massiv von Granit erbaut und wegen seiner Großartigkeit und Pracht von den Spaniern das achte Weltwunder genannt. Das Kloster selbst hat neun Thürme; der mittelste ist von bedeutender Höhe, mit einer prachtvollen, kolossalen, über dem Hochaltar der Kirche befindlichen granitenen Kuppel. Diese Thürme schließen 51 Glocken ein. Das Gebäude enthält 16 Höfe, 5 Refektorien, eine Unzahl von Fontainen und mehr als 10,000 Fenster. — Oestlich vom Kloster, am Eingang des Orts, liegt der unvollendete Palast des Prätendenten Don Carlos; dem Kloster gegenüber, durch einen großen, regelmäßigen Platz von ihm getrennt, der königliche Palast nebst den dazu gehörigen Gebäuden, alles von Granit gebaut. Durch den Haupteingang des Klosters, welches in einfachem dorischem Styl erbaut ist, tritt man in einen großen viereckigen Hof, den Patio de los Reyes, so genannt nach den die Hauptfaçade der Kirche schmückenden 15 Fuß hohen Granitstatuen von David, Salomo, Ezechias, Josias, Josaphat und Manasses. Die Kirche selbst, durch zwei Reihen kolossaler Granitpfeiler in drei Schiffe getheilt und mit weißem und schwarzem Marmor getäfelt, ist 230 Fuß lang und 136 Fuß breit und enthält außer dem Hochaltare 48 Seitenaltäre. Dem Hochaltar gegenüber, wo ehedem eine Bildsäule des heiligen Lorenzo aus massivem Silber von 18 Aroben (450 Pfund) Gewicht stand, die aber längst einer hölzernen Statue Platz gemacht hat, befindet sich über dem Eingange eine Empore mit den aus Nußbaum- und Mahagoniholz gearbeiteten Stühlen für die Mönche und ein grandioses Gestell für die Chorbücher von Bronce, welches sich trotz seines enormen Gewichtes von 5000 Pfund sehr leicht drehen läßt. Die majestätische Kuppel über dem Hochaltar, so wie die kleineren über den Seitenkapellen und das Gewölbe über der erwähnten Empore sind mit prachtvollen Freskogemälden von Pelegrini, Carducho, Jordan u. a. geschmückt, und die Kapellen, Sakristeien und Refektorien enthielten einst zahllose kostbare Gemälde, die sich gegenwärtig größtentheils im königlichen Museum zu Madrid befinden. In der Höhe des Gewölbes läuft um die ganze Kirche herum ein in der granitenen Mauer gewölbter Corridor, in welchem man sich von der kolossalen Größe der beiden über dem Hochaltar befindlichen Engel überzeugen kann, welche, von unten gesehen, sich wie Kinder ausnehmen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke auf deutsche literarische Händel.

(Fortsetzung.)

Was aber nun diesen eminenten Effekt des ächten Humors, was die Wirkung komischer Poesie überhaupt erhebt, adelt und selbst einem flüchtigen Einfalle den Werth mittheilt, durch den Griffel der Erinnerung weiter geleitet zu werden, das ist die Empfindung, die uns der Dichter gibt, daß er in den Tiefen seiner Seele mehr als ein bloßer Spaßmacher sey. Nur der hat das Recht, sich spottend über das Leben zu stellen, der dessen Ernst zu würdigen versteht und davon durchdrungen ist. Aristophanes würde mit seiner proteischen Drolligkeit, seiner schalkhaften Lachlust, seinem verwegenen Muthwillen nicht jene mächtige Herrschaft über unsere Stimmung gewinnen, wenn nicht durch diese tausend Späße von Zeit zu Zeit jene Erhabenheit der Gesinnung hindurchbräche, welche uns den großartigen Denker und Weltkenner, den Freund strenger Sitte, den patriotischen, es mit seines Volkes Besten ernst und redlich meinenden Bürger verräth. Der Ernst ist der feste, sichere Fels auf dem Meere des Lebens; der Scherz ist die bewegliche, schmeichelnde, aber trügerische Woge, die ihn umplätschert. Wo der Scherz gehaltvoll wirken soll, muß auch der Ernst im Hintergrunde poetisch belebt werden. Denn was den Scherz, als die Versinnlichung des Verkehrten und Ungehörigen, überhaupt erst zulässig macht und rechtfertigt, ist die Erkenntniß eines idealen Gehörigen und Rechten. Diese muß uns der Dichter, wenn auch nicht ausdrücklich, doch hindeutend und voraussetzend gegenwärtig erhalten, und damit er dieß vermöge, muß natürlich diese Erkenntniß in ihm selber auf's Gründlichste und Vollständigste wo nicht entwickelt, doch durch Geniusgabe vorhanden seyn. Deßwegen kann kein komischer Dichter bedeutend erscheinen, ohne eine innige,

reiche, das Schöne ganz und vollkommen empfindende Seele zu beſitzen und damit unmittelbar (denn das Höchſte läßt ſich nicht lernen) auf der Höhe der Bildung zu ſtehen.

Von dieſer Seite zeigt ſich die dichteriſche Befähigung Tiecks auf's Neue in einem höchſt vortheilhaften und glänzenden Lichte. Kein Dichter hat vielleicht das Naturleben der leiſen, heimlichen, zarten Gefühle eines reinen, unſchuldvollen Menſchengemüths, jenes geheimnißvolle Spiel der allgemeinen, das Sinnenleben beherrſchenden Triebe mit dem erſten Erwachen des Bewußtſeyns, jenen Kampf der Naivetät mit der Leidenſchaft, aus dem das erſte Irrewerden des Menſchen an ſich ſelbſt und ſein Verlangen, mit der Natur Eins zu ſeyn, ſich zu ihr vor ſich ſelber zu flüchten, ihr ſeine Leiden und Nöthen zu klagen, hervorgeht, durch eine tiefe Sympathie mit dem Leben des Alls, durch den glücklichſten Inſtinkt ſo in ſeiner Gewalt als eben Tieck. Daher ſeine wunderbare, zauberhafte Kunſt, uns die Natur zu begeiſten, ſie von dem Banne ihrer Erſtarrung und ihres Scheintodes zu löſen, ihr Empfindung, Mitgefühl, Sprache und Melodie zu geben, wie es, gleich den Tönen alter Sagen und Zaubermährchen, z. B. im Zerbino, hereinklingt, wo dieſe luftigen, elfenhaften Stimmen zu dem thieriſchen Materialismus des Bedienten Neſtor einen Gegenſatz der unvergleichlichſten Wirkung bilden.

In der dramatiſchen Komik hat die Porträtirung ganzer Individuen des wirklichen Lebens dem Dichter zu allen Zeiten einen effektvollen Vorſchub geleiſtet; denn die Natur in ihrer ſcheinbaren Unabſichtlichkeit bildet oft, Vollkommenes wie Entgegengeſetztes, in einem ſo hervorſtechenden Sinne bündig und muſterhaft, daß die beſonnenſte Kunſt nichts Triftigeres thun kann, als das ihr ſo Gegebene ſich anzueignen. Von dieſem Kopiren des Weſens bis zu Namhaftmachung der Perſonen iſt nur Ein Schritt. Die attiſche Bühne hat ſich dieſer Freiheit nach dem weiteſten Maßſtabe bedient; ſie hat hervorſtechende und gewöhnliche, vornehme und geringe Individuen, Staatsmänner und Feldherrn, Dichter und Weltweiſe aus den Zeitgenoſſen ohne Weiteres herausgehoben und nicht nur mit den angeborenen Mängeln und Lächerlichkeiten, ſondern ſelbſt mit in der tollſten Uebertriebenheit angedichteten, namentlich und ohne alle Bemäntelung auf die Bühne gebracht. Wer den Umſtand, daß Tieck jene kühne Freiheit des Alterthums in Betreff einiger notoriſchen Perſönlichkeiten beibehalten, als eine nicht zu geſtattende Licenz anſehen wollte, dem dürfte man zu bedenken geben, daß, wo eine deutliche und für die Gleichzeitigen unverkennbare Nachbildung überhaupt vorwaltet, die Hinzufügung oder Hinweglaſſung des Namens an ſich ſelbſt wenig verſchlägt; im Uebrigen aber, ſo lange dieſe namentliche Aufführung ſich lediglich auf Unſchicklichkeiten und Verſtöße in der Lebenspraxis, nicht auf ſittliche Gebrechen bezieht, dieſelbe wohl kühn und ungewöhnlich, keineswegs aber gehäſſig oder ehrenrührig gefunden werden kann. In Betreff literariſcher Sonderbarkeiten und übler Angewöhnungen kann man ſie namentlich in die Reihe der kritiſchen Beleuchtungen durch Recenſionen ſtellen, dergleichen Jedermann ſich muß gefallen laſſen. Die dramatiſche Form freilich gibt einer ſolchen Art von Kritik einen poſitiveren Charakter; ſie hebt aber auch durch den humoriſtiſchen Muthwillen, der ſogleich darlegt, daß es nur ſcherzweiſe gemeint ſey, das allenfalls Anzügliche von ſelbſt wieder auf.

Die Griechen bedienten ſich ihrer Bühne ſogar zur Brandmarkung und Entlarvung entſchiedener Böſewichter, die ſie ſchonungslos einführte. Wenn unſere Dichtkunſt, der größeren Milde in allen modernen Verhältniſſen eingedenk, ſich einer ſolchen ſittlichen Cenſur beſtimmter Namen mit Recht enthält, ſo iſt ihr wenigſtens jene harmloſere Rüge des literariſch Lächerlichen nicht zu mißgönnen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahr. — Opernball. — Felicien David.

Um den Jahreswechſel kommt immer in den Handel mit Luxuswaaren ein ungewöhnlicher Schwung, und die Läden ſind noch weit glänzender und verführeriſcher ausgeſtattet als ſonſt. Da es einmal franzöſiſche Sitte iſt, daß Eltern und Kinder, Verliebte und Bekannte einander, ja ſogar Clienten ihre Patrone beſchenken, wenn letztere nicht zu hoch geſtellt ſind, ſo ergibt ſich daraus ein ſehr bedeutender Abſatz in allen ſich zu Geſchenken eignenden Artikeln. Um dieſe Zeit häufen ſich auch die Ankündigungen und Anzeigen außerordentlich, die geachtetſten Tageblätter bringen lobende Artikel über die berühmteſten Kaufläden, und bekannte Schriftſteller, Jules Janin unter andern, halten es nicht unter ihrer Würde, mit marktſchreieriſcher Lobhudelei Bilderbücher, Naſchwaaren und dergleichen anzupreiſen, und das können ſie um ſo beſſer, da ſie alle dieſe Waaren, welche ihnen zugeſandt werden, durchgekoſtet haben. Um dieſe Zeit herrſcht der Handelsgeiſt uneingeſchränkt; die Polizei erlaubt einer Menge wandernder Krämer, ihre auf Räder geſtellten Boutiken unter freiem Himmel aufzuſtellen, und dadurch auf den öffentlichen Plätzen die immer herrſchende Verwirrung noch zu vermehren. Um Neujahr iſt Jedermann entweder freigebig, oder bettelt ſelbſt um Etrennes. Dieſe ungewöhnliche Bewegung dauert ungefähr vierzehn Tage, eine Woche vor und eine Woche nach dem Neujahrstage. Erſt nach dieſer Friſt tritt Paris wieder in ſein altes Geleiſe und nimmt ſeine alte Phyſiognomie an. Der Buchhandel hatte eine Menge

Prachtausgaben zur Schau gestellt. Während einerseits Hunderte von wohlfeilen Drucken erscheinen, wird andererseits der Luxus durch prachtvolle Ausgaben und durch kostbare Einbände befriedigt. Als die Lithographie aufkam, fürchtete man, es sey um die Kupferstecherkunst geschehen, und die Kupferstecher würden verhungern müssen. Der Luxus hat aber bald die Lithographie in Büchern verschmäht und den ärmern Klassen überlassen; er verlangt Kupfer- und Stahlstiche, und zwar sehr feine, wozu England die Muster geliefert hat. Jezt hat Frankreich wieder eine Menge Kupferstecher, und sie haben weit mehr zu thun als sonst. Lithographie und Holzschneidekunst sind aber deßhalb nicht untergegangen; die sogenannte Illustration nimmt diese beiden Künste fortwährend in Anspruch. Auch mehrere Zeitschriften und nichtpolitische Tageblätter bedienen sich derselben, und ein sehr elegantes Blatt führt den Titel „Illustration," weil es eine Masse von Bildern gibt. Das Blatt l'Artiste hat zwar nicht so viele Bilder, gibt jenem aber an Eleganz wenig nach. Ein drittes Blatt, unter dem Namen la France élégante, hat mit dem neuen Jahre begonnen, wird jedoch Mühe haben, seinen ältern Brüdern, welche mit Recht auf Eleganz und Luxus Anspruch machen, den Rang abzulaufen. — Kurz vor Ende des verflossenen Jahres haben die Operubälle begonnen, welche immer noch unter den Theaterbällen und überhaupt unter allen öffentlichen Bällen die ersten sind, weil sie am meisten kosten. Deßhalb geht es aber auf denselben keineswegs vornehm her. Die Gesellschaft ist sehr gemischt; Frauenzimmer von zweideutigem Ruf finden sich in Menge ein; da jedoch alle Damen den Domino tragen oder sonst verkleidet sind, so läßt sich die Grisette von der Frau eines Staatsraths nicht unterscheiden, und somit herrscht völlige Gleichheit auf dem Opernballe. Musard ist noch immer der Führer des Tanzorchesters und besizt die Gabe, die jungen Leute durch seine Tanzmusik ganz besonders zu beleben, ja zu begeistern. Zuweilen erzeigen sie ihm die drolligte Ehre, daß sie ihn im Tanzsaale umhertragen. Die Polka hat ihre Zugkraft für die Pariser Tänzer noch nicht verloren; man hat ihr aber ein französisches Ansehen gegeben und sie ist eine Art Hüpfer oder Walzer geworden. Die Mazurka, durch welche die vornehme Welt die Polka verdrängen wollte, ist nicht so populär geworden. — Felicien David, der plözlich aufgetauchte Componist, von dem ich neulich gesprochen habe und welcher in einigen Tageblättern als ein wahres Genie hoch gepriesen wird, hat am vorigen Sonntag seine Wüste abermals aufführen lassen, und zwar dießmal im Foyer der italienischen Oper. Man hatte die arabischen Häuptlinge, welche die französische Regierung aus Algier nach Frankreich kommen ließ, um ihnen die europäische Bildung in ihrem vollen Glanze zu zeigen, dazu eingeladen, da es sich hier um die Darstellung ihnen geläufiger Auftritte handelte. Ich weiß nicht, ob sie an der musikalischen Composition viel Geschmack gefunden haben; aber überrascht zeigten sie sich, als sie das wohl bekannte Geschrei des zum Gebet einladenden Muezzin auf dem Minaret der Moschee hier hörten. Dieß mußte ihnen großes Vergnügen machen, wie Alles, was den Menschen lebhaft an sein entferntes Vaterland erinnert. Den europäischen Zuhörern gefiel Davids musikalische Darstellung ausnehmend wohl. Sonderbar mochte auf jene Algierer der Contrast wirken, als sie die üppige morgenländische Natur in einem von Frost erstarrten Lande schildern hörten. Diese Kinder Afrikas, sowie die hier versammelten egyptischen Studenten sind vom Froste so plözlich überfallen worden, daß sie sich kaum von ihrem Erstaunen erholen konnten, und sich so dicht als möglich einhüllen mußten, um der Wirkung eines solchen Klimas zu widerstehen.

(Fortsezung folgt.)

Elberfeld, Januar.

(Fortsezung.)

Vereine.

Nicht vergessen dürfen wir zu erwähnen, daß Elberfeld neuerlich doch auch bewiesen hat, wie es wohl fühlt, daß etwas geschehen müsse, um dem Umsichgreifen des Pauperismus und was damit zusammenhängt von Grund aus entgegen zu wirken. Man hat nämlich auch hier einen Verein für Volksbildung zu stiften gesucht. Das Interesse dafür und die Theilnahme daran war groß, und mehr als einmal war der neue große Rathhaussaal zu klein, die Menge der das Volk bilden wollender Elberfelder Bürger zu fassen. Was geschah aber? Gleich Anfangs entstanden Zwistigkeiten der Art, daß eine förmliche Spaltung in zwei Parteien und später in zwei verschiedene Vereine erfolgte. Es handelte sich nämlich um die Grundlage, die für die Volksfortbildung anzunehmen und im Statut festzustellen sey. Die Einen wollten es klar und deutlich ausgesprochen wissen, daß man vor Allem die christliche Religion, die Bibel, als Grundlage jeglicher Fortbildung anerkenne; die Andern wollten von dieser Basis nichts wissen, wenigstens sie nicht förmlich im Statut ausgesprochen haben. So trat denn nach heftigen Debatten eine förmliche Spaltung ein. Die Biblischen schaarten sich um die Prediger, während an die Spize der Rationalen ein angesehener Kaufmann trat. Natürlich hielt nun jede Partie ihre Versammlungen besonders. Donnernde Reden wurden gehalten, hier wie dort, und der Applaus und die Aufregung waren etliche male so stark, daß die schwere, neue Saaldecke darob erschrack und eine Quantität Sand und Mörtel auf die Häupter der Anwesenden herabfallen ließ. Beide Vereine haben nun ihre Statuten festgestellt und der Regierung zur Genehmigung vorgelegt; das Ende vom Liede wird wohl seyn, daß man höhern Orts ihre Versöhnung und Vereinigung zur Bedingung der Bestätigung macht. — Die sonstigen wohlthätigen Vereine unserer Stadt, als da sind: Mäßigkeits-, Gustav-Adolphs-, Jünglings-, Jungfrauen-Verein ꝛc. gehen ihren ungestörten Gang. Ohne Debatten geht es in denselben übrigens auch nicht ab, trozdem daß hier keine verschiedenen Elemente herrschen, sondern einzig und allein das christlich-biblische. So soll im Mäßigkeitsverein jüngst eine heftige Fehde zwischen zwei Pastoren ausgebrochen seyn, und zwar bloß deßwegen, weil der Eine gern eine Art Pudding mit Rumsauce ißt, der Andere nicht. Lezterer, Pastor X., behauptete, das genannte Gericht sey nothwendig jedem Mitglied des Vereins versagt, weil Weingeist von jedem Mäßigen geflohen werden müsse, unter welcher Gestalt er auch immer erscheinen möge. Pastor Z., der Vertheidiger des Puddings, fand dieß kleinlich und opponirte heftig; der Streit wollte nicht enden, und man mußte die Sizung vertagen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 21. Januar 1845.

— Du hörteſt dich gerne verſpottet,
Hörteſt du dich nur genannt.

Xenien
von Schiller und Goethe.

O die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Schiller.

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſetzung.)

Der Verdruß, den ein ſo unverholen Bezeichneter über die Schauſtellung ſeines Ichs empfinden kann, wird einigermaßen durch die Genugthuung aufgewogen, daß denn doch ſolch eine Erhebung zu einem komiſchen Gattungsbegriffe nur ein in ſeiner Art bedeutendes Individuum treffen kann, bei dem es auch der Mühe werth iſt, deſſen Namen zu nennen; da denn ſicherlich die zur Schau geſtellte Blöße durch anderweitiges Verdienſt reichlich bedeckt wird. Ja, da die Welt durch Eitelkeiten beherrſcht wird, ſo haben die Meiſten weniger Sorge darüber, wie ſie ihren Mitmenſchen in's Gedächtniß kommen, als daß ſie nur überhaupt in daſſelbe kommen und den Leumund beſchäftigen mögen. Böttiger mindeſtens, welchen Tieck in den geſtiefelten Kater ſo ungenirt eingeführt hat, beſaß eine ſo maßloſe Sucht nach Celebrität, daß ihm die Beſchaffenheit derſelben ziemlich gleichgültig war. Wie aber jene namentliche Durchziehung Böttigers im geſtiefelten Kater gekommen, haben wir jezt zu zeigen.

Das ganze Stück iſt zur Parodirung des deutſchen Theaterweſens geſchrieben, wie ſich daſſelbe von Berlin her, nach dem, was bereits angemerkt wurde, bei der ſichtbarſten Richtung zum Unpoetiſchen und Trivialen, gleichwohl das Anſehen eines hohen und nationalen Bildungsinſtituts gab. Iffl ands Familienſtücke dominirten die Bühne, Kotzebues charakterloſe Liebeständeleien und frivole Häuslichkeitsintriguen hatten die Herzen beſtochen. Es war jener Zuſtand, welchen Schiller in den Xenien mit den bekannten, höchſt genialen und auch in deſſen Gedichten unter dem Titel Parodie abgedruckten Verſen:

„Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles u. ſ. w."

ſo treffend beleuchtet hat.

Eine ſo fade und hausbackene Bühnenpoeſie ſuchte nun eben der damals ſo hoch gefeierte Iffland durch ſeine perſönlichen Darſtellungen als Schauſpieler noch leibhafter und eindringlicher zu machen. Da ihm die Natur ein ſtarkes und umfaſſendes Organ verſagt hatte und ſeine natürlichen Bühnenmittel überhaupt mäßig waren, ſo ſah er ſich genöthigt, dieſe Mängel durch eifrige Studien und die äußerſte Ueberlegung in ſeinem Spiele zu erſetzen. Wer ihn noch geſehen hat, wird immer geſtehen müſſen, daß er auch ſo ſtets eine höchſt glänzende, lehrreiche, impoſante Bühnenerſcheinung war und ſein Name mit dem Andenken unſerer beſſern, leider nun hingeſchwundenen Schauſpielperiode unverwelklich verknüpft bleiben wird. Allein während ſeines Lebens hatte

er eine zahlreiche Partei gegen sich, und vornehmlich so lange Fleck lebte, der Alles das, was Iffland mühselig ausstudiren mußte, durch das glücklichste Genie und ein unvergleichliches Naturel besaß, suchte man ihn gegen diesen begünstigten Sohn der Muse auf alle Weise in den Schatten zu stellen.

Zu dieser Partei hat Tieck während seiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn gehört. In wiefern dabei einige Menschlichkeiten sein Urtheil bestimmt haben mögen, läßt sich jezt so genau nicht nehmen; jedenfalls war durch die Uebertreibungen der für Ifflands Kunst Eingenommenen die Berechtigung einer Gegenpartei hervorgerufen, und so fern diese, gestüzt auf das von allen Seiten eingeräumte große Naturgenie Flecks, den Grundsaß festhielt, gegen eine natürliche Eminenz könne eine studirte Geschicklichkeit nicht ebenbürtig rechten, befand sie sich im Vortheil einer objektiven, durch den wahren Geist der Kunst geheiligten Ueberlegenheit ihres Urtheils. Mit unzweifelhafter, durch die Tendenz und den Gehalt der Ifflandschen Dramen selbst hinlänglich legitimirten ästhetischen Befugniß hat demnach Tieck für gut befunden, Iffland als den Repräsentanten des Bühnenverfalls, sowohl in poetischer als insbesondere auch in mimischer Hinsicht aufzustellen. Denn der gestiefelte Kater ist Niemand anders als Iffland, in Bezug auf sein von Haus aus übel klingendes Organ etwas grausam und boshaft als Kater versinnbildet, der, mit Anspielung auf das forcirte Bemühen des Künstlers, der öffentlichen Meinung zu Liebe auch tragische Heldenrollen zu geben, Stiefeln angezogen hat, die den antiken Kothurn vorstellen sollen. Es versteht sich von selbst, daß diese beiden Attributionen lediglich zufolge des humoristischen Einfalls, das alte Kindermährchen vom gestiefelten Kater dramatisch zu bearbeiten, jenem berühmten Schauspieler zugelegt, und nicht erst um ihretwillen dieses Mährchen überhaupt ausgesucht worden ist. Bei der Wahl dieses neckischen Stoffes mußte vielmehr der Umstand den Ausschlag geben, daß in jenem Mährchen der Kater allein ein Wesen von tüchtigem Verstande, die Menschen dagegen insgesammt äußerst bornirt sind. Welcher bessere Vorwurf ließ sich für die Parodie einer Bühne erdenken, auf der die platteste und rohste Natürlichkeit als Königin thronen, die gesunde Einsicht hingegen, die dramatische Bedeutung, die Poesie, in den Hintergrund treten sollte?

Allein die Erniedrigung der dramatischen Würde, die Verflachung des Geschmacks, die prosaische Behandlung ist nicht eine einseitige Schuld der Dichter und Darstellungskünstler; sie ist auch des Publikums Schuld, in so fern sich solches damit zufrieden gibt, durch sein passives Verhalten, ja durch Billigung des Verkehrten dasselbe hervorruft. Eine Regeneration der besseren Ansichten kann also nicht bewirkt werden, ohne daß dem Publikum selber seine stumpfe Gleichgültigkeit, sein charakterloses, in sich selbst unklares und zwieträchtiges Wesen, seine verschrobenen Anforderungen vorgehalten und ihm in's Gewissen geschoben werden. Zu diesem Ende hat der Dichter nicht bloß die Bühne selbst auf die Bühne gebracht, er hat ihr auch das Publikum zugegeben, und da die mittlere, durchschnittliche Theaterbildung von jeher ihre Sprecher im Parterre gefunden hat, dasselbe mit einer Anzahl von Repräsentanten der öffentlichen Meinung angefüllt.

Hier steht nun dem gestiefelten Kater, als dem Hauptcharakter auf der Bühne, Böttiger als Hauptcharakter vor derselben, als Vorfechter des dramaturgischen Ungeschmacks, gegenüber. Er verdankte diese Ehre folgender Veranlassung. Iffland hatte im Frühjahr 1796 auf dem Theater zu Weimar eine Reihe von Gastrollen gegeben. Diese Darstellungen pries Böttiger, damals Direktor des dortigen Gymnasiums, in einer eigenen, bei Göschen zu Leipzig herausgekommenen, ziemlich dicken Schrift: „Entwicklung des Ifflandschen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarschen Hoftheater," mit einem solchen Enthusiasmus, daß er sogar zufällige Kleinigkeiten und selbst Mißstände, z. B. daß während einer raschen Bewegung im König Lear dem Künstler ein Knopf des Wamses losgegangen war, als die Ausflüsse einer tiefen Kunstweisheit und einer die Affekten mit innigster Natürlichkeit nachbildenden Ueberlegung heraushob.

(Fortsezung folgt.)

Reisebilder aus Spanien.

(Schluß.)

Das über der großen, ebenfalls aus Granit gearbeiteten Treppe des Klosters befindliche Gewölbe ist von Jordan sehr schön al Fresco gemalt und stellt die Schlacht von St. Quentin dar. Die Hauptsakristei, so groß wie eine ziemliche Kirche, enthält eine Menge prachtvoller Meßgewänder und kirchlicher Geräthschaften von Gold und Silber, so wie noch einige sehr werthvolle Gemälde, unter denen mich eine Madonna von Rubens besonders ansprach. Von hier gelangt man auf einer Marmortreppe in das unter dem Hochaltar befindliche Pantheon oder die Gruft der Könige von Spanien.

Die Gruft ist ein durch eine Kuppel geschlossenes Achteck, dessen Fußboden, Wände und Kuppel ganz mit Marmor, Jaspis und vergoldeten Broncesäulen bekleidet sind. Von der Kuppel hängt ein gewaltiger Kronleuchter aus Bronce herab, welcher bei einer Beisetzung diese Prachtgruft erleuchtet. Rings herum sind in den Wänden

26 Marmornischen angebracht, in denen sich eben so viele Marmorsarkophage befinden. Hier ruhen die Gebeine Kaiser Karls V., Philipps II., Philipps III., Philipps IV., Karls II., Ludwigs I., Karls III., Karls IV. und Ferdinands VII., so wie die Leichname der Königinnen, welche Succession hinterlassen haben. In dem daneben befindlichen Panteon de Infantes liegen die Ueberreste der Königinnen, die ohne Nachfolge gestorben sind, so wie die der Infanten und Infantinnen, von denen ich bloß der Königin Elisabeth von Valois, Gemahlin Philipps II., des unglücklichen Infanten Don Carlos und Don Juan's de Austria erwähne.

Das Kloster von S. Lorenzo besizt zwei, in zwei großen hellen und geschmackvoll verzierten Sälen aufgestellte Bibliotheken, welche zusammen 24,000 Bände und 4000 Manuscripte enthalten. Hier befinden sich auch die lebensgroßen Bildnisse mehrerer Könige Spaniens, namentlich aber die unübertrefflichen Porträts Karls V. und Philipps II., von Pantoja. Vater und Sohn stehen einander gegenüber und machen durch ihren grellen Kontrast einen unbeschreiblichen Eindruck. Karl V. in voller Rüstung, eine schöne kräftige Mannesgestalt mit edlem, ruhigem, einnehmendem Gesicht; und ihm gegenüber Philipp II. in ganz schwarzer, halbmönchischer, eng anschießender Tracht, das Haupt mit einer spitzen schwarzen Mütze bedeckt, das Gesicht bleich, mit unsicherem Blick, zitternde, bleiche, schmale Lippen — das vollendete Bild eines von Gewissensbissen gefolterten und im Schooße der Kirche Ruhe suchenden Tyrannen.

Das Kloster umgeben auf der dem Gebirge entgegengesezten Seite zahlreiche Gärten, leider im steifen, altfranzösischen Geschmack, an welche sich ein Park anschließt, in dessen Mitte das königliche Landhaus, Casa del principe, eine äußerlich völlig schmucklose Villa, liegt, deren Inneres aber mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestattet ist.

Vorgestern verließ ich Madrid und trat meine Reise nach Andalusien an, die ich jedoch in Aranjuez unterbrach, um auch die Schönheiten dieses weltberühmten Paradieses zu sehen. Ich gestehe aber, daß mich Aranjuez nicht befriedigt hat. Während der Escorial in Mitten einer großartigen, ernsten, ganz zu dem Charakter des Gebäudes passenden Natur liegt, umgeben von einem fruchtbaren, baumreichen Landstrich, ist Aranjuez in einem weiten, von furchtbar dürren und kahlen Gipshügeln umschlossenen Thale gelegen, und man merkt nur allzudeutlich, daß jene üppige Fülle von Bäumen, welche die Ufer des Tajo und den Zwischenraum zwischen Tajo und Jarama stundenweit bedecken, ein Werk des Menschenfleißes, nicht der Natur ist. Der Palast von Aranjuez selbst, ebenfalls ein Werk Philipps II., ist weder im Aeußern noch im Innern großartig. Das „Porzellanzimmer," ein aus Porzellan in chinesischem Styl erbautes Gemach mit vier ungeheuern Wandspiegeln, die einander gegenüber hängend das Zimmer nach allen Seiten scheinbar unendlich verlängern, ist eine der vielen fürstlichen Spielereien und hat keinen künstlerischen Werth. In der vierten Abtheilung des sehr weitläufigen Prinzengartens liegt das von Karl IV. erbaute königliche Landhaus oder die Casa del Labrador. Es ist ein Flügelgebäude in einer ländlichen Gegend, von Wiesen und Gebüschen umgeben, zwar von edler Bauart, aber äußerlich völlig schmucklos, dagegen im Innern mit einem Luxus ausgestattet, der vielleicht nicht seines Gleichen hat. Treppen, Wände, Fußböden, Alles ist aus verschiedenfarbigem Marmor zusammengesezt, die Zimmer mit kostbaren seidenen Tapeten bekleidet, die Decken al Fresco gemalt, und Alles mit dem reichsten Meublement und mit einer Menge herrlicher Gemälde erfüllt. — Nahe an der Straße nach Ocaña befindet sich ein Gipshügel, der den stolzen Namen Parnasso trägt und ehedem mit einem Telegraphen versehen war, um während der Saison schnell mit Madrid kommuniciren zu können. Von hier aus genießt man einer schönen Aussicht über die Thäler des Tajo und Jarama.

M. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Januar.

(Fortsezung.)

Die Elberfelder Zeitung. — Dr. Fränkel.

Die Elberfelder Zeitung, deren wir bisher in unsern Berichten nicht erwähnt haben, hat seit einiger Zeit eine neue Aera begonnen. Unter der Redaktion Runkels, der sie bis Ende vorigen Jahrs leitete, hatte sie früher, als die Zeiten noch ruhiger und die Zeitungen, ihre Organe, noch stiller waren, den Ruf gewonnen, „l'organ le plus franc et le plus libre de toute la presse prussienne" zu seyn, wie damals ein französisches Journal behauptete. Als aber die deutsche und preußische Tagespresse sich mit mehr Kraft zu entwickeln begann, namentlich seit dem Jahr 1840, Dr. Runkel dagegen auf seinem alten Standpunkt stehen blieb, da überholten ihn andere Blätter bald und man fing allmählig an, die Elberfelderin über die Achsel anzusehen. So verlor sie mehr und mehr an Ruf und Abonnenten, bis endlich mit Januar 1844 ein Redaktionswechsel eintrat und das Blatt in die Hände des Hrn. v. Czarnowski kam. Dieser hatte unstreitig den guten Willen, mit der Zeit gleichen Schritt zu halten, aber es schien ihm in Elberfeld nicht zu behagen, vielleicht auch an Kraft und Selbstständigkeit zu fehlen. Im Sommer 1844 trat er wieder ab, und Dr. Rave, früher Mitredakteur der Rheinischen Zeitung, wurde Redakteur in Elberfeld. Dieser Mann geberdete sich gleich Anfangs so angriffslustig, so kampfesselig, daß ihn einer seiner zahlreichen Gegner mit einem bissigen Hunde verglich. Trotz allerlei Anfechtungen und den mannigfaltigsten Fehden hat Rave bis

heute seinen Muth nicht verloren, und besonders seit Johannes Ronge gegen den heiligen Rock zu Felde gezogen, ist unser Mann so recht in seinem Elemente, und mehr als jemals schlägt er um sich nach allen Seiten. Rave ist Katholik, aber ein erklärter Feind des Ultramontanismus; bei den hiesigen Katholiken ist daher seine Zeitung sehr in Mißkredit gerathen und der Pastor Loie hat sie allen seinen Beichtkindern auf's strengste verboten. Rave's Art zu schreiben ist nicht ohne Salz und mitunter gibt er eine treffende Satire; im Ganzen aber hat man seine langen Artikel bald satt, sie geben fast alle bloß darauf aus, möglichst viel Geschrei und Spektakel zu machen; es fehlt ihnen am innern Ernst, an der Würde des Charakters. Man fühlt stets heraus, daß es Rave nicht darauf ankommt, für was er schreibt, daß er heute so, morgen anders, heute liberal, morgen conservativ, heute rationalistisch, morgen pietistisch sich geberden könnte. Die Verleger sind indessen mit seiner Redaktion sehr zufrieden, denn die Zeitung hat unter ihm an Abonnenten beträchtlich gewonnen. — Wenn, wie oben gesagt, die Elberfelder Zeitung dem größten Theil der hiesigen Katholiken ein Aergerniß ist, so regt sich dagegen bei einem andern Theil derselben der Geist von Schneidemühl; wenigstens circulirt eine Liste mit der Aufforderung, sich von Rom loszusagen, und es sind schon mehrere namhafte Mitbürger durch Unterschrift beigetreten. An die Schneidemühler ist eine Adresse abgegangen, bedeckt mit mehreren hundert Namen von Elberfeldern aller Confessionen. — Dr. Fränkel, der Proselyt und Bekämpfer des modernen Judenthums, hat vor einiger Zeit wieder eine kleine Schrift vom Stapel laufen lassen, die sich gegen die in neuerer Zeit auftauchenden Reformvereine ausspricht. Fränkel beharrt bei seiner, in frühern Schriften an den Tag gelegten Ueberzeugung, daß eine Emancipation der Juden im vollen Wortsinne ein Ding der Unmöglichkeit im christlichen Staate sey, und er begegnet also darin der Ansicht Bruno Bauers, mit dem er im Uebrigen wohl nichts wird gemein haben wollen, denn ihre gegenseitigen Zwecke sind himmelweit verschieden. Bauer will Juden und Christen zu Heiden, Fränkel will Heiden und Juden zu Christen machen. Seine frühern Glaubensgenossen wissen ihm das wenig Dank; wie er selbst in der oben erwähnten Schrift anführt, verdammt ihn das israelitische Gebetbuch als einen judenfeindlichen Convertiten. Fränkel behandelt übrigens seinen Gegenstand immer mit Gründlichkeit und Gediegenheit; seinen Gegnern zeigt er eine gemessene, männliche Haltung.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Das englische Schauspiel. — E. Sue und Villemain.

Eine neue Erscheinung dahier ist jezt das englische Schauspiel im italienischen Opernhause, welches vor einigen Jahren auch den deutschen Schauspielern seine Bühne geöffnet hat. Die englischen Vorstellungen sind auf ein bis zwei Dutzend beschränkt, und da Macready und Miß Helen Faweit die Hauptrollen spielen, so sind die Zuschauer sicher, daß sie das Beste in dieser Gattung zu sehen bekommen. Der Eintritt ist aber so theuer, wie zu den italienischen Opern, und man hatte daher nicht zu fürchten, daß es hier gehen werde, wie vor 15 Jahren auf der Bühne der Porte St. Martin. Als dort eine englische Truppe spielen wollte, wurde sie durch das Geschrei des Volkes: weg mit englischen Schauspielern! vertrieben. Bis zur Zeit der Restauration kannten die Franzosen das englische Theater so gut als gar nicht und blieben in den alten Vorurtheilen gegen dasselbe befangen. Die klassische Partei hatte die Oberhand, wollte ausschließlich und uneingeschränkt auf der Bühne herrschen und entfernte alles Fremde. Aber in der langen Friedenszeit ist ein anderer Geist in die Nation gedrungen, man hat sich mit den Schönheiten der Literatur des Auslands vertraut gemacht, man hat, freilich etwas spät, anerkannt, daß das Fremde, so sehr es auch dem französischen Geschmack widersprechen mag, dennoch vortrefflich seyn kann. Shakespeare ist lange in Frankreich als ein Barbar verschrieen worden, und wenn man zuweilen seine Schauspiele auf die Bühne brachte, so geschah es nach einer gänzlichen Umgestaltung derselben. Seitdem sind einigemale englische Schauspieler in Paris aufgetreten, aber nur auf Subscription und auf einem ganz kleinen Privattheater. Jezt ist es ganz anders. Die französischen Literaten sind kosmopolitisch geworden, sie erkennen das Gute und Schöne in den fremden Literaturen an, sie übersezen und bearbeiten aus und nach denselben, sie preisen vor Allen Shakespeare hoch, und wer nur die jezigen Feuilletons über die Darstellungen der englischen Schauspieler kennte, sollte nicht glauben, daß die Zeit nicht gar fern ist, wo eben dieser Genius in französischen Blättern als eine literarische Mißgeburt verunglimpft wurde. Dieß geht so weit, daß eben diese Feuilletons den englischen Schauspielern ein Verbrechen daraus machen, daß sie mehrere Auftritte in Shakespeares und Anderer Schauspielen weglassen. Man verlangt den reinen Shakespeare, man will nichts davon verlieren. Macready hat im Hamlet sehr großen Beifall erhalten und das Stück hat bald darauf wiederholt werden müssen. Die Absicht der Truppe war eigentlich, den Parisern eine Auswahl der besten englischen Trauer- und Schauspiele vorzuführen, und deßhalb jedes Stück nur einmal zu geben. Sheridan Knowles Virginius, obgleich ihn Macready vortrefflich darstellte, hat neben den Shakespeareschen Stücken sehr mittelmäßig geschienen; besser hat Lord Byrons Werner gefallen; jezt bereitet man eine Darstellung Macbeths mit den alten Chören eines gewissen Lote vor, dessen Musik den Parisern sicher höchst altfränkisch vorkommen wird. — Am Ende des Jahres hat man, wie gewöhnlich, die Theaterstücke summirt, welche in Paris neu auf die Bühne gebracht worden sind, und das Resultat ist, daß das Jahr 1844 12 Trauerspiele, 25 Lustspiele und wenigstens 120 Vaudevilles hervorgebracht hat. Die überwiegendste Gattung ist und bleibt das Vaudeville, von welchem über ein halb Dutzend Theater in Paris leben. Sie haben auch wieder am Ende d. J. 1844 eine satirische oder doch burleske Uebersicht der Modethorheiten und Tagesbegebenheiten des Jahres geliefert. Die Polka und der ewige Jude spielen natürlich eine Hauptrolle in dieser dramatischen Satire; denn die Erscheinung des E. Sue'schen Romans ist ein wahres Ereigniß geworden. Die Pfarrer warnen in ihren Predigten vor diesem Buch, ein Buchhändler aber veranstaltet eine Prachtausgabe desselben, obgleich der Roman noch nicht einmal vollendet ist. Unterdessen wird Sue mit anonymen Briefen verfolgt und mit der Rache der Jesuiten bedroht, gegen welche er, wie es heißt, sich genöthigt sieht, wirklich einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Eben diese Umtriebe der Jesuitenpartei sollen die Geistesverwirrung Villemains, des Ministers des öffentlichen Unterrichts, veranlaßt haben; so viel ist gewiß, daß er überall Verfolgungen und Nachstellungen von Seiten der Jesuiten zu sehen wähnt, weil er wirklich stark von denselben bedroht worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. Januar 1845.

Er weiß wohl, was ein Kriegsmann g'briß,
So er ſelb auch ein Kriegsmann iſt.

Niclaus Manuel.

St. Martins Nachtwache.

Von Wilhelm v. Chézy.

Vorbericht.

Der heilige Martin, Biſchof von Tours, gilt für den Schutzheiligen der Kriegsleute, und namentlich aller Reiter, weil er ſelber, ein geborner Huszar von Günz im fernen Ungarlande, gar manchen kecken Ritt gethan hat, bevor er unter die Heiligen gegangen iſt. Wir finden ihn auch viel ſeltener mit der Biſchofsmütze und dem Krummſtabe abgebildet, als hoch zu Roß, behelmten Hauptes, wie er mit dem gebogenen Reiterſchwert ſeinen Mantel durchhaut, um die warme Hülle mit dem frierenden Bettler am Wege zu theilen; woraus wir ſchließen können, daß der, welcher als Krieger einen ſo frommen, milden Sinn hegte, als Prieſter und Erzhirt ſeines Amtes mit kriegeriſchem Muth gewaltet haben wird. Seines Namens Gedächtniß feiert die Kirche am 11. November, dem Jahrestag ſeines Todes, und es iſt ein beſonderer Vorzug des heiligen Martin, welchen er vielleicht einzig und allein noch mit dem heiligen Hubertus theilt, daß nicht nur die Kinder der alleinſeligmachenden Kirche, ſondern auch Chriſten anderer Bekenntniſſe ſeinen Tag feſtlich begehen. Ja ſogar die ſtarren Engländer, die mit ſo ängſtlicher Sorgfalt faſt alles fliehen und meiden, was nur im entfernteſten an „papiſtiſchen Aberglauben und Götzendienſt" gemahnt, denen es ſchon für eine Sünde gilt, am Freitag Fiſche zu eſſen, ſelbſt dieſe haben eine Erinnerung wenigſtens an das Feſt des reiſigen Biſchofs bewahrt, indem ſie am Tage des Erzengels Michael die feiſte braungebratene Martinsgans verſchmauſen, vorgeblich zu Ehren der glorreichen Jungfer Königin, die zum Gedächtniß des Untergangs der unüberwindlichen Flotte, oder vielmehr, um der bei ſolchem Schmaus erhaltenen Siegesbotſchaft willen, jedesmal für ſich allein ein ſolches Vögelein zu verzehren und mit zwei Flaſchen Bordeauxwein zu begießen pflegte, ohne daß ihr zarter Leib je die mindeſte Unbequemlichkeit davon verſpürt hätte.

Wenn nun alſo ſchon die Angehörigen der kaltnüchternen Hochkirche im Nebelland den alten Brauch, obſchon in etwas entſtellter Form, beibehalten haben, wie eine lezte leiſe Mahnung an ein verſcherztes Paradies, um wie viel mehr ziemt es den Altgläubigen, ſteif und feſt dabei zu beharren, und um wie viel mehr noch allen wackern Kriegsleuten unter ihnen, ihren Heiligen nach der Väter Weiſe zu feiern, ſo daß ſie, nachdem ſie Tags zuvor mit guten Backfiſchen Igefaſtet und am frühen Morgen eine h. Meſſe gehört, ſich Abends zuſammenſetzen zu heiterem Schmaus und fröhlichem Gelag bis in die tiefe Nacht hinein. Auch kann es nur für eine

läßliche Sünde gelten, wenn bei dieser Gelegenheit einer oder der andere sich ein klein wenig „die Nase begießen" sollte. Eines jedoch ist verboten, was acht Tage früher für keine Schmach gilt: das Aufschneiden nämlich, wie es mit dem großen Hubertusmesser allenfalls vergönnt wird, keineswegs aber mit dem Martinssäbel, obschon dieser vielleicht noch um vieles besser schneiden könnte, als Hirschfänger und Knicker.

Alles das, was eben hier gesagt wurde, wußten die graubärtigen Krieger gar wohl, die am lezten Martinsabend mit einander die fröhliche Nachtwache bezogen; und sie wußten es nicht nur, sondern richteten sich auch danach und beschämten dadurch in der Einfältigkeit ihrer Herzen manchen hochgelehrten Mann, dessen Wissen und Weisheit als nutzloses Geröll in der Rumpelkammer des Gedächtnisses umherliegt, und höchstens einmal bei besonderm Anlaß zu eitelm Prunk und leerem Flitterstaat zum Vorschein kommt. Unter den Kriegsgurgeln aber saß einer, dessen Beruf es mit sich bringt, alle Sättel sich gerecht zu machen, um sich am Ende doch nicht darauf zu setzen, — so ein Kumpan, der, ohne sich vom Fleck zu rühren, mit dem Luftschiffer durch die Wolken fliegt, mit dem Delphin zum Grunde des Meeres schießt, mit dem Helden in die Schlacht reitet, mit dem Seefahrer ferne Gestade besucht, mit dem Bergmann in den Schacht einfährt und allenfalls sich vermißt, mit unserm Herrgott sogar ein Räthsel zu ergründen, das endloser als Luft und Meer, tiefer als der tiefste Schacht und als der höllische Abgrund selber, dennoch so klar und nah vor unsern Augen steht, wie der Mond, nach dessen glänzender Scheibe das Kind verlangend die Händlein ausstreckt, um damit zu spielen. Ein solches recht kindisches Kind ist der Dichter, und aus der Unterhaltung der Graubärte haschte er ein paar Mondstrahlen, um sie nach seiner, lange schon vor Daguerre erfundenen Kunst auf ein Blatt Papier zu bannen, so gut es sich eben thun ließ. Was die alten Herrn mit ihren vom Wein gelösten Zungen während der festlichen Nachtwache vortrugen, waren Züge aus dem Kriegsleben, meistens eigene Erfahrungen und Anschauungen, zum größten Theil Ueberlieferungen, aber dann stets aus glaubwürdigem Mund, weil jeder von ihnen sich der Sünde gefürchtet haben würde, die Waffe des Schußpatrons zu schnöder Aufschneiderei zu mißbrauchen.

Jezt mögt ihr zuhören, in so fern es euch gelegen ist.

1. Fürstenwärthers Roß.

Wenn wir dem Pariser Spottvogel Charivari glauben dürfen, so fangen die Franzosen auf den vielfach besprochenen Marquesas-Inseln das Werk der Gesittung ungefähr in derselben Weise an, wie jener überstudirte Hofmeister, der seinen Unterricht mit den Worten begann: „Zuerst kommt die Wortfügung, liebe Kinder, dann die Sprachlehre . . ." — Die lieben Kleinen aber kannten zufällig noch nicht einmal das ABC. Diese Art, das Gebäude der Bildung ohne sichere Grundlage aufzuführen, soll Peter der Große erfunden, Sultan Mahmud ausgebildet haben, und wie es den Franzosen damit glückt, beweist das junge Ehepaar von den Marquesas, das sich selber schuldig zu seyn glaubte, seine eben vollzogene Verbindung durch eine Hochzeitreise einzuweihen, deren Ziel natürlich Europa, das Mutterland der Gesittung, seyn müsse. Das junge Paar nahm sich in seinen europäischen Kleidern von gesponnenen und gewobenen Stoffen weder besser noch schlechter aus, als mancher Hofrath mit seiner Hofräthin, saß ganz anständig auf Stühlen, speiste mit Messer und Gabel und behielt sogar die lezztere während der ganzen Mahlzeit stets in der linken Hand, um die Blüthe seiner Erziehung recht zur Schau zu tragen. Auf der Ueberfahrt wurden natürlich den liebenswürdigen Inselkindern allerlei mehr oder minder verfängliche und überflüssige Fragen gestellt, worunter die: wem sie den Vorzug gäben, Engländern oder Franzosen? Ohne sich zu besinnen, ertheilte der Mann den Bescheid: „Den Engländern, denn sie sind viel besser genährt . . ." — „Und haben viel fetteres, zarteres Fleisch," ergänzte die Frau, wobei sie eine wichtigthuende Kennermiene machte, als hätte sie erst noch bei ihrem Hochzeitschmaus die gründlichsten Untersuchungen über den Unterschied der genannten Gerichte angestellt, und etwa scharfsinnig herausgefunden, daß der Franzmann in einer braunen Brühe eingemacht, der Britte am Spieß gebraten zu verspeisen sey. Nun wird mir keiner in Abrede stellen, daß die Bildung von Leuten, welche sich auch nur noch einigermaßen mit Menschenfresserei abgeben, auf ziemlich schwachen Füßen stehen muß, wenigstens nach unsern Begriffen, die wir ja schon den Chinesen scheel ansehen, weil er das Fleisch der Hunde verspeist, welche Gewohnheit unserm Gefühle in so hohem Grade widerstrebt, daß wir um dieses einen Umstandes halber die Chinesen ohne weiteres für Barbaren erklären, obschon sie lange vor Berthold Schwarz und Guttenberg das Pulver und die Druckerei erfunden haben — wollen. Also: der Menschenfresser ist für uns ein Ungethüm, und ein Scheuel derjenige, welcher die Bestimmung des Hundes so schwer und frevelhaft verkennt, daß er sich mit dem Fleisch desselben füttert, statt Nutzen und Vergnügen aus den großen und liebenswerthen Seelenfähigkeiten eines Thieres zu ziehen, das mit dem verständigen Blick aus den treuherzigen Augen zur Seele und zum Herzen spricht, ohne der Worte dazu zu bedürfen.

(Fortsezung folgt.)

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſezung.)

Böttiger war überhaupt die ſeltſamſte, man kann ſagen die unglücklichſte Verbindung des Pedanten und Weltmanns. Von Natur mit einem ungeheuren Gedächtniſſe und einer ſcharfſinnigen Beobachtungsgabe für wiſſenſchaftliche Details und ſpinöſe Unterſuchungen begabt, eignete er ſich vollkommen zu der Rolle eines Alterthumsforſchers, welcher die unermeßlichen Einzelheiten der claſſiſchen Vorwelt einem lebenden Geſchlechte zur Anſchauung und zu hiſtoriſcher Kenntniß zu bringen berufen iſt. Als Schulmann genoß er den verdienten Ruf der Gründlichkeit und nur eines zu weit gehenden Aufwands von Gelehrtheit für jugendliche Köpfe; dabei ward er von einem unbezwinglichen Hange zur Witzmacherei beherrſcht, ohne daß er die leichte und verfängliche Gabe in einem eigentlich geiſtreichen und anmuthvollen Sinne natürlicher Erregbarkeit und jovialiſcher Laune beſeſſen hätte. Vielmehr waren ſeine Einfälle mehr Ergebniß einer beweglichen, ſtets umherſpähenden Reflexion, öfter geſucht, geſchraubt, froſtig, als wahrhaft ſinnreich oder graziös. Dieß bewies und bewirkte ſeine Geſchmackloſigkeit. Er that ſich etwas darauf zu Gute, der eleganten Welt antike Studien zugänglich und genießbar zu machen; allein ſo dankenswerth an ſich ſelbſt dieſes Unternehmen genannt werden muß, ſo verdarb er doch deſſen Erfolge durch die unleidliche, anſpruchvolle, mit tauſend Anſpielungen und übel gewählten Kombinationen überſättigte Breite ſeiner Darſtellung. Dabei drängte ihn die Eitelkeit, ſeine mit Schweiß und nächtlicher Arbeit erworbene Gelehrſamkeit auch den Zuhörern und Leſern gehörig nahe zu rücken, und daraus entſprang die von Tieck treffend veranſchaulichte Leidenſchaft, auch die geringfügigſte Notiz mit ganzen Maſſen von Citaten, namentlich aus den alten Schriftſtellern, zu belegen.

Durch eine gewiſſe vielthueriſche Zudringlichkeit, durch maßloſe und kriechende Lobhudelei, die bis zulezt ſeine ſchwache Seite geblieben iſt, durch kleine, von ſolchem Streben nicht zu trennende Charakterloſigkeiten und Zwiſchenträgereien hatte er ſich beſonders auch bei Goethe und Schiller unangenehm gemacht, und ſie haben ihn in ihrem Briefwechſel unter der Benennung Ubique (der Ueberall) nicht glimpflich behandelt. Uebrigens beſaß er große Bonhommie; er hat dieſe komiſche Schauſtellung durch ſeinen witzigen Antagoniſten ganz leidlich aufgenommen und ſich mit ihm, bei ihrem gemeinſamen Wohnen zu Dresden, wohin Böttiger 1804 als Pageninſtruktor und Oberaufſeher der Antiken berufen wurde, auf's Beſte vertragen. Sein Umgang war immer lehrreich, ſeine Dienſtfertigkeit groß, er hatte die edelſten Männer Deutſchlands zu Freunden, und ſein Name wird in der Alterthumsforſchung, vorzüglich aber in der Kunſtgeſchichte, auf die Nachwelt ehrenvoll gelangen. Dagegen kann und muß man immerhin zugeſtehen, daß das Andenken, welches ihm der eigene Sohn in der 1838 erſchienenen Schrift: „Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen aus C. A. Böttigers Nachlaſſe" geſtiftet hat, nur zu ſehr geeignet iſt, jede ſchlimme Nachrede über dieſen merkwürdigen Mann zu rechtfertigen.

Böttiger wird im geſtiefelten Kater ſeinen Nachbarn und Mitzuſchauern nicht durch die Abweichung ſeines Urtheils von dem ihren, ſondern bloß durch ſeinen hof- und ſchulmeiſterlichen Ton und ſeine ſalbungsvolle Auskramerei von Gelehrſamkeit odios; im Geſchmacke ſteht er auf derſelben Stufe wie ſie, d. h. er hat überall kein feſtes Urtheil und vermengt die Hauptſache mit den Nebendingen, den Geiſt mit der Form, das Zufällige mit dem Nothwendigen. Er thut es ihnen indeſſen doch noch im forcirten Enthuſiasmus zuvor und hat wenigſtens das Verdienſt, daß er eine Kunſt überhaupt vorausſezt, wenn ſchon er dieſelbe im Aeußerlichen und in Bagatellen ſucht. Die andern ſind mehr oder minder roh, ſo ſehr ſie ihre Dumpfheit und Leere hinter der Affektation der Bildung und der Kennerſchaft verſtecken.

Die ihnen beigelegten Namen haben für uns jezt kaum noch eine ſpezielle Bedeutung; wir haben dieſelben als allgemeine Charaktere ſchlechter Kunſtrichter anzuſehen, wovon es in des Dichters damaliger Umgebung, wie überall noch heutzutage, wimmeln mochte; und wenn ſich vielleicht gleichnamige Autoren über dieſen Mißbrauch ihrer Namen in ſolchem Zuſammenhange den Kopf zerbrachen, ſo hatte ohne Zweifel auch ein ſolcher bloß veratoriſcher Muthwille gerade in den Abſichten des jungen Humoriſten gelegen.

Die Anſpielungen auf gleichzeitige oder damals beliebte Schauſpiele, den „Deſerteur aus Kindesliebe," „Menſchenhaß und Reue," „Allzuſcharf macht ſchartig," erklären ſich von ſelbſt; die „Neuen Arkadier," mit einem Ungeheuer „Tarkaleon," ſind eine jezt vergeſſene Zauberoper im Geſchmack der „Teufelsmühle am Wienerberge" und ihres Gleichen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſezung.)

Romane in Feuilletons.

Man begreift, wie Villemain, der täglich mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, und den großen bevorſtehenden Kampf täglich näher rücken ſah, zulezt der

Anstrengung unterlag. Eugen Sue wird wahrscheinlich mehr Seelenstärke zeigen und seinen Roman vollenden. Schwerlich würden alle Reden Villemains auf der Rednerbühne mehr wirken, als Sue's Roman bereits gewirkt hat. Zwar lassen die Jesuiten Flugschriften erscheinen und austheilen, als onguent pour la brûlure, worin der populäre Ton nachgeahmt wird; allein dieser Polemik ist bei der Stimmung der Massen keine große Wirkung zu versprechen. — Die Romane sind noch immer das Heil der großen Tagesblätter, und nur Memoiren, ebenfalls in Feuilletons abgetheilt, können gegen die Romane aufkommen. Die beliebtesten Modeschriftsteller haben vollauf zu thun, um die verschiedenen Redaktionen zu befriedigen. Von A. Dumas werden nicht weniger als drei neue Romane von eben so viel Journalen versprochen, und einer dieser Romane soll nicht weniger als sechs Bände umfassen; freilich werden die neuen Romane im Druck so weitläufig gehalten, daß einige Feuilletons einem Band entsprechen. Man sollte glauben, Scribe, der fortwährend Vaudevilles, Opern, Operetten und Lustspiele Dichtende, habe keine Zeit, Romane zu dichten; aber auch er ist in Beschlag genommen, und das Siècle hat für dieses Jahr einen Roman von ihm angekündigt. Da dieser aber noch nicht fertig ist, so gibt Scribe, en attendant, in demselben Journal ein Romänchen, damit den Lesern die Geduld nicht ausgehe. Bei dieser Sucht, die Abonnenten mit Romanen zu speisen, geht die Spekulation so weit, daß frühere, längst vergessene Romane von berühmten Schriftstellern wieder aufgesucht und den Lesern als etwas Neues aufgetischt werden. So hat E. Sue, ehe er bekannt wurde, einen Roman „Arthur" erscheinen lassen, dessen sich aber Niemand mehr erinnert, weil es vermuthlich ein mittelmäßiges Produkt war. Der Verleger hat sich nun schlau die jetzige Berühmtheit des Verfassers zu Nutze gemacht und einem Journale das Recht, den Roman in Feuilletons abzudrucken, wahrscheinlich gegen eine bedeutende Summe abgetreten. Das Journal hat sogleich angekündigt, es werde einen Roman E. Sue's zum Besten geben, und hätte Sue, ohne dessen Vorwissen alles dieß geschehen war, nicht selbst in den gelesensten Tagesblättern versichert, es handle sich hier um einen längst gedruckten Roman von ihm, so würden die meisten Leser wahrscheinlich denselben als etwas Nagelneues hingenommen, aber doch mit Erstaunen wahrgenommen haben, daß derselbe den Geheimnissen von Paris und dem ewigen Juden gar nicht gleiche und höchstens ein Halbbruder derselben seyn könne.

(Schluß folgt.)

Elberfeld, Januar.

(Schluß.)

Krummacher. — Freiligrath. — Das junge Elberfeld.

Pastor Fr. W. Krummacher setzt seine „Palmblätter" in monatlichen Heften fort. Die Richtung dieses Mannes ist so allgemein bekannt und auch von uns in frühern Mittheilungen schon so vielfach berührt worden, daß darüber nichts weiter zu sagen seyn möchte; dagegen ist es vielleicht nicht uninteressant, wenn wir die Leser einmal etwas näher mit seiner Persönlichkeit bekannt machen. Krummacher ist von großer, vierschrötiger Gestalt, aus Gang und Haltung spricht das stolze Bewußtseyn körperlicher und geistiger Kraft. Gegenwärtig ist er beinahe fünfzig Jahre alt, und seinem eigenen Ausdruck nach fängt er an, etwas milder zu werden als in den Tagen seiner feurigen Jugend; etwas zeigt sich's auch bereits in seiner Haltung, daß bald ein halbes Jahrhundert auf seinen Schultern liegt. Immer aber ist und bleibt er eine imposante Erscheinung, wenn er so auf der Kanzel steht und die Donnerkeile seines Anathema um sich her schleudert. Sein Kopf ähnelt einigermaßen der Bildung des Löwenkopfes, namentlich der obere Gesichtstheil; im ganzen Ausdruck seiner Züge liegt auch etwas Wildes, das an den König der Thiere erinnert, wenigstens zeigt sich dieß, sobald er in's Feuer geräth und im Zorn gegen die Feinde Zions losbricht. Das lange Haar flattert ihm dann wie eine Mähne um das Haupt. So unwirsch und zornig er sich meist auf der Kanzel geberdet, so tractabel ist er im geselligen Cirkel, bei festlichen Gelegenheiten, in Familienkreisen und dergleichen; da ist weder etwas von dem übergroßen Bekehrungseifer, noch der priesterlich-feierlichen Ordensstrenge so mancher Prediger an ihm zu bemerken. Wie ein feiner Weltmann geht er auf jeden Ton der Unterhaltung ein, ohne daß man darum sagen könnte, er verläugne sich selber und werde seinem Charakter ungetreu; denn zu imponiren weiß er trotz seiner Schmeidigkeit immer und überall in seltenem Grade.

Freiligrath ist vor Kurzem hier durchgereist, ohne sich um einen seiner hiesigen alten Freunde zu bekümmern. Das Gerücht, als sey ihm der Aufenthalt in Preußen verboten und als werde auf ihn gefahndet, wenn er sich diesseits betreten ließe, widerlegt sich also von selbst. Sein Glaubensbekenntniß hat hier, wie anderwärts, viel Aufsehen und die verschiedensten Eindrücke gemacht. Im Allgemeinen — und wir müssen diese Ansicht theilen — zweifelt man zwar keineswegs an der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seiner Gesinnung, aber man kann in den vorliegenden Gedichten nicht eben den Beruf des Dichters erkennen, als Vorkämpfer einer Partei aufzutreten. Wenigstens will man im Glaubensbekenntniß nicht ein einziges Gedicht finden, das den besten seiner ältern Sammlung an die Seite zu setzen wäre; besonders meint man dieß von der zweiten Hälfte des Buches. In den ersten Gedichten des Bandes findet man noch am meisten Freiligrath; je weiter gegen das Ende zu, desto weniger tritt Einem von seiner alten originellen Art entgegen; je mehr Freiheit, desto weniger Inhalt und Poesie. — Schließlich noch wenige Worte über „das junge Elberfeld." Die vier jungen Männer, deren wir in unserem vorigen Briefe unter obiger Bezeichnung gedachten, streben, jeder in seiner Art, rüstig weiter. R. Seel hat wieder Stoff zu neuen Carricaturen gesammelt und wird ehestens Mehreres vom Stapel lassen. Wentstern hat Elberfeld verlassen und lebt in vielseitiger literarischer Thätigkeit zu Bonn am Rhein. Röder wird nächstens seine dramatischen Erstlinge veröffentlichen. Nur Adolph Schults, der Jüngste und früher der Regsamste, ließ im letzten Jahre wenig von sich hören, und leider scheint es, als ob seine Produktionskraft für jetzt dem Druck der Verhältnisse erlegen sey. Schults ist seit längerer Zeit fortwährend körperlich leidend, und in Folge dessen hat er gegenwärtig auch mit Sorgen seiner Subsistenz halber zu kämpfen; denn des genannten Umstandes, namentlich eines hartnäckigen Augenübels wegen, kann er seinen bisherigen Broderwerb — er ist Korrespondent in einem Handlungshause, wie seiner Zeit Freiligrath — nicht wohl länger festhalten. Da Schults bereits Gatte und Vater ist, so trifft ihn das Mißgeschick um so härter, und es ist begreiflich, daß auch die Heiterkeit seines Gemüths zu leiden angefangen hat. Hoffen wir indessen, daß ihm im neuen Jahre ein freundliches Geschick Genesung bringen und ihm Lebensglück und Geistesfrische wiedergeben möge, damit er bald mit neuen Kräften weiter streben könne!

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 23. Januar 1845.

Si mala condiderit in quem quis carmina, jus est
Justitiumque. — Esto, si quis mala, sed bona si quis
Condiderit? — — — si quis
Opprobriis dignum latraverit, integer ipse? —
Solventur risu tabulæ, tu missus abibis.

Horat.

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſetzung.)

In dem Hofgelehrten, welcher der Prinzeſſin deutſche Stylſtunde gibt und nachgehends im Zerbino ſeine Rolle behält, iſt der gute Dramaturg Engel perſifflirt, welcher am Hofe Friedrich Wilhelms II. Prinzenerzieher war. Seine Grundſätze der Kritik enthält das etwas trockene und heutzutage völlig veraltete Werk: „Eintheilung der Dichtungsarten;“ ſeiner Einwirkung auf den Theatergeſchmack in Berlin, die ihm dieſe fortgehende Züchtigung eigentlich bereitet hat, haben wir oben gedacht. Daß übrigens dieſer Hofgelehrte auch weſentlich eine Charaktermaske gelehrten Dünkels bei geiſtiger Trockniß und nebuliſtiſcher Halbheit an und für ſich ſey, verſteht ſich nebenbei. Daß demſelben in der Perſon Hanswurſts ein Hofnarr gegenüber geſtellt wird, deſſen Verſtand unläugbar überall gegen jenen die Oberhand behält, iſt allerdings kränkend; es wird aber damit der Hochmuth der Schulästhetiker nicht ohne Grund beſchämt, indem dieſe, Gottſcheds Beiſpiele folgend, das alte herrliche Ingredienz der Comödie, den Schalksnarren, welcher auch auf der deutſchen Bühne ſich überliefert hatte, freventlich verbannt und als unanſtändig verſchrieen hatten, ohne zu erwägen, daß doch Jemand das Salz im Luſtſpiele adminiſtriren muß, wenn man nicht überhaupt, wie freilich eine zahme, geiſtesarme Mode es eine Zeitlang forderte, das Luſtſpiel ungeſalzen und lieber mit Thränen gewäſſert erblicken will.

Wie nun bereits im geſtiefelten Kater der freimüthige Poet ſich einzelner Anſpielungen auf ſeine Berliner Umgebungen, ſelbſt bis zu den höchſten Regionen hinauf, nicht enthält, ſo treten dieſe im „Zerbino oder der Reiſe nach dem guten Geſchmack“ noch viel zahlreicher und ungeſcheuter hervor. Die unvergleichliche Scene der Wachtparade ward bei der erſten Erſcheinung des Gedichtes entſchieden auf Friedrich Wilhelms II. etwas geiſtloſe, ſich lediglich im Formweſen und Kamaſchendienſt gefallende Vorliebe für das Militär gedeutet, ſo daß, obgleich dieſer König ſchon todt war, der Verfaſſer ernſtliche Ungelegenheiten davon hatte.

Das ſteife, ebenfalls einem ſeelenloſen Akten- und Papiergeiſte huldigende, langweilige Hof- und Miniſterialleben, das damalige ennuyante Treiben der Akademie der Wiſſenſchaften, die große Eintönigkeit und Geiſtloſigkeit eines Daſeyns der Geſellſchaft, welche lediglich in inſipiden äußerlichen Formen einen Zuſammenhalt fand, finden ſich im Zerbino unter der Figur des jezt alt und überflüſſig korpulent werdenden Katers, dermalen Frei-

herrn, Miniſters und Ordensträgers Hinz von Hinzenfeld, namentlich durch die unvergleichlichen Sitzungen der gelehrten Geſellſchaft, mit ſchelmiſcher Ernſthaftigkeit wiedergegeben. Im Allgemeinen wird das ſeichte, oberflächliche Aufklärungsweſen, die Leerheit und Hohlheit im Geiſtigen und Aeſthetiſchen, der gänzliche Mangel an Poeſie, bei der zudringlichen und ernſthaft genug ausgeſprochenen Prätenſion, dieß Alles für das Aechte und allein Wahre zu halten, in einem noch kühneren und unterhaltenderen Sinne, als im geſtiefelten Kater, abgeſpiegelt. Der Prinz Zerbino, Königs Gottliebs und der äſthetiſchen Prinzeſſin Sohn, kann uns als ein Sinnbild der unter ſolchen Auſpicien rathlos daſtehenden Jugend, als die heranwachſende Schriftſtellerwelt gelten, die, indem ſie ihrer natürlichen Richtung ſich bewußt wird, an den hölzernen Kunſtſchranken, welche man ihren Beſtrebungen aufnöthigen will, nothwendig irre werden und ſich dagegen empören muß. Indeß beweiſt ſich das Gefährliche eines ſolchen überbildeten und dem ächten Gefühl entfremdeten Zuſtandes dadurch, daß zulezt dieſe perſonifizirte Jugend, der Prinz, durch den Zwang und Druck der auf ſie eindringenden widerſpruchvollen und konfuſen Meinungen überwältigt, ſich paſſiv zu verhalten genöthigt wird, ja ihr beſſeres Bewußtſeyn, ihren originalen Trieb aufgibt und ſich der anmaßlichen Nüchternheit, der platten, ſeelenloſen, aber marktſchreieriſchen und die Künſte des savoir faire in ihrer Gewalt habenden Proſa auf Diskretion in die Arme wirft.

Die literariſchen und äſthetiſchen Zuſtände, die ſich an Tiecks originelle Schöpfung knüpfen, faſſen wir in einem folgenden Artikel näher in's Auge.

(Schluß des erſten Artikels.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortſeyung.)

Dennoch ſollt' es mich kaum Wunder nehmen, wenn unſere Zeitgenoſſen auch den Hund von dem neuen Geſichtspunkt in's Auge faßten, von dem aus ſie ſeit ein paar Jahren das edle Roß betrachten, um ſich mit aller Gewalt zu Pferdefreſſern zu bilden. Ich rede natürlich nicht von ſolchen, die ſchon im Fall der bitterſten Noth ihr bedrängtes Daſeyn mit dem Fleiſch des edlen Thieres für die Hoffnung beſſerer Tage friſteten; denn in der höchſten Bedrängniß hat der Menſch ſchon die ekelſte Koſt und ſogar ſeines Gleichen verſchlungen, ohne deßhalb zum Schwein und zum Kannibalen zu werden. Unter einem Pferdefreſſer (oder Hippophagen, wie der Herr Quarles ſagt, der ſich nicht gern deutſch ausdrückt), verſteh' ich denjenigen, der im Schooß des Ueberfluſſes aus Widerſpruchsgeiſt, Prahlerei, Muthwillen, launenhafter Grille, oder gedankenloſer Nachbeterei die im Ekel ſich ausſprechende lezte Mahnung des Gewiſſens überwältigt, um wiſſentlich von einem geſchlachteten Roß zu eſſen, worauf er ſelten verfehlen wird, ruhmredig ſeiner Ketzerei Anhänger zu werben, ſo viel er vermag. Wenn aber der Anhang dieſer Sektirer auch ſo groß und zahlreich würde, als er in der That klein und unanſehnlich bleibt, dennoch würde in der ganzen Schaar kaum ein wackerer Reitersmann ſich betreffen laſſen, und gewiß keiner, der jemals dem feindlichen Kugelregen entgegenritt, oder gar in herber Bedrängniß eiſerner Tage ſich gezwungen ſah, die ſeinem Herzen widerſtrebende Koſt hinabzuwürgen. Und wenn je ein Mann, ſchmerzlich theuren Erinnerungen zulieb, über die herzloſen Pferdefreſſer das Verdammungsurtheil ſprach, ſo war es ſicherlich der nun in Gott ruhende Freiherr Karl Heinrich von Fürſtenwärther, ein Edelmann aus der Pfalz, der ſeine Schlachten unter den Adlern des großen Kaiſers gefochten hat.

Nun müßt ihr vor allem wiſſen, wie es zuging, daß der deutſche Edelmann Napoleons Farben trug; denn wir ſind mit Gottes Hülfe ſeit jener Zeit zu einem Selbſtbewußtſeyn unſerer Volksthümlichkeit gereift, welches uns über den gänzlichen Mangel eines ſolchen Gefühls bei unſern Vätern und Großvätern erſtaunen läßt, die kein großes Vaterland kannten, ſondern je nur ein kleines, wodurch allein es hatte geſchehen mögen, daß im ſiebzehnten Jahrhundert die Pfalzgrafen und Herzoge zu Zweibrücken, dem Reichsverband zum Hohn, ſich's mußten gefallen laſſen, für Ludwigs des Vierzehnten Lehensträger zu gelten; und ſo nur war es möglich geweſen, nach der großen Staatsumwälzung in Frankreich die deutſchen Lande am linken Rheinufer vollends dem franzöſiſchen Reich einzuverleiben, und dem ehrwürdigen Strom ſpäter den Spottnamen der natürlichen Grenze zu geben, während doch jedes Kind wiſſen ſollte, daß es keine andere natürliche Grenze gibt, als welche Sprache und Sitten ziehen.

Der Herzog Friedrich Ludwig, durch ſeine 1672 geſchloſſene zweite Ehe mit Maria Eliſabeth Hepp, Stammvater deren von Fürſtenwärther, hatte wegen der Grafſchaft Montfort das Heimathrecht eines eingebornen Franzoſen in Anſpruch genommen und ſich förmlich zutheilen laſſen, ſo daß ſeine Kinder und Kindeskinder mit vollem Fug ſich für franzöſiſche Unterthanen halten mochten, gleichwie zwiſchen den Jahren 1790 und 1814 die Pfälzer überhaupt vergeſſen hatten, daß ſie durch ihre Abſtammung wie durch die Lage ihres Landes beſtimmt ſeyen, dem großen deutſchen Reich anzugehören,

von welchem ſie ſo ungerechter und ſchmählicher Weiſe einſt losgeriſſen worden. — Auch wir, lieben Freunde, hätten uns wahrhaftig an nichts weniger erinnert, als an die deutſche Abſtammung, wenn uns der bewunderte Held unſerer Kindheit und Jugend, unſer großer Kaiſer, in ſeiner Bedrängniß nach dem ruſſiſchen Ungemach als Söhne ſeines Reiches zu den Waffen gerufen hätte; auch uns würde ſein Aufgebot wach gefunden haben, und freudig hätten wir das Roß beſtiegen und den Degen gezückt, wie unſer zwei-und-zwanzigjähriger Jüngling, der nichtsdeſtoweniger ein ſo guter Deutſcher war, als nur je einer Sauerkraut mit Bratwürſten ſpeiſte, oder gern geſpeiſt hätte, wenn ſie nur zu haben geweſen wären.

In Mainz war dergleichen nicht zu finden. Die bitterſte Noth grinste aus den hohlen Augen der Tapfern, welche der Kaiſer fliehend in die ſtarke Veſte geworfen, um mindeſtens den Schlüſſel zum Rhein zu behaupten, wenn es ihm etwa gelänge, ſich von den bei Leipzig und Hanau empfangenen Schlägen wieder zu erholen. Wir Alle wiſſen, wie ſehr dieſe Hoffnung trog. Die in Mainz aber thaten inzwiſchen ihre Pflicht, wehrten ſich wie ehrliche Soldaten gegen den Andrang der Belagerer, ertrugen Hunger und Kummer mit einer Hingebung, welche einem Einſiedler der Wüſte von Theben immerhin noch Ehre gemacht haben würde, und wenn ſie vielleicht auch nicht ſonderlich viel beteten, ſo wachten ſie um ſo mehr.

Ein ſcharfer Nordwind blies über die Wälle hin und durch die Gaſſen der Stadt, der Novembermorgen war bitter kalt, und viele der feſt in ihre Mäntel gewickelten Krieger fanden nur einen ſchwachen Troſt in dem Gedanken, daß vor einem Jahr um dieſelbe Zeit herum in den ruſſiſchen Steppen der Froſt noch viel härter geweſen, ohne daß ſie dabei Dach und Fach und ein gutes Feuer gehabt, um ſich daran ein wenig aufthauen zu laſſen. Sie froren eben doch erbärmlich, und unſer Fürſtenwärther klapperte wie ein Sack voll Nüſſe, als er in den kleinen Hof trat, um nach ſeinem Pferd im Stall zu ſchauen. Schnell genug jedoch verließ ihn der Froſt, wie er vom Stall her das Fluchen und Schelten rauher Stimmen vernahm. Mit zwei Sätzen erreichte er die Thüre, drängte ſich in den engen, von thieriſcher Ausdünſtung behaglich erwärmten Raum und fand dort ſeinen Burſchen, den treuen Daniel, in heftigem Wortwechſel mit zwei Musketieren, deren einer, das gezückte Bajonnet in der erhobenen Fauſt, im beſten Zuge ſchien, die blanke Waffe gegen Daniel zu kehren. — „Heda, was gibt's?“ rief Fürſtenwärther, indem er den Mantel von der rechten Schulter zurückſchob, um ſeine Uniform ſehen zu laſſen, und zugleich den Arm frei zu machen. Die beiden Musketiere wandten ſich gegen den Eintretenden, um ihn wie hohläugige Geſpenſter mit grimmiger Verzweiflung anzuſtarren, während Daniel vor Wuth bebend ausrief: „Denken Sie nur, mein Offizier, was den Schwerenöthern einfällt! Sie wollen mir nichts dir nichts dem Braunen an Kragen und Hals. Sie müßten mit aller Gewalt etwas zu eſſen haben, bilden ſie ſich ein, und wenn der Herr Hauptmann nicht gekommen wäre, ſo hätten, ſtraf' mich Gott! die Kerls in dieſer Einbildung mich ſammt dem Gaul abgefangen.“

Die Soldaten lachten hell auf, und ihr Lachen klang wie Spott und Hohn verdammter Seelen in der Hölle tiefſtem Abgrund, ſo daß Fürſtenwärther vor Grauſen ſich ſchüttelte. Aber ſich ermannend, befahl er ihnen, den Stall ſchnurſtracks zu verlaſſen, und rief dann: „Halbe Schwenkung links, vorwärts marſch!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Eröffnung des Opernhauſes.

Das hochwichtige Ereigniß, welches über ein Jahr lang die Berliner in banger Spannung erhielt, iſt wirklich eingetreten, das Opernhaus iſt eröffnet worden. Die Ohren klingen, nicht von dem Ereigniß ſelbſt, aber von dem Gerede darüber. Wäre nicht ein blutiges Beil dazwiſchen gefallen, das wenigſtens auf einige Tage die Unterhaltung unterbrach, ſo wäre es wirklich für Jemand mit ſchwachen Nerven zu viel geworden. Ich habe das Ereigniß ſelbſt nicht mit durchgemacht, denn Ihr Korreſpondent gehört nicht zu den Glücklichen oder Erwählten, welche eine Eintrittskarte erhielten. Obgleich ich dieſes Schickſal, das Vielen ſchrecklich dünkte, der Sache ſelbſt wegen nicht ſo ſchmerzlich empfinde, geſtehe ich doch, daß es vielleicht beſſer geweſen wäre, ſich mitten in den Strudel hinein zu ſtürzen, als dieſe Nachſchläge zu ertragen. Wochenlang dieſelbe Melodie auf demſelben Leierkaſten hören zu müſſen, kann auch den ruhigſten Menſchen am Ende zur Verzweiflung bringen. Nun aber hallt das Uniſono des Urtheils, das uns hier ſchon mürbe gemacht hat, das immer von Neuem anhebt, wenn Zwei ſich begegnen, welche ſich ſeit der Eröffnung nicht ſahen, auch durch die Korreſpondenzen von hier in den auswärtigen Zeitungen zu uns zurück, was den Eindruck hervorbringt, wie ein Zimmer, wo die Nacht durch geraucht worden, wenn ein Nichtraucher in der kalten Morgenluft eintritt. Daß die Sache den Leuten auch noch nachher ſo wichtig iſt, erklärt ſich freilich daraus, weil ſie ihnen vorher ſchon ſo wichtig war. Wer zwölf Monate lang ſich um ein Billet im Voraus bewarb, und endlich, weil alle Verſuche ſcheiterten, 6 — 12 Thaler, ja, wie ich aus ſichern Nachrichten weiß, bis zu vier Stück Friedrichsd'or für das Glück bot und gab, am erſten Abende zugegen zu ſeyn, der hat wohl ein Recht nachher, entweder ſeine Zufriedenheit oder ſeine Enttäuſchung breit auszulaſſen. Beides dürfen Sie von mir nun nicht fürchten, da ich mich auch nicht um Eintritt bei einer der vielfachen Wiederholungen bemühte; nicht aus Eigenſinn, weil ich das

erstemal nicht zugegen war, sondern weil ich durch das viele Gerede bereits übersättigt bin. Was man gesehen, gehört, wie man es aufgenommen hat, wissen Sie und Ihre Leser aus hundertfachen Berichten. Das Merkwürdigste ist die Uebereinstimmung im Urtheil, das in dreifachem Climax den Verfasser des Textes tadelt, den Componisten halb lobt und halb tadelt, und den Baumeister in den Himmel erhebt. Was den leztern Punkt anlangt, hörte ich noch Niemanden, der an der Construction des neuen Hauses etwas zu tadeln hätte; für Berlin sehr viel! Von außen nimmt es sich schlicht und würdig aus, im Innern befriedigt der Anblick, und man rühmt, daß man von jedem Platze aus, die alle bequem seyen, gut sehen und hören könne. Ein Architekt, der einer andern Schule angehört, sprach die Ansicht aus, mehr dürfe man billigerweise von einem Theater nicht verlangen. Wenn es dem Publikum durchgängig gefalle und jener genannte Zweck erreicht sey, habe es Alles erfüllt, was es solle, und eine strengere Kunstkritik sey hier nicht an der Stelle. Baurath Langhans, aus Breslau, ist kein junger Künstler einer neu anstrebenden Richtung, sondern ein Architekt von altbewährtem Rufe und großer Erfahrung, der aber von der überwältigenden Einwirkung, welche Schinkel selbst und seine Schule im Preußischen auf die öffentlichen Bauten und fast alle Kunstgegenstände ausübte, lange Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde.“ Um so erfreulicher ist es, einen bewährten Künstler wieder in frischer Kraft nach langer Zurücksezung auftreten zu sehen, ohne daß man ihm den Vorwurf des Veralteten in seinen Ideen machen kann. Gegen Schinkels Theater lassen sich dieselben Einwendungen machen, welche viele seiner Bauten treffen, daß der Genius in raschem, kühnem, unbewußtem Schwunge über die gegebenen Verhältnisse fortflog, daß er im Schöpfungsfeuer und Schöpferlust den Stoff, sein Publikum, den Ort und das Klima nicht streng genug berücksichtigte. Er war durch und durch Poet; aber es ist auch anerkannt, daß er mehr durch seinen Geist, anregend, auf eine ganze Generation, auf die Nation, und bis in die Zukunft gewirkt hat, als daß er in seinen Werken selbst etwas vollkommen Genügendes und Vollendetes hingestellt hätte. Uebrigens war dieser reine und große Künstler nichts weniger als ein abgünstiger Egoist und Parteimann, der andere Schulen und Meister zu verkleinern gesucht und verfolgt hätte. Gunst und Verdienst gaben ihm eine Macht in die Hand, die er ausübte, wie er gerade glaubte, daß es recht sey. Auch darf das von ihm gebaute Theater schon um deßwillen nicht mit dem neuen Opernhause in eine Wagschale gelegt werden, da Schinkel dort, wie in den meisten Fällen, nicht ganz frei schaffen konnte. Ueberall waren ihm die Hände gebunden, überall ward ihm abgeschnitten, gestrichen, Fremdartiges hineingepreßt, und der geniale Künstler war nicht praktisch und gewandt genug, um mit genialer Leichtigkeit leidlich genug das Aufgedrungene mit dem Eigenen zu amalgamiren.

(Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Prozeß zwischen der „Presse“ und dem Globe.

Der außerordentliche Wetteifer fast aller Tageblätter, Romane, oder zum mindesten Memoiren zu geben, mußte natürlich Eifersucht und Neid unter ihnen erregen, und zwischen zweien derselben ist es zu einem Injurienprozeß gekommen, bei welchem saubere Geschichten vorgebracht worden sind. Die „Presse“ hatte Memoiren von Chateaubriand versprochen, ferner Memoiren des Generals Montholon. Diese Ankündigungen wurden vom „Globe“ keck als Lügen und Marktschreiereien bezeichnet. Die „Presse“ verlangte vor dem Handelsgericht eine große Summe als Entschädigung. Der Vertheidiger des Globe führte an, die „Presse“ habe ihre Abonnenten durch das Versprechen, ihnen die Chateaubriandschen Memoiren in Feuilletons zu liefern, hinter's Licht geführt, da Chateaubriand in dem mit einer Gesellschaft geschlossenen Contrakte ausdrücklich bestimmt habe, daß diese Memoiren erst nach seinem Tode erscheinen sollten, weßhalb er sie auch Mémoires d'outre tombe betitelt habe. Dujassier, der Herausgeber der Presse, gestand dieß ein, behauptete aber, er sey auch gar nicht gesonnen gewesen, die Memoiren schon jezt zu liefern. Aus der von ihm gegebenen Auskunft kann man ersehen, wie hoch hier die Geistesprodukte eines berühmten Schriftstellers im Preise stehen. Für das Recht, die Chateaubriandschen Memoiren zuerst in der Presse, und zwar in Feuilletons abzudrucken, hat Dujassier jener Gesellschaft von Aktionärs baare 80.000 Franken bezahlt und ein Viertel der 16.000 Fr. betragenden Leibrente, welche jene Gesellschaft jährlich an Chateaubriand zu zahlen hat, auf sich genommen. Dujassier muß also nun den Tod des Verfassers abwarten, ehe er hoffen kann, auch nur Einen Abonnenten mehr durch die Veröffentlichung der Memoiren zu bekommen. Mit den Montholonschen, ebenfalls den Abonnenten der Presse verheißenen Memoiren soll es aber, nach der Behauptung des Globe, noch schlimmer stehen. Montholon, welcher mit Napoleon auf St. Helena war, später in Frankreich durch schlechte Spekulationen sein Vermögen zerrüttete, sich zum abenteuerlichen Prinzen Louis Napoleon gesellte, mit ihm die Landung in Frankreich bewerkstelligte und dafür im Schlosse Ham gefangen sizt, soll 16.000 Franken als Vorschuß erhalten haben, um seine Memoiren zu schreiben, oder, wie der Globe behauptet, von Alexander Dumas, dem gewandten Romandichter, schreiben zu lassen. Der Globe behauptete geradezu, die Presse betrüge abermals das Publikum, indem die ihren Abonnenten verheißenen Memoiren nicht von Montholon, sondern von A. Dumas herrühren, und also historisch sehr wenig glaubwürdig seyn würden. Dujassier erwiderte, A. Dumas habe bloß die Korrektur übernommen; daß er aber zu Ham gewesen und mit Montholon Rücksprache genommen, geht aus den Verhandlungen hervor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er in der That sich anheischig gemacht hat, die von Montholon gelieferten Materialien in seiner Art, das heißt sehr romanhaft, zu bearbeiten. Der Globe scheint dieß im Stillen ausgewittert zu haben, und man kann denken, daß seine Beschuldigungen dem Herausgeber der Presse höchst fatal waren. Indessen hat der Sachwalter des Globe vor Gericht behauptet, die Presse habe bloß deßhalb diesen Prozeß begonnen, damit man von ihr rede und damit die Welt erfahre, daß sie ihren Lesern Chateaubriands und Montholons Memoiren auftischen werde, wo nicht gleich, doch irgend einmal, wenn die Leser sich nur gleich auf den beginnenden Jahrgang abonniren. Die „Presse“ ist mit ihrer Klage vom Handelsgericht abgewiesen worden. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 24. Januar 1845.

— Alles ſchier
Vermag des Königs Wort — auf dem Papier.
Swift.

Briefe über die Auvergne.

Von einem in Frankreich reiſenden Deutſchen an die Freunde in der Heimath gerichtet.

11. An Fräulein Blanca v. V. N.

Clermont-Ferrand im Auguſt 1844.

Deinen lezten Brief, theuerſte Schweſter, habe ich in Clermont erhalten und wenn du fortfährſt, für mich eine ſo eifrige Korreſpondentin zu ſeyn, darfſt du noch manchen folgenden hierher richten; ich ſtoße bei jedem neuen Schritte, den ich aus meinem einſtweiligen Standquartiere hinausthue, auf der Betrachtung würdige Gegenſtände, und es hat darnach ganz den Anſchein, als ob mein Aufenthalt in der Hauptſtadt der Auvergne ſich in infinitum ausdehnen wollte.

Ich bemerke dir, in Bezug auf die Adreſſe deines Briefes, daß du, um nicht gegen ein Edikt Ludwigs XV. vom Jahre 1730 zu verſtoßen, ſtatt Clermont künftig Clermont-Ferrand ſchreiben mußt. Durch den eben erwähnten königlichen Erlaß nämlich werden die beiden Städte Clermont und Montferrand zu einer verbunden, und der Monarch will, daß dieſelben in fortſchreitendem Gedeihen ſich bis zu ihrer vollſtändigen Vereinigung ausdehnen ſollen; „union,“ heißt es in der Urkunde, „que nous voulons être faite au plutôt,“ und weiter unten: „nous voulons faire de ces deux villes réunies l'une des meilleures villes du Royaume.“

Wie wenig aber eine Kabinetsordre allein im Stande ſey, eine Stadt zu dauernder Macht und Blüthe zu erheben, wiſſen wir aus unzähligen Beiſpielen und haben dieſe Wahrheit noch neuerlich an unſerm Potsdam ſich beſtätigen ſehen. Vermochte doch ſelbſt Friedrich der Einzige mit ſeinem wunderbar ſchöpferiſchen Genie und eiſernen Willen aus dem Orte ſeiner Wahl nichts Beſſeres als eine große Kaſerne zu machen. So hat ſich denn auch der leere Zwiſchenraum zwiſchen Clermont und Montferrand ſeit einem Jahrhundert um nichts verringert und die leztgenannte, nur eine Viertelſtunde von Clermont entlegene ſchmuzige und den Anſtrich der Armuth und Vernachläſſigung an ſich tragende kleine Stadt ſcheint den berühmten alten Geſchichtſchreiber Froiſſard Lügen ſtrafen zu wollen, wenn dieſer von ihr ſagt: „ville de grand trésor, riche de soi et bien marchande où il y avait de riches vilains à grand foison.“ Du weißt vielleicht nicht, daß die ariſtokratiſche Galanterie der Zeiten Froiſſards, d. h. des vierzehnten Jahrhunderts, die Bürger der Städte noch mit dem Ehrentitel „vilains“ zum Unterſchiede von den Bauern oder „manans“ belegte.

Man behauptet, daß es keinen Menſchen gibt, der nicht zuweilen einen guten Einfall hätte; eben ſo glaube ich, daß kein noch ſo unbedeutender, nichtsſagender Ort exiſtirt, an dem man nicht irgend eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit aufzufinden im Stande wäre. Wenn ich ſelbſt Montferrand als Beleg für meinen Satz anzuführen im Stande bin, ſo habe ich dieſen faſt bewieſen. Während in unſerer Zeit, und namentlich in Frankreich, die Kaſtenunterſchiede in Allem, was ſie Schroffes und Demüthigendes haben, täglich mehr verſchwinden, theilen die ehrenwerthen Bürger von Montferrand ſich in Claſſen, deren ſtrenge Abgeſchloſſenheit allem Zeitgeiſte Hohn ſpricht. Die Bewohner des Städtchens zerfallen nämlich in vachers, vignerons und valladiers. Die erſtern bilden die Ariſtokratie des Orts, ſie ſind Beſitzer liegender Gründe in der fetten Limagne, laſſen ihre Weinberge durch fremde Hände bauen, leben zwar gewöhnlich auf dem Lande, haben aber ein Haus in der Stadt, in welchem ſie ſich zeitweiſe aufhalten; ſie laſſen ſich maître und maîtresse nennen, ſind hoffährtig, anmaßend und zur Unterdrückung Anderer aufgelegt, wie es reichen Leuten zukommt, welche nichts weiter als das ſind. — Die vignerons ſind weniger wohlhabend, als jene, und bearbeiten gegen bedungenen Lohn die Weinberge der vachers, denen ſie ſich durch ein gewiſſes arrogantes Weſen gleich zu ſtellen ſuchen. Die dritte Claſſe ſchließt die Parias des geſellſchaftlichen Verbandes von Montferrand ein; dieſe ſind die genannten valladiers, durch den Hunger aus den umliegenden unfruchtbaren Gebirgsgegenden vertriebene Tagelöhner. Bei ihnen hört aller Unabhängigkeitsſinn auf; ſie ſind kriechend und liederlich und von jenem Egoismus des Laſters beherrſcht, welcher Frau und Kinder der Sorge des Himmels und der öffentlichen Wohlthätigkeit überläßt. Arbeiten die valladiers auf den Gütern der beiden erſtgenannten Claſſen der Einwohner von Montferrand, ſo werden ſie gouris genannt.

Ich habe heute eine Bekanntſchaft gemacht, welche manche andere werth und ganz geeignet iſt, dein Talent für Anfertigung vortrefflicher Confituren zu einem verzweifelten Wettſtreit herauszufordern. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als die Clermonter „pâte d'abricots," eine Einkochung von Zucker und Aprikoſen, welche in Frankreich mindeſtens eben ſo berühmt iſt, wie bei uns Königsberger Marzipan und Thorner Pfefferkuchen. Ein ſolches Erzeugniß hieſiger Induſtrie verdient allerdings beſondere Erwähnung; es wird von den Clermonter Zuckerbäckern in unglaublicher Maſſe angefertigt und als bedeutender Handelsartikel nicht nur an alle Gutſchmecker des franzöſiſchen Reichs, ſondern auch in's Ausland und ſelbſt bis nach Amerika verſchickt. Vergebens aber wecke ich durch das beigelegte Recept ehrgeizige Hoffnungen in dir. Der Himmel hat die Auvergne allein, wie es ſcheint, mit der Fähigkeit ausgeſtattet, Aprikoſen von einem ganz eigenthümlichen Duft hervorzubringen, und dem Lande ſo das Monopol dieſes Produkts geſichert.

Ich bin ſeit meinem lezten Brief in Royat geweſen. Der Ruf dieſes Dorfes iſt jemals ſchwerlich zu deinen Ohren gedrungen. Royat iſt aber nebſt der daſſelbe einſchließenden Thalſchlucht für den Einwohner von Clermont das nec plus ultra aller Naturſchönheiten, das von jedem wohlgeſinnten Bürger dem Fremden angeprieſene Hirtengedicht der Auvergne und endlich das Steckenpferd der Poeten und Proſaiſten der guten Stadt. Der eine vergleicht Royat mit den Thälern Griechenlands, der andere mit den erhabenen Schönheiten Italiens und der Schweiz, und ſelbſt mein ſonſt ſo apathiſcher „Guide de voyageur en France" macht ſich, wider ſeine Gewohnheit begeiſtert, durch den Vers Virgils Luft: O qui me gelidis in vallibus Hæmi... Sistet .... und behauptet, daß der Dichter denſelben dem Thale von Royat zugeeignet haben würde, wenn er es gekannt hätte. Du begreifſt, daß dieſes Concert von enthuſiaſtiſchen Ausrufungen mich neugierig machte, und ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß du nach meiner Einleitung gleichfalls etwas von einer ſolchen Regung verſpürſt. So höre denn.

(Fortſetzung folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Das gewöhnlich ſo unwiderſtehlich wirkſame Kommandowort ſchlug hier an taube Ohren, denn die Beiden waren keine gedienten Leute, ſondern kürzlich erſt von Pflug und Egge weggenommen, dickköpfige Lothringer von dem Schlag, dem mit Vernunft nicht beizukommen iſt und für welchen die ſchlanken Haſelſtöcke eigens gewachſen ſind, wenn ſchon nicht mehr benuzt werden. „Wir ſind hier nicht im Dienſt," bemerkte trotzig der eine; „und Er hat uns nichts zu befehlen." — „Ihr wißt alſo nicht, Unglückliche, daß wir uns in einer belagerten Feſtung befinden?" mahnte Fürſtenwärther mild, aber in gemeſſenem Ton, der wohl geeignet ſchien, die Widerſpenſtigen daran zu erinnern, daß unter ſolch beſondern Umſtänden der Soldat fortwährend „im Dienſt" iſt, ſo wie die Kriegsartikel im Angeſicht des Feindes vollends keinen Scherz verſtehen. Die Klotzköpfe aber wollten dem guten Wort durchaus keine gute Statt gönnen, und der von ihnen, welcher bisher geſchwiegen,

verſezte: „Ob wir's wiſſen? O du mein Kamerad, das war 'mal eine dumme Frage! Wenn einer nichts zu brechen, nichts zu beißen, nichts zu nagen hat und vor den Kopf geknallt wird, ſobald er nur die Naſe zum Loch hinaus ſtreckt, ſo wird er meiner Seel' doch merken, daß er in der Mausfalle hockt. Wir hungern, bi Gott! daß uns die Rippen krachen und knacken, und frieren mit dem leeren Wanſt wie die armen Hunde. Du aber haſt da einen wohlgenährten glatten Gaul, der dir zu nichts nüzt und ohnedieß mit nächſtem doch verhungern müßte. Wir wollen ſein Fleiſch, ſo lang es noch friſch iſt. Du darfſt miteſſen, Kamerad. Mein Hansdennel * da iſt ein gelernter Mezger, der ſoll das Stückel Vieh abſtechen und kunſtgerecht ausbauen. Mach' voran, Hansdennel, mein Schlof, ** damit es uns nicht ergehe wie dem Kind beim Backtrog."

„Als das Brod gebacken war, lag das Kind auf der Todtenbahr'," ſang Hansdennel mit heller Stimme aus heiſerer Kehle, und die Muskotiere machten ſo gefährliche Augen, daß der junge Reitersmann merken mußte, wie dringende Gefahr auf dem Verzuge ſtand, weßhalb er kein Wort weiter verlor, ſondern ohne ſich zu bedenken, blitzſchnell den gewichtigen Pallaſch zückte, mit großer Behendigkeit durch einen Streich mit der ſtumpfen Rückſeite „dem gelernten Mezger" das zum Schlachtmeſſer beſtimmte Bajonnet aus der Fauſt hieb, eben ſo unverſehens dem andern die flache Klinge um die Ohren ſchlug, und mit Daniels Beiſtand alle Beide hinausgeworfen und ausgeſperrt hatte, bevor ſie nur eines ſolchen Angriffs ſich verſahen. An der verſchloſſenen Thüre rüttelnd und ſchüttelnd, fluchten und wetterten ſie draußen wie die Heiden, bis ſie endlich die Vergeblichkeit ihrer Müh' erkennend, mit Murren und unter wilden Drohungen abzogen.

Ohne ſich um ihr Toben und Drohen zu kümmern, trat Fürſtenwärther zum Braunen in den Stand, klopfte und ſtreichelte liebkoſend den kräftigen Hals und die glatten Flanken des ſchönen Thiers, das ihn wie aus den Augen eines liebenden Weibes dankbar anblickte und mit zutraulicher Begierde den Mantel beſchnupperte, deſſen Taſche ihm wohlbekannt war, und auch dießmal etwas ſpendete, nämlich ein Stück Zucker, einen ſüßen Nachtiſch ohne vorhergegangene Mahlzeit, gleichſam Senft ohne Rindfleiſch. — „Der Braune hat ſchlimme Tage," ſagte Daniel indeſſen, „und es mag ſchon ſeine Richtigkeit damit haben, daß er vom Fleiſch fallen wird; verhungern aber ſoll er uns doch nicht, darauf will ich wetten."

„Ich hab' auch ſchon daran gedacht," meinte der Freiherr, „und vielleicht mag es ihm zum Glück gereichen, wenn er nicht mehr gar ſo ſtattlich einhertrabt und durch ſeine Wohlbeleibtheit die lüſternen Blicke der hungrigen Welſchen auf ſich zieht. Bei alle dem aber, mein guter Daniel, könnt' ich's doch nicht über's Herz bringen, ihm vorzuenthalten oder willkührlich zu verkürzen, was zu gewähren in meiner Macht ſteht. Da wir nun vor drei Tagen das lezte Büſchlein Heu verfüttert haben, und ihn ſeitdem mit elender Strohkoſt fortbringen müſſen, noch glücklich genug, wenn wir nur leidliches Stroh auftreiben, ſo hab' ich mich entſchloſſen, ihm von meinem lezten Brod des Löwen Theil zukommen zu laſſen, und ihm jedesmal, ſo oft ich ihn im Dienſt beſteigen muß, und ſo weit es noch langen will, ein Stück mit Wein davon zu reichen. An Wein leiden wir hier keinen Mangel, und gäben gern eine Maas für ein Stück Pumpernickel. Da nimm, mein Freund, ſchneid' ihm ein Süppchen ein und heb' das Uebrige auf. Dir vertrau' ich's unbedenklich, und meine Empfehlung richtet ſich nur an deine Wachſamkeit, daß kein Unberufener dir über den Schatz gerathe."

Ohne eine Sylbe zu entgegnen, nahm Daniel das dargereichte Kommißbrod ſammt dem Weinkrug, um ſie in die leere Futterkiſte zu verſchließen und den Schlüſſel in die Taſche zu ſtecken. Verwundert ſah Fürſtenwärther dieſem Beginnen zu und ſagte endlich: „Wo denkſt du hin, Daniel? Ich muß ja zur Parade." — „Das hätten Sie gleich ſagen können," verſezte der Knecht, indem er Sattel und Zeug vom Pflock langte, um ſie dem Roß anzulegen; „dann wären wir ſchon fertig." — „Willſt du dem Bräunchen denn kein Brod geben?" — „Morgen, mein Offizier." — „Und weßhalb nicht jezt? Der arme Schlucker hat ſeit zwei Tagen nichts als Häckſel gefreſſen, und juſt heute, da wir, daß Gott erbarm! große Muſterung haben, möcht' ich nicht wie ein Don Quixote einherſtolpern. Wir müſſen das liebe Vieh ein wenig aufmuntern. Thu' alſo nach meinem Willen und halt uns nicht auf." Daniel ſchien in verſtocktem Trotz gar nicht zu vernehmen, was ſein Gebieter ſprach. „Wird's endlich?" fuhr der ihn an. Kleinlaut bemerkte der Knecht: „Iſt's doch heut nicht vonnöthen, Brod zu füttern, und morgen wieder ein Tag."

(Fortſezung folgt.)

---

* Johann Daniel.

** Schlof (eigentlich Schlaf) bei Soldaten und Matroſen der Schlafgeſell, Zeltgenoß u. dgl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Eröffnung des Opernhauſes. — Tſchechs Hinrichtung.

Gegen den Verfaſſer des Textes zur Eröffnungsoper iſt man ungemein ſtrenge. Ohne dieſen Text zu kennen, möchte

ich ihn doch von vorn herein vertheidigen. Die Aufgabe war ein dramatiſch muſikaliſches Gedicht zur Verherrlichung Friedrichs des Großen, weil dieſer daſſelbe Opernhaus, deſſen Reſtauration gefeiert ward, vor hundert Jahren erbaut hatte. Friedrich der Große ſollte groß dargeſtellt werden, aber es war unterſagt, ihn in Perſon erſcheinen zu laſſen. Ich weiß nicht, welcher Dichter, und wenn Goethe, Shakespeare und Sophokles aus dem Grabe auferſtanden wären, an eine ſolche negative Aufgabe, ſolche contradictio in adjecto mit Luſt gegangen wäre. Wer ſoll ſich denn für die Halbheit begeiſtern, Friedrich in einem Drama zu feiern, den Gefeierten aber hinter der Couliſſe ſtehen zu laſſen! Aus dieſem gründlichen Miſsverſtändniß des Würdigen und Erhabenen entſpringt denn von ſelbſt der Unſinn, daß der große Friedrich hinter der Scene ein Flötenconzert ſpielt, welches vom Publikum beklatſcht wird, daß er unter einer Brücke ſich verkriecht, daß er lügt, arretirt wird und was weiter; denn etwas muß doch von ihm vorkommen. Das paſſirt, das nennt man den Reſpekt gegen einen großen hiſtoriſchen König beobachten, während es als Entwürdigung gälte, ihn in den würdigſten und größten Momenten ſeiner königlichen Thatkraft darzuſtellen. Ihn auf der Trommel ſitzen zu ſehen, in der Sternennacht nach dem Tage von Collin, ihn in der Nacht von Hochkirch kommandiren zu hören, ihn eintreten zu ſehen in Liſſa und die öſterreichiſchen Generale gefangen nehmen, das wäre nicht geſtattet; denn freilich, man müßte den ganzen Friedrich ſehen, eine Erſcheinung, welche das ganze preußiſche Publikum in Ausbrüche des Jubels und der Begeiſterung verſetzen würde, und mit einer Puppe hinter der Leinewand wäre es nicht abgethan. Wenn das für Reſpekt gilt vor der hiſtoriſchen Würde, ſo möchte man freilich verzweifeln, daß je zwiſchen Kunſt und Rückſichten eine Verſtändigung eintreten kann. Und das muß man füglich ſchon jezt. Wenn es ſelbſt bei dieſer außerordentlichen Gelegenheit nicht geſtattet war, die größte hiſtoriſche Perſon unſerer Geſchichte auf die Bretter zu führen, wo bleibt da jede Ausſicht, jede Hoffnung, für die Folgezeit das Theater zu heben, dem Volke näher zu bringen, dadurch, daß man ihm die großen Charaktere ſeiner Geſchichte in lebendiger Handlung, in würdiger Sprache vorführt? Daß Gutzkows „Zopf und Schwert" in Berlin nicht gegeben wird, ließe ſich entſchuldigen. Auch in der Comödie das Erhebende der Wahrheit zu erblicken, dazu iſt vielleicht das Publikum noch nicht reif, weil wir allüberall noch nicht reif ſind zur Parodie, und vermeinen, daß die Schönheit eines Gedichts durch die Parodirung verlezt werde. Das iſt freilich grundfalſch; aber der Dichter muß vor der geltenden Stimme Reſpekt haben, und das Publikum ſchulmeiſtern wollen, iſt ein verkehrtes Beſtreben. Aber weßhalb Könige und Feldherren einer durch hundert Jahre uns ſchon entrückten Vergangenheit nicht in der Tragödie oder im höhern Drama die Volksbühne betreten ſollen, dafür iſt weder in der Aeſthetik, noch in unſerer Geſchichte, noch in unſerem Schlichtheitsgefühl ein ſtichhaltender Grund zu finden. Das Publikum fühlte auch mit richtigem Takte dieſe Halbheit heraus, es fragte ſich im Stillen erröthend: iſt das ein Gedicht zur Ehre oder zum Spott auf den großen Friedrich? Wir dürfen ihn nicht ſehen, wir hören ihn nur Flöte blaſen. Nicht mit der Siegesfanfare zieht er an der Spitze ſeiner Krieger vorüber, nein, als Flüchtling ſucht er ſich durchzuſchleichen. So ſchwebt doch der große Königsgedanke unſichtbar über die Scene? Nein, ein kleines Familienelend, an dem wird gebacken und geknetet, und Friedrich iſt zulezt der deus, der hinter der Leinewand die Thränen ſtillt. Der Berliner Wiz hat das Caſembourg gemacht: „Friedrich geht flöten im Stücke." Dem Dichter werfe man das nicht vor, wenn ihm auch Anderes, wie ich höre, zum Vorwurf gemacht werden kann. Jener Sieger in den olympiſchen Spielen bezahlte den Dichter, der ihn beſingen ſollte, nur mit einem Viertel des bedungenen Lohns, weil er nur zu einem Viertel ihn, zu drei Vierteln aber den Herkules beſungen hatte. Der Dichter dort konnte ſich nicht beklagen, er hatte es freiwillig gethan. Reilſtab iſt in einem andern Falle; er ſpendete ſeinem Helden gerade ſo viel, als ihm geſtattet war. Es fragt ſich, ob überhaupt jezt die Zeit war, Friedrich den Großen zu feiern. Es konnte immer nur Stückwerk werden, wenn man nicht auch an hundert andere Rückſichten anſtoßen wollte. Darum wäre es vielleicht am beſten geweſen, ihn ganz aus dem Spiele zu laſſen und das Opernhaus ganz für ſich allein zu feiern.

Zwiſchen dieſe lärmende Luſtigkeit und ihren noch lautern Nachhall fiel, wie ich ſagte, an einem kalten Decembermorgen in dem nahen Spandau ein blutiges Beil, und die Ordnung deſſelben wirkte hier erſchütternd nach. Wenn die Nothwendigkeit da war, den Verbrecher aus der Zahl der Lebenden zu ſtreichen, ſo läßt ſich gewiß nichts mit Grund gegen die Heimlichkeit anführen, mit der die Exekution erfolgt iſt. Wenn es ein Akt der alten ſtrafenden Gerechtigkeit war, die da ſpricht: wer Blut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden, ſo war es klug und billig, daraus kein Schauſpiel für die Neugier zu machen. An die Abſchreckungstheorie konnte in dieſem Falle Niemand denken; ja die altvergebrachte Ueberſchrift: „Warnungsanzeige," über der Notification an das Publikum, erſchien Vielen ſchon bedenklich. Denn hier bedurfte es doch keiner Warnung. Ueber die That ſelbſt konnten die Stimmen aller Parteien nur Einer Meinung ſeyn, die freilich mit überwiegender Stärke ſich dahin ausſprach, daß ein ſolcher Verbrecher angemeſſener durch die Vergeſſenheit im Winkel irgend einer entfernten Feſtung, als durch eine feierliche öffentliche Hinrichtung, nach der er ſelbſt trachtete, beſtraft worden wäre. Factiſch iſt die Strafe, welche eingetreten iſt, gewiß die mildere. Sie wurde durch das ſtarre Benehmen des Verbrechers bis zum lezten Augenblick anſcheinend nothwendig, und die höchſte Zuſtimmung nur nach langen Kämpfen errungen. Es leidet keinen Zweifel und dient dem Publikum zur Beruhigung, daß die Anſicht des Königs hierin mit der Mehrzahl deſſelben übereinſtimmte. Wie zweckmäßig die Heimlichkeit und Stille war, beweiſt ſchon der Umſtand, daß trotz der äußerſten Vorſicht gegen hundert Perſonen aus Berlin ſich doch als Zuſchauer eingefunden hatten. Schon das Geraſſel der bewachten Wagen, die aus der Hausvogtei nach dem Brandenburger Thor ſich bewegten, hatte die unwiderſtehliche, ſoll man ſagen diaboliſche Neugier aufgeregt, dem geheimnißvollen Zuge nachzulaufen. Jede öffentliche Hinrichtung, wo man die Manipulation des Henkers ſieht, hat bekanntlich Wirkungen, die der beabſichtigten ganz widerſprechen. Sie weckt die kannibaliſche Rohheit, die im Menſchen ſchlummert. Was war vollends bei dieſer Hinrichtung zu beſorgen, wenn tauſend, oder vielleicht hunderttauſend Zuſchauer ſich um das Blutgerüſt gedrängt hätten!

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 25. Januar 1845.

Die lumpgen Fahnen hängen ärmlich los;
Mars scheint bankrott in ihrem Bettelheer,
Und blickt nur matt durch rostige Visire.
Die Reiter scheinen aufgesteckte Leuchter
Mit Kerzen in der Hand; es hängt der Kopf,
Und schlottert Hüft' und Haut den armen Mähren.

Shakespeare.
Heinrich V.

St. Martins Nachtwache.

(Fortsetzung.)

Die ungewohnte Halsstarrigkeit des Dieners erregte Fürstenwärthers Erstaunen nicht minder, wie seine Galle, und er fragte mit großem Ungestüm: warum ihm nicht gehorcht werde, nachdem er seinen Willen doch so überaus verständlich kund gethan? — „Drum hat er heut schon Brod und Wein gefressen," brummte Daniel. Der Offizier fiel aus den Wolken. „Woher?" fragte er. Der Knecht gab keine Antwort, bis er zum Aeußersten getrieben endlich herausfuhr: „Wenn Sie doch nur nicht gar so wunderfitzig wären! Mein Brod gehört mein, die Leut' seben mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen, und 's gilt gleich, wer selbiges Brod gefressen hat."

„Guter, getreuer Daniel," rief der Freiherr, dem Alten beide Hände auf die Schultern legend und ihm fest in die Augen blickend, „wenn ich dir das vergesse, so will ich . . ." — „Larifari!" unterbrach ihn der, „was Sie dann seyn wollen, reimt sich zu Ihrem Namen wie Stiefel zu Friedrich; ich will's lieber gar nicht hören." Und indem er das Riemenzeug festschnallte, fuhr er, mit dem Braunen redend, fort: „hast du deinen Reiter nicht bei Dresden in die heiße Schlacht getragen? Dort ging's wahrhaftig nicht um Pfeffernüsse. Wo die guten Borsdorfer Aepfel wachsen, schossen wir dem Moreau beide Hinterläufe ab, und fielen so gewaltig über den Schwarzenberg her, daß er gar nicht mehr recht wußte, ob er ein Bub' oder ein Mädel seyn? Dort hast du dich brav gehalten sammt deinem Reiter, mein Bräunle, und der soll kommen, der zu behaupten wagt, er hätt' euch angemerkt, daß ihr zum erstenmal Pulver zu riechen bekamt. Heh, weißt du noch, alte Haut? Und gedenken dir auch noch die Brachfelder von Leipzig, wo es sechs Tage lang nichts als blaue Bohnen regnete? Manch ein flinker Gaul verlernte dort auf den Stoppeln seinen Trab und seinen Galopp, manch ein blanker Reiter ließ Zügel und Biegel fahren. Ihrer viele büßten das Leben ein oder verloren Arm und Bein, ihrer mehr noch warfen Wehr und Waffen weg und ließen ihre Thiere mit Sack und Pack im Stich. Wir aber nicht. Der Herrgott bewahrte unsere heile Haut, und wir bewahrten dem Kaiser Roß und Zeug. An Lederwerk und Waffen fehlte keine Schnalle und keine Schraube, und der Tanz von Hanau fand an dir einen muntern Gast. Für eine so musterhafte Aufführung wär' es wahrlich der schnödeste Lohn und des Herodes Dank, wenn du dich müßtest abstechen lassen wie ein gemeines Stück Rindvieh, um einer Schaar von Gelbschnäbeln eine Suppe zu geben. Nein, nein, mein Brauner, du hast den lieben jungen

Herrn wohlbehalten nach Mainz hereingebracht, du ſollſt ihn auch, ſo Gott will! mit heiler Haut wieder von dannen tragen, und hoffentlich dabei noch Kraft genug in dir ſpüren, in muthwilligen Sprüngen Funken aus dem Pflaſter zu ſchlagen."

Der Freiherr ſchnitt die geſchwätzige Rede plötzlich ab, indem er das inzwiſchen fertig geſattelte Roß aus Stand und Stall in den Hof zog, ſich in den Sattel ſchwang, das muthige Thier einen gewaltigen Satz gegen die Einfahrt machen und quergeſtellt in Sprüngen durch die Gaſſe brauſen ließ, während er ſelbſt mit der rechten Hand den Griff des Säbels faßte, wozu er ſeine guten Gründe hatte; mitten auf dem Weg ſtanden nämlich die Lothringer und einige andere Soldaten mit gezückten Bajonnetten und bitterböſen Geſichtern. — „Gebt Raum, Hallunken!" ſchrie der Reiter; die Fußgänger dagegen: „Nieder mit dem Ariſtokraten!" Den Drohruf auf den Lippen, wichen ſie wohlweislich dem nach allen Seiten mächtig ausſchlagenden Roß aus, um nicht niedergeſchmettert zu werden, und ließen unverſehrt den Reiter durch, der raſch um die nächſte Ecke bog, um dort die ſtürmiſche Gangart zu jenem muntern Schritt zu ermäßigen, welche der Herr Stallmeiſter ſeinen Schülern nie ſattſam empfohlen zu haben glaubt.

„Die armen Schelme dauern mich," ſagte Fürſtenwärther zu ſich ſelbſt, „und der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mit freudigem Herzen ihnen meines Vaters reichgefüllten Speicher öffnen, alle Rinder, Schweine und Schafe ſeiner Stallungen preisgeben würde, um ſie aus der Noth zu retten, ſollt' ich auch darüber ſo arm werden wie ein Abgebrannter. Hunger thut weh, und wenn meine guten Alten daheim zu Meiſſenheim wüßten, wie es dem Karlchen unter dem Volk * ſo hinderlich ergeht, dem Vater würde kein Schoppen, der Mutter ihr Kaffee nicht munden, und die Pfaffenſchnitzel der beſten Martinsgans blieben ihnen unfehlbar in der Kehle ſtecken. Gott gebe, daß ſie von meiner Noth nichts ahnen und ſich wacker ſchmecken laſſen, was ihnen beſcheert iſt."

Mit dem Gedanken an den ehrwürdigen Vater und die treue Mutter beſchäftigt, und voll mitleidiger Theilnahme für die ihm wohlbekannte Beſorgniß der Beiden um ſein Wohl, erreichte er den Waffenplatz, woſelbſt die ſich zur Muſterung ſammelnden Schaaren wahrlich nicht den freudigſtolzen Anblick darboten, deſſen das jüngere Geſchlecht unſerer Tage bei ſolchen Anläſſen gewohnt iſt. Zerriſſen wie arme Seelen aus Lord Byrons Dichterſchule, flatterten die Banner, hingen die grauen Mäntel, verſchoſſen wie zerſchoſſen, klafften faſt ſohlenlos die Schuhe, und ſchier jeder einzelne Mann war ein leibhaftiges Ebenbild des Elends und der Verzweiflung. Troſtlos lebensmüde, und zwar wo möglich in noch höherm Grade als die Leute ſelbſt, ſchauten auch die wenigen Pferde drein, die mindeſtens ſo viel Muth übrig behalten, ſich einzubilden, ſie ſpürten noch ein Fünkchen Leben in ſich. Inmitten dieſer, nur nothdürftig von der Haut bedeckten Gerippe nahm Fürſtenwärthers Roß ſich aus, wie etwa ein bayeriſcher Bierbrauer ſich unter Leinenwebern, den Fellah's der ſchleſiſchen Paſchaliks, ausnehmen würde, und es bedurfte wahrlich aller Theilnahme eines treuherzigen Gemüthes, um in dem Reiter des ſtattlichen Thieres auch nicht die leiſeſte Regung von Stolz aufkommen zu laſſen. Doch wenn der Stolz ſich hätte regen wollen, wie bald würd' ihn die Ausſicht auf den Jammer der Zukunft zum Schweigen gebracht haben, und mehr noch vielleicht die unverhehlte Lüſternheit, mit welcher die Blicke der hohlwangigen Krieger in den runden Formen des Braunen ſehnſüchtig ſchwelgten.

(Schluß folgt.)

* Am linken Rheinufer ſagt man noch häufig Volk für Kriegsvolk.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Ich ſchlug an einem vom herrlichſten Wetter begünſtigten Tage den Weg nach dem nur eine Stunde von Clermont entfernten Royat ein. Sobald man Clermont verlaſſen hat, ſieht man das Dorf Chamalières am äußerſten Saume der ſchmalen Ebene vor ſich, welche auf der Weſtſeite der Stadt dieſe von der an ihr vorüberſtreichenden Gebirgskette des Puy de Dôme trennt. Der ſich hier um uns ausbreitende Theil der Ebene iſt mit vortrefflich beſtellten Gemüſefeldern bedeckt, welche ergiebig genug ſind, nicht nur den Markt von Clermont, ſondern auch mehrere der angrenzenden Departements zu verſehen. Die Nützlichkeit dieſes großen Gemüſegartens tröſtet den egoiſtiſchen Touriſten weder über die den Weg nach Chamelières begleitenden Düngerhaufen, noch über die Abweſenheit allen Schattens und einen dem entſprechenden entſetzlichen Staub.

Ueber die Sphäre dieſer nächſtgelegenen Unannehmlichkeiten hinaus aber hat man ein köſtliches Bild vor ſich. Im Vordergrunde blickt Chamalières aus einem Dickicht von Nußbäumen, Pappeln und Erlen hervor, während ſich neben dem Oertchen reich bewäſſerte und deßhalb ſelbſt in der heißeſten Jahrszeit herrlich grünende Wieſen hinbreiten. Hinter dem Dorfe erheben ſich die Höhen, welche die erſte Stufe des das Thalbecken von Clermont bildenden Gebirges ſind. Die ſanften Hänge

dieſer Hügel ſind mit Weinbergen, Obſtbäumen, Landhäuſern und kleinen Gehölzen geſchmückt. Aus dieſer üppigen Vegetation ſteigen dann, weiter rückwärts gelegen und durch den Kontraſt noch öder und trauriger, die Abfälle der Hochebene an, auf welcher die ſonderbar geformten und als iſolirte Kuppen an einander gedrängten Maſſen des Puy de Dôme und ſeiner Nachbarn, gleich gekoppelten Säulen auf einem gemeinſchaftlichen Sockel daſtehen. An den ſchroffen und unter vulkaniſchen Trümmern verſchwindenden Flanken jener Vorberge ſprießt kaum ſpärliches Gras; hie und da aber dringt durch dieſe unbelebte und ſtarre Mittelregion des Gebirges eine Schlucht bis in das Eingeweide des leztern ein und aus ihrer, den umliegenden Quellen als Leitung dienenden Tiefe drängt ein Wald ſich nach dem Tageslichte empor, ſteigen Weideſtrecken an weniger unfruchtbaren Abhängen hinauf oder ſchimmern die Dächer eines Dorfes hervor. Uns zur Linken erhebt ſich der Puy de Montaudoux mit ſeinem aus einer begraſten Oberfläche plözlich hervorbrechenden ſchwarzem Baſaltgipfel; über ihn ragt als Nachbar der Snavenoire hinaus, ein mächtiger, aus rothen und ſchwarzen vulkaniſchen Schlacken und eben ſolchem Sande aufgethürmte Berg. Um ſeinen Fuß zieht ſich das Thal von Royat, unſer Reiſeziel, hin; aber die Erhebung der Sohle des leztern über die Ebene geſtattet uns für jezt kaum, mit unſern Blicken in ſeine Anfänge einzudringen.

Enger und tiefer eingeſchnitten öffnet ſich etwas weiter rechts die Schlucht von Prudelles, in welcher die beſterhaltene römiſche Straße hinaufführt, welche ich geſehen, ein Pflaſter, das noch heute unerſchüttert den Bauern der in dieſer Richtung gelegenen Dörfer des Gebirges als Fahrweg dient. Leicht findet der Fremde auch ohne Führer dieſen durch ſolche Reſte der Vorzeit claſſiſchen Paß auf; denn oben auf einem der hohen und ſchroff abgegrenzten Ränder deſſelben liegt, als Wahrzeichen Meilen weit ſichtbar, die ſogenannte „coulée de Prudelles,“ ein im Profil das Bild einer rieſenhaften ſchwarzen Mauer darbietender Baſaltſtrom. Ueber dieſe für Maler und Naturforſcher gleich intereſſante Felſenmaſſe hinaus aber ſieht man in der Ferne den Puy de Dôme ſein kegelförmiges Haupt, als erhabenen Hintergrund, nach den Wolken emporſtrecken. — Alle dieſe in der Beſchreibung ſo vereinzelten Elemente bilden, in Einen Blick zuſammengefaßt, namentlich bei günſtiger Beleuchtung, ein wahrhaft hinreißendes Gemälde.

Ich darf dich nicht an dem auf unſerm Wege liegenden Chamalières vorüberführen, ohne dich auf Montjoli, ein am Eingange des Dorfes auf einer mäßigen Höhe liegendes Landhaus, aufmerkſam zu machen. Daſſelbe iſt von einem kleinen Park umgeben, in welchem der berühmte Le Nôtre, Hofgärtner Ludwigs XIV. durch ſinnige Verbindung von ſchattigen Alleen und ſonnigen Blumenbeeten, von Felſen und Gebüſch, von Wieſen und Springbrunnen, Terraſſen und Lauben zu einem harmoniſchen Ganzen, ſeinen Ruf als Schöpfer der Gartenkunſt in Frankreich auf glänzende Weiſe bewährt hat.

Wahrhaft bezaubernd iſt die Ausſicht, deren man von mehreren Punkten des Parks von Montjoli aus auf die amphitheatraliſch um ihren Hügel ſich aufbauende und von ihrer impoſanten Cathedrale weit überragte Stadt, dann auf die in ſolcher Nähe mit allen Einzelnheiten ihres Schmucks vor dem Auge ſich entwickelnde Bucht von Clermont, auf die mit Reben bekränzten Höhen zur Rechten und Linken, und endlich auf die in unſterblicher Jugend und Schönheit glänzende Ebene der Limagne genießt. Spotte nicht zu ſehr über den mir hier entſchlüpfenden, einigermaßen hyperboliſchen Ausdruck; ſchwärmte doch ſchon der im vierten Jahrhundert lebende römiſche Senator und ſpätere Biſchof der Auvergne, Sidonius Apollinaris, in ſeinen Dichtungen für die Limagne, und rief doch der wahrſcheinlich viel poſitivere König Childebert, als er ſie während eines die Umſicht verhindernden Nebels durchzog, ſehnſüchtig aus: „O möchte ich doch vor meinem Tode noch die Limagne der Arverner ſehen, die in der Anmuth ſo hohen Reizes ſtrahlt!“ * Zu meiner Rechtfertigung führe ich außerdem noch an, daß König Childebert ſich damals nur an der Spitze eines Heeres befand, ich aber heute die Ausſicht auf die Limagne an der Seite einer der liebenswürdigſten Frauen von Clermont, der Baronin von C., bewunderte, welche die Güte hatte, ſelbſt meine Führerin durch die reizenden Umgebungen der ihrer Familie gehörenden Villa zu ſeyn.

Du kannſt dich wenigſtens nicht über den Wechſel der Gegenſtände in meinen Briefen beklagen, wenn ich dir, unmittelbar nach meinem enthuſiaſtiſchen Lobe einer ſchönen Fernſicht, erkläre, was ein étouffis iſt. Auf einer Reiſe liegen die Diſparaten oft gar dicht neben einander gereiht, und die Beſchreibung, welche das treue Abbild der erſtern ſeyn ſoll, gewinnt vielleicht nur an Leben und Wahrheit, wenn ſie ſich von dem äſthetiſchen Geſetze der Vermeidung zu ſchroffer Uebergänge losſagt und der Wirklichkeit in das Reich der Contraſte folgt.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Velim Arvernam Lemanem, quae tantae jucunditatis gratia refulgere dicitur, oculis cernere. Gregor. Tur. hist. lib. 5. cap. 9.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Tſchech. — Verein für das Arbeiterwohl.

Schon die Betrachtungen, die man jezt hört, ſind für das Humanitätsgefühl nicht erfreulich. Dem Pöbel iſt es von großer Wichtigkeit, daß der Verbrecher bis zulezt eine Cigarre geraucht, wie er ſich das Halstuch ſelbſt abgeknüpft, wie er mit dem Scharfrichter geſprochen, auch wie der Rumpf, nach den gewöhnlichen Erfahrungen bei Hingerichteten, noch furchtbar krampfhafte Bewegungen gemacht habe. Mehr oder minder fabelhafte Gerüchte ſind im Umlauf von ſeinen lezten Geſprächen im Wagen, von den ihm von den verſchiedenſten Perſonen gemachten Vorſtellungen, um Gnade zu bitten, oder nur Reue zu zeigen, von dem Beſuch ſeiner Tochter, die er zuerſt nicht ſehen wollte, mit der er aber nachher ein geheimes Geſpräch geführt, welches für das Mädchen von unglücklichen Folgen geweſen ſey. Man kann ſich nicht verhehlen, daß Tſchech dadurch etwas erreicht hat, worauf er nach der ſo laut gewordenen Volksſtimme gleich nach ſeiner fluchwürdigen That keinen Anſpruch mehr hatte, nicht gerade Mitleid oder Theilnahme, aber eine Aufmerkſamkeit und Bedeutung, die ihm und ſeiner That zu entziehen die Aufgabe der Klugheit geweſen wäre. Das Beil iſt gefallen und ein neues Geheimniß über den Zuſammenhang der That und ihrer Motive gebreitet. Die Akten dürften ſchwerlich in den nächſten Decennien zur Kenntniß des Publikums, oder auch nur der Wiſſenſchaft kommen. Aber die Kinder auf der Straße ſpielten ſchon am Nachmittage Hinrichtung. Sie ſangen Lieder, nichts weniger als politiſch verfängliche, aber mit ſarkaſtiſchen Bemerkungen. Man ſolle Tſchechs That ſich zur Warnung gereichen laſſen und — keinem Bürgermeiſter trauen! Auch das wäre vermieden worden.

Der Lokalverein für das Arbeiterwohl, von deſſen erſtem Zuſammentreten ich Ihnen neulich ſchrieb, iſt inzwiſchen zu einem Gegenſtande der lebhafteſten Discuſſion geworden, mündlich und in den Zeitungen. Man verglich die Debatten der erſten conſtituirenden Verſammlung einem polniſchen Reichstage und hat mit Grund daran getadelt, daß diejenigen, welche ſich vorweg an die Spize geſtellt, nicht auch gewiſſe Grundſäze, wenigſtens über die Berechtigung zum Beitritt, vorweg feſtgeſtellt haben, wodurch eine koſtbare Zeit verſchwendet worden ſey, um ſich über Dinge zu verſtändigen, die ſich von ſelbſt verſtehen. Wenn dieſe Grundſäze falſch geweſen, oder nicht beliebt worden wären, ſo hätten ſie leicht durch die conſtituirende Verſammlung verworfen oder modificirt werden können. Aber irgend etwas hätte doch ſchon im Voraus da ſeyn müſſen, wenn kein Fußſchemel oder Teppich, doch ein Sandboden, auf den man die Füße ſezen kann. So haben die Berathungen unglücklicherweiſe ab ovo anfangen müſſen, und während Einige ſich bemühn, zu beweiſen, daß 2 mal 2 gleich 4 iſt, haben Andere Fragen aufgeſtellt, wie ob der Pythagoräiſche Lehrſaz ſich nicht anders beweiſen laſſe, als es Euklid gethan, oder gar verſucht, die Zahl der Sterne zu berechnen. Durch dieſen Vorfehler ſey eine Verſtändigung unmöglich geworden. Aber man bedenkt nicht, daß wir ſehr jung in allen Dingen ſind, wo über das Gemeinwohl gemeinſchaftlich berathen werden ſoll, und viel lernen müſſen. Das Gezänk in der Verſammlung, die Berichte nachher in den Zeitungen, die Berichtigungen derſelben, die Repliken und Dupliken haben in dem Publikum, welches Ruhe für die erſte Bürgerpflicht hält, ein Mißtrauen erregt, insbeſondere um deßwillen, weil mehrere Literaten ſich hier beſonders hervorgethan. „Was ſoll denn da herauskommen, heißt es, wenn ſie ihre unpraktiſchen Theorien auch in dieſe Angelegenheit miſchen, und die Gelegenheit vom Zaune brechen, ſich hören zu laſſen? Es iſt ja erſichtlich, daß die Armen und ihre Noth ſie nicht ſo nahe angehen, daß ſie ſich nur freuen, in der Armuth einen Anlaß zu finden, Reden zu halten, die ſonſt Niemand gehört hätte." Und wenn es ſo wäre, wäre es denn nicht ſchon ein Vortheil, ein Fortſchritt, wenn, die nur ſchreiben konnten, nun auch reden lernten? Ja, wenn auch nur dieß erreicht würde, wäre die Sache ſchon des Beſtehens werth. Ruhigere Beobachter, auch conſervativen Sinnes, die aber nicht die Ruhe für die erſte Bürgerpflicht halten, glauben in dieſen Vereinen eine ſehr nüzliche Schule zu erblicken, wo die überſprudelnde Kraft der jungen Theoretiker durch Reibung und Widerſtand in ihre natürlichen Schranken gewieſen würde. Ein älterer Staatsbeamter äußerte, er wünſche, das die Junghegelianer aller Claſſen daran Theil nähmen. „Es iſt vortrefflich, wenn die, welche den Staat aus dem Begriff von vornen conſtruiren wollen, bei den Armen den Anfang machen. Hier iſt aus Nichts etwas zu ſchaffen. Da laſſe man ſie ungeſtört wirken, ja man begünſtige ſie. Denn gerade durch dieſe Thätigkeit werden ſie gewizigt werden, und das Lehrgeld, welches ſie zahlen müſſen, erſpart der Regierung Verbote und Berichtigungsſchriftſteller, die nichts wirken." Durch die That muß die Idee widerlegt werden. In einer ſolchen Verſammlung wird es nicht an Mutterwiz fehlen, und dieſer geißelt am beſten unpraktiſche Ideen. Und, auf der andern Seite, warum ſollte man nicht hoffen, daß auf dieſe Weiſe noch etwas Tüchtiges, eine poſitive Schöpferkraft durch die Reibung mit der nächſten Wirklichkeit, ſtatt der negativen hervorgehe? Allen dieſen, die wir Idealiſten, Theoretiker, oder gar Deſtructive nennen, iſt nirgends die Gelegenheit geboten, ſich thätig in irgend einer adminiſtrativen Branche zu zeigen. Hier wird ſie ihnen gegeben, auf einem nicht gefährlichen Felde. Wohlan, laßt ſie dort walten und beweiſen, daß ſie etwas können." Wir hoffen, daß Anſichten dieſer Art über die engherzigen Rückſichten, welche ſich vor jeder Bewegung ſcheuen, den Sieg davon tragen werden. In ſo fern wenigſtens iſt die Beſorgniß verſcheucht, als in der Verſammlung keine ſocialiſtiſchen Stimmen laut wurden. Man hat nur die Armuth als eine Thatſache anerkannt, welcher man abhelfen müſſe, und die Frage der abſoluten Berechtigung unerörtert gelaſſen. Was das mit vieler Mühe zu Stande gekommene Comité vorbringen wird, darüber verlautet noch nichts. Eines der Mitglieder, der Stadtrath Benda, ein rüſtiger Kämpfer für das Vorwärts, Demokrat, preußiſcher Patriot aus alter Zeit, Original und Schriftſteller über viele populäre und nicht populäre Dinge, hat mit einigem Eclat ſeinen Austritt bekannt gemacht, weil er ſich mit dieſen Grundſäzen nicht einverſtanden erklären könne. Was nun dieſe und was ſeine Grundſäze ſind, iſt dem großen Publikum unbekannt, und nur aus auswärtigen Zeitungen erfährt man, daß es ſich um 10 Silbergroſchen oder 1 Thaler handle. Nämlich die Demokraten forderten als Bedingung zum Beitritt die Erlegung der erſten, die Ariſtokraten die der lezten Summe. Hoffentlich beruht dieß auf einem Mißverſtändniß und das Comité iſt wenigſtens über dieſe Vorbedingungen ſchon hinweg.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 4.

Sonnabend, 25. Januar 1845.

[14] **Neueste Gesangwerke**

aus dem Verlage der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

So eben sind bei uns erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Chorāle, 136 vierstimmige, für den Männer-Gesang, von Kocher, Silcher und Frech. Zum Gebrauche für Seminarien, Gymnasien, Lehrer-Gesangvereine, Liederkränze etc. etc., 8., brochirt, Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.

Der sehr billige Subscriptionspreis dauert nur noch bis Ostern 1845. Auf je 10 Exemplare wird das 11te gratis abgegeben.

Silcher, Fr., Gesänge für die Jugend. 48 Kinderlieder für Schule und Haus. 2-, 3- und 4stimmig componirt. Heft 1—4. Zweite Aufl., broch., Ladenpreis 48 kr. od. 12 gGr.

Parthiepreis bei mindestens 25 Exemplaren à 36 kr. oder 9 gGr. Jedes Heft wird auch einzeln abgegeben.

— — Zwölf Kinderlieder für Schule und Haus. 2- und 3stimmig componirt. 2s Heft. Zweite Auflage. à 12 kr. oder 3 gGr.

Parthiepreis bei mindestens 25 Exemplaren à 9 kr. oder 2¼ gGr. Sind bereits in vielen tausend Exemplaren verbreitet.

— — Zwölf Volkslieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt. 7 Hefte, theils in 3r, theils in 2r Auflage, 4., complet 8 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

— — Tübinger Liedertafel. Chöre und Quartette für Männerstimmen. 3 Hefte. Zweite Aufl. 4., complet 4 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 20 gGr.

Von beiden Werken wird auch jedes Heft einzeln abgegeben. Die darin enthaltenen Gesänge sind bereits so bekannt, dass sie unserer Empfehlung nicht bedürfen.

---

[7] Durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

Die Tänze und Märsche des K. K. Oesterreichischen Kapellmeisters (gegenwärtig in Berlin)

Johann Gung'l

machen jetzt Furore, nämlich:

Mädchenträume, Walzer f. Orch. 1¾ Thlr., für Piano 12½ Sgr.

Ein Sträusschen, Walzer f. Orch. 1½ Thlr., für Piano 12½ Sgr.

Ungarischer Marsch für Orch. 1 Thlr., für Piano 5 Sgr.

Catharinen-Polka. Souvenir-Polka f. Orch. 1 Thlr., f. Piano à 5 Sgr.

Vorwärts! Marsch für Orch. ¾ Thlr., für Piano 5 Sgr.

Kriegerslust, Oberländer, Sirenengalop, Hyacinthen-Polka und Ungarischer Marsch von Jos. Gung'l als Rondos f. Piano von Damke à 5—10 Sgr., empfehlen angelegentlichst, sie erwiesen sich beim Unterricht nützlich.

Döhler, 5 Polkas originales. Op. 56., p. Piano à 12½ Sgr., p. l'Orch. à ⅔ Thlr.

Conradi. 2 Zigeuner-Polkas f. Orch. à 25 Sgr. und 1 Thlr., für Piano à 5 Sgr.

— Es lebe der König! 2 Märsche f. Piano 5 Sgr., für Orch. 1 Thlr.

Hert'l. Modenspiegel-Walzer f. Orch. 1 Thlr., für Piano 12½ Sgr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[12] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Gefahren und Abwehren der Ruthardtschen Methode

für den Unterricht in der lateinischen Sprache. Von Dr. J. N. Köne, Gymnasial-Oberlehrer zu Münster, und Mitglied des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens.

Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Der in der lateinischen Sprachwissenschaft rühmlich bekannte Herr Verfasser hat in obiger Schrift überzeugend dargethan, daß die Einführung der Ruthardtschen Methode, weil dieselbe von keinem doctrinellen Principe ausgehe, sehr verderblich seyn würde, und sodann auf einige in der alten Methode herrschende Uebelstände hingewiesen und in deren Beseitigung eine feste Wehre wider die gefährliche Lehrart gefunden. Die vieljährigen, aus dem Leben der Schule geschöpften, für die alte und wider die vorgeblich neue Methode, in dieser Schrift vorgebrachten Erfahrungen sind so mannigfaltig und lehrreich, daß diese Schrift nicht allein jedem zunächst betheiligten Schulmanne, sondern auch den Eltern, deren Söhne das Gymnasium besuchen oder noch besuchen sollen, auf das dringendste empfohlen werden muß.

Münster, im Nov. 1844.

Friedr. Regensberg.

---

[17] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1844.

Größere Aufsätze.

Rückblicke. Einleitung. Maghreb. Arabien und seine Nebenländer. Türkei. Der Kaukasus. Persien, Buchara, Indien. Die Engländer in Asien. Die Sklavenfrage. Die schwarze Race in Amerika. Nordamerika. Mittel- und Südamerika. Bewegungen in der Südsee. Das englische Colo-

nialweſen. England. Die romaniſchen Völker. Die germaniſchen Völker. Niederland. Skandinavien. Die ſlaviſchen Völker. Schluß. — Reiſebriefe aus Spanien. I. II. III. IV. — Etwas über italieniſche Belletriſtik. — Die Souffriere auf St. Lucia. — Aus Johnſons: Tour in Ireland. — Caraccas. — Der Süßwaſſerſee in Südafrika. — Briefe über die Porter Naturforſcherverſammlung. IV. V. VI. Nachtrag. — Der Canton- oder Tigerfluß. — Coſenza. — Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der walachiſchen Literatur. — Latkins Reiſe im Petſchoragebiet. — Etwas über Mollusken. — Die Karagös und die Kaffeehausſängerinnen in Algier. — Der Menſchentiger in Indien. — Zuſammenhang des Mondesumlaufes mit den atmoſphäriſchen Störungen. — Der Handel mit Theaterbilleten in Paris. — Mongolenlieder. — Die Pagoden von Ramiſur. — Die algieriſchen Juden. — Ueber die Kurgane. Erſter Artikel. Zweiter Artikel. — Die Indianer unter der Hudſonsbay-Compagnie. — Reggio und ſeine Umgebungen. — Volterra und ſeine Umgebungen. — Das Durga-Pudſcha-Feſt in Indien. — Alterthümer in Meſopotamien und Perſien. — Die Städteverwaltung Centralaſiens.

Kleinere Mittheilungen.

Die Bettler in Mittelaſien. — Gallordmiſches Basrelief. — Das Herz auf dem unrechten Fleck. — Eine merkwürdige Höhle in Südafrika. — Herausgabe von Richelieu's Briefwechſel. — Der Reiſende Ochoa. — Chineſiſcher Granit in England. — Der älteſte Holzſchnitt. — Antiquariſches aus Algier. — Tabakverkauf der franzöſiſchen Regierung. — Schlechte Erwartung vom Theebau in Aſſam. — Neue Unternehmung gegen Borneo. — Phosphorescenz im Regenwaſſer. — Das Abnehmen der Indianerbevölkerung in Guiana. — Beſchiffung des Kuran. — Die Baumpflanzſchulen in Algier. — Zwei Märtyrer in Cirta. — Erſte Sitzung der ſyroägyptiſchen Geſellſchaft in London. — The jewiſh Chronicle. — Mehemed-Ali-Abad. — Ungeheurer Ertrag eines Goldſandlagers in Sibirien. — Die Colonie Mettray. — Schwere Lokalabgaben in England. — Unglaublich wohlfeiles Reiſen in England. — Verbeſſerte Stahlfedern. — Einwanderung in Nordamerika aus England. — Darſtellung des Drachenfeſtes in England. — Unkoſten des Hoſenbandordens. — Lieutenant Ruxtons Reiſe nach dem Oranjefluſſe. — Die Abteikirche St. Julien zu Tours. — Ein ehemaliger Arm des Jaxartes. — Die Cederholzjäger in Auſtralien. — Sonderbare Gräber im Departement Haute Vienne. — Das Gemälde der Schlacht von Iſly. — Die Juden in Algier. — Einwanderung in Algier. — Penſionsanſtalt für Arbeiter. — Denkmal Parmentiers. — Die Rothſchilds excommunicirt. — Eiſenbahnarbeiten für die nächſte Parlamentsſeſſion. — Schenkungen für die freie Kirche in Schottland.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche reſp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Ueber Vermögen
und
Sicherheit des Beſitzes.
Geſpräche
zwiſchen
dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 6 Gr.

Der Herr Verfaſſer läßt in dieſem originellen Buch durch perſönliche Repräſentation die drei Hauptelemente des Staates über Eigenthum und Beſitz ſich in abweichenden Meinungen ergehen, und gibt ein treffendes Bild jener Gegenſätze, die ſich in unſrer Zeit ſtaatsökonomiſch geltend zu machen ſuchen. In dialogiſcher Form tauſchen die Regierungsgewalt, der Grundbeſitz und der Handelsſtand ihre Anſichten über den Urſprung und Fortgang des Nationalreichthums aus, über die drückendſten Laſten, die beſonders das unbewegliche Eigenthum in ſeiner Ergiebigkeit hindern, über Staatsſchuldenweſen und eine Reihe von Fragen, die mehr oder weniger wirklich hieher gehören oder durch geſchickte Seitendiverſionen des dialektiſch feingebildeten Herrn Verfaſſers mitherangezogen werden. Wir ſind überzeugt, daß dieſes intereſſante Werk ſeinen Zweck, populäre Anregung, lebenvolle Entfeſſelung einer ſtarren Wiſſenſchaftsfrage, unmittelbaren Hinweis auf die wirklich vorhandenen Uebelſtände, Wünſche und Hoffnungen nicht verfehlen wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Statiſtiſche
Ueberſicht der Bevölkerung
der
öſterreichiſchen Monarchie
nach den Ergebniſſen der Jahre 1834 bis 1840.

Dargeſtellt
von
Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabſchnitte des Inhalts.

Erſte Abtheilung.
Bewegung der Bevölkerung.

Einleitung.
Erſter Abſchnitt. Die Bevölkerung nach der Anzahl beider Geſchlechter, des Militärs und ihre Vertheilung nach dem Flächeninhalte.
Zweiter Abſchnitt. Das Verhältniß der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuſer und Familien zum Flächeninhalte.
Dritter Abſchnitt. Bevölkerung nach der Religionsverſchiedenheit.
Vierter Abſchnitt. Anzahl und Verhältniß der Geburten in ihren verſchiedenen Beziehungen.
Fünfter Abſchnitt. Anzahl und Verhältniß der Trauungen in ihren verſchiedenen Beziehungen.
Sechster Abſchnitt. Anzahl und Verhältniß der Sterbefälle in ihren verſchiedenen Beziehungen.

Zweite Abtheilung.
Stand und Beſchäftigung der Bevölkerung.

Siebenter Abſchnitt. Hauptüberſicht der verſchiedenen Kategorien und Beſchäftigungen im Jahre 1854 und 1857.
Achter Abſchnitt. Geiſtlichkeit.
Neunter Abſchnitt. Beamte.
Zehnter Abſchnitt. Das Militär.
Eilfter Abſchnitt. Gewerbe und andere beſondere Beſchäftigungen.
Zwölfter Abſchnitt. Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanſtalten.
Nachtrag. Summariſche Ueberſichten der Bevölkerung im Jahre 1840. 1) Wohnorte, Häuſer und Familien. 2) Bevölkerung nach dem Geſchlechte, des Militärs und ihrer Vertheilung nach dem Flächeninhalte. 3) Geburten. 4) Trauungen. 5) Sterbefälle. 6) Ein- und Auswanderungen. 7) Bevölkerung nach der Religionsverſchiedenheit. 8) Nachweiſung der in militäriſcher Hinſicht klaſſificirten männlichen Bevölkerung in den der Militärconſcription unterliegenden Provinzen. 9) Geiſtliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, Handwerker und Künſtler, Bauern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[20] # Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bände. 8. 1823—1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

8. (1818.) 12 gGr. oder 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung.

8. 1818. 16 gGr. oder 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822—1827.) 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. oder 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl.
II. Band. Aristokratie. 2te Auflage. 1835. 2 Rthlr. oder 3 fl.
III. Band. Demokratie. 2te Auflage. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 3 fl. 36 kr.
IV. Band. Politie oder der Staaten Verfassungen. 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. Freundschaft und Liebe. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wörterbuch der Mnemotechnik,

nach eignem Systeme.

Von

Carl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

8°. Velinpapier broch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Nach der vom Verfasser in seinem Lehrbuch der Mnemotechnik aufgestellten Theorie, werden die bis in die neueste Zeit fortgepflanzten materialen Ansichten der scholastischen Philosophen von der Natur des Gedächtnisses und dessen Funktionen gänzlich verworfen, und das Gedächtniss nicht als besonderes Geistesvermögen, sondern als eine blosse Form des Denkens betrachtet. — Der vergleichende Verstand, der Scharfsinn, der Witz u. s. w. sind die Hebel, die hier beim Behalten in Contribution gesetzt werden. An der Stelle der todten, mechanischen, auf bloss äusserer Anschauung beruhenden Gedächtnissoperationen, tritt das lebendige, allein durch die Reflexion vermittelte Auffassen, so dass die Gedächtnissübungen in Denkübungen verwandelt werden. — Dass das Princip dieser Theorie in seiner Anwendung zu Resultaten zu führen vermag, welche, mit denen verglichen, die auf gewöhnlichem Wege erzielt werden, unglaublich scheinen, dafür hat der Verfasser bereits die unwiderleglichsten Beweise geliefert. — Das gegenwärtige Wörterbuch aber fördert die Uebertragbarkeit und die schnelle praktische Anwendung des Verfahrens dergestalt, dass selbst die übertriebensten Erwartungen werden übertroffen werden. — Denn durch Hülfe dieses Wörterbuchs wird man z. B. im Stande seyn, wenn die Substitutionen gesucht sind, in Zeit von einem Tage sich Tausend chronologische Daten anzueignen. Und statt dass ein solches Studium die Kraft und Energie des Geistes schwäche, trägt es vielmehr dazu bei die Volubilität aller Geistesvermögen auf eine auffallende Weise zu steigern. — (Cfr. Preussische Staatszeitung 11. Nov. 1843.)

Das Wörterbuch enthält mehr als 120,000 numerische Substitutionen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Württemberg

übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

Zweite Auflage

vermehrt mit Zusätzen und Anmerkungen

von

Theodor Mögling.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Die erste nicht kleine Auflage wurde in wenigen Jahren vergriffen und wiederholte Nachfragen machten eine neue Auflage nothwendig, welche durch Zusätze und Anmerkungen, wie Praxis und Erfahrung in Württemberg sie an die Hand geben, bedeutend vermehrt worden ist. Die deutschen Bearbeiter durften mit Recht in der Vorrede die Vorzüge ihrer Bearbeitung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unparteiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschichte der intellektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoren Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Biographischer und juristischer Nachlaß

von

Dr. Karl Salomo Zachariä von Lingenthal.

Herausgegeben

von dessen Sohne

Dr. K. E. Zachariä von Lingenthal.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt: Erste Abtheilung. **Biographisches.** I. Autobiographie vom Jahre 1825. II. Nachtrag von dem Herausgeber. 1) Ein Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen. 2) Ein von demselben verfaßter Dialog über die Phrenologie. — Zweite Abtheilung. **Juristisches.** I. Ueber das Staats-Kirchenrecht der Staaten des rheinischen Bundes. II. Ueber den Begriff des öffentlichen Rechts und den des Privatrechts. III. Von dem Verpflichtungsgrunde der Rechtsgewohnheiten. IV. Das deutsche Recht, eine Quelle des gemeinen katholischen Kirchenrechts. V. Das Recht der katholischen Kirche ist auch in dem Sinne ein deutsches Recht, daß es auf den sittlichen Zustand der Völker deutschen Ursprungs im Mittelalter besonders berechnet war. VI. War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiftern unterworfen? VII. Noch ein Beitrag zu der Lehre von den nicht standesmäßigen Ehen des hohen teutschen Adels. VIII. Einige Bemerkungen, welche die Stiftung eines Familienfideikommisses betreffen. IX. Ueber die Lehnsfolge in die Fuldaischen Lehne. X. Ueber die Frage: Kann der Verleger einer Druckschrift sein Verlagsrecht ohne Zustimmung des Verfassers veräußern? XI. Ueber das Recht des Staates, Handlungen, die bloß unsittlich sind, zu bestrafen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 27. Januar 1845.

— Spiritûs letales, aut scrobibus emissi, aut ipso loci situ mortiferi.

Plinius.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

In und um Clermont, auf dieſem einſt durch hunderte von Vulkanen durch einander geworfenen Boden, gibt es Keller, welche durch die ſich darin entwickelnden mephitiſchen Ausdünſtungen an die berühmte Hundsgrotte am See Agnano bei Neapel erinnern; Keller, in deren Dunſtkreiſe das Feuer erliſcht und ſelbſt das Leben der athmenden Geſchöpfe gefährdet wird. Solche Keller nun werden hier zu Lande „étouffis“ genannt. Einen derſelben ſehen wir unter einem in den Park von Montjoli hereintretenden Baſaltlager; ein anderer gehört zu einer etwas weiter aufwärts im Thale befindlichen Mühle. — Dergleichen Ausſtrömungen von Gas aus der eine feſte Fläche zeigenden Erde ſind eine Erſcheinung, welcher die noch immer über die Erſcheinung verbreitete Dunkelheit ein um ſo höheres Intereſſe leiht. Bald entwickeln ſie ſich in Bergwerken als „böſe Wetter,“ bald zeigen ſie ſich als brennende Quellen, bald als ſogenannte Solfataren, jene aus faſt erloſchenen Vulkanen aufſteigenden, mit Waſſerdämpfen vermiſchten und Schwefel abſondernden Gasſtröme; endlich finden wir ſie, wie bei Clermont, auf vulkaniſchem Terrain, beſonders als Ergießungen kohlenſaurer Luft.

Einer der mephitiſchen Keller, von denen ich eben ſprach, iſt in ſeiner gefährlichſten Strecke verſchüttet worden; derjenige, welcher, wie geſagt, zu einer Mühle oberhalb Montjoli gehört, dient noch jezt zu Aufbewahrung des Weins; doch hält ſich dieſer darin nicht über ſechs Monate. Das Gas iſt ſchwerer als die atmoſphäriſche Luft und bildet daher eine ſich auf dem Fußboden der Räume anhäufende Schicht; da dieſe aber nicht Manneshöhe erreicht, ſo können die Keller unter der Vorausſetzung benuzt werden, daß man ſich während des Aufenthalts darin nicht bückt. Doch iſt dieſe Vorſichtsmaßregel nicht immer ausreichend; das Gas, welches bei kaltem und feuchtem Wetter ſich höchſt friedfertig beweiſt, oder ganz verſchwindet, gewinnt bei großer Hitze und namentlich bei Gewitterluft ſo außerordentlich an Kraft und Ausdehnung, daß die davon heimgeſuchten Souterrains ſehr gefährlich werden. Die Eigner derſelben laufen daher immer, wenn ſie Wein holen wollen, hinein, ſetzen, ohne ſich aufzuhalten, einen Topf unter das Faß, kehren an die Thüre zurück und warten dort, bis das Gefäß gefüllt iſt, um es in derſelben Weiſe, wie ſie es hingeſtellt, wieder abzuholen; dennoch ſind Unfälle nicht ſelten.

Der Mephitismus in den Kellern bei Clermont hängt offenbar mit den Mineralquellen zuſammen, die hier dicht unter dem Boden ſtrömen. Kaum eine Viertelſtunde von den Kellern entfernt, aufwärts im

Thale, kommt eine heiße, an Kohlenſäure überaus reiche Quelle zu Tage, und höchſtens zehn Minuten Wegs unterwärts von Montjoli, zwiſchen dieſer Villa und Clermont, iſt ebenfalls, vor ganz kurzer Zeit erſt, eine Mineralquelle aufgefunden worden, aus welcher ſich eine ſolche Menge kohlenſauren Gaſes entwickelt, daß man von einem elektriſchen Schlage getroffen zu werden glaubt, wenn man dem Punkte, wo ſie hervorſprudelt, das Geſicht nähert und zu athmen verſucht. — Ich bin neulich in Pontgibaud, einer fünf Stunden von Clermont entlegenen kleinen Stadt geweſen, welche durch ihre Bergwerke in hieſigem Lande großen Ruf hat. In einer der dortigen Minen iſt durch die Arbeiter eine Mineralquelle aufgedeckt worden, welche ſo bedeutende Maſſen von verderblichem Gas aushaucht, daß dadurch der Verkehr in der Galerie häufig auf längere Zeit unterbrochen wird. Muß nun ein ſo gashaltiges Waſſer, wenn es nur unter einer dünnen Decke von Erde oder vulkaniſchem Conglomerat verborgen iſt, ſeine Gegenwart nicht über dieſes Hinderniß hinaus fühlbar machen? — Ich zweifle keinen Augenblick daran.

Der Weg im Thale von Royat hinauf iſt gleich zu Anfang nicht ohne Reiz; zur Linken hat man die ſchroffe und dunkle Wand des mehrerwähnten Baſaltberges, deſſen Oberfläche mit Gebüſch bewachſen iſt, während ſchöne Wieſen, durch den neben uns hineilenden Bach von Royat getränkt, die ganze Sohle des Thals, vom Fuße jener Baſaltmauer bis zur entgegengeſezten Thalwand, bekleiden. — Etwa zwanzig Minuten Weges von Chamalières ſtößt man auf die neu errichteten Bäder von St. Mart, deren Vorgeſchichte eben ſo intereſſant iſt, wie ihre Wiederauferſtehung. Der Pfarrer von Royat nämlich war erſtaunt, im Winter, bei ſeinen häufigen Gängen nach Clermont, eine einzige Stelle unfern des Weges ſtets von Schnee entblößt zu finden; er ſchloß richtig, daß der Boden an derſelben wärmer als rund umher ſeyn müſſe, und bei einer zu näherer Unterſuchung des Phänomens angeſtellten Nachgrabung ſprudelte den Arbeitern alsbald eine heiße, mächtige Mineralquelle entgegen. Was aber dieſem Funde noch mehr Bedeutung gab, war die gleichzeitige Entdeckung einer vollkommen erhaltenen und nur mit Schutt ausgefüllten, entweder römiſchen oder galliſchen Piscine, eines aus Quaderſteinen erbauten achteckigen, mit Stufen an den Seiten zur Bequemlichkeit der Badenden verſehenen großen Beckens. Ein zweites ſolches ward etwas ſpäter, ſeitwärts von jenem, unter einem gewölbten Bogen aufgefunden. So war alſo der Beweis geliefert, daß dieſe Quelle ſchon in den älteſten Zeiten zu Thermen gedient hatte. Es ward nun vorläufig eine Bretterbude über dem größern Becken aufgeſchlagen und dieſes auf ſolche Weiſe ſeiner erſten Beſtimmung zurückgegeben. (Fortſezung folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Schluß.)

Trübſelig und auf die unerläßlichſten Förmlichkeiten beſchränkt, ging die Muſterung vorüber, deren Ergebniß die Sorgen der Befehlenden wie der Gehorchenden nichts weniger als beſchwichtigte. Fürſtenwärther harrte nur auf das lezte Wort, um ſich eiligſt von dannen zu machen, damit er den werthen Gefährten heißer Schlachten den begehrlichen Blicken heißhungriger Verzweiflung entziehe, und ſchon wähnte er das ſo ſehnlich erwartete Wort zu vernehmen, als ſtatt deſſen ſein Hauptmann die Schaar in einen Ring zur Berathung zuſammentreten hieß, und er mithin ſich zum Abſitzen genöthigt ſah; zu gutem Glück war Daniel inzwiſchen herbei gekommen und nahm das Roß in ſeine treue Obhut. „Lieben Freunde und Waffenbrüder," ſprach im Ring der wackere Führer, „wie überaus erbärmlich es uns hier geht, brauch' ich nicht erſt zu ſagen; das hieße Waſſer in den Rhein tragen. Noch überflüſſiger wär' es, uns zu Muth und Ausdauer zu ermahnen. Die älteren unter uns haben in Rußland oder Spanien ſchon das herbſte Elend erfahren, ohne unter der Laſt zu erliegen, und die jüngern mögen ſich an den ältern Soldaten ein Beiſpiel nehmen . . ." — „Ihr Wort in Ehren, mein Hauptmann," unterbrach ihn Fürſtenwärther, „und vor allen Dingen die gediegene Tapferkeit der älteren Waffenbrüder in Ehren; aber ich glaube im Namen der jüngeren bemerken zu müſſen, daß wir armen Gelbſchnäbel von Leipzig und Hanau doch auch etwas Beſſeres verdient hätten, als die Demüthigung einer Ermahnung, obſchon wir nicht einmal ſo glücklich waren, Moskau brennen zu ſehen."

Ohne den gereizten Ton der Rede des jungen Kriegers weiter zu beachten, fuhr der Hauptmann gleichmüthig fort: „Sie würden auch ohne Beiſpiel und Vorgang ſich preiswürdig geſchlagen haben, meine jungen Herrn und Freunde, das verſteht ſich von ſelber, und meine Hindeutung bezieht ſich keineswegs auf die Tapferkeit, ſondern ſoll nur den tröſtlichen Beweis liefern, daß Leute leben, welche ſich glücklich durch das verzweifeltſte und verteufeltſte Elend durchgebracht haben, woraus ich ſchließe, daß auch wir uns durchhelfen mögen; nur wird es darauf ankommen, wie wir's anſtellen, und namentlich hierin dürft' es nüzlich ſeyn, den guten Rath der Erfahrung aufzubieten, ohne dadurch dem angeborenen Scharfſinn der Jugend zu nahe treten zu wollen."

Fürſtenwärther war der erſte, den kleinen Seitenhieb zu belächeln, was die Uebrigen ermunterte, dem Einfall ebenſo die luſtige Seite abzugewinnen, ſo daß ferner

Stehende, worunter die Lothringer, von der plötzlichen Heiterkeit betroffen, mit neidiſchen Seitenblicken einander leiſe fragten: „Haben die dort drüben etwa noch einen Mehlvorrath oder einen Rauchfang voll Speck und Schinken entdeckt?“ Der große Haufe hatte nämlich für nichts anderes mehr Herz, Sinn und Einbildungskraft, als für „etwas zu eſſen.“ Der Hauptmann erzählte indeſſen von allerlei Belagerungen und ſonſtigem Hungerelend der lezten Kriege, und bemerkte dazu: eines der erſten Auskunftsmittel in ſolcher Bedrängniß ſey immerdar das Einſchlachten der Pferde geweſen. Kaum war das Wort heraus, als auch alle Blicke ſich nach dem ſtattlichen Braunen richteten, nur die nicht des Beſitzers, welcher raſch entgegnete: „Beim Himmel, ich würde eben ſo gern von dem Fleiſch eines Mainzer Stadtkindes genießen, als von einem Roß eſſen. Das Pferd iſt des Menſchen geborener Freund und Kriegsgeſell; keiner von uns, dem nicht mindeſtens einmal ſein Roß das Leben gerettet hätte.“ — „Vom Retten iſt in dieſem Augenblick wiederum keine Rede,“ ſagte der Hauptmann; „unſere edlen Thiere können uns dießmal nicht aus der Gefahr davontragen; weil ſie aber ſtets bereit ſind, ihr Leben für uns zu laſſen, nun wohl, ſo ſollen ſie es laſſen.“

Der ſcherzhafte Ton in des Vorgeſezten Worten übte nicht mehr die frühere Wirkung auf Fürſtenwärther, ſondern erbitterte ihn; doch hielt er an ſich und begnügte ſich mit der Anmerkung: wer ſtets bereit ſey, ſeinen Nebenmenſchen mit eigener Gefahr zu retten und denſelben zum Beiſpiel aus dem Waſſer zu holen, dürfe demgemäß auch nicht zaudern, vorkommenden Falles ſich zu Wurſtfleiſch hacken zu laſſen. — Die Hörer belachten den abenteuerlichen Vergleich. Inzwiſchen waren die Lothringer dem Kreiſe näher geſchritten, und da ſie mit ihrem höchſt beſchränkten Verſtand von allem, was ſie eben gehört, nur das gleichſam mit Händen zu Faſſende begriffen, ſo ſagte der Hausdennel zu ſeinem Kameraden: „Laſſ' uns in der Nähe bleiben, Schlof. Hörſt du wohl? ſie ſchwatzen vom Wurſteln.“

Der Hauptmann aber hob wieder an: „Seyen Sie kein Kind, Fürſtenwärther . . .“ — „Ich bin aber ein Kind!“ rief der, „und beſtehe darauf, in demſelben Keſſel geſotten zu werden, in welchem das Fleiſch meines Pferdes kochen ſoll.“ — „War denn von Ihrem Pferd die Rede?“ fragte der Hauptmann kalt. „Von welchem denn?“ fuhr Fürſtenwärther heraus, trat dann zu dem Braunen hin, um ihm ſtreichelnd zu ſagen: „Die andern Gerippe verdienen doch wahrhaftig nicht den Namen von Pferden, und alle miteinander würden nicht eine Suppe geben, wie mein Brauner allein.“ — Der Hauptmann lächelte fein vor ſich hin, als wollt' er etwa ſagen: du führſt meine Sache ſtatt der deinen. Wenigſtens deutete das Gewiſſen des jungen Mannes den Ausdruck dieſes Lächelns nicht anders; beſchämt wandte er die Blicke ab und ſchaute rings die Kameraden an, in der geheimen, halbbewußten Hoffnung, irgend einer Miene zu begegnen, die ihn berechtige, den Unwillen, welchen er gegen ſich ſelbſt und ſeine Lage empfand, an einem Andern auszulaſſen; aber auf den Geſichtern war nichts zu ſehen als trübſinnige Ergebung. Hätte nur Einer mit den Lippen gezuckt oder die Brauen niedergezogen, gegen ihn hätte ſich das Unwetter entladen; ſo aber entlud die Wolke ſich im Innern der Seele allein, und von dem leidenden Ausdruck auf den bleichen Zügen der Kampfgenoſſen gerührt, deren Weh ein wenig zu lindern einzig in ſeine Macht gegeben war, ſprach er, auf Daniels Schultern gelehnt: „Wir müſſen den Braunen zum Opfer bringen, Alter; ich will ihn abſtechen laſſen.“

„Zu viel! .. Wir nehmen das Opfer nicht an!“ riefen einige der Kameraden, da ſie aus des Jünglings verſtörten Zügen die Gewaltſamkeit des innern Kampfes erkannten. Fürſtenwärther wollte für den Ausdruck freundlicher Geſinnung danken, obſchon feſter entſchloſſen, denn je zuvor, das Opfer zu bringen, aber ſein Auge blieb ſtarr an dem Roß haften, das eben zuſammenſank, getroffen von Hausdennels Bajonnett, der mit unbeſchreiblichem Hohn den beſtürzten Reiter anblickte. „Elender!“ rief Fürſtenwärther nach einer Weile und wollte zum Säbel greifen; Daniel fing ſeine Hand und führte ihn mit dem Beiſtand einiger Kameraden hinweg von dem Schauplatz, wo das treue Roß ſein edles Blut ausſtrömte, um das unbändige Thier im Menſchen für kurze Friſt zu beſchwichtigen. — Der Freiherr von Fürſtenwärther hat die Belagerung von Mainz um neunundzwanzig Jahre überlebt, war in der Zwiſchenzeit ein glücklicher Gatte und Vater, aber den Opfertod ſeines Roſſes hat er darüber nicht vergeſſen, und ich möchte wohl ſehen, wie derjenige empfangen würde, welcher die ritterlichen Söhne des allzufrüh hingeſchiedenen Mannes zu einem der ſcheußlichen Gelage von Pferdefleiſch einladen wollte, welche die Ueppigkeit des langen Friedens unter allerlei beſchönigenden Vorwänden erfunden hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Januar.

Laube's Struenſee.

Wenn ein halb verſchmachteter Wanderer eine ſaftige oder wenigſtens wohlſchmeckende Frucht in der Wüſte findet, ſo wird er unverweilt zugreifen, ohne ſich durch die mancherlei Flecken und faulen Stellen, die auf der Schale ſichtbar ſind, abſchrecken zu laſſen. Auf dieſen Vergleich führte den Berichterſtatter die Darſtellung von Laube's Tragödie:

„Struensee," welche hier neulich stattfand und nach mehreren Aufschlüssen jenen lebendigen, warmen Beifall erregte, dem man es ansieht, daß er nichts Gemachtes und Vorbereitetes ist. Es ist hier nicht der Raum geboten, der erforderlich wäre, um zwischen Laube's Struensee und der Tragödie gleiches Namens von Michael Beer eine durchgreifende Parallele zu ziehen; es genügt zu sagen, daß sie fast Punkt für Punkt von einander abweichen, daß Michael Beers Tragödie strenger, würdiger, ernsthafter, die Laube'sche dagegen geschmeidiger, leichter, modern beweglicher gearbeitet ist. Ich zweifle nicht, daß Laube's Struensee bei der Darstellung einen günstigern Eindruck hervorbringt als der Beersche, wogegen dieser bei der Lectüre gewiß mehr Stich hält als jener. Wo der größere poetische Kern zu suchen sey, dürfte demnach nicht zweifelhaft seyn. Dagegen tritt uns Laube's Struensee vertrauter entgegen und schmiegt sich verständlicher an unser modernes Fühlen und Denken an. Auch „Struensee" ist ein politisches Tendenzstück wie der „Moritz von Sachsen" von Prutz; aber während der letztere häufig peinlich wirkt, weil die darin großthuenden Tendenzen nur in allgemeinen Flosskeln bestehen und wie Goldschaum bloß äußerlich angeklebt sind, scheinen die Tendenzen im Struensee so eng mit dem ganzen Organismus und mit dem Fortschritt der Handlung verflochten, daß sie sich nirgends in störender Weise hervordrängen. Ohnehin gehören sie nicht zu der vagen überliberalen Sorte, wobei man das Ungeheuerste gethan zu haben glaubt, wenn man das Publikum für einen Abend durch ein schnell zerplatzendes Feuerwerk brillanter Redensarten geblendet hat; Laube's Tendenz ist, wenn ich sie recht verstanden habe, viel reellerer Natur. Struensee ist ihm der Pfleger des deutschen Elements in Dänemark, ein ächter deutscher idealer Schwärmer, der den Weltlauf, ohne sich in ihn zurecht gefunden zu haben, leiten und regieren will. Das Ultradänenthum sinnt auf seinen Sturz, und es sind gerade Deutsche, wie Graf Ranzau, Oberst Köller und die Ehrendame Mathilde von Gallen, welche aus persönlichen und neidischen Absichten sich dazu hergeben, ihren Landsmann zu stürzen und dadurch dem deutschen Elemente in Dänemark den Todesstoß zu versetzen. Hierin, dieß ist die Absicht des Autors, mögen sich die deutsche Rathlosigkeit und der deutsche Neid, der nichts Großes aus deutschem Samen hervorkeimen lassen will, zur Lehre und Warnung spiegeln. Beziehungen auf das mühsam gegen die Anmaßungen des Dänenthums ringende Deutschthum in den dänischen Herzogthümern liegen ohnehin nahe. — Wie Prutz hat auch Laube die Charaktere und die geschichtlichen Thatsachen sehr willkührlich behandelt, aber mit so großem Geschick und solcher Objectivität, daß wir uns dadurch willig täuschen lassen. Wir meinen wenigstens, die Charaktere und Vorgänge *könnten* zum größern Theil so gewesen seyn; bei Prutz sagen wir uns, daß sie unmöglich so gewesen seyn *können*. Beide Dichter lügen — und ganz ohne Lüge kommt der dramatische Dichter nicht aus — aber Laube lügt fein, und Prutz lügt unfein; Laube sagt selbst da noch eine Wahrheit, wo er lügt, und Prutz lügt selbst da noch, wo er die Wahrheit sagt. Ohnehin ist Laube's Absicht bescheidener; er will nur ein gebildetes Theaterpublikum unterhalten und zum Theil belehren; Prutz mit seinen hochtönenden, übergestolzen Phrasen will mit dem Höchsten concurriren, was im dramatischen Gebiete geschaffen wurde, und wünscht das Publikum gedemüthigt zu seinen Füßen zu sehen. Die Intrigue geht bei ihm an dem Ballast von Zeitphrasen unter, bei Laube gewinnt sie durch das politische Element an Kern und Gehalt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Verein für das Arbeiterwohl.

Daß ein Verein, auch der bestmöglichst organisirte, plötzlich Mittel auftreiben sollte, der Noth, die da ist, durch Gaben zu steuern, wäre eine thörichte Hoffnung. Seine erste oder größte Aufgabe wird die seyn, die Mittel und Wege zu bahnen, damit der Arbeiter ohne Verdienst Arbeit und Verdienst finde. Es ist unzweifelhaft, daß beide in einer großen Stadt sich oft suchen und nicht finden, eben weil die Stadt zu groß ist und die Vermittelung, die Arbeiterbörse, fehlt. Die Anlegung solcher Vereinigungs-, solcher Findepunkte in verschiedenen Theilen der Stadt würde schwierig seyn, aber einem großen gegenseitigen Bedürfniß abhelfen. Viele möchten zweifeln, daß es in Berlin wirklich Leute gibt, die Tage lang umher irren, ohne etwas zu verdienen, oder zu essen zu haben, weil, wenn sie solche Leute zur gewöhnlichsten Beschäftigung als Lastträger, zu Bestellungen, zum Straßenreinigen, zum Eishauen und dergleichen suchen, sie dieselben nicht finden, oder die Aufgefundenen übertriebene Forderungen für die kürzesten, leichtesten und gewöhnlichsten Dienstleistungen machen. Und doch, wie unrecht wäre der Schluß! Diese Proletarier sind Spekulanten, sie wollen den Augenblick nutzen und mit kurzer Thätigkeit sich für längere Unthätigkeit, die sie voraussehen, bezahlt machen. Es wäre nun eben Aufgabe, diese vergeudeten Kräfte zu sammeln, die Spekulation zu verdrängen, um dafür Oekonomie einzuführen. Solche solidarische Arbeitskraft, wo der, welcher Arbeit erhält, ein Geringes abgibt für die, welche keine finden, also im schlimmen Fall auch für sich selbst, wäre allerdings mit einer gewissen Beschränkung der individuellen Freiheit verbunden, wogegen sich Viele sträuben, aber doch nur mit derjenigen Beschränkung, welche durch alle socialen Verbindungen bedingt ist. Wer sich nicht in diese Vereinsstuben begeben wollte, in diese Bureaus für Arbeitskräfte, um seine eigenen zur Disposition zu stellen, wäre natürlich nicht dazu gezwungen. Aber die Vortheile derselben würden doch die Mehrzahl anlocken. In Dresden, so viel mir bekannt, existiren solche Bureaus und haben sich schon als wohlthätig erwiesen. Ließe sich denn nicht auch damit die treffliche Einrichtung in Paris verbinden, daß diese Stuben, im Winter geheizt, den Obdachlosen zur Erwärmung, nothdürftig auch zum Uebernachten offen stünden? nicht auch, daß unsere Suppenanstalten damit in Verbindung träten, vielleicht auch die Kleinkinderbewahranstalten? Die Bureaukosten würden, wenn erst ein Fonds für die Miethe da ist, nicht zu bedeutend seyn, da man unter den Bedürftigen selbst Personen fände, welche nothdürftig die Feder zu diesem Geschäfte führen könnten. Natürlich müßte, um diese proletarische Socialität nicht gefährlich zu machen, sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt seyn. Welche Mittel böten sich dagegen der Sicherheitspolizei, hier in voraus zu wachen und später zu entdecken! Das ist freilich nur ein Punkt in einem Meere, aber wenn man sich nicht am Punkte festhält, wird man sich schwerlich in dem Meere orientiren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 28. Januar 1845.

Alles hat wie eitler Tand
Wechſelnd ſich von mir gewandt;
Eines nur blieb mir getreu,
Ewig wahr und ewig neu:
Mein Herz — mein Schmerz!

J. Ch. v. Zedlitz.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Wär' alles nur ein Traum!

Wenn man ſo ſizt im trüben Muth
Und ſich kaum faſſen kaum,
So denkt man oft: wie wär's ſo gut,
Wär' alles nur ein Traum!
Iſt denn kein Traum die bange Nacht,
Das ſchwere Herz? Vielleicht
Iſt's möglich, daß man doch erwacht
Und alles, alles weicht.

Blickt man zum Himmel, ſtehet der
Umwölkt auch wie im Leid,
Weht doch ein Wind wohl bald daher,
Bringt ihm ein blaues Kleid.
Wind! wehſt du weg des Himmels Nacht,
O weh' auch mir um's Haupt,
Daß es, von Sonnenſchein umlacht,
Geträumt zu haben glaubt.

2.

Gottesgüte.

Gott ſchickt am End' uns Leiden,
Auf daß uns dieſe Welt,
Wenn wir nun von ihr ſcheiden,
Nicht mehr ſo mächtig hält.

Die Mutter legt den Brüſten
Am End' was Bittres bei,
Auf daß des Kinds Gelüſten
Nicht mehr ſo mächtig ſey.

Die Pflanze wird der Blätter
Und Blüthen erſt beraubt,
Bevor in Herbſtes Wetter
Sie ſenkt ihr müdes Haupt.

Was willſt du dich beſchweren,
Daß welk die Freuden ſind?
Du darfſt nicht mehr begehren,
Mein Herz! als Kraut und Kind.

3.

Von Ihr.

(Auf den Fildern. *)

Auf den Fildern, unter den Bäumen,
Wo die goldnen Aepfel ſind,
Wo der Kohl wie Silber glänzet,
Spielte ſie ein lichtes Kind.

Auf den Fildern, unter den Bäumen,
Wo die Biene emſig ſchafft,
Lernte ſorgen ſie und ſammeln
Einer Hausfrau Wiſſenſchaft.

Auf den Fildern, unter den Bäumen,
Schwabenlandes ächter Flur,
Wuchs ſie auf zur treuen Tochter
Würtembergiſcher Natur.

Auf den Fildern, unter den Bäumen
Gab einſt Gott den Segen ihr:
Lerne lieben, ſchaffen, dulden,
Sprach er: Kind! ich bleib' bei dir.

Ueber den Fildern, über den Bäumen,
Auf der Achalm hohem Haupt,
Fand ich ſie im Gold des Morgens,
Hat ſie mir das Herz geraubt.

Ueber die Filder, über die Bäume
Stieg die Lerche himmelwärts,
Sang ihr Lied, als ich ſie drückte
Da auf ewig an mein Herz.

4.

Verlör' ich ganz der Augen Licht,
Wird dennoch mich nicht Nacht umgeben,
So lange du, mein lichtes Leben!
Du meine Sonne! ſcheideſt nicht.

Dein Herz weckt meines Herzens Schlag,
Weil es das meine ganz umfangen,
So meine Augen, blind, empfangen
Von deinen Augen ihren Tag.

Nicht Nacht, ein lichtes Morgenroth
Wird, weil du lebeſt, vor mir ſtehen,
Werd' ich ſtatt deſſen Nacht einſt ſehen,
Werd' ich erkennen, daß du todt.

* Mit dem Namen: „die Filder" wird eine der fruchtbarſten Gegenden Würtembergs bezeichnet.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Wie mangelhaft dieſe proviſoriſche Anlage auch ſeyn mochte, ſo erinnere ich mich doch nicht, je angenehmere Bäder, als eben in jener antiken Piscine genommen zu haben. Abgeſehen von der angenehmen Temperatur und der raſchen Erneuerung des Waſſers im Baſſin durch die in einem mächtigen Strahl aus dem felſigen Boden hervordringende Quelle, habe ich die zum Hineinſteigen und Sitzen der Badenden beſtimmten Stufen außerordentlich zweckmäßig und bequem gefunden. Nimmt man nun noch dazu, daß der Gebrauch der Piscinen den Alten geſtattete, in größerer Geſellſchaft zu baden, und die einem Geſundheitszwecke gewidmete Zeit durch Unterhaltung zu verkürzen, ſo begreift man, daß die Bäder für ſie zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens gehörten, daß die Reichen dieſelben mit dem höchſten Luxus ausſtatteten. Mit Einem Worte, nur die Alten verſtanden, ſich zu baden, während wir uns darauf beſchränken, uns zu waſchen.

Von den Bädern aus erhebt ſich der Weg mit einer plötzlichen Wendung links auf die Maſſen von Baſalt, welche wir bisher von unten geſehen haben und welche hier, gleich einer Stufe, den obern Theil des Thals von dem untern abſondern. — Erzeugten übertriebene Schilderungen nicht ſtets zu hoch geſpannte Erwartungen und dieſe nothwendig wieder Enttäuſchungen, ſo würde dieſer Punkt des Tempe der Clermonter mich vielleicht vollkommen befriedigt haben. Eine kleine Feldflur, links begrenzt von einem bewaldeten Bergrücken, rechts von einzelnen Felsmaſſen, welche ſenkrecht nach dem ſich neben ihnen zum Abgrunde geſtaltenden untern Theile des Thals abfallen, und denen gegenüber ein mit tauſendjährigen Kaſtanien beſtandener Berg ſich hinzieht, dann von den Felskuppen aus, durch die Mündung des Thals, die Fernſicht über Clermont hinaus in die Limagne, und endlich vor uns, als Schlüſſel der ſich nach oben faſt zum Engpaß zuſammendrängenden Schlucht, das Dorf Rovat, mit ſeiner an die alten ſchottiſchen Abteien erinnernden Kirche — das Alles ſind Vorzüge einer Promenade, dergleichen man ſicherlich ſelten in der Nähe größerer Städte findet.

Erſt beim Dorfe angelangt, erkennt man deſſen eigenthümliche Lage. Die Häuſer ſtehen theils auf dem ungeheuern Baſaltſtrom, welcher einſt als flüſſige Maſſe von dem links emporragenden alten Vulkane des Gravenoire herabgeſtiegen iſt, und ſind hier oft dicht an den Rand der Felſenmauer hingerückt, theils ſind ſie unterhalb der leztern zwiſchen die durch frühere Con-

vulſionen des Bodens in die Schlucht hinabgeſchleuderten Blöcke verſtreut. Der Bach von Fontanat, welcher an Royat vorbeiſtürzt, wächst hier faſt zum Bergſtrome an und brauſt grollend durch die die Freiheit ſeines Laufes beſchränkenden Felsſtücke hin.

Der erwähnte wahrhaft majeſtätiſche Kaſtanienwald an der Royat gegenüber liegenden Thalwand, die größte Zierde dieſer Abgeſchiedenheit, ſezt ſich oberhalb des Dorfes fort, wo ein mit Felspartien geſchmückter und von unzähligen Bächen durchſchnittener Wieſengrund ihn aufnimmt und ſich bis zur Hochebene der Monts Dôme hinauf erſtreckt. — Aber der glänzendſte Edelſtein in der Krone, welche die Clermonter Royat vor allen andern Punkten ihres Departements zuerkennen, iſt eine Grotte unterhalb des Dorfes. Dieſelbe macht die hieſigen Poeten athemlos, und nachdem ſie alle näherliegenden Bilder zur Verherrlichung dieſes Werks der Natur verbraucht haben, führt die Unternehmendſten ihr vergleichender Enthuſiasmus bis an die Quellen des Nils; denn die geliebte Grotte birgt deren in ihrem Schooße zufällig eben ſo viele, als dem heiligen Strome zugeſchrieben werden. Die Grotte von Royat iſt, obgleich keines der ſieben Wunder der Welt, allerdings maleriſch und ſehenswerth. Sie öffnet ſich in der von mir ſchon erwähnten Baſaltmaſſe, auf welcher das Dorf ſteht, unmittelbar am Ufer des an ihr vorbei ſtürzenden Baches; ſie iſt 26 Fuß breit, 24 tief und ihr Gewölbe 15 Fuß über ihrer Sohle erhaben. Die in der hieſigen Gegend ſo häufigen baſaltiſchen Prismen zeigen ſich auch an den Wänden dieſer Höhle, und ſo ſcheint die Decke auf Pilaſtern zu ruhen. Die das Frontiſpiz über dem Eingange vorſtellende Felſenrinde hat eine Dicke von 60 Fuß und iſt mit Epheu und andern Schlinggewächſen bekleidet, von denen Guirlanden anmuthig zur Erde herabhängen, und im Innern entſpringen aus den Spalten der Felſenwände die vielgerühmten ſieben Quellen des klarſten Waſſers. Dicht neben der Grotte ſieht man, in den Felſen eingelaſſen, eine unſcheinbare kleine Thüre, und man ahnt nicht, daß dieſes beſcheidene Pförtchen das Geheimniß einer großartigen Arbeit hinter ſich birgt.

Du mußt wiſſen, daß man in Frankreich im Allgemeinen viel mehr Werth auf gutes Trinkwaſſer legt, als in Deutſchland, der Wiege der Waſſerheilanſtalten. Das dürfte befremden, wenn wir nicht immer in der Theorie weiter vorwärts wären, als in der Praxis. Die Franzoſen halten das Brunnenwaſſer für ungeſund, und ſcheuen daher kein Opfer, um oft von ſehr entfernten Punkten der Umgegend ihrer Städte Quellwaſſer zum Gebrauche der leztern herzuleiten. Wahrſcheinlich haben die Neufranken dieſen Hang von den Beſiegern ihrer galliſchen Ahnen, den Römern, geerbt. Frankreich iſt mit den Spuren der koloſſalen, zu dieſem Zwecke ausgeführten Arbeiten des weltbeherrſchenden Volks buchſtäblich bedeckt, und ſolche Beiſpiele können ſpätere Generationen nicht gleichgültig gelaſſen haben.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Schluß.)

Die große Lotterie. — Sonntagsfeier. — Weihnachten.

Zwei dicke Bücher beſchäftigen die Aufmerkſamkeit. Von dem einem, dem Stadtbudget, mit dem entſetzlich langen Armuthstitel, ſchrieb ich Ihnen wohl ſchon. Das andere iſt ein noch viel dickeres Buch, welches alle Gewinnſte aus der Verloofung der Gewerbeausſtellung detaillirt; von Strumpfbändern und Zahnſtochern fängt es an und geht hinauf bis zu Fortepianos und Prachtwagen. Man fühlt ſich verſucht, Schade zu rufen um das viele ſchöne, bedruckte Papier, wenn drei Seiten, Nummer an Nummer, es heißt: „eine wollene Nachtjacke," oder „ein chemiſches Feuerzeug," und drunter ein dito dito, bis es die Augen blendet. Dieß Buch iſt nun noch nicht die wirkliche Gewinnliſte, die auch wieder ein Buch werden wird. Zum bunten Leben gehören auch ſolche Spielereien. — Der Sonntagsſchluß der Kaufläden iſt auf's Neue proclamirt, nur dießmal in neuer Weiſe, daß damit dem Wunſche der Mehrzahl unter den Kaufleuten entgegengekommen werden ſoll. Wir glauben in der That, daß hier auf dem Grund der geltenden Sitte das Geſetz ſich wieder geltend macht, und daß die Offenhaltung des Ladens am Sonntag — außer den Kirchſtunden — für Viele eine Laſt iſt, der ſie ſich nur der Concurrenz wegen unterwerfen. Wie ſchwer hält es aber, ein Geſetz durchzuführen, welches nicht mehr ganz von der Sitte getragen wird! Die Läden, wo Lebensmittel verkauft werden, ſind von dem Schließungsverbot ausgeſchloſſen. Einerſeits werden die Lebensmittel auf's Weiteſte ausgedehnt, andererſeits in den Läden, wo Lebensmittel feil liegen, auch andere Dinge verkauft, z. B. Tabak. Die Tabakshändler proteſtiren nun dagegen und behaupten, das Geſetz, welches den Sonntag heiligen ſoll, ruinire den Tabakshandel, indem es ihn in andere Hände übergehen laſſe. Deßhalb trotzen ſie ihm, halten ihre Läden offen, verſteht ſich außer der Kirchzeit, und behaupten, Tabak gehöre zu den Lebensmitteln, gegen welche Interpretation die Polizei bis jezt keine Einwendungen gemacht hat. — An Gegenſätzen fehlt es unſerer Zeit nicht. Während die Provinzialſynode in den erſten Wochen unſere Gemüther beunruhigte, und die Sonntagsfeier jezt wenigſtens wieder Gedanken erweckt, die auf das alte Thema von proteſtantiſch hierarchiſchen Uebergriffen erinnern, gab und gibt man im Theater ein Stück: „Er muß auf's Land!" welches den Jubel aller Gegner des Pietismus erweckt. Keine Stelle, die irgend auf gegenwärtige Verhältniſſe bezogen werden könnte, die nicht vom Publikum leidenſchaftlich aufgegriffen wird, um ſeine Stimmung gegen den Pietismus an den Tag zu legen. In ſolchen Gegenſtrömungen iſt freilich nicht friedlich leben, aber die Luft kann unmöglich bei dieſer Bewegung ſtocken. Sie unterdrückt allerdings das Wachsthum zarterer Pflanzen, die Bäume aber ſchießen auf.

Ein schönes Weihnachtswetter hat für das traurige Wetterjahr entschädigt. In den Ausstellungen zeigte sich einiges neue Leben. Die Künstler hatten eine Ausstellung von Transparents mit Musikbegleitung zum Besten ihrer bedürftigen Genossen veranstaltet. Diese Association that Noth, denn wie rasch ist ein Umschlag in den Verhältnissen der Maler eingetreten! Die Kunst, die kaum auf dem Markte so hoch im Curse stand, sucht nach Brod. Es ist in Düsseldorf so, und ist hier so. Der Anwachs junger Künstler, die jährlich zu den schon bekannten hinzukommen, steht in keinem Verhältniß zu den Bestellungen und zum Bedürfniß. Die Transparents gefielen und hatten auch nicht unbedeutenden Zuspruch. Nur dürften die Künstler in der Auswahl der Gegenstände, wenn sie das große Publikum fesseln wollen, künftig vielseitiger zu Werke gehen; auch hört man, daß sie nicht ganz praktisch verfahren, da die Kosten so bedeutend gewesen, daß sie einen großen Theil der Einnahme verzehrt haben. — Beim Conditor Fuchs ist eine vortreffliche Ansicht von Taormina, mit der Aussicht auf den Aetna, ausgestellt, ein wirkliches Kunstwerk, welches uns unter den lichtduftenden sicilianischen Himmel versetzt. Aber außer andern Sehenswürdigkeiten hat sich dort ein Punchtheater gestaltet, wo Transparents barocker Art mit einer sehr sarkastischen Erklärung dargeboten werden. Diese Berliner Witze, von denen einige schlagender Art sind, treffen auch Gegenstände, die sonst nur zart berührt seyn wollen. Die Weihnachtszeit ist gewissermaßen unser Carneval; man läßt manchen Spaß geschehen. Wir wollen diesen Punch, der die Gardine hebt, als den Vorläufer eines wirklichen Volkstheaters gern begrüßen, und ihm nur wünschen, daß er immer einen milden Censor finde, wie diesmal.

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Laube's Struensee.

Mehrere neue Stücke, und hierunter Laube's Struensee, beweisen denn doch; daß auf der Bühne noch Eroberungen zu machen sind, daß man sie nicht verloren geben darf, daß sie wenigstens keine ganz fruchtlosen Anstrengungen gemacht hat, sich durch jüngeres Blut und Mark zu erneuern. Die Bühne hat innerhalb unserer nationalen Entwickelung stets eine bedeutende Rolle gespielt, und es scheint, daß sie diese Rolle wieder zu übernehmen im Begriff steht. Nur bewahre man uns vor einem erneuerten Kotzebue'schen oder Raupach'schen Monopol und lasse sich durch eine von vorn herein gehässige Kritik nicht schrecken. Eine Zeit lang war die Kritik über den Verfall der Bühne einstimmig, und durch diese Einstimmigkeit hat sie anspornend und anregend gewirkt; jezt sollte sie mehr und mehr der Produktion zu Hülfe kommen, denn schon zeigt das Publikum für neue deutsche Originalstücke ein lebhaftes Interesse, schon ist selbst ein großer Theil der Tagespresse für die Sache des Dramas gewonnen, und die bloß negirende, bloß zweifelnde Kritik sollte wenigstens eine Zeit lang die künftigen Dinge abwarten, weil es doch vielleicht geschehen könnte, daß ihr durch den Umschwung, den die Bühnenangelegenheiten nehmen, von selbst Stillschweigen geboten würde. Schwenkt der große Heerhaufe rechts ab, so ist die Kritik ein verlorener Posten, wenn sie sich in ihrer vereinzelten Stellung hartnäckig gegen die Uebermacht der Umstände behaupten will. — Hiermit ist noch nicht gesagt, daß irgend eines der neuern Stücke ein Epoche machendes sey; aber in ihrer Gesammtheit wenigstens gewähren sie ein erfreuliches Bild. Hätte man die Absicht, nur an ihnen zu mäkeln, so könnte es wohl geschehen, daß an keinem derselben ein gutes Haar bliebe, natürlich, weil man bei einem solchen Verfahren das gute mit dem schlechten zugleich ausrupfen würde. Auch „Struensee" ist keineswegs fehlerfrei. Laube läßt in seiner Tragödie so Manches vorgehen, was an einem gebildeten europäischen Hofe gar nicht vorgehen kann, was gegen alle Hofetikette, ja was gegen alle Möglichkeit verstößt. Wenn man will, daß eine Intrigue nicht gelingen soll, so muß man es gerade so anfangen, wie diese Intriguanten. Oberst Köller poltert seine Intrigue und seinen Haß gegen Struensee in einem königlichen Gemach so laut heraus, daß man ihm zurufen muß, er möge leiser sprechen, der König im Nebenzimmer könne sonst von dem Vortrage Struensees nichts hören. Man begreift nicht, wie ein solcher Pfiffikus wie Staatsrath Guldberg, der übrigens in der von dem Dichter beliebten Auffassung eine unmögliche Person ist, sich mit einem solchen ungeschlachten Polterer auch nur versuchsweise einlassen kann. Diese und ähnliche Verstöße sind zu rügen; Scribe hat sich jedoch im „Glas Wasser" Aergeres zu Schulden kommen lassen, und warum sollte man einem deutschen Dichter als Fehler so hoch anrechnen, was man mit deutscher Höflichkeit bei einem französischen Autor vollkommen übersieht? Es reicht hin zu sagen, daß das Stück außerordentlich spannt, namentlich im zweiten und dritten Akt, die mit großem Verstande und dramatischem Geschick gearbeitet sind. Der vierte Akt zerfächert sich wieder theilweise in zu viele Vorbereitungen; der fünfte erhält durch den Hintergrund eines Maskenballs einen Ausdruck von Buntheit und Unruhe, wodurch die Wirkung der ohnehin etwas lärmhaften Katastrophe geschwächt wird. Ueberhaupt sind Masken und Maskenbälle ein so verbrauchter Artikel, daß sich ein ehrlicher Dichter schämen sollte, den tragischen Ernst der Augenlust einer für den Dichter freilich vielfach bequemen Mummerei zu opfern. Was jedoch am meisten zu tadeln seyn möchte, ist der mehr französische Zuschnitt des Ganzen, welcher mit der einigermaßen deutschen Tendenz des Stücks im Widerspruche steht. Der Verfasser, der in allen seinen Schriften französischer Eleganz und Technik mehr oder weniger nachstrebt, hat seine Studien weder bei Shakespeare, noch bei Schiller, Goethe oder Lessing, sondern bei Scribe gemacht. Man soll jene nicht nachahmen, aber es läßt sich doch wohl Manches von ihnen lernen, wenn man historische Tragödien schreiben will. Wir wollen indeß den Verfasser um seiner Sympathien willen, die er für die Eleganz und Beweglichkeit französischer Formen hegt, nicht tadeln, da unserer Poesie dadurch ein in mancher Hinsicht vielleicht wünschenswerthes Element zuwächst; der Verfasser möge selbst zusehen, ob es ihm auf diesem Wege gelingen wird, eine ächt tragische Produktion zu liefern, mächtig genug, in das Herz des deutschen Volks zu greifen, und nachhaltig genug, den gegenwärtigen Zeitgeschmack zu überdauern. — Die Darstellung war nach der Ansicht Aller die gelungenste, die man seit langer Zeit auf der Münchner Bühne erlebte. Das Stück hat keine Nebenrollen, welche den Eindruck stören könnten, und die Hauptrollen liegen ganz innerhalb der Sphäre moderner Lebensformen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Miltwoch, den 29. Januar 1845.

— Aëria volucres variantibu' formis.
Lucretius.

Naturhiſtoriſch- antiquariſche Streifereien.

(ſ. Nr. 281—286. 1844.)

Zweiter Artikel.

Die Geſchlechter der Thiere ſind nach ihrer pſychiſchen Verfaſſung heute noch dieſelben, die ſie an ihrem Schöpfungstag waren. Es kommt ihnen nur ein Fortgang der Verbreitung zu, keine innere Entwicklung, und damit auch keine eigentliche Geſchichte. Sie haben eine ſolche nur, ſofern ſie der Menſch in ſeine Geſchichte hineingezogen hat; aber dieſe Hiſtorie der Thierwelt iſt mannigfaltig und intereſſant genug. Wir haben in einem früheren Artikel einige Bemerkungen darüber mitgetheilt, wie ſich die vornehmſten Säugerthiere zum Leben und den Vorſtellungen der alten Völker verhielten; im Folgenden beſchäftigen wir uns in ähnlicher Weiſe mit den Vögeln.

Wir beginnen mit dem nützlichſten derſelben, dem Huhn. Daſſelbe war den Alten ſo gut bekannt als uns, und die Griechen nannten es vorzugsweiſe den „Vogel.“ Wir könnten es alſo hier füglich übergehen, wenn uns nicht die Meinung gewiſſer Exegeten veranlaßte, etwas bei ihm zu verweilen. — Im alten Teſtament ſoll es nicht vorkommen; der Vogel dort, den Manche für den Hahn anſehen, ſoll ein anderer ſeyn. Dagegen wird im neuen Teſtament der Hahn und die Henne ausdrücklich erwähnt. Allein was den Hahn anbelangt, der bei der Verleugnung Petri ſo bedeutſam iſt, ſo haben auch dieſen manche Exegeten hinauskritiſirt, weil man nach Stellen des Talmud in Jeruſalem, der heiligen Stadt, eben ſo wenig Hahnen, als Pfauen und Schweine gehalten habe. Da meint denn Paulus (nicht der Apoſtel), das von den Evangeliſten erwähnte Krähen des Hahnes bedeute nicht die natürliche Stimme dieſes Vogels, ſondern das Rufen, oder Klopfen, oder Blaſen, womit man das dritte Nachtviertel angezeigt habe. Andere hingegen meinen, Pilatus könne ſich doch über die jüdiſche Sitte hinweggeſezt und ſich auf eigene Fauſt einen Hahn gehalten haben.

Nicht nur den Hahn, der bekanntlich am Vorbereitungstage des großen Verſöhnungsfeſtes als Opfer von den heutigen Juden geſchlachtet wird, auch die Wachteln, welche die Iſraeliten in der Wüſte geſpeiſt, haben die Exegeten und Naturbeſchreiber aus der Bibel fortgejagt. Nach Einigen ſollen die hebräiſchen Selavim zwar wirkliche Vögel, aber von jener Art geweſen ſeyn, die Plinius Seleuciden nennt und die ſich, nach ſeinem Bericht, am arabiſchen Berge Caſius aufhalten. Dagegen behauptet der Schwede Forskål, es ſeyen fliegende Fiſche geweſen, dergleichen er ſelbſt in großen Schaaren habe fliegen ſehen, wozu die Erzählung in der Bibel paſſe: „daß ein

Wind von dem Herrn sey ausgefahren und habe Wachteln vom Meere kommen lassen." Wohl die Meerwachtel meint er dabei, auch der fliegende Hering genannt. Doch noch größern Beifall fand eine andere Meinung, die Hiob Ludolf vorbrachte. Nach ihm sind die Selavim nichts anders als Heuschrecken. Nun ist es zwar ausgemacht, daß eine Art Heuschrecken, die Wanderheuschrecke, vormals wie noch jezt im Orient verspeist wurde. Das könnte man auch, wenn man es nicht aus dem neuen Testament, wo sie akrides heißen, von Johannes dem Täufer wüßte, schon durch Plinius erfahren, welcher berichtet, daß ein Theil der Aethiopen bloß von Heuschrecken lebe, die zum jährlichen Bedarf gesalzen und geräuchert würden — also eine Art Picklinge —; aber eben so gewiß ist, daß unzählige Schwärme von Wachteln, nebst andern Vögeln, von Zeit zu Zeit von einer griechischen Insel zur andern flattern und sich zuweilen in einzelnen Gruppen auf den Schiffen niederlassen; daß sie größtentheils nach Egypten wandern, wo sie in ganzen Schwärmen gefangen und als delikate Speise verzehrt werden. Dieß geschah schon vor Alters. Diodor von Sicilien erzählt, wo er von den verstümmelten Bewohnern von Rhinocolura am äußersten Ende der Wüste spricht, daß sie sich in der öden Gegend bloß von Wachteln ernährten, die in großen Schaaren „aus dem Meere sich dorthin erheben."

Die Gans, die im Sanskrit hansa, im griechisch-dorischen Dialekt chan, im Lateinischen anser und bei den alten Deutschen, nach Plinius, ganta oder ganza heißt, kommt zwar weder im alten noch im neuen Testament vor, doch läßt sich nicht annehmen, daß die Israeliten sie nicht gekannt oder benuzt haben sollten, da im benachbarten Egypten, von wannen sie ausgezogen, dieser Vogel gar hoch geehrt war und im Dienste der Isis seine Bedeutung hatte. — Merkwürdig ist es, daß die Römer der Gans starke Witterungskraft beilegten. Wenigstens bemerkt Lukrez von dieser Erretterin der römischen Burg, daß sie nahende Menschen schon aus der Ferne wittere. — Bei der Ente bemerken wir bloß, daß sie im Sanskrit ondana, im Griechischen vorzugsweise die „Schwimmerin" heißt, und daß „mein Entchen" wohl so viel als mein „Wackelchen," ein Schmeichelwort war, womit die alten Griechen ihre Mädchen oder Frauen beehrten, was an die Neugriechen erinnert, die — so wird wenigstens berichtet — einer Dame etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen vermeinen, wenn sie ihr versichern, sie habe den Gang einer Gans.

Unsere aus Afrika herübergepflanzten Perlhühner finden wir in den numidischen Vögeln oder Hühnern, auch afrikanische genannt, wie z. B. in einer Epode des Horaz, die numidischen punktirten des Martial. Sie sind die Meleagriden der Griechen, nach der Sage einst die Schwestern des Meleager und nach seinem Tode, den sie bitterlich beweint, in Vögel verwandelt. Doch werden diese und die numidischen Vögel auch von Manchen unterschieden, so vom Columella und in Suetons Biographie des „Caligula," wo außerdem noch die phœnicopteri vorkommen, d. h. die purpur- oder rothgeflügelten, die Flamingos oder Flamants, die je zuweilen auch nach Deutschland einen Abstecher machen, ferner Pfauen, Phasianen und tetraones. — Der tetrao ist hier wohl dasselbe mit dem tetrix des Aristoteles, unser Auer- oder Ur- d. h. wilder Hahn. — Sueton erwähnt diese sämmtlichen Vögel als ausgesuchte Opfer, die man der angemaßten Gottheit des tollen Kaisers opfern mußte. — Bekanntlich kleidet sich der Flamingo, wenn er noch jung ist, anfänglich in bescheidenes Grau, dann in Röthlichgrau, und erst später erscheint er in seiner prächtigen englischen Uniform. Ueberhaupt finden wir, daß bei keinerlei Thieren solche Veränderungen in Farbe und Gestalt je nach Alter und Jahreszeiten eintreten, als bei den Vögeln, was die alten und neuen Ornithologen zur falschen Annahme von eigenen Gattungen und Varietäten verführt hat. Wir bemerken dieß hier, weil schon den Alten diese Veränderung auffiel; namentlich handelt ein interessantes, bei Aristoteles aufbewahrtes Fragment des Aeschylus in Bezug auf den Wiedehopf davon. Zum Beweis, wie auch große Geister irren und Ungereimtes annehmen können, dient die Meinung des Aristoteles von der Befruchtung des Repp- oder Feldhuhns. — Nach der griechischen Sage, die besonders Ovid so schön erzählt, war dieses Huhn früher der erfindsame Neffe des Dädalus gewesen, den dieser aus Künstlerneid von der Burg der Minerva herabstürzte. Diese Freundin des Genius verwandelte ihn in ein Repphuhn. Seine frühere Geisteslebhaftigkeit ging jezt in die Füße und Flügel über. Hoch erhebt es sich nicht im Fluge; auch errichtet es nicht auf Zweigen und hohen Wipfeln sein Nest. Nah an der Erde streicht es hin und legt seine Eier in Umzäunungen; es fürchtet jede Höhe, eingedenk seines früheren Sturzes.

(Fortsezung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsezung.)

Clermont besaß in den ältesten Zeiten bereits einen Aquädukt, welcher der Stadt das Wasser des mindestens fünf Stunden von derselben entlegenen Sees Servières bei Rochefort zuführte. Thierry, der erste König von Austrasien, spielte den Clermontern den übeln Streich, daß er diese Leitung zu Anfang des vierten Jahrhunderts in einem Feldzuge gegen seinen Bruder zerstörte, weil dieser von den Bürgern der Stadt unterstüzt worden

war; man findet noch jezt auf der Weſtſeite der leztern, bis in's Gebirge hinauf, Trümmer jenes unter der Erde hinlaufenden Kanals.

Erſt im Jahre 1515 ward ein florentiniſcher Ingenieur, Namens Gabriel Simeoni, von der ſtädtiſchen Verwaltung zu Clermont beauftragt, den vor zwölf Jahrhunderten angerichteten Schaden durch ein neues Werk zu vergüten. Simeoni beſchloß, die Stadt mit den Quellen von Royat zu beſchenken, und nach einer Arbeit von vielen Jahren war es ihm gelungen, einen Kanal von 138 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe durch den bei ſeiner Härte ein faſt unüberſteigliches Hinderniß bildenden Baſaltfelſen zu eröffnen, um dann von dieſem Tunnel aus das Waſſer mittelſt eines unterirdiſchen Röhrenſyſtems bis in das auf dem höchſten Punkte der Stadt gelegene „Château d'eau" leiten zu können. Den Eingang zu dieſem großartigen Werk der Kunſt und Ausdauer verſchließt jene kleine hölzerne Thür, auf welche ich dich aufmerkſam gemacht habe.

Ich gehe heute an den uns hier ganz nahe liegenden beiden Puys von Gnavenoire und Charade ohne Aufenthalt vorbei, ſo intereſſant ſie auch als Erzeugniſſe des unterirdiſchen Feuers ſeyn mögen. Einmal auf dem ſo überaus merkwürdigen vulkaniſchen Boden des Landes würde ich mich ſobald nicht wieder davon losreißen können, und wie würde denn dieſer ſchon ſo lange Brief ſeine Endſchaft erreichen? Nur auf den Puy de Châtel, der weſtlich von Royat ebenfalls faſt an das Dorf herantritt, richte zum Schluſſe noch deine Blicke. Man findet an den Abhängen dieſes Berges häufig halb verkohlte Getreidekörner, Erbſen und Bohnen. Auf dieſe Thatſache hat ſich die Sage gegründet, daß Cäſar, während der Belagerung von Gergovia, hier ſeine Magazine gehabt habe, und das Volk nennt den Ort daher „grénier de César." — Eine ſolche Legende iſt aber ſicherlich weder von einem Kriegskundigen, noch von einem Geſchichtsforſcher in Umlauf geſezt worden; denn jener würde nach dem erſten Blicke auf die Karte dem römiſchen Feldherrn ſchwerlich die eigenthümliche Idee zugetraut haben, ſeine Vorräthe in einem feindlichen Lande, anderthalb Stunden von ſeinem Lager und zwar im Rücken der feindlichen Armee aufbewahren zu wollen, und der Hiſtoriker hätte gewußt, daß der heutige Puy de Châtel in Urkunden castrum Veiseri heißt, weil auf demſelben ein feſtes Schloß eines Herzogs von Aquitanien dieſes Namens ſtand. Pipin äſcherte daſſelbe im achten Jahrhundert bei Gelegenheit eines Kriegszuges durch die Auvergne ein, und von dieſem Zeitpunkte rühren die verkohlten Körner her. Man muß ſich indeſſen hüten, falls man Belieben zu Alterthümern dieſer Art tragen ſollte, dieſelben von den Bauern zu Royat zu kaufen, welche den neugierigen Fremden häufig dergleichen als Andenken an die Lokalität anbieten. — Die kunſtverſtändigen Italiener machen, wie du weißt, alte Münzen und dergleichen nach, um die Reiſenden damit hinter das Licht zu führen; die Auverguaten begnügen ſich mit einer anſpruchloſern Induſtrie als Fälſcher — ſie röſten Roggen und Bohnen in ihren Kaffeebrennern und ſagen zu dir mit der ehrlichſten Miene von der Welt: „Ne désireriez vous pas acheter quelques grains du grénier de César?" — Denke dir nun aber das komiſche Bild eines mit einer Taſche voll Roggenkaffee beglückt nach Hauſe zurückkehrenden Alterthümlers!

12. An Herrn H. S., Stadtprediger zu Pr. M.

Clermont, im Auguſt.

Ich habe bereits in einer frühern Mittheilung über die proteſtantiſche Kirche Frankreichs im Allgemeinen geſprochen; eine Frage in deinem lezten Briefe führt mich noch einmal auf dieſen Gegenſtand mit beſonderer Beziehung auf die Gegend zurück, in der ich eben verweile.

Die in der Auvergne ziemlich allgemeine Abweſenheit der Theilnahme für Alles, was außerhalb der Sphäre des materiellen Lebens liegt, erklärt hinlänglich, wie Erſcheinungen, die nicht in jenen Kreis gehören, der Aufmerkſamkeit und Kenntniß der Bevölkerung dieſes Landes entgehen. Daß daher der Proteſtantismus hier ſeinem Weſen nach nicht gekannt iſt, wäre nichts Erſtaunliches, um ſo weniger, als man wohl behaupten darf, daß er dieſes Schickſal, durch den religiöſen Indifferentismus der großen Maſſe der Franzoſen, im ganzen katholiſchen Frankreich erfährt. Daß er aber an Orten, wo er eine Gemeinde aufzuweiſen hat, an Orten, wo ſein Cultus begangen wird, ſelbſt bis auf den Namen unbekannt bleiben konnte, das iſt eine Erſcheinung, die vielleicht der Hauptſtadt der Auvergne allein unter allen andern Städten des franzöſiſchen Reiches aufbehalten war. Ich wußte, daß hier ein Tempel exiſtirt (das iſt der in Frankreich allgemein eingeführte Name für die den Proteſtanten zu ihren Religionsübungen eingeräumten Lokale); ich wollte dem proteſtantiſchen Prediger einen Beſuch abſtatten, und fragte daher einen mir auf der Straße begegnenden, wohlgekleideten Mann: „Monsieur, sauriez vous me dire où demeure le pasteur protestant?" — „Le pasteur protestant?" erwiderte, ſich beſinnend, der Gefragte; „ah, je comprends, Monsieur, vous voulez dire, le bon pasteur (ſo heißt eine der in neuerer Zeit in Frankreich erſtandenen unzähligen geiſtlichen Congregationen). — „Mais non, Monsieur, je parle du pasteur protestant." — „Je ne sais pas ce que vous voulez dire, Monsieur, car il n'existe ici que le bon pasteur," entgegnete mir der Bürger.

Erscheint dir das, was ich eben behauptet, noch übertrieben, wenn ein Bewohner von Clermont, ein seiner Kleidung nach der höhern Bürgerclasse angehörender Mann nicht weiß, daß innerhalb der Mauern seiner Vaterstadt ein Kultus existirt, der doch wenigstens 250 Bürger als Bekenner zählt? Nimm indessen einen wohl nur zu den Ausnahmen zählenden Fall nicht zu allgemein; ich werde dir durch einige andere Anekdoten zeigen, daß und wie der Protestantismus hier vom Volke gekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Oper. — Mozarts Idomeneo. — G. Seidls 's letzt Fensterin. — Destouches.

Wie anderwärts, ist auch in München die Oper der Augapfel des Publikums und mithin aus leicht begreiflichen Gründen auch der Theaterverwaltung. Während das Personal für das recitirende Drama einzelne Lücken bemerken läßt, ist für die Oper vortrefflich gesorgt, und es bleibt nur auffallend, daß bei den reichen Mitteln, womit die Oper hier sowohl als an fast allen andern Orten ausgestattet ist, in Deutschland verhältnißmäßig so wenig neue deutsche Opern zur Aufführung kommen. Ist auf diesem Gebiete die Produktivität wirklich in Stockung gerathen? Oder wagt man sich nicht gern an die gründlicher gearbeiteten deutschen Opern, weil die Vorliebe des Publikums sich entschieden den melodiöseren französischen und italienischen Opern zuwendet? Es ist nicht immer bloße Ausflucht, wenn man neue Dramen und Trauerspiele häufig unter dem Vorgeben zurückweist, man könne sie nicht in allen Rollen genügend besetzen, obschon man dagegen einwenden möchte, daß man ja viel schwierige Klippen bei der Besetzung so personenreicher Tragödien wie Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans u. s. f. glücklich zu überwinden weiß. Man handelt vielleicht oft wie ein vermögender Mann, der, wenn man Ansprüche an seinen Wohlthätigkeitssinn erhebt, die Achseln zuckt und sich ärmer stellt als er ist. Jedenfalls ist aber in allen Hauptstädten Deutschlands der Opernapparat so glänzend und das Opernpersonal so zahlreich, daß damit der Mangel an neuen deutschen Opern in einem merkwürdigen Widerspruche steht. Vielleicht kommt diese Dürre auf musikalischem Gebiete dem recitirenden Drama zu gut, so daß der Nachtheil auf der einen Seite von dem Vortheil auf der andern mehr als aufgewogen wird. Gewiß aber ist es, daß das übermäßige Quartett- und Symphonienwesen, das Malen durch Töne, namentlich aber die Nachahmung der unerreichbaren Beethovenschen Instrumentalistik, die deutsche Oper um den einfach melodischen Reiz gebracht haben, ohne den sie für das Publikum stets unverständlich bleiben wird, so viel interessante Seiten ihr auch der eigentliche Kenner abgewinnen mag. Diese melodiöse Einfachheit hat sich jetzt bei uns aus der höhern Oper ganz in das Lortzingsche Singspiel geflüchtet, und wie eigentlich das Singspiel die Grundlage und der Anfang der Oper war, so dürfte in diesem so unscheinbaren Genre der Fingerzeig zu einer Regeneration der Oper gegeben seyn. Denn das Complicirtere geht immer von einfachen Elementen aus und muß dahin auch wieder zurückkehren, wenn es von einer zu verwickelten, den einfachen Blutlauf störenden Uebergipfelung und Anhäufung seiner Elemente sich befreien will. In solchen Tagen musikalischer Dürre thut es doppelt wohl, wenn man ältere classische Compositionen, wie Mozarts ursprünglich für die Münchner Bühne geschriebenen Idomeneo, der seit 1785 geruht hat, erneuert und, wie es jetzt geschehen, wieder zur Aufführung bringt. Ueber dieses gewaltige Tonwerk zu berichten muß ich mir vorbehalten, da ich mir die Eindrücke davon zurechtzulegen noch nicht Ruhe genug gewonnen habe. Wie bedeutend aber hierorts das Uebergewicht der Oper über das recitirende höhere Drama ist, ergibt sich daraus, daß, nach der Angabe eines hiesigen Journals, im December auf neun hier aufgeführte Opern nur zwei Dramen und ein Trauerspiel kamen. Die übrigen Stücke waren Vaudevilles, Lustspiele, Possen und Pantomimen.

Zu erwähnen ist noch das niedliche Stückchen von dem österreichischen lyrischen Dichter Gabriel Seidl: „'S letzti Fensterln." Alpenscene mit Gesängen in bayrischer Volksmundart, auf hiesiger Bühne mit großem Beifall aufgenommen und mehrmals wiederholt. Die Münchner Zeitung knüpfte hieran den Vorschlag, daß man in diesem Dialekte populäre Geschichtstrauerspiele schreiben möge, wozu sich z. B. die Mordweihnachten von 1705 eignen würden. Mit diesem Vorschlage möchte ich nicht ganz übereinstimmen, indem sich darin ein gewisser Lokalgeist auszusprechen scheint, an dem wir in Deutschland ohnehin Ueberfluß haben. Die verschiedenartigen Dialekte sind in Deutschland mehr als man glaubt das Trennende, und je mehr sich unsere Völker an das Eine reine Hochdeutsch gewöhnen werden, desto näher seiner Erfüllung wird auch der Traum von einer wahren und ächten Einheit Deutschlands seyn. So lange man noch in Dialekten spricht, denkt man auch in Dialekten, und die Völkerschaften bleiben sich fremd, weil sie einander nicht verstehen, weil man sich in den verschiedenen Gauen Deutschlands nicht einmal in derselben Sprachweise „guten Morgen" zu bieten weiß. Für kleine Singspiele und dergleichen mögen sich die Volksmundarten wohl eignen, aber wir wollen keine historischen Tragödien weder in plattdeutscher, noch in pommerscher, noch in steyermärkischer, noch in schwäbischer, noch in oberbayrischer Mundart. Unsere Bühne sieht ohnehin schon bunt genug aus, bunt wie die deutsche Welt überhaupt.

An merkwürdigen Personen verstarben hier in jüngster Zeit der ehemalige landgräflich hessen-homburgische Hofkapellmeister Destouches, und Fürst Eduard Maria Lichnowsky, letzterer als Geschichtsschreiber des Hauses Habsburg bekannt, jener der vielleicht letzte Schüler Haydns und genauer Freund Schillers. Franz Destouches, 1774 in München geboren, lebte längere Zeit als Kapellmeister in Weimar, wo er mit Goethe, Herder, Kotzebue und Schiller verkehrte und die Musiken zur Braut von Messina, Jungfrau von Orleans, Wallensteins Lager, Wilhelm Tell, auch die Trauermusik zu Schillers Begräbniß schrieb. Seine Composition zu Schillers Reiterlied hat sich für immer in das deutsche Volk eingesungen. Auch lieferte er mehrere Opern und Kirchencompositionen. Seine letzten Lebensjahre brachte er in seiner Vaterstadt zu, in der stillen Zurückgezogenheit, die man hier liebt und die ein fast klösterliches Wesen an sich trägt. Noch in der letzten Zeit schrieb dieser durch seinen frühern Lebensverkehr interessante Mann eine dreiaktige komische Oper, die man als einfach, gefällig und lieblich in den Melodien rühmt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 5.

Mittwoch, 29. Januar 1845.

[25] Durch alle Buchhandlungen sind aus dem Verlag von **Breitkopf & Härtel** zu beziehen:

Gedichte

von

Dr. Mises.

Geheftet. Preis 1 Thaler.

---

[26] In der **J. C. Hinrichs**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Arnim, C. O. L. von

(K. Preuß. Oberschenk und Ritter),

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. 3r, 4r Theil; auch u. d. Titel: Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien, zu Anfange des Jahres 1844. 2 Theile. (42 Bog.) Mit 2 Titelbildern. 8. 1845. geh. 2⅔ Thlr.

Vogel, Dr. Carl

(Direktor der Real- und Bürgerschulen zu Leipzig),

Geschichtsbilder.

Ein Handbuch zur Belebung des geogr. Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neueren Erdkunde. gr. 8. (35½ Bog.) geh. 1845. 2 Thlr.

Allen Besitzern der Naturbilder zu empfehlen.

---

[23] **Neue illustrirte Wochenschrift.**

Novellen-Zeitung.

Ausgewählte

Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatische und poetische Werke.

Die Novellen-Zeitung erscheint seit dem Juni 1844 regelmäßig jeden Mittwoch in Nummern von 8 (dreispaltigen) Folioseiten im Formate der Illustrirten Zeitung.

Vierteljährlicher Pränumerationspreis für 13 Nummern 25 Ngr.

52 Nummern bilden einen Band und geben dem Namme nach den Inhalt von

15 Bänden

gewöhnlichen Octav-Formats.

Titel und Inhaltsverzeichniß werden bei jedem Bande unentgeldlich nachgeliefert.

☞ Die nächstfolgenden Nummern der Novellen-Zeitung werden enthalten:

Boz (Dickens). — Die Sylvester-Glocken. Eine Gespenstergeschichte.

Baudissin (Graf von). — Eine Sturmnacht auf der Nordsee.

Bülow (Eduard von). — Aus einem Reisetagebuche.

Mühlbach (Louise). — Federzeichnungen auf der Reise.

Puschkin. — Dubrowski.

Rau (Heribert). — Dreißig Jahre später. Ein Schauspiel.

Schücking (Levin). — Maria Theresia. Histor. Lustspiel in 5 Akten.

Seyffarth (W.). — Aus dem Leben.

Sue (Eugène). — Der Ewige Jude. Illustrirt von C. Richard. 5. u. folg. Bände.

Von Januar 1845 ab wird das Feuilleton der Novellen-Zeitung nachstehende regelmäßig wiederkehrende Berichte enthalten:

I. Salonberichte aus den Haupt- und Residenzstädten Deutschlands.
II. Theaterbericht. Von Karl Gutzkow.
III. Literaturbericht. Von Heinrich Laube.
IV. Kunstbericht.
1) Bildende Künste. Von *).
2) Musik. Von ***.

☞ Bestellungen auf diese bereits in einer Auflage von 6500 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen Lesecirkeln, sondern auch jedem gebildeten Familienkreise als die belehrendste Unterhaltungs-Lektüre anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben werden.

Leipzig: Expedition der Illustrirten Zeitung.

J. J. Weber.

---

[15] Tübingen. Im unterzeichneten Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meyer, Dr. G. H. Die Phrenologie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. 4½ Bogen gr. 8. brochirt. 36 kr. oder 9 gGr.

Da die Phrenologie in neuester Zeit wieder ziemlichen Boden in Deutschland gewonnen hat und die unmittelbare Anwendung ihrer Lehre auf Umgestaltung der wichtigsten Lebensverhältnisse mit Ungestüm verlangen, so musste das Bedürfniss fühlbar werden, den wissenschaftlichen Werth der Phrenologie festgestellt zu sehen. Der Herr Verfasser hat sich dieser Aufgabe unterzogen und in der hier angekündigten Schrift in einer allgemein verständlichen Weise die Bedeutungslosigkeit, so wie die inneren Widersprüche der Phrenologie dargelegt.

H. Laupp'sche Buchhandlung.

---

[24] Leihbibliotheken und Lesezirkeln zur gefälligen Beachtung empfohlen!

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Genial. Roman von Heribert Rau (Verfasser der Pietisten, des Thaddäus Kosciusko ꝛc.) Eleg. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr., 2 fl. 42 kr. rhein., 2 fl. 15 kr. C.-M.

Leseabende für 1845. Novellen und Erzählungen von Heribert Rau. 2 Bde. Eleg. geh. 3 Rthlr., 5 fl. 24 kr. rhein., 4 fl. 30 kr. C.-M.

Die Geheimnisse von Brüssel. Von Suau de Varennes. Frei übertragen von Heribert Rau. 1r Band. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr. rhein., 1 fl. 30 kr. C.-M.

Les Mystères de Bruxelles. Par Suau de Varennes. I. vol. 20 Sgr., 1 fl. 12 kr. rhein., 1 fl. C.-M.

Der Bauernkönig und die Jüdin. Von Czinsky. Deutsch von Fr. Funck. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr. rhein., 1 fl. 30 kr. C.-M.

Der Krieg des Nizam oder die Würgerbanden in Indien. Von Mery. Deutsch von Wilh. Sauerwein. 2 Bde. 2 Rthlr. 15 Sgr., 4 fl. 30 kr. rhein., 3 fl. 45 kr. C.-M.

Die Fürstin Orsini oder der letzte Bourbon in Spanien. Historischer Roman aus den Zeiten Ludwigs XIV. Nach dem Französischen des A. de Lavergne von Heribert Rau. 2 Bde. 2 Rthlr. 15 Sgr., 4 fl. 30 kr. rhein., 3 fl. 45 kr. C.-M.

Johanna. Von George Sand. Uebersetzt von Fr. Funck. 2 Bände. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr. rhein., 1 fl. 30 kr. C.-M.

Gustav Oehler, Buchhändler,
in Frankfurt a. M.

---

[27] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Das Buch vom

Jahr 1812.

Oder: Napoleon in Rußland.

Dargestellt von einem Augenzeugen.

3 Bände. 8. Geh. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Das Jahr 1812 ist das denkwürdigste der neuern Geschichte. Napoleon war nahe daran, Deutschland zu einer Provinz eines französischen Reiches Karls des Großen zu machen und durch einen Feldzug gegen das scytho-slavische Riesenreich Rußland die Grenzen seiner Herrschaft noch weit über die seines deutschen Vorbildes hinaus zu legen. Jedoch sein großes Unternehmen scheiterte auf eine furchtbare, Entsetzen erregende Weise; er selbst stürzte in Folge dessen herab von dem hohen Gipfel irdischer Größe und Macht: ein warnendes Beispiel für alle Gewalthaber dieser Erde. Ein Heer, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte, ging unter, bei Kampf und Noth, bei Hunger und Elend, in den Schneegefilden Rußlands. — Nur das dringende Bedürfniß einer bis jetzt noch mangelnden, wahrhaft authentischen Darstellung dieser großartigen, merkwürdigen Begebenheit, in unserer deutschen Literatur, führte dieses Werk herbei, das jedem Freunde der Geschichte, jedem Freunde belehrender und geistreicher Unterhaltung eine sehr angenehme Erscheinung seyn wird.

Der Magnetismus

im Verhältniß zur

Natur und Religion.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man in unserem Jahrhundert so schwer und langsam dazu kommen konnte, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie sie sich durch alle Zeiten hindurchziehen, als einen Theil der Naturgeschichte des Menschen, als den in der Erscheinung unendlich mannichfaltigen, dem Kern nach einfachen Ausfluß der ihm eingebornen Anlage zu fassen. Man gewöhnt sich nach und nach daran; aber noch immer wird der Magnetismus, und was in der Geschichte mit ihm zusammenhängt, von den Einen mit skeptischem Widerwillen betrachtet, während er Andere zur grundlosesten Schwärmerei hinreißt. Dem kann nicht anders seyn, so lange in den Wissenschaften, welche von diesen merkwürdigen Aeußerungen des menschlichen Wesens zunächst berührt werden, in Philosophie, Medicin, Theologie, die entgegengesetztesten Richtungen sich geltend machen. So lange aber der Magnetismus nicht überall als allgemeine Naturkraft anerkannt und als solche beobachtet wird, bleibt er auch als Heilmittel der rohen Empirie und dem Mysticismus preisgegeben. Die hier angekündigte Schrift verspricht nicht nur in der angegebenen Richtung Förderung, sondern ist auch geeignet, ein größeres Publikum über Gegenstände zu belehren, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so nahe zusammenhängen.

Es zerfällt solche in folgende Hauptabschnitte:

Einleitung. I. Von den Erscheinungen des thierischen Magnetismus. a. Physische Erscheinungen. b. Psychische Erscheinungen. 1) Das Schlafwachen. 2) Das Wachschlafen. II. Geschichte und Analogien von Erscheinungen, welche mit den magnetischen Aehnlichkeit haben. III. Kritische Untersuchungen über die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen, über den Werth und die Arten des Schlafwachens und Hellsehens. IV. Naturkundige Erklärungen der magnetischen Erscheinungen. a. Physiologische Erklärung. b. Psychologische Erklärung. V. Ueber die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel. a. Von der magnetischen Behandlung im Allgemeinen. b. Von der Behandlung des Schlafwachens und Hellsehens. VI. Das wahre Verhältniß des Magnetismus zur Medicin. VII. Aufklärungen über das geistige Leben, und über mancherlei gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheile. VIII. Ueber das rechte Verhältniß des Magnetismus zur Religion.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

ALLGEMEINE
PHONOLOGIE,
ODER
NATÜRLICHE GRAMMATIK
DER
MENSCHLICHEN SPRACHE.

Mit specieller Anwendung

auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche, und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von

Max Wocher,

Th. Lic., Professor und Konviktsvorstand in Ehingen an der Donau.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitendes. §§. 1 flg. I. Abtheilung. Von der organischen Lautbildung im Allgemeinen. I. Abschnitt. *Die Lautgesetze.* §. 3. Euphonie, das Grundprincip. *Erstes Hauptgesetz.* Euphonie für das Sprachorgan. §§. 4—9. Besondere Lautgesetze. §. 10. *Zweites Hauptgesetz:* Euphonie für das Ohr. §. 11. Das Musikalische im Symphonismus der Sprache. II. Abschn. *Allgemeine Anwendung auf Aussprache und Lautgestaltung.* §. 12. Symphonische Gliederung der Silbenordnungen. (Silbenabtheilung.) §. 13. Die feinern Unterschiede der Vokalaussprache durch Symphonie zu ermitteln. §. 14. Gibt es ursprüngliche Vokale? §. 15. Lautwandel je nach Symphonie. §. 16. Weitere Einflüsse der Symphonie: A) in Beziehung auf Silbenquantität. §§. 17—22. B) Symphonie im Accent. §. 23. Einheit von Quantität und Accent in der Aussprache, die Bedingung des Wohllauts. §. 24. Gibt es Ausnahmen? II. Abtheilung. Das Weben des Sprachgeistes in Entwicklung und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschn. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellektuelle Technik der Sprachen. I. Kap. *Entstehung der Flexion.* §§. 26—34. Artikel und Genus. Verhältnisse der Genera. Deklination und deren Gliederung u. s. w. II. Kap. *Entstehung der Rektion.* §§. 35—38. Phonetische Gestaltung der Rektion; symphonische Ausbildung der Kasusformen u. s. w. III. Kap. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39 a. Symphonie in der Kongruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Kasusformen im Satze. §. 39 b. Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Komposition nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlussbemerkungen: Ueber Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschn. *Relatives Uebergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Kap. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Eigenbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47—52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Kap. *Vermittlung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Konstruktion.* §§. 54—63. Formenwechsel im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Englischen und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65 Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschn. *Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwicklung der Sprache.* I. Kap. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements. II. Kap. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwicklungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältniss zu den Dialekten. §. 71. Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 flg. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Italienische, Französische, Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlussbemerkungen. Beilagen; S. 501—512.

Mottos:

„Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewisheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten."

J. Grimm.

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung.

W. v. Humboldt.

Durch treue und sorgfältige Naturbelauschung ist es dem Herrn Verfasser gelungen, die einfachen grossen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen, und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowohl durch und durch praktisch, als auch theoretisch für die tiefere, wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkühr des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches eben die einfachste und tiefste

Grundlage alles rationellen Sprachstudiums ist) als tiefbegründet, als lautere Gesetzmässigkeit. — Uebrigens möchte das Buch nicht blos dem Gelehrten vom Fach gewidmet seyn, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, da auch die Feinheiten des Styls, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwicklung derselben (beim Deutschen auch das Gothische, Altdeutsche) zur Besprechung kam.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstl. Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 gGr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, sowie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Kompendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommenerer Beitrag zu nennen seyn, als dieselbe auch eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der praktische Bäcker,

oder

vollständige und faßliche Anweisung,

schmackhaftes und nahrhaftes Brod

aus

jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel

zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch

für

Bäcker und Haushaltungen.

Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.

Von

S. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeister in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der österreichischen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar seyn werden.

Es ist keine Kunst, aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeits-Vorrichtungen, ein gesundes und schmackhaftes Brod herzustellen; es erfordert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht, bei schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Back-Einrichtungen, das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten.

In dieser, für den Bäcker wie für das gemeine Beste, gleich redlichen Absicht, hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weßhalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Symbolik

der Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung

des

Somnambulismus,

von

H. Werner,

der Philosophie Doktor.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Herrn Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Herr Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hatten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 30. Januar 1845.

Irrgläubiger, was treibet dich
Umher, ſo frech, ſo ſchauerlich?
Thümmel.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Nach langem Suchen fand ich endlich den Hirten der kleinen, ſo hartnäckig verleugneten Heerde. Ich habe in Frankreich viele evangeliſche Geiſtliche, fanatiſche und laue, Pietiſten und von dem wahren Geiſte der Chriſtusreligion durchdrungene, kennen gelernt, aber keinen, der mehr innige Ueberzeugung, mehr Sanftmuth und Duldung, mehr Biederkeit und Aufklärung durch Wort und That und durch ſein ganzes Weſen verkündigt hätte, als der ehrenwerthe Paſtor Vignier zu Clermont. Das eisgraue Männchen ſagt dir von ſeiner Kanzel herab ſo verſtändige Dinge, ſo treffliche, tröſtliche Wahrheiten, und das Alles mit ſolcher Einfachheit, ſo ganz im Geiſte der wahren chriſtlichen Liebe, daß du darüber des Redners auvergnatiſchen Dialekts alsbald vergißt.

Paſtor Vignier war früher katholiſcher Geiſtlicher, und Gott weiß, welch harten Stand der arme Mann dadurch unter ſeinen ehemaligen Amtsbrüdern in der Auvergne hat; unter ſolchen Umſtänden erſchien mir ſeine Herzensgüte und Milde als eine um ſo größere Tugend.

Ich ſagte dir eben, daß das Vorhandenſeyn einer proteſtantiſchen Gemeinde hier nicht ganz ſo unbekannt ſey, wie es ſich aus der oben von mir berichteten Anekdote ſchließen ließ. Ich habe den Beweis zu führen; höre zu dem Ende folgende Geſchichte und entſcheide dann ſelbſt. Eines Tags kommt ein Bauer aus der nächſten Umgebung der Stadt zum proteſtantiſchen Geiſtlichen. „Monsieur, j'ai perdu une tasse d'argent dans ma vigne,“ beginnt der Bauer, indem er in ſichtlicher Verlegenheit den Rand des Huts durch die Hand laufen läßt. „Eh bien?“ erwidert der Geiſtliche. — „Peut-être aussi qu'elle m'a été volée,“ fährt der Bauer fort. — „J'en suis bien fâché pour vous, mon ami, mais je n'y peux rien.“ — „On m'a dit pourtant que vous pourriez peut-être m'en donner des nouvelles.“ — „Mais, mon cher ami, je ne suis ni commissaire de police, ni marchand de matières d'or et d'argent, ni orfèvre, il faut vous adresser à ces gens là.“ — „Je le sais bien, Monsieur, mais vous pourriez peut-être quand même me dire qui tient ma tasse.“ * Nachdem in dieſer Weiſe die Unterhaltung noch eine Zeit lang fortgeführt worden war, merkte endlich unſer guter Pfarrer, daß der Bauer ihn, als

* Die Goldſchmiede in Clermont fertigen in großer Menge kleine aus Silberblech getriebene Trinkgeſchirre, welche ihrer Haltbarkeit und Wohlfeilheit wegen beſonders von den Bauern gekauft werden; ein Luxusartikel, der keine irrige Vorſtellung von dem Wohlſtande derſelben geben darf.

Vorsteher der protestantischen Ketzersekte, für einen Schwarzkünstler und Zauberer gehalten.

Ein andermal ißt der protestantische Prediger in einem Wirthshause von Clermont zu Mittag. Als er dem Wirthe seine bescheidene Mahlzeit bezahlt, macht der freundliche Mann diesem ein Compliment über seine gute Küche. „Oh vous la trouveriez bien meilleure, Monsieur le pasteur, si j'avais pu vous servir à mon idée.“ — „Mais, mon cher Monsieur, je ne m'oppose nullement à vos intentions bienveillantes à mon égard, erwiderte der Prediger scherzend. — „Je veux dire,“ entgegnete jener, „que votre dîner aurait été meilleur, si j'avais pu faire entrer quelque peu de lard dans vos plats.“ Es hielt schwer, den braven Mann zu überzeugen, daß protestantische und jüdische Religion eben so verschieden von einander seyen, als katholische und jüdische.

Du könntest an der Wahrheit dieser Anekdoten zweifeln, wenn sie mir nicht vom Pastor Vignier persönlich mitgetheilt wären, einem Manne, der jeder Uebertreibung und Entstellung der Wahrheit vollkommen unfähig ist, und wenn nicht mir selbst etwas Aehnliches begegnet wäre.

Ich hatte, vom schönen Wetter verführt und durch die Hitze aus der Stadt vertrieben, für einige Zeit ein Landhaus gemiethet; bei der Besitzerin desselben, der alten Fr. v. B., die ein Schloß in demselben Dorfe bewohnt, fand ich zuweilen die Schwestern eines geistlichen Ordens, welche hier das verdienstliche Amt als Lehrerinnen der Jugend und das ihnen weniger glückende als Aerzte der Landleute versehen.

Ich hatte während meines Landaufenthaltes eine Bauerfrau, die ehemals Köchin gewesen, in Dienst genommen, und mittelst Bonbons und Puppen mir den Weg zu dem Herzen des etwa achtjährigen Kindes derselben gebahnt, das nach beendigter Schule seine in meiner Küche beschäftigte Mutter zu besuchen pflegte. Eines Tages sagte die Kleine in naiver Weise zu mir: „Monsieur, savez vous que j'ai prié le bon Dieu pour vous aujourd'hui?“ — „C'est charmant, ma bonne petite, et cela mérite sans doute le meilleur de mes bonbons. Mais dites moi donc ce que vous avez prié pour moi.“ — „Que le bon Dieu vous ramène de vos erreurs.“ — „Et qui vous a dit que je suis dans l'erreur?“ — „Ce sont les soeurs qui nous ont dit de prier tous les jours pour vous, parceque vous n'êtes pas baptisé.“ — Obgleich ich den guten Schwestern im Grunde höchst dankbar für ihre Theilnahme an meinem, ihrer Ueberzeugung nach sehr schlecht bestellten Seelenheil war, erzählte ich dennoch lachend der Frau v. B., daß das Dorf für meine Erleuchtung bete und mich für nichts geringeres als einen vollständigen Heiden halte. Die gute alte Dame aber zeigte mir ein so erschrockenes Gesicht, daß ich sogleich einsah, sie sey im frommen Complotte und fürchte vielleicht gar, der der Verdammniß verfallene Hugenott wäre fähig, ihr mit seinen schändlichen Sophismen aus der Schule Voltaires und Rousseaus auf den Leib zu rücken.

Du siehst aus diesem kleinen Zuge, daß die erste Classe der Gesellschaft hier in ihren religiösen Ansichten oft nicht aufgeklärter ist als die Leute des Volks. Und dennoch hat sich gerade in diesem Lande, wo der Protestantismus heute vielleicht weniger als in irgend einem Theile Frankreichs über den Kultus der Mehrheit auftaucht, die religiöse Reform im sechzehnten Jahrhundert mit besonders kräftigem Leben geregt, und doch haben hier die Religionskriege fast am ärgsten gewüthet, und doch ist diese Erde mit dem Blute der Märtyrer nur zu reichlich getränkt worden.

Je länger und aufmerksamer ich meine Blicke auf die Erscheinungen im geistigen Leben der Völker richte, desto mehr befestigt sich in mir die Ueberzeugung, daß aller große und bleibende Erfolg der Wahrheiten nur (verzeih das fremde Wort, das ich im Augenblick durch kein passenderes zu ersetzen wüßte) vom à propos abhängt, mit welchem dieselben auftreten. Ein Buch, eine Erfindung, eine staatliche Einrichtung, ein wissenschaftliches System, eine Revolution, alle diese Dinge werden nur groß und folgereich, wenn sie mit im Keime schon markigen und nur nach Freiheit und äußerer Gestalt ringenden Zuständen zusammen fallen. — Ich beabsichtige weder dir die Greuel zu schildern, durch welche die katholischen Heerführer, ein Baron des Adrets, ein Blaise de Montluc und Andere in der französischen Reformationsperiode den Schrecken ihres Namen auch in der Auvergne verbreiteten, noch will ich die eben so blutigen und schändlichen Repressalien erwähnen, mit welchen hier der nicht weniger berüchtigte protestantische Kapitän Merle, eines Webers Sohn, jenen „Christussoldaten“ vergalt. Aber ich weiß, du wirst mir mit Vergnügen zuhören, wenn ich dir erzähle, wie durch sonderbare Fügung der Protestantismus den ersten Schritt in dieses Gebirgsland that und wie er daselbst den ersten Märtyrer fand. Hier tritt der Tod wenigstens nicht wie in jenen blutigen Kämpfen ohne den versöhnenden Charakter auf, mit welchem uns sein Bild in der Tragödie gleichsam verklärt erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorisch- antiquarische Streifereien.

(Fortsetzung.)

Der skolopax des Aristoteles und beim Olympius Nemesianus ist wohl unsere „größere Schnepfe.“ — Eine

maleriſche Schilderung von dieſem Vogel, der von Körper nicht größer ſey als die paphiſchen Vögel (die Tauben), finden wir bei lezterem in ſeinem Jagdgedicht. — Den Strauß, griechiſch strus, gewöhnlich struthos, noch gewöhnlicher struthiocamelus, auch libyſcher struthos genannt, haben die Römer nicht nur in ſeiner Heimath, die ihnen beſſer bekannt war, als den neuern Europäern, ſondern noch bequemer und in größerer Menge in Rom ſelbſt erblicken können, zumal in der ſpäteren Kaiſerzeit. Kaiſer Commodus, dem ſo edle Paſſionen eigen waren, machte ſich einmal das fürſtliche Vergnügen, im Circus einer Menge von Straußen im ſchnellſten Laufe den Kopf mit Pfeilen, die vorne halbmondförmig gebildet waren, abzuſchießen. Und Kaiſer Probus, ein braver Herr, der ſeinem Namen entſprach, ließ in einen Circus einen ganzen kleinen Wald pflanzen, und in dieſem ſah man über tauſend Strauße und zahlloſe andere fremde und einheimiſche Thiere herumlaufen.

Unſer in Deutſchland, beſonders in Thüringen, einheimiſcher Strauß, die Trappe, iſt wohl in der avis tarda, von welcher Plinius ſpricht, zu ſuchen. Gewiß iſt, daß das franzöſiſche outarde daraus gebildet iſt. Die otis (Geohrte) der Griechen konnte vielleicht, wie Buffon meint, die arabiſche, mit langen Ohrfedern verſehene Art, Otis Arabs Linn. ſeyn.

Bruce, deſſen von ihm vorgegebene Entdeckung der Nilquellen mit Recht bezweifelt wurde, hat die wahre Spezies jenes merkwürdigen Ibis gefunden und genau beſchrieben, von dem die Alten melden, den namentlich Herodot und Plutarch beſchrieben haben, und der ſelbſt als Mumie, vollſtändig mit ſeinen Federn, in ſorgfältig verwahrten Urnen gefunden worden iſt. — Bruce ſagt: der Leſer kann verſichert ſeyn, daß es keine andern Ibis, am wenigſten ſolche in Egypten gibt, wie ſie Buffon und nach ihm andere Naturgeſchichtſchreiber ſchildern: nämlich von carmoiſinrothem Kopfe, goldgelbem Schnabel, mit langen, ſchwachen, purpurfarbenen Beinen und einem dicken Hals, ſo wie auch die vorgefundenen Mumien nicht anders als ſchwarz und weiß ſind und in allen Ausmeſſungen mit dem jetzigen Abou Hhanneſch übereinkommen. — Hiebei bemerken wir, daß Abou Hhanneſch ſo viel heißt, als: Vater der Schlangen, weil der Ibis gern Schlangen frißt. So iſt der Name ganz im orientaliſchen Geiſte geſchöpft, weil auch die Landesväter oft nur da ſind, um ihr Land aufzuzehren.

Der dickhalſige, in wärmeren Ländern lebende Nachtrabe (zu den Reihern gehörig) — wohl nicht der nycticorax des Ariſtoteles — ſcheint, nach Schubert und Andern, die in der Bibel vorkommende „Rohrdommel in der Wüſte" zu ſeyn. Unſere Rohrdommel iſt der geſtirnte Reiher, mithin der asterias erodios der Griechen. Beim Plinius heißt er Stier, weil er das Brüllen der Ochſen nachahme, gerade wie er auch in der Schweiz der Waſſerochs oder das Urrind, in Oeſterreich der Erdbull genannt wird. Dommel iſt wohl nicht corrumpirt aus Trommel; wenigſtens kommt ſchon bei Notker horotumpel vor. Der Vogel Katha bei arabiſchen Dichtern, den Golius, v. Hammer und Andere durch Rohrdommel überſetzen, kann, wenn er, wie erſterer berichtet, nur die Größe einer Taube hat, wohl nicht unſere Rohrdommel ſeyn. Den Namen Katha hat er von ſeinem Geſchrei; und weil er ſeinen Namen, wie der Kuckuck, ſelber ausſpricht, ſo entſtand das arabiſche Sprüchwort: wahrhaftig wie ein Katha.

Die Pelikane, die in den „Vögeln" des Ariſtophanes bei der Erbauung des humoriſtiſchen „Wolkenkuckucksheim" als Zimmerer fungiren, ſind wohl eher Baumſpechte als Kropfgänſe, während der früher von ihm, neben dem Pelikan, erwähnte Pelekinos unſere Kropfgans ſeyn kann. Wenigſtens paßt die Beſchreibung, die der ſpätere Oppian vom Pelekinos gibt, ganz zu derſelben. — Der „Eſelklapperer," der onocrotalus des Plinius, der dort ein galliſcher Vogel heißt, mag vielleicht der verwandte Scharb oder Kormoran ſeyn. — Vielleicht iſt der Katarakte des Ariſtoteles (der ſich herabſtürzende Vogel) die ſchnell und hoch fliegende Fregatte, die von ihrer Höhe auf die Fiſche, die ſie erblickt, herunterſtürzt. — Als Steinmetz bei dem erwähnten Bau kommt der Vogel crex vor, den früher auch Herodot und ſpäter Ariſtoteles erwähnen. Er wird als Vogel mit ſpitzigem und ſägenförmig eingeſchnittenem Schnabel geſchildert. Nach der Beſchreibung des Ariſtoteles iſt es ein Waſſervogel, langfüßig und an den hinteru Zehen kürzer. Das paßte wohl, meint Schneider, zu unſerem rallus crex, deutſch Wieſenſchnarcher, oder Wachtelkönig, aber nicht der ſägenförmige Schnabel. Den Namen und die Sage vom Wachtelkönig hat man von der alten „Wachtelmutter," die gleichfalls in den Ariſtophaniſchen „Vögeln" erwähnt iſt, zu welcher der Prieſter wie zu einer großen Göttin beten läßt, und von welcher namentlich Plinius berichtet, daß ſie die Wachteln auf ihren Zügen anführe, auf den rallus crex übergetragen, oder dieſen mit ihr identificirt.

Ob unter der parra, die beim Horaz als Unglück vorbedeutender Vogel erwähnt wird, und welche nach Plinius beim Aufgang des Sirius, ſo lange es Tag iſt, ſich nicht ſehen läßt, eine Haubenlerche, korydalis, oder eine Meiſe, wofür aber ſchon die Römer das Wort parus (das aigithalos der Griechen) haben, oder ein Grünſpecht — wozu aber die von Plinius gegebene Beſchreibung nicht paßt — oder gar, wie der Philolog Jani meint, eine Art von Kibitz iſt, müſſen wir hier unerörtert laſſen. Die parra in dem Linneiſch-Blumenbach'ſchen Syſtem iſt ein Vogel, den die Alten nicht kannten, weil er in Südamerika

zu Hause ist. — In Bezug auf die Haubenlerche bemerke ich, einmal von einem Neugriechen gehört zu haben, daß in seinem Vaterland die Lerche, diese für uns so hoffnungsreiche, liebliche Sängerin, ein Vogel von schlimmer Vorbedeutung sey.

Daß auch unser Truthahn den Alten unbekannt war, weiß Jeder, der da weiß, daß er ein Geschöpf aus der neuen Welt und erst im Jahr 1530 nach Europa gebracht worden ist. Türkischer Hahn heißt er bei den Engländern mit demselben Recht, als der amerikanische Mais das türkische Korn, die Syringen der türkische Hollunder, die aus Brasilien stammende Bisamente die türkische Ente, und eine bei uns in den Gärten gezogene, aus Südamerika gebürtige Bohnenart die türkische Bohne heißt. Es geht hier fast wie mit dem Prädikat „spanisch." Ich erinnere an die spanische Wicke, die wohlriechende Platterbse, welche eigentlich aus Sicilien stammt, und an die spanischen Fliegen oder Cantharіden. Eine Art gelber, wohlduftender Lupinen werden bekanntlich bald türkischer, bald spanischer Veil genannt. Uebrigens mögen spanisch und türkisch auch in anderer Hinsicht, vornehmlich wenn wir das Benehmen und die Geschichte beider Völker betrachten, recht gut vertauscht werden können.

Wir kommen auf den Truthahn zurück. Es ist jammerschade, daß Aristophanes den lächerlich aufgeblasenen kollerigen Vogel eben so wenig kannte, als den gleichfalls in Amerika einheimischen Pfefferfraß. Beide hätten ihm zwei recht komische Figuren geliefert. Letzterer, mit seinem ungeheuren Schnabel, der gar fürchterlich aussieht, aber so wenig Kraft hat, daß er kaum eine Kirsche zerdrücken kann, wozu noch eine lautkreischende, abscheuliche Stimme kommt, hätte recht gut als schwadronirender und fluchender Bramarbas mit gewaltigem klirrendem Säbel figuriren können, als miles gloriosus, ein Geschlecht, das bis jezt noch nicht ausgestorben ist.

Manchen fabelhaften, ungeheuern Vögeln der Alten und Neuern mögen gewiß wirkliche Geschöpfe, z. B. große Geyer und Adler, auch der Kasuar — Kassobar-Vogel, Emeu bei den Hindus, vielleicht der indische Orion des Aelian — und jener sogenannte Argill oder Riesenkranich zu Grunde liegen, der sieben Fuß hoch wird, einen ungeheuern Schnabel hat, Hühner, Katzen, Schildkröten ganz verschlingt, wie ein Bär schreit und in Bengalen und Afrika zu Hause ist.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Kopf der Bavaria. Die pompejanische Expedition. Stereochromie.

Von der Aushebung des kolossalen Kopfes der Bavaria aus der Gießgrube, in Anwesenheit Sr. Majestät des Königs, ist bereits in öffentlichen Blättern die Rede gewesen. Schon die gewaltigen, wenn auch unregelmäßigen Räume des Gießhauses, die phantastisch beleuchteten Wölbungen, die Anordnung des Ganzen — denn auf malerische und kunstsinnige Ausschmückung versteht man sich hier meisterlich — die auf haushohen Leitern in schachtähnlicher Vertiefung emporklimmenden Arbeiter versezten die Phantasie unwillkührlich in die von Grubenlichtern erhellte Wölbung und das Getriebe eines Bergwerks. Plötzlich begann das Oho! der an den Flaschenzügen arbeitenden Werkleute. In den nothwendigen Pausen, welche ihnen zur Erholung gegönnt wurden, führten 150 Mitglieder der Münchner Liedertafel Gesänge aus, worunter einer für diese Feierlichkeit speziell gedichtet war. Nach langer Arbeit erhob sich endlich aus der höhlenartigen Grube der edel schöne Kopf der Bavaria, der, als er frei in der Luft schwebte, von bengalischen Lichtern umspielt, einen eigenthümlich prachtvollen, fast geisterhaften Anblick gewährte. Da begann ein seltsames Leben darin, ein Klopfen und Hämmern und Pochen, und aus der obern Oeffnung des Kopfes stiegen nach und nach fünfundszwanzig Arbeiter, welche, in vielleicht etwas ängstlicher und gepreßter Lage, stundenlang in der innern Höhlung des Kopfes eingesperrt gewesen waren. Eine Haarlocke allein verbarg deren zwei. Hieraus mag man auf die kolossale Größe des Kopfes und von da weiter auf die riesige, Häuser überragende Gestalt der Figur überhaupt schließen, deren einzelne Glieder jezt in der hiesigen Erzgießerei nach und nach gegossen werden. Und doch dürften bei rastloser Thätigkeit noch drei Jahre verstreichen, ehe das ganze Werk vollendet ist.

Man weiß, daß die von dem Könige nach Pompeji Abgeordneten, welche die dortigen antiken Wandmalereien nach ihrem materiellen und technischen Bestande untersuchen sollten, seit einiger Zeit bereits zurückgekehrt sind. Die Ergebnisse sollen bei dem für den König im Bau begriffenen pompejanischen Hause, welches in der Nähe von Aschaffenburg genau nach dem Vorbilde des sogenannten Hauses des Castor und Pollux erbaut wird, wie auch zum Theil bei der Kelheimer Siegeshalle in Anwendung kommen. Indeß ist, außer den von Professor Schafhäutl in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mitgetheilten wissenschaftlichen Notizen, über die Resultate der Expedition, die übrigens mit den früher von Wiegmann angestellten Forschungen fast vollkommen übereinzustimmen scheinen, wenig zur Kenntniß des Publikums gelangt. — Interessanter dürfte es daher seyn, zu erfahren, daß der Professor an der Akademie der Künste, J. Schlotthauer, nach vierjährigen und noch nicht geschlossenen Vorbereitungen und Versuchen, und zum Theil in Verbindung mit dem bekannten Mineralogen Fuchs, eine neue Art Malerei erfunden hat, welche er Stereochromie nennt. Auf einen eigens zubereiteten Untergrund werden die ebenfalls eigens präparirten Farben aufgetragen und sodann mit einem Mittel bestrichen, wodurch sie mit der Unterlage förmlich zu Stein verhärten, so daß sie, selbst nachdem sie tage-, ja wochenlang im Wasser gelegen, keine Veränderung wahrnehmen lassen. Ihre Wirkung ist angenehm; auch sind sie äußerst leicht zu behandeln, in welcher Hinsicht sie sogar die Aquarellmalerei übertreffen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 31. Januar 1845.

— Great Britain,
All countries have their „Lions,“ but in thee
There is but one superb menagerie.

Byron.

Die Stadt in England.

V.

(ſ. Nr. 225—227 v. J. 1845.)

Ein Plan von London liegt vor mir. Ein Plan? Nein, eine Landkarte; auch nicht, eine Weltkarte, die neueſte und beſte, die es gibt, Cruchley's map of London, erſchienen im November 1844 und datirt 1845. Alſo eine Weltkarte. Nahe am Nordpol die nomadiſirenden Esquimaux von Camdem town; der Kirchthurm von Highgate der Nordpol, über welchen ein ächter Londoner nie hinauskommt; entgegengeſezt die Südpolländer Wandsworth, Kennington Common und Peckham Rye. Dann das unermeßliche Feſtland von Southwark, die benachbarten Inſeln Lambeth und Rotherhithe und der Archipelagus von Kent Road, St. Georges in the fields, Bethlem Hoſpital, Marſh Gate. Das iſt das Auſtralien der ſüdlichen Londoner Hemiſphäre. Nun über den Aequator, bekannt unter dem Namen Themſe und im Engliſchen ſtets the River Thames geheißen. Da iſt Europa. Der witzige John Wilſon Croker hat im Sinne der faſhionablen Welt der Umgegend von Ruſſel Square das Beiwort unexplored — unerforſcht — gegeben, und trotz aller loyalen Verehrung ſeines Königshauſes dürfte mancher Engländer hierher Deutſchland verlegen. Denn wie nicht zu leugnen iſt, daß hier die meiſte Metaphyſik und der meiſte Tabak verbraucht werden, ſo exiſtiren eine Menge Engländer, welche in Metaphyſik und Tabak die Repräſentanten Deutſchlands ſehen. Der belle France weiſe ich die Nachbarſchaft des Tower an. William Harriſon Ainsworth hat ſolche in ſeinem Romane dieſes Titels ſo genau beſchrieben, daß ich nicht zu ſagen brauche, warum. Dagegen gehört la jeune France in die Nachbarſchaft von Leiceſter-Square. Dort bekommt man ſchlechte Cigarren, das Stück für einen Penny oder acht Pfennige, ein leidliches Mittagsbrod sans vin und pain für ſechsmal ſo viel, und die Erlaubniß, eine Partie Billard zu ſpielen, für drei und einen halben Penny. Ein wenig nördlich, juſt bei der ſchmutzigen Polandſtraße, liegt Polen. Wapping und Rotherhithe ſind unverkennbar die — durch den Tunnel — Vereinigten Staaten. Dort wird der meiſte Tabak gekaut und iſt das Ufer am längſten. Hampſtead und Highgate eignen ſich vortrefflich zur Schweiz, und die vier Provinzen Irlands finden ſich, mutato nomine, in Calmell Buildings, der Lauſtraße, Almonry und St. Giles'. Die City aber, die Seele und das Leben des Koloſſes, das Herz, nach welchem hin und von welchem aus alles Blut ſtrömt, die City mit ihrer Emſigkeit, ihrer Spekulation, ihrem unermüdlichen Unternehmungsgeiſte und ihrem

unermeßlichen Reichthume, ist England. Für Schottland bleibt nichts übrig, und dieß ist auch nicht nöthig. Wo der Schotte, ist Schottland, und Schotten sind überall.

Ich glaube schon früher erwähnt zu haben, daß die mannigfachen Menschenracen, welche in London sich auf und durch einander schieben, sich selten amalgamiren, ziemlich Alles behalten, was vom Lande ihrer Geburt zeugt, ihre Idiosonkrasien und nationalen Eigenheiten, ihre Gesichtsbildung und Stimme, ihre Sitten, Gebräuche, Religion, Vorurtheile und Leidenschaften, kurz, alle die einzelnen Ansätze, die in der Gesammtsumme das Facit des Nationalcharakters geben. Wenn dem ungeachtet Verkehr zwischen ihnen besteht, ist es doch im Allgemeinen kein vertraulicher, ist es der Verkehr dessen, der wohlfeil zu kaufen wünscht, mit demjenigen, dem daran liegt, theuer zu verkaufen, ist es ein Geschäfts-, kein Geselligkeitsverkehr. Deßhalb gleichen jene Racen Flüssigkeiten von verschiedener spezifischer Schwere. Sie strömen in den großen Londoner Ocean, bleiben aber durch charakteristische Merkmale geschieden. Der Hebräer in Bevis marks, Houndsditch und St. Mary Axe soll genau der Hebräer aus den Tagen des Bekenners und das Milchmadchen von Islington oder Hackney dieselbe alte Brittin seyn, die Llewellon gewesen. Der wirthliche Schotte spricht unverändert seinen breiten Accent und der Ire lebt in eben so hoffnungslosen Verhaltnissen, als lebe er auf dem väterlichen Moor.

Der Einzelne wirkt nirgends abgesonderter als in London. Er thut das Seine, die große Maschine der bürgerlichen Gesellschaft in Umschwung zu erhalten. Wie aber diejenigen, die auf der Tretmühle ihre mühselige Runde machen, auch nur wissen, daß sie es sind, welche die Mühle in Bewegung setzen, und kaum je erfahren, ob die Mühle Werg zupft, Wasser hebt oder Cichorie mahlt, so ist der Einzelne sich selten der großen Resultate bewußt, welche die Maschine hervorbringt, die der Kraft des Einzelnen spottet und vereinigten Kräften gehorcht. Wenige sind in London mit ihren Nachbarn bekannt und bedenken noch weniger, wie sehr sie ihnen verpflichtet sind. Diese Nachbarn, die nie ein Wort mit einander reden, erweisen sich tausend kleine Gefälligkeiten, stecken sich gegenseitig Geld in die Taschen, ohne daß der Andere es merkt, und erhöhen sich wechselseitig, wie fremd sie einander auch seyen, alle Freuden und Genüsse eines hoch civilisirten Gesellschaftslebens. Jeder Einzelne wandelt in London zwei Bahnen, die erste um seine eigene Achse in seinem individuellen Wirkungskreise, sey dieser klein oder groß, eng oder weit, die andere gemeinsam mit einer ungeheuern Masse, die aus Atomen besteht, von welchen er einer ist. Obwohl daher der Londoner Verkehr individuell nicht zusammenstimmt, löst er sich doch in allgemeine Harmonie auf, und wie stracks auch die Interessen des Einen den Interessen des Andern entgegen zu laufen scheinen, am Ende sind sie genau dieselben. Ich habe mich unwillkührlich daran gewöhnt, in den tausend Menschengestalten, die auf der Straße an mir vorübereilen und denen ich vielleicht nie wieder begegnen werde, meine herzlich guten Freunde zu sehen. Sind sie es doch, die mir alle Lebensbedürfnisse erreichbar, mir es möglich machen, für einen Schilling ein Conzert zu hören, das ich außerdem, wenn überhaupt, nicht für weniger als zweitausend Schillinge hören könnte. Die Concurrenz macht, daß man hier Alles wohlfeiler und besser, und was eben so viel werth ist, schneller bekommt als irgendwo, und deßhalb ist jeder dem Andern im Allgemeinen, Keiner seinem Nachbarn insbesondere verpflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Fünf gute deutsche Stunden von Clermont entfernt liegt in einem reizenden Thale die kleine, 6000 Einwohner zählende Stadt Issoire. Diese sollte der Punkt seyn, von dem im sechzehnten Jahrhundert die religiöse Reform in der Auvergne ausging, und diese Stadt sollte durch den Muth ihrer Bürger das Bollwerk werden, hinter welchem die Glaubensfreiheit in diesem Lande ein Asyl fand.

Im Jahre 1540 nämlich wanderte ein deutscher Jakobinermönch in zerrissenem Gewande und mit bloßen Füßen in das Thor von Issoire ein und wendete sich an die gerade im Stadthause anwesenden Consuln Jean Vial und Charles Bonnet mit der Bitte um den Reisepfennig, der unter dem Namen la Passade zu jener Zeit in vielen Städten Frankreichs den Reisenden bezahlt ward. Die Consuln gewährten das Gesuch des armen Mönchs und richteten an ihn bei dieser Gelegenheit einige Fragen über seine Heimath. Der Jakobiner erzählte, wie in Deutschland seit langer Zeit schon das wahre Evangelium gepredigt und von Volk und Fürsten mit Begeisterung aufgenommen werde. Zugleich erklärte er, von apostolischem Eifer getrieben, daß er bereit sey, den gestrengen Herrn, sofern sie ihm Gehör schenken wollten, den wesentlichen Inhalt der neuen Lehre mitzutheilen. Die Herrn nahmen den Jakobiner mit sich zum Abendessen. Bald hatte die Beredtsamkeit des Gastes die Wirthe für die von ihm dargestellten Wahrheiten gewonnen und Vial und Bonnet schlugen dem Wanderer vor, während der

Faſtenzeit in Iſſoire zu predigen. Der Vorſchlag ward angenommen und ein aus Clermont erwarteter Carmelitermönch abbeſtellt.

Der Jakobiner predigte mit großem Erfolge; das aber erbitterte natürlich diejenigen, welche die Ueberzeugungen des Neuerers nicht theilten. — Die Partei dieſer Unzufriedenen beſchied daher den erwähnten Carmeliter aus Clermont auf's neue nach Iſſoire und wollte, derſelbe ſolle am Tage ſeines Eintreffens dem Jakobiner auf der Kanzel zuvorkommen. Die Conſuln hatten indeſſen das Stratagem ihrer Gegner in Erfahrung gebracht und ſtellten demgemäß an den Stufen der Kanzel Wachen auf, welche den Carmeliter mit den Worten zurückwieſen: „Retirez-vous, cafard de moine, cette place est pour un plus homme de bien que vous!“ So unterſtüzt nahm der Jakobiner den Lehrſtuhl ungehindert wieder ein; da aber ergriff einer ſeiner Widerſacher, ein Bürger Namens Florat, den Stab mit dem kleinen Kreuze, ging auf die Kanzel zu und hieb auf den Jakobiner ein, welcher den Folgen dieſes Angriffs nur dadurch entging, daß er ſich bei jedem Schlage bückte. Der Carmeliter hatte ſich inzwiſchen auf die oberſte Stufe des Altars geſtellt, und während er von hier der Menge zurief, der Jakobiner ſey ein Afterevangeliſt, rief dieſer von der Kanzel herab, er könne leicht beweiſen, jener ſey ein Duckmäuſer und Scheinheiliger. — Dieſer Wortkampf indeſſen entſchied die Streitfrage weniger als der Stock Florats, womit dieſer den Jakobiner endlich glücklich aus der Kirche trieb. Der leztere reiste nach dieſer Niederlage ab; mehrere hundert Perſonen aber bewahrten treu die Lehren, welche er unter ihnen verbreitet hatte und welche ſogar in den Klöſtern der Stadt zahlreiche Anhänger fanden.

Der ſo in der Auvergne gelegte Grund der religiöſen Reform ward nach der Entfernung ihres Apoſtels durch die Korreſpondenz, welche dieſer von Genf aus mit den Conſuln Bonnet und Vial und mit andern angeſehenen Bürgern von Iſſoire unterhielt, geſichert, und die neue Lehre bedurfte nur noch der Weihe der Verfolgung, um ſich zu verbreiten und vollſtändig zu befeſtigen; auch ließ dieſe leztere ſich nicht lange erwarten.

Der Bailli oder Oberlandesrichter von Montferrand befahl die gefängliche Einziehung mehrerer Anhänger der reformirten Religion, und unter dieſen befand ſich der Steuererheber Jean Brugière. Weit entfernt, die Strenge ſeiner Richter durch einen Widerruf zu entwaffnen, erklärte der Gefangene, daß er ſeiner Ueberzeugung bis in den Tod treu bleiben werde. Brugière ward ſonach vor den unter dem Namen „chambre ardente“ berüchtigten Criminalgerichtshof zu Paris geſtellt und verurtheilt, zu Iſſoire lebendig verbrannt zu werden. Daſſelbe Urtheil enthielt zugleich die Beſtimmung, daß die der ketzeriſchen Secte der Lutheraner anhängenden Perſonen, ſo wie diejenigen, welche ketzeriſche Bücher leſen und verbreiten würden, mit dem Feuertode zu beſtrafen ſeyen; ferner ſollten die Prieſter alle Individuen namhaft machen, welche am Oſterfeiertage nicht das Abendmahl in einer katholiſchen Kirche empfangen würden, und Jeder, der einen Ketzer kennte, ohne ihn anzuzeigen, ſollte des leztern Strafe theilen.

Vergebens hatte nach dieſem Urtheile der in Montferrand bei Clermont reſidirende Inquiſitor Matthieu Orey den Glauben Brugière's zu erſchüttern geſucht, vergebens beſtürmten dieſen, noch in dem Augenblicke, wo er die Schwelle des Gefängniſſes überſchritt, um zum Tode zu gehen, mehrere andere Glieder der katholiſchen Geiſtlichkeit, ſeinen Irrthümern zu entſagen und ein Crucifix anzubeten. — „Poures (pauvres) gens,“ ſagte Brugière mit ſanfter, aber feſter Stimme, „je n'adresse point mon hommage à chose faite de main d'homme; j'adore le vrai Dieu en esprit et en vérité.“ Und als die Prieſter fortfuhren, ihn zu ermahnen, daß er die Jungfrau und die Heiligen anrufen möge, ſezte er mit derſelben Ruhe hinzu: „Laissez moi penser à mon Dieu avant de mourir. Je me contente du seul avocat que Dieu à constitué pour les pécheurs.“

Auf dem großen Platze zu Iſſoire, wo noch heute die Märkte abgehalten werden, war ein hoher Balken errichtet, von deſſen oberem Ende eine auf Rollen ruhende Kette herabhing, um den Verurtheilten bis zur Höhe zweier neben dem Balken eingerammten und ſo eine Stufe bildenden Pfähle hinaufwinden zu können, und um dieſes Gerüſt war ein Haufen von Reiſig und Stroh aufgehäuft. Während der Scharfrichter nun dem Verurtheilten die Kette umlegte, mit welcher dieſer hinaufgezogen werden ſollte, glitt er aus und fiel nieder. „Courage, Monsieur Gouchet,“ ſagte im ruhigſten Tone Brugière, indem er jenem die Hand zum Aufſtehen reichte; „ne vous êtes-vous point blessé?“

Nachdem der Ketzer endlich mit Ketten oben an den Balken angeſchloſſen worden war, zündeten die Henker den Scheiterhaufen an, und augenblicklich loderten die Flammen wildſauſend um den Märtyrer auf; da rief dieſer durch die Gluth, indem er ſeine Augen zum Himmel erhob: „Je te supplie, Père céleste, pour l'amour de ton fils, qu'il te plaise me conforter à cette heure suprême par ton saint esprit, afin que l'oeuvre que tu as commencée en moi soit parfaite à ta gloire et à l'utilité de ta poure (pauvre) église.“

Dann bat Brugière das Volk, das erſtaunt und gerührt über ſo viel Feſtigkeit und Seelengröße in lautes Wehklagen ausbrach, um Schweigen und Gehör. Aber der Großinquiſitor und ſeine Amtsgenoſſen, welche mit Beſorgniß die außerordentliche Wirkung dieſer Hinrichtung auf die Menge wahrnahmen, widerſezten ſich mit

Geschrei dem Vorhaben des Sterbenden. Der Nachrichter fachte indessen das Feuer an, indem er mit einer Stange in dem Scheiterhaufen schürte; die Gluth des Feuers ward dadurch so groß, daß das Volk gezwungen war, den Kreis um diese Schreckensscene zu erweitern, und daß des Sterbenden Antlitz sich unter den fürchterlichen Qualen des Feuertodes einen Augenblick krampfhaft zusammenzog. Bald indessen hatte Brugière's Muth wieder den Sieg über eine kurze Schwäche davon getragen, und sein beruhigtes Angesicht sank auf seine Brust nieder und verschwand dann vor den Blicken der gaffenden und seufzenden Menge hinter einem Vorhange von Flammen.

Dieser Tag bestärkte die in ihrer Hinneigung für die neue Lehre noch Schwankenden, gewann derselben viele Anhänger und begeisterte die um derselben willen Verfolgten zu dem Entschlusse, der Märtyrerkrone nicht aus dem Wege zu gehen. — „Dieu me fasse la grâce de mourir en la foi de Brugière," rief laut der katholische Pfarrer von Issoire; die Inquisitoren aber wagten nicht, die Nacht in der Stadt zuzubringen, sondern kehrten eilends nach Montferrand zurück.

(Schluß des zwölften Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Schluß.)

Schraudolph. — Die Charitas. — Weichselbaumer. — Preisfragen.

Aus der Künstlerwelt ist zu bemerken, daß Schraudolph, der unter der Oberleitung von Heß an den Fresken in der Bonifaziuskirche betheiligt war und für dieselbe auch mehrere treffliche Compositionen von eigener Erfindung ausführte, bereits abgereist ist, um im Auftrage des Königs den Dom zu Speier mit Fresken zu schmücken. Vorher waren noch einige schöne Oelgemälde des bescheidenen, ernst strebenden Künstlers im Lokal des hiesigen Kunstvereins ausgestellt, welche er im Auftrage des Herzogs von Leuchtenberg für die Kapelle zu Serjeffski ausgeführt hat. Ein Abendmahl, eine Madonna mit dem Jesusknaben, Christus die Kinder segnend, ein Engel mit Kerze und Rauchfaß und der Erzengel Rafael mit dem kleinen Tobias waren die Gegenstände dieser durch sinnigen Ernst ausgezeichneten religiösen Gemälde.

Noch hatte ich es für Pflicht, auf einige literarische Erscheinungen aufmerksam zu machen, namentlich auf das Taschenbuch „Charitas," weil dieses meines Erinnerns das einzige in Bayern erscheinende Taschenbuch ist und nur Beiträge bayrischer Dichter und Novellisten enthält. An der Spitze derselben stehen König Ludwig und unser Kronprinz, so daß sich dieses Taschenbuch, wie kein anderes, der hochgestelltesten Mitarbeiter rühmen kann. Die drei Gedichte des Königs tragen die Ueberschrift: „die barmherzigen Schwestern," voll tiefen religiösen Gefühls, „die Jugend" (in Hexametern) und „Terracina." Der Anordner des Taschenbuchs, Karl Fernau (Regierungsrath Darenberger), lieferte dazu mehrere Balladen, das einaktige dramatische Gedicht „der Graf von Wartenberg," gestützt auf eine Anekdote aus dem Leben des Kurfürsten Ferdinand Maria, und die sehr interessante Erzählung: „der letzte Dynast von Hirschhorn oder die Niobiden des siebzehnten Jahrhunderts." Auch J. G. H. von Schubert steuerte eine einfache Erzählung: „Immerdar fröhlich," bei. In einer Novelle von Georg Scheurlin: „Emil Lange oder Künstlerschicksale," sind die lyrischen Intermezzos hervorzuheben. Unter den Liedern zeichnen sich die von F. v. Kobell durch ihren melodischen und zarten Charakter, die vom Grafen Pocci durch einfache Anmuth besonders aus. Ein schönes Porträt der Kronprinzessin von Bayern bildet das Titelblatt; die übrigen Bildergaben bestehen in Abbildungen Schwanthalerscher Statuen, der Monumente Goethe's und Jean Pauls und der Standbilder Karls XII. und Ruprechts von der Pfalz, gestochen von Schleich. Vorzüglichen Lobes werth sind die Singgedichte, welche J. Seuffert, von dessen „Handbuch des deutschen Civilprozesses" vor Kurzem ein neuer Band erschienen ist, zu diesem schön ausgestatteten Taschenbuche beisteuerte. — Weichselbaumer, ein älterer, trefflich durchgebildeter dramatischer Dichter, welcher mehr Anerkennung verdient als ihm wenigstens bei dem großen Publikum zu Theil geworden ist, gab so eben deutsch-patriotische Phantasien unter dem Titel „ein deutsches Lied" heraus, worauf ich ein andermal zurückkommen werde. — Noch ist zu bemerken, daß Herzog Max in Bayern, mehrfach als sinniger Novellist und Reiseschriftsteller auch in der Literatur bekannt, steyrische Ländler für die Zither unter dem ansprechenden Titel „Spielmannslust" erscheinen ließ, die dem Lehrer des Herzogs, J. Petzmayer, gewidmet sind.

Indem ich unter den für diese Korrespondenz aufgesammelten Notizen wähle, kommt mir noch eine ältere zu Gesicht, die ich für interessant und bezeichnend genug halte, um sie noch nachträglich mitzutheilen. Sie betrifft das Resultat über die für das jüngst abgelaufene Studienjahr von den Facultäten der königlichen Universität zu München aufgestellten Preisfragen. Auf die von der theologischen Facultät gestellte Frage: Doctrina catholica de libero hominis arbitrio ejusque cum justificatione et vita christiana nexu — exponatur et contra haereticas impugnationes defendatur, war nur eine einzige Abhandlung eingelaufen, die nicht einmal preiswürdig gefunden, jedoch wegen des fleißig gesammelten Materials belobt wurde. Als das Merkwürdigste dabei erscheint, daß ihr Verfasser ein Grieche, Brindisis aus Syra, ist. Dagegen wurde die von der philosophischen Facultät aufgegebene Preisfrage: „Welche Gründe sprechen für oder gegen die plutonische und welche für oder gegen die neptunische Theorie der Erdbildung, und welche von beiden Hypothesen verdient den Vorzug?" durch neun Abhandlungen zu beantworten gesucht, unter denen keine unfleißig oder ganz mißlungen zu nennen war. Eine derselben, von F. Ch. Schmid, cand. med. aus Augsburg, wurde des Preises und zwar im vorzüglichsten Maße würdig gefunden. Auch hierin gibt sich kund, nach welcher Seite hin in unserer Zeit die geistige Thätigkeit vorzugsweise gerichtet ist.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 11 und Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neununddreissigster Jahrgang.

1845.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Winterlieder von Georg Rapp. 38.
Lieder aus der Schweiz. Von J. J. Reithard. 46.
Stimmen der Hingeschiedenen. Von F. Notter. 51.

Erzählungen.

Eine einfache Liebesgeschichte. Von A. Winter. 28 — 37.
St. Martins Nachtwache. Von W. v. Chézy. 38 — 41.
Der Bilderkalender meiner alten Großtante. Von A. v. Sternberg. 47 — 50.

Naturwissenschaftliches.

Ueber Sternschnuppen und Meteorsteine. Von A. von Humboldt. 39 — 45.
Umriß und Relief der Festländer. Von A. v. Humboldt. 50. 51.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Stadt in England. 28 — 30.
Rückblicke auf deutsche literarische Händel. 31 — 37.
Das Wohlthätigkeitskapitel in den modernen Romanen. Von A. v. Sternberg. 42 — 45.
Briefe über die Auvergne. 45 — 49.

Korrespondenz.

Zürich. 28. 29. 30. — Frankfurt a. M. 30. 31. — 47. 48. 49. — Dresden. 32. 33. — Leipzig. 33. 34. 35. 36. 37. — Paris. 36. 37. 38. — Wien. 39. 40. 41. — Kassel. 41. — Aus der Provence. 42. 43. 44. 45. 46. — Berlin. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. — London. 50. 51.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Sittengeschichte. Paris und seine Salons. Von Ferdinand von Gall. — Dichtkunst. Aminta, fabula pastoril de T. Taso, trad. al castellano por D. Juan de Jauregui. Zum erstenmal in Deutschland herausgegeben mit Einleitung ꝛc. von Dr. L. Th. Herbst.

Nro. 13.

Mährchen. Neue Mährchen von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von Dr. Le Petit. — Geschichte. Die französische Revolution. Eine Historie von Eduard Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. — Roman. Iwan. Ein Roman von Henriette von Bissing.

Nro. 14.

Naturkunde. Versuch einer neuen Theorie der Hagelbildung von Dr. Wilh. Schwaab. — Werke über China. Der Krieg mit China von seinem Entstehen bis zum gegenwärtigen Augenblick. Nach dem Englischen des Comm. J. Elliot Bingham, von Dr. Petri.

Nro. 15.

Seelenkunde. Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele von Dr. G. H. von Schubert. — Dichtkunst. Die Welt ein Epos. Von Sebastian Brunner.

Nro. 16.

Seelenkunde. Die Krankenheiten und Störungen der menschlichen Seele ꝛc. (Schluß). — Sagen. Die Sage vom ewigen Juden, historisch entwickelt, mit verwandten Mythen verglichen und kritisch beleuchtet von Bibliothekar Dr. Gräße. — Orientalische Dichtkunst. Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri von Friedrich Rückert.

Nro. 17.

Werke über Schweden. 1) Schweden im Jahre 1845. Von Theodor Mügge. Zwei Bände. Auch als zweite Abtheilung der Reise durch Skandinavien ausgegeben. — 2) In Skandinavien. Nordlichter von Eduard Boas. — Reisehandbuch. Der Alpenstock. Wegweiser für Reisende in der Schweiz, Savoyen und Piemont. Von Ernst Wallrath.

Nro. 18.

Werke über Schweden. 3) Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden von Theodor von Weddertop. — Lyrische Dichtkunst. Auf nach Norden! Sieben Gesänge von Eginhard.

Nro. 19.

Deutsche Alterthumskunde. 1) Geschichte und system der altdeutschen religion von Wilhelm Müller.

Nro. 20.

Deutsche Alterthumskunde. 1) Geschichte und system der altdeutschen religion, von Wilhelm Müller. — 2) Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Miller. — Dichtkunst. Kartbäusernellen. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Von Johann N. Vogl.

Nro. 21.

Botanik. Beiträge zur Kenntniß der Befruchtung der vollkommenen Gewächse von Dr. K. Fr. Gärtner. — Legenden. Die Marienſagen in Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck.

Nro. 22.

Geschichte. Geschichte der deutschen Landstände von Fr. Wilh. Unger. Zweiter Theil. Geschichte der deutschen Volksvertretung unter dem Einfluß der Einungen des Mittelalters.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Kunstnachrichten aus Paris. (Fortsetzung.) — Entwurf zu einem Kunstmuseum für Schweden. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 11.

Literatur der Archäologie. Die Tektonik der Hellenen, von Karl Böttticher. — Berichtigung. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 12.

Literatur der Archäologie. Die Tektonik der Hellenen, von Karl Böttticher. (Fortsetzung.) — Xylographie. The Book of British Ballads, edided by S. H. Hall. — Malerei. — Plastik.

Nro. 15.

Literatur der Archäologie. Die Tektonik der Hellenen, von Karl Böttticher. (Fortsetzung.) — Bilderwerk. Berliner Kalender für 1845. — Plastik. — Medaillenkunde. — Statistik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 14.

Ausstellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Westminster-Hall zu London. — Literatur der Archäologie. Die Tektonik der Hellenen, von Karl Böttticher. (Schluß.) — Kupferstich. Bilder zur Jobsiade. Nach Gemälden und Zeichnungen von J. P. Hasenclever gestochen von J. Th. Janssen. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kupferstiche.

Nro. 15.

Ausstellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Westminster-Hall zu London. (Fortsetzung.) — C. Fr. v. Rumohrs Kunstnachlaß. — Kupferstich. — Lithographie. — Neue Bilderwerke.

Nro. 16.

Ausstellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Westminster-Hall zu London. (Fortsetzung.) — Die Concurs-Ausschreibung der ungarischen Reichsdeputation zur Erbauung eines neuen Landhauses. — C. Fr. von Rumohrs Kunstnachlaß. (Fortsetzung.) — Neue Bilderwerke. — Periodische Literatur. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 17.

Ausstellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Westminster-Hall zu London. (Fortsetzung.) — C. Fr. von Rumohrs Kunstnachlaß. (Schluß.) — Persönliches. — Versteigerungen. — Ausstellungen.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Von
Dr. Friedrich List.
Erster Band.
Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Neue unveränderte (3te) Auflage.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der produktiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genanat). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — Nachtrag.

Schiller's Werke in 10 Bänden gr. 8. nunmehr vollständig.

[582] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schillers
sämmtliche Werke

gr. 8. in 10 Bänden
auf feinem Velinpapier

geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.
Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Diese sehr schön ausgestattete neue Octav-Ausgabe wird vielen Verehrern Schiller's eine willkommene Festgabe seyn und freuen wir uns daher anzeigen zu können, daß vollständige Exemplare derselben nunmehr durch alle deutsche Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Schiller's Porträt in Stahl gestochen von Rahn. gr. 4. auf chines. Papier. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu
Schiller's Werken.

Octav-Ausgabe in 10 Bänden.

Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

---

[381] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche
Volkslieder
mit Abhandlung und Anmerkungen
herausgegeben von
Ludwig Uhland.

Erster Band:

Der Liedersammlung in fünf Büchern
Erste Abtheilung.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagsbandlung war bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Literatur bilden wird.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. Februar 1845.

— She hides
Half her attractions — probably from pity —
And rather calmly into the heart glides,
Than storms it as a foe would take a city.
Byron.

Eine einfache Liebesgeſchichte.

Von Amalie Winter.

Im Schloß Waldenburg feierte die freiherrliche Familie ein langes Dämmerſtündchen. Vater und Mutter ſchlummerten in den ſchweren Lehnſeſſeln des Kabinets; die Gäſte ſuchten in ihren Zimmern einige Ruhe, die Kinder drängten ſich nach dem ſpärlichen Licht der Kinderſtube, da es ihnen in den düſtern Gemächern unheimlich wurde, und in einer Fenſtervertiefung ſaß ein Brautpaar koſend und küſſend. Brautpaare ſollen ſolche Dämmerſtunden vor allen zu ſchätzen wiſſen, wo das Erröthen empfunden und nicht geſehen wird, und wo das heilige Gefühl der Liebe eine wärmere, innigere Sprache ahnt, als die der Worte. — In dieſer Dämmerſtunde zu Waldenburg war es, wo man nebſt dem Licht und dem Thee die Ankunft der Tante erwartete.

„Wie iſt denn die Tante?“ fragte der junge Hugo von Stein, der Bräutigam. Er fühlte ſich durch die Verheißung ihres Beſuchs etwas verſtimmt; er meinte durch ihre Anweſenheit im Küſſen, Liebesgeplauder und Liebesgetändel geſtört zu werden; denn er hielt die Tante für eine alte, ſpröde Jungfrau. — Antoinette, die Braut, erwiderte auf die Frage: „Die Tante iſt Wittwe, freundlich und gut, und auch noch ziemlich hübſch, obgleich ſchon alt. Sie iſt des Vaters jüngſte Schweſter und mag gewiß ſchon ihr dreißigſtes Jahr zurückgelegt haben, wenn nicht noch einige Monate darüber.“

Für ſechzehnjährige Mädchen ſind dreißig Jahre ſchon ein hohes Alter; der Bräutigam aber, welcher ſelbſt nahe an den Dreißigen war und die Welt geſehen hatte, lächelte über dieſe Aeußerung des jungen Mädchens; wenn er auch vielleicht nicht Balzacs femme de trente ans geleſen hatte, ſo verſtand er doch vollkommen den Zauber der reifern Schönheit, des erfahrenen Geiſtes, mit dem zum Bewußtſeyn gediehenen Gefühl.

„Die Tante lieſt viel, denkt viel und erzählt ſehr ſchön,“ berichtete Antoinette weiter; „ſie lächelt und lacht, ſie ſcherzt und neckt; ſie philoſophirt aber auch zuweilen gern, und wenn ſie Geſchichten erzählt, ſo ſtreut ſie ihre Reflexionen hinein, wie die Blumen auf den Geburtstagstiſch, bald viel, bald wenig, wie es kommt. Sie führt immer nur theilweis aus, nie ganz, und dann endigt ſie ſchnell, gleichſam als habe ſie das Erzählte ſatt, oder als meine ſie, der Zuhörer Geduld ſey zu Ende. Vielleicht thut ſie es auch, weil ſie ihre Freude daran hat, wenn man noch mehr wiſſen möchte und ihr Kürze vorwirft. — „Es gibt in jedem Leben einen Hauptmoment,“ ſagt ſie dann, „und wenn dieſer erzählt iſt,

so läßt sich nicht viel mehr sagen; dieser Hauptmoment färbt aber das ganze Leben und in ihm spiegeln sich die Charaktere." Ja, so sagt die Tante und ihre Geschichte ist aus."

Der Bräutigam, welchen die Erzählung sehr interessirte, vergaß darüber, der Braut erzählenden Mund durch einen Kuß zu schließen. „Ich freue mich recht, die Tante kennen zu lernen," sagte er mit einem halben Seufzer. — „Diese Freude können Sie haben," versetzte eine weiche Stimme dicht an seiner Seite, welche von einer nebelartigen Gestalt ausging, die sich mit leichtem Schritt genähert hatte, ohne daß sie bemerkt worden. „Hier ist die Tante," setzte die Erscheinung hinzu, indem sie den Pelzmantel von den Schultern herabsinken ließ und den Schleier zurückschlug.

„Die Tante! die Tante!" rief Antoinette und sprang freudig auf; sie wollte das ganze Haus zusammenrufen, aber bereits war Alles in Bewegung. „Die Tante!" rief es in der Kinderstube und auf den Treppen, und jezt kam Alles herbei, zugleich mit Theemaschine und Licht. Man umjubelte und umringte die Tante, man fragte, antwortete und erzählte, und bis auf das Gesinde herab erstreckte sich die Freude.

Antoinettes Bräutigam war allein stumm und ganz Auge; er sah im vielbewegten Kreis nur die Tante, und doch war sie keineswegs schön. Sie hatte das seelenvolle Auge des Denkens und Fühlens, das Lächeln der Milde und Selbstverleugnung, die melodische Stimme der Ueberzeugung. Sie war etwas bleich, doch ein Interesse konnte die Wange schnell röthen. Das Haar war weich und seidenartig und von jenem Blond, welches nie oder wenigstens nur spät ergraut. Die Tanje war eine interessante Erscheinung.

„Ich könnte sie nicht so küssen wie Antoinette," sagte Stein zu sich selbst, während er sie aus der Fenstervertiefung betrachtete, als sie im Großvaterstuhl, in der vollen Beleuchtung der Tischlampe lag, und das ernste Auge auf den Bruder gerichtet hatte, welcher von ihr über die politischen Verhältnisse der Residenz Aufschluß verlangte und erhielt. „Nein, ich könnte sie nicht küssen, sie flößt mir zu viel Respekt ein, aber ich könnte vor ihr niederknieen, ich könnte sie bis zum Wahnsinn lieben." — Antoinette hielt so etwas nicht für möglich, weil die Tante zu alt war; es war auch ein Glück, daß sie es nicht für möglich hielt.

Die Tante erzählte nun von ihren Reisen; sie nannte sich selbst den weiblichen Diogenes ohne Laterne, welcher Menschen sucht und findet. O ja, sie hatte schon viele Menschen gefunden. Als Menschen ließ sie aber nur diejenigen gelten, welche sich zu der Verpflichtung bekannten, der Menschenwürde Ehre zu machen, welche strebten, dachten, wirkten und human waren; das bloße Leben und Genießen schien ihr unter der Menschenwürde zu seyn. — Die Tante hatte auch erkannt, daß das Schicksal nur selten Blumen auf den Weg streut, sie hatte noch Niemand gesehen, der auf Rosen gewandelt wäre, und konnte den Wunsch: „Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht," wenn sie ihm auf Ober- und Untertassen begegnete, nie ungerügt lassen. Deßhalb pflückte sie die Blumen am Weg und hatte viele kleine Freuden und Züge aus ihrem Leben und von ihren Reisen zu berichten, die Andern entgangen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortsetzung.)

In und außerhalb England gilt London für einen kostspieligen Ort. Niemand aus der Provinz oder vom Continent ist in London gewesen, ohne bei der Heimkehr den Mund voll zu nehmen von der Theurung in den Hôtels und in den Kaufläden, von den enormen Preisen der Gemälde, des Schmucks und Silberzeugs, der Wagen, Pferde und Geschirre, der Hausmiethe und häuslichen Einrichtung, mit einem Worte von Allem, was der Mensch braucht und nicht braucht. Daran ist viel Uebertreibung, häufig das Gegentheil die Wahrheit. Wer weder ein Geck, noch ein Narr ist, kann in London billiger leben als in der Provinz, für weniger als in mancher Continentalstadt. Der Beweis ist kurz und leicht.

Wohlfeilheit bezieht sich nicht auf den Preis allein, auch nicht auf Preis und Qualität zusammen, sondern hauptsächlich auf die Möglichkeit, Alles, was man bedarf, in beliebiger Quantität und in beliebiger Weise zu erhalten. Das kann man in London, von jeder Sache so viel oder so wenig man will und zu jeder Zeit. In kleinen Städten ist das Umgekehrte häufig, auf dem Lande regelmäßig der Fall. Braucht man etwas, ist's rar und das Rare theuer. Braucht man etwas sehr dringend, ist es nicht für Geld und gute Worte zu haben. Einen Pistolenschuß im Umkreise meiner Wohnung findet jedes menschliche Bedürfniß seine vollste Befriedigung. Da ist ein Bankier, eine Briefpost, eine Schule, eine Auswahl von Krämern und Professionisten aller Art, eine Buchhandlung, ein Zeitungsverkäufer, ein Arzt, ein Apotheker, ein Leichenbestatter und ein Kirchhof — natürlich auch eine Kirche. Welche Ersparniß an Zeit,

folglich an Geld! Unermeßliche Summen können in London verausgabt, fürstliche Vermögen geschmolzen werden; das begreift sich. Die Lust der Augen ist tausend Verlockungen ausgesezt, die schweres Geld kosten. Aber es folgt nicht, daß ein Ort, wo viel Geld verthan werden kann, ein theurer, kostspieliger Ort seyn muß. Sorglose Reiche und sorglose Arme müssen London theuer finden, denn Beide werden in London unbarmherzig geprellt. Dagegen wird der vorsichtige Reiche wie der vorsichtige Arme eben so billig oder, weil besser, verhältnißmäßig billiger leben als irgendwo. Der Vorwurf der Theurung, der London gemacht wird, sollte den übertriebenen Forderungen des geselligen Lebens, den Ansprüchen der Mode, den Schwächen der Eitelkeit, den Zauberreizen der Verführung gemacht werden. Wer lange genug in London gewohnt hat, um die Lust der Augen beherrschen zu können, der wundert sich, mit wie wenig er auskommt. Wer aber nach London reist ohne Kraft oder ohne Willen, sich in den Schranken seiner Mittel zu halten, dessen Erben dürften wünschen, er wäre gar nicht oder blind gereist.

Ein anderer Irrglaube, anscheinend zu Londons Nachtheil, offenbart sich in der Sucht, bei einer Reise dahin eine möglichst große Zahl Empfehlungsbriefe mitzunehmen. Der Fremde kommt an und benuzt die erste geeignetste Stunde, sich zu demjenigen zu begeben, an welchen er auf das dringendste empfohlen worden. Jener, ein Geschäftsmann, empfängt den Brief, liest und fragt: „What can I do for you, Sir. — Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ Hundert Antworten liegen dem Fremden auf der Zunge. Er verschluckt sie, denn er sieht die Eile und Ungeduld des Geschäftsmannes. So fragt dieser, wo jener wohne, merkt es sich mechanisch an und will sich freuen, gefällig seyn zu können. Das ist das Produkt der meisten Empfehlungsschreiben, und der Fremde ruft ach und weh über die Ungastlichkeit der Londoner. Mit Recht oder Unrecht? Ich denke lezteres.

Der Londoner ist nicht ungastlich. Er theilt gern sein Glas Madeira, seinen Seefisch und seine Schöpsenkeule. Wer jedoch in London seinen Wohnsitz hat, ist mit seltenen Ausnahmen Geschäftsmann, dessen innerste Seele seinem Geschäfte gehört und bei welchem jede Minute von seinem Geschäfte so ganz in Anspruch genommen ist, daß Empfehlungsbriefe für ihn eine Zeitsteuer sind, der er, weil er sie ungern entrichtet, sich nach Möglichkeit zu entziehen sucht. Daher die Londoner Lebensmarime: „In the country the exercise of hospitality is a duty; in town it is a fault. — Auf dem Lande ist Gastfreiheit Schuldigkeit, in London ein Fehler.“ Und wie vernünftig und folgerecht in einer Stadt, wo schon die Entfernungen im Vergleich zu andern Städten den Zeitaufwand vervier- und verfünffachen! Ich kenne Aerzte und Sachwalter, deren gutes Glück viele Neider hat und die wegen Geschäftsdrang in ihren eigenen Familien fast fremd sind. Man sehe in der City, auf dem Markte der Concurrenz, an der Bank und an der Börse die gebotene Hast der Kaufleute, und die kurze Abfertigung an sie empfohlener Fremden entschuldigt sich von selbst. Was aber die Reichen aus Mangel an Zeit nicht gewähren können, das verbietet dem Armen der Mangel an Mitteln.

Vor Kurzem berichteten die Tageblätter, wie ein unglückliches Weib im buchstäblichen Sinne des Wortes verhungert sey, indem keine der fünf oder sechs Personen, die mit ihr in derselben Stube und auf derselben Diele gelegen, selbst der Mann nicht, mit welchem sie erst die Leiden, dann die Strafe des Lasters getheilt, ihr einen Bissen Nahrung gereicht. Bei der Leichenschau wurde der Mann gefragt, warum nicht er vor allen Andern der Gefährtin seines Elends die rettende Hand geboten, und er antwortete, er habe dazu keine gesetzliche Verbindlichkeit gehabt, sie sey nicht seine Frau gewesen, er habe bloß mit ihr gelebt. Ein Ruf des Abscheus brach aus den Reihen der Zuhörer und der Coroner schalt den Mann ein Pasquill auf die Menschheit. Was aber sein Herz und die Herzen der fünf oder sechs Andern so verhärtet, das war die noch härtere Pflicht der Selbsterhaltung gewesen. Mit aller Anstrengung hatten sie kaum zu erringen vermocht, was sie zu nöthiger Fristung ihres — wie sie es nannten — „zerlumpten“ Lebens bedurften.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Januar.

Das Kloster Kappel und die Armenanstalt daselbst. — Der Dichter G. Keller.

Unter den Neujahrsblättern, die uns der Januar, wie wir schon lezten Jahr erwähnten, regelmäßig wieder bringt, sind die Mittheilungen unserer antiquarischen Gesellschaft, in Uebereinstimmung mit der ganzen Thätigkeit dieses Vereins, besonderer Beachtung werth. Sie überliefert uns dießmal die Geschichte des Cisterzienserklosters Kappel, das am südlichen Abhange des Albis unfern der nach dem nahen Zug führenden Zürcherstraße gelegen ist, und als ein ehrwürdiges Denkmal altdeutscher Baukunst die Blicke vieler Reisenden auf sich zieht. Hier brachte, wie der Bericht erinnert, Heinrich Bullinger, der geliebte Schüler und berühmte Nachfolger Zwingli's, nach Vollendung seiner Studien im Auslande, drei schöne Jugendjahre zu, mit offenem Gemüthe den Eindrücken einer zugleich erhabenen und lieblichen Natur hingegeben, und in den Mußestunden einer dem Unterricht

gewidmeten Zeit mit der Abfassung einer Chronik des Klosters beschäftigt, welche dem vorliegenden Bericht größtentheils zum Grunde gelegt und dadurch allgemeiner bekannt worden ist. — An die früher mitgetheilte Geschichte der Familie Eschenbach, der Stifter von Kappel, und die Stiftungsurkunde vom Jahre 1185 schließen sich die Namen der Aebte in langer und meist bedeutungsloser Reihenfolge an, hie und da mit bedeutenderen Angaben verwebt. An Streiten und Umtrieben, die die Wahl der Aebte hervorrief, fehlte es auch hier nicht, eben so wenig an Beispielen verschwenderischer und ausschweifender Lebensweise. Besonders zeichnete sich hierin der einem angesehenen Geschlecht angehörige Abt Triuller aus. Im Jahr 1492 zum Abt gewählt, wußte er zwar das Kloster von dem Schlage, der dasselbe ein Jahr später durch den Ausbruch einer Feuersbrunst traf, wieder aufzurichten; bald aber ergab er sich neben dem schändlichsten Wucher einem so regellosen und verschwenderischen Leben, und übte im Kloster selbst eine so tyrannische Herrschaft aus, daß er endlich seine Stelle niederlegen mußte und seinem Daseyn durch Selbstmord ein Ende machte, worauf sein Leichnam, „nach alter strenger Sitte, nach kaiserlichem und heimischem Rechte und des Bischofs von Konstanz Ausspruch," in einem Fasse mitten durch die Stadt Zürich geschleift und dann in die Limmath gestürzt ward. Der letzte Abt, zugleich der trefflichste von allen, war jener Wolfgang Joner, der so viel für die geistige Hebung seiner Conventualen that, und 1531 an Zwingli's Seite, selbst von Feinden betrauert, in der Schlacht bei Kappel fiel. Des Weitern gedenkt der Bericht der edeln Geschlechter, die in der Kirche des Klosters begraben liegen, der Eschenbach, der Edlen von der Schnabelburg, von Hünenberg, von Hallweil, von Baldegg, der Gesler und Bonstetten. Den Schluß bilden Angaben über die Architektur der Kirche, deren Erbauung in das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt, und von der mit Recht gesagt wird, daß bei aller Kahlheit des Chors und dem Mangel an Schmuck im übrigen Theile der Kirche, eine Würde und ein Schwung der Zeichnung aus ihr sprechen, die sie als ein gelungenes Werk der ältesten germanischen Bauweise charakterisiren. — Während leider der Staat für dieses nun als Dorfkirche dienende Monument alter Kunst nicht das Gehörige thut, haben die frühern Wohnungen und Verwaltungsgebäude des Klosters in erweiterter Ausdehnung eine schöne, unserer Zeit angemessene Bestimmung erhalten. Die zum Theil keineswegs begüterten Gemeinden des Bezirks traten zusammen, um diese Gebäude nebst einer nicht unbedeutenden Landökonomie käuflich zu erwerben, und schufen sie zu einer Armenanstalt um, welche für alle Alter sorgt und auch in weitern Kreisen wachsenden Antheil erregt. Im Sinne ächt republikanischer Gemeinnützigkeit nehmen Männer- und Frauenvereine aus den verschiedenen Dorfgemeinden an der Verwaltung helfend und rathend Theil, und widmen dem Gedeihen des schönen Instituts jenes Interesse, das sich überall mit Vorliebe eigenen Stiftungen zuwendet. Da wo früher Mönche in dumpfer Unthätigkeit hinbrüteten, oder den Ertrag der Güter verpraßten, begegnet uns nun überall eine segensreiche Thätigkeit. Da wird gedrechselt, getüfert, gezimmert, dort werden Schuhe und Kleider bereitet und ausgebessert; hier wird Seide gewoben und gewunden, dort gestrickt und Hanf gesponnen. Oder wir sehen eine Schaar von Vätern, Müttern, Knaben und Mädchen, mit Gabeln und Rechen oder Sicheln auf der Schulter, mit Gesang von der Feldarbeit heimkehren. Die Anstalt theilt sich in die eigentliche Armenanstalt, die nur Erwachsene aufnimmt, gegenwärtig 58 an der Zahl; in die Waisenanstalt, welche im letzten Jahr 85 Zöglingen, keineswegs nur elternlosen Waisen, sondern überhaupt Kindern armer Eltern ein Asyl bot, und in die sogenannte Kleinkinderschule, welche 20 Kindern im Alter von 2 bis 7 Jahren Schutz und Hülfe gewährt. Während die Anstalt für erwachsene Arme nur zu oft den Beweis liefert, wie schwer, ja erfolglos der Kampf mit eingewurzelter Schlechtigkeit und Liederlichkeit ist, liefert das Waisenhaus, das in einer neulich erschienenen gemüthlichen Darstellung die Krone und Blüthe der gesammten Anstalt, der Kern genannt wird, auf welchen der ganze Bezirk seine Hoffnung richtet, in lohnenden und schönen Resultaten einen neuen Beleg für die Wahrheit, daß dem sich immer drohender gestaltenden Pauperismus sicher und gründlich nur durch jene Präventivmaßregeln begegnet werden kann, die sich mit dem Ernst der wahren Humanität der verlassenen Kindheit zuwenden, der Kindheit, welche sonst unwiederbringlich den Einflüssen des Elends und der Macht eines schlechten Beispiels unterliegt.

Unter dem Titel „Frühlingslied" kam uns unlängst eine Probe aus einer noch ungedruckten Sammlung von Gedichten zu Gesicht, deren Verfasser als das bedeutendste lyrische Talent, das in der Schweiz laut geworden, bezeichnet, und durch das Lob einer tiefen Eigenthümlichkeit der Auffassung und plastischer Lebendigkeit charakterisirt wurde. Eine Auswahl dieser Gedichte ist nun in einem hier herausgegebenen Almanach mit der Ueberschrift „Lieder eines Autodidakten" erschienen, und Viele, die Anfangs geneigt waren, einen guten Theil jenes competenter Feder entflossenen Lobes der Freude zuzuschreiben, mit der ein Talent verwandte und sympathisirende Anlagen begrüßt, gestehen jezt gerne, daß sie mit großen Hoffnungen auf den erst an der Schwelle des Mannesalters angekommenen Dichter hinblicken. Er heißt Gottfried Keller, und ist einer Handwerkerfamilie unseres Kantons entsprossen. Wie wir hören, rang der Jüngling im Kampfe mit ungünstigen Verhältnissen auf dem Wege der bildenden Kunst nach einem würdigen Ausdruck für sein inneres Leben; daher ein mehrjähriger Aufenthalt in München, der ihn indessen mehr im Sinne der angeborenen Bestimmung zum Dichter entwickelt zu haben scheint. Doch macht sich in seinen ausgezeichneten Naturschilderungen die künstlerische Auffassung in seltenem Grade bemerkbar. Hievon geben unter andern „der Abend," „die Nacht," „der Herbst" und andere Gedichte lebendiges Zeugniß. Und wie schöne, lichte Wege wandelt die jugendliche Phantasie, wenn sie uns von den Südseeinseln singt:

„Es wiegt die Nacht mit sternbesäten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergärten,
Daraus zurück, wie Silberblümchen, springen
Die Sterne, die in tiefer Fluth verklärten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrüsten,
Ruht eine Insel selig in den Wogen:
So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm gezogen.

Die Insel schläft, doch Träume auf ihr gaukeln,
Wie blüht, wie flimmert, flüstert es so minnig!
Wie lustig sich Lianenkränze schaukeln!
Wie athmet der Orangenhain tiefsinnig!

Ich wollt', es wär' mein Herz so dicht umflossen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,
Und drüberhin ein Himmel ausgegossen,
Des einzig Sonnenlicht das Licht der Wahrheit!" u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. Februar 1845.

Das Menſchenmeer der großen Babylon
Iſt rauh und fühllos wie die blinde See.
Johnſon.

Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Solche empörende Beweiſe von Gleichgültigkeit gegen Unglücksgenoſſen bietet die Stadt in England tagtäglich; und ſie erklären und rechtfertigen ſich ſogar aus der Thatſache, daß in den meiſten, wenn nicht in allen Fällen, zwiſchen dem, der Hungers ſtirbt und dem gleichzeitig Hunger Leidenden ein ſo geringer Unterſchied iſt. Nicht zu vergeſſen, daß das bittere Gefühl der Armuth zu zehnfacher Bitterkeit wird an einem Ort wie London, wo der Menſch inmitten des Ueberfluſſes verhungert. Man gehe auf dem Strand und in der Lombardſtraße zu den vergitterten Fenſtern der Geldwechsler und betrachte die armen, halbnackten Menſchen, wie ſie die dort zur Schau, wie zur Verhöhnung ihrer Armuth ausgelegten Gold- und Silberhaufen und Tauſendpfund-Banknoten mit gierigen Augen verſchlingen und ihre Hände krampfhaft in den Taſchen der zerriſſenen Leinwandhoſe wühlen, als faßten ſie im Geiſte den Mammon, von welchem ein einziges Stück für jeden ein kleiner Schatz wäre. Oder man gehe Holborn-Hill hinauf und betrachte die in Dürftigkeit Lebenden, wie ſie an den Spiegelfenſtern der Garküchen mit hungrigen Augen an dem ſaftigen Lendenſtücke und dem dampfenden Pudding hängen, die jezt zerſchnitten, jezt an ihnen vorüber getragen werden, wie ſie mit aufgeſperrten Nüſtern den Duft der Speiſen ſchlürfen, die ſie nicht berühren dürfen. Keinen wird es dann befremden, wenn er einen Vater oder eine Mutter kalt und herzlos von der kleinen Anna ſprechen hört, die den Eltern entlaufen, weil der Vater ſie geſchlagen, oder von dem kleinen John, den ſie fortgeſchickt, Schwefelhölzchen zu verkaufen, und der nicht zurückgekommen. Ich war erſt wenige Tage in London, als ich eine alte Frau, die im Hauſe die ſchmutzige Arbeit verrichtete, zu meiner Wirthin ſagen hörte: „Vell, I vonders if my old man, as lives at Paddin'ton, is livin' or dead.“ (Möcht' eigentlich doch wiſſen, ob mein alter Mann, der in Paddington wohnt, noch lebt oder todt iſt.) Heute würde mich das nicht überraſchen; ich habe ſeitdem dergleichen zu oft gehört. Damals fiel es mir ſo auf, daß ich die Wirthin befragte, und die Gute — denn gewiß nur aus Gutmüthigkeit ließ ſie mich das Lächeln nicht ſehen, das meine Theilnahme ihr innerlich entlockte — erzählte ſo ruhig, als wäre, was ſie erzählte, vollkommen der Ordnung gemäß, die beiden Leute hätten keine Nahrung gehabt und deßhalb „die Stadt getheilt“ — divided the town — er ſey nach Paddington gezogen, um mit Knochen und Glasſcherben zu handeln, ſie in der City geblieben und gehe auf Arbeit.

Die Trennung sey vor sechs oder sieben Jahren erfolgt und Keines habe inzwischen das Andere aufgesucht oder ihm zufällig begegnet.

Eine weitere irrige Vermuthung in Bezug auf das Londoner Leben habe ich häufig aus der Frage frisch angekommener Landsleute ersehen: „Sie haben wohl sehr viel Bekanntschaften?“ — Die Vermuthung ist sehr natürlich, ja logisch. Sie gründet sich auf das Ungeheure des Ortes und geht aus der Annahme hervor, daß der Kreis unserer Bekanntschaft im Verhältniß zum Orte stehen, je nach dessen Bevölkerung groß oder klein seyn müsse. Dem widerspricht die Praxis. Dabei nehme ich allerdings die bevorzugte Classe der Exklusiven aus, deren hauptsächlichste Beschäftigung in „Visiterei“ besteht und die es sich zu einer Art Gesetz machen, mit allen Individuen ihrer Kaste bekannt zu seyn. Diese ausgenommen, sind wenige Bekannte wohl die Regel, gleichsam als Folge des deutschen Sprüchworts: „wer die Wahl, hat die Qual.“ Gerade weil ein so großes Feld vorliegt, beschränkt man sich auf ein kleines Stück. Jeder Handwerker und Tagelöhner hat seinen Kameraden, jeder Schreiber und Ladendiener seinen besondern Freund, mit welchem er einen Abend um den andern in das White Conduit-Haus oder in die Eagle-Taverne geht; mein Schuhmacher hat mir versichert, daß er in der ganzen Straße Niemand kenne, als den ihm gegenüber wohnenden Uhrmacher Watson; ein Literat mag bisweilen mit einem oder zwei Seinesgleichen Arm in Arm einherwandeln, aber genau bekannt ist er wahrscheinlich nur mit seinem Verleger; jedes Dienstmädchen hat ihren Liebhaber, jede Kinderaufseherin — nursery governess — ihren Galan, die spröde Modistin ihren „nice young man“ und so weiter. Weder Zeit noch Mittel gestatten mehr.

Dabei ist es aber eine Thatsache, daß man in London keineswegs das niederdrückende Gefühl der Vereinzelung empfindet, welches auf dem Lande oder in kleinen Städten Einem die Brust zuschnürt. Ich habe Wochenlang kein Wort geredet außer mit meiner Wirthin, einer bejahrten Frau, mit John, dem Laufburschen, und mit Puß, der Katze, mit allen Dreien auch nur in Geschäftsangelegenheiten; aber obwohl schweigsam wie ein Mönch von La Trappe, habe ich mich nie einsam gefühlt. Davon mag der Grund seyn, daß es in London Geselligkeit ohne Austausch, Berührung ohne Gemeinschaft gibt. Das hat seine Schattenseite, doch eben so seine Lichtseite. Das lebendige, stets wechselnde Straßenpanorama ist eine mich nie langweilende Gesellschaft. Die Stände der Bücherverkäufer — bookstalls — und die Kupferstichladen sind mir liebe Freunde.

(Schluß folgt.)

Eine einfache Liebesgeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Tante war im Anfang interessant gewesen, endlich wurde sie amüsant. — Antoinettes Bräutigam ward immer nachdenklicher, und in den Dämmerstunden der folgenden Tage geschah es ihm zuweilen, daß er bei seiner Braut gähnte, anstatt sie zu küssen, und sein Schicksal, welches ihm noch vor wenigen Tagen so rosig dünkte, schien ihm jetzt selbst eine Dämmerung. — Die Tante nahm seine stille Huldigung wie die eines neuen glücklichen Neffen auf, sie scherzte über seinen feurigen Handkuß und über sein respektvolles Preisen ihrer schönen Augen, so wie über die langen lebendigen Conversationen, die er mit ihr führte und bei deren Schluß meist keines von beiden Recht behielt. „Sie sind ein Mensch,“ sagte sie dann, ihm die Hand freundlich reichend, und er fühlte, daß sie ihm damit das schönste Lob ertheilt habe, daß sie ihn hochstelle in ihrer Seele.

Antoinette war einigemal verstimmt, daß sie nicht so mitsprechen konnte wie die Tante, und daß sie vom Bräutigam deßhalb übersehen wurde; sie fühlte sich vernachläßigt und begann im Stillen den Wankelmuth und die Undankbarkeit des Männergeschlechts zu ahnen. Die Tante nannte sie aber in ihrem Innern kokett; so pflegt man ja die liebenswürdigen Frauen immer zu nennen, so lange sie jung sind.

Die Tante hat uns noch keine Geschichte erzählt, hieß es einst, und die Gesellschaft bat einstimmig, den Abend auf diese Weise auszufüllen; die Theemaschine hatte ausgesummt, und bis zum Abendessen waren noch zwei Stunden; so lange sollte der Tante Geschichte dauern.

„Wollt ihr ein Mährchen oder eine Gespenstergeschichte?“ fragte die freundliche, gefällige Frau. — „Was du willst,“ erwiderte Antoinette; „du erzählst Alles so hübsch, doch am liebsten möchte ich eine Liebesgeschichte,“ — hier warf die Sprechende einen zärtlichen Blick auf den Bräutigam — „da weiß man doch, daß Alles wahr ist.“ — „Wahr?“ nahm die Tante das Wort, „wahr? was nennst du denn wahr? Bezeichnest du damit nur die Begebenheiten, die sich wirklich zugetragen haben, das tägliche Kommen und Gehen, wie es jedes Auge sieht? Ihr guten Kinder, ihr wißt gar nicht, wie viel Unwahres oft im Leben geschieht, wie viel Lüge zuweilen in die Liebe gewoben wird, während in der Gespenstergeschichte vielleicht nur das der Geisterwelt übergeworfene Leichentuch und das die Geisternähe verkündende Kettengerassel unwahr sind, und das Mährchen auf anmuthige Weise die Hieroglyphen deutet, welche die Gottheit in Natur und Leben gezeichnet hat. Eine Liebesgeschichte dagegen schillert wie ein Kamäleon in tausendfarbigen

Unwahrheiten. Sie gleicht der Seifenblase, welche an der Berührung des kalten Verstandes zerplazt. Wer weiß denn zu sagen, was Liebe ist? Dem Einen ist sie ein Gespenst, dem Andern ein anmuthiges Mährchen, dem Einen Ambrosia, dem Andern Hausmannskost; die Jugend hält sie für den Champagnerschaum, das Alter für die Hefe des Lebens, welche nur zuweilen noch eine angenehme Gährung hervorbringt. — Eine Liebesgeschichte zu erzählen, bedarf es eines gewissen Muthes; so wenige Zuhörer nehmen Interesse daran. Die Männer wollen nichts davon hören; sie finden sich ja so schnell im Labyrinth der Liebe zurecht,. da ihr Ariadnefaden meist aus ziemlich grobem Material gewoben ist. Die alten Frauen wollen auch nichts mehr davon wissen; es kommt ja Alles auf dasselbe hinaus, meinen sie; wie am Abend alle Katzen grau sind, so scheint im Alter alles Lieben farblos; es liegt ihnen so fern, daß die Schattirungen verschwimmen. Die vierzigjährigen Frauen, welche wie selige Schatten im Reich der Erinnerung umherwandern, welche nichts vergessen haben von Allem, was sie so gern vergessen möchten, sie fühlen ein Weh bei den Liebesgeschichten; die Seufzer ihrer Jugend vernehmen sie wie ein fatales Säuseln in der Luft, die Worte der Liebe gestalten sich ihnen zu Dolchstichen, es wird ihnen so bang und traurig zu Muthe. Sie fragen sich: warum wurdest du geliebt und warum nicht mehr? wozu all das Herzpochen, all das Träumen von Glück? Und diese Fragezeichen alle stehen wie ein feindliches Heer vor ihnen. Nein, die Vierzigjährigen lesen keine Liebesgeschichten mehr. Nur die Jugend liest sie noch und lauscht ihnen mit glühender Wange und pochendem Herzen, und für euch, meine liebe Jugend, will ich meine Liebesgeschichte erzählen."

Die Tante wendete sich hiemit an das Brautpaar. „Meine Liebesgeschichte," begann sie, „möchte ich mit jenen Heiligenbildern vergleichen, welche kunstfertige Nonnen auf Spinnengewebe zu malen pflegen. Jedes Fädchen, und sey es auch noch so fein, wird in der Liebe wichtig, und jedes wichtige Ereigniß dünkt dem fremden, außerhalb des Zauberkreises stehenden, nur ein Fädchen, ein Nichts, eine Armseligkeit; und wenn, meine lieben Zuhörer, die Anlage euch gar zu dünn und ärmlich erscheinen sollte, so zerreißt sie nur durch Fragen und Störungen, das Heiligenbild bleibt dennoch heilig und hat im Herzen seinen Altar."

„Die Heldin meiner Geschichte — erlaubt, daß ich ihr meinen Namen gebe und sie Cäcilie nenne — ja die Heldin war — rathet einmal!" — „Eine Prinzessin." — „Gott bewahre, da müßte ich ja auch eine Oberhofmeisterin in der Liebesgeschichte anbringen, und dahin passen diese trefflichen Damen nun gar nicht, sie müßten denn, wie der Vogel Strauß, zuweilen den Kopf verstecken können. Ich müßte auch Rücksicht auf die Etikette nehmen, die in manchen Fällen und an manchen Orten eher in eine Gespenstergeschichte paßt. Nein, eine Prinzessin ist meine Heldin nicht. — Sie ist auch nicht eine Gräfin oder sonstige gute Partie; eine solche ist zwar ein Gottessegen für kleine Städte, weil sie Freier herbeizieht, aber für die Liebe taugt sie nicht. Ich müßte ja sagen, wie reich sie wäre, und wohl gar Geld zählen; am Geld klebt aber moralischer und physischer Schmutz. Nein, zum Zaubergewebe der Liebe muß man ein reines Herz und reine Finger haben. — Auch nicht unter den Grisetten suche ich meine Heldin, obgleich es jezt Mode ist und Goethe selbst die Hand, die Samstag den Besen führt, verewigt hat. Ich suche meine Heldin auch nicht unter den Chinesinnen mit kleinen Füßen, nicht unter den feurigen Mulatinnen oder den pikanten Negerinnen, nein, meine Heldin ist viel unromantischer, anspruchsloser, ungekannter, ungeschäzter und oft geringgeschäzter als alle die Vorhergenannten, sie ist ein Landfräulein."

„Das Gut ihrer Eltern lag in Franken und sie gehörte zu den fränkischen Fräulein, welche man nur das tausend Güldenkraut nannte, weil sie nur tausend Gülden zur Aussteuer erhielten. — Man hat schon oft das junge Mädchen mit einem unbeschriebenen Blatt verglichen; darin irrt man sich aber; das Blatt ist voll und übervoll beschrieben, jedoch mit sympathetischer Tinte; Niemand kann es lesen, bis besondere Umstände die Schrift leserlich machen. — In der Seele eines jungen Mädchens, das auf dem Lande aufwächst, steht aber mancherlei aufgezeichnet, was das Stadtfräulein nicht kennt; unter andern eine heitere, nicht durch Schulzwang getrübte Kindheit und ein Leben voll harmloser Freude."

„Cäcilie wuchs heran wie die Lilie auf dem Felde, und die Natur war ihre Gouvernante. Am Kirchweihfest bildete sie ihre Tanzkunst aus, während ein veraltetes Modejournal, dessen lange Abonnentenreihe Cäciliens Eltern schlossen, ihren Geschmack für die Toilette entwickelte. Uebrigens freute Cäcilie sich über Alles, über den Frühling mit seinen ersten Veilchen, über die Heuernte mit ihren jauchzenden Heumachern, über das Erntefest mit dem Erntewagen und über die Schafschur. Bei allen diesen Gelegenheiten gab es Musik und Tanz, zahlreiche Gäste und Kuchen, so groß, daß die Liliputer ihre Bälle darauf hätten halten können. Auf dem Lande geht der Kuchen und die Conversation nie aus, und der Landbewohner muß ein reges Interesse und einen guten Magen haben.".

„Cäcilie lebte froh und heiter auf dem väterlichen Schloß, bis sie als Erwachsene betrachtet und in die Welt eingeführt werden konnte; da brachte man sie im Winter in die Stadt, wo sie während einiger Monate Musik- und Zeichnenstunde nehmen, in's Theater gehen und sich satt

tanzen sollte. Sie nahm alle ihr gebotenen Vergnügungen dankbar hin; Land- und Stadtleben hatten gleichen Reiz für sie. Das ganze Leben schien ihr eine Blumenkette, deren Düfte man einathmen müsse, ohne sich über die welkenden Blüthen zu grämen. Sie philosophirte schon ein wenig, doch waren ihre Lebensanschauungen alle noch so rosig, daß von den dunkeln Schattirungen des Ernstes in ihrer heitern Philosophie sich noch keine Spur zeigte."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Dichter Keller. — Die Felsberger und ihre Freunde. — Die Feuerassekuranz.

Besondere Erwähnung verdient die Mannigfaltigkeit der dichterischen Auffassung. Für Gottfried Keller gestaltet sich Alles zur frischen Dichtung, der Soldat, der ihn in den glänzenden Straßen der Hauptstadt Bayerns heimlich anbettelt, die gute, arme Frau Michel, die zum Einzug des Königssohns mit der jungen Gattin ihr Haus zu verzieren eilt, die bräutliche Spinnerin, der Tod des Jünglings. In dem lezten Gedichte führt er uns mit zwei Strophen ein ganzes Gemälde vor die Seele:

„Im Glase blüht ein frischer Rosenstrauß —
Daneben webt ein Jünglingsleben aus;
In's Zimmer bricht der volle Abendglanz —
Welch schönes Bild für einen Todestanz!

Wie abendschön das Haupt des Kranken glüht,
Daß kaum man ahnt, wie weiß der Tod da blüht!
Sein Nachtmahlkelch ist flüssig Sonnengold,
Wie trinkt er durstig diesen Liebessold." u. s. w.

Diesem in der Schweiz erwachten, jugendfrischen Talente wünschen wir zu seiner Entfaltung die Liebe und die Strenge der ächten Freundschaft.

Während, wie wir in einem frühern Bericht angedeutet, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, bei ihrer lezten Zusammenkunft in Zürich, ihren Antheil an dem Loose der unglücklichen Felsberger auf spätere Zeiten verschob, macht sich das Interesse an den Bewohnern des täglich, stündlich mit Verschüttung bedrohten Dorfes bei uns und im Auslande mannigfach geltend. In diesen Tagen wird von einem der Sängervereine unserer Seegegenden in Thalweil eine Gesangsaufführung für sie gegeben, und andere Sängervereine sollen nachfolgen. Diese Anregung gebt von dem würdigen Pfarrer Sprüngli, dem schätzenswerthen Sänger- und Jugendfreund, aus, der uns schon viele ähnliche Feste feiern ließ. Seiner Verwendung in dem ihm durch freundschaftliche Beziehungen und das Band des Gesanges fast zur zweiten Heimath gewordenen Frankfurt dankt Felsberg auch den Antheil, der sich dort in so großmüthiger Weise bethätigt hat, und dem das Schreiben, womit der Liederkranz der Stadt Frankfurt die Zusendung seiner Gabe begleitete, zum würdigen Ausdrucke dient. „Wir haben für euch gesungen; aber glaubt es, Brüder! Sänger und Hörer haben in dem harmonischen Klang Höheres, Heiliges empfunden, das auszudrücken unsere Worte zu schwach sind. Klinge es in euern Herzen wieder, und sey euch ein fester Stab auf den noch wirren Wegen, ein himmlisches Licht in der noch finstern Nacht eures irdischen Lebens!" So rufen die Sänger am Main den Hülflosen am Fuße des Kalanda zu, und ihr Wort hat Wiederhall gefunden in tausend Herzen.

Eine Calamität, die uns im eigenen Kantone verfolgt und ihrem Wesen nach schlimmer ist als das Unglück, mit dem die Bergnatur droht, liegt in den häufigen Feuersbrünsten, welche unser Land verheeren, und auch im Anfang dieses Winters Schrecken erregend den Frieden der Nächte störten. In der That verbrennen im Kanton Zürich weit mehr Häuser, als in andern Ländern, und die Ueberzeugung, daß in den meisten Fällen die Eigenthümer selbst aus Spekulation das Feuer anlegen, hat sich bei uns allgemein festgestellt. Dem Gesetze, das alle Hausbesitzer des Kantons zu gegenseitiger Assekuranz verpflichtet, liegt ein schöner Gedanke zu Grunde; auch gewährt derselbe unserem Hypothekenwesen eine sichere und solide Basis. Allein vergebens hat sich die Gesetzgebung bisher bemüht, den Nachtheilen zu begegnen, die damit verknüpft sind und, nächst der gezwungenen Assekuranz, aus den allzuhohen Schätzungen hervorgehen. Auch die Wohlthätigkeit, die eine der schönsten Züge der Bewohner unseres Landes ist und in solchen Fällen mit nie ermüdendem Eifer den Bedrängten zu Hülfe eilt, mag nicht selten zum Verbrechen gereizt haben. Sind doch Fälle vorgekommen, wo ein Antheil an der gesammelten Steuer dem notorisch bekannten, aber nicht überwiesenen Brandstifter übergeben werden mußte. Unsere öffentlichen Blätter haben sich in neuerer Zeit viel mit dieser Frage beschäftigt. Eines derselben wollte die Anrufung der öffentlichen Mildthätigkeit beschränkt, die Gemeinderäthe für richtige Schätzungen verantwortlich gemacht, die mit Verdacht von der Instanz Entlassenen ganz oder theilweise des Anspruchs auf Entschädigung verlustig erklärt wissen. Ein anderes drang auf Aufhebung der gezwungenen Assekuranz, weil es an sichern Assekuranzgesellschaften nicht mehr fehle, weil es eine Ungerechtigkeit sey, den Hausbesitzer zu zwingen, dasjenige, was er anderwärts um ein vom Tausend versichern kann, bei der Staatsanstalt um einen höhern Preis, ja möglicher Weise bei besonders großen Unglücksfällen um 10, 20, ja mehr vom Tausend versichern zu müssen, und weil bei außerordentlichen Feuersbrünsten, wo der Kanton viele Millionen zu zahlen hätte, die Concurrenz mehrerer Privatkompagnien weit größere Garantie darböte. — Die größte Schwierigkeit, die sich der Aufhebung der gezwungenen Assekuranz entgegensetzt, liegt allerdings in den bestehenden Hypothekarverhältnissen, und es läßt sich fragen, ob nicht das Uebel durch strengere und gewissenhaftere Handhabung der schon bestehenden Gesetze bedeutend vermindert würde. Der Brandschaden des Jahres 1844 erstreckt sich auf 127,000 Züricher Gulden; eine starke, auf manchem Eigenthümer schwer lastende Steuer. — Lezten Jahr wurde, bei Anlaß der heftigen Stürme und mit Hinblick auf Hamburgs Loos, durch Privaten eine beträchtliche Summe für Errichtung einer besondern Feuerwache unterschrieben. Unsere Löschanstalten sind trefflich; nur auf ärztliches Zeugniß hin wird von diesem Dienste dispensirt, und in der Regel ist auch der Eifer allgemein und mit Erfolg gekrönt. Als vor einigen Jahren Feuer in den Gebäuden eines unserer bedeutendsten Fabrikbesitzer ausbrach, erklärte dieser, indem er öffentlich seinen Dank für die ihm schnell und glücklich geleisteten Dienste aussprach, daß er noch in keiner Stadt Europas eine bessere Feuerorganisation und kräftigere Hülfe gefunden habe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Februar 1845.

The bonds of heaven are slipp'd, dissolv'd, and loos'd,
And with another knot, five-finger tied,
The fractions of her faith, orts of her love,
Are bound to Diomed. —

Shakespeare.

Eine einfache Liebesgeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Auf einem benachbarten Gute wohnte eine befreundete Familie, und der auf dem Lande übliche Verkehr war um ſo lebhafter zwiſchen den beiden Schlöſſern, da alle Mitglieder derſelben ſich einander ganz beſonders zuſagten, der Vater dem Vater, die Mutter der Mutter, und die Kinder deßgleichen. Cäciliens Lieblingsgeſpiele war Robert, welcher nur wenige Jahre älter war als ſie. Er kam zu Kirchweih- und Familienfeſten, als er auf der Schule war, in die Ferien, und da er in der Reſidenz ſtudirte, verlebte er mit Cäcilien den Carneval. Das Verhältniß zwiſchen Beiden war ein ſehr inniges, herzliches; die kindlichen Herzen fegelten neben einander her, gleichſam in beſtändiger Windſtille. Klippen, Stürme gab es nicht; nie eine Warnung, nie ein Verweis, nirgends ein Hinderniß, und folglich auch keine Leidenſchaft. Wenn Cäcilie auf den Bällen eine Verwirrung mit ihren Engagements angerichtet hatte, ſo half der Jugendgeſpiele ihr heraus; kam ein unangenehmer Tänzer, ſo übernahm Robert den Tanz. Bei allen Gelegenheiten, wo Cäcilie eines männlichen Schutzes bedurfte, im Menſchengedränge oder an öffentlichen Orten, bot Robert ihr den Arm, und wenn ſie nicht erkannte, wie nothwendig und nützlich er ihr war, ſo geſchah das bloß, weil ſie ihn nie entbehrt hatte.“

„Eine Reiſe nach Karlsbad erſchloß Cäcilien zum erſtenmal eine ganz fremde Welt und Vergnügungen, die Robert nicht theilte. Sie hatte den Vater dahin begleiten müſſen, und dieſer freute ſich, dort mit einem Jugendfreunde zuſammenzutreffen. Der Jugendfreund hatte einen Sohn, welcher „für Cäcilie paßte, als ſey er für ſie geſchaffen und ſie für ihn;“ ſo meinten nämlich die Väter, und es wurde eine Verbindung zwiſchen den Beiden verabredet. Cäcilie konnte nichts wider den jungen Mann einwenden; er war hübſch, einnehmend, freundlich, er machte ihr den Hof, wie man bei einer von Eltern eingeleiteten Heirath den Hof macht. Der junge Mann war Stallmeiſter in der Reſidenz geworden und Cäcilie ſah ſich alſo durch eine Vermählung mit ihm nicht weit von ihren Verwandten und vom Schauplatz ihrer Jugend getrennt. Es war gar nichts gegen die Heirath einzuwenden, nicht einmal die leiſeſte Abneigung. Am lezten Tage des Badeaufenthalts gab Cäcilie das Jawort ohne alle Ueberredung, freiwillig und mit der vollen Ueberzeugung, keine ſchlechte Wahl getroffen zu haben.“

„Sie empfand zwar nicht jenen Rauſch der Glückſeligkeit, jenen Glauben an eine Ewigkeit des Glücks, nicht den Jubel der Liebe, aber ſie dachte an Einrichtung, Ausſtattung, Hochzeitball, wo Robert vortanzen ſollte, und dabei war ſie ganz heiter. — Sie hatte an Robert von Karlsbad aus einigemal geſchrieben, nicht gerade vom Stallmeiſter und den Heirathsprojekten, doch von der Reiſe, von Karlsbad, von der belebten Wieſe, vom Hirſchſprung und dem dämoniſchen Sprudel, denn bei Allem, was ihr gefiel, hatte ſie an Robert gedacht. Der Sprudel hatte ſie an ſeine Phantaſie erinnert, und in dem Tagebuch, welches ſie für Robert ſchrieb, ſezte ſie alle Gegenſtände mit ihm in Verbindung; ſie wollte ſein Augenglas ſeyn, hatte ſie geſagt, wodurch er ſich in der Welt umſchauen ſollte; deßhalb führte ſie ihm auch alle Bekanntſchaften vor, indem ſie dieſelben mit Mädchenwiz und der luſtigen Würze eines heitern Sinnes charakteriſirte. So hatte ſie wohl den Stallmeiſter im Anfang genannt und ihn mit ſächſiſcher Mundart eingeführt; ſpäter ſchwieg ſie über ihn; in der ganzen Zeit, wo ſie unſchlüſſig war, ob ſie ja oder nein ſagen ſollte, nannte ſie ſeinen Namen nicht, da ſie es für Unrecht hielt, im Fall ſie einen Korb austheilen ſollte, ſich deſſen zu rühmen, und ſpäter, als ſie für das Jawort ſich entſchied, hielt eine eigene Scheu ſie zurück."

„Die Verlobung mußte indeß dem getreuen Jugendfreunde doch einmal mitgetheilt werden, und Cäcilie kam das ſchriftlich leichter vor als mündlich; dem ungeachtet ſchrieb ſie ſehr lange an dem Brief, zerriß ihn mehreremal und ſchrieb ihn von Neuem, bis es ihr endlich gelang, deutlich auseinander zu ſetzen, daß ſie Braut ſey. Sie verſicherte Robert dabei ihrer wärmſten, innigſten Freundſchaft, war überzeugt, er werde ihre Wahl billigen, und bat am Schluß, er möchte der Freund ihres Gatten ſeyn. Kurz, ſie ſchrieb einen der wunderlichſten Briefe, in dem Robert vergebens nach der Liebe zum Bräutigam ſuchte und kein warmes Gefühl fand, als die Freundſchaft für ihn ſelbſt. „Nein, dachte er, ſo möchte ich meiner Seele nicht geheirathet werden!" Dann aber verſchloß er ſeine Thür, zog die Rouleaux nieder, legte ſich auf das Sopha und weinte, wie er ſich kaum erinnern konnte als Kind geweint zu haben. Er wußte es ja ganz genau, daß er Cäcilien ſeit ſeiner früheſten Jugend geliebt hatte; ihm war kein Pulsſchlag ſeines Herzens ein Räthſel geweſen, ſowohl Vergangenheit als Zukunft hatten beſtändig unverſchleiert vor ſeiner Seele gelegen. Mit dem Glauben an Cäciliens Liebe hatte er ſtudirt; die Prüfungen waren beſtanden und jezt, eben jezt bei ihrer Rückkehr von Karlsbad hatte er um ihre Hand werben wollen, jezt wo er im Stande war, ihr ein Schickſal zu bieten. Dieſes Schickſal war zwar ein beſcheidenes, aber ein ſorgenfreies, wie es zu Cäciliens Gewohnheiten und Erziehung paßte. Er hatte Cäcilien nie von ſeiner Zuneigung geſprochen, weil er es nicht für nöthig hielt, ein ſolches Wort zu ſagen, wenn man thatſächlich täglich und ſtündlich ſeine Liebe beweiſe; er meinte, Cäcilie ſey mit ihm einverſtanden und wiſſe Alles. Was ihr Herz abſichtslos ihm an Wohlwollen zugewendet hatte, galt ihm als Liebesbeweis und als im vollen Bewußtſeyn gewahrt. Jezt war Alles aus, und als er ſich ausgeweint hatte, begann er zu wüthen, erſt gegen Cäcilien, daß ſie ihn getäuſcht hatte, dann gegen die Frauen, welche alle treulos ſeyen, und endlich gegen ſich ſelbſt, daß er ſich hatte täuſchen laſſen. Er klagte ſich ſelbſt der Eitelkeit an, er verhöhnte ſich, weil er ihre Freundlichkeit falſch gedeutet, Alles zu ſeinen Gunſten ausgelegt."

„Nachdem er ſo mancherlei durchempfunden, ſchrieb er einen recht vernünftigen, herzlichen Brief; des Stallmeiſters Freund zu ſeyn, konnte er jedoch nicht verſprechen, da, obgleich er früher deſſen Freund geweſen war, er doch ſeine Empfindungen auffallend gegen ihn erkaltet fühlte. Zur Hochzeit aber wollte er kommen, da Cäcilie es gewünſcht hatte. — Cäcilie las ſehr lange am Brief; ſie hatte alle Urſache, mit demſelben zufrieden zu ſeyn, und doch war ſie es nicht; ſie hatte ſich davor gefürchtet, ſie hatte unter dem wohlbekannten Siegel einen Schmerz geahnt, und jede Zeile athmete Ruhe."

„Der Hochzeittag kam heran; Cäcilie ſah aus wie eine zufriedene Braut. Als Robert in den Schloßhof einfuhr, eilte ſie ihm bis an die Hausthür entgegen und reichte ihm die Hand zum Willkomm; die ſeinige zitterte. „Iſt Ihnen nicht wohl?" fragte ſie; dabei ſchlug ſie das blaue Auge zu ihm empor, er aber ſchlug das ſeinige nieder und antwortete nicht."

(Fortſezung folgt.)

Die Stadt in England.

(Schluß.)

Mit Grove's ariſtokratiſcher Speiſeanſtalt auf Charing-Croß — friſcheſter Seefiſch und feinſtes Wildpret — lebe ich auf du und du, ſtehe oft ein halbes Stündchen vor dem Fenſter und genieße in Gedanken ein Lucullſches Mahl. Von hier ſchlendere ich vor Grignon's, Morel's oder ſonſt eine faſhionable Feinſchmeckeranſtalt und laſſe meine Phantaſie in einer zweiten und dritten Schüſſel ſchwelgen. Dann ſpaziere ich einigemal in der Burlington Arcade auf und nieder und amuſire mich mindeſtens

nicht ſchlechter als bei zehn Soireen. Hierauf lauſche ich dem Vortrage eines der beliebteſten Opernſtücke vom vorigen Jahre auf dem Leierkaſten eines Savoyarden. Das iſt mein Concert und für die zwei Pence, die ich dem armen Jungen gebe, will er mir die Hand küſſen. Nun trete ich in ein deutſches Kaffeehaus, finde das „Morgenblatt," leſe einen Artikel von mir und freue mich darüber. Der Kaffee, ſonſt hier keine Delikateſſe, ſchmeckt heute vorzüglich gut. Dann ſchlendere ich durch ein halbes Dutzend Straßen, gehe nach Hauſe, ziehe die Bettdecke über den Kopf und bemitleide jeden, der von Mile-end bis Piccadilly gehen und ſich einſam fühlen kann.

Auf einer ſolchen Wanderung gewinnt man nebenbei die Ueberzeugung, daß, wenn auch die Londoner Straßen nicht mit Gold gepflaſtert und die Häuſer nicht mit Marzipan gedeckt ſind, weder Wein aus den Brunnen rinnt, noch Brod unentgeltlich zu haben iſt, doch Glanz und Luxus von einem Ende zum andern herrſchen. Man gehe von der Bank bis nach Hyde-park-Corner, die Börſe in der Hand, und man begegnet vielleicht nicht einem einzigen Menſchen, dem man Almoſen bieten könnte. Alles ſtrozt vom Stolze glücklichen Fleißes und vom Prunke überfließenden Reichthums. Weicht man aber hundert Schritte rechts oder links ab, ſo ſieht man in der Nähe der Gemüſemärkte Männer, Frauen und Kinder zuſammengeworfene Kehrichthaufen durchwühlen und daraus hervorleſen und in Körbe ſammeln, was gewaſchen und gereinigt immer noch Käufer findet. So wahr iſt es, daß es in London wie ein Hof-Ende — court end — ſo ein Bettlerende gibt — beggar's end; und es grenzt an's Fabelhafte, auf welch verſchiedene Weiſe nur allein im Wege des Kleinhandels ein großer Theil der Bevölkerung ſich den täglichen Unterhalt erwirbt.

Vorgeſtern war Sonnabend, der Wind blies kalt und der Schnee fiel in dichten Flocken. Dennoch behaupteten die Kleinhändler ihr Recht, in der Oxfordſtraße, in Strutton-Ground, in Tottenham-Court-Road und in Whitechapel längs der Trottoirs von ſieben Uhr Abends bis Mitternacht ihre Waaren zum Verkauf zu ſtellen, um glücklichen Falls vom Erlöſe Sonntags den Hunger zu beſchwichtigen. Dort ſtand eine junge Frau, vor ſich an ledernem Riemen über der Schulter ein Brett mit Orangen und Aepfeln; dazwiſchen flackerte ein Pfennlglicht und zu beiden Seiten ſaugten zwei halbnackte Kinder die kleinen kalten Finger im Munde warm, während ihre Blicke die Vorübergehenden anflehten, der Mutter abzukaufen. Mutter und Kinder ſchienen längſt an Hunger und Kummer gewöhnt. Unweit davon ſah ich einen alten blinden Mann, vor der Bruſt ein Geſtelle mit Schnürſenkeln, Hoſenträgern, Bleiſtiften und ähnlichen Kleinigkeiten. Seine lichtloſen, unſtet rollenden Augen warben und ſprachen für ihn; er vertraute der Ehre und Gutmüthigkeit ſeiner Käufer. Wer könnte einen Blinden beſtehlen? — Neben ihm hatte eine Wittwe — dafür zeugte der Schnitt der ſchwarzen Mütze — das Innere eines geöffneten alten Regenſchirms mit kleinen Kupferſtichen belegt, Stück für Stück ein Penny. Sie hatte dieſelben nicht ohne Wahl geordnet und ihre Vergangenheit war ſichtbar eine beſſere geweſen. Zehn oder zwölf Schritte davon ſaß eine Frau vor einer Hausthür, einen Säugling an der Bruſt; ſie weinte; ich fragte, was ihr fehle. Da reichte ſie mir mit zitternder Hand ein Päckchen Schwefelhölzer. Sie hatte den ganzen Abend noch keines verkauft und hatte den ganzen Tag nichts zu eſſen gehabt. An der Ecke einer Straße lehnte ein Mann; zu ſeinen Füßen kauerten ſeine Frau und Kinder. Er war nach London gekommen, Arbeit zu ſuchen, und hatte keine gefunden. Er hielt den Vorübergehenden ſeinen Hut entgegen, ohne zu ſprechen. Ein zerlumpter Soldat von der ehemaligen ſpaniſchen Legion mit einem hölzernen Bein und einem zinnernen San Fernando auf der Bruſt bot vierzig Lieder, und ein kaum fünfjähriger Knabe mit heiſerer Stimme fünfzig Radieschen für einen Penny. Tiſche mit altem, übelriechendem Fleiſche waren von Käufern umringt, und was als Schinkenpaſtetchen raſchen Abſatz fand, konnte nur vom äußerſten Hunger genoſſen werden.

Ich wünſchte am folgenden Morgen, daß Alle, die fromm und prächtig in die Kirchen fuhren, mich in der rauhen Winternacht begleitet und ächten Gottesdienſt gehalten hätten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Wohlthätigkeit. — Eiſenbahnen.

Wie immer, ſind wir auch dießmal im neuen Jahre angebettelt worden. Wenn irgendwo im Uebermaß die Unſitte herrſcht, beim Wechſel des Jahres für Geld — in der Erwartung, ein Geſchenk zu erhalten — zu gratuliren, iſt es hier. Wie aber der Magiſtrat Magdeburgs alle Jahre zur gehörigen Zeit eine Warnung gegen das Neujahrsgratuliren für's Geld erläßt, da es nur eine Bettelei ſey und daſſelbe der polizeilichen Beſtrafung anheimfalle, ſollte dieß auch nicht allein hier, ſondern überall geſchehen, wo man am Neujahrstag nicht ſicher iſt vor den Geldgratulationen. Sonſt iſt unſere Polizei ſehr ſtreng gegen das Betteln, und es wird kaum der Fall vorkommen, daß in der Stadt Frankfurt Jemand auf der Straße angebettelt wird, was namentlich die hieher kommenden Italiener höchlich in Erſtaunen ſezt. Da aber die polizeiliche Aufſicht vor der Stadt weit mehr zu wünſchen übrig läßt, als die in der Stadt, ſo ſind die vor der Stadt Wohnenden — und ihrer ſind viele Tauſende — der Ueberfluthung durch die armen Bewohner der ſo ſehr bevölkerten Umgegend und die fechtenden und

mitunter nebenbei stehlenden Handwerksburschen um so mehr ausgesezt. Nicht geläugnet darf werden, daß der zu allen Zeiten im schönsten Lichte strahlende Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Frankfurts die Noth ihrer leidenden Mitbürger wesentlich mildert, und von einem Frankfurter Straßenbettler gar keine Rede seyn kann. Seitdem man die klägliche Ueberzeugung gewonnen, daß die öffentlichen Wohlthätigkeitsinstitute nicht Mittel mehr genug auftreiben können, die Hülfesuchenden hinreichend zu unterstützen, hat sich die Zahl von Privatvereinen zur Unterstützung der Armen sehr vermehrt. Namentlich sind es aber die Frauen Frankfurts, welche bei beginnendem Winter durch Ausspielungen selbstgefertigter Arbeiten, Geldsammlungen u. s. w. den Armen Brennmaterial, Kleider und Nahrungsmittel zu verschaffen suchen. Eine einzige, Anfangs dieses zum Glück nicht sehr strengen Winters veranstaltete sogenannte Holzlotterie brachte nicht weniger als 2400 Gulden ein. Der Wohlthätigkeitssinn der Frankfurter erstreckt sich in wahrhafter Humanität aber auch auf die Hülfesuchenden des Auslandes und vieler deutschen Städte. So fanden in jüngster Zeit die von katholischen Eidgenossen verstoßenen Felsberger und die Abgebrannten mehrerer Städte hier reiche Unterstützung. — Die Zahl unserer Wohlthätigkeitsinstitute — und es gibt keine Stadt in Deutschland, welche in dieser Hinsicht mit Frankfurt wetteifern kann — hat sich mit einem neuen in diesem Jahre vermehrt, das einem wahren Bedürfnisse abhilft. Es ist dieß das Christ'sche Kinderhospital, das auch, wie fast alle öffentlichen Anstalten Frankfurts, dem patriotischen Sinne eines seiner Mitbürger entsprossen ist. Der im vorigen Jahre hier verstorbene, namentlich als Geburtshelfer berühmt gewesene Dr. Med. Christ hat sein nicht unbedeutendes Vermögen testamentarisch zur Gründung eines Kinderhospitals vermacht, das nun in's Leben getreten ist, und an dessen Spitze als Arzt und auch als Administrationsmitglied der geheime Hofrath Dr. Siebel steht. Man zweifelt nicht, daß dieses Institut nicht nur seiner Bestimmung vollkommen entsprechen, sondern auch zur Nachahmung ermuntern werde. Denn kaum ist zu erwarten, daß dieses Hospital auf die Dauer genügen wird. — Auch die von einer Zahl junger Aerzte hier gestiftete Klinik für arme Kranke vom Land wird in diesem Jahre ansehnlich erweitert. — Dieses Jahr wird eines der wichtigsten für Frankfurt werden, namentlich in Bezug auf die Vermehrung des vornehmsten Communikationsmittels unserer Zeit, der Eisenbahnen. Der Bau der Main-Neckar-Eisenbahn war freilich im vorigen Jahre weniger vorangeschritten, als man erwartete, allein er soll mit dem erwachenden Frühjahr mit um so größerem Nachdrucke fortgesezt werden. Dennoch ist kaum zu erwarten, daß man noch in diesem Jahre von hier nach Darmstadt wird fahren können. Für den Beginn des Baues der Frankfurt-Hanauer und der Frankfurt-Offenbacher Eisenbahn ist Alles vorbereitet. Die Unterhandlungen wegen des Baues der Frankfurt-Kasseler Eisenbahn werden in diesem Augenblicke in Kassel mit Emsigkeit betrieben. Man hofft, daß sich die kontrahirenden Regierungen bald einigen werden. Leider sind es bei diesem wichtigen Bahnbau wieder die Postinteressen, die hemmend in den Weg treten. Unsere Regierung, welche ohnedieß durch die Erfahrung gewitzigt ist, wird aber nimmermehr der Post eine Begünstigung zugestehen, wozu sie keinen gerechten Anspruch hat. Die Spannung zwischen der fürstlich Thurn- und Taxisschen Post und der Taunuseisenbahn, welche durch den Gütertarif entstand (bei welcher aber offenbar das Recht auf Seiten der Bahn ist), dauern immer noch fort und beide Verwaltungen stehen — man darf wohl sagen lächerlicherweise — auf Frankfurter Gebiete in keinem Geschäftsverkehr, da die hiesige Regierung der Verwaltung der Taunuseisenbahn Recht gegeben hat. Die Expedition der Post für die Taunuseisenbahn befindet sich deßhalb fortwährend in dem zwei Stunden von hier entfernten nassauischen Städtchen Höchst, da die herzoglich Nassauische Regierung die Ansprüche der Post in Schutz nimmt. Das geschäftstreibende Publikum ist natürlich mit diesem Mißstande sehr unzufrieden, da es Nachtheil davon hat, und die Unpopularität der immer nach einem Monopol strebenden Post kann dadurch nicht abnehmen.

(Schluß folgt.)

Zürich, Januar.

(Schluß.)

Muralt und Zehnder.

Das Ereigniß, das den Schluß unseres Jahres charakterisirte, der Austritt des Bürgermeisters von Muralt aus dem Staatsdienste und die Wahl seines Nachfolgers, ist in den Zeitungen hin und her besprochen, in den Gesellschaften platt geschlagen und dann bald dem Strome überlassen worden, auf dem Lebende und Todte, wichtige und unwichtige Vorfälle sich mit überraschender Schnelligkeit ersezen und drängen. In Muralt verlor unser Kanton einen Beamten, der sich während langjähriger, mannigfacher Dienste, durch eine edle und Vertrauen erweckende Persönlichkeit allgemeine Achtung erworben hatte. Ueber die Wahl seines Nachfolgers, hervorgegangen aus dem unzweideutigen Wunsche, der Jesuitenherrschaft eine entschiedene Politik entgegenzusezen, ist in den öffentlichen, namentlich ausländischen Blättern unendlich viel gefaselt worden. Sank doch selbst das Journal des Débats zu kläglichen Fratzereien herab, indem es unter Anderem berichtete, man habe in Zürich einen obscuren Apotheker zum Bürgermeister und Tagsatzungspräsidenten gemacht, während dieses Blatt doch aus der ihm nur zu wohl bekannten Geschichte der zehn Jahre von Louis Blanc wohl wissen konnte, daß Zehnder — übrigens Doktor der Medizin — schon zur Zeit des Thiersschen blocus hermétique Mitglied der Regierung war. Die deutschen Zeitungen brachten zum Theil noch einseitigere und unrichtigere Darstellungen auf den Lesemarkt. Ueberhaupt ist es zu bedauern, daß Blätter, bei denen man eine sorgfältige Wahl ihrer Korrespondenten voraussezen dürfte, so oft Berichte bringen, die nicht nur den Stempel der Parteilichkeit, sondern auch der Unfähigkeit ihrer Verfasser an sich tragen. Berichte, die sogar ihre Belege in Schmähschriften holen, welche von den Rechtlichen jeder Partei desavouirt werden müssen. Die Schweizer Zeitungen, deren Zahl nach einer neuern Statistik sechzig übersteigen soll, geben, indem sie sich gegenseitig ergänzen und berichtigen, ein der Wahrheit viel näher stehendes Bild, als Korrespondenzartikel, deren Widerlegung meistens erschwert, oft ganz unmöglich gemacht wird. Allerdings kommt in der Schweiz des Beklagenswerthen viel und des Lächerlichen noch weit mehr vor; doch die Interpretationen, die das Ausland erhält, sind meistens weit schlimmer, als die Sache selbst. Daher findet nicht selten der Fremde, dem ein unbefangenes Urtheil zu fällen gestattet ist, daß denn doch nicht Alles in den republikanischen Einrichtungen so schlecht sey, wie er gedacht, und daß Manches gar nicht übel, Einiges sogar recht gut, vielleicht eben so gut als in seiner Heimath seyn dürfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. Februar 1845.

Sunt, quibus in satira videar nimis acer, et ultra
Legem tendere opus.

Horat:

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(ſ. Nr. 14 – 19.)

Zweiter Artikel.

Im geſtiefelten Kater zeigte Tieck die totale Verwirrung und Anarchie in den wechſelſeitigen Verhältniſſen der Bühne und des Publikums, zu eben der Zeit, da man ſo pomphaft von einem Nationaltheater, von großen Wirkungen auf Geſchmack und Bildung des deutſchen Volkes radotirte, im poſſierlichſten Spiegelbilde. Es war ſehr keck, ſich den verjährten und behaglichen Anmaßungen einer ganzen großen Hauptſtadt gerade in einem Lieblingsthema ihrer Eitelkeit entgegenzuſetzen, und das Werk mußte ſchon als Wageſtück, abgeſehen vom literariſchen Werth, Epoche machen.

Berlin, indem es den Nimbus, den ein thaten- und ruhmreicher Herrſcher um ſein Land gebreitet, ſich vorzugsweiſe zueignete (man kann ſagen, ohne großes eigenes Verdienſt, da bekanntlich der alte Fritz die Berliner wegen ihrer Oberflächlichkeit und Frivolität ſelbſt nicht leiden konnte), glaubte in Sachen des Geiſtes und der Aufklärung ruhig über Deutſchland zu herrſchen. Seine Bühne war ſo eben zum Orakelſtuhl der poetiſchen Lehrweisheit erhoben worden; die Stimme ſeiner Kritiker ſchien eine unumſtößliche Autorität. Da taucht ein geborner Berliner, ein ausgearteter Zögling deſſelben Geiſtes, der ſich auf ſeine Erfolge ſo viel zu Gute that, aus der Menge empor, ſchlägt die Mutter, die ihn geſäugt, erklärt dieſe geprieſene Aufklärung, dieſe ſo kunſtreiche, ſo mühſame, ſo bewußtvolle Unſchuld und Natürlichkeit, dieſes lehrhafte, rührende Pathos, welches ſein Lager auf der Nationalbühne aufgeſchlagen hat, für eitel Kinderpoſſen, dornirten Dünkel und totale Verkehrtheit. Der gute Humor der Berliner, die, wie witzige Leute zu thun pflegen, bonne mine à mauvais jeu zu machen und gelegentlich auf ihre eigenen Unkoſten zu lachen ganz wohl verſtehen, kam dießmal doch aus ſeinem Gleichgewicht. Sie erklärten den Dichter für einen Taugenichts, für einen Verführer, und haben ihm die an ihnen verübte Schelmerei lange nicht verziehen, ſo daß man eigentlich erſt das Jubiläum, welches ſie vor eilf Jahren zu Tiecks ſechzigſtem Geburtstage anſtellten, als das Friedensfeſt anſehen kann, wo ſich der Genius Berlins mit dem Genius des geſtiefelten Katers verſöhnte.

In noch höherer Potenz zeigt ſich nun aber der Humor des Dichters im Prinzen Zerbino oder „der Reiſe nach dem guten Geſchmack.“ Wir haben darin die Blüthe des poetiſchen Geiſtes, welcher dem Dichter in Scherz und Ernſt von der Muſe verliehen worden. Zerbino ſteht in jeder Hinſicht über dem geſtiefelten Kater, oder vielmehr, er hat die Elemente deſſelben nach allen

Seiten hin ausgebildet, vervielfältigt und in erweiterte Beziehungen gesezt. Die Sphäre des Parodischen ist vom Theater auf das gesellige und literarische Treiben überhaupt übertragen; einige kühne Streifereien in das öffentliche Leben vindiciren sich Aristophanische Freiheit. Der Gegensatz des Spottes und des Ernstes, die innere Beziehung beider auf einander, ist nicht bloß andeutungsweise gegeben, sondern auf's Reizendste in das Stück selber verwebt. Denn die tiefsinnigen und doch so unschuldvollen, einfachen Scenen des eingeflochtenen Schäferdramas vergegenwärtigen uns den höheren, idealen Gehalt des Lebens, und das reine, natürliche Gefühl, das die Personen desselben beseelt, läßt erst das durch und durch Unnatürliche in dem anspruchvollen Daseyn dieser Hof- und Gelehrtenwelt des Königs Gottlieb mit der ganzen Glorie ihrer kolossalen Abgeschmacktheit hervortreten.

Zuvörderst sehen wir, daß nach glücklich vollzogener Ehe des ehemaligen Müllers Gottlieb mit der ästhetischen Prinzessin im gestiefelten Kater der alte König, jener große Liebhaber der Kaninchenbraten, durch die der Graf von Carabas sich seine Gunst errungen, die Regierungsgeschäfte niedergelegt hat, und Gottlieb dermalen als wohlbestellter Herrscher mit Wachtparaden, Ordonnanzen über Mützenbüschel, Patrontaschen und Stiefeletten seiner Armee sich um die Reichsgeschäfte allerdings die größten Verdienste erwirbt. Der alte König war bei der äußerst soliden und darum etwas langweiligen Art seiner Existenz auf fire Ideen gekommen, er hatte begonnen, sich unter den Regierungspflichten wirklich etwas zu denken, er wollte einen Geist in die Staatsmaschine bringen, und da man in einem wohleingerichteren Staate dergleichen nicht brauchen kann, so hatte er noch bei Zeiten resignirt, und bildet nun in seiner Einsamkeit eine großartige Parodie des Lear. Er spielt mit bleiernen Soldaten und zwingt seine Umgebungen, diese kindische Unterhaltung zu theilen; wobei er übrigens vernünftigere Gedanken über das bleierne Heer hat, als Gottlieb über sein wirkliches.

Ein Hauptunheil bedrückt die Hofhaltung des jüngeren regierenden Paares. Der hoffnungsvolle Sohn und Erbe, Prinz Zerbino, leidet, gleich seinem Großvater, an einem hartnäckigen Siechthum, ebenfalls sich in geistigen Symptomen äußernd, einer Art metaphysischer Zehrung, einem zurückgeschlagenen intellektuellen Schnupfen, der um so gefährlicher erscheint, da er ansteckend wirkt, und um so mehr die Ruhe des Landes bedroht, als er eben wesentlich darin besteht, die allgemeine Aufklärung für etwas Dummes, dagegen die von dieser in die Acht erklärte höhere Vernunft, den Geist, die Poesie, die Religion, kurz alle Interessen, die sich nicht mit Händen greifen, noch in den Bereich des bloßen Hausverstandes heranziehen lassen, für das allein Wesentliche, Wahrhafte und Begehrungswerthe zu halten. Wir haben schon früher erwähnt, daß im jungen Prinzen die unter jenen hausbackenen und prosaischen Einflüssen, wie wir sie geschildert haben, rathlos aufwachsende Jugend versinnbildet wird, die, insofern sie etwas Tieferes in sich hat, gegen das Beschränkte, Seelen- und Glaubenlose jener Ansichten sich nothwendig empören muß, der Mehrzahl nach aber, die immer aus schwachen oder mittelmäßigen Köpfen besteht, durch Gewohnheit, Phlegma und den Zwang der Verhältnisse überwältigt, sich denselben früher oder später ergibt, und so eine unselige, bloß dem Materiellen zugethane, der Menschheit edelste Regungen in dumpfer Gleichgültigkeit begrabende Zukunft vorbereitet.

In wiefern es dem Dichter gelungen sey, durch die geniale Schärfe seiner Satire die Trägen aufzuschrecken, die Blöden zu belehren, dem Publikum die Augen zu öffnen, ist eine von unsern Zwecken abliegende Frage; was den Geschmack in Poesie und Kunst betrifft, so ist gewiß, daß diese heiteren Persiflagen bei einem Theil des jüngern Geschlechtes sehr große Wirkung gehabt und dem besseren Geschmack, welcher gleichzeitig an Goethe's und Schillers Meisterwerken lebendige Muster hatte, in der Seele mancher Schwankenden eine Bahn gebrochen haben.

(Fortsezung folgt.)

Eine einfache Liebesgeschichte.

(Fortsezung.)

„Cäcilie hatte dem Jugendfreunde so viel zu sagen gehabt, so viel ihm erzählen wollen, und jezt wußte sie auf einmal nichts mehr. Stumm schritten Beide die Treppe hinan und blieben den ganzen Abend stumm. Am andern Morgen zur Trauung war Cäcilie bräutlich geschmückt schon in den Saal getreten, in welchem die Familie versammelt war, als ihr Armband sich löste und sie in ihr Zimmer eilte, um es sich befestigen zu lassen. In ihrem Zimmer fand sie Robert; er saß auf ihrem Sessel, hatte die Arme auf ihren Schreibtisch gestüzt und das Angesicht auf die Arme.

„Robert!" fragte Cäcilie erschrocken, „was ist Ihnen? Sind Sie krank?" Sie richtete besorgt sein Haupt empor, wozu sie alle ihre Kräfte anwendete. Da sah sie erschrocken in die thränengebadeten Züge und rief, von schmerzlichem Erstaunen durchzuckt: „Sie weinen?" Sie

hatte Robert noch nie weinen ſehen. — „Ja, ich weine,“ antwortete er, „ich möchte mein Leben ausweinen, weil ich ſo unglücklich bin.“ — „Und warum denn?“ fragte Cäcilie, obgleich ihr eigenes Herz ihr die Antwort zurief. — „Wie? Sie fragen noch warum?“ rief Robert; „wußten Sie denn nicht, daß ich Sie liebe, wußten Sie nicht, daß ich Sie ſeit meiner Kindheit als meine Braut betrachtete? Und nun ſollen Sie die Frau eines Andern werden und wundern ſich, daß ich weine!“

„Cäcilie!“ rief es im Vorſaal, und Cäcilie fuhr erſchrocken zuſammen. — „Man ruft Sie,“ ſagte Robert; „gehen Sie und werden Sie glücklich, Cäcilie; ich aber kann nicht Augenzeuge Ihrer Trauung ſeyn, nein, ich kann und will nicht, ich ſeh' auch nicht ein, warum ich es ſoll; Ihnen hilft es nichts und mich tödtet es.“ — „Cäcilie!“ rief es abermals.“

„Cäcilie empfand tiefes Weh, als ſie den betrübten Freund verließ und nach dem Saal eilte. In dieſem Augenblicke fühlte ſie, was ihr Robert geweſen war, was er ihr hätte werden können; ſie wußte nun Alles, und in dieſem Augenblick war es zu ſpät. Die Brautführerinnen hatten ſie gerufen und nahmen die Zitternde bei der Hand, um ſie der Kirche zuzuführen. Die Glocken läuteten, der Bräutigam wartete am Altar, und des Prieſters Segen ſollte den Bund weihen, dem die wahre Weihe zu fehlen drohte, die Liebe.“

„Wie ſie das Jawort ausſprach, wie die Ringe getauſcht wurden, wie Alles vor ſich ging, und zulezt die Glückwünſche der Zeugen, die Freudenthränen der Eltern — Cäcilie wußte von Allem nichts, ihr ſchien Alles ein Traum; ſie dachte an Robert, der ſie liebte und der um ſie geweint hatte. Als der Hochzeitzug nach dem Schloß zurückkehrte, war er abgereist.“

„Cäciliens Gatte war ſehr reich; er hatte ihr ein Hotel eingerichtet in der Reſidenz, und Robert hätte ihr nur ein Landhaus bieten können. Ihre Zimmer waren mit Seide bekleidet, alle neuen Erfindungen des Luxus umgaben ſie; alle Beſucher bewunderten ihre Einrichtung, und in den erſten ſechs Wochen ihres Eheſtandes hatte ſie nichts zu thun, als zu zeigen. Anfangs erfreute ſie ſich ſelbſt an all dem Schönen, bald aber gewöhnte ſie ſich daran. „Im modernen Armſeſſel,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „muß man doch immer daſſelbe denken, wie auf dem hartgepolſterten Stuhl, und das Herz ſchlägt nicht um ein Haar froher, wenn ein türkiſcher Shawl es deckt, als unter dem leichten Tuch des armen Fräuleins.“ Ihre Wange hatte ihr viel röther aus dem kleinen Toilettenſpiegel ihres Zimmers entgegengeblickt, als jezt, wo ſie ihr Bild in der reichſten Kleidung und dem herrlichſten Schmuck vom Kopf bis zum Fuß abgeſpiegelt ſah.“

„Als Cäcilie ſich an alle Herrlichkeiten ihrer neuen Lage gewöhnt hatte, waren ſie ihr nichts mehr, und das Herz des jungen Weibes ward nun der Schauplaz einer Tragödie, die keine Zuſchauer hatte. Cäcilie hatte eine lebhafte Phantaſie, und die Phantaſie iſt bekanntlich die Werkſtätte für tauſend Liebenswürdigkeiten, aber auch für unzählige Thorheiten, beſonders iſt ſie die Erfinderin jenes künſtlichen Unglücks, für welches Niemand Mitleid hat und welches doch das Leben in ſo düſtere Trauerſchleier zu hüllen vermag. Sie trat in den Eheſtand mit der Ueberzeugung, Unglück darin zu finden, und ſo waren alle Schwächen des Gemahls, alle ſeine Untugenden und Eigenheiten ihr unerträglich; an Roberts Seite, meinte ſie, würde ſie glücklich geweſen ſeyn. Bald machte ſie ſich Vorwürfe, nicht früher ernſtlich das Herz geprüft zu haben, bald haßte ſie den Gatten, der in eine von den Eltern eingeleitete Verbindung gewilligt hatte; er mußte ein ſehr kaltes Herz haben, wenn er mit der wenigen Liebe, die ſie ihm gezeigt, hatte vorlieb nehmen können.“

„Sie brütete über ihre Vergangenheit und buchſtabirte alle Hieroglyphen ihrer Liebe zu Robert. Sie hörte aber gar nichts von ihm; er war auf Reiſen. Wie gern hätte ſie etwas von ihm erfahren, und doch zitterte ſie vor der Nachricht, daß er verheirathet ſey. — Cäcilie machte ihren Gemahl nicht glücklich, ſie erfüllte nicht gewiſſenhaft den Beruf, den ſie freiwillig übernommen, ſie heiligte nicht das Haus zum Tempel, den ein glückliche Ehe erbauen muß; ſie war ein ſchwaches, armes, thörichtes, pflichtvergeſſenes Weib. Sie war ſehr ſtrafbar in ihrem Schmerz, in ihrer Schwachheit, denn ſelbſt fern von der Verſuchung, bedarf die Frau der Energie der Tugend, damit die Sünde nicht den Weg gebahnt finde in ihrem Herzen.“

„So lebte Cäcilie drei Jahre, ſehnend, bangend und immer etwas erwartend. Sie war ſtets auf eine Ueberraſchung gefaßt; jedes Poſthorn, jeder raſche Schritt im Vorzimmer brachte ſie einer Ohnmacht nah. Sie war bleich geworden und kränkelnd; ernſt und feierlich war ihre Haltung, langſam und bedächtig der Schritt, die Lebensanſchauung traurig und ihre Stimme wehmüthig und klagend wie eine Aeolsharfe.“

„Während nun Cäcilie ſich in ihre unglückliche Leidenſchaft hineinträumte, hatte Robert dieſelbe überwunden; nach dem erwähnten ſchwachen Moment hatte er keinen mehr. Er bereute ſogar den lezten von ganzem Herzen und warf ſich vor, am frohen Tage der Hochzeit Cäciliens Seele mit dem Schmerz des Jugendfreundes getrübt zu haben. Er bat es ihr von ganzer Seele ab in ſeinem Innern, und zwar nicht ohne Erröthen bei dem Gedanken, daß ſie vielleicht mit Mitleid ſeiner denke; es empörte ſeinen Stolz, von ihr bemitleidet zu ſeyn.“

„Er brachte drei Jahre auf Reisen zu und reiste nicht wie ein Verliebter, der vergessen will, nicht bloß zum Vergnügen und um die Zeit zu tödten, sondern wie ein Mann, der nach Bildung strebt. So kehrte, der als Jüngling geschieden war, als vollendeter Mann in die Heimath zurück; er war ein Held, denn er hatte gelernt, sich selbst zu besiegen. — Nun wollte er auch die Jugendfreundin wieder sehen, da Geschäfte ihn in die Residenz führten; er nahm sich vor, der letzten Stunden vor seiner Abreise gar nicht zu erwähnen, nur der Kindheit und Jugend zu gedenken und der frohen Stunden ihres Zusammenseyns."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Schluß.)

Wagner. — Journalistik. — Theater. — Litteratur.

Die Taunuseisenbahn hat im vorigen Jahre, trotz des ungünstigen Sommers, eine Einnahme von mehr als 451,000 Gulden gehabt, und die Aktionäre sehen mit großem Vertrauen der bevorstehenden Generalversammlung entgegen; die Aktien werden gegenwärtig mit 138 Gulden Agio bezahlt und bleiben lebhaft begehrt. Der Dienst der Taunusbahn läßt unter Beils Direktion nichts zu wünschen übrig. Ein Räthsel bleibt es, wie dieser Mann, der die Bahn auf der Bahn und nicht vom Bureau aus dirigirt, noch Zeit findet für seine vielfachen schriftstellerischen Arbeiten im Eisenbahnwesen, welche ihm die Achtung aller Männer vom Fache und so vielfache Auszeichnungen verschaffen. Dabei ist Hofrath Beil in vielen andern Branchen, die in's öffentliche Leben eingreifen, thätig. Ein Versprechen hat er uns aber noch zu erfüllen und zwar in der Allgemeinen Zeitung, nämlich den Bericht über die elektromagnetische Erfindung Wagners. Die Maschine, die Wagner baute, ist bekanntlich von der technischen Commission, welche der Bundestag mit der Prüfung beauftragte, für ungenügend erkannt, allein doch beantragt worden, Wagner für die seiner Erfindung gebrachten Opfer und die der Wissenschaft geleisteten Dienste eine Gratifikation von 6000 Gulden zuzuerkennen. Ist die Wagnersche Erfindung nun auch nicht als bewegende Kraft auf Eisenbahnen anzuwenden, so soll sie doch als Bewegungskraft im Allgemeinen sehr bedeutend seyn, und es wäre somit sehr zu wünschen, daß Beil, so weit es ihm möglich ist, dem sachverständigen Publikum Bericht erstattete. Wagner soll indessen fortdauernd an seiner Maschine fortarbeiten. — In unserem Zeitungswesen ist mit dem neuen Jahre einige Veränderung eingetreten, namentlich bei der „Oberpostamtszeitung." Die äußere Form derselben ist zwar fast unverändert geblieben, allein die innere wurde auf eine Weise geändert, welche diese Zeitung mehr den größern Blättern nähert. Besonders hat sie auch eine Rubrik für Handel, Gewerbe und Industrie eröffnet. Das dieselbe begleitende „Conversationsblatt," das J. B. Rousseau 1855 gründete, hat am Neujahr seinen mehrjährigen Redakteur, Dr. Schuster, verloren. An die Stelle desselben ist Otto Müller, seither bei der Bibliothek in Darmstadt angestellt, getreten, doch ist das „Conversationsblatt" von keinem, am wenigsten verantwortlichen Redakteur mehr unterzeichnet. Nach dem, was bis jezt die neue Redaktion geleistet, zu urtheilen, will sie dem Blatte eine größere literarische Bedeutung verschaffen. Das Frankfurter Journal, das die vox populi für sich und mehr als 9000 Abonnenten hat, während die Oberpostamtszeitung noch nicht den dritten Theil dieser Summe zählt, hat sein Format etwas vergrößert und verfolgt das Ziel, das es sich gestellt hat, populär zu seyn und zu bleiben. Rühmend muß es von dem protestantischen Standpunkt aus anerkannt werden, daß das Frankfurter Journal im Kampfe gegen die hierarchischen Uebergriffe wacker vorkämpft. — Das „Journal de Francfort" hat sich unter der Redaktion des Schriftstellers Dr. Beurmann in nichts geändert. — Von unserer Lokaljournalistik ist nicht zu sprechen. Sie wird fast nur von den alle acht Tage erscheinenden „Frankfurter Blättern," die jezt, zum Ergötzen Vieler, eine starke, maßlose Opposition gegen das Theater unterhalten, repräsentirt. — Unser Theater ist auch mit dem neuen Jahre nicht aus seinem sterilen Repertoire heraus gekommen. Es eröffnete indessen dieses Jahr mit einem glücklichen Wurfe, mit dem überall so günstig aufgenommenen Lustspiele: „Er muß auf's Land." Für die Besezung dieses Stückes reichen unsere Personalkräfte aus, aber nicht für das eine ähnliche Tendenz aussprechende Lustspiel Gutzkows: „das Urbild des Tartuffe," das überall, wo es bis jezt gegeben wurde, großes Glück machte. Die Direktion unseres Theaters ist deßhalb um so mehr bemüht, Saison wieder für unsere Bühne zu gewinnen, allein dieser will sich vorerst nur zu einem Gastspiele und zu keinem Engagement verstehen. — Unsere Oper dagegen steht unter der energischen Leitung Guhr's immer noch als eine der ersten Deutschlands da. Rühmend ist es anzuerkennen, daß Guhr in lezterer Zeit gute alte Opern wieder auf's Repertoire brachte, und so dazu beiträgt, daß sich der Geschmack des Publikums von der italienischen Seichtigkeit wieder mehr entfernt. Das Publikum unterstüzt dieses Streben auf's beste, und „der Doktor und Apotheker" von Dittersdorf macht z. B. immer ein volles Haus. — Das Jahr begann nicht ohne günstige Aussicht für die literarische Bewegung unserer Stadt. Von F. C. Schlossers „Weltgeschichte für das deutsche Volk" von Dr. G. L. Kriegk ist nun bei Franz Varrentrapp die dritte Lieferung erschienen. Die Hoffnungen, welche Schlosser in der so trefflich geschriebenen Vorrede der ersten Lieferung von der Krieglschen Bearbeitung erweckte, haben sich vollkommen bestätigt. — Ob Sauerländer das dramatische Gedicht Rückerts „Columbus" verlegen werde, ist noch unbekannt, allein wahrscheinlich, da Rückert mit Sauerländer in sehr freundlichen Verhältnissen steht. — Die hier neu etablirte Verlagsbuchhandlung von Rittner und Comp. (Dr. Löwenthal ist Compagnon) debutirte recht gut und bringt in den nächsten Tagen „Eine Fahrt nach Ostende" von H. König. — Unsere Pressen sind überhaupt jezt mehr beschäftigt, da die Unternehmungslust unserer Verlagshandlungen wieder etwas erwacht ist, besonders im Hinblick, daß Frankfurt als Centralpunkt des süddeutschen Buchhändlervereins wieder größere buchhändlerische Bedeutung gewinnt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. Februar 1845.

— Nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe.
Goethe.

— This doth not end like an old play:
Jack had not Jill.
Shakespeare.

Eine einfache Liebesgeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Cäcilie war nicht zu Hauſe und Robert wurde vom Stallmeiſter ſehr freundlich empfangen, ja eingeladen, im Hauſe zu wohnen; und da er zum Fürſten abgerufen ward, führte er den Jugendbekannten in das Zimmer ſeiner Frau, wo er ihre Rückkunft erwarten ſollte. Robert war allein und konnte ſich mit Muße die heiligen Räume betrachten. Sein eigenes Bild ſtand auf einem kleinen Tiſche unter Blumen und mit Blumen bekränzt. Das Album, welches er Cäcilien einſt gegeben, lag davor, und viele andere Gegenſtände, als Papparbeiten, Bücher und Gelegenheitsgaben von ihm waren umher aufgeſtellt. Dieſer Tiſch ſchien ein ihm gewidmeter Altar zu ſeyn. — Im Uebrigen zeugte das Zimmer von der vielſeitigen Beſchäftigung einer gebildeten Frau; auch die neueſten franzöſiſchen Romane waren auf ihrem Tiſche zu ſehen.“

„Es ward Robert ganz bang und weh um's Herz in dieſem Zimmer, die Schauer der Erinnerung thürmten ſich in ihm auf zu ſchwarzen Gewitterwolken, es war ihm, als müſſe er fliehen; er wollte es auch thun, jezt wo es noch Zeit war — aber es war nicht mehr Zeit, denn Schritte nahten und gleich darauf trat Cäcilie ein, ahnungslos der Ueberraſchung entgegeneilend. — Ein Schrei entfloh ihren Lippen, als ſie Robert erblickte. „Mein Robert!“ rief ſie und ſank ihm faſt bewußtlos in die Arme. — Als ſie wieder zu ſich kam, lächelte ſie verlegen über das kindiſche Spiel, und bald ſaßen Beide neben einander und plauderten von den gleichgültigſten Dingen, er von der lezten Station, ſie vom lezten Spaziergang. Sie ſagten einander nichts, was ſie nicht jedem andern hätten ſagen können, und doch waren Beide ſo glücklich. — Vom Hochzeittage ſprachen ſie nie, von der Jugend und Kindheit aber ſehr oft. Cäciliens Gatte erſchien ihnen ſtörend, obgleich nichts geſprochen wurde, was er nicht hätte hören können. Es war eine gewitterſchwere Luft auf den Familienkreis herabgeſunken, und Robert fühlte ſich bedrückt, ſein Herz klopfte beſtändig, und alle feindlichen Mächte, die er mit der ganzen Energie ſeines Charakters niedergekämpft hatte, erwachten wieder. Cäcilie erſchien ihm jezt in ihrem zweifelhaften Glück, mit der wankenden Geſundheit ſchöner, theurer, ſchutzbedürftiger, und folglich auch liebenswürdiger als ſonſt. Dann war ſie auch vielſeitiger gebildet als früher; ſie hatte nicht umſonſt in den erſten Kreiſen der Reſidenz, nicht umſonſt in der Nähe der Werkſtätten der Künſte und Wiſſenſchaften gelebt. Er fühlte, daß er ſie noch liebe, daß ſie ihm immer theurer

ſeyn werde, und er mußte alle ſeine Grundſätze aufrufen gegen das Gefühl, das er bewältigt glaubte."

„Robert nahm ſich vor, ſich zurückzuziehen, kalt zu ſcheinen; ſeltener betrat er Cäciliens Zimmer, ſeltener ſuchte er ihre Nähe, und bei ihr war er befangen, während ſie im Glück ſeines Umgangs immer unbefangener und heiterer ward. Sie hatte ſich vorgenommen, ſich der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts zu freuen, weder rückwärts noch vorwärts zu blicken, und das ſchien ihr auch zu gelingen. — Als er aber endlich vom Abſchied ſprach, da ergoſſen ſich ihre Klagen in des Freundes Bruſt, Klagen über das geflohene Glück, über Lebensüberdruß und Kummer; er ſollte tröſten, Muth einſprechen, und je mehr er es that, deſto muth- und troſtloſer wurde Cäcilie. Nun fielen auch Worte vom Schmerz am Hochzeittag, von den zu ſpät geöffneten Augen, vom thörichten, unverſtändigen Mädchenherzen, welches ſeine eigene Liebe nicht geahnt. So erkannte er denn, daß er geliebt geweſen, daß er es noch ſey, daß das Weib ſeiner Jugendliebe ihn anbete wie er ſie, daß ſeine Qualen getheilt wurden; er erkannte es jauchzend und verzweifelnd zugleich."

„Ich will fort, dachte er, fliehen vor ihr und vor mir ſelbſt, ich will ihren Frieden nicht ſtören, ſie ſoll nicht meinetwegen unglücklich ſeyn. Er überlegte das die ganze Nacht, und am andern Morgen erklärte er dem Stallmeiſter, daß er abzureiſen geſonnen ſey. — Cäcilie war ſo überraſcht vom plötzlichen Entſchluß, daß ſie den Kopf verlor; der Schmerz der bevorſtehenden Trennung überwältigte ſie. Im weißen Morgengewand, mit aufgelöstem Haar, ſtürzte ſie in ſein Zimmer. „Bleib, Robert!" rief ſie, „ich ſterbe, wenn du mich verläßt! Sieh, ich liebe dich, nur durch dich wird mein Leben ertraglich, nur du biſt die Sonne, die mein Daſeyn erhellt! Ich liebe auf der ganzen Erde nur dich, und all das Weh, das ich dir am Hochzeitstage gab, es wohnt ſeitdem in meiner Bruſt. Bleibe bei mir, wenn ich nicht ſterben ſoll!" — Nach dieſen leidenſchaftlichen Worten ſank ſie bewußtlos in ſeine Arme."

„Als Cäcilie die Augen aufſchlug, redete Robert ihr freundlich zu und verſicherte, daß er bleiben wolle, wie man einem ſchwachen Kinde die Erfüllung ſeines Wunſches zuſagt, damit es nur nicht weine. Seine Worte gaben ihr das Bewußtſeyn wieder, ſie entzog ſich ſeinen Armen und ſtand vor ihm beſchämt und ſchüchtern. Sie war wie aus einem Traum erwacht. Erſt jezt erkannte ſie, wie blind ſie ihrer Leidenſchaftlichkeit gefolgt war, wie unpaſſend ſie gehandelt hatte. Sie hatte durch das Bekenntniß ihrer Liebe ſich vor ihm erniedrigt, vor ihm, vor dem ſie ſo gern immer hoch geſtanden hätte. Sie weinte zwar noch immer, jezt aber waren es Thränen der Reue. Sie war auch den ganzen Tag befangen und vermied, mit Robert allein zu ſeyn, und doch ſtand jeden Augenblick zu erwarten, daß Cäciliens Gatte an ihrem veränderten Weſen das Geheimniß errathen werde."

„Als Cäcilie am andern Morgen erwachte, war Robert abgereist. Folgende Zeilen wurden ihr überbracht: „Ich reiſe, theure Cäcilie, nach reiflichem Ueberlegen; ich glaube damit Ihre Wünſche zu erfüllen. Es gibt Momente im menſchlichen Leben, wo Schmerz oder Freude über uns Herr werden, doch nur Momente dürfen das ſeyn, dann müſſen wir uns wiederfinden, und Sie haben ſich wiedergefunden. Sie werden es mir Dank wiſſen, daß ich Ihre Nähe fliehe, Sie werden mich einſt dafür ſegnen." — —

Die Tante ſchwieg. — „Nun?" fragte Antoinette. — „Nun?" fragte der Bräutigam. — Aller Augen ſchauten nach der Erzählerin empor mit dem fragenden Blick der Neugierde. „Die Geſchichte iſt doch noch nicht zu Ende?" fragte einer der Anweſenden. — „Und warum denn nicht?" erwiderte die Tante; „was läßt ſich da noch erzählen? Die Liebenden ſind getrennt und die Liebesgeſchichte iſt aus. Ob ſie leben, vegetiren, weinen oder verzweifeln, ob Er in den Staatsdienſt tritt oder ſich ſonſt auszeichnet, ob ſie kränkelt oder geſund iſt, was geht das uns an? Sie ſind getrennt; damit iſt die Geſchichte zu Ende."

Antoinette meinte aber, es müſſe durchaus noch etwas kommen, ſonſt könne man ja denken, Cäcilie ſey geſtorben und Robert habe ſich getröſtet. — „Was Cäcilien betrifft, würdeſt du falſch rathen, mein Kind," erwiderte die Tante; „Frauen ſterben nie am Schmerz, vernünftige Frauen tröſten ſich ſogar, und tugendhafte Frauen bekämpfen das rebelliſche Herz. Cäcilie hat noch recht glückliche Tage verlebt und dann —" — „Nun dann?" fragten alle Zuhörer, „alſo gibt es doch ein Ende?" — „Ja," fuhr die Tante fort, „Cäcilie ward Wittwe — —"

Man vernahm einen vorfahrenden Wagen. — „O Tante, erzähle ſchnell," rief Antoinette, „es kommt Beſuch und die Geſchichte wird nie zu Ende kommen, wenn du nicht eilſt."

(Fortſezung folgt.)

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſetzung.)

Unter den mit humoriſtiſcher Abſichtlichkeit markirten Perſonen des Zerbino haben wir zuvörderſt des edlen

Katers zu gedenken. Nach Verdienst für seine Aufopferungen belohnt und als Minister in den Adelstand erhoben, hat Hinze von Hinzenfeld nun auch ferner mit dem Schauspieler Iffland nichts zu schaffen, sondern wir haben bei ihm eher an eine jener gutmüthigen, aber subordinirten Staatspersonen zu denken, die, alle Würde der Herrschaft in einer hohlen, steifen, altfränkischen Repräsentation suchend, das gravitätische Pathos ihrer kleinlichen, muth- und charakterlosen Politik zuletzt in den Donnern von Jena so fürchterlich zusammenstürzen sahen. Es wäre indeß gehässig und würde der dichterischen Harmlosigkeit, die man auch dem schärfsten Humor immer noch zu Gute kommen lassen muß, auf eine in keinem Stücke zu rechtfertigende Weise Eintrag thun, wenn man auf Aufspürung bestimmter Persönlichkeiten ausgehen wollte, da der Dichter diese Figur offenbar als Reliquie behandelt, an der er seine Schalkhaftigkeit in einem allgemeinen Sinne ausläßt und eher das Abgelebte, Geistlose und Perrückenhafte der alten Staatsformen überhaupt, als dessen einzelne Träger zur Zielscheibe nimmt. Derjenige Minister Friedrich Wilhelms II., dessen Individualität am stärksten auf dessen Regierungssystem im Innern eingewirkt hat, der berüchtigte Wöllner, kann hieher gar nicht gezogen werden, da er ein finsterer Fanatiker war und gerade der Duldung und Nivellirung, welcher Hinze von Hinzenfeld sich günstig zeigt, mit aller Macht seines Amtes entgegenstrebte.

Hiernächst tritt uns der Bediente Nestor entgegen, welchem der alte, redselige, Alles in's Breite und Ennuyante ausziehende Buchhändler und Schriftsteller Friederich Nicolai aus allen Mienen und Rockfalten herausschaut. Der Bediententitel ist eine Bezeichnung der geistigen Inferiorität, welche allerdings dieses von seinen Zeitgenossen so hart mitgenommenen Individuums eigentliche Natur war. So viel Nichtiges und Mißgeschaffenes unsere Literatur aufzeigen mag, eine größere Schalheit, Halbkenntniß und Trivialität bei so viel Anspruch auf Einsicht und Besserwissen wird sich wohl nicht leicht wieder zusammenfinden. Dadurch hat der an sich selbst wohlmeinende Mann die Wirksamkeit seiner Bestrebungen durch eigene Schuld verscherzt. Hätte er begreifen mögen, daß sein Talent über den Fleiß in Herbeischaffung gemeinnütziger und unterhaltender Kuriositäten nicht hinausgehe, so hätte er ein ganz leidlicher Journalist oder Volksschriftsteller werden und für seine Zwecke, die Aufklärung in bürgerlichen Kreisen zu verbreiten, ganz löblich wirken können. Statt dessen warf er sich, obgleich er einer methodischen Schulbildung so wie jeder philosophischen Einsicht entbehrte, zum Lehrer der Nation auf, meisterte im anmaßlichsten Straf- und Großvatertone die edelsten, weit über ihn erhabenen Geister, und gab sich die Miene, Alles, was seinem Horizonte fern lag, ignoriren oder geringschätzen zu dürfen. Durch dieses Benehmen zog er sich zahllose Zurechtweisungen zu, Goethe's und Schillers muthwillige, nicht im mindesten glimpfliche Scherze, Kants schneidende Verachtung, Fichte's zermalmenden Sarkasmus, Schellings wegwerfende Späße, die tiraillirenden Witzfeuer Tiecks und der Schlegel. Und diesen stets provocirten Angriffen dieser genialen Männer setzte Nicolai lauter lahme, geistesarme Erwiderungen entgegen.

Am possirlichsten nimmt sich unter diesen Erwiderungen ein Buch aus: „über meine gelehrte Bildung," in welchem er diese angebliche gelehrte Bildung gegen Goethe, Schiller, Kant, Fichte, den Philosophen Erhard und Andere, die dieselbe in Abrede gestellt und ihn einen „dummen, unstudirten Buchhändler" gescholten hatten, zu bethätigen suchte. Wie mißlich ist die Lage eines Schriftstellers, der einen Beweis seines geistigen Berufes zu führen ausdrücklich sich vorsetzen muß, und vollends, wenn er so schlimm geräth, wie dieser Beweis Nicolais! Denn jenes Buch ist gewiß eines der traurigsten und fatigantesten Geistesprodukte, die wir besitzen, und dennoch, wer sich der Nicolaischen Romane, des „Magister Sebaldus Nothanker," der „Geschichte eines dicken Mannes," des „Sempronius Gundibert," deßgleichen seines Buchs „über die Perücken," seiner „Anekdoten über Friedrich den Großen," oder gar seines unläugbar schrecklichsten Werkes, der zwölf starken Bände seiner „Reisebeschreibung durch Deutschland" aus wirklicher Anschauung und einem Versuche, sie zu lesen, erinnern kann, dem wird die Wahl schwer werden, welches unter den vielen Machwerken dieses Schriftstellers er für das mißrathenste halten soll. Man dürfte einen Preis darauf setzen, wer jene Reisebeschreibung durchzulesen über sich brächte; das Kurzweilige, welches allenfalls die darin mitgetheilten hausbackenen Schnurren, Klatschereien und abgeschmackten Urtheile über Menschen und Sitten dem Psychologen gewähren möchten, wird durch das unermeßlich Seichte und Breite des übrigen Gewäsches neutralisirt. Nicolai war der fatalste Stylist, und gleichwohl hielt er sich auch hierin für einen Meister, indem er als höchsten Grundsatz der Darstellung ansah, daß jeder schreibe, wie ihm der Schnabel gewachsen sey, und deßhalb das Erhabenste wie das Gemeinste in dem nachlässigen Diskurstone behandelte, in welchem man vor seiner Hausthüre im Schlafrock und Pantoffeln sich mit seinem Nachbar unterhält. Sein Kredit war deßhalb selbst im größeren Publikum nicht der solideste, und als er bei Gelegenheit der Dreieinigkeitsdispute einen unsäglich schleppenden und schläfrigen Roman, „John Bunkel," in welchem dieses Thema auf's Ermüdendste breit getreten

wird, aus dem Englischen übersezt zu haben behauptete, sagte ihm Jedermann auf den Kopf zu, dieß Buch könne nur aus seiner eigenen Feder kommen. Er hatte es unglücklicherweise, wie er gewöhnlich that, lange voraus mit den pomphaftesten Lobpreisungen angekündigt, daher die Enttäuschung desto lächerlicher ausfiel. Wieland, sonst gegen Jedermann leutselig und fünf gerade seyn lassend, erlaubte sich in seinem deutschen Merkur die anzüglichsten Späße darüber.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Lessings Heinrich V. — Beisezung der Leiche C. M. v. Webers. — Weihnachtsmarkt. — Ronge.

Große Theilnahme und reichhaltigen Stoff zu Besprechungen mußte wohl das hier zur Schau ausgestellte Gemälde Lessings zu Düsseldorf erregen, Kaiser Heinrich den Fünften darstellend, wie er, der vom Papste mit dem Bann Belegte, auf der Jagd, bei einem Ungewitter mit seinen Genossen in einem Kloster Obdach sucht und ihm von dem vor dem Klosterthore an der Spize der Mönche erscheinenden Abte der Einlaß verweigert wird. Die Erinnerung an die beiden köstlichen Bilder desselben Künstlers: „die Hussitenpredigt" und „Huß vor seinen Richtern," muß jedem neuen Erzeugnisse, das dieser Maler hieher sendet, zur größten Empfehlung dienen. Auch sein Heinrich der Fünfte befriedigte, besonders durch die hohe technische Vollendung und ein ungemein frisches, lebensvolles Colorit, jedes kunstgeübte Auge. Die Hauptgestalt, der Kaiser, und wie er die unverkennbare innerste Empörung über die Zurückweisung in sich zu bekämpfen weiß, während er dem Zorne zweier seiner Jagdgefährten, wovon der eine mit dem Schwert, der andere mit dem Speer des Klosters Kühnheit zu bestrafen im Begriff steht, durch Vorhalten seiner beiden Hände abzuwehren sucht, ist ein Meisterstück der Charakteristik. Vortrefflich ist namentlich auch die Wirkung des nahen Sonnenuntergangs wiedergegeben. Das Grandiose in Behandlung der landschaftlichen Umgebung gewährt einen eigenthümlichen Reiz. Uebrigens konnte man die Bemerkung nicht unterdrücken, daß doch vielleicht das Leben der Handlung zu steigern gewesen wäre, wenn der Widerstand des Abts gegen das Verlangen des Kaisers sich auffallender äußerte. — Der Berichterstattung über die feierliche Beisezung und Bestattung des aus London hieher gebrachten Leichnams Karl Maria v. Webers haben sich bereits so viele Zeitungen unterzogen, daß die Leser vollständig damit bekannt sind. Ein Umstand jedoch dürfte vielleicht besondere Erwähnung verdienen. Als vor einigen Jahren der Beschluß gefaßt worden war, die Leiche des schon 1826 zu London verstorbenen Weber nach der deutschen Heimath zu holen, wollten sich sogar unter den Verehrern des Verewigten viele nicht mit der Idee befreunden. Konnte es dem Glauben an die Unsterblichkeit des Geistes doch gleichgültig seyn, ob der Körper, den jener für immer verlassen hatte, in England oder in Sachsen in Staub zerfiel. Es lebten ja die durch die Tonkunst immer neu hervorgerufenen Klänge des abgeschiedenen Geistes in der Fremde wie in der Heimath eben so gut fort, wenn auch der todte Körper anderwärts seiner gänzlichen Auflösung entgegenging. Die Hindernisse, welche der Ausführung jenes Beschlusses eine Zeitlang wider Erwarten entgegentraten, waren eher geeignet, lezterem Gedanken Vorschub zu leisten, als dem Verlangen nach dem Leichnam des Vollendeten größere Theilnahme zu erwerben. Gleichwohl hat die zulezt wirklich erfolgte Ankunft der sterblichen Reste des gefeierten Künstlers mit einemmale die Verschiedenheit der Meinungen über den Transport, wo nicht aufgehoben, doch für den Moment beseitigt. Wenn der ungemeine Menschenzusammenfluß erst am Abende, wo die Leiche bei Fackel- und Kerzenschein nach dem Kirchhofe geleitet, und dann am folgenden Mittage, wo sie bestattet wurde, dieses zu beweisen schien, so sezte es die allgemeinste Rührung bei der Bestattung in's klarste Licht. Die am Grabe gehaltenen, vom innigsten Gefühle ausgegangenen Reden, verbunden mit den zum Theil aus dem Musikschatze des Verewigten selbst sinnvoll gezogenen Melodien und der ganzen großartigen Anordnung des Trauerfestes, trugen den Sieg davon. Webers Name herrscht auch seitdem auf unserem Theater auffallend vor.

Unser in früherer Zeit ziemlich glänzende achttägige Christmarkt büßt allmählig immer mehr von seinem Umfange und seiner Bedeutung ein. Dießmal war er so zusammengeschrumpft, daß die sonst Abends zwischen den zahlreichen Buden aller-Art sich neugierig herumdrängende, vornehme und geringe, große und kleine, weibliche und männliche Einwohnerschaft sich nur wenig um ihn bekümmerte. Auch die Christmarktindustrie hat, wie so manche andere, ihre Richtung verändert. Sonst fast ausschließend auf den „alten Markt" gebannt, emanzipirt sie sich immer mehr, und statt dort in kleinen, mit Talglichtern theilweise kümmerlich erleuchteten Buden ihr Glück zu versuchen, bemächtigt sie sich gewissermaßen der ganzen Stadt, um sie zu einem großen Bazar umzugestalten. Seitdem sich beinahe alle Unterstuben der größern Straßen in zum Theil imposante und geschmackvolle Verkaufslokale umgewandelt haben, machen sich diese gerade zur Weihnachtszeit durch besondern Schmuck geltend, und die unendlich mannigfaltigen Zweige gewerblicher Betriebsamkeit, nicht selten überaus anmuthig zur Schau gelegt, sind unter dem blanken weißen Spiegelglase der großen Fenster, im vollen Glanze der Gasflammen, eine für beschränkte Börsen oft gefährliche Lockung. Mit jedem Jahre vermehrt sich dieser Weihnachtsglanz.

Gehörte vor wenigen Wochen noch der heilige Rock zu den Gegenständen von gutem Geschmacke, wenn er von der Fabrik Jordan und Timäus in Chokolade ausgeführt war, so hat ihm doch seitdem die Büste des Priesters Ronge, ebenfalls in Chokolade von derselben Fabrik gearbeitet, den Rang abgelaufen. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß auch unsere Kunsthandlungen mit dem bei ihnen aushängenden Porträt Ronge's sehr gute Geschäfte machen. Cigarrenetuis mit seinem Bildnisse versehen, finden ebenfalls ungewöhnlich starke Nachfrage, wie auch das hier unter dem Titel esprit de Saxe mit dem eau de Cologne glücklich rivalisirende Wasser einen großen Zuwachs an Käufern erhalten hat, seitdem ihm außer der Abbildung Ronge's auch noch dessen Brief an den Bischof Arnoldi gratis beigefügt zu werden pflegt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. Februar 1845.

Könnte Menſchenverſtand doch ohne Vernunft nur beſtehen,
Nickel hätte fürwahr menſchlichſten Menſchenverſtand.

Xenien
von Goethe und Schiller.

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſetzung.)

Am allgemeinſten proſtituirte ſich Nicolai, als er, zuerſt in ſeiner Reiſebeſchreibung, ſodann aber in eigenen Brochüren und in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde, dem Oberbibliothekar Bieſter, in der Berliniſchen Monatſchrift wiederholte Kreuzzüge gegen den Katholicismus und gegen deſſen vermeintlich durch verkappte Jeſuiten, Roſenkreuzer und falſche Freimaurer beabſichtigte Wiedereinführung in proteſtantiſchen Landen unternahm. Friedrich der Große hatte ſich die abſoluteſte religiöſe Duldung zur Richtſchnur genommen und daher ſelbſt dem aufgehobenen Jeſuitenorden in ſeinen katholiſchen Provinzen eine Freiſtätte gelaſſen. Aber während die von oben begünſtigte Leidenſchaftsloſigkeit in Sachen der Religion bei ſogenannten ſtarken Geiſtern theilweiſe einen renommiſtiſchen Unglauben erzeugte, rief das ein für allemal nicht abzuweiſende Bedürfniß des Ueberſinnlichen in den Schwachen ein entgegengeſetztes Extrem hervor, und es ergaben ſich viele mit Heftigkeit einem in der Menſchennatur liegenden Hange zum Geheimnißvollen, Myſtiſchen und Schwärmeriſchen, der damals wie jezt manches Unheil ſtiftete. Zweideutige, anrüchige Charaktere, von Eitelkeit und Herrſchbegierde getrieben, ſuchten dieſe Stimmung zu keineswegs lautern Abſichten zu benutzen. Es iſt gewiß, daß ein damals viel Gerede machender preußiſcher Theolog, Johann Auguſt Stark in Königsberg, welcher im Jahre 1816 als Oberhofprediger zu Darmſtadt geſtorben iſt, katholiſche Dogmen in das Lutherthum einzuſchwärzen bemüht war. Man beſchuldigte ihn, daß er zu Paris in aller Stille katholiſch geworden ſey, und mir wenigſtens haben in Darmſtadt glaubwürdige Männer verſichert, daß er auf dem Kirchhofe des Dorfes Hänlein in der Ordenstracht der Jeſuiten neben ſeiner Gattin begraben liege. In ſeine Fußſtapfen trat Feßler, nachmals lutheriſcher Generalſuperintendent zu Saratow in Rußland, für deſſen kaltberechnende, gleisneriſche und jeſuitiſche Geſinnung mehr als Alles wider Willen ſeine vor ſiebzehn Jahren erſchienene Selbſtbiographie zeugt, und dem ſeine gehäſſigen Umtriebe wider Andersdenkende einen noch über ſeinen Tod hinaus dauernden zweideutigen Ruf zugezogen haben.

Von dieſer Seite alſo waren die Beſchuldigungen, welche Nicolai und Bieſter wider dergleichen Umtriebe erhoben, keineswegs ungegründet. Da dieſelben ſich aber auf einzelne Erſcheinungen beſchränkten und im Allgemeinen wenigſtens für ihre Zeit ohne ein ſichtbares Reſultat blieben, ſo erſchien das Geſchrei darüber mindeſtens übertrieben; es war aber zugleich mit einer

solchen Zudringlichkeit verbunden, es war mit so viel anderweitigen ungehörigen und unverantwortlichen Insinuationen vermischt, die Spürer schlugen so oft auf falscher Fährte an, daß die Sache den Wohldenkenden widerwärtig und der Gesellschaft zur Plage ward. Fast hätten die Leute sich auf Gassen und Straßen einander gemustert, ob nicht unvermuthet das geheime Zeichen des Jesuitismus an Einem und dem Andern zum Vorschein kommen möchte. Als man begriff, daß nichts von Belang aus dem ganzen Gerede herauskam, lachte man die Urheber aus und sie mußten sich den Spottnamen der Jesuitenriecher gefallen lassen.

Die blaue Berliner Monatsschrift (also bezeichnet, weil sie blau brochirt ausgegeben wurde) des gelehrten, aber einseitigen und gleichfalls dünkelhaft beschränkten Biester ist im Zerbino auch nicht vergessen. Am schlimmsten jedoch ist der dritte Mitstifter dieser Monatsschrift, Gedicke, weggekommen. Dieser in seiner ursprünglichen Erziehung vernachläßigte, aber geistvolle und thätige Schulmann hatte sich den durch Basedow auf die Bahn gebrachten, Erleichterung und Vermenschlichung des überlieferten strengen Unterrichtssystems bezweckenden Ideen mit Lebhaftigkeit angeschlossen, und obgleich er selbst ein classisch gelehrter, ja eleganter Philolog war, dieselben auf die wissenschaftliche Bildung der Zeit anzuwenden gestrebt. Seine bekannten und lange Zeit in Gebrauch gebliebenen Lesebücher für Schulen in allen möglichen Sprachen sind ein Beweis seines Eifers; im Ganzen jedoch stellen sie allerdings mehr das Resultat einer betriebsamen Fabrikation, als eines wissenschaftlichen Gedankens dar. Da die Basedowsche Theorie sich von aller nicht unmittelbar auf das Leben anwendbaren Erkenntniß lossagte und namentlich das Studium der alten Sprachen nicht mehr als Basis der gesammten Jugendbildung, sondern lediglich als einen Nothbehelf für die künftigen Gelehrten gelten ließ, so mußte die Uebertragung dieser Ansicht auf das wissenschaftliche Schulwesen auf Verflachung desselben hinwirken. Auf der andern Seite dagegen war es an der Zeit, geistlosen Formen ein Ende zu machen und die lebensfähigen durch Einhauchung eines neuen Odems zu beseelen. Hier diente Gedickes Geist, Geschmack und Gewandtheit zu einer glücklichen Vermittlung, und als Oberconsistorialrath und Direktor des ersten Gymnasiums von Berlin, auf einen hohen und einflußreichen Posten gestellt, hat er sich um die Regeneration des preußischen Schulwesens entschieden verdient gemacht, so wie seine vielseitigen, weitgreifenden Anregungen ihm in seinem Vaterlande ein segenvolles Andenken mit Recht erhalten.

Reformatoren aber, Männer des Schicksals, die im bedeutungsvollen Augenblicke in die Verhältnisse ihrer Zeit eingreifen, pflegen keine Charaktere für die Societät zu seyn; sie fühlen sich von ihrer Idee erfüllt, sie verfolgen sie hartnäckig, ohne viel um sich her zu fragen, wobei es ohne mannigfache Anstöße, Einseitigkeiten und Verletzungen nicht abgeht. Gedicke soll im Aeußern und in seinem Benehmen manches Abstoßende gehabt haben. Schulleute und Soldaten gewöhnen sich in ihrem Berufe leicht ein kurzes, barsches Wesen an, das sie manchmal in die geselligen Verhältnisse übertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine einfache Liebesgeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Tante schien zerstreut; sie blickte erröthend nach der Thür, welche sich aufthat. Ein hoher schöner Mann von gereiften Jahren trat ein. Er verneigte sich gegen die Frau vom Haus, begrüßte die Gesellschaft und wandte sich dann der Tante zu, die ihm entgegenkam und die Hand reichte, welche er küßte.

„Das ist das Ende meiner Geschichte," sagte die Tante, indem sie lächelnd sich der Gesellschaft zuwendete; „das ist Robert, von dem ich euch erzählt habe." — „Wie? unser Gutsnachbar?" rief Antoinette erröthend. — „Wie? Herr von Wallen?" fragte die Hausfrau erstaunt. — „Daß du die Cäcilie in der Fabel warst, das habe ich schon lange gemerkt," sagte der Freiherr, „und zuletzt ahnte ich auch, wer der Held sey." Er reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Ja, lieber Bruder," versetzte Cäcilie, „und meine Erzählung sollte nur die Einleitung seyn zu der Bitte, hier auch meine zweite Hochzeit feiern zu dürfen. Sie soll stiller und heiterer seyn als die erste." — „Topp! in vierzehn Tagen, an Antoinettes Ehrentag, da gibt es eine Doppelhochzeit!" jubelte der Bruder. — „In vierzehn Tagen schon?" rief Cäcilie erröthend. — „Nun, was das schon bedeuten soll, begreife ich nicht," erwiderte der Freiherr mit brüderlicher Offenheit; „ich dächte doch, viel Zeit hättest du eben nicht zu verlieren." — „Aber wir müssen uns doch wieder kennen lernen," meinte Cäcilie; „seit so vielen Jahren haben wir uns nicht gesehen, nicht gesprochen; gestern erst ist das Trauerjahr der Wittwe vorüber; ich hielt es für unpassend, früher — —"

„Ich habe Ihre Ansichten in diesem Punkt geehrt," nahm Wallen das Wort; „jezt aber, so nah dem Ziel, möchte ich mir Einwendungen erlauben. Wenn man Kindheit und Jugend zusammen verlebt hat, ist es doch nicht schwer, die Bekanntschaft zu erneuern, und um Ihnen,

gnädige Frau, das Werk zu erleichtern, kam ich hierher, den Gutsnachbar auf einige Tage um Gastfreundschaft für mich zu bitten." — „Das ist recht," versezte der Freiherr, „die Jagd ist ergiebig und ich denke, es wird bei uns Zeitvertreib genug geben. Daß Sie ein wackerer Schütze sind, weiß ich schon, und meine Tochter hier hat es mir bestätigt; Sie haben ihren Taubenschlag von einem bösen Feind befreit."

„Also du kennst meinen Robert schon?" fragte Cäcilie die Nichte halb leise. — „Ja," erwiderte Antoinette erröthend, „aber daß dein Robert der Herr von Wallen sey, das hätte ich mir nicht gedacht; nach deiner Schilderung, liebe Tante, hatte ich mir ein ganz anderes Bild von ihm gemacht. Ich glaube, du hast ihn mit deiner Phantasie ausgestattet." — „Also in vierzehn Tagen ist Hochzeit!" rief der Freiherr, und alle gratulirten Robert und Cäcilien, auch Stein nahte sich der leztern, doch halb verlegen, und sein Handkuß war weniger feurig als sonst.

„Nein, dieser Mann kann durchaus nicht Cäciliens Gatte werden!" rief Stein eines Morgens, „das ist ja rein unmöglich! Dieser Nimrod, dieser Landwirth, den das materielle Interesse so ganz in Anspruch nimmt, dem Viehzucht und Feldwirthschaft über Alles geht, der nichts thut als rauchen, auf sein Gut reiten und jagen, und dann, wenn das göttliche Weib ihm mit ihrer melodischen Stimme Gedichte vorliest — Nein, ich mag es nicht aussprechen —"

„Aber, lieber Hugo," wandte Antoinette ein, „er war müde von der Jagd und schlief ein; es war thöricht von Cäcilie, gerade diesen Augenblick zum Vorlesen zu wählen. "— „Sie war aber doch tief gekränkt dadurch." — „Ja, das war wohl auch ihre Schuld; wie kann man so empfindlich seyn? Wenn man Jemand liebt, muß man sich auch nach ihm richten und nicht Alles nach dem eigenen Kopfe haben wollen." — „Du hast doch immer etwas an der Tante zu tadeln." — „Und du immer etwas an Herrn von Wallen."

„Wer geht mit auf den Lerchenstrich?" fragte der alte Freiherr zur halbgeöffneten Thüre herein; „es ist ein wunderschöner Abend." — „O da muß ich mit!" rief Antoinette, „und sey es auch nur, um einige Gefangene frei zu lassen."

Stein dachte bei sich selbst: „Ließe sie mich doch auch frei aus dem Netz, dessen Knoten mich drücken!" Daß ihm an der Freiheit selbst nicht viel gelegen war, daß er sie gern mit andern Fesseln vertauscht hätte, das wußte er recht gut. Dem ungeachtet ergriff er Hut und Stock, um schuldigermaßen die Braut auf dem Spaziergang zu begleiten, als Cäcilie eintrat. „Die Frau Baronin gehen nicht mit?" fragte Stein. — „Nein, ich bin nicht mehr an große Spaziergänge gewöhnt, meine Füße und meine Schuhe sind nicht dazu eingerichtet; auch mache ich mir nicht viel aus den ländlichen Freuden, sie nehmen stets die Gliedmaßen in Anspruch, nie die Gedanken, ich habe es umgekehrt lieber." — „Darf ich bei Ihnen bleiben?" fragte der junge Mann. — „Wenn Ihre Braut nichts dagegen hat —" — „Wenn Sie Herrn von Wallen die Erlaubniß gaben, Sie zurückzulassen — Sehen Sie nur, da gehen beide Arm in Arm, man kann sie im hellen Mondschein unterscheiden." — „Nun, ich wünsche ihnen viel Vergnügen," sagte Cäcilie mit einem halben Seufzer, indem sie sich in den Lehnsessel am Kamin warf und mit der Feuerzange in den Kohlen störte.

Es war der sechste Tag seit jenem Abend, wo sie Roberts Bekanntschaft erneuert hatte; eine Thräne rollte ihr die Wange herab, ohne daß sie es merkte, und fiel ihr auf die Hand. — Sie erschrack darüber und blickte schnell zu Stein empor, welcher stumm, in ihren Anblick verloren, neben ihr stand. Sie sah es ihm wohl an, daß er ihre Thräne gesehen hatte; sie wollte diesen Eindruck in ihm verwischen. „Nun," sagte sie lächelnd, „so plaudern Sie doch; Sie waren ja sonst so beredt und streitfertig, warum heute so stumm? Ist es ein Schmerz oder nur eine Laune?" — „Verstimmungen pflegen ansteckend zu seyn, Frau Baronin; Sie sind nicht heiter und nicht glücklich, da bin ich es auch nicht."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Der Mnemotechniker Reventlow. — Bernhardi's Vorlesungen.

Im December vorigen Jahres hielt der bekannte Däne Karl Otto Reventlow einen Cyclus Vorlesungen über Mnemotechnik, die verhältnißmäßig ein zahlreiches Publikum anlockten. Er eröffnete diese Vorlesungen mit einem Einleitungsvortrage, in dem er Proben seiner Kunst oder Wissenschaft ablegte. Der Ertrag derselben kam dem Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller zu gute, da sich Reventlow auf Ansuchen des hiesigen Literatenvereins sogleich bereit erklärte, zu diesem Zwecke zuerst öffentlich aufzutreten. Die Kunst früherer Mnemoniker war wohl mehr eine Charlatanerie, die auf keiner sichern, der Allgemeinheit leicht mittheilbaren Basis ruhte und schon deßhalb keine große Verbreitung erlangen konnte. Otto Reventlow verwarf wenigstens entschieden alle früheren Methoden als völlig unzweckmäßig, und nach dem, was er öffentlich darüber mittheilte, müssen ihm Einsichtsvolle nur beistimmen. Dagegen bewährt sich seine eigene Methode, die so zu sagen jedes Menschen besonderer Individualität leicht angepaßt werden kann, als höchst praktisch, und was er selbst vermittelst derselben leistet, grenzt an das Wunderbare. Eine Zahlenreihe von hundert und mehr Ziffern, die er sich in einzelnen Coharten von je drei Ziffern zurufen ließ und aufschrieb, sagte er nach Verlangen in und außer der Reihe, so wie rückwärts nach sehr

kurzer Pause wieder her, nannte, je nachdem er gefragt wurde, einzelne Coverten aus der ganzen Zahl, gab an, wie die 25ste, die 70ste u. s. f. Ziffer in der langen Reihe heiße, und ließ sich später bunt durch einander über die fixirten Zahlen, über eine Menge einzelner Worte und Sätze aus verschiedenen Sprachen und über eine unglaubliche Menge Daten aus allen Fächern des Wissens examiniren, die auf Tafeln verzeichnet waren, welche unter die Zuhörer vertheilt wurden. Alle diejenigen, welche späterhin den Vorlesungen selbst beiwohnten und den Schlüssel zu seinem Verfahren erhielten, stimmen darin überein, daß jeder nur einigermaßen begabte Mensch bei gehöriger Uebung eine große Fertigkeit in dieser Kunst erlangen könne, wenn schon zugegeben werden muß, daß zu so außerordentlichen Leistungen, wie Reventlow sie gibt, gleich viel Zeit und angeborenes Talent gehört. Ueberhaupt glaube ich, daß der kalt verständige, rein praktische Mensch eine größere Fertigkeit als Mnemotechniker wird erreichen können, als der mit lebhafter Phantasie Begabte. Dieser dürfte sich, zumal wenn er Künstler oder Schriftsteller ist, sehr leicht in seiner tieferen Gedankenwelt durch das Reventlow'sche Verfahren gestört sehen und eher Schaden als Nutzen davon haben.

Die dramatischen Vorlesungen Dr. Bernhardi's, deren ich in meinem lezten Berichte bereits gedachte, haben, wie vorauszusehen war, keinen bedeutenden Zuhörerkreis gefunden, obwohl sie allgemeinere Theilnahme verdienten. Bernhardi liest mit Geschmack und besizt ein nicht unbedeutendes Vorlesertalent. Der Einfluß der Tieckschen Schule ist bei ihm nicht zu verkennen, doch darf man ihn nicht einen sklavischen Nachahmer des berühmten Meisters nennen. Am besten gelingt ihm der Vortrag humoristischer Stücke, in denen eine derbe Komik das Auftragen starker Farben gestattet, wie z. B. in Holbeins Dramen, dessen Lustspiel „der Geschäftige" er unstreitig am gelungensten unter allen vortrug. Außerdem las er noch ein Lustspiel von Goldoni, Shakespeares „Was ihr wollt," das jedoch hinter den Erwartungen der Zuhörer weit zurückblieb, und Molieres „Geizigen" Mit noch zwei Vorträgen wird der erste Cyclus geschlossen seyn.

(Fortsezung folgt.)

Dresden, Januar.

(Schluß.)

Bälle. — Unglücksfall. — Theater.

Da die Elbe sich nur unvollständig mit Eis bedeckte, so nahm die Elite der Schlittschuhläufer nebst ihrem weiblichen Anhange ihre Zuflucht zu dem ansehnlichen Teiche des großen Gartens, wo die ungemeine Concurrenz um den dort erbauten hölzernen Rutschberg auf eine Russification der Gesinnung hinzudeuten schien, welche man in vielen andern Stücken den hiesigen Einwohnern nicht sonderlich nachzurühmen hat. Der Teich, so groß er auch ist, vermochte die viele Eleganz, die auf ihm ihre Künste übte, zuweilen kaum zu fassen. — An großen Conzerten und Bällen ist natürlich kein Mangel. Die erstern werden indessen in der Regel weniger als die leztern besucht. Diese zeichnen sich im jezigen Winter dadurch aus, daß sie den Tanzmeistern wieder einigen Einfluß auf die Ballfreuden gestatten. Schon seit geraumer Zeit war im Allgemeinen bei Bällen kaum eine Spur vom eigentlichen Tanze übrig geblieben. Mit der nunmehr allenthalben epidemisch gewordenen Polka aber mußte der fast ganz verloren gegangene Gedanke wieder aufdämmern, daß der Tanz eine Art von Kunst sey, die man zu erlernen habe, bevor man im Saale herumtaumeln dürfe. Der Tanzmeister wurde daher nunmehr von den Polkalustigen wieder zu Rathe gezogen. Auf den meisten hiesigen Bällen sieht man das Resultat dieser Maßregel in einer Anzahl von Paaren, welche durch den Meister auf die Polka einexercirt sind. Ließ auch mancher Schüler an Eleganz und Abrundung seiner Leistungen noch etwas zu wünschen übrig, so würde doch das schon ein Gewinn seyn, wenn man auf die Idee zurückkäme, daß bei allem Tanze die sogenannten Pas und die gehörige Haltung des Körpers überhaupt nicht zu vernachlässigen seyen. — In dem im Plauenschen Grunde gelegenen Dorfe Burg trug sich eine unheilvolle Begebenheit zu. Der Besitzer eines dortigen Hauses wurde eines Morgens nebst seiner Mutter todt gefunden. Da beide noch am Abende mit seiner Frau, anscheinend bei guter Gesundheit, gemeinschaftlich gegessen hatten, so war das auffallend genug. Die Frau klagte ebenfalls über Unwohlseyn; allein der Verdacht, daß dieß wohl ein bloßes Vorgeben und eine Vergiftung durch sie vorgefallen seyn könne, erhielt um so größere Wahrscheinlichkeit, da, dem Vernehmen nach, die Frau die Ehe mit ihrem Manne wider Willen eingegangen. Noch befremdender aber mußte es erscheinen, daß zwei inzwischen angelangte auswärtige Verwandte, welche die folgende Nacht in dem Hause zubrachten, am Tage nachher ebenfalls nicht mehr am Leben waren. Die Eröffnung der vier von äußerer Verletzung ganz freien Leichname führte nicht auf die mindeste Spur von empfangenem Gifte, und die Aufklärung der so räthselhaften plözlichen Todesfälle bot zulezt der in der Stube befindliche Ofen, welcher nur allzulange nicht gereinigt worden seyn mochte. Je öfter plözliche Todesfälle dieser Art, welche Niemand sich zu erklären weiß, vorkommen mögen, desto nothwendiger ist es, so traurige Beispiele zu veröffentlichen.

Zur Freude des gebildeten Publikums ist in dem nun verflossenen Jahre auf unserer Bühne ein unverkennbares Streben nach Vervollkommnung wahrzunehmen gewesen. Vermuthlich hat man einen großen Theil davon dem so welt- und bühnenkundigen als einsichtsvollen neuen Oberregisseur, Eduard Devrient, und dessen verständigen Maßregeln und Anordnungen zu verdanken. Neben manchem neuen dramatischen Erzeugnisse hat er besonders auch in Vergessenheit gerathene ältere gute dramatische Werke mit großem Glücke auf die Bühne zurückgeführt und, mitunter durch seine Mitwirkung als talentvoller Schauspieler, neu zu Ehren gebracht. Neben einer weisen Berücksichtigung des durchaus nicht zu vernachlässigenden Zeitgeschmacks scheint sein Streben vorzüglich dahin zu gehen, daß diejenigen Stücke dem Publikum nicht ganz aus dem Gesichte gerückt werden, durch welche dasselbe immer von Neuem an den eigentlichen Geist der in sich vollendeten dramatischen Kunst erinnert wird. Von drei Neuigkeiten, die kurz vor dem Jahresschlusse uns zum erstenmale geboten wurden, einer Posse in vier Akten mit Gesang: „die Geheimnisse von Krähwinkel, oder der ewige Jude," und zwei Lustspielen: „des Menschen Wille ist sein Himmelreich" und „die Empfindliche," bestanden die beiden lezteren die Bühnenprobe, während jene Posse im Allgemeinen nicht ansprechen wollte. Desto vollständiger wurden am Neujahrsabende die hochgespannten Erwartungen von Gutzkows neuem Lustspiele in fünf Akten: „das Urbild des Tartuffe," erfüllt. Nirgends, wo die Bühnenkünstler ihn so unterstüzen, wie es dießmal hier geschah, wird seinem eminenten Talente für das Lustspiel die verdiente Huldigung abgehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. Februar 1845.

Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt,
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
Goethe.

Eine einfache Liebesgeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Und haben Sie denn noch Zeit, ſich mit meinem Glück zu beſchäftigen?“ erwiderte Cäcilie mit weicher Stimme, „Sie, der ſich in acht Tagen vermählen ſoll, dem ein Himmel von häuslichem Glück entgegenlacht! O nein, da haben Sie an ganz andere Dinge zu denken, als an die alte Tante.“ — „Und woran ſollte ich denn lieber und inniger denken, als an die Frau, die mir wie ein Engel vom Himmel erſchien, wie eine Heilige mit dem Heiligenſchein von Geiſt und Gemüth, wie eine Märtyrerin mit der Dornenkrone der Liebe!“

Cäcilie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, die ſeiner Ergießung Stillſtand gebot. — „Wohl haben Sie an viel Beſſeres und Wichtigeres zu denken: erſtens an Ihre Liebe und an alle Schattirungen Ihres Gefühls, und dann auch an Ihre Einrichtung. Sie müſſen die Tiſche und Stühle der künftigen Häuslichkeit im Kopf und Herzen zurechtrücken; Sie müſſen in Gedanken die Vorhänge und Portièren drapiren. Dieſe Gegenſtände ſind im Brautſtand alle ſo heilig, es ſind Theile des Glücks. Ja, wenn der Menſch je das Recht hat, egoiſtiſch zu ſeyn und andere zu vergeſſen, ſo iſt es in dieſem Moment, wo ſein Ich ein anderes Ich einſchließt, um dieſem Doppel-Ich einen Himmel zu erſchaffen.“

„Einen Himmel, zu welchem man Tiſche und Stühle braucht!“ verſetzte Stein mit einem Seufzer. — „Ob man,“ meinte Cäcilie, „auf einer Wolke oder auf einem Sopha glücklich iſt, das gilt wohl gleichviel.“ — „Dem ungeachtet iſt und bleibt die glücklichſte Ehe doch immer ein unvollkommener Himmel.“ — „So nahe an der Himmelspforte ziemt Ihnen ſolche Aeußerung nicht, mein Neffe in spe,“ erwiderte Cäcilie in vorwurfsvollem Ton. — „So ziemte es ſich auch nicht für Sie, die geſtrenge Richterin, die der ſogenannten Himmelspforte nicht ferner ſteht als ich.“ — „Ich!“ rief Cäcilie, ſtolz das Haupt emporrichtend, „wann hätte ich je ſolche Aeußerung gethan?“ — „Nicht in Worten, das iſt wahr — aber in einer Thräne,“ erwiderte Stein halb leiſe.

Es entſtand abermals eine Pauſe. — „Wie wollen Sie nur auf dem Lande leben!“ nahm nach einer Weile Stein wieder das Wort; „die Beſchäftigungen des Landlebens ſagen Ihnen nicht mehr zu, und die Freuden deſſelben ſind Ihnen keine Freuden mehr.“ — „Wer ſagt Ihnen das?“ fragte Cäcilie lebhaft. „Wenn ich auch nicht zum Lerchenſtrich gehe, nicht gern über Stoppelfelder wandle, weil meine Schuhe dünn ſind und meine

Füße zart, und weil die Kartoffel-, Gemüse- und Getreideländer für mich keine Poesie haben, so werden doch Gärten und Treibhäuser mir Beschäftigung und Vergnügen gewähren. Und wenn auch der Kirmstanz und die Besuche der Pastorfamilien oder des benachbarten Landadels mich langweilen, so habe ich doch Bücher, Musik und Palette, und die langen Winterabende werden mir herrlich vergehen, wenn Robert sie gern mit mir theilt. Sie können sich gar nicht denken, wie schön ich mir solche Abende ausmale. Die Gardinen sind zugezogen, die Lampe wirft ein helles Licht durch das Zimmer, das Kaminfeuer flackert, die Theemaschine summt, es ist so traulich, so heimlich; auf dem weichen warmen Teppich hört man keinen Schritt, keinen knarrenden Stiefel, kein Besuch stört, keine Einladung entreißt uns dem glücklichen Augenblick, es ist Alles so friedlich, so ruhig, so schön! Wüßten Sie, lieber Stein, wie sehr ich mich nach diesem Glück sehne, wie ich mich Jahre lang darnach gesehnt habe! Ich besaß ja alles in der Residenz, Luxus, Geselligkeit, Zerstreuung, sogenannte Genüsse aller Art — nur nicht die Liebe — und mein Herz bedarf derselben."

„Und werden Sie die Liebe, deren Sie so sehr bedürfen, auch finden?" fragte Stein mit Nachdruck. Cäcilie war sehr bleich, sie blickte starr in die Flamme, dann erwiderte sie langsam, mit beinahe tonloser Stimme: „Wenn ich diese Liebe nicht gefunden hätte, dann wäre ich sehr unglücklich."

Der Freiherr von Wallen hatte, als er damals plötzlich von Cäcilien schied, sich auf das Landgut begeben, welches durch den Tod seiner Eltern ihm zugefallen war. Durch eine andere Erbschaft hatte er es vergrößert und seine Plane auf den Staatsdienst aufgegeben, um es selbst zu bewirthschaften. Er baute es aber nicht auf jene gedankenlose Weise, wie die Landwirthe der vergangenen Jahrhunderte pflegten; er war ein denkender, ein gebildeter Landwirth, welcher der Erde ihre Geheimnisse und Bedürfnisse ablauschte und sie seinen Zwecken günstig zu stimmen wußte. Nach wenigen Jahren war sein Besitzthum um die Hälfte werthvoller und berühmt in der ganzen Nachbarschaft. Ueberrieselungs- und Entwässerungssysteme trug er beständig im Kopf. Er arbeitete in der Werkstätte des Herrn, und im Tempel der Natur hatte er einen heiligen Dienst übernommen; da war es wohl natürlich, daß die Belletristik mit ihrem duftigen Blumengarten, die Welt mit ihren Geselligkeitsfreuden, die Kunst mit ihren Genüssen den Platz räumen mußten.

Aus seiner Jugendzeit war ihm nichts als die Liebe zu Cäcilien geblieben. Wie sie als Kind mit ihm gespielt und als Jungfrau mit ihm getanzt, wie sie als Gattin eines andern ihm ihre Liebe gestanden; in der Einfachheit des Landlebens, in der Eleganz der reichen Stadtumgebung, in der Unschuld der Kindheit und mit der höhern Bildung der Weltfrau — in allen diesen verschiedenen Gestalten und Beziehungen lebte sie in seiner Seele. Die neuen Interessen hatten ihn über die Trennung von Cäcilien getröstet, ohne ihr Andenken zu verbannen. Und von dieser Liebe schrieb er Cäcilien jezt seit dem Tod ihres Gatten, von dem Wunsch, sie zu besitzen, von seinen Planen für die Zukunft. Es waren inhaltreiche Briefe, welche Cäcilie erhielt und beantwortete. Der schreibende Geliebte war ihr immer so nah — und jezt der Nahe so fern. Wie kam das? — Was er in den vier Jahren gewirkt und getrieben, Cäcilie verstand es nicht. Sie gab sich indeß Mühe, es zu verstehen; er führte sie auf seiner Droschke nach dem Gut, er zeigte ihr den schwarzen Boden, der noch vor wenigen Jahren so hart und unfruchtbar gewesen war; er erzählte ihr von der Ernte, wie viel diese reichlicher sey als in den lezten Jahren. Er hatte sich ja zur Gottähnlichkeit emporgeschwungen, er hatte Hand in Hand mit dem Schöpfer der Welt gearbeitet an der Gestaltung des Erdballs, und Cäcilie verstand das Wunder nicht, das er geleistet. Schwarz oder braun — die Erde war ihr doch nur Schmutz, und einige Scheffel mehr oder weniger Getreide — was war ihr dieser Segen? Ja, wenn er noch Ananas und Datteln auf fränkischem Boden erzeugt hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf deutsche literarische Händel.

(Fortsezung.)

Wie dem nun sey, es ist aus bestimmten Anspielungen klar, so wie aus persönlichen Mittheilungen bekannt, daß Gedicke im Prinzen Zerbino das Geschick des Sokrates erfahren hat: wie dieser vom Aristophanes als Haupt der Sophisten, so ist jener von Tieck als Aufklärer, Humanitätsprophet und Reformator des Erziehungswesens, in der Figur des Stallmeisters personificirt worden. Was dabei für persönliche Verstimmungen obgewaltet haben, möchte auszuspüren gegenwärtig so unnöthig als erfolglos herauskommen. Für unsern dermaligen Genuß des Dichtwerks bleibt es das Gerathenste, einen an sich selbst ehrenvollen und würdigen

Namen ganz aus dem Spiele zu lassen und uns bei jener seltsamen Verkleidung daran zu erinnern, daß denn doch in der Basedowschen Epoche unter manchen redlich und lauter Gesinnten auch Pädagogen genug waren, welche sich das, bequemen Vätern und Müttern so willkommene System zu Nutze machten, um in der Hülle eines großsprecherischen, forcirten Enthusiasmus sich die Taschen zu füllen, und während sie das schwere, saure Geschäft, etwas zu lernen, der lieben Jugend in einen süßen Zeitvertreib zu verwandeln verhießen, die Unerfahrenen irre führten, die Vertrauenden aber betrogen. Denn der Ernst und die Arbeit läßt sich aus dem Leben weder der Jugend noch des Alters beseitigen, und wer sie mit schönthuerischen Worten in der einen Gestalt hinauszuschaffen die Miene macht, sieht sich genöthigt, sie in der andern früher oder später wieder hereinzulassen. Dergleichen Selbstlinge also, die, ihr Publikum wohl-kennend, das frische Feuer einer noch lodernden Begeisterung ausbeuteten, die pomphaften Ankündigungen neuer Methoden und Institute, die Anpreisungen in den öffentlichen Blättern durch gute Freunde und stille Associés, was man ja, unter veränderten Firmen, in der Literatur immer von Frischem erlebt, kurz all der bei jenen vielbesprochenen pädagogischen Neuerungen selbst von soliden Leuten geübte Charlatanismus, wird in Stallmeisters Person humoristisch gegeißelt.

Es treten uns nunmehr die drei geräuschvollsten und pikantesten Figuren des Zerbino entgegen, der Zauberer Polykomikus, ihm gegenüber sein alter Bundesgenoß, aber nachheriger Widersacher, der Satan, endlich beider, von einem zum andern charakterlos überlaufende Schildknappe Jeremias. Der erste ist Kotzebue, der zweite Garlieb Merkel, der dritte August Kuhn.

Kotzebue, damals im Scheitelpunkte seiner literarischen Glorie, hatte sich mit Merkel, der als Journalist und Kritiker sich für eine Celebrität hielt, zu gemeinschaftlicher Befehdung ihnen verhaßter und sie in ihrem Treiben störender Personen, die am dichterischen Himmel als erste Sterne glänzten, namentlich Goethe's und Schillers, verbunden. August Kuhn, ein obskurer und schon lange vor seinem ungefähr 1830 erfolgten Tode verschollener Berliner Literat, ging ihnen dabei als Vermittler, als Zwischenträger und Korrespondent an die Hand.

In gewissen Kreisen, namentlich der preußischen Hauptstadt, galt dieses noble Dreigestirn als eine mächtige Autorität. Kotzebue hatte sich bereits durch Einflüsse aller Art, besonders aber durch des charakterlosen, sentimentalen Haufens Beifall erhoben, an der Seite Iffands emporgedrängt, um die deutsche Schaubühne zu dominiren. Das edle Paar der weimarischen Dioskuren war dieser Clique ein Dorn im Auge. Merkel schrieb seine „Briefe an ein Frauenzimmer," die Frau des Buchhändlers Sander, ausdrücklich, um Schillers Wallenstein, der damals (1798) herauskam, wo möglich niederzuschlagen. Kotzebue hoffte als Dichter von Merkel, dem Kritiker, auf den poetischen Thron gesetzt zu werden; Merkel, an den Bedeutenden, wenigstens Geschrei Machenden sich anlehnend, dachte damit eine Bedeutung zu erlangen. Da indeß der Grundcharakter beider Genossen und halben Landsleute (Merkel, ein Lette, war ein geborener, Kotzebue ein Adoptivrusse) der gemeinste Eigennutz und die knabenhafteste Eitelkeit war, so verstanden sie sich natürlich nur unter wechselseitigem Vorbehalt. Ihre Eifersucht, ihr Neid, ihre Heimtücke kehrte häufig die Waffen gegen den eigenen Verbündeten und es gab wiederholte, aber nach dem Sprüchwort, „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich," stets wieder ausgeglichene Scenen des Zwiespalts unter ihnen.

Man müßte die damaligen Zeitblätter zur Hand haben, um allen Zerwürfnissen und Aussöhnungen, auf welche Tieck geistreich anspielt, unter den Verbündeten nachzugehen. Ihre letzte gemeinsame That war die Errichtung des Freimüthigen, einer Zeitschrift, die ausdrücklich dahin wirken sollte, Kotzebue als den Herrscher des deutschen Parnasses aufzustellen, Goethe und Schiller aber zu vertreiben, und die deßhalb hauptsächlich gegen die vom Hofrathe Spazier in Leipzig gegründete Zeitung für die elegante Welt, die der entgegengesetzten Maxime zugethan war, in die Schranken trat. Der Freimüthige begann mit dem Jahr 1803; ungefähr ein Jahr hernach entzweiten sich Kotzebue und Merkel auf immer; da sie aber, der Zeitverhältnisse wegen, zugleich auch Beide nach Rußland heimkehrten, setzte ihr Helfershelfer Kuhn jenes Blatt, jedoch in einem etwas mäßigeren Sinne, fort; der Ton der Plattheit blieb nach wie vor dessen Grundlage.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Journalistik. — Monge. — Literatur.

Das neue Jahr hat in unserer Journalistik mancherlei Umgestaltungen schon bestehender Blätter und mehrere ganz

neue hervorgerufen. Die bisherige „Zeitung für die elegante Welt," welche in den lezten beiden Jahren unter H. Laube's Redaktion lebhaft für Literatur und literarische Interessen kämpfte, erscheint seit Neujahr unter der Aegide ihres Verlegers und nennt sich „Mode." Der Verleger, Leopold Voß, ist nämlich der Meinung, daß eine Modezeitung, die sich um die eigentliche literarische Welt gar nicht kümmert, mehr pekuniären Vortheil gewähre, als eine Zeitschrift mit literarischer Tendenz. Darum ist auch von jezt an alle literarische Debatte von dieser Zeitung ausgeschlossen, Kritik wird nicht mehr zugelassen und deutsche Originalarbeiten bloß dann, wenn sie dem Verleger gefallen. Uebersezungen aus dem Englischen und Italienischen, vielleicht auch gelegentlich aus dem Russischen und Türkischen, werden forthin die „Mode" zieren. Ich persönlich wünschte nun geradezu, daß der spekulirende Herr Verleger sich verrechnet hätte und die ehemalige „Elegante," die seit vierzig Jahren eine Zierde deutscher Zeitungsliteratur war, in ihrem neuen, sie entehrenden Gewande ehestens des Todes verbliche. Christlich mag solcher Wunsch zwar nicht seyn, literarisch aber zeugt er von der allerbesten Religion. — Außerdem haben die äußere Gewandung verändert „der Herold" von Biedermann, der mit Weglassung des Feuilletons jezt in größtem Quartformat und zwar wöchentlich zweimal erscheint. Auch der ehemalige „Planet," jezt „Wandelstern" geheißen, hat sich der Prachtkleidung begeben und wandelt wenig beachtet in dürftigem Oktav seine obscuren Bahnen. – Noch gibt es sehr Viele, die mittelst neuer Zeitschriften die Gebrechen der Welt radikal heilen zu können glauben. Binnen wenig Wochen sind hier allein vier neue Blätter angekündigt worden, darunter drei, welche ihre Wirksamkeit vorzugsweise der Bildung und Aufklärung des Volkes widmen wollen. Sie heißen: „Volksblatt," von Dr. Haas, in Brockhaus'schem Verlag, „Blätter für volksthümliche Rechtskunde," von Ad. Graichen herausgegeben, „Lesehalle, allgemeines deutsches Volksblatt zur Verbreitung des Wahren, Guten und Nüzlichen," Redakteur J. de Marle, Herausgeber des hiesigen Buchhändlerbörsenblattes und der vielgelesenen „Bibliographie für Deutschland;" endlich „Generalanzeiger für Deutschland," von Dr. Ramshorn herausgegeben. Dieses in großem Format wöchentlich dreimal erscheinende Blatt beabsichtigt vorzugsweise bloß Annoncen zu veröffentlichen. Einleitungsweise enthält es einen Geschichtskalender, tagesgeschichtliche Uebersichten und in einem beigegebenen Feuilleton novellistische Beiträge und kurze Kritiken.

Seit dem zündenden Briefe Ronge's an den Bischof Arnoldi hat sich bei uns eine vollständige Ronge-Literatur gebildet, die bereits ihre Geschichte hat, da man fest entschlossen scheint, die neu geschmiedeten Blize des furchtlosen Priesters möglichst unschädlich zu machen. Sein Sendschreiben „an die niedere katholische Geistlichkeit," das hier mit Censur erschien, ward Tags darauf bereits mit Beschlag belegt. Es fanden sich aber nur einige hundert Exemplare, da bereits Tausende in alle Welt geflogen waren. Als Grund dieser Beschlagnahme, die späterhin auch von dem Ministerium bestätigt wurde, da der Verleger Rekurs an dasselbe ergriff, ward angegeben, daß man unterlassen habe, Ronge's Schrift, als die eines katholischen Priesters, der obersten katholischen Behörde Sachsens zur Censur vorzulegen. Der hiesige Censor gab als Entschuldigungsgrund seines Verfahrens an, er halte Ronge nicht mehr für einen Katholiken, da er excommunicirt worden sey. Trotz dieses Verbotes erschien doch schon in voriger Woche eine umfangreichere Broschüre desselben in gleichem Verlage: „Meine Rechtfertigung," die natürlich kein besseres Schicksal hatte, und vor einigen Tagen veröffentlichten die „Sächsischen Vaterlandsblätter," in denen der erste Brief des reformirenden Priesters abgedruckt war, „Ein Wort an die Römlinge zum neuen Jahr 1845." So gut dieß lezteres gemeint seyn mag, so zweckwidrig finde ich die Fassung desselben. In ihm spricht die erregteste Leidenschaftlichkeit und macht sich in Worten Luft, die nicht gut zu heißen sind. Will Ronge wirken, wie er bisher gewirkt hat und seiner Sache den Sieg verschaffen, so muß er die klare Ruhe beibehalten, die aus seinem ersten Briefe herausklang.

Auch sonst regt es sich vielfach in der Literatur, und mehrere der hier lebenden Schriftsteller haben neue Bücher in die Welt gehen lassen, oder sind mit deren Veröffentlichung beschäftigt. Den lebhaftesten Anklang findet die Gedichtsammlung von Moriz Hartmann, einem jungen Deutsch-Böhmen, von dem ich schon in einem früheren Briefe sprach. Er hat sie „Kelch und Schwert" betitelt und damit so ziemlich ausgesprochen, was der Leser davon zu erwarten hat. Bei weitem der größte Theil der in dem Buche enthaltenen Gedichte tragen entschieden politische Farbe, und daß diese eine frische, in goldenem Glanze junger Freiheit prangende ist, versteht sich von selbst. Ich will hier nicht kritisiren, aber ich halte es für Pflicht, zu bemerken, daß ich in der neuesten Zeit seit Herwegh keine so aus vollstem Herzen aufsprudelnden Lieder gelesen habe, wie die Hartmannschen. In Formgebung, wohl auch in Kraft der Sprache bleibt Hartmann hinter Herwegh zurück, aber in weicher Innigkeit, in der Melodie wehmuthvoller Seelenstimmung übertrifft er ihn. Sein Zorn ist kein zündender Blitz, sondern ein schönes, aber doch drohendes Wetterleuchten. Schönere Lieder als die „böhmischen Elegien" und einige andere habe ich seit Jahren nicht gelesen. — Laube, der im vorigen Sommer eine Reise nach Dänemark, Schweden und einen kleinen Theil Norwegens unternahm, hat ein zweibändiges Buch darüber geschrieben, das unter dem Titel „Drei nordische Königsstädte" demnächst erscheinen wird. Eine andere Reisebeschreibung durch Dänemark und Schweden hat vor Kurzem Eduard Boas herausgegeben. Sie führt den Titel: „In Skandinavien," ich wüßte aber nicht, was ich zu ihrem Lobe sagen sollte. Kühne arbeitet, wie ich höre, an einem größeren Romane, und hat außerdem noch ein Drama beendigt, „die Prüfung." Von Willkomm ist ein mehrbändiger Roman unter der Presse, der in der neuesten Zeit spielt, was schon sein Titel „Weiße Sklaven oder Leiden des Volks" erwarten läßt. — Die zu Ende des vorigen Jahres in der Vossischen Buchhandlung zu Berlin erschienene neue Auflage der Gedichte von Karl Beck hat Veranlassung zu einem Prozesse zwischen der genannten Handlung und dem jezigen Besizer des Bösenberg'schen Verlages gegeben, der Becks sämmtliche Schriften bekanntlich an sich gebracht hatte. Der gegenwärtige rechtmäßige Besizer aller von Beck herausgegebenen Gedichte erklärte nämlich die neue Berliner Ausgabe für Nachdruck, und der Sachverständigenverein, dem die streitige Frage nebst nöthigen Dokumenten vorgelegt wurde, hat, mit Ausnahme einer einzigen Stimme, diese Behauptung bestätigt. In Folge dieses Erkenntnisses ist vor wenigen Tagen die Beschlagnahme der neuen Ausgabe als Nachdruck ausgesprochen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 10. Februar 1845.

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn dieſe nur auch zugleich Lumpe wären.
Goethe.

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Fortſetzung.)

Daß Kotzebue in der That ſich für einen Evangeliſten wahrer Poeſie hielt und mit Männern wie Goethe und Schiller rivaliſiren zu können ſich zutraute, wird Niemand verwundern, der die grenzenloſe Eigenliebe, die dieſen Schriftſteller ſein ganzes Leben durch leitete, und die Vergötterung erwägt, welche ihm das große Publikum widmete. Anfangs hatte er gehofft, durch einen Aufenthalt in Weimar auf freundſchaftlichem Wege ſich jenen großen Geiſtern an die Seite zu ſtellen, in der ſtillen Vorausſetzung, daß ſie ihn als ihres Gleichen wo nicht begrüßen, doch mindeſtens gelten laſſen würden. Da aber ſein von früh her bekannter intriganter Charakter und der ſchlecht verkappte Ehrgeiz keine Anſprache fand, überließ er ſich einer maßloſen Erbitterung, die ſelbſt die gemeinſten Wege, dem Ruhm jener Männer zu ſchaden, keineswegs verſchmähte. Dabei hatte er die Ueberzeugung, daß er ein Sprecher der Tugend und des Edelmuths ſey; er hielt die in ſeinen Dramen reich ausgeſtreuten liberalen Sentenzen, die darin geübten großmüthigen Geſinnungen und Wohlthaten, das verſchwenderiſch ausgetheilte Geld für vollgültige Wechſel al pari, er war in ſeinen Augen ein moraliſcher Millionär.

Es iſt ein Glück für das Individuum, aber kein Segen für die Geſellſchaft, daß auch der Schlechteſte von ſeinem Standpunkte auch noch ſittlich zu denken glaubt, wenn er mit ſeinen Handlungen ſogar in's Frivole fällt. Wo wollte er ſich vor der Bürde der Selbſtverachtung laſſen, wenn er ſeinen Zuſtand unparteiiſch zu würdigen vermöchte? — Man darf nicht glauben, daß Tieck im poetiſchen Unmuth zu weit gegangen ſey, wenn er Garlieb Merkel geradezu als den Satan bezeichnet; die Ränke und Kniffe, welche ſich charakterloſe Seelen, gleich ihm, in der Literatur, und namentlich bei Ausübung des ſcheinbar ſo ehrwürdigen Recenſentenamtes erlaubt haben und noch erlauben, ſind häufig genug der Art, daß man ſie dem Vater der Lügen und dem Erzpatron aller Diebe und Schelmen unmittelbar in die Schuhe zu ſchieben verſucht wird. Aeußert ſich doch Goethe während der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, bei Gelegenheit eines viel reputirlicheren Charakters, als Merkel war, gegen Schiller mit folgenden ſtarken Worten: „In dieſen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man ſich tagtäglich von den würdigſten Männern eine Infamie oder Abſurdität zu gewärtigen.“

Wie weit Kotzebue im Fache der literariſchen Indiskretion zu gehen vermochte, liegt in ſeinem „Bahrdt mit der eiſernen Stirne“ vor, in welcher grauenvoll frivolen

Charteke er Dinge zu erſinnen gewagt hat, daß die Männer, die ſie betrafen, darüber wahnſinnig wurden, und bei welcher er ſeiner Schamloſigkeit die Krone aufſezte, indem er auf dem Titel den Freiherrn von Knigge als Verfaſſer nannte, während er hinterher öffentlich geſtehen mußte, daß dieß ſchmuzige Machwerk von ihm herrühre.

Indem wir es nun eigener Lektüre überlaſſen müſſen, die hier aufgeſtellten Bilder jener literariſchen Charaktere in den einzelnen Zügen der Komödie zu verfolgen, überſehen wir mit Wenigem deren dramatiſchen Gang. Sie gehört, gleich ihren Brüdern, den Ariſtophaniſchen, zu den ſogenannten Schubladenſtücken (comédies à tiroir), d. h. der Dichter geht darin nicht ſowohl darauf aus, eine zuſammenhängende Intrigue folgerecht durchzuführen; vielmehr ſtrebt er, die komiſchen Wirkungen ſteigernd und eine die andere überbieten laſſend, in ſtets neuen, theilweiſe völlig abrupten Scenen eine recht gründliche Ergözung zu bereiten, bei welcher der hiſtoriſche Faden reine Nebenſache iſt. Ja der eigentliche dramatiſche Gang, die Ver- und Entwicklung, Vorbereitung, Spannung und Löſung eines dramatiſchen Intereſſes knüpft ſich lediglich an die idealiſchen Perſonen: bei den realiſtiſchen, dieſen hausbackenen, proſaiſch verſtändigen und doch ſo grotesken Charakteren der wirklichen Welt, wird alle dramatiſche Regel, Wahrſcheinlichkeit, Illuſion, und wie dieſe Requiſiten eines ordentlichen Stücks weiter heißen, mit Fleiß auf den Kopf geſtellt; bei ihnen heißt es, je toller je beſſer; ſie ſollen über ſich ſelbſt ſo wenig als die Zuſchauer zu Athem kommen, und es wird, zum Poſſen ihres ſo großthueriſchen Menſchenverſtandes, ausdrücklich darauf angelegt, daß der ſogenannte Menſchenverſtand aus ihnen nicht klug werde.

Es iſt gewiß, daß für denjenigen, welcher mit Vergegenwärtigung des Zeitgeiſtes, wie er zu Ende der neunziger Jahre im nördlichen Theile Deutſchlands bei der Mehrzahl beſchaffen war, und der damaligen literariſchen Zuſtände ſich an die Leſung dieſes Werkes begibt, der komiſche Effekt unvergleichlich zu nennen iſt. Mit dem Zerbino hat ſich Tieck, dem Gehalt und Phantaſiereichthum ſeines Werkes nach, den größten Dichtern aller Zeiten an die Seite geſtellt, wenn gleich nicht geleugnet werden ſoll, daß eine von Haus aus zuweilen ſelbſt in das Unſchöne gehende Vernachläſſigung der Form dem unbedingten Werthe ſeiner Leiſtungen Eintrag thut, was ihm denn die Zeitgenoſſen fleißigſt vorzuhalten auch nicht verſäumt haben.

Nachdem alle an Ort und Stelle zu erlangenden Mittel, den Prinzen Zerbino von ſeiner metaphoriſchen Krankheit zu heilen, erſchöpft ſind, wird dem König Gottlieb durch einen benachbarten Potentaten die wunderbare Wirkſamkeit des großen Polykomikus verrathen, welche von allen möglichen Uebeln zu erlöſen im Stande iſt. Bedurfte es doch für die Zeitgenoſſen jener glücklichen Jahre, da der ſüße, holdſelige Kotzebue das Theater beherrſchte, nur der Ausgabe eines Achtgroſchenſtücks, um der größten Edelthaten froh zu werden, des Anblicks der reinſten oder, im Fall einer kleinen Anfleckung, in zwei, drei, höchſtens in fünf Akten auf's Sauberſte reingewaſchenen Tugend, der allerbedeutendſten Großmuth und Wohlthätigkeit, der niedlichſten, in den ſtärkſten Proben und unter den plumpſten Verationen oben bleibenden Unſchuld, und wie jene köſtlichen moraliſchen Siebenſachen alle heißen mögen; um von eigenen böſen Angewöhnungen auf der Stelle zu geneſen, ſeiner Untugenden ſich zu ſchämen, ſeine Blößen zu flicken, über begangene Sünden in ſich und als der allervortrefflichſte Menſch nach Hauſe zu gehen, oder, wenn gerade dieſe bußfertigen Regungen nicht gründlich verfangen wollten, alle möglichen Greuel und alle Unzucht des Menſchengeſchlechts wieder gut zu machen, und zwar mittelſt einer Doſis jener unvergleichlichen butterartigen, wie ſüßer Rahm ſchmeckenden Panacee, deren Kompoſition ein Geheimniß jenes großen, die Menſchheitsſchwächen verbeſſernden Dichters war, die er aber aus Beſcheidenheit mit einem ſehr ſchlichten und abgetragenen Namen Liebe nannte.

Es koſtet auch dieſem glorreichen Genie nur ein einziges Wort, und der Prinz iſt ſofort von ſeiner Schwärmerei für die Ideen, von ſeinem Glauben an das Höhere, ſeinen religiöſen, metaphyſiſchen, dichteriſchen Grillen kurirt, vom Allem befreit, was ihn von der flachen, ordinären, Nicolaiſch aufgeklärten und Kotzebuiſch gerührten, empfindſamen und tugendhaft fühlenden Welt unterſcheidet, und nur damit er die lezten Spuren ſeiner Excentricität vollends abſtreife, wird er auf eine Reiſe geſchickt, um den guten Geſchmack aufzuſuchen.

(Fortſezung folgt.)

Eine einfache Liebesgeſchichte.

(Fortſezung.)

Dagegen war auch Robert oft theilnahmlos, wenn ſie von ihren eigenen Intereſſen erzählte. „Wie wird ſich das vereinigen laſſen?“ fragte ſie ſich zuweilen. — „Die Liebe verſchmilzt Alles,“ meinte ſie, ſich ſelbſt beſchwichtigend. Aber eben über die Liebe Roberts ſtiegen ihr oft Zweifel auf. War es ihr eigenes eiferſüchtiges Herz, welches ihr oft vorſpiegelte, daß Roberts Blicke mit beſonderem Wohlgefallen auf der blühenden Antoinette ruhten, daß Antoinette ſich mit beſonderer Freundlichkeit mit ihm unterhielt und ihn begleitete, wenn er

zum Spaziergang aufforderte? Erſt geſtern war ſie friſch wie eine Roſe in's Zimmer getreten, und während ſie den runden Strohhut abnahm und die vom Wind durchwehten Locken ordnete, hatte ſie zu Robert geſagt: „Ich habe Ihrer Schafheerde begegnet, ſie läßt Sie grüßen. Was die ſich gebeſſert hat in den lezten Jahren! das iſt ja die feinſte Wolle!“ Da hatte Robert ſie ſo freundlich dankbar angelächelt. — Beim Deſſert pflegte er auch immer Brod mit ihr zu ſchneiden für die Hühner, und dann fütterte er mit ihr die bunten Bewohner des Hofes. Antoinette war ein friſches, heiteres Kind des Landlebens, und Robert freute ſich ihrer guten Laune, ihrer vollen rothen Wangen und ihrer Luſt an Allem, was in ſein Wirken und ſeinen Beruf einſchlug.

„Das iſt freilich noch keine Liebe,“ ſagte ſich Cäcilie, deren Scharfblick nichts entging, was ſich auf Robert bezog. Dagegen hatte ſie nicht bemerkt, wie kalt Stein ſeit ihrer Ankunft gegen Antoinette geworden war, und wie er ſich immer mehr an ſie ſelbſt anſchloß. Cäcilie dachte nur an Robert und liebte nur ihn, aber ſie unterhielt ſich gern mit Stein, deſſen gebildeter Geiſt den ihrigen anſprach.

Stein hatte wirklich den Gedanken gefaßt, mit Antoinette zu brechen und ſich mit Cäcilien zu verbinden. Er war romantiſch genug, um die Doppelhochzeit, welche in acht Tagen ſtattfinden ſollte, wie die Tour in der Française: changez les dames, ausführen zu wollen. Stein war raſch im Denken und Handeln, und ihm ſchien beinahe nichts unmöglich, wenn man es nur ernſtlich wolle. Seine Verhältniſſe paßten auch beſſer zu Cäciliens Geſchmack und Gewohnheiten; er lebte in der Reſidenz, war reich und nur ein oder zwei Jahre jünger als Cäcilie. Kurz, nach ſeiner Meinung ſtand der Erfüllung ſeiner Wünſche nichts im Weg als — der Wille der drei andern Betheiligten; — das Jawort von drei Stimmen noch, und vier Perſonen waren glücklich, ſo dachte er.

Als nun Cäcilie vorhin ihre Sehnſucht nach Liebe ſo lebhaft geäußert hatte, ſagte Stein halblaut, mit zitternder Stimme: „Aber Herr von Wallen liebt ja Antoinetten.“ — Er ſprach dieſe Worte, wie man Steine in einen Abgrund wirft, um zu erforſchen, wie tief er iſt. Cäcilie aber fuhr mit der Hand nach dem Herzen und ſtieß einen Schrei aus. Er hatte ausgeſprochen, was ſie geahnt. Sie ſchlug das große blaue Auge zu ihm auf und ſagte: „Iſt das auch wirklich wahr?“ — Stein machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe. — „Nun, dann wäre ich ſehr zu bedauern,“ verſezte ſie und verfiel wieder in tiefes Brüten. — „Und mich bedauern Sie nicht?“ fragte Stein, „ich verliere doch eine Braut.“ — „Sie werden ſich tröſten,“ ſagte Cäcilie ſanft, dann ſchwieg ſie wieder. — „Und haben Sie kein Troſteswort für mich?“ ſprach Stein weiter; „wäre es nicht natürlich, daß die Gekränkten ſich vereinigten, ſich gegenſeitig zu erſetzen ſtrebten, was — —“ — „Sie werden ſich tröſten,“ erwiderte Cäcilie halb gedankenlos; ſie verſtand ihn nicht, ſeine Liebe zu ihr, eine Verbindung mit ihm, mit einem andern Manne als Robert, lag ihr ſo fern, daß ſie ſelbſt die Möglichkeit nicht ahnen konnte.

Stein hatte ſich neben ihr niedergelaſſen; er ergriff ihre Hand, küßte dieſelbe und behielt ſie in der ſeinigen. Cäcilie entzog ſie ihm nicht; ſie hielt mit der andern das Tuch vor die Augen und ſchluchzte. „Sie kommen!“ rief Stein aufſpringend, und wirklich hörte man Sprechen und Lachen im Hof und auf der Treppe. Blühend wie eine Roſe hüpfte Antoinette herein.

„Ich habe ſechs arme Gefangene frei gelaſſen!“ rief ſie jubelnd, „ſie ſchwirrten in die Höhe, ſo ſchnell, und erſt oben haben ſie ſich gefreut.“ Jezt erſt bemerkte Antoinette der Tante verweinte Augen und Steins verſtörtes Weſen. Ungeübt in Verſtellung, fragte ſie unbefangen, was geſchehen ſey, während Robert an der Thür ſtehen blieb und mit männlich erfahrenem Blick Vieles durchſchaute. Er war unſicher, was er ſagen und thun ſolle. Es gibt Augenblicke, wo der entſchloſſenſte Menſch ſich paſſiv halten muß. Robert hielt es für das Beſte, in dieſem Augenblicke zu thun, als bemerke er nichts; er that einige gleichgültige Aeußerungen über Wetter und Spaziergang, und verließ das Zimmer. Auch Stein entfernte ſich. „Ob Cäcilie mich wohl liebt? ob ſie mich wohl verſtanden hat?“ ſo dachte er bei ſich ſelbſt.

Beide Frauen blieben allein. — „Warum dieſe Thränen, liebe Tante?“ ſagte Antoinette, neben Cäciliens Seſſel niederkniend und ihre Hand ergreifend. — „Haſt du in den lezten Tagen nicht auch zuweilen geweint?“ fragte Cäcilie, mit forſchendem Blick ihr in die Augen ſehend. — „O ja, ſehr oft, wenn Stein mich vernachläſſigte, unfreundlich und ſchroff gegen mich war. Er iſt jezt ganz anders als ſonſt, und da wir uns doch in acht Tagen heirathen ſollen, iſt mir das nicht einerlei.“ — „Und kannſt du dir denn gar nicht denken, warum er unfreundlich gegen dich iſt?“ — „Ich habe nichts gethan, was ihn hätte beleidigen können,“ erwiderte Antoinette etwas trotzig; „wahrſcheinlich bin ich ihm nicht geſcheidt und gelehrt genug. Ich kann nicht ſo ſchön erzählen, liebe Tante, wie du; aber ich denke, es können auch nicht alle Frauen ſo geiſtreich ſeyn, und dann — wenn Herr von Wallen mich geſcheidt genug findet, um ſich mit mir zu unterhalten, da dächte ich, wäre ich auch gut genug für ihn; denn Herr von Wallen iſt doch viel ausgezeichneter als Stein. Und eben jezt wieder — haſt du nicht bemerkt, wie Stein war? Warum ging er nicht mit uns ſpazieren? Warum ſagte

er mir nicht einmal guten Abend? Nein, wenn er nicht bald — ja morgen sich erklärt und ändert — dann heirathe ich ihn nicht, und du kannst deine Hochzeit allein feiern."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

T h e a t e r.

Die größte Theilnahme findet fortwährend unser Theater. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß es gegenwärtig den geistigen Mittelpunkt der Stadt bildet und, wenn es sich auf gleicher Höhe erhält oder noch mehr hebt, einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des Geschmacks haben wird. Damit soll nicht gesagt seyn, daß unser Theater nicht Vieles noch zu wünschen übrig lasse, daß es auf der Höhe der Zeit stehe und alle Ansprüche einer feinen ästhetischen Bildung befriedige; keineswegs. Es soll damit nur angedeutet werden, daß die Direktion von Zeit zu Zeit einen glücklichen Griff thut und damit die Masse für sich gewinnt, ohne den in seinen Forderungen an ächte Kunstleistungen Schwierigeren vor den Kopf zu stoßen. Das neue Jahr besonders scheint ein Glücksjahr für unsere Bühne werden zu wollen. Noch gab es keinen Theaterabend, wo das Haus nicht besetzt, ja sogar häufig übervoll gewesen wäre. Mehreremale mußte selbst das Orchester geräumt werden, um den Zuschauern nur Plätze zu verschaffen. Das ist unerhört in unserer Theatergeschichte und wohl auch nur denkbar unter so günstigen Zeitstimmungen, wie es die gegenwärtigen eben sind. Das Verdienst — wenn es eines ist — dieß Ungewöhnliche herbeigeführt zu haben, gebührt Gutzkow. Sein neues Lustspiel, „das Urbild des Tartuffe," wurde am Neujahrstage zum erstenmale sowohl bei uns als in Dresden gegeben, und zwar in beiden Städten mit gleich großem Erfolge. Die Jesuitenfrage, die noch zur Stunde alle Köpfe beschäftigt, der im Volke fest wurzelnde Glaube, daß auch in Sachsen Jesuiten heimlich für hierarchische Zwecke thätig seyen, machte das Publikum von vorn herein empfänglich für Gutzkows Produktion und würde auch bei geringerem Gehalt dem Stücke eine günstige Aufnahme gesichert haben. Gutzkow hat aber wirklich in mancher Hinsicht eine vortreffliche Arbeit geliefert, die selbst dem verdrießlichsten Kritiker die Feder abstumpft. Feiner, witziger, schärfer, geistgewandter hat selten ein dramatischer Autor die Gebrechen der Zeit gegeißelt, und an fest verschlungener Intrigue, der es zugleich nicht an künstlerischer Abrundung gebricht, möchten nur wenige Bühnenstücke dem Gutzkowschen gleich zu stellen seyn. Etwas freilich muß man von diesem großen Talente nicht fordern, ich meine Poesie, ächte, tiefe, dramatische Poesie. Sie findet sich eben so wenig im „Urbilde des Tartuffe," wie in den früheren Dramen desselben Autors. Gutzkow schafft bloß mit dem Verstande, die Phantasie spielt ihm keine Streiche, und dieses kluge, abwägende, fein berechnende, auf die Herzschläge des Jahrhunderts oder Jahrzehnts spekulirende Schaffen sichert ihm unausbleiblich den Erfolg. Vielleicht will er auch überhaupt bloß den Erfolg und setzt diesen über die rein poetische That. Unsere Zeit wird ihm dieß nicht hoch anrechnen. Gegeben wird das Stück auf unserer Bühne durchaus vortrefflich, namentlich ist die Rolle des Präsidenten Lamoignon (Marr) in den besten Händen, obgleich sowohl dieser Schauspieler als noch einige andere in den ersten Darstellungen übertrieben. Bis jezt wurde das „Urbild des Tartuffe" bei stets überfülltem Hause fünfmal wiederholt. Unmittelbar darauf gab man den Molière'schen „Tartuffe," der zwar eben so stark besucht war, doch in seiner stillen Einfachheit bei weitem keinen so günstigen und nachhaltigen Eindruck machte. Ein drittes Stück, ohne dramatischen Werth, aber gut gemacht, „Er geht auf's Land," füllt ebenfalls stets von Neuem das Haus; es behandelt mit ziemlichem Geschick die Umtriebe der Frömmler im modernen Gesellschaftsleben. Nach diesen außerordentlichen Bühnenerfolgen mußte die erstmalige Aufführung eines Lustspiels von Robert Heller, dem bekannten Herausgeber der „Rosen," einen traurigen Eindruck zurücklassen. Das Stück hieß „der lezte Wille," und hatte das unglückliche und — leider muß ich es unumwunden aussprechen — verdiente Schicksal, gänzlich durchzufallen. Von der Erstlingsarbeit eines dramatischen Autors soll man allerdings nicht zu viel erwarten und über dieselbe nicht lieblos aburtheilen. Auch möchte ich lezteres gern vermeiden; allein verhehlen kann ich dem Autor doch nicht, daß ich erstaunt bin über solche Unbeholfenheit in Entwurf und Durchführung seiner Fabel, die so ganz in ein Gewirr und Gefaser zusammenhangsloser Anfänge zerfällt, daß nirgends ein Halt zu entdecken ist, nirgends sich ein Knoten für die Intrigue schürzen will. Und welche fade, häufig an die ordinärste Sprechweise des gemeinen Mannes erinnernde Sprache! Welche laxe Gedankenlosigkeit! Welcher Mangel an jeglichem Geschmack, an natürlichem Gefühl für Lebensitte und Anmuth! Daß bei so zahllosen Mängeln die Stimmung des zahlreich versammelten Publikums sehr bald unruhig und tumultuirend wurde, und daß mit dem Sinken des Vorhangs nach mühsam durchgequälten fünf langen Akten der Unwille sich Luft machte in Pfeifen und Pochen, war nicht zu verwundern. Mich beleidigte nur der zu grell hervortretende Hohn und die offenbare Schadenfreude, die sich bei einer Partei der enragirtesten Pfeifer geltend machte und welche das Opfer mit wahrem Vergnügen erst reif werden ließ, ehe sie über dasselbe herfiel. Im Theater sollte billig nur die Leistung eines Autors, nicht dessen Person Beurtheiler finden, sonst ist zulezt Niemand mehr vor öffentlicher Aushöhnung durch seine Gegner sicher. Hoffentlich hat Heller aus dieser ersten und gewiß auch lezten Darstellung seines Lustspiels so viel gelernt, daß er sich zu einer zweiten dramatischen Arbeit mit größerem Ernste hinsezt, als er zur ersten mitgebracht zu haben scheint. — Von ältern Dramen sahen wir unter andern die Schillerschen „Räuber," die noch immer ein volles Haus machen. Mit verhältnißmäßig gleichem Glücke wurden die neu einstudirten Opern „Tell" von Rossini, „der Freischütz" und „des Teufels Antheil" von Auber aufgeführt. Die Ausstattung im Freischütz hätte besser seyn können. Eine Wiener Zauberposse, „der verkaufte Schlaf," fand ebenfalls so viel Beifall, daß sie mehrmals ein Kassenstück wurde. In nächster Zeit wird von Opern „der Vampyr" von Marschner zur Aufführung kommen, und von Werken neuer Dramatiker das Lustspiel „Rococo" von Laube und das Trauerspiel „Friedrich III. in Prag" von Kühne.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. Februar 1845.

— Es iſt geſchehn!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte! —

Goethe.

Eine einfache Liebesgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Antoinette war in einem Inſtitut der Reſidenz erzogen worden, hatte aber das Stadtleben nur unter dem Schulzwang einer ſtrengen Lehrerin kennen gelernt. Mit freudig klopfendem Herzen hatte ſie das väterliche Landgut wieder betreten, und der erſte Mann, der ihr dort begegnete, war Herr von Wallen. Er war ihr als ein Ideal erſchienen, und nach einigen Beſuchen, die er bei ihren Eltern abſtattete, übertrug ſie ihm die erſte Rolle auf dem Schauplatz ihrer Herzensangelegenheiten. — Wallen hatte auch wirklich eine Zeitlang ſich mit Antoinette beſchäftigt und ernſtlich daran gedacht, ſie zur Lebensgefährtin zu wählen, als Cäciliens Gatte ſtarb und die alte Liebe ſich wieder regte. Nach Cäciliens erſtem Briefe hielt er ſich an dieſe gebunden; er war ſeltener zu Antoinettens Eltern gekommen und hatte, von ſeinem Gefühl befangen, ſich weniger mit Antoinette abgegeben. So war es denn dem jungen Stein ein Leichtes geweſen, ſein Bild aus ihrem Herzen zu verdrängen. Jetzt aber riefen die Verhältniſſe daſſelbe wieder hervor, und ahnungslos überließ ſich Antoinette dem Eindruck.

Cäciliens Auge ruhte lange auf der blühenden Geſtalt, welche vor ihr kniete. „Da zerſtört ſie mir unbefangen mein Glück,“ dachte ſie bei ſich ſelbſt; „Roberts Liebe iſt die lezte Karte, auf welche ich meine ganze Exiſtenz geſezt habe, und Antoinette ſpielt ſie mir aus den Händen. Soll ich ſie warnen? ſoll ich ihre Großmuth anflehen? noch iſt es vielleicht Zeit. — Nein, ich will das Schickſal walten laſſen, nicht nur dem Mann ihrer Liebe, ſondern auch dem Schickſal gegenüber muß die Frau ſtolz ſein.“

„Warum ſiehſt du mich ſo an, Tante?“ fragte Antoinette nach einer Weile, „was fehlt dir?“ — „Gott behüte dich, mein Kind,“ ſagte Cäcilie, ſie auf die Stirn küſſend, „Gott behüte dich vor dem Unrecht und vor dem Unglück. Geh jezt, ſchlafe ruhig, es iſt ſchon ſpät.“ — „Spät? wir haben ja noch nicht zu Abend gegeſſen, und eben wird im Eßſaal geläutet. Komm, banne deine Traurigkeit; ſeit drei Tagen biſt du ganz ſtumm und bleich geworden.“ — „Laß mich, Kind, mir iſt nicht wohl,“ ſagte Cäcilie und blieb allein.

Auch Stein erſchien nicht im Speiſeſaal und der Freiherr ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Es ging Alles ſo gut,“ ſagte er beim Schlafengehen zu ſeiner Frau; „Antoinette war ſo glücklich mit Stein; da kommt meine romantiſche Schweſter und ſtört das Ganze. Ich wünſchte, ſie wäre mit ihren poetiſchen Gefühlen und ſentimentalen Geſchichten in der Reſidenz geblieben. Auf dem Lande kann man ſo etwas gar nicht brauchen.“ — „Es iſt wahr,

eine geistreiche Frau kann doch niemals Ruhe halten," bemerkte die Freifrau, welche keineswegs geistreich und folglich immer sehr ruhig war. — „Ich weiß was ich thue," sagte der Freiherr; „anstatt die Doppelhochzeit in acht Tagen zu halten, wollen wir sie übermorgen schon feiern, man muß die Leutchen überrumpeln."

Der Tag vor diesem Uebermorgen war einer jener peinlichen, an welchem moralische Gewitter aufzuziehen scheinen. Durch die schlaflose Nacht und die unterdrückte Gemüthsbewegung hatte Cäcilie Kopfweh bekommen und mußte zu Bett bleiben. Antoinette pflegte sie, Robert kam oft, sich zu erkundigen, und die Pflegerin stattete ihm im Nebenzimmer ziemlich langen Bericht ab. Cäcilie strengte dann ihr Hörorgan an, um zu vernehmen, was Beide sprachen; aber die Worte, die sie erreichten, waren ganz geeignet, ihre Eifersucht zu beschwichtigen: Blumen, Thiere, ländliche Feste u. s. w., nie war die Rede von Gefühlen.

Gegen Abend schlief Cäcilie ein, Antoinette saß mit einem Buch an ihrem Bette. Da öffnete die Kranke die Lippen: „Nur keine Ehe ohne Liebe!" sagte sie im Traum. — Antoinetten entsank das Buch und sie saß lange in Nachdenken verloren; endlich erhob sie sich, begab sich zu Cäciliens Schreibtisch, wählte unter den duftenden rosigen Papieren der eleganten Tante und schrieb an Stein einige Zeilen, die sie Cäciliens Kammermädchen zur Besorgung übergab. Kaum waren dieselben abgesandt, als sie im Vorzimmer leise ihren Namen hörte. Es war Robert, welcher sie rief, um sich vor Schlafengehen noch einmal nach Cäcilien zu erkundigen, und leise auf den Zehen, um die Tante nicht zu stören, schlich Antoinette hinaus und ließ die Thür halb geöffnet, damit das Schloß kein Geräusch verursache.

„Sie schläft und träumt," sagte Antoinette. „Es ist doch etwas Eigenes um das im Traum gesprochene Wort; es wirkt so orakelmäßig auf die Zuhörer. Man sollte meinen, die vom Schlaf gefesselten Sinne wären umwölkt, und doch macht es den Eindruck, als sey der Geist dadurch nur um so freier und voll tiefer Einsicht in die Wahrheit." — „Und was sagte denn Cäcilie im Traum?" fragte Robert gespannt. — „Keine Ehe ohne Liebe! — Seit einer Stunde stehen diese Worte vor mir, wie die große Tafel vor unserm Garten: „hier liegen Selbstschüsse," wie eine Warnung vor Sünde und Unglück. — Mir ist es, als hätte ich seit einer Stunde Jahre verlebt, so viel mußte ich darüber denken."

Antoinette war auch wirklich ganz bleich und ernst. „Und was gedenken Sie nach der Warnung zu thun?" fragte Robert. — „Ich habe schon gethan," erwiderte Antoinette bestimmt, „ich habe an Stein geschrieben. Ich kann ihn nicht heirathen, denn ich liebe ihn nicht; auch konnte ich die Entscheidung nicht länger verschieben, sie mußte mir von der Seele. That ich nicht recht?" — „Sie handelten recht — weil Sie ein Weib sind, aber ich — mich bindet die Ehre: ich muß die Ehe eingehen ohne Liebe." — „Großer Gott!" rief Antoinette, „Sie ohne Liebe! O die arme Tante!"

„Ja wohl die arme Tante!" sagte eine weiche, traurige Stimme an ihrer Seite, und neben Beiden stand Cäcilie im weißen Nachtgewand, über welches ein türkischer Shawl geworfen war, der seine weichen Falten um ihre zarte Gestalt schmiegte. „Aber eben weil ich so unglücklich bin, sollst du es nicht seyn, mein Kind. Robert, Sie sind frei von den Fesseln, die Ihre Ehre Ihnen nicht zu lösen gestattete; Sie sind frei von meiner Liebe, machen Sie Antoinette glücklich. Ihr liebt euch Beide; ich verstand die Hieroglyphen eures Gefühls, mein eigenes lehrte sie mich deuten und mein Herz wäre beinahe darüber gebrochen." — Cäcilie legte zitternd beider Hände in einander, und als sie wonnetrunken sich in die Arme sanken, wankte sie in ihr Zimmer zurück und legte sich nieder.

(Schluß folgt.)

Rückblicke auf deutsche literarische Händel.

(Fortsetzung.)

Der Bediente Nestor, der in Folge der Ansteckung durch seinen Gebieter fast auch so weit gerathen war, an die höheren Dinge zu glauben, darf ihn, nachdem Polykomikus mit gleicher Geschwindigkeit an ihm seine Künste bewährt, auf dieser Reise begleiten, und so ziehen sie denn, das noch incognito in der Spitzhaut steckende Aufklärungsgenie Stallmeister an der Leine führend, in's Weite.

Anfangs fallen sie nicht selten in ihre phantastischen Ueberschwenglichkeiten zurück, wobei jedoch Nestor, vermöge seiner festeren und solideren Prosanatur, sich ungleich mannhafter als der verwöhntere Prinz zu behaupten weiß. So widersteht er, vermöge seiner erstaunlichen Erfahrung, dessen Ansinnen, den Hund vom Stricke loszulassen; denn er weiß wohl, daß in solchem Falle dergleichen Bestien davonlaufen. Auch findet sich seine weise Beobachtungsgabe bald darauf auffallend bestätigt, denn als sie endlich dem Spitz wirklich die Freiheit geben, macht er sogleich einen unvernünftigen Gebrauch von derselben und rennt in die Welt hinein, woraus folgt, daß man Alles, was sich nicht frevelhaft emancipiren soll, hübsch am Stricke führen muß.

Nun gelangen Beide zu einer Station, wo sie das räthselhafte Ding, „guter Geschmack" genannt, einiger

maßen zu finden berechtigt wären. Es ist dieß jene große symbolische Mühle, wo für die Männer und Frauen, Knaben und Jungfräulein Deutschlands das herrliche Mehl der romantischen Empfindsamkeit, nebst zugehöriger Grütze, Graupen und dergleichen gemahlen wird, mit Einem Worte, die von dem Dichter sinnreich als eine große Fabrikanstalt gedachte Romanenliteratur der damaligen Zeit.

An der Spitze dieses wohlthätigen nationalen Nähr- und Geschmackinstituts steht der biedere, kernkräftige, zu seiner Zeit sehr fruchtbare Verfasser des berühmten Siegfried von Lindenberg, Johann Gottwerth Müller, der sogenannte Müller von Itzehoe, der das deutsche Familien- und Privatleben keineswegs ohne charakteristische Wahrheit, auch mit leidlichem Humor und manchem glücklichen Einfalle, im Ganzen jedoch mit einer allzuweitgehenden Geschwätzigkeit und mit geringem Aufwande von Darstellungskunst abzuschildern bemüht war, und in diesem Bezuge als einer der Vielen dargestellt wird, die den dichterischen Bestrebungen des Polykomikus, der Poeterei der Alltäglichkeit in die Hände arbeiteten; daher denn diese Schule den Polykomikus zum Schutzpatron hat und als ihren Heiligen anerkennt. Der „Siegfried von Lindenberg" ist Müllers beste Leistung; in seinen folgenden, äußerst zahlreichen Schriften hat er, wie dieß mäßigen Talenten zu ergehen pflegt, sich selbst nachgeahmt, und dadurch in seiner Manier sich immer mehr verflacht; daher denn auf das umfangreichste dieser spätern Werke: „Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes," ihm folgende boshafte Anspielung selbst in den Mund gelegt wird:

Mein Mehl bewahr' ich meist in braunem Papier,
Worin es sich gut hält, es ist ein plattes,
Unschädliches und ganz gesundes Essen.

Neben Müller figuriren als seine Gesellen und Mitarbeiter zuvörderst der große Bach, der gesegnete und gemüthliche Lafontaine, seiner Zeit das Schooßkind aller empfindenden Seelen, mit seinem Quinktius Heymeran von Flamming, seinem Rudolph von Werdenberg, vor Allem aber seinen herrlichen und süßen Familiengeschichten, die er zu Dutzenden auf den Lesemarkt einführte. Dieses Familienmehl nun, zu welchem Lafontaine seinen Geistesverwandten das Recept aufgestellt, wird in allen Gestalten, nach guter deutscher Art in Masse bereitet und muß selbst als Sauerteig jener Helden- und Vaterlandsdramen, in denen um die Wette Sophokles, Shakespeare, der Götz von Berlichingen und Werther klein gerieben werden, seine Dienste thun. Christoph Starke, Verfasser der „Gemälde aus dem heutigen Leben," bereitet ein Mehl (der Dichter hätte sagen dürfen eine Stärke), daß einem das Herz im Leibe lacht und man etliche Dutzend Semmeln und Milchbrode daraus mit einander vertragen kann. Große, der unter dem eiteln Namen eines Grafen von Vargas und eines Marquis von G. den „Dolch," den „Genius," „Liebe und Treue," den „zerbrochenen Ring," vier Bände spanische und eine Partie ordinäre Novellen schrieb, wird mit seiner schriftstellerischen Großthuerei ergötzlich mitgenommen. Meisner, Verfasser der noch jetzt als ganz leichte und mannigfache Lektüre lesbaren Skizzen, außerdem aber mehrerer nunmehr vergessener Geschichtsromane und Schauspiele, des Alcibiades, Epaminondas, Spartakus; Schlenkert, der sich mit seiner Thendelinde, Friedrich mit der gebissenen Wange, Kaiser Heinrich IV., Rudolf von Habsburg und dergleichen, mehr auf's Mittelalter geworfen, vor Allen aber Feßler, der den antiken Helden, einem Themistokles, Alexander, Attila, wenn sie nicht in den Mehlsack wollen, Arme und Beine entzwei schlägt, werden ihren Verdiensten nach von dem Müller gepriesen. Bei alledem will es Zerbino nicht vorkommen, als befinde er sich hier an der Quelle des guten Geschmacks, und er beurlaubt sich von dem darüber ein ziemlich langes Gesicht Machenden, mehr kurz als höflich.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Hofbälle. — Die Beduinenhäuptlinge.

Der dießjährige Fasching ist viel zu kurz, als daß eine Reihe von Bällen möglich wäre, da man wieder zu dem alten Gebrauche zurückkehrt, die Faschingsbelustigungen, wenigstens die offiziellen, mit Aschermittwoch zu schließen. Desto mehr drängen sie sich im dießmal so kurzen Zeitraum zwischen Neujahr und den Fasten. Dieses Jahr geht der Hof mit seinem Beispiele voran, und obgleich derselbe nicht mehr wie ehemals den Ton angibt, wird doch durch dieses Beispiel die allgemeine Lust gesteigert. Nach der jetzigen Hofetikette werden zu den allgemeinen Hoffesten alle Damen eingeladen, welche der königlichen Familie vorgestellt worden sind, so wie die Männer, welche bedeutende Aemter bekleiden, gleichviel in welchem Fache; die Nationalgarde darf natürlich nicht übersehen werden, und sie bekommt eine bedeutende Zahl von Einladungen. Im Militär gelangen Einladungen an sämmtliche Garnisonen in einem Umkreise von 7 bis 8 Meilen von der Hauptstadt. Die Frauen aller dieser Herren, wenn sie an den Hoffesten Theil nehmen wollen, müssen sich vorstellen lassen. Dieß pflegt in den ersten Tagen des Januars zu geschehen. Der erste dieser Abende in den Tuilerien war sehr glänzend. Die große Galerie, welche an die königlichen Gemächer stößt, war zum Empfang der 2600 Personen, welche sich daselbst eingefunden, keineswegs zu groß. Die Damen saßen in zwei Reihen, welche beinahe so lang waren als die Galerien; die Männer standen oder gingen umher. Die königliche Familie erschien zuerst in einem Salon am Ende der Galerie, in welchem sich das diplomatische Corps nebst den vornehmen Fremden, die Minister und die Hofbeamten versammelt hatten. Dann trat sie in die Galerie

und ging nun durch die beiden langen Reihen der im größten Schmucke prangenden Weiber, wobei die Hofdamen diejenigen vorstellten, welche zum erstenmale da waren. Hiemit gingen einige Stunden hin; dann erst konnte sich der König mit den Männern unterhalten. Bald darauf war Hofball, und nach dem eben erwähnten Gebrauche wurden alle Damen, welche vorgestellt worden waren, dazu eingeladen. Zu diesem Feste sollen über 5000 Einladungen erfolgt seyn, und ein solcher Ball hat daher so ziemlich das Ansehen eines öffentlichen. Die gelehrte und Künstlerwelt wird dabei so wenig vergessen, als die Handelswelt, und so haben beim Tuilerienball die meisten Stände ihre Repräsentanten. Fremde, besonders Engländer, finden sich ebenfalls in großer Anzahl ein. Die ungarischen Magnaten machen sich, wie überall durch ihre übertrieben kostbare Uniform bemerklich, und diesmal tanzten sie noch dazu die Masurka in meisterhaftem Styl. Wie sonderbar mußte diese bunte Masse europäischer Uniformen und dieser Flor mit Juwelen, Perlen und Gold geschmückter Damen den halb barbarischen Beduinenhäuptlingen vorkommen, die man zu diesem Feste eingeladen! Einige Tage vorher sah ich dieselben auf der königlichen Bibliothek, wo man ihnen arabische Handschriften zeigte. Sie trugen, wie alle Beduinen, den Burnous von weißer Wolle nicht allein um den ganzen Leib, sondern auch um den Kopf geschlagen; um das Abfallen desselben vom Haupte zu verhindern, hält ihn eine Art Strick fest, gerade wie man eine Nachtmütze befestigt. Sie könnten allenfalls für Trappisten gelten. Unter dieser wollenen Decke sollen sie zuweilen kostbare Kleider tragen; sie könnten sie sparen, denn der Burnous verhüllt sie gänzlich und gibt ihnen wahrlich kein martialisches, sondern vielmehr ein mönchisches Ansehen. Auf der Bibliothek saß ein Perser mit seiner Mütze von schwarzer Schafwolle; er las eine persische Handschrift und schien sich um die sonderbaren afrikanischen Gestalten, welche sich neben ihm bewegten, gar nicht zu bekümmern; sie erregten nicht einmal seine Neugierde; er hatte wohl schon manche Beduinen auf seinen Reisen gesehen. Der Dolmetscher ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und brachte ihn den Beduinen näher; die Unterhaltung hatte aber bald ein Ende; die Beduinen verstanden so wenig persisch, als er arabisch, und beiderseits bewachtete man die den Orientalen angeborene Gleichgültigkeit und Schweigsamkeit. Nach ihrem Sprichwort ist die Sprache silbern, das Stillschweigen golden, und da sie einen großen Respekt vor dem Golde haben, so sprechen sie nicht mehr, als unentbehrlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Bewegungen zur Reform des evangelischen Kirchenwesens.

Es hat jetzt den Anschein, als wolle die kirchliche Bewegung mehr und mehr eine allgemeine werden. Ist schon der Keim dazu längst vorhanden gewesen, so haben doch die jüngsten Ereignisse, und nicht unwesentlich die Ausstellung des Trierschen Rocks dazu beigetragen, denselben zu zeitigen. Der aufgeklärte Protestant macht sich kein Hehl daraus, daß seine kirchliche Verfassung locker, unzweckmäßig, dem Gegner zahllose Blößen darbietend, die eigenen Mitglieder der Gemeinde von der Kirche zurückstoßend sey. Es fehlt der evangelisch-lutherischen Kirche aller gemeinsame Mittelpunkt, es fehlt dem Einzelnen ein Band, das ihn zur Kirche zieht. Das fühlen Hunderttausende und sprechen es wohl unter sich innerhalb der vier friedlichen Wände des Zimmers aus, aber an gründliche Abhülfe so schreiender Uebelstände dachte Niemand, oder es scheute sich doch Jeder davor. Der evangelisch-lutherische Christ ist übel daran mit seiner Kirche, weil er an jedem fremden Orte, selbst im kleinsten deutschen Vaterländchen, eine andere Art Gottesdienst, eine ihm unbekannte und deßhalb störende Liturgie findet. Mancher hält dieß für unwesentlich, mir scheint aber Einheit auch in dem wenigen Ceremoniell, das der Lutheraner in seiner Kirche noch beibehalten hat, ein unerläßliches Erforderniß zur Steigerung des kirchlichen Sinnes und Lebens zu seyn. So denken und dachten gewiß Viele seit langer Zeit, und diesem Gefühle nebst der Ueberzeugung, daß unserer Kirche ein stärkerer innerer und äußerer Halt gegeben werden müsse, haben wir die Schritte zu verdanken, die vor Kurzem in unserer Stadt geschehen sind. Eine Anzahl evangelisch-lutherischer Glaubensgenossen haben nämlich eine Bittschrift an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und die in Evangelicis beauftragten Staatsminister entworfen, welche Verleihung einer freieren Verfassung für die evangelisch-lutherische Kirche Sachsens dringend beantragt. Zu vorläufiger Mittheilung dieses Gesuches fand am 10. Januar eine allgemeine Versammlung hier statt, an deren Spitze der Appellationsrath Dr. Haase, Präsident der zweiten Kammer beim vorigen Landtage, Professor Dr. Biedermann und Archidiakonus Dr. Fischer standen. Die Meinung dieser und der mit ihnen einverstandenen Antragsteller ging Anfangs dahin, eine die betreffende Angelegenheit im Detail entwickelnde Petition direkt an den nächsten Landtag zu bringen, der im künftigen Herbst zusammentritt, nach reiflicher Ueberlegung aber faßte man den Beschluß, vorerst das Gesuch an die Minister gelangen zu lassen, um deren Ansicht über die Sache zu hören. In dieser Petition nun ist mit einfachen Worten ausgesprochen, daß zu größerer „Belebung, Erwärmung und Läuterung des kirchlichen Sinnes" die Theilnahme der Gemeinde selbst an kirchlichen Angelegenheiten etwa in ähnlicher Weise wünschenswerth sey, wie bei Vertretung des Landes in politischen Angelegenheiten auf den Landtagen. Die Rechte der Gemeinde bei solcher Kirchenverfassung, wie man sie im Sinne hat, sollen sich ihren hauptsächlichen Grundzügen nach erstrecken: auf positivere Betheiligung bei der Wahl ihrer Geistlichen, auf größere Selbstständigkeit der Gemeinden hinsichtlich der Verwaltung ihres Kirchenvermögens, und auf berechtigte Mitwirkung der Gemeinden bei Anordnung der liturgischen und dogmatischen Angelegenheiten. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, wird in der Petition die Errichtung von Presbyterien vorgeschlagen für jede einzelne Gemeinde, deren Mitglieder sich durch reihweises Austreten jährlich zu erneuern haben sollen. Aus sämmtlichen Presbyterien einer Diöcese soll ferner eine größere Diöcesansynode gebildet werden und diese endlich in allgemeine Landessynoden zusammentreten. Schließlich deuten die Petirenden darauf hin, daß unerläßliche Lebensbedingung für das Gedeihen einer derartigen freien Kirchenverfassung unbeschränkte Oeffentlichkeit bei den Verhandlungen und Berathungen in den Synoden seyn dürfte, und sowohl die Berathungen wie die Bescheide der Regierungen unverkürzt bekannt zu machen seyen. Diese in jeder Hinsicht höchst wichtige Petition liegt gegenwärtig an vielen Orten unserer Stadt zur Unterschrift auf, und es steht wohl zu erwarten, daß Jeder, dem es Ernst ist um ein gedeihlicheres kirchliches Leben, nicht anstehen wird, seinen Namen darunter zu setzen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Februar 1845.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Xenien
von Schiller und Goethe.

Rückblicke auf deutſche literariſche Händel.

(Schluß.)

Unterdeß iſt der entlaufene Stallmeiſter bei ſeiner einſamen Wanderung auf Jeremias geſtoßen und findet Gelegenheit, ſich dem Polykomikus vorzuſtellen, der aus dem wißbegierigen Spitz gar bald einen höchſt vielſeitigen und hoffnungsvollen Schriftſteller für das Wohl der Menſchheit und den Dienſt der Tugend zu dreſſiren weiß. Auf dieſe Weiſe gelangt der ehemalige Spitz dazu, in König Gottliebs Reiche Generaloberſchulmeiſter zu werden. Mit dem unſteten Jeremias aber gerathen wir unter eine Geſellſchaft wandernder Handwerksgeſellen, die uns bald ihre gemeinſame Liebſchaft, das Publikum, verrathen und ſich als eine neue Compagnie romantiſcher Autoren und Poeten enthüllen. Der erſte iſt Leonhard Wächter, der durch ſeine Sagen der Vorzeit bei allen deutſchfühlenden Biederherzen einſt hochbeliebte Pſeudonyme Veit Weber; der zweite iſt der furchtbare Spieß, den die Petermännchen, die Kettenträger, die zwölf ſchlafenden Jungfrauen, die Elementargeiſter, die Wahnſinnigen und Selbſtmörder, deren Biographien alle er zu ſchreiben hatte, eine Weile zu einem Gott der Leihbibliotheken erhoben. Ihm ſchließt ſich der kreuzbrave herrliche Cramer an mit dem „lahmen Wachtelpeter," dem unvergleichlichen „Erasmus Schleicher," dem „Kir von Karburg," den Harfen- und Jägermädchen, vor allem aber jenem biederben, krautkräftigen Ritter „Haſper a Spada," der ſo viele Lauzen brechen und ſo viele Humpen leeren mußte.

Nicht ohne Bitterkeit und anzügliche Satire wird dieſen romantiſchen Profeſſioniſten, unter unzarter Verzerrung ſeines Namens in „Gines," „Gänſelein," der berühmte Publiziſt Genz zugefügt, welcher damals nur noch durch ſeine theilweiſe ziemlich demagogiſchen „Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution" und ſeine in gleichem Geiſte abgefaßte, etwas renommiſtiſche „Beglückwünſchung Friedrich Wilhelms III." bei deſſen Thronbeſteigung, in welcher er Namens des geſammten Europa die Preßfreiheit zurückforderte, bekannt war, aber in der großen Selbſtgefälligkeit, die er an den Tag legte, bereits die Andeutungen gab, daß es ihm nicht um Grundſätze, ſondern um ſeine Perſon und das zu machende Glück und Aufſehen zu thun war; daher er denn, als es mit der Volkspartie nicht recht fort wollte, umſattelte und ſich den retardirenden Anſichten, die ſeitdem gegen das Prinzip der Revolution mit ſtets verſtärktem Nachdrucke geltend gemacht worden ſind, mit Vergnügen zum Concipienten und Sprecher lieh. Der fünfte und lezte Geſell, welchem in jener Scene etwas unſanft mitgeſpielt wird, iſt der ehrliche Falk, dem ſpäterhin ſeine philanthropiſche

Wirksamkeit so manchen Dank unter den Armen und Versäumten des deutschen Volks verdientermaßen eingetragen hat. Damals war ihm für einige in der That sehr nüchterne Versuche in satirischer Poesie ein ungemessenes Lob von Seiten Wielands zu Theil geworden; dieser hatte ihn einmal über das andere den deutschen Aristophanes, Lucian, Swift, und was es für humoristische Autoren noch sonst gibt, genannt, wofür der Gute von den Spaßvögeln der Schlegelschen Schule genug zu leiden hatte, der alte Vater Wieland aber von den unbärtigen Schöngeistern auf eine Art in die Schule genommen wurde, wie es freilich den Jungen gegen die Alten nur in der Literatur gestattet wird.

Auf den Gipfel seiner drolligen Lieblichkeit aber steigt unleugbar der Zerbino in jenen wunderbar süßen, pathetisch sinnigen, anmuthig bizarren Scenen, wo der Bediente Nestor in den Garten der Poesie geräth; wo ihn die gigantischen Bäume beredtsam umrauschen, die Blumen aus ihren riesigen Kelchen ihm zunicken und Melodien flüstern, wo Alles um ihn her auf so geisterhafte Weise himmlisch beseelt ist, daß er die größte Mühe hat, seinen gesunden Menschenverstand bei sich zu halten, damit er ihm nicht auch, gleich dem Hunde, davon renne. Indessen leistet er mit seiner derben, unempfindlichen Haut allen diesen schmelzenden Reizungen zuletzt den siegreichsten Widerstand und findet durch gütige Genien Gelegenheit, in einer köstlichen Conversation mit Tisch, Stuhl und Schrank, mit Braten und Salat, Kompots und sonstigen essentiellen Dingen sich von jenen phantastischen Anfechtungen durchaus zu erholen.

Der Prinz, in den Garten der Dichtkunst gleichfalls verirrt, wird durch Shakespeare hinausgeleitet und auf die richtige Chaussee gewiesen, denn er ist weit entfernt, den guten Geschmack bei solchen wilden Genies zu suchen. In einer Theegesellschaft bei Friederike Brun (das ist die Wirthin) trifft er mit Nestor wieder zusammen, sie haben aber weder den Geschmack noch ihren Hund gefunden, um dessen willen sie sich doch für eine Zeitlang getrennt hatten. So gerath denn besonders Zerbino allmählig in Desperation, und als sie bei solcher Stimmung des Prinzen in jene Gegend gelangen, die der Dichter malerisch mit den Worten bezeichnet: „Freie Sandfläche, in der Ferne Aussicht auf Heidekraut," beginnt dieser Unmuth sich allmählig zu regen. Ein Poet des Landes, der treffliche Pastor Schmidt von Werneuchen, auf welchen Goethe seine „Musen und Grazien in der Mark" dichtete und der in A. W. Schlegels „Wettgesang dreier Poeten" seine poetische Botanik und in Verse gebrachten Hausrath so wohlwollend anerkannt findet, sucht ihn vergeblich auf den landschaftlichen Effekt eines sich im Felde zeigenden Dornbusches aufmerksam zu machen. Er bricht zuletzt in völligen Wahnsinn aus, sucht das ganze Stück aus Leibeskräften rückgängig zu machen, damit er seine unselige, ihm von der Willkühr eines muthwilligen Dichters aufdiktirte Existenz los werde, und muß von den prosaischen und den poetischen Personen des Stücks, von Leser, Setzer, Kritiker und Verfasser, geknebelt werden. Da erkennt er die Macht des Schicksals über sich an, er sieht ein, daß er den guten Geschmack in der Irre gesucht, daß derselbe nirgends als in dem Reiche des großen Polykomikus zu finden sey, und obschon ihn der kleine Rückfall, daß er den Oberschulmeister für einen Hund hält, auf einige Zeit in Arrest bringt, so bekehrt er sich doch mehr und mehr zu den guten aufgeklärten Berliner Grundsätzen und besteht zuletzt das ihm auferlegte Examen mit Glanz. Eine Versöhnung des Polykomikus mit dem Satan beschließt das Stück.

Eine einfache Liebesgeschichte.

(Schluß.)

Der alte Freiher pflegte am Abend, wenn die Damen sich zurückgezogen hatten, mit dem Schwiegersohn und Robert zu rauchen. Die Hochzeitanstalten für den andern Tag waren in der Stille getroffen, und als Robert sich entfernt hatte, um nach Cäciliens Befinden zu fragen, konnte der Freiherr das Geheimniß nicht länger auf dem Herzen behalten und theilte es dem jungen Stein mit. Da reichte ihm dieser Antoinettens Billet, welches also lautete: „Nur keine Ehe ohne Liebe! — Ich habe entdeckt, daß wir uns gegenseitig nicht mehr lieben; es ist nur gut, daß wir noch frei sind. Leben Sie glücklich ohne Antoinette." — „Sehr kurz und deutlich!" rief der Freiherr entrüstet; „was mag der kleinen Hexe den Kopf verdreht haben? gewiß meine Schwester mit ihrer romantischen Exaltation."

Er eilte nach Cäciliens-Gemach und gelangte in's Vorzimmer gerade im Augenblick der ersten Umarmung, welche am Fenster stattfand. — „Geben Sie uns Ihren Segen!" rief Robert dem Eintretenden entgegen, „dann fehlt nichts zu unserem Glück." — „Ja, Papa, dann sind wir Alle glücklich!" rief Antoinette. Das leise Schluchzen in der Nebenstube vernahmen die Seligen nicht, der Freiherr hatte es aber gehört, als er an der halbgeöffneten Thür vorüberging.

„Und Cäcilie?" fragte er. — „Cäcilie liebt Stein," sagte Robert mit Bestimmtheit; er war überzeugt, nur daher rühre ihr schnelles Entsagen auf seinen Besitz. — „Und Stein liebt Cäcilie," versicherte Antoinette; ihre so oft verletzte Eitelkeit hatte sie das Richtige erkennen lassen. — „So bleibt es denn doch bei der Doppelhochzeit,"

meinte der Freiherr, sehr zufrieden mit dem Tausch, welcher die Tochter in seiner Nähe fesselte, „und morgen ist die Trauung.“ — „Wie? morgen?“ jauchzte Robert. — „Morgen schon?“ lispelte erröthend Antoinette, worauf sich Beide abermals in die Arme sanken; dann begab Alles sich zur Ruhe.

Am andern Morgen sandte Cäcilie Antoinetten eine Kiste mit Geschenken; die eigene Ausstattung war der Hochzeitgabe für die Nichte beigefügt und Antoinette freute sich sehr über alles. — Cäcilie war mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, als Stein sich bei ihr melden ließ. Das Zimmer hatte schon ganz das Wohnliche eingebüßt, welches Cäcilie mit Büchern, Nippes und Kissen in den vier Wänden, die sie bezog, es mochte seyn wo es wollte, so schnell herzustellen wußte. Stein hätte sie gern allein gesprochen, aber das Kammermädchen war zugegen, und Cäcilie dachte nicht daran, sie fortzuschicken. Cäcilie sah so bleich aus, daß sie ihm gar nicht als ein Weib mit klopfendem Herzen, mit schlagenden Pulsen und zum Küssen geschaffenem Munde erschien, und doch war er gekommen, um ihr eine Liebeserklärung zu machen. Er mußte wegen der Gegenwart des Kammermädchens französisch sprechen.

„Wir stehen Beide vereinsamt,“ sagte er, „wollen Sie nicht vereint mit mir durch das Leben gehen?“ — Cäcilie blickte ihn mit ihren großen Augen ernst und kalt, doch fragend an. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie mit der tonlosen Stimme eines aus einer Ohnmacht Erwachenden. — „Werden Sie die Meine, geben Sie mir die Hand, die Sie noch vor Kurzem einem Andern zugedacht hatten! — der Andere liebte Sie nicht — ich aber, Cäcilie, liebe Sie.“

Cäcilie hielt das Tuch vor die Augen, dann machte sie eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — „Nie, niemals!“ rief sie, und Stein entfernte sich raschen Schrittes. Bald rollte sein Wagen über den Schloßhof. Nach einigen Stunden war Cäciliens Wagen gepackt, man erwartete die Pferde. Cäcilie wollte die Hochzeitfreuden nicht stören. Antoinette schluchzte an ihrem Hals. „Liebe Tante,“ sagte sie, „welches traurige Ende nimmt deine schöne Liebesgeschichte!“ — „Ich sagte dir ja gleich, daß die Liebe einer bunten Seifenblase gleicht, welche bei der kalten Berührung der Außenwelt nur allzuleicht zerspringt.“ — „Aber daß ich es gerade seyn mußte, die dein Glück zerstörte! — ich meinte, du liebtest Stein und hättest ihn mir mit Absicht entrissen.“ — „Ich sagte dir ja, daß viele Lügen in die Liebe gewoben werden, daß sie, wie das Chamäleon, von tausend Unwahrheiten schillert, und daß es schwer ist, Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden.“ — „Aber deine Liebesgeschichte war ja ein Heiligenbild, es war mit den wahrsten Farben gemalt, und ich glaubte daran.“ — „Glaube immer, mein Kind, an das ewig wahre Gefühl; auch in meinem Herzen lebt noch das Heiligenbild, nur das Spinnengewebe, das es an's äußere Leben fesselte, ist zerrissen.“

„Ich Unglückselige! ich habe in die zarten Fäden mit kindischer Hand gegriffen.“ — „Trübe dein Glück nicht durch Selbstvorwürfe, mein Kind, und laß mich ziehen in die Welt, welche mir nichts mehr bieten kann. Laß mich in das Leben zurückkehren, an dessen innere Einsamkeit ich gewöhnt bin.“ — „Und Stein?“ fragte Antoinette. — „Steins Weg ist nicht der meine; ich könnte ihn wohl flüchtig verstehen und schätzen, ich finde leicht das Juwel aus jeglicher Fassung heraus — aber Liebe! O nein, Stein ließ sich täuschen durch seine männliche Eitelkeit, aber Stein wird sich trösten.“

„Du wirst sterben vor Schmerz, Tante!“ rief Antoinette laut schluchzend, als der Reisewagen vorfuhr und Cäcilie sich zur Thüre wandte. — „Frauen sterben nicht am Schmerz,“ erwiderte diese feierlich, „so sagte ich dir neulich, und ich werde wohl auch nicht sterben; laß mich nur erst mich selbst wiederfinden, dann siehst du mich wieder — vielleicht getröstet.“

Robert hob Cäcilien in den Wagen. Seit er Stein abreisen sehen und erfahren hatte, daß Cäcilie denselben nicht liebe, war er tief ergriffen von ihrer Großmuth. Sie erschien ihm wie eine Heilige, weil sie ihn hatte aufgeben können. — Wußte er denn nicht, daß ohne seine Liebe er ihr nichts war, daß sie ihn nur um seiner Liebe willen geliebt hatte? Der Schmerz, der sie verzehrte, galt ja nur seinem erloschenen Gefühl, auf dessen vermeinte Ewigkeit sie ihr Glück gebaut hatte.

Als Robert sie faßte und in den Wagen hob, zitterte sie heftig, aber sie sah ihn nicht an. „Fort! fort!“ sagte sie zum Kutscher. — Antoinette schluchzte eine halbe Stunde darauf noch heftig an Roberts Brust. Musik weckte sie aus ihrem Kummer. Es waren die Bauern von Roberts Gut, welche mit Sang und Klang das junge Ehepaar einholten — und Cäcilie war vergessen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Schluß.)

Die katholische Kirche. — Literatenverein. — Museum. — Witterung.

Seit mehreren Jahren hat die hiesige katholische Gemeinde, die allerdings der Seelenzahl nach klein ist, während der Messen aber oft äußerst zahlreich wird, keine eigene Kirche mehr. Die früher dazu bestimmte Räumlichkeit im Innern der Pleissenburg mußte wegen Baufälligkeit aufgegeben werden und ist seit der Wiederherstellung zu andern Zwecken benutzt worden. So war denn die katholische Gemeinde genöthigt, die Neukirche zugleich mit den Protestanten

in der Weise zu benügen, daß der katholische Gottesdienst unmittelbar nach Beendigung des evangelisch-lutherischen begann. So bereitwillig man auch den Katholiken zuvorkam, so störend war es doch für beide Religionsparteien, wenn ein außergewöhnlicher Andrang stattfand, was in den Messen fast immer der Fall war. Nach längerem Berathen soll nunmehr Hand an den Bau einer katholischen Kirche gelegt werden, weil aber die Mittel der hiesigen Gemeinde zu solchem Baue nicht ausreichend sind, auch die außerordentlichen Beiträge von außen her die Kosten noch lange nicht decken, erlassen die Vorstände der katholischen Gemeinde an ihre protestantischen Mitbürger einen Aufruf, worin sie um milde Beiträge zu dem beabsichtigten Kirchenbau bitten. Die Frage: wird die hiesige evangelisch-lutherische Bevölkerung darauf achten? darf hiebei wohl nicht erst aufgeworfen werden. In freiwilligen, reichen Gaben hat sich Leipzig noch zu jeder Zeit ausgezeichnet und ist bis jezt, trotz immer neuer an dasselbe ergehender Anforderungen, nie ungeduldig geworden, nie hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Der Leipziger gibt leidenschaftlich gern, und er wird mithin auch dießmal und für diese Angelegenheit geben. Allein ein Bedenken erhebt sich ernst und bedeutungsschwer. Die Vorgänge in Schneidemühl, die Nachahmung, welche sie in Breslau gefunden, sind hier nicht spurlos vorübergegangen, und so hört man denn viele Stimmen laut werden, welche unverhohlen äußern, daß sie gern bereit wären, zur Erbauung einer deutsch-katholischen Kirche in Leipzig ansehnliche Beiträge zu geben, der Herstellung einer römisch-katholischen Kirche aber nur ein kleines Scherflein opfern würden. Das ist ein Zeichen der Zeit und der Gesinnung des Volkes, das man nicht außer Acht lassen möge.

Die Masse des vorliegenden Stoffes ist nach längerer Pause so bedeutend geworden, daß mein dießmaliger Brief an Sie zu einer kleinen Broschüre anzuwachsen droht. Darum nur noch wenige Worte. Am 21. Januar feierte der Literatenverein sein Stiftungsfest durch ein Mittagsmahl. Leider muß ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, anführen, daß diese Festlichkeit sehr dürftig ausgefallen seyn würde, hätten nicht die daran theilnehmenden wirklichen Mitglieder des Vereins durch zahlreich mitgebrachte Gäste die Lücken einigermaßen ausgefüllt. Von etwa siebzig hier lebenden Vereinsmitgliedern waren höchstens sechszehn zugegen. Man war indeß heiter und vergnügt, und vergaß auch über den materiellen Genüssen nicht die Bedeutung des Festes, die sich in mehrfach anregenden Toasten und Tafelliedern aussprach, von denen sich namentlich eines, „der Schutzgeist" von Herloßsohn, durch trefflichen Humor, aus dem aber ein herber Ernst hervorblickte, auszeichnete. — Unser Museum, das nun ebenfalls sein einjähriges Bestehen bezwecken könnte, hat in diesem ersten Jahre doch so viel Theilnahme gefunden, daß die Erhaltungskosten bis auf ein geringes Deficit herausgekommen sind. Im zweiten Jahre, wo sich die Kosten verhältnißmäßig verringern dürften, während der Besuch im Steigen begriffen ist, wird sich das Mißverhältniß hoffentlich ausgleichen und das so wichtige, unserer Stadt zur Zierde gereichende Institut dann für alle Zukunft gesichert dasteben.

Eigenthümlich und ganz abnorm, wie der vergangene Sommer war, ist auch unser Winter. Im December hatten wir ziemlich heftigen Frost bei schönstem frühlingsblauen Himmel, aber nicht ein Flämmchen Schnee, und auch der Januar hat kaum einige Flocken zu uns verweht. Dieselben Berichte laufen aus unsern sonst von Schnee fast erdrückten Gebirgen ein. Nirgends geht der Schlitten, was den Verkehr im Gebirge nicht wenig erschwert, ja man besorgt nicht ohne Grund Wassermangel, wenn der Februar eben so trocken und ostwindreich vergehen sollte, wie es der December vorigen Jahrs und fast dieser ganze Januar gewesen ist.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Hofbälle. — Fel. David.

Solche in wollene Decken gehüllte Gestalten, wie die Beduinen, auf einem Balle zu sehen, wo Alles in den buntesten Farben prangt, war ein Curiosum, welches noch mehr aufgefallen wäre, wenn man die Leute nicht schon vorher gesehen hätte. Man hatte ihnen, als das Souper im Theater und in einer Nebengalerie begann, einen Platz in einer Loge angewiesen, damit sie die 600 Damen, welche sich an den langen Tischen niedergelassen hatten, desto besser überschauen könnten. So wenig sie ihre Empfindungen äußern, sah man ihnen doch die Ueberraschung an. Ihr überschwengliches Phlegma kontrastirte seltsam mit der Hast, womit sich Alles zum Theater drängte, als angerichtet war. Man hörte eine Weile zwei Engländerinnen, vielleicht recht noble Ladies, sich weidlich zanken, weil eine der andern vorrennen wollte; vielleicht zwei Nebenbuhlerinnen, welche einen eifersüchtigen Groll aus England herübergebracht hatten. Der Ball dauerte bis vier Uhr Morgens. Einige Abende darauf ließ der König in jenem Schauspielsaale durch die englische Truppe Hamlet und ein dem Französischen nachgebildetes Lustspiel aufführen. — Die Hoffeste folgen jezt schnell auf einander. Der Herzog von Nemours, welcher das Bedürfniß fühlt, einige Popularität zu gewinnen, was ihm bisher bei seinem phlegmatischen Charakter schwer gefallen ist, gibt zweimal in der Woche Soireen, wobei die ausgezeichnetesten Virtuosen sich hören lassen. Da aber seine Wohnung in den Tuilerien nicht sehr geräumig ist, und ein Prinz mit dem König nicht in Glanz wetteifern darf, so ist die dazu geladene Gesellschaft nur klein; aber auch hier wird Rücksicht auf sämmtliche gebildete Stände genommen und keiner übergangen. — Der Präfekt, Graf Rambuteau, gibt in den geräumigen Sälen und Galerien des jüngst erweiterten hôtel de ville am Sonnabende sehr glänzende Soireen und mitunter einen großen Ball. Natürlich finden auch hier die verschiedensten Stände Zutritt. Kleine Tageblätter spaßen über das bunte Gemälde, das hier den Blicken des Beobachters sich darbietet, und geben den Lesern drollige Geschichten zum Besten von jungen eleganten Herrn, welche mit Bestürzung auf dem Rathhausball ihre Schneider antrafen, denen sie noch eine bedeutende Rechnung schuldig sind, oder die sich in einer Quadrille einem agent d'affaires gegenüber sahen, welcher sie einmal in den Schuldthurm einsperren lassen. — Nach den Bällen wird die Reihe an die Konzerte kommen, deren schon jezt nicht wenige gegeben werden. Felicien David, der ehemalige Saint-Simonist, der sich durch seine „Wüste" so schnell einen Platz unter den beliebten Tonsezern erworben, hat auch schon die Unbequemlichkeit der Berühmtheit empfunden. Als seine Composition noch nicht die Probe einer wiederholten Aufführung bestanden hatte und der Erfolg noch zweifelhaft war, mußte er sich glücklich schätzen, daß ein Musikverleger ihm das Verlagsrecht seiner Ode-Symphonie um 1500 Franes abkaufte, und da ihm viel daran lag, sein Geistesprodukt dem Publikum wieder vorzuführen, wendete er sich deßhalb an den Direktor der italienischen Oper.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. Februar 1845.

Den Kranz von Roſen legte Germanien
Zur Erd' und ſtreuet Aſche ſich auf das Haupt;
Ihr Antlitz welket, ihre Locken
Flitzen zerſtreut umher.

Herder.

Winterlieder von Georg Rapp.

1.

Dein Winter währet lange,
Dein Sommer ſpät entbrannt
Verſank dir immer bange,
O deutſches Vaterland!
Ihm jauchzte dein Gemüthe,
Da nahm er ſchon die Flucht;
Er brachte reiche Blüthe
Und wenig reife Frucht.

Die alten Kaiſer hoben
Dir ſchirmend ihre Macht,
Du lernteſt kaum ſie loben,
Da deckte ſie die Nacht.
Du ſahſt des Glaubens Blume,
Der Freiheit Morgenblick,
Die Helden mit dem Ruhme;
Und wo iſt nun dein Glück?

Ein Baum aus deiner Mitte
Den Schatten weit ergoß;
Das war der Väter Sitte,
Vom fremden Unkraut los.
Und freie Sänger ſtiegen
Aus dem Gezweig heraus,
Im Sang von deinen Siegen.
Wo iſt dein grünes Haus?

Dein langer Winter waltet,
Und froſtig ward die Zeit;
Verwittert und veraltet
Iſt deine Herrlichkeit.
O fall erbarmend nieder,
Du warmer Sonnenglanz,
Gib mir das Meine wieder,
Des kurzen Sommers Kranz!

2.

Iſt ſie vorbei des Herzens Macht,
Und ſeiner Sonne Glut am Ende?
Es ſteht, beraubt der Sommertracht,
Ein kahler Baum im Schneegelände.

Vom Himmel ward es heimgeſucht,
Und Strahlen hatten es umwoben,
Des Glaubens Blume gab ihm Frucht,
Es herrſchte königlich erhoben.

O Frühling komm, o Morgenroth!
Wie laſſet ihr uns lange harren!
Der Winter wird des Herzens Tod,
Es will verdorren und erſtarren.

3.

Der Wintereule Pfeifen gellt,
Des trüben Kauzes Töne ziſchen;
Das nennen ſie den Schmerz der Welt,
Und wollen uns damit erfriſchen.
Doch nackt und dürre bleibt der Wald,
Den Grund will keine Blume zieren,
Die Sonne ſelber wird uns kalt,
Sie krächzen fort, bis ſie erfrieren.

O hätten wir ein frohes Herz,
Und ſängen ſeine Freudenlieder,
Wir brächen durch den ſtarren Schmerz,
Die alte Sonne wärmte wieder,
Die todten Wälder wachten auf,
Es brauste frei der ſtarre Bronnen,
Die alte Menſchheit käm' im Lauf,
Erhaſchte neu der Jugend Wonnen.

4.

Unter tiefen Klagelauten
Wankt der Windſtoß in die Welt,
Alle ſeine alten Trauten
Hören bleich es und entſtellt. —
Todeshauch aus deinem Herzen,
Deine Arme kalt wie Eis,
Kannſt du ängſten nur und ſchmerzen?
Wehteſt ſonſt ſo froh, ſo heiß.

„Meine Blüthen ſind verdorben,
Meine Freude ſank hinab,
Klagevoll bin ich geſtorben,
Schwebe ſehnend aus dem Grab.
Um die Meinen muß ich werben,
Wie am Tage meiner Luſt,
Muß ſie alle machen ſterben
An der kalten Leichenbruſt."

5.

Vom Felſen ſtrahlt das Eis,
Die Tanne blüht bereift,
Der Waldſtrom funkelnd ſchweift
Im Thale ſilberweiß.

Der Berg iſt überblüht
Von hohem Abendroth.
Nun ſind die Blumen todt,
Nun iſt der Tag verglüht.

O kalte, ſtrenge Nacht,
O Oede ſtill und bleich!
Und doch iſt freudenreich
Ein Herz für dich erwacht.

In deiner Lüfte Flut
Der Edelhirſch erſtebt,
Und kühler ſtolz erhöht
Der Freiheit heißes Blut.

6.

Meine Erde, du lebensmüde,
Schläfſt du in der ſchweigenden Nacht?
Glänzender Abgrund, ewiger Friede
Hat die Halle dir aufgemacht;
Tauſende frommer Augen erſchloſſen,
Leuchtende Hüter um dich geſtellt.
Schwebe vom ſanften Strahl umfloſſen,
Träume dich ſtill durch Gottes Welt!

St. Martins Nachtwache.

(ſ. Nr. 19 – 24.)

II.

Dreizehn.

Mit unſerm Heiland ſaßen beim Nachtmahl zwölf Apoſtel zu Tiſch, und ſeitdem gilt es für eine gefährliche Vorbedeutung, ſelb dreizehn zu ſpeiſen. Nun will ich freilich nicht behaupten, daß dieſer Glaube oder Aberglaube der menſchlichen Vernunft zu abſonderlicher Ehre gereiche, kann aber dabei nicht verhehlen, wie ſehr ich dem menſchlichen Herzen im Allgemeinen es Dank weiß, daß das Sprüchwort nur will, einer von den Dreizehn müſſe binnen Jahresfriſt ſterben, ſtatt zu behaupten, von Dreizehn, welche mit einander zu Tiſch ſitzen, müſſe einer nothwendig ein Verräther ſeyn. Ihr lächelt, wenn ihr jedoch ein Bischen nachdenkt, wird euch der Spott vergehen. Bildet euch zum Beiſpiel dreizehn Offiziere ein, die inmitten einer Tage lang dauernden Schlacht ſich an einem und demſelben Tiſch zu haſtiger Mahlzeit zuſammenfinden und bei denen es heißt: einer von ihnen müſſe demnächſt ſterben. Werden ſie nicht mit lachendem Mund entgegnen: gut, wenn die Reihe bloß einen einzigen trifft, denn wir müſſen ja zufrieden ſeyn, ſo nur einer übrig bleibt! Wie trübſelig dagegen würden ſich ihre Empfindungen geſtalten, wenn ſie denken ſollten, unter ihnen ſitze ein Judas; und ſo das Unglück wollte, daß einer gar brandrothe Haare führte, gäb' es wahrhaftig unter den Donnern der Schlacht ſelbſt einen

Raufhandel, denn die Unvernunft im Menſchen iſt nicht minder leidenſchaftlich, wie die Sinnlichkeit, und dem Glauben an Vorbedeutungen kommen oft Thatſachen zu Hülfe, welche ſogar ſeine Majeſtät der höchſtſelige Kaiſer Joſeph der Zweite nicht in Abreden ſtellen könnte. Da haben wir zum Beiſpiel das folgende Ereigniß, welches der Erzähler * aus dem Munde des tapfern Fürſtenſohnes ſelber vernahm, dem es begegnet iſt.

Die Karrenbüchſen der verhängnißvollen Oktobertage von 1813 hatte einander ſchon lange und lebhaft widerſprochen, aber ihre Gründe bei weitem noch nicht erſchöpft, und es ſollte noch manches Dorf, mancher Meierhof in Flammen aufgehen, ſo wie noch viele Menſchenleben koſten, bevor zu ſagen war, wer eigentlich die gewaltige Schlacht verloren, Napoleon oder die Verbündeten. Die Streitenden freilich, die ſpähten und forſchten nicht gar ſo ängſtlich nach dem Ausgang; wenn einer nur einmal ſo viele Patronen aufgebiſſen hat, daß ihm der Bart von Salpeter ſtarrt und ſeine Lippen ſchwarz wurden, dann fragt er den Gottſeybeiuns nach Tod oder Leben, und ſo er in ſeiner Gleichgültigkeit etwa an den Sieg denken mag, zweifelt er keinen Augenblick an des Gegners Niederlage. Ganz anders iſt das mit den Landleuten, die von den verſchiedenen Schlachtreihen wie von den Maſchen eines Netzes umfangen, wehrlos für Habe, Familie und Leben zittern, und der alte Müller Erdmann hatte in ſeiner Art daher ganz recht, da er ſagte: „Die ſollen gewinnen, deren Patrontaſchen ich zuerſt ſehe.“

Er richtete dabei ſeine Augen bedenklich zum Firſt des Hauſes empor, vor deſſen Thür er am frühſten Morgen ſtand, um zu horchen, von welcher Seite der Höllenlärm wieder losging, auf deſſen Aufhören er als ein kluger Mann ſich noch gar keine Rechnung gemacht hatte. Die Mühle ſtand abſeits vom Dorf in einem freundlichen Verſteck zwiſchen Rüſtern, Erlen und Weiden, an einem muntern Bächlein, das ſich unweit davon in die Elſter ergießt, und bei dem damaligen hohen Waſſerſtand das Rad prächtig hätte treiben können, wenn nur etwas zu mahlen da geweſen wäre. Ihr wißt wohl ſchwerlich alle, wie einladend heimlich ein ſächſiſches Dorf ausſieht mit ſeinen reinlichen Häuſern, deren bemalte Außenſeite Riegelgebälk und Backſteine in regelrechter Abbildung darſtellt. Und vollends nun eine Mühle, die gewöhnlich zugleich das Wirthshaus vorſtellt, und wohin die Städter, in ſo fern ſie nicht allzuweit entfernt liegt, Sonntags ihre Weiber und Kinder „in die Semmelmilch“ führen! Das iſt ein reinliches, behäbiges Weſen, von welchem ein Fremdling auch ohne die Erläuterungen der Weltweisheit über das Heimweh allenfalls begreift, wie es den Sohn des Sachſenlandes aus der Fremde mächtig zurücklockt nach dem labenden Mehlgeruch der klappernden Mühle und nach ihrer beſcheidenen Bewirthung.

„Ein gottvergeſſenes Gebrumm,“ ſagte Erdmann, „das uns ſeit geſtern Nachmittag immer näher auf den Hals rückt.“ Aus dem Hauſe ſprang ein kleines, pausbackiges Mädchen von ſieben bis acht Jahren. „Großvater,“ rief das Kind, „Großvater, geh' doch auf den Boden, da kannſt du was ſehen!“ — „Nun, was denn, Chriſtiane? Brennt wieder ein Dorf?“ — „Darnach ſchauen wir gar nicht mehr aus, rechts und links iſt der Himmel Ein Dampf. Aber über des Schulmeiſters Wieſe reiten lauter Putzemummel mit langen Judenbärten im Geſicht und mit Bohnenſtangen in den Händen.“ — „Schütz' Gott, das ſind Koſaken! Sie kommen doch nicht daher?“ Die Kleine lachte. „Du mußt nicht lachen,“ mahnte der Müller; „die Koſaken freſſen die Kinder.“ — „Ich bin ja ſchon ein großes Mädchen, wie die Großmutter immer ſagt,“ verſetzte Chriſtianchen unerſchrocken und fuhr dann zutraulich fort: „die Putzemummel haben Flößholz geſpielt; ein ganzer Haufen iſt in den Bach hineingeſprengt und fortgeſchwommen.“ — Dem Müller graute vor dieſem Spaß, ſo ſehr er auch den Koſaken das Fortſchwimmen gönnte und von Herzen wünſchte, ſie möchten ſammt und ſonders ertrinken. Wie aber erſchrack er vollends, da er mit einemmal klappernden Hufſchlag vernahm, und es gereichte ihm nur zu geringem Troſt, als ſtatt der gefürchteten Steppenreiter einige behelmte Dragoner erſchienen, hinter denen ein Fourgon vierſpännig einherraſſelte. Chriſtiane flüchtete ſich hinter die Thür, kam jedoch in wenigen Augenblicken wieder an der Hand ihrer Mutter hervor, ſobald ſie den Großvater mit den Ankömmlingen deutſch reden hörte.

„Er hat nichts zu fürchten, mein Freund,“ rief der Offizier; „die Dragoner und Huſaren bleiben dort hinten aufgeſtellt, und der Prinz Wilhelm wird ſich keine volle Stunde bei Ihm aufhalten, um beim Frühſtück für geſtern und wahrſcheinlich auch für heut zu Mittag zu ſpeiſen. Was Er uns geben kann, um die Mahlzeit zu vervollſtändigen, ſoll redlich bezahlt werden.“ — „Hören Sie,“ verſetzte der Müller, „mit den Lieferungen wird es ſchlecht beſtellt ſeyn. Milch und Butter haben die Herrn Franzoſen mitſammt den Kühen, die Eier mit den Hühnern verſpeist. Indeſſen ſteht zu Dienſt, was ich geben kann.“ — „Gut, mein Freund,“ ſagte der Offizier, indem er abſaß; „die Hauptſache haben wir ſelber bei uns, und unſer erſtes Bedürfniß iſt ein Platz am Heerd und etwas Holz für den Koch, in der Stube ein gedeckter Tiſch mit zwölf Beſtecken.“

Der Müller wandte ſich zu Chriſtianens Mutter, einer bleichen Frau von ſeinem, ſtädtiſchem Ausſehen. „Deck' den Tiſch, liebes Sophiechen,“ ſprach er, „wenn

* Wohlverſtanden, nicht der es niederſchrieb.

du so gut seyn willst, und die Kleine soll ihrer Großmutter in der Küche zur Hand gehen." — Vom Fourgon waren inzwischen einige Leute abgestiegen, welche nun mit Körben bepackt der bleichen Frau in's Haus folgten. „Ist das hübsche Weib Seine Tochter?" fragte der Offizier. — „Hören Sie, ja und nein," versezte Erdmann. — „Das ist mir zu rund." — „Verstehen Sie: der eigentliche Vater war ein hochwürdiger Herr Pastor. Meine Töchter sehen ganz anders aus, drall und prall wie vollgestopfte Mehlsäcke, und auch so schwer, und sie sind ihrer Zeit abgegangen wie die warmen Semmeln. Meine kleine Enkelin, welche Sie eben gesehen haben, ist von demselben Schlag."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

F. David. — Opernangelegenheiten.

Der Direktor der italienischen Oper, der ein guter Rechenmeister und ein kluger Kopf scheint, machte seine Bedingungen. F. David sollte ihm 1500 Francs für seinen Saal und wahrscheinlich für sein Orchester zahlen, und ihm „die Wüste" auf drei oder vier Monate zur beliebigen Aufführung abtreten. Der Tonsezer, welcher berühmt werden wollte, ging diese Bedingungen mit Freuden ein; als er aber sah, daß das erste Konzert in der italienischen Oper 15,000 Fr. eingetragen hatte, ging ihm ein Licht auf. Wie, dachte er, meine „Wüste" bringt das erstemal, da sie in der italienischen Oper gegeben wird, 15,000 Fr. ein, und ich bin so thöricht gewesen, sie dem Direktor auf ein Vierteljahr und zwar in der besten Jahrezeit abzutreten, der sie nun nach Herzenslust ausbeuten kann, ohne daß ich einen Heller davon beziehe? Die Freunde, denen er sein Herz ausschüttete, gaben ihm einen Rath, den er thörichterweise befolgte. Er verlangte gerichtlich Umstoßung des mit dem Direktor geschlossenen Contraktes, unter dem Vorwande, daß der Verfasser des Textes, ein gewisser, wenig bekannter Dichter Colin, auch bei der Sache interessirt sey und seine Einwilligung nicht gegeben habe. Die Verlagshandlung unterstüzte den Tonsezer in seiner Klage. Dieß war ein dummer Streich des ehemaligen Saints-Simonisten; das Gericht wies ihn ab, zumal der Direktor der italienischen Oper sich erbot, dem Tonsezer für jede Aufführung 500 Fr. zu bezahlen, wenn er die Proben selbst leiten wolle. F. David wurde böse und erklärte in den Zeitungen, er wolle appelliren. Dieß war ein zweiter dummer Streich. Er mochte dieß auch bald einsehen, und da der Direktor den Mann doch auch nöthig hatte, um die Aufführungen zu leiten, so ließ sich der erboste Tonsezer besänftigen, gab nach, leitete die Aufführung, und dießmal brachte sie 14,000 Fr. ein, eine Freude und ein Herzeleid zugleich für den glücklichen und unglücklichen Tonsezer, dessen Werk nun allgemeinen Beifall findet, aber um 1500 Fr. verkauft worden ist und dem Direktor der Oper viel Geld einbringen kann, ehe es dem Verfasser gestattet ist, es auf eigene Rechnung aufzuführen. In Zeit von vierzehn Tagen hat sich die Lage dieses Mannes ganz verändert. So eben noch suchte er ängstlich einen Verleger und einen Konzertsaal; jezt bietet sich ihm beides von selbst dar; der Hof sogar will sein geniales Produkt kennen lernen, und sezt der Verfasser noch einige „Wüsten," so kann er schnell ein wohlhabender Mann werden und auf eine Stelle in der Kunstakademie Anspruch machen. Aber freilich ist es um die sogenannte Vogue in Paris ein sonderbares Ding. Sie hebt zuweilen einen Schriftsteller, einen Künstler, einen Erfinder plözlich empor, läßt ihn aber auch oft nur zu schnell wieder sinken. F. David wird also wohl thun, wenn er den Zeitpunkt schnell benuzt und sein Schäfchen auf's Trockene zieht. — Der Operndirektor Leon Pillet klagt in einem hier vielbesprochenen Berichte an den Minister des Innern darüber, daß die vielen Konzerte in Paris der Einnahme der großen Oper sehr großen Abbruch thun. Freilich gibt er noch andere Ursachen an, welche zu Verminderung des Besuchs der Oper beitragen. Unter anderem werden die Cigarren verklagt. Eine solche Beschuldigung bedarf eines kurzen Commentars. Die reiche Welt speist hier um 6 Uhr Abends zu Mittag, und nach dem Essen, das heißt gegen 8 Uhr, rauchen die Dandies ihre Cigarren auf den Boulevards, anstatt die nicht weit davon gelegene Oper zu besuchen. Die Tabaksregie mag dabei gewinnen, aber Oper und Ballet gehen darüber zu Grunde. So wenigstens behauptet Leon Pillet, und zwar bei Gelegenheit des Plans zur Errichtung eines neuen Operettentheaters, von welchem ich schon mehrmals gesprochen habe. Der Constitutionnel hat sich diesen, nicht zur Veröffentlichung bestimmten Bericht Leon Pillets zu Nuze gemacht, um den Operndirektor zu beschuldigen, er selbst sey Schuld am Verfall seiner Anstalt. Gäbe er nicht seiner Favoritsängerin, Madame Stolz, einen Gehalt von 70,000 Franken, so könnte er andere Virtuosen besser besolden und brauchte sich nicht über die Unzulänglichkeit der ihm vom Staate jährlich zugelegten halben Million Franken zu beklagen. Pillet ist darüber böse geworden, hat sich in einem Schreiben an den Constitutionnel zu rechtfertigen gesucht, und da der Constitutionnel sich geweigert hat, dieses Schreiben einzurücken, so hat er denselben vor Gericht gezogen. Somit ist die Angelegenheit zur öffentlichen Verhandlung gekommen, und da der Constitutionnel jezt größtentheils in den Händen Dr. Verons, des vormaligen Operndirektors, sich befindet, so kam der alte Operndirektor mit dem neuen in Streit. Das Gericht hat Pillet mit seiner Klage abgewiesen. In den Verhandlungen suchte der jezige Direktor darzuthun, welche schwierige Stellung er im Vergleich mit Dr. Veron habe; die Ansprüche der Virtuosen seyen damals noch nicht so übertrieben gewesen, und Veron habe beinahe 800,000 Franken einzunehmen gehabt; derselbe habe Meyerbeersche Opern fertig vorgefunden u. s. w. Die Sorgen eines Operndirektors waren zu allen Zeiten sehr groß und werden allerdings immer größer. Namentlich muß er um jeden Preis immer etwas Neues bringen, was es auch sey. Gegenwärtig hat er zum erstenmale eine Truppe österreichischer Tänzerinnen, unter denen sich freilich keine Solotänzerin befindet, die also nur durch Ensemble gefallen können. Es sind bereits spanische, italienische, schwedische und norwegische Tänzerinnen auf dieser Bühne erschienen. Deutschland ist durch die beiden Elsler repräsentirt worden; aber einen ganzen Rudel deutscher Tänzerinnen hatte Paris noch nicht beisammen gesehen; hier sind nun dreißig neue Gesichter zu schauen, und mit diesen gibt sich ein Theil des Publikums nicht minder ab, als mit ihrem Tanze. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. Februar 1845.

Ainsi se confirme de plus en plus à nous l'existence d'une zone composée de millions de petits corps. — C'est un nouveau monde planétaire qui commence à se relever à nous.

Arago.

Ueber Sternſchnuppen und Meteorſteine.

Aus A. v. Humboldts Kosmos.

In Kurzem wird Alexander von Humboldt den erſten Theil ſeines angekündigten Kosmos erſcheinen laſſen, in dem er, den Begriff einer phyſiſchen Weltbeſchreibung eigenthümlich umgrenzend, gleichſam die Summe unſeres gegenwärtigen Wiſſens vom Naturzuſammenhange zu ziehen unternimmt. Mit jugendlicher Begeiſterung arbeitet der große Forſcher am Abend ſeines reichen, fruchtbaren Lebens an einem Werke, das der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt wichtig, den Deutſchen aber doppelt werthvoll ſeyn muß. Schon Humboldts Name erinnert uns lebhaft daran, wie viel deutſcher Geiſt und deutſche Ausdauer zu den großen Fortſchritten der Wiſſenſchaft im verfloſſenen halben Jahrhundert beigetragen haben, und dann iſt ja bekannt, daß Humboldt unſere Sprache mit einer Meiſterſchaft handhabt, die ſeinen Schilderungen einen von den wiſſenſchaftlichen Bewegungen ganz unabhängigen literariſchen Werth gibt. — Der fertige Band des Kosmos enthält in einem abgeſchloſſenen Naturgemälde bereits das, was der Verfaſſer als das Wichtigſte und Weſentlichſte ſeines ganzen Unternehmens betrachtet. Indem er dabei von den fernſten Nebelflecken des Weltraums zu den kleinſten irdiſchen Organismen herabſteigt, bezeichnet er mit ſichern Umriſſen durch die ganze Kette der Erſcheinungen den Standpunkt des gegenwärtigen Wiſſens und rationellen Muthmaßens in einer Weiſe, die geeignet iſt, jeden allgemein Unterrichteten in ſeiner Bildung weſentlich zu fördern. — Es iſt uns vergönnt, einen Abſchnitt dieſes Naturgemäldes unſern Leſern mitzutheilen.

Sternſchnuppen, Feuerkugeln und Meteorſteine ſind mit großer Wahrſcheinlichkeit als kleine, mit planetariſcher Geſchwindigkeit ſich bewegende Maſſen zu betrachten, die im Weltraume nach den Geſetzen der allgemeinen Schwere in Kegelſchnitten um die Sonne kreiſen. Wenn dieſe Maſſen in ihrem Laufe der Erde begegnen und, von ihr angezogen, an den Grenzen unſerer Atmoſphäre leuchtend werden, ſo laſſen ſie öfters mehr oder minder erhitzte, mit einer ſchwarzen glänzenden Rinde überzogene ſteinartige Fragmente herabfallen. Bei aufmerkſamer Zergliederung von dem, was in den Epochen, wo Sternſchnuppenſchwärme periodiſch fielen (in Cumana 1799, in Nordamerika 1833 und 1834), beobachtet wurde, bleibt es nicht erlaubt, die Feuerkugeln von den Sternſchnuppen zu trennen. Beide Phänomene ſind oft nicht bloß gleichzeitig und gemiſcht, ſie gehen auch in einander über: man möge die Größe der Scheiben, oder das Funkenſprühen, oder die Geſchwindig-

keiten der Bewegung mit einander vergleichen. Während die platzenden, Rauch ausstoßenden, selbst in der Tropenhelle des Tages alles erleuchtenden Feuerkugeln bisweilen den scheinbaren Durchmesser des Mondes übertreffen, sind dagegen auch Sternschnuppen in zahlloser Menge von solcher Kleinheit gesehen worden, daß sie in der Form fortschreitender Punkte sich nur wie phosphorische Linien sichtbar machten. Ob übrigens unter den vielen leuchtenden Körpern, die am Himmel als sternähnliche Funken fortschießen, nicht auch einige ganz verschiedenartiger Natur sind, bleibt bis jezt unentschieden. Wenn ich gleich nach meiner Rückkunft aus der Aequinoctialzone von dem Eindrucke befangen war, als sey mir unter den Tropen, in den heißesten Ebenen, wie auf Höhen von zwölf- oder fünfzehntausend Fuß der Fall der Sternschnuppen häufiger, farbiger und mehr von langen glänzenden Lichtbahnen begleitet erschienen, als in der gemäßigten und kalten Zone, so lag der Grund dieses Eindrucks wohl nur in der herrlichen Durchsichtigkeit der Tropenatmosphäre selbst. Man sieht dort tiefer in den Dunstkreis hinein. Auch Sir Alexander Burnes rühmt in Bokhara, als Folge der Reinheit des Himmels, „das entzückende, immer wiederkehrende Schauspiel der vielen farbigen Sternschnuppen."

Der Zusammenhang der Meteorsteine mit dem größeren und glänzenderen Phänomen der Feuerkugeln, ja daß jene aus diesen niederfallen und bisweilen 10 bis 15 Fuß tief in die Erde eindringen, ist unter vielen andern Beispielen durch die wohl beobachteten Aërolithenfälle zu Barbotan im Departement des Landes (24. Juli 1790), zu Siena (16. Juni 1794), zu Weston in Connecticut (14. December 1807) und zu Juvenas im Ardèchedepartement (15. Juni 1821) erwiesen worden. Andere Erscheinungen der Steinfälle sind die, wo die Massen aus einem sich bei heiterem Himmel plötzlich bildenden kleinen, sehr dunkeln Gewölke, unter einem Getöse, das einzelnen Kanonenschüssen gleicht, herabgeschleudert werden. Ganze Landesstrecken finden sich bisweilen durch ein solches fortziehendes Gewölk mit Tausenden von Fragmenten, sehr ungleicher Größe, aber gleicher Beschaffenheit, bedeckt. In seltneren Fällen, wie vor wenigen Monaten bei dem großen Aërolithen, der unter donnerartigem Krachen (16. Sept. 1843) zu Kleinwenden, unweit Mühlhausen, fiel, war der Himmel helle und es entstand kein Gewölk. Die nahe Verwandtschaft zwischen Feuerkugeln und Sternschnuppen zeigt sich auch dadurch, daß die ersten, Meteorsteine zur Erde herabschleudernd, bisweilen (9. Juni 1822 zu Angers) kaum den Durchmesser der kleinen römischen Lichter in unsern Feuerwerken hatten.

Was die formbildende Kraft, was der physische und chemische Prozeß in diesen Erscheinungen ist; ob die Theilchen, welche die dichte Masse des Meteorsteins bilden, ursprünglich, wie in dem Cometen, dunstförmig von einander entfernt liegen und sich erst dann, wenn sie für uns zu leuchten beginnen, innerhalb der flammenden Feuerkugeln zusammenziehen; was in der schwarzen Wolke vorgeht, in der es Minuten lang donnert, ehe die Steine herabstürzen; ob auch aus den kleinen Sternschnuppen wirklich etwas Compaktes, oder nur ein höherauchartiger, eisen- und nickelhaltiger Meteorstaub niederfällt, das alles ist bis jezt in großes Dunkel gehüllt. Wir kennen das räumlich Gemessene, die ungeheure, wundersame, ganz planetarische Geschwindigkeit der Sternschnuppen, der Feuerkugeln und der Meteorsteine; wir kennen das Allgemeine und in dieser Allgemeinheit Einförmige der Erscheinung, nicht den genetischen kosmischen Vorgang, die Folge der Umwandlungen. Kreisen die Meteorsteine schon geballt zu dichten Massen (doch minder dicht als die mittlere Dichtigkeit der Erde), so müssen sie im Innersten der Feuerkugeln, aus deren Höhe und scheinbarem Durchmesser man bei den größeren auf einen wirklichen Durchmesser von 500 bis 2600 Fuß schließen kann, nur einen sehr geringen, von entzündlichen Dämpfen oder Gasarten umhüllten Kern bilden.

(Fortsetzung folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortsetzung.)

„Aha, und das kleine Mädchen ist das Kind der Pastorstochter," versezte der Offizier. — „Nu eben." — „Und das bleiche Weib ist demnach Seine Sohnsfrau." — Der Müller runzelte die Stirn. „Sie ist meine Tochter, und damit hollah," drummte er, und der verdrießliche Ton im Gegensatz zu der eben noch bewiesenen gutmüthigen Geschwätzigkeit befremdete den Offizier dermaßen, daß er eine wunde Stelle berührt zu haben merkte. Nun ist es eine alte Erfahrung, daß der Krieg, wenn er im Allgemeinen die Leute verwildert, wenigstens auf das Gemüth der hochlöblichen Reiterei heilsam einwirkt, so daß die Dragoner im Kriege viel weniger roh zu seyn pflegen, als im Frieden. Ein junger Offizier von heute würde die barsche Ausdrucksweise des Müllers hart gerügt haben, ohne zu berechnen, ob und wie er dem Mann, wenn schon unwillkührlich, wehgethan; der Lieutenant Vollrath aber antwortete beschwichtigend: „Nichts für ungut, Alter! Ich hab' Ihn nicht beleidigen wollen, und ich denke, wir können gute Freunde bleiben, ohne daß Er meine naseweisen Fragen weiter beachtet."

Die dargebotene Hand ſchüttelnd, rief Erdmann aus: „Hören Sie, einem ſo niederträchtigen Herrn kann ich nichts verſchweigen. Mein Junge, der Chriſtian, war ein Candidat, als Student aber ſchon ein ſolcher Krakeeler geweſen, daß die Herrn vom Conſiſtorium nicht viel auf ihn hielten und ſich lange bedachten, ihn anzuſtellen, weil ſie meinten, ein Prediger mit Schmarren im Geſicht nehme ſich auf der Kanzel ſchlecht genug aus. Seiner Braut dagegen gefielen die Narben nur um ſo beſſer; im Handumwenden war das Unglück fertig, aber ſtatt nun eiligſt gut zu machen, was ſie durch ihr Zaudern doch verſchuldet, ſagten die Herrn: der Chriſtian ſolle gar keine Pfarre erhalten, und wenn er ſo alt würde wie Methuſalem. Da iſt er denn durchgegangen und hat nichts mehr von ſich vernehmen laſſen."

Neues Roßgetrampel unterbrach die vertrauliche Mittheilung, was dem leutſeligen Offizier ganz gelegen kam, denn ihm lag vor der Hand eher daran, einen Biſſen und einen Schluck zu erhalten, als noch mehr von einer Geſchichte zu vernehmen, wie ſie immer wieder vorkommt und die Niemand mehr wiſſen will, obſchon ſie, wie es im Liede heißt: das Herz bricht, dem ſie begegnet. Die Reiter zogen Zügel und Pallaſch an, der Roſſebändiger auf dem Sattelgaul des Fourgons die Peitſche, um die heranſprengenden Offiziere zu begrüßen, an deren Spitze der Prinz ſo ſchön und ſtattlich einherbrauste, daß ſeinem jugendfriſchen Angeſicht und den blitzenden Augen wahrlich Niemand angeſehen hätte, wie noch kein Jahr vergangen, ſeit das ganze Elend des ruſſiſchen Rückzuges mit aller Macht auch gegen dieſe ſeifenfeſte Geſundheit angeſtürmt war.

„Gott zum Gruß, lieber Vollrath," rief der junge Fürſtenſohn, indem er die Zügel ſeines Roſſes einem Reitknecht zuwarf; „iſt Alles beſtellt?" — „Beſtellt und geordnet," verſetzte der Lieutenant, und ſagte dabei weder Hoheit noch Durchlaucht, ſondern ganz einfach „Herr Graf." „Vortrefflich," fuhr Wilhelm fort, „wir haben Hunger wie die Löwen, aber wenig Zeit. Dort drüben ſchwärmen die Koſaken. Iſt noch kein Adjutant vom General da?" — „Nein." — „So wird er nicht lange mehr ausbleiben."

Die Herren traten in das Haus und in die große Stube, wo ſie den Tiſch gedeckt und mit Flaſchen bepflanzt antrafen. Mit unnennbarem Behagen betrachteten ſie das grobe Weißzeug, die Zinnteller, die Blechlöffel und die kleinen ſchwarzen Gabeln und Meſſer mit Horngriffen, obſchon ſo ziemlich alle Zwölf von Kindesbeinen auf gewohnt geweſen, mit ſilbernen Löffeln und wenigſtens mit Gabeln von blankem Stahl zu eſſen. Des Prinzen Diener brachten unverzüglich die Mahlzeit herbei, als deren anlockendſter Theil ein Pfannkuchen ſich zeigte, deſſen Erſcheinung Vollrath, den Sohn des Schwarzwaldes, anheimelnd, ihm bewies, daß die Franzoſen doch noch ein paar Eier übrig gelaſſen hatten. Mit der Mahlzeit kam zugleich ein eben angelangter franzöſiſcher Hauptmann zum Vorſchein. „Noch ein Beſteck!" rief der Prinz, während er den übergebenen Zettel entfaltete, um die Befehle des Generals zu leſen.

Der Offizier, ein Mann von etwa fünf-und-dreißig Jahren, mit narbenvollem, bleichem, etwas verlieder-lichtem Geſicht und einem überlangen rothen Schnauzbart, bedankte ſich unter dem Vorgeben, er fühle keinen Hunger, wobei ſeine großen blauen Augen mit einem ſo auffallend ſcheuen Ausdruck die Umgebungen betrachteten, daß der Prinz nicht umhin konnte, nach einem Grund dieſes verwunderlichen Benehmens zu ſuchen, und dieſen nach kurzem Nachſinnen gefunden zu haben meinte. „Unter den jetzigen Umſtänden iſt eine Mahlzeit ein glücklicher Fund," ſagte er, „und unvorſichtig, ſie auszuſchlagen, da Sie nicht wiſſen können, wie lange Sie wieder warten müſſen. Setzen Sie ſich alſo über allen Aberglauben weg, und greifen Sie zu." — „Aberglauben? Was meinen Sie damit?" fragte der Hauptmann kopfſchüttelnd. Der Prinz nahm Platz, legte die Uhr neben ſeinen Teller und bemerkte leichthin: „Wir ſind dreizehn!" Der Hauptmann lachte, die Uebrigen ſtimmten in das Gelächter ein, obſchon es etwas ſchauerlich klang und nicht ſo recht vom Herzen kam. Mit dem Lachen iſt es wie mit dem Geſang: die volle Bruſtſtimme thut wohl, nicht ſo die gekünſtelte Kopfſtimme.

So unverkennbar übrigens die Gemüthsbewegung war, welche den franzöſiſchen Hauptmann beherrſchte, er verſtand es, jede weitere Aeußerung derſelben in das Herz zurückzudrängen, das ſo ungeſtüm unter dem Ehrenkreuze ſchlug, und nachdem er es einmal über ſich gewonnen, etwas Speiſe in den Mund zu ſchieben, kam auch alsbald dem guten Willen die Natur zu Hülfe, und er nahm den tapferſten Antheil an dem herzhaften Angriff auf Schüſſeln und Flaſchen, wie er von allen Andern mit ſtummer Entſchloſſenheit ausgeführt ward, weil die Uhr neben dem Teller des Führers darauf hinwies, daß zum Plaudern keine Zeit ſey. Nach Verlauf einer ſtarken Viertelſtunde ſagte der Prinz zu ſeinen zwei Nachbarn rechts und links, einem Dragoner und einem Huſaren, indem er beiden einſchenkte: „Ein Wachtmeiſter mit zehn Pferden an den Bach zur Wache; Sie reiten im Trab voraus mit den Lenten durch den Hohlweg und über die Wieſen zu dem kleinen Gehölz, hinter welchem Sie den Generalſtab treffen; wir Uebrigen gönnen uns noch zehn Minuten, um den Wein auszutrinken und folgen dann in geſtrecktem Galopp. Ihre Geſundheit, meine Herrn." Die zwei Offiziere tranken aus und in wenigen Augenblicken darauf trabten Huſaren und Dragoner von dannen.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Fasching. — Neue Belustigungsorte.

Der Carneval mit allen seinen Genüssen und Herrlichkeiten ist da und nimmt die Wiener Menschheit um so mehr in Anspruch, als er heuer leider nur von sehr kurzer Dauer ist. Es ist für unsere immer lustgestimmte Welt keine geringe Aufgabe, die buntesten Faschingsfreuden in den engen Zeitraum weniger Wochen zusammenzudrängen. Daher auch Ball auf Ball, Fest auf Fest mit einem reichlichen Anhange von „großen Conversationen," Reunionen, Soiréen und dergleichen. Sieht man dieses lebendig wogende und im steten Wechsel kreisende Getriebe, oder wird man wohl gar in die weit ausholenden Wirbel mit hineingerissen, so fängt man fast an, an der wirklichen Existenz eines eigentlichen Lebensernstes zu zweifeln. Alle Sorge und trübe Stimmung geht im bacchischen Walzerkaumel unter und verflüchtigt sich wie leichter Nebel in der leuchtenden Nähe des sorgenlösenden Gottes. Ihm sind in der heitern Kaiserstadt unzählige Tempel erbaut, und der Cultus des Lebensgenusses hat in materieller Hinsicht beinahe seinen Culminationspunkt erreicht. Nicht genug, daß die alten dem Vergnügen gewidmeten öffentlichen Lokalitäten, wie Sperls Säle in der Leopoldstadt, oder Tomayers Casino in Hietzing, in immerwährender Umgestaltung und Erweiterung begriffen sind, so entstehen immer noch neue, an Großartigkeit und Eleganz die bisherigen bei weitem überbietende Räumlichkeiten, und ganze Legionen Genußsüchtiger bergen sich in ihrem kolossalen Innern. Dieß gilt zunächst von dem seit Faschings Beginn eröffneten neuen Odeon in der Leopoldstadt, einem ungeheuern Saale, der bequem 8—10,000 Menschen faßt und in der That durch die Größe seiner Dimensionen sowohl, als durch seine glänzende Ausstattung einen imposanten Eindruck auf den Eintretenden macht. Denken Sie sich einen Raum von 72 Klafter Länge, 18 Kl. Breite und 8 Kl. Höhe. Eine stattliche Doppeltreppe führt auf eine balkonartige Ballustrade, von wo aus der von einem Lichtmeer erfüllte (wenigstens 6000 Kerzen beleuchten den weiten Raum), reich verzierte und von der Hand italienischer Künstler (man nennt Cata aus Venedig und Maximilian Lodi aus Ferrara) mit malerischer Pracht ausgestattete Riesensaal sich weit aufthut vor den staunenden und geblendeten Blicken. Die Partien des Parterres sind abwechselnd Wintergarten und Tanzparquet. Wasserkünste vertreten die Stelle blaubusischer Quellen und Goldfische spielen in großen Glasbecken, während Straußsche Walzer rauschen und hunderte von Paaren im Tanze fortreißen. An den beiden Längenseiten ziehen sich Galerien hin (entstanden aus den innern Räumen zweier parallel laufenden Häuserreihen, sowie der eigentliche Saal selbst von einer mitten hindurchführenden, wie es heißt, über kurz oder lang wieder zu eröffnenden Gasse gebildet wird) und den Hintergrund nimmt die Credenz und das Büffet ein. Dieß ist ein beiläufiges Bild dieser neuen, von einem kühnen Unternehmer auf Spekulation in's Leben gerufenen Anstalt, von der man nicht weiß, ob und wie lange sie sich behaupten wird. Schon der fatale Umstand, daß die Regiekosten jedes Festabends sehr bedeutend sind, der Unternehmer aber schon beim dritten Balle sich zur Herabsetzung des anfänglich etwas hoch gespannten Eintrittspreises gezwungen sah, scheint kein ganz glückliches Prognostikon. So glänzend und verschwenderisch die innere Ausstattung ist, so ist doch bei diesem Riesenbau von architektonischer Schönheit keine Rede; dieser widerspricht schon das Mißverhältniß zwischen Länge und Breite und Höhe des Saals (derselbe ist genau so lang als unser Stephansthurm hoch), dann die flache Spannung des Plafonds. Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, wie taktlos sich unsere Journalistik bei der Eröffnung des Odeons benommen, wie es denn überhaupt in ihrem Charakter liegt, Lob und Tadel in maßloser Fülle über den betreffenden Gegenstand auszuschütten. Eine unserer Zeitschriften stellte das Odeon den riesenhaften Etablissements der Briten, ja sogar den klassischen Bauwerken Italiens geradezu an die Seite und rief mit sich selbst persiflirendem patriotischem Bombast: „Wir können jenen kolossalen Bauten einen Riesentanzsaal entgegenstellen!" Ein anderes Blatt dagegen überaos das Odeon und das Publikum seines ersten Abends mit boshaftem Spott. — Wie in den verflossenen Jahren, so ist auch heuer wieder Daum's viel besprochenes Elysium seit Beginn des Winters geöffnet und erfreut sich des lebhaftesten Zuspruchs. Daum versteht sich aber auch meisterlich darauf, die Schaulust des Publikums zu reizen. — Im hiesigen Sophienbade, dessen Dampfbäder sich der größten Frequenz erfreuen und worüber so eben eine eigene Abhandlung erschienen, ist die Errichtung einer bedeckten Schwimmschule im Plane, die zur Winterszeit zugleich als Tanz- und Conzertsaal dienen soll. Kein übles Projekt; eine Journalnotiz vergleicht dieses neue Etablissement mit dem Zirknitzer See, „wo man zugleich jagen, fischen und ernten kann." — Auf der Landstraße baut man an einem neuen Kaffeehause, welches an Räumlichkeit und Eleganz der Ausstattung alle bisher bestehenden hiesigen Cafés weit überbieten soll. Frägt man nach dem Entstehungsgrunde dieser und ähnlicher Anstalten, so beruhen sie alle „auf einem tief gefühlten Bedürfnisse;" in so fern wenigstens gewiß, als es den Kapitalisten darum zu thun ist, ihre Gelder zu placiren und die Spekulation auf die Schau- und Genußsucht des Publikums sich bisher noch immer als eine rentable erwiesen hat, wenn man nur die rechte Linie zu treffen weiß. — Um noch einmal auf den Carneval zurückzukommen, bemerke ich, daß das Straußsche Musikchor nunmehr ein förmliches, 220 Köpfe starkes Corps bildet, ein Beweis, wie groß — die vielen übrigen Orchester mit in Anschlag gebracht — die Consumtion von Tanzmusik in Wien seyn muß. — Je voller und stürmischer in den Tanzsalons, desto leerer und einsamer in den Conzertsälen, wenigstens in der diesmaligen Saison. Eine zwar sehr auffallende, aber durch den musikalischen Uebergenuß der vorhergegangenen Jahre sehr erklärliche Anomalie. Und doch wurden dem Publikum interessante Tongenüsse sowohl durch Aufführung größerer Kunstwerke, als auch durch die Leistungen tüchtiger Virtuosen geboten. Zu den bedeutenderen Produktionen gehörten zu wiederholtenmalen jene des hiesigen Männergesangsvereins, auf den ich bereits als auf den Stellvertreter der uns fehlenden Liedertafeln hingewiesen habe. Man kann diesem, den Keim vieles Guten im Schooße tragenden Vereine nur das beste Gedeihen wünschen. Der ästhetische Nutzen, den er stiftet, ist sicherlich von Bedeutung, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Gesangslust auch in den niedrigen Sphären der Gesellschaft wieder erwachte. Dieß hat man auch in Paris bedacht, und ein Deutscher war es, der französische Ouvriers singen lehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. Februar 1845.

— To the wars!
He wears his honour in a box unseen,
That hugs his kicksy-wicksy here at home,
Spending his manly marrow in her arms,
Which should sustain the bound and high curvet
Of Mars's fiery steed.

Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

„Ich verſteh' die Oeſterreicher nicht," ſagte plötzlich der franzöſiſche Hauptmann; „wenn ich mit nur zwei Feldſtücken bei dem Vorwerk auf der Höhe ſtände, die ſie beſezt halten, ſo dürfte mir keine Maus über die Wieſen, und die Verbindung wäre wahrhaftig doch wichtig genug, um den Aufwand einiger Kugeln zu rechtfertigen." — „Sie ſcheinen mit der Oertlichkeit bereits ziemlich vertraut," bemerkte der Prinz, worauf der andere entgegnete, er ſey ſchon früher in der Gegend geweſen. Der Prinz fuhr fort: „Ihrer Ausſprache nach ſind Sie kein geborener Franzoſe." — „Meine Wiege ſtand allerdings nicht im grünen Frankreich, aber wenn auch meine Zunge den Fremdling verräth, mein Herz und mein Säbel ſind gut franzöſiſch." Der Ton, in welchem der Hauptmann dieſe Auskunft ertheilte, klang etwas gereizt, weßhalb der Prinz ſeine Fragen nicht fortſezte, ſondern ſich mit irgend einer gleichgültigen Bemerkung zu Vollrath wandte und bald darauf, ſeine Uhr wieder in die Taſche ſteckend, mit lauter Stimme rief: „Ein leztes Glas, Kameraden! vive l'empereur!" — „Vive l'empereur!" jubelten die Zecher, leerten die Gläſer in langem Zug und brachen auf, dem Prinzen folgend, der mit dem Franzoſen vorangehend, über Gegenſtande des Dienſtes ſprach.

Auf dem Flur ſtand der Müller, ſein Sammtkäppchen in der Hand, um ſeinem vornehmen Gaſt ein Fahrewohl zu ſagen; wie ſehr jedoch der alte Sachſe von Kindesbeinen auf die eingefleiſchte Höflichkeit ſelber geweſen, dießmal vergaß er aller Rückſichten, um überlaut zu rufen: „Alle Schockſchwerenoth, der Chriſtian, mein ungerathener Junge!" — Der Franzos reichte ihm die Hand und ſagte in geläufigem Deutſch: „Sie brauchen juſt nicht ſo toll zu fluchen, lieber Vater. Ich bin freilich Ihr entlaufener Sohn, aber doch etwas beſſeres geworden, als wenn ich unter die Leipziger Magiſter gegangen wäre, um mich vom Abſchreiben und Correkturleſen zu nähren." — „Der Satansjunge hat nicht Unrecht," rief Erdmann, indem er den Sohn umarmte, während der Prinz im Stillen dem Offizier den Verdacht abergläubiſcher Scheu abbat, wofür er die Gemüthsbewegung deſſelben gehalten, und ſtehen blieb, um den Ergüſſen der Zärtlichkeit einige Augenblicke zu gönnen. „Alte, komm' hervor, der Chriſtian iſt da!" rief der Müller; herbeitrippelnd ſuchte das Mütterchen blöden Auges den Sohn und wußte nicht, wie ihm geſchah, da der ſtattliche Kriegsmann es in die Arme ſchloß. „Es hat mich erquickt," ſagte Chriſtian, „Sie noch einmal zu umarmen, lieber Vater, gute Mutter, und nun Gott befohlen!" —

„Wie, du willſt ſchon wieder gehen?“ fragte die Mutter. „Ich gehöre nicht mir,“ verſetzte der Sohn. — „Dorthin wende den Blick, böſer Bube!“ rief der Vater ſtreng, auf die bleiche Frau deutend, welche, inzwiſchen herbeigekommen, ſchüchtern in einiger Entfernung mit gefalteten Händen und ſchwimmenden Augen daſtand. Der Hauptmann richtete einen gleichgültigen Seitenblick auf Sophie. „Schöner iſt ſie eben nicht geworden,“ murmelte er. „Schlechter Menſch!“ rief Erdmann, „iſt das Alles, was du dem Opfer deiner Lüſte zu ſagen haſt?“ — „Larifari,“ verſetzte Chriſtian; „wir andern Soldaten hätten viel zu thun, wenn wir mit unſern alten Liebſchaften auch noch Umſtände machen wollten.“

Mit dieſen Worten eilte er die Treppe hinab, gefolgt von dem Prinzen und den Offizieren, die, bis auf Vollrath, den Auftritt kaum zur Hälfte begriffen und auch keine beſondere Neigung ſpürten, darüber nachzudenken, während die Roſſe vorgeführt wurden. Die arme Sophie fühlte ſich viel zu gut, dem rohen Trotzkopf nachzulaufen, und die alte Frau war bei ihr zurückgeblieben; der Vater jedoch ließ nicht ab, dem Sohn zu folgen, um mindeſtens ein milderes Wort, einen freundlichen Gruß für Sophie, eine wenn auch noch ſo geſtaltloſe Vertröſtung auf beſſere Tage herauszupreſſen. Der alte Müller war nicht nur, wie ihr merkt, ein ehrenfeſter Mann von altem Schrot und Korn, ſondern auch der Verlaſſenen mit einer Zärtlichkeit zugethan, die, obſchon durchaus väterlich, dennoch das Maß überſchritt, welches ſeinen eigenen Töchtern je zu Theil geworden; ſomit konnte er durchaus nicht faſſen, wie ein Mann, von Sophien geliebt, die Neigung dieſer ſchönen Seele mißachten mochte, und noch weniger begriff er, der im täglichen Umgang ſeit ſo vielen Jahren die allmählige Veränderung der blühenden Jungfrau in eine abgehärmte verlaſſene Mutter nicht wahrgenommen hatte, wie irgendwer das Weib nicht überaus reizend und verführeriſch finden konnte. Vor der Thüre draußen plauderte die kleine Chriſtiane in ihrer kecken, unbefangenen Weiſe mit den Leuten von des Prinzen Gefolge, denen ſie etwas zu eſſen hatte bringen helfen. „Sieh dort das unſchuldige Kind,“ ſagte der alte Mann, auf das Mägdlein deutend; „was du ihm ſchuldig wärſt, hab' ich alles redlich bezahlt, und werde fortfahren, dich bei ihm auszulöſen; nur Eines kann ich ihm an deiner Statt nicht geben, den ehrlichen Namen.“

Chriſtian ertheilte dem Alten keine Antwort, ſondern ſprang in einem Satz zu der Kleinen hin, um ſie ſo ungeſtüm in ſeine Arme zu nehmen, daß ſie vor Schreck aufſchrie. „Sey zufrieden, Schatz,“ ſprach der Hauptmann beſchwichtigend, „ich bin ja dein Vater.“ Er mußte ſeinen Troſt mehreremale wiederholen, bevor Chriſtiane ſich beruhigte. Erdmann war inzwiſchen näher getreten und fühlte ſich mit „ſeinem Jungen“ wieder ein wenig ausgeſöhnt, da er ſah, wie dieſer mit ſo augenſcheinlicher Rührung ſein Töchterlein betrachtete. Ein Herz, welches den Regungen väterlichen Gefühls zugänglich geblieben, iſt noch nicht ganz für alle milderen Stimmungen des friedlichen Familienlebens verloren. Die Kleine erholte ſich endlich von ihrem Schrecken, ſah den Rothbart mit altklugem Ausdruck aus ihren großen blauen Augen an und ſagte bedächtig: „Rickchens Vater iſt der Mann ihrer Mutter, doch meine Mutter hat keinen Mann.“ — „Wer ſagt das?“ fragte der Hauptmann. „Die Schulkinder alle miteinander,“ verſetzte das Mädchen. „Nun denn,“ rief Chriſtian, „ſo ſage den Schulkindern, daß ich morgen oder übermorgen wieder herkommen werde, um deiner Mutter einen Mann, dir einen rechten Vater zu geben. Auf Wiederſehen!“ Er vergrub einen Augenblick lang das apfelrunde Kindergeſicht in das Gebüſch ſeines Bartes, warf dann das Töchterlein in die Arme des freudig erſchreckten Großvaters, ſchwang ſich in den Sattel und ſprengte wie der Sturmwind den bereits im Galopp von dannen geritteten Kameraden nach.

(Schluß folgt.)

Ueber Sternſchnuppen und Meteorſteine.

(Fortſetzung.)

Die größten Meteormaſſen, die wir bisher kennen, die braſilianiſche von Bahia und die von Otumpa im Chaco, welche Rubi de Celis beſchrieben, haben 7 bis 7½ Fuß Länge. Der in dem ganzen Alterthum ſo berühmte, ſchon in der Pariſchen Marmorchronik bezeichnete Meteorſtein von Aegos Potamoi (gefallen faſt in dem Geburtsjahre des Sokrates) wird ſogar als von der Größe zweier Mühlſteine und dem Gewicht einer vollen Wagenlaſt beſchrieben. Trotz der vergeblich angewandten Bemühungen des afrikaniſchen Reiſenden Browne, habe ich nicht die Hoffnung aufgegeben, man werde einſt dieſe, ſo ſchwer zerſtörbare thraciſche Meteormaſſe in einer den Europäern jetzt ſehr zugänglichen Gegend (nach 2312 Jahren) wieder auffinden. Der im Anfang des zehnten Jahrhunderts in den Fluß bei Narni gefallene ungeheure Aërolith ragte, wie ein von Pertz aufgefundenes Dokument bezeugt, eine volle Elle hoch über dem Waſſer hervor. Auch iſt zu bemerken, daß alle dieſe Maſſen alter und neuer Zeit doch eigentlich nur als Hauptfragmente von dem zu betrachten ſind, was in der Feuerkugel oder in dem dunkeln Gewölk durch Exploſion zertrümmert worden iſt. Wenn man die mathematiſch

erwiesene ungeheure Geschwindigkeit erwägt, mit der die Meteorsteine von den äußersten Grenzen der Atmosphäre bis zur Erde gelangen, oder als Feuerkugeln auf längerem Wege durch die Atmosphäre und deren dichtere Schichten hinstreichen, so wird es mir mehr als unwahrscheinlich, daß erst in diesem kurzen Zeitraume die metallhaltige Steinmasse mit ihren eingesprengten vollkommen ausgebildeten Krystallen von Olivin, Labrador und Pyroxen sollten aus dem dunstförmigen Zustande zu einem festen Kerne zusammengeronnen seyn.

Was herabfällt, hat übrigens, selbst dann, wenn die innere Zusammensetzung chemisch noch verschieden ist, fast immer den eigenthümlichen Charakter eines Fragments, oft eine prismatoidische oder verschobene Pyramidalform, mit breiten, etwas gebogenen Flächen und abgerundeten Ecken. Woher aber diese, von Schreibers zuerst erkannte Form eines abgesonderten Stückes in einem rotirenden planetarischen Körper? Auch hier, wie in der Sphäre des organischen Lebens, ist alles dunkel, was der Entwickelungsgeschichte angehört. Die Meteormassen fangen an zu leuchten und sich zu entzünden in Höhen, die wir fast als luftleer betrachten müssen, oder die nicht $^1/_{10000}$ Sauerstoff enthalten. Biot's neue Untersuchungen über das wichtige Crepuscular-Phänomen erniedrigen sogar beträchtlich die Linie, welche man, vielleicht etwas gewagt, die Grenze der Atmosphäre zu nennen pflegt; aber Lichtprozesse können ohne Gegenwart des umgebenden Sauerstoffs vorgehen, und Poisson dachte sich die Entzündung der Aërolithen weit jenseits unseres luftförmigen Dunstkreises. Nur das, was der Berechnung und einer geometrischen Messung zu unterwerfen ist, führt uns bei den Meteorsteinen, wie bei den größeren Weltkörpern des Sonnensystems, auf einen festen und sicherern Boden. Obgleich Halley schon die große Feuerkugel von 1686, deren Bewegung der Bewegung der Erde in ihrer Bahn entgegengesezt war, für ein kosmisches Phänomen erklärte, so ist es doch erst Chladni gewesen, der in der größten Allgemeinheit (1794) den Zusammenhang zwischen den Feuerkugeln und den aus der Atmosphäre herabgefallenen Steinen, wie die Bewegung der ersteren im Weltraume, auf das scharfsinnigste erkannt hat. Eine glänzende Bestätigung der Ansicht des kosmischen Ursprungs solcher Erscheinungen hat Denison Olmsted zu Newhaven (Massachusetts) dadurch geliefert, daß er erwiesen, wie bei dem so berühmt gewordenen Sternschnuppenschwarme in der Nacht vom 12 zum 13 November 1833, nach dem Zeugniß aller Beobachter, die Feuerkugeln und Sternschnuppen insgesammt von einer und derselben Stelle am Himmelsgewölbe, nahe bei γ Leonis, ausgingen, und von diesem Ausgangspunkte nicht abwichen, obgleich der Stern während der langen Dauer der Beobachtung seine scheinbare Höhe und sein Azimuth veränderte. Eine solche Unabhängigkeit von der Rotation der Erde bewies, daß die leuchtenden Körper von außen, aus dem Weltraume, in unsere Atmosphäre gelangten. Nach Encke's Berechnung sämmtlicher Beobachtungen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen den Breiten von 35° und 42° angestellt worden sind, kamen sie alle aus dem Punkte des Weltraums, auf welchen zu derselben Epoche die Bewegung der Erde gerichtet war. Auch in den wiederkehrenden Sternschnuppenschwärmen des November von 1834 und 1837 in Nordamerika, wie in dem analogen 1838 zu Bremen beobachteten, wurden der allgemeine Parallelismus der Bahnen und die Richtung der Meteore aus dem Sternbild des Löwen erkannt. Wie bei periodischen Sternschnuppen überhaupt eine mehr parallele Richtung als bei den gewöhnlichen sporadischen, so glaubt man auch in dem periodisch wiederkehrenden August-Phänomen (Strom des heil. Laurentius) bemerkt zu haben, daß die Meteore 1839 größtentheils von einem Punkte zwischem dem Perseus und dem Stier kamen; gegen das leztere Sternbild bewegte sich damals die Erde. Diese Eigenheit des Phänomens (der Richtung rücklaufiger Bahnen im November und im August) verdient besonders durch künftige recht genaue Beobachtungen bekräftigt oder widerlegt zu werden.

Die Höhe der Sternschnuppen, d. h. des Anfangs und Endes ihrer Sichtbarkeit, ist überaus verschieden und schwankt zwischen 4 und 35 Meilen. Dieß wichtige Resultat und die ungeheure Geschwindigkeit der problematischen Asteroiden sind zuerst von Benzenberg und Brandes durch gleichzeitige Beobachtungen und Parallaxenbestimmungen, an den Endpunkten einer Standlinie von 46,000 Fuß Länge gefunden worden. Die relative Geschwindigkeit der Bewegung ist 4½ bis 9 Meilen in der Sekunde, also der der Planeten gleich. Eine solche planetarische Geschwindigkeit, wie auch die oft bemerkte Richtung der Feuerkugel- und Sternschnuppenbahnen, der Bewegungsrichtung der Erde entgegengesezt, werden als Hauptmomente in der Widerlegung des Ursprungs der Aërolithen aus sogenannten noch thätigen Mondvulkanen betrachtet. Die Annahme einer mehr oder minder großen vulkanischen Kraft auf einem kleinen, von keinem Luftkreise umgebenen Weltkörper ist aber, ihrer Natur nach, numerisch überaus willkührlich. Es kann die Reaktion des Innern eines Weltkörpers gegen seine Rinde zehn, ja hundertmal kräftiger gedacht werden, als bei unsern jetzigen Erdvulkanen. Auch die Richtung der Massen, welche von einem westöstlich umlaufenden Satelliten ausgeschleudert werden, kann dadurch rückläufig scheinen, daß die Erde in ihrer Bahn später an den Punkt derselben gelangt, den jene Massen berühren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Fortsetzung.)

Musik. — Theater.

Auch uns thut ein zweiter Mainzer Noth, und man muß sich billig über die Indolenz unserer zahlreichen Musiker verwundern, die ein so interessantes und ziemlich nahe liegendes Moment gänzlich außer Acht lassen. Erst wenn wir die Befriedigung dieses Bedürfnisses erleben und die eigentliche Aufgabe der Musik, veredelnd und erhebend alle Schichten der Gesellschaft zu durchdringen, gelöst sehen, kann man unserem Wien den Titel einer Musikstadt par excellence mit vollem Recht beilegen. So lange die Musen auf den Salon und Conzertsaal beschränkt bleiben, scheinen sie auch nur dazu da, denen, die in den „quatuordecem" sitzen und einem kleinen Häuflein von wahren und warmen Kunstfreunden einen sybaritischen Ohrenschmaus zu bereiten. Aber sind für die Uebrigen nicht Strauß und Consorten da? Ja wohl, aber Walzer, Quadrillen und Polka's tredenzen nur den Taumelbecher sinnlicher Lust, den blumenbekränzten Pokal aber reicht nur des Liedes Melodie, die, ein Genius, der rein und heiter gestimmten Menschenbrust entsteigt. Doch genug davon. — In einem noch jungen Manne, Herrn Walter, haben wir einen Ihrer Landsleute, und, wie hinzugefügt werden muß, einen hoffnungsvollen, kennen gelernt, zugleich aber auch erfahren, daß er bereits seit ungefähr drei Jahren in unserer Mitte lebt. Wie es sich gezeigt, hat er sich zu seinem ersten öffentlichen Hervortreten würdig vorbereitet. In einem von ihm veranstalteten Conzerte trat er nicht als Virtuose, sondern lediglich als Compositeur auf und erwarb vielseitige Anerkennung. Der Tonsatz Walters zeugt von entschiedenem Compositionstalente, von Ideenreichthum, Klarheit, Gediegenheit und Studium klassischer Vorbilder, Eigenschaften, die leider immer seltener zu werden anfangen in unsern zu sehr der Oberflächlichkeit und flüchtigen Reizen fröhnenden Tagen. — Unsere Oper brachte an den Abenden, die ihr die noch immer fortdauernden französischen Vorstellungen und das Ballet übrig ließen, mitunter recht erquickliche Gaben, wie „Don Juan," „Welfen und Ghibellinen" u. s. w. Donizetti's „Don Sebastian" soll zur Aufführung vorbereitet werden und letztere unter des Maestro persönlicher Leitung bald stattfinden. Auch Hovers „Käthchen von Heilbronn" soll angenommen seyn und seiner Zeit an die Reihe kommen. Unsere Blätter wollen wissen. Mad. Stöckl-Heinefetter beabsichtige, zu ihrem Benefiz die Gluckſche „Iphigenie auf Tauris" zu wählen; ist das etwa nur ein schönes Mährchen, mit dem man uns in Ermanglung anderer Theaterneuigkeiten unterhalten will? — Sollte aber bei uns Mangel an Theaterneuigkeiten seyn? Leisten nicht etwa unsere Vorstadtbühnen für ihren Theil das Erklecklichste, und spannt nicht auch unser Hofburgtheater von Zeit zu Zeit die Segel, um mit frischem Winde fortzusteuern? Ganz richtig, aber —. Quantitativ bringen unsere Vorstadttheater sicherlich so viel zu Markte, daß ein Ueberblick beinahe gar nicht mehr möglich ist, nur fragen Sie nach keinem neuen frischen, gesunden Volksstücke; damit scheint es für lange, wo nicht für immer vorbei. Diese einst so ergiebige und unerschöpflich scheinende Quelle ist entweder ganz und gar vertrocknet, oder aber dermaßen verschlammt, daß es vielleicht gerathener wäre, gar nicht mehr daraus zu schöpfen. Dieß scheinen auch unsere Volks- und Lokaldichter nachgerade eingesehen zu haben, denn sie holen in jüngster Zeit ihre Stoffe um die Wette aus dem Französischen oder sogar aus dem Italienischen; nur können sie nicht umhin, die fremde Idee mit lokalem und volksthümlich seyn sollenden Zubehör auszustaffiren, und so kann man von dergleichen Sachen mit Recht sagen: „hier und dort nicht heimisch." Am Ende muß dann die äußere Ausstattung oder ein Aufgebot von lazzariigen Nebendingen aushelfen. Der jüngsten Nestroy'schen Posse: „die beiden Herren Söhne," einer Idee von Paul de Kock nachgebildet, fehlt durchaus der innere Lebensnerv. Auch Friedrich Kaiser brachte so eben eine Neuigkeit: „Doktor und Barbier;" er holte dazu die Grundidee aus dem Italienischen. Auch Karl Blum hat letztere benützt; man kennt seine Bearbeitung unter dem Titel: „der Wasserdoktor wider Willen," weiß aber auch, daß sie in Berlin durchgefallen. Dieß wird nun hier nicht der Fall seyn, vielmehr scheint die Kaiserſche Arbeit als völlige Faschingsposse ein Kassenstück zu werden. Sein „Krämer und Commis" ging in rascher Folge einige vierzigmal über die Bühne und wird erst der Balfschen Oper: „die vier Haimonskinder." Ein romantisch-komisches Zaubergemälde von Elmar mit Raimundschen Anklängen bewies nur, daß die Zeit der Empfänglichkeit für dergleichen Bühnenerscheinungen vorüber ist. Das Publikum hat seine poetische Unschuld und Naivetät eingebüßt; wer wäre im Stande, sie ihm wieder zu geben! — Unser Blick fällt nun auf das Hofburgtheater, wo Hr. v. Holbein allerlei Zauberkünste versucht, und wir wissen nicht, ob mit Bewußtseyn experimentirend, oder absichtslos und rein zufällig in allerlei alte und neue Töpfe greift, um bald hier ein antiquirtes Lustspiel — wofür er besondere Vorliebe zu hegen scheint — bald dort ein erotisches Drama u. s. w. herauszugreifen, bei weitem seltener aber eine der Gegenwart und ihrem rasch quellenden Leben unmittelbar entsprungene, oder wohl gar von einheimischen jüngern Talenten und versuchlustigen Kräften verrührende Schöpfung herauszulangen. Wie gesagt, wir wissen uns das nicht zu erklären, möchten aber einmal gerne jene verhängnißvollen Glückstöpfe einer Sichtung unterwerfen. Wie denn aber, wird man uns einwenden, sind Halm und Bauernfeld keine einheimischen Talente und kommt man ihnen nicht entgegen, ja hat man nicht sogar das Tantièmengesetz zu Gunsten des Ersteren zurückwirken lassen? Nun ja, dieß sind nicht nur Talente, sondern auch von früherher accreditirte Namen, und man weiß, was heutzutage nicht Alles ein Namen wiegt und gilt. Auch Kuranda's „weiße Rose" könnte allenfalls als Beweis gegen uns dienen, aber sie steht als Ausnahme gar zu vereinzelt da, und der Dichter hat, wie weiland Jakob um die schöne Rahel, lange genug um die Aufführung geworben. Wenn man aber poetischen Bittstellern zuruft: „Und wenn Sie Schiller oder Goethe, ja Shakespeare selber wären, so nehmen wir doch kein Stück von Ihnen an," so ist es gewiß aus mit den schönen Träumen von einem lebendigen Wettstreit dichterischer Talente, und alle scheinbar noch so gut gemeinten Einrichtungen zu Gunsten dramatischer Dichter sind vergeblich; jene Aeußerung aber können wir verbürgen und nöthigenfalls Ohrenzeugen dafür einstehen lassen. Aber hat das Burgtheater nicht erst jüngst wieder einen energischen Schritt im Interesse der Dichter und in Sachen der Tantième gethan? sollten sie jene Erinnerung in der A. Allgemeinen Zeitung nicht dankbar anerkannt haben? Allerdings hat sie diese Wirkung auch auf H. Laube geäußert, nur hat ihn dieß nicht abgehalten, mit Ruhe zu antworten.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. Februar 1845.

— To-night
I did go through a tempest drop ping fire.
Shakespeare.

Ueber Sternſchnuppen und Meteorſteine.

(Fortſetzung.)

Wenn man indeß den ganzen Umfang der Verhältniſſe erwägt, die ich ſchon in dieſem Naturgemälde habe aufzählen müſſen, um dem Verdacht unbegründeter Behauptungen zu entgehen, ſo findet man die Hypotheſe des ſelenitiſchen Urſprunges der Meteorſteine von einer Mehrzahl von Bedingungen abhängig, deren zufälliges Zuſammentreffen allein das bloß Mögliche als ein Wirkliches geſtalten kann. Einfacher und andern Vermuthungen über die Bildung des Sonnenſyſtems analoger ſcheint die Annahme eines urſprünglichen Daſeyns kleiner planetariſcher Maſſen im Weltraume.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein großer Theil dieſer kosmiſchen Körper die Nähe unſeres Dunſtkreiſes unzerſtört durchſtreichen, um ihre durch Anziehung der Erdmaſſe nur in der Excentricität veränderte Bahn um die Sonne fortzuſetzen. Man kann glauben, daß dieſelben uns nach mehreren Umläufen und vielen Jahren erſt wieder ſichtbar werden. Die ſogenannten aufwärts ſteigenden Sternſchnuppen und Feuerkugeln, die Chladni nicht glücklich durch Reflexion ſtark zuſammengepreßter Luft zu erklären ſuchte, erſchienen auf den erſten Anblick die Folge einer räthſelhaften, die Körper von der Erde entfernenden Wurfgeſchwindigkeit; aber Beſſel hat theoretiſch erwieſen und durch Feldt's ſorgfältige Rechnungen beſtätigt gefunden, daß bei dem Mangel an vollkommener Gleichzeitigkeit des beobachteten Verſchwindens unter den veröffentlichen Beobachtungen keine vorkomme, welche der Annahme des Aufſteigens eine Wahrſcheinlichkeit gäbe und erlaubte, ſie als ein Reſultat der Beobachtungen anzuſehen. Ob, wie Olbers glaubt, das Zerſpringen von Sternſchnuppen und rauchend flammenden, nicht immer geradlinig bewegten Feuerkugeln die Meteore nach Raketenart in die Höhe treiben und ob es in gewiſſen Fällen auf die Richtung ihrer Bahn einwirken könne, muß der Gegenſtand neuer Beobachtungen werden.

Die Sternſchnuppen fallen entweder vereinzelt und ſelten, alſo ſporadiſch, oder in Schwärmen zu vielen Tauſenden; die lezteren Fälle (arabiſche Schriftſteller vergleichen ſie mit Heuſchreckenſchaaren) ſind periodiſch und bewegen ſich in Strömen von meiſt paralleler Richtung. Unter den periodiſchen Schwärmen ſind bis jezt die berühmteſten geworden das ſogenannte Novemberphänomen (12—14. Nov.) und das des Feſtes des heil. Laurentius (10. Auguſt), deſſen „feuriger Thränen" in England ſchon längſt in einem Kirchenkalender wie in alten Traditionen als einer

wiederkehrenden meteorologischen Begebenheit gedacht wird. Ohnerachtet bereits in der Nacht vom 12—13. November 1823 nach Klöden in Potsdam, und 1832 in ganz Europa, von Portsmouth bis Orenburg am Uralflusse, ja selbst in der südlichen Hemisphäre in Ile de France, ein großes Gemisch von Sternschnuppen und Feuerkugeln der verschiedensten Größe gesehen worden war, so leitete doch eigentlich erst der ungeheure Sternschnuppenschwarm, den Olmsted und Palmer in Nordamerika am 12—13. Nov. 1833 beobachteten, und in dem an Einem Orte, wie Schneeflocken zusammengedrängt, während neun Stunden wenigstens 240,000 fielen, auf die Periodicität der Erscheinung, auf die Idee, daß große Sternschnuppenschwärme an gewisse Tage geknüpft sind. Palmer in New-Haven erinnerte sich des Meteorfalls von 1799, den Ellicot und ich zuerst beschrieben haben, und von dem durch die Zusammenstellung des Beobachteten, die ich gegeben, erwiesen worden ist, daß er im Neuen Continent gleichzeitig vom Aequator bis zu Neu-Herrenhut in Grönland (Br. 64° 14') zwischen 46° und 82° der Länge gesehen wurde. Man erkannte mit Erstaunen die Identität der Zeitepoche. Der Strom, der am ganzen Himmelsgewölbe am 12—13. Nov. 1833 von Jamaica bis Boston (Br. 40° 21') gesehen wurde, wiederholte sich 1834 in der Nacht vom 13—14. Nov. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, doch mit etwas geringerer Intensität. In Europa hat sich seine Periodicität seitdem mit großer Regelmäßigkeit bestätigt.

Ein zweiter, eben so regelmäßig eintretender Sternschnuppenschwarm, als das Novemberphänomen, ist der des Augustmonats, der Strom des heil. Laurentius (9—14. August). Muschenbroek hatte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf die Häufigkeit der Meteore im Augustmonat aufmerksam gemacht; aber ihre periodische sichere Wiederkehr um die Epoche des Laurentiusfestes haben erst Quetelet, Olbers und Benzenberg erwiesen. Man wird mit der Zeit gewiß noch andere periodisch wiederkehrende Ströme entdecken, vielleicht um den 22—25. April, wie zwischen dem 6—12. December, und wegen der von Caporci aufgezählten wirklichen Aërolithenfälle am 27—29. November oder 17. Julius.

So unabhängig sich auch alle bisher beobachtete Erscheinungen von der Polhöhe, der Lufttemperatur und andern klimatischen Verhältnissen gezeigt haben, so ist doch dabei eine, vielleicht nur zufällig begleitende Erscheinung nicht ganz zu übersehen. Das Nordlicht war von großer Intensität während der prachtvollsten aller dieser Naturbegebenheiten, während der, welche Olmstedt (12—13. Nov. 1833) beschrieben hat. Es wurde auch in Bremen 1838 beobachtet, wo aber der periodische Meteorfall minder auffallend als in Richmond bei London war. Ich habe auch in einer andern Schrift der sonderbaren und mir oft mündlich bestätigten Beobachtung des Admirals Wrangel erwähnt, der an den sibirischen Küsten des Eismeeres, während des Nordlichtes, gewisse Regionen des Himmelsgewölbes, die nicht leuchteten, sich stets entzünden und dann fortglühen sah, wenn eine Sternschnuppe sie durchstrich.

(Fortsetzung folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Schluß.)

Die Dragoner und Husaren waren nicht über die Wiesen nach dem Wäldchen gezogen, sondern am Ende des Hohlweges stehen geblieben, weil die zwei vorausgesandten Offiziere nicht die Verantwortung dafür übernehmen mochten, die Leute ohne Noth geopfert zu haben. Die Oesterreicher nämlich waren mindestens eben so gescheit, wie der Hauptmann Christian, und hatten auf den Höhen bei dem Vorwerk Geschütze aufgefahren, aus denen sie die Wiesen und das jenseitige Ufer des Baches mit einem Kreuzfeuer bestreichen konnten, das sich vorläufig nur durch einige von Zeit zu Zeit wiederholte Kartatschenschüsse ankündigte, gleichsam wie um an dem Beispiel der zerschossenen Nußbäume auf den Rainen zu zeigen, von welcher entsetzlichen Wirkung erst eine volle Lage seyn würde. — „Sie haben vollkommen Recht gehabt, meine Herrn Kameraden," sagte, von dem Stand der Dinge unterrichtet, Prinz Wilhelm zu den beiden vorsichtigen Führern; „denn wahrscheinlich hätten Sie sogar nach einer Weile wiederum über die Wiesen zurückreiten müssen. Nehmen Sie bis auf weitern Befehl Ihre Stellung dort in der Flanke, während wir uns zum General verfügen."

Bei diesen Worten deutete er auf Christian und auf seine eigenen Adjutanten, zu denen auch Vollrath gehörte. „Lassen Sie mich allein vorausreiten," rief dieser, „ich werde dem General melden, welche Gefahr Ihrem kostbaren Leben drohen würde . . ." — Unwillig unterbrach ihn der Prinz: „Ich zähle für einen Mann, nicht mehr, aber Gottlob! auch nicht minder, und werde mich also auf meinen Posten verfügen. Indessen ist Vorsicht keine Schande, und darum wollen wir nicht auf einem Haufen bleiben, sondern einzeln die gefährliche Strecke zurücklegen. Ich bin der Erste . . ." — „Lassen Sie mich es seyn," bat Christian, zu dessen Ohr sich neigend Vollrath nun flüsterte: „Der Erste wagt am wenigsten." — „Was sagten Sie?" fragte der Prinz. —

„Es ſchicke ſich nicht, behauptet der Lieutenant, daß ich den Vorrang anſpreche," verſezte der ſächſiſche Franzos mit einem Seitenblick auf Vollrath, der zu ſagen ſchien: „Wir erklären uns ſpäter." So deutete wenigſtens der Lieutenant dieſen Blick und nahm ſich vor, ſich erſt zu ſchlagen und dann zu betheuern, daß er in ſeiner Vorſorge für den Prinzen nicht daran gedacht habe, den Hauptmann zu verhöhnen.

Dem Roß beide Sporen einſezend, flog Wilhelm wie ein Pfeil über die Wieſen, und Niemand folgte ihm, um nicht etwa Kugeln herbeizulocken, welche vorausſichtlich gegen den Einzelnen ſo wenig gerichtet werden mochten, als es einem Jäger einfallen könnte, mit Rehpfoſten nach einer Wachtel zu ſchießen. Der Prinz erreichte den Wald, ohne daß auch nur einmal der graublaue Rauch auf der Höhe aufgegangen wäre. „An Ihnen!" ſagte nun Chriſtian zu Vollrath. „Um Vergebung, an Ihnen!" verſezte der. Worauf der Hauptmann: „Nach Ihrer Redensart von vorhin ſind Sie mir ſchuldig, voranzureiten." — „Im Gegentheil, Herr Kamerad, juſt wegen dieſer Rede bin ich mir ſchuldig, der Lezte zu bleiben," entgegnete Vollrath, und nach einigen heftigen Bemerkungen wär' es zu einer Zwieſprach mit dem Säbel gekommen, hätte nicht ein Obriſtwachtmeiſter, ſich auf ſeinen Rang berufend, in trockenem Ton befohlen: „Lieutenant Vollrath reitet voran, fünfzig Schritt hinter ihm der franzöſiſche Herr Kamerad, dann wir in gleicher Folge. Richt't euch, vorwärts marſch!" — Des Majors Weiſung wurde vielleicht nur darum ohne Widerrede befolgt, weil die Herrn fühlten, daß ein längeres Zaudern verdächtig ausſehen könnte, und ſo ſtürmten ſie denn in Zwiſchenräumen von etwa fünfzig Schritten dem Führer nach.

Wenn ich die vorliegende Geſchichte erfunden hätte, ſo würd' ich in großer Verlegenheit ſeyn, wen von den dreizehn tapfern Leuten ich zu opfern habe, denn daß ein Opfer fallen muß, verſteht ſich von ſelber, weil ich ſonſt die Geſchichte gar nicht, oder wenigſtens unter einer ganz andern Beleuchtung hätte erzählen müſſen. Wahrſcheinlich würd' ich als Erfinder den wackern Vollrath todtſchießen laſſen, um der kleinen Chriſtiane einen Vater zu erhalten, der ihr den „ehrlichen Namen" gebe. Der Himmel jedoch hatte es anders beſchloſſen und juſt den Hauptmann Chriſtian zum Ziel einer Kartätſchenkugel auserſehen, welche den ſtattlichen Reitersmann leblos auf den Grasboden hinſtreckte, während die Kameraden vor ihm und hinter ihm unverſehrt durchkamen. — Was aus den Müllersleuten weiter geworden, gehört nicht hieher, wenn ich's auch zu berichten wüßte, aber ſo viel iſt gewiß, daß ſeit jenem Tag weder der Prinz noch der jezige Generalmajor Vollrath beſonders gern ſeld dreizehnt zu Tiſch ſißen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kaſſel, Januar.

Kunſtausſtellung. — Verbrechen. — Theater. — Eiſenbahn.

Die Kunſtausſtellung des vergangenen Spätherbſtes brachte in einem quantitativ ſehr reichen Cyclus uns mehr als vierhundert Gemälde, theils zum Kauf, theils bloß zur Anſchauung, unter lezteren die von den Kunſtvereinen zu Breslau, Halberſtadt, Halle, Magdeburg und Braunſchweig bereits erworbenen, meiſt ausgezeichneten Stücke. Obgleich die Düſſeldorfer, Münchner und niederländiſche Schule zahlreich repräſentirt, und aus entfernten Gegenden, Italien, Dänemark, Brüſſel, Amſterdam, Paris, aus lezterem allein ſieben Stücke eingegangen waren, beſchränkte ſich das Intereſſe des kunſtſinnigen Publikums nur auf wenige Gegenſtände. Ich zähle aber nicht einmal dieſe auf, da ohne Zweifel das Kunſtblatt darüber berichten wird.

Im Laufe des Sommers und Herbſtes ereigneten ſich hier und in der Umgegend mehrere Selbſtmorde und Verbrechen, die befremden müſſen, wenn man bedenkt, daß im Ganzen hier Einfachheit und Religioſität herrſchen. Verfehlte Examina, einſeitige Ausbildung des Verſtandes bei jungen Männern der höhern Stände, Mangel, Noth und Krankheiten in niedern Klaſſen waren die Urſachen. Darf man hoffen, daß unter der künftigen Generation, für deren Bildung jezt ſo Vieles geſchieht, dergleichen Unthaten ſeltener werden? — Die Kleinkinderſchulen nehmen ſehr frühe die Kinder der Armen auf, dann kommen ſie in die Armenfreiſchulen, und ſpäter bemühen ſich die Jünglings- und Jungfrauenvereine, den mittlern und niedern Ständen Sittlichkeit und Religioſität zur Gewohnheit zu machen. — Am großen Bettag waren die hieſigen Kirchen ſo überfüllt, daß manche Perſonen wieder umkehren mußten. Auf dem Lande freilich iſt man um dieſe Zeit nicht ſo fromm, die Bauern halten ihre Kirmeß, wobei ſie drei Tage und drei Nächte in den engen Stuben des Wirthshauſes unaufhörlich tanzen, Kuchen eſſen und Branntwein trinken.

Im Theater beſchränkt man ſich größtentheils auf Opern, Ueberſezungen aus dem Franzöſiſchen, Kozebue und Birch-Pfeiffer. Herrmann vom Petersburger Theater wollte in den Räubern als Beweis ſeiner Kunſt beide Brüder Moor darſtellen, da ſie nicht zugleich auf der Bühne erſcheinen, dieß wurde ihm aber, ſo wie die Darſtellung des König Lear, nicht gewährt. Das neue Luſtſpiel: „Er muß auf's Land!" wurde auch hier kürzlich mehreremal bei vollem Hauſe mit großem Beifall gegeben, obgleich der denkende Theil des Publikums einſah, daß Frivolität kein Heilmittel gegen Frömmelei iſt. Das neue Jahr brachte uns eine neue Schöpfung des Hofkapellmeiſters Spohr, die mit Enthuſiasmus begrüßt wurde: „die Kreuzfahrer," dreiaktige Oper nach Kozebue, von Spohrs Gattin in Verſe gebracht. Die erſten Partien der Oper, die Gegenſäze zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum, Ritterthum und Mönchthum, ſind mit ergreifender Wahrheit dem Zuhörer vorgeführt. Es heißt, Spohr habe einen höchſt vortheilhaften Ruf nach Newyork erhalten, welchen anzunehmen ſeine hieſigen Verbindlichkeiten nicht erlauben. — Die übrigen Wintervergnügungen ſind ſparſam. Spohr gibt Conzerte, die ſtark beſucht werden, und ein zweiundzwanzigjähriger Künſtler, Wilmers, der mit Einer Hand auf dem Clavier ſpielte, hat bei ſeiner Durchreiſe zwei Conzerte gegeben. — Zu Weihnachten beſcheerten die Wohlhabenden die Armen ſehr reichlich in allen Vereinen und Schulen, und

Sylvester feierte die haute-volée durch einen Pikenik, wo Scenen aus Goethe's und Shakespeare's Werken aufgeführt wurden. — Große Soiréen, wo man von 9 bis 11 Uhr bleibt, und die große Toilette erfordern, kommen nicht häufig vor. Die Geschlechter sind hier geneigt, sich von einander abzusondern; die Weiber vereinigen sich häufig in Kaffeegesellschaften, wozu sie auch große Toilette machen; außerdem gibt es Damenlesekränzchen aller Art hier, französische, englische, philosophische und religiöse, auch romantische, wo man nur Romane liest. Die Männer sehen sich dagegen im Lesemuseum, im Casino und an andern Orten. — Einen großen Verlust erleidet sowohl die hiesige Gesellschaft, als auch die Armuth durch die Entfernung des bisherigen preußischen Gesandten, General von Thun, der, wie es heißt, im Frühjahr eine andere Bestimmung erhalten wird. Seine Gemahlin besuchte selbst alle Wohlthätigkeitsanstalten und bewies sich dabei höchst freigebig und mild. Auch die Freunde des orthodoxen religiösen Glaubens verlieren an Herrn und Frau v. Thun thätige Beförderer ihrer Richtung. — Man sieht hier mit Theilnahme dem Erscheinen der Biographie des verstorbenen, allgemein verehrten Oberbürgermeisters Karl Schomburg entgegen, die nun, nachdem einige Bedenklichkeiten der Familie über die Herausgabe glücklich besiegt sind, bald stattfinden wird. Die Briefe des Verewigten an seine Familie und Freunde bilden den Haupttheil derselben, und stellen einen Charakter von seltener Sittlichkeit und Erhabenheit dar. — Unter den neuen Erzeugnissen der Literatur erregen Wilmers Vorlesungen über die alte und neue Literatur der Deutschen großen Antheil, vorzüglich seine Darstellung der altdeutschen Gedichte. Unter den neuern Poesien erfreut man sich sehr der Gedichte des Fräuleins Annette von Droste Hülshof; auch eine neue Uebersetzung von Younas Nachtgedanken von Elise von Hohenhausen wird gelobt. Die neuen Schöpfungen von G. Sand finden nicht den Beifall, wie die orientalischen Briefe ihrer deutschen Wahlverwandten, der Gräfin Hahn-Hahn, die mit großer Theilnahme gelesen werden.

Das Interesse des Tages bewegt sich jezt eifrig um den Eisenbahnbau, dessen Verwirklichung noch immer auf sich warten läßt. Der Anfangs starke Aktienschwindel wurde durch das Sinken der Papiere bald gedämpft; glücklicherweise haben sie sich bald wieder und stehen jezt auf Pari. In der Person des belgischen Architekten Splindart, von dem der Minister Rothomb sagte: „der ist unsere Perle," hofft man einen guten Baumeister zu gewinnen; indessen ist es noch zweifelhaft, da Splindart auch für die bayrisch-sächsische Bahn Vorarbeiten übernommen, und namentlich viel Interesse für den grandiosen Bau eines Viaducts am Fuße des mit großen Schwierigkeiten zu übersteigenden Fichtelgebirges geäußert hat. E.

Wien, Januar.

(Schluß.)

Theater. — Persönliches.

Prutz's „Moritz von Sachsen" soll denn endlich doch zur Aufführung vorbereitet werden; wir hören aber nun schon so lange ähnliche Verheißungen, daß sich endlich der Glaube daran abnützt. Ein Lustspiel: „der Encyclopädist" — vermuthlich eine Kleinigkeit — von Frühauf, einem jungen Dichter, wird nächster Tage gegeben werden, während kürzlich ein neues Schauspiel: „Woldemar" von Franz (von Braunau), dem Verfasser von „Jadest" und einiger andern Bühnenstücke, über die Bretter ging oder vielmehr zu Grabe getragen wurde, so sehr sich auch die darin beschäftigten Künstler die undankbare Mühe nahmen, es vom Tode zu retten. Nach einer Bremer'schen Novelle (Streit und Friede) bearbeitet, entbehrt es ganz und gar einer eigentlichen Bühnenhandlung und ist lediglich ein psychologisches Experiment, eine der Hauptfiguren ein bloßes pathologisches Subjekt u. s. w. — Unter andern ältern Stücken haben wir auch Zedlitz's: „Zwei Nächte in Valladolid" zu nennen. Der in diesem Drama herrschende Geist spanischer Romantik scheint dem heutigen Publikum wenig zuzusagen, so effektvoll übrigens auch das Stück geschrieben ist. Dasselbe wurde Tags zuvor auch auf der Josephstädter Bühne von den Hofschauspielern zu wohlthätigem Zwecke aufgeführt, ein glänzendes Ereigniß für jene Bühne. Bauernfelds „deutscher Krieger" macht noch fortwährend volle Häuser, und das Gerücht, als hätte der Dichter Abänderungen vornehmen müssen, ist grundlos. — Sie wissen wohl bereits, daß F. Halm, d. h. der k. k. niederösterreichische wirkliche Regierungsrath Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen, zum wirklichen Hofrath und ersten Custos der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt worden. Auch Grillparzer hatte sich um diesen durch den Tod Kopitars erledigten Posten beworben. Eine glückliche Wahl ist die Ernennung des geistvollen und vielseitigen Historienmalers und Dichters A. Ritter von Perger zum Professor der Anatomie an der hiesigen Akademie der bildenden Künste. Dem Redakteur der Theaterzeitung, Adolph Bäuerle, ist ein jahrelang gehegter heißer Wunsch endlich in Erfüllung gegangen, er erhielt in Folge seiner vielfachen Aufrufe zur Unterstützung Abgebrannter endlich die große goldene Civilehrenmedaille. Der feierliche Akt fand in Anwesenheit vieler Literaten und Dichter statt. Sollte diese Medaille etwa auch eine Anticipation für die bisher leider nicht überaus verdienstvolle Umwandlung der Theaterzeitung in eine „illustrirte" seyn? Wenigstens die bisherigen Leistungen entsprechen keineswegs dem gewaltigen, Großartiges verheißenden Ankündigungslärm. — Die seit Jahren von Witthauer mit redlichem Bestreben redigirte Wiener Zeitung hat vom neuen Jahre an in der Person des Dr. Gustav Frank einen neuen Redakteur erhalten. Witthauer verläßt seiner gestörten Gesundheit wegen Wien und geht nach Venedig, oder, wie Andere wollen, nach Dresden. Seine Freunde sehen den wackern, charaktervollen Mann ungerne scheiden. Er hat sich die lezten Jahre her sehr unwohl in Wien gefühlt. — Dr. Würth, von dessen Schrift über das Gefängnißwesen ich Ihnen neulich schrieb, hat einen Cyclus von Vorlesungen über österreichische Criminalgeschichte begonnen, denen wir eine lebendigere Theilnahme wünschten, als sie finden. — Am 25. December v. J. verschied hier Dr. Berres, Professor der Anatomie, rühmlich bekannt durch seine Anthropotomie, dann durch seine mikroskopisch-anatomischen Versuche, so wie auch durch seine Bemühungen, das Daguerreotyp durch Aezen zu fixiren. Er war eine Zierde der hiesigen anatomischen Schule. Sein Name soll ursprünglich Perez seyn, was auf spanischen Ursprung deutet. Berres war am 18. März 1796 zu Göding in Mähren geboren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 18. Februar 1845.

— Oh! ye,
Benign Ceruleans of the second sex!
Byron.

Das Wohlthätigkeitskapitel in den modernen Romanen.

Von A. v. Sternberg.

Wir leben in einer Zeit, wo die ſchöne Literatur, was das Romanfach anbelangt, in die Hände der Frauen gerathen iſt, und dieſe ſind wieder als geheime Agenten der Sicherheits- und Verſorgungspolizei in Dienſt genommen. Es iſt ein merkwürdiger, charakteriſtiſcher Zug, der durch unſere modernen Romane geht, und man kann eine immer wiederkehrende bezeichnende Stelle gar wohl das Wohlthätigkeitskapitel nennen. Dieſes Kapitel bleibt nie aus; es iſt bald groß, bald klein, bald unter dieſer, bald unter jener Einkleidung maskirt, aber es iſt immer da.

Nehmen wir die Romane des ſiebzehnten Jahrhunderts zur Hand, die Schöpfungen einer Scuderi und eines la Calprenède, höchſt ſchwerfällige und endlos ſich fortſpinnende Produktionen, ſo iſt hier das vorſtechende, leitende Kapitel der Ehre und der Galanterie geweiht. Die Scholaſtik der Liebe und die Myſtik der Ehre, beides noch übrig gebliebene Beſtandtheile der alten Minnehöfe, machen ſich in den Diskuſſionen der Helden und Heldinnen breit. Schlagen wir die Romane der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf, ſo ſind die geſetzgebenden Kapitel der Gelehrſamkeit und dem Ceremoniel gewidmet: der Telemach, die aſiatiſche Baniſe, Herkules und Herculisca. In der zweiten Hälfte ſchreiben abwechſelnd Witz und Frivolität und Zärtlichkeit und Philanthropie die Hauptartikel: Voltaire, Diderot, Crebillon, Rouſſeau, Richardſon, Hermes, Campe, Lafontaine. Unſer Jahrhundert vollends hat eine Menge Romane hervorgerufen, die man recht eigentlich Tendenzromane nennt und die gar kein Hehl daraus machen, daß ſie zu einem beſtimmten Zwecke, gedichtet kann man nicht ſagen, ſondern geſchrieben werden.

Eine Anzahl Frauen, über die civiliſirte und ſchreibfähige Erdfläche vertheilt, haben ſich das Wort gegeben, eine große unſichtbare Armenanſtalt zu gründen, faſt in dem Sinne, wie man von einer unſichtbaren Kirche ſpricht. Die Männer ſtimmen für's Erſte noch nicht ein in dieſen Ton, ſie ſtehen müſſig und ſehen zu, welche Wendung die Sache nehmen wird. Bei alle dem iſt nicht zu leugnen, daß wir ſchon recht tief in einer Modethorheit vergraben ſind.

Nur zwei Fragen für's Erſte: Soll die Poeſie ſich einen gewiſſen Zweck vor Augen ſtellen, und wenn ſie's ſoll, kann ſie ſich irgend gegründete Hoffnung machen, ihn zu erreichen? — Sicherlich ſoll und kann ſie beides. Eine Poeſie gänzlich ohne nachweisbaren Zweck iſt nicht denkbar, und ſelbſt die Lyrik eines Waldvogels, ſcheinbar

das Urbild aller Poesie ohne Zweck, hat zum Zweck, die Lebenslust und den Frohsinn aus der eigenen Brust zu entfesseln und sie der verwandten und nahen Brust mitzutheilen. Das harmloseste und unbedeutendste Lied auf einen Schmetterling, auf eine Rose, auf das erste Veilchen und die Abendröthe hat doch einen Zweck und erreicht diesen auch, wenn auch nur im flüchtigen Lächeln des Zuhörers. Aber von dem ersten Veilchen bis zur unsichtbaren kolossalen, über die ganze Erde hin verbreiteten Armenanstalt ist ein weiter Weg, und wenn der ächte Dichter ihn durchläuft, ist Gefahr vorhanden, daß er während des Laufes etwas von seinem Eigenthum verliert, oder daß er ermüdet und schläfrig anlangt.

Laßt uns die Motive betrachten, die einen Dichter in Bewegung setzen, gleichviel ein kleines Gedicht oder einen großen dreibändigen Roman zu schreiben. Es ist die Welt, die sich in seinem Auge, und tiefer, in seiner Seele wiederspiegelt, und da Dichter nicht schweigen können, so ist der Drang lebendig, der Welt mitzutheilen, was die Welt ihnen gab. Da habt ihr die Motive der ächten, unangetasteten, ursprünglichen Poesie. So, durch alle rollenden Jahrhunderte hin, sangen die wahren Dichter; so Homer seine Ilias, so Goethe sein kleines Lied an den Mond, und dieser bewegende Grund und kein anderer wird auch jene Dichter singen heißen, deren Purpurmäntel wir durch den Nebel künftiger Jahrhunderte und Jahrtausende schimmern sehen, der Stolz und das Entzücken einer noch ungebornen Welt. Nehmt aber dem Dichter die primitiven Motive, zerspaltet den Lichtstrahl in seine Prismafarben, so habt ihr die Sittenformen und Staatszwecke, um derenwillen ein Poet zur Feder greift. Nach Platos Grundsatz kann der Staat die Dichter eigentlich nicht brauchen, sie sind in der Regel Müssiggänger, sie machen sich unbequem und lästig, nicht selten sogar gefährlich; wenn man sich die Mühe gibt, sie zu erziehen, so kann man zwar brauchbare Sänger heranbilden, aber recht eigentliche Staatsarbeit kann man ihnen doch nicht auf den Rücken laden, sie bleiben ihrer ganzen Constitution nach gebrechliche, feine Wesen, und dabei eigensinnig und treulos. Nun gibt es aber einige, die brauchbarer als die andern sind; es sind dieß die dramatischen und epischen Dichter oder, im modernen Styl ausgedrückt, die Romanschreiber.

Das Drama der Alten war in seinem ersten Ursprung nichts als eine Art Kriminaljustiz und leitete aus dem öffentlichen Gerichtsverfahren seine Quelle her. Irgend ein merkwürdiger Fall, ein Mord, an Königen oder durch Könige verübt, eine Streitsache zwischen Göttern und Menschen, wo die Priester die Advokaten machten, wurde vor's Volk gebracht, das Anfangs selbst mitsprach, zuletzt aber nur in der Kunstform als Chor beigezogen war, und unter offenem Himmel entschieden. Derselbe Kriminalfall, wenn er wichtig und interessant war, wurde mehrmals wiederholt, man brachte kleine Zierrathen in Rede und Aktion an, und zuletzt wurde, was Eigenthum der Justiz gewesen, Eigenthum des Dichters. Man erfand, wenn sie nicht da waren, solche Fälle und brachte sie in regelrechte Form und stattete sie mit schönen Versen aus. Das Drama war fertig. Der Staat brauchte jetzt die Dichter und ließ sich von ihnen, Anfangs um das Volk zu lenken, dann um es zu beschäftigen, erdichtete Kriminalfälle oder sogenannte Tragödien anfertigen. Das Lustspiel aber ging aus der Tragödie hervor, denn bei jedem noch so ernsten Prozeß fallen dennoch komische Scenen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Sternschnuppen und Meteorsteine.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenen Meteorströme, jeder aus Myriaden kleiner Weltkörper zusammengesetzt, schneiden wahrscheinlich unsere Erdbahn, wie es der Komet von Biela thut. Die Sternschnuppen-Asteroiden würde man sich nach dieser Ansicht als einen geschlossenen Ring bildend und in demselben einerlei Bahn befolgend vorstellen können. Die sogenannten kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter bieten uns, mit Ausschluß der Pallas, in ihren so engverschlungenen Bahnen ein analoges Verhältniß dar. Ob Veränderungen in den Epochen, zu welchen der Strom uns sichtbar wird, ob Verspätungen der Erscheinungen, auf die ich schon lange aufmerksam gemacht habe, ein regelmäßiges Fortrücken oder Schwanken der Knoten (der Durchschnittspunkte der Erdbahn und der Ringe) andeuten, oder ob bei ungleicher Gruppirung und bei sehr ungleichen Abständen der kleinen Körper von einander die Zone eine so beträchtliche Breite hat, daß die Erde sie erst in mehreren Tagen durchschneiden kann, darüber ist jetzt noch nicht zu entscheiden. Das Mondsystem des Saturn zeigt uns ebenfalls eine Gruppe innigst mit einander verbundener Weltkörper von ungeheurer Breite. In dieser Saturnsgruppe ist die Bahn des äußersten (siebenten) Mondes von einem so beträchtlichen Durchmesser, daß die Erde in ihrer Bahn um die Sonne einen gleichen Raum erst in drei Tagen zurücklegen würde. Wenn in einem der geschlossenen Ringe, welche wir uns als die Bahnen der periodischen Ströme bezeichnend denken, die Asteroiden dergestalt ungleich vertheilt sind, daß es nur wenige dicht gedrängte und Schwarm-erregende Gruppen darin gibt, so begreift

man, warum glänzende Phänomene wie die im November 1799 und 1833 überaus selten sind. Der scharfsinnige Olbers war geneigt, die Wiederkehr der großen Erscheinung, in der Sternschnuppen mit Feuerkugeln gemengt wie Schneeflocken fielen, erst für den 12—14. November 1867 zu verkündigen.

Bisweilen ist der Strom der November-Asteroiden nur in einem schmalen Erdraume sichtbar geworden. So zeigte er sich z. B. im Jahre 1837 in England in großer Pracht als meteoric shower, während daß ein sehr aufmerksamer und geübter Beobachter zu Braunsberg in Preußen in derselben Nacht, die dort ununterbrochen heiter war, von 7 Uhr Abends bis Sonnenaufgang nur einige wenige sporadisch fallende Sternschnuppen sah. Bessel schloß daraus: „daß eine wenig ausgedehnte Gruppe des großen, mit jenen Körpern gefüllten Ringes in England bis zur Erde gelangt ist, während daß eine östlich gelegene Länderstrecke durch eine verhältnißmäßig leere Gegend des Meteorringes ging." Erhält die Annahme eines regelmäßigen Fortrückens oder eines durch Perturbationen verursachten Schwankens der Knotenlinie mehr Wahrscheinlichkeit, so gewinnt das Auffinden älterer Beobachtungen ein besonderes Interesse. Die chinesischen Annalen, in denen neben der Erscheinung von Kometen auch große Sternschnuppenschwärme angegeben werden, reichen bis über die Zeiten des Tyrtäus oder des zweiten messenischen Krieges hinaus. Sie beschreiben zwei Ströme im Märzmonat, deren einer 687 Jahre älter als unsere christliche Zeitrechnung ist. Eduard Biot hat schon bemerkt, daß unter den 52 Erscheinungen, welche er in den chinesischen Annalen gesammelt, die am häufigsten wiederkehrenden die wären, welche dem 20—22. Julius (a. St.) nahe liegen und daher wohl der jetzt vorgerückte Strom des heil. Laurentius seyn könnten. Ist der von Boguslawski dem Sohne in Benessii de Horowic Chronicon Ecclesiæ Pragensis aufgefundene Sternschnuppenfall vom 21. Oktober 1366 (a. St.) unser jetziges Novemberphänomen, aber damals bei hellem Tage gesehen, so lehrt die Fortrückung in 477 Jahren, daß dieß Sternschnuppensystem (d. i. sein gemeinschaftlicher Schwerpunkt) eine rückläufige Bahn um die Sonne beschreibt. Es folgt auch aus den hier entwickelten Ansichten, daß, wenn Jahre vergehen, in denen beide bisher erforschte Ströme (der November- und der Laurentiusstrom) in keinem Theile der Erde beobachtet wurden, die Ursache davon entweder in der Unterbrechung des Ringes (d. h. in den Lücken, welche die auf einander folgenden Asteroidengruppen lassen) oder, wie Poisson will, in der Einwirkung der größeren Planeten auf die Gestalt und die Lage des Ringes liegt.

Die festen Massen, welche man bei Nacht aus Feuerkugeln, bei Tage, und meist bei heiterem Himmel, aus einem kleinen dunkeln Gewölk unter vielem Getöse und beträchtlich erhizt (doch nicht rothglühend) zur Erde fallen sieht, zeigen im Ganzen, ihrer äußern Form, der Beschaffenheit ihrer Rinde und der chemischen Zusammensetzung ihrer Hauptbestandtheile nach, eine unverkennbare Uebereinstimmung. Sie zeigen dieselbe durch alle Jahrhunderte und in den verschiedensten Regionen der Erde, in denen man sie gesammelt hat. Aber eine so auffallende und früh behauptete physiognomische Gleichheit der dichten Meteormassen leidet im Einzelnen mancherlei Ausnahmen. Wie verschieden sind die leicht schmiedbaren Eisenmassen von Hradschina im Agramer Comitate, oder die von den Ufern des Sisim in dem Jeniseisker Gouvernement, welche durch Pallas berühmt geworden sind, oder die, welche ich aus Mexico mitgebracht, Massen, die alle $^{90}/_{100}$ Eisen enthalten, von den Aërolithen von Siena, deren Eisengehalt kaum $^{2}/_{100}$ beträgt, von dem erdigen, in Wasser zerfallenden Meteorstein von Alais (im Dep. du Gard), und von Jonzac und Juvenas, die, ohne metallisches Eisen, ein Gemenge oryktognostisch unterscheidbarer, krystallinisch gesonderter Bestandtheile darbieten! Diese Verschiedenheiten haben auf die Eintheilung der kosmischen Massen in zwei Classen, nickelhaltiges Meteor-Eisen und fein- oder grobkörnige Meteorsteine, geführt. Sehr charakteristisch ist die, nur einige Zehntel Linie dicke, oft pechartig glänzende, bisweilen geäderte Rinde. Sie hat bisher, so viel ich weiß, nur im Meteorstein von Chantonnay in der Vendée gefehlt, der dagegen, was eben so selten ist, Poren und Blasenräume wie der Meteorstein von Juvenas zeigt. Ueberall ist die schwarze Rinde von der hellgrauen Masse eben so scharf abgeschnitten, als der schwarze bleifarbene Ueberzug der weißen Granitblöcke, die ich aus den Cataracten des Orinoco mitgebracht und die auch vielen Cataracten anderer Erdtheile (z. B. dem Nil- und dem Congoflusse) eigen sind. Im stärksten Feuer der Porzellanöfen kann man nichts hervorbringen, was der so rein von der unveränderten Grundmasse abgeschiedenen Rinde der Aërolithen ähnlich wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

Wachsende Bedeutung Marseilles. — Algier.

Vieles hätte ich nachzuholen, da ich im Laufe des vorigen Jahres nicht dazu kommen konnte, Ihnen über das Bedeutendere unseres provencalischen Lebens, besonders unserer Marseiller Zustände zu berichten. Mein Unrecht war um so größer, da unsere uralte Seestadt, das phoceische Massilia, nicht bloß mercantilisch, sondern auch in höherem und um-

faſſenderem Sinne täglich intereſſanter wird. Von allen großen Seehäfen und Emporien der alten Welt iſt Marſeille der einzige von ſteigender Bedeutung. Viele ſeiner Zeitgenoſſen und Nebenbuhler am Mittelmeer liegen in Schutt und Aſche, ſo Tyrus, Sidon, Karthago und Agrigent; andere ſind unbedeutender geworden, wie Byzanz, Smyrna, Korinth, Alexandria, Syrakus, Meſſina, Neapel und Karthagena. Nur Marſeille iſt ſeit ſeiner Gründung und ſeinem Kampf mit Karthago immer bedeutend geblieben, ja es hat ſich in neueſter Zeit in mehrfacher Beziehung zu höher Wichtigkeit emporgeſchwungen. Schon ſeit der Reſtauration und vor 1830 hatte es einen Theil ſeiner frühern, in der Kaiſerzeit eingegangenen, merkantiliſchen Bedeutung wieder gewonnen, ein ganz neues Leben ging ihm aber auf mit Algiers Eroberung und Koloniſirung. Wie dieſe franzöſiſche Eroberung mit ihrer ſpätern Ausdehnung und Sicherung ein Ereigniß von höchſtem Belang für Frankreichs innere Beruhigung und ſeine friedliche Stellung in Mitteleuropa iſt, wie wir darin eine Sicherheitsklappe, das Verſöhnungsmittel Frankreichs mit ſeinen Nachbarn erblicken, ſo iſt auch dieſer ſiegreiche Kampf des Landes gegen die Araber ein unermeßlicher Vortheil für Marſeille geworden. Es hat ſich ſeit vierzehn Jahren immer mehr zum großen afrikaniſchen Stapelplatz, zur ungeheuern Waarenniederlage für die ſüdlichen und öſtlichen Ufer des Mittelmeers erhoben und iſt in mächtigem Fortſchreiten begriffen, wozu ſeine neuen großartigen Hafenarbeiten, ſein Kanalbau, ſeine Eiſenbahn, die Rhoneſchiffahrtsverbeſſerungen und ſtädtiſchen Verſchönerungen bedeutend mitwirken werden. Wenn — wie Europa wünſchen muß — Frankreich im friedlichen und ruhigen Beſitz Algeriens bleibt und das herrliche Land auf dem ſeit Kurzem begonnenen Wege koloniſirt und kultivirt, ſo wird Marſeille von Süden her und nach dem Süden hin immer wichtiger und großartiger werden. Glück auf! Europa und ſeine Völker kommen Gottlob auf den Punkt, wo ſie nicht mehr, wie ehemals, mit Neid und Mißgunſt auf die kommerzielle Thätigkeit und das Glück anderer Völker ſchauen werden. Dergleichen Anklang aus barbariſcher Zeit wird ſich am längſten auf der nebelumfangenen Kaufmannsinſel halten, aber auch da, wenn auch langſam und zögernd, dem erwärmenden, erleuchtenden und reinigenden Sonnenſtrahl des Friedens und der Humanität weichen.

Als König Pſammetich vor zweitauſend Jahren Egypten den Fremden geöffnet hatte und von da die Kriegerkaſte auswanderte, zogen auch Mehrere nach dem phoceiſchen Maſſilia. Aehnliches geſchah, jetzt wieder, nur unter etwas andern Umſtänden. Der jetzige Herrſcher von Egypten iſt auch eine Art Pſammetich, der ſein Land der ausländiſchen Civiliſation geöffnet hat und Fremde günſtig aufnimmt. Im verfloſſenen Herbſt kam der Reſchid, eines der egyptiſchen Kriegsdampfboote, mit einer Ladung Prinzen und anderer vornehmen jungen Herren, die unter Stephan Effendi's Leitung franzöſiſche Schulen beſuchen, da ihre Studien vollenden und ſich beſonders franzöſiſch civiliſiren ſollen. Dieſer Civiliſationsſächſe waren zuſammen vierzig; Huſſein Bey, einer von Mehemet Ali's Söhnen, und Achmet Bey, ein Sohn Ibrahim Paſcha's, außerdem noch achtundvierzig junge Leute aus des Landes vorzüglichſten Familien. Für's Erſte kamen ſie für einige Wochen in's Lazareth, wurden aber dann in Wagen in das Hotel d'Orient abgeholt und in der Stadt herumpromenirt, um ihnen alles Merkwürdige zu zeigen; darauf gingen ſie in eigenen Wagen nach Paris ab, voraus ein egyptiſcher Cabinetskourier mit dem Tarbuſch. — Unbegreiflich iſt's, wie ſchnell ſich in Frankreich die Orientalen civiliſiren, oder eigentlich franzöſiren. Kaum haben ſie von der expeditiven Manier gehört, wie hier zu Lande Frauen ihre Männer, Männer ihre Frauen und Söhne ihre Väter auf die Seite ſchaffen, wenn ſie ihnen zur Laſt ſind, und wie theilnehmend Jedermann auf ſie ſieht, beſonders die Frauen und ſelbſt die Geſchworenen, die immer für dergleichen Kleinigkeiten Milderungs- oder Entſchuldigungsgründe finden, kaum ſehen dieß die Araber, ſo machen ſie es ſchon nach. In Graſſe (Dep. Var) ſah man vor Kurzem Ben Auſi, einen angeſehenen Araber, in Ketten, weil er aus blinder Eiferſucht ſeine Frau in Ermanglung anderer Waffen mit einem Scheit Holz todtgeſchlagen hatte. Dieſer Araber gehörte zu den Kriegsgefangenen, die 1842 von Algier nach der Inſel St. Margarethe übergeführt worden waren. Aehnliches zeigt ſich in Algier ſelbſt.

Eine ſehr bedeutende Erſcheinung in Marſeille war Marſchall Bugeaud, Duc d'Iſly, der von ſeinen afrikaniſchen Triumphen zum Ausruhen und Lorbeerſammeln herüber nach Frankreich kam und da wohl auch ein Geraumes verbleiben wird, da das große Werk, Algeriens Pacification, fürs Erſte und bis auf Weiteres gelungen ſcheint. Bugeaud iſt unſtreitig einer der würdigſten Charaktere Frankreichs, viel würdiger als die meiſten berühmten Marſchälle des Kaiſerreichs, denen es ſelten darauf ankam, ihre Ehre in Feindesland ohne Flecken zu erhalten. Unter allen jetzt in Frankreich hoch ſtehenden Kriegsmännern war er der Einzige, der vor einigen Jahren beim Drohen eines Kriegs mit Deutſchland in der Deputirtenkammer offen die Wahrheit über den Feldzug von 1792 zu ſagen wagte, und dem darauf erwidert ward: „Monsieur, ce que vous dites, n'est pas français.“ Erſt mit ſeinem Auftreten in Algier nahm der bisher hinüber und herüber ſchwankende Kampf einen beſtimmten und günſtigen Charakter an. Bugeaud dachte zuerſt ernſtlich daran, Algerien auf eine verſtändigere Weiſe zu koloniſiren, als es bisher Frankreich in ſeinen Kolonien gethan hatte. Vor ihm verlor der hartnäckige, tapfere Feind, der Jugurtha unſerer Tage, Abdel-Kader immer mehr Boden, bis er ſich nach ſeiner unglücklichen marokkaniſchen Diverſion gezwungen ſah, ſich fürs Erſte mit ſeinem kleinen Anhang in's Gebirg zurückzuziehen und wahrſcheinlich den Kampf für immer aufzugeben, ſo daß Algerien eine geſicherte franzöſiſche Provinz werden kann, die, fortgeführt in verſtändiger Entwickelung und Koloniſirung, nicht allein für das immer leidenſchaftlich aufgeregte, übervölkerte Mutterland und deſſen bedrohte Nachbarn ein wohlthätiges Ableitungsmittel, ſondern auch für Afrikas Kultur ein wichtiger Anfangspunkt iſt, von dem aus ſich die Civiliſation fürs Erſte öſtlich und weſtlich in die Nachbarländer und von da, ſehr langſam aber ſicher, durch die der Cultur gewonnenen Eingeborenen nach dem Innern des Welttheils verbreiten, ihn der Humanität öffnen und gewinnen wird. Faſt alles dieß iſt Bugeaud zu verdanken, der nach dem, was er bisher für Algier gethan und wie er ſich offen ausgeſprochen, mit dem Lande und deſſen Volk ganz auf dem rechten Weg zu ſeyn ſcheint. Er vermeidet ſo viel wie möglich Gallicismen und Sprünge in der Koloniſirung. Dieß bewies er vor Kurzem wieder durch ſeine aufrichtige, durchaus geſunde, einfache, von allem Schwall und Phraſen freie Antwort an den Herzog von Montmorency, der ihm dringend wegen der Abſchaffung der Sklaverei in Algerien geſchrieben hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. Februar 1845.

Sir Isaac said, he took all the planets to be composed of the same matter with this earth, viz. earth, water and stones, but variously concocted.

Memoirs of Sir Isaac Newton.

Ueber Sternſchnuppen und Meteorſteine.

(Fortſetzung.)

Man will hier und da etwas bemerkt haben, was auf das Einkneten von Fragmenten könnte ſchließen laſſen; aber im Allgemeinen deuten die Beſchaffenheit der Grundmaſſe, der Mangel von Abplattung durch den Fall, und die nicht ſehr beträchtliche Erhitzung bei erſter Berührung des eben gefallenen Meteorſteins keineswegs auf das Geſchmolzenſeyn des Innern in dem ſchnell zurückgelegten Wege von der Grenze der Atmoſphäre zur Erde hin.

Die chemiſchen Elemente, aus denen die Meteormaſſen beſtehen und über welche Berzelius ein ſo großes Licht verbreitet hat, ſind dieſelben, welche wir zerſtreut in der Erdrinde antreffen: 8 Metalle (Eiſen, Nickel, Kobalt, Mangan, Chrom, Kupfer, Arſenik und Zinn), 5 Erdarten, Kali und Natron, Schwefel, Phosphor und Kohle; im Ganzen ⅓ aller uns bisher bekannten ſogenannten einfachen Stoffe. Trotz dieſer Gleichheit der lezten Beſtandtheile, in welche unorganiſche Körper chemiſch zerſezt werden, hat das Anſehen der Meteormaſſen doch durch die Art der Zuſammenſetzung ihrer Beſtandtheile im Allgemeinen etwas fremdartiges, den irdiſchen Gebirgsarten und Felsmaſſen unähnliches. Das faſt in allen eingeſprengte gediegene Eiſen gibt ihnen einen eigenthümlichen, aber deßhalb nicht ſelenitiſchen Charakter: denn auch in andern Welträumen und Weltkörpern, außerhalb des Mondes, kann Waſſer ganz fehlen und können Oxydationsprozeſſe ſelten ſeyn.

Die kosmiſchen Schleimblaſen, die organiſchen Noſtoc-ähnlichen Maſſen, welche den Sternſchnuppen ſeit dem Mittelalter zugeſchrieben werden, die Schwefelkieſe von Sterlitamak (weſtlich vom Uralgebirge), die das Innere von Hagelkörnern ſollen gebildet haben, gehören zu den Mythen der Meteorologie. — — — Die Beweiſe, die man von den hin und wieder vorkommenden oryktognoſtiſchen Aehnlichkeiten für einen telluriſchen und atmoſphäriſchen Urſprung der Aërolithen hernehmen will, ſcheinen mir nicht von großer Stärke. Warum ſollten, und ich könnte mich auf ein merkwürdiges Geſpräch von Newton und Conduit in Kenſington berufen, die Stoffe, welche zu Einer Gruppe von Weltkörpern, zu Einem Planetenſyſtem gehören, nicht größtentheils dieſelben ſeyn können? warum ſollten ſie es nicht, wenn man vermuthen darf, daß dieſe Planeten, wie alle größeren und kleineren geballten, um die Sonne kreiſenden Maſſen, ſich aus der einigen, einſt weit ausgedehnteren Sonnenatmoſphäre, wie aus dunſtförmigen Ringen abgeſchieden haben, die anfänglich um den Centralkörper

ihren Kreislauf beſchrieben? Wir ſind, glaube ich, nicht mehr berechtigt, Nickel und Eiſen, Olivin und Pyroxen (Augit) in den Meteorſteinen ausſchließlich irdiſch zu nennen, als ich mir erlauben würde, deutſche Pflanzen, die ich jenſeits des Obp fand, als europäiſche Arten der nordaſiatiſchen Flora zu bezeichnen. Sind in einer Gruppe von Weltkörpern verſchiedenartiger Größe die Elementarſtoffe dieſelben, warum ſollten ſie nicht auch, ihrer gegenſeitigen Anziehung folgend, ſich nach beſtimmten Miſchungsverhältniſſen geſtalten können: in der Polarzone des Mars zu weißglänzendem Schnee und Eis, in andern kleineren kosmiſchen Maſſen zu Gebirgsarten, welche Olivin-, Augit- und Labradorkryſtalle einſchließen? Auch in der Region des bloß Muthmaßlichen darf nicht eine ungeregelte, auf alle Induktion verzichtende Willkühr der Meinungen herrſchen.

Wunderſame, nicht durch vulkaniſche Aſche oder Höherauch (Moorrauch) erklärbare Verfinſterungen der Sonnenſcheibe, während Sterne bei vollem Mittag zu ſehen waren (wie die dreitägige Verfinſterung im Jahre 1547 um die Zeit der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg), wurden von Kepler bald einer materia cometica, bald einem ſchwarzen Gewölk, das rußige Ausdünſtungen des Sonnenkörpers erzeugen, zugeſchrieben. Kürzere, drei- und ſechsſtündige Verdunkelungen in den Jahren 1090 und 1203 erklärten Chladni und Schnurrer durch vorbeiziehende Meteormaſſen. Seitdem die Sternſchnuppenſtröme, nach der Richtung ihrer Bahn, als ein geſchloſſener Ring betrachtet werden, ſind die Epochen jener räthſelhaften Himmelserſcheinungen in einen merkwürdigen Zuſammenhang mit den regelmäßig wiederkehrenden Sternſchnuppenſchwärmen geſetzt worden. Adolph Erman hat mit vielem Scharfſinn und genauer Zergliederung der bisher geſammelten Thatſachen auf das Zuſammentreffen der Conjunction der Sonne ſowohl mit den Auguſt-Aſteroiden (7. Februar), als mit den November-Aſteroiden (12. Mai, um die Zeit der im Volksglauben verrufenen kalten Tage Mamertus, Pancratius und Servatius) aufmerkſam gemacht.

Die griechiſchen Naturphiloſophen, der größern Zahl nach wenig zum Beobachten geneigt, aber beharrlich und unerſchöpflich in der vielfältigſten Deutung des Halbwahrgenommenen, haben über Sternſchnuppen und Meteorſteine Anſichten hinterlaſſen, von denen einige mit den jetzt ziemlich allgemein angenommenen von dem kosmiſchen Vorgange der Erſcheinungen auffallend übereinſtimmen. „Sternſchnuppen," ſagt Plutarch im Leben des Lyſander, „ſind nach der Meinung einiger Phyſiker nicht Auswürfe und Abflüſſe des ätheriſchen Feuers, welches in der Luft unmittelbar nach der Entzündung erlöſche, noch auch eine Entzündung und Entflammung der Luft, die in der oberen Region ſich in Menge aufgelöſt habe; ſie ſind vielmehr ein Fall himmliſcher Körper, dergeſtalt, daß ſie durch eine gewiſſe Nachlaſſung der Schwungkraft und durch den Wurf einer unregelmäßigen Bewegung herabgeſchleudert werden, nicht bloß nach der bewohnten Erde, ſondern auch außerhalb in das große Meer, weßhalb man ſie dann nicht findet."

(Schluß folgt.)

Das Wohlthätigkeitskapitel in den modernen Romanen.

(Fortſetzung.)

Einen ähnlichen Urſprung hat das Epos oder der Roman. Die rückkehrenden helleniſchen Helden erzählten den Ihrigen den Untergang Trojas, ſo wie die Iſraeliten ihren Enkeln die Plackereien in der egyptiſchen Gefangenſchaft, gewiß ſehr breit, ganz wie in unſern dreibändigen modernen Romanen. Ein Mann, mit einem guten Gedächtniß und einem brauchbaren Talent für's Aufſchneiden und Lügen begabt, miſchte Wahres mit Erfundenem und der erſte rohe Roman lief über die Lippe des Rhapſoden. Die immerdar aufmerkſame Staatsgewalt nahm alsbald den harmloſen Erzähler in ihre Schule und die urſprüngliche Poeſie wurde eine kultivirte. Die vorgetragenen Lügen ſollten nicht mehr das Volk beluſtigen, ſie ſollten es leiten. Die Geſetzgeber ſagten: dieſe albernen Burſche ſind doch zu etwas nütze, ihre einfältigen Erzählungen können ſo zugeſchnitten und aufgeſtutzt werden, daß einige unſerer erhabenen Lehren Platz darin finden. Ja die Geſetzgeber gingen noch weiter, ſie ließen ſich herab, ſelbſt Romane zu ſchreiben, zwar ſchlechte, aber doch Romane. Die erſten Geſetzſammlungen ſind ſolche Romane. Das Faktum wird weitläufig erzählt, ſtark mit bunten Farben bemalt und daraus vor allen Dingen eine hübſche Geſchichte gemacht, die die Aufmerkſamkeit des Volks anzuziehen vermag. Dann kommt der bittere heilſame Bodenſatz, die Lehre der Fabel, die Kralle der Staatsgewalt, die die Maus erfaßt und tödtet, nachdem ſie mit ihr eine Zeitlang anmuthig geſpielt. Die Prieſter machten es eben ſo; ſie ließen die wandernden Rhapſoden in ihren Geſchichtchen von den Göttern erzählen, was ſie von ihnen in's Volk gebracht wiſſen wollten. Welch dankbaren Stoff für Romane mußten aber auch die Göttergeſchichten abgeben! So vortreffliche Abenteuer haben wir jetzt nicht mehr zu erzählen. Die Ariſtokratie des Olymps gab eine chronique scandaleuse,

wie ſie kein Siècle de Louis XIV. bot, und die Memoirendichter jener Tage hatten das freieſte und ergötzlichſte Feld für ihre kleinen Kabinetsſtücke und frivolen Miniaturen.

Das prozeßſüchtigſte Volk hatte gewiß auch die beſten Dramen, ſo die Griechen, und das trägſte, im Behagen hinträumende, von ſeinen Geſetzgebern ſich ruhig zügeln laſſende Volk die beſten Romane, ſo das iſraelitiſche. Denn immerhin können manche kleine Erzählungen in der Bibel für Muſter im guten Romanſtyl gelten. Unſere beſten modernen Kräfte könnten nicht beſſer ihre Zwecke verfolgen als hier geſchieht. Das Buch Ruth mit ſeinen einfachen und grandioſen ſocialen und politiſchen Ideenformen könnte Frau von Staël geſchrieben haben; das Buch Tobiä in ſeiner naiven und kindlichen Schönheit würde wahrlich Niemand anders als den Meiſter Goethe zum Verfaſſer haben, der den jungen Tobias zu einem Wilhelm Meiſter des alten Teſtaments machte; den frommen Roman Hiob könnte die leidenſchaftliche und doch dabei ſo keuſche und demüthige Feder Georg Sands geſchaffen haben; die langen geſchwätzigen Bücher der Könige kann von den modernen Autoren geſchrieben haben wer da will; aber wem geben wir das ſüße Kleinod, den erſten und feurigſten Pſalter der Liebe, das Hohelied Salomonis? Wenn ihr mir folgen wollt, Niemand anders als auch wieder Goethe. Aber es iſt wohl ein unnützes Bemühen, die ſchönen Romane des iſraelitiſchen Volks an unſere modernen Talente zu vertheilen; es ſey mit dieſer literarhiſtoriſchen Parallele nur auf den innigen Zuſammenhang der Romanſchöpfungen aller Zeiten hingewieſen und zugleich auf die Brauchbarkeit dieſer poetiſchen Geburten für Zwecke des Staats und der Religion.

Hier ſind wir wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgegangen ſind. Die Poeſie hat immer ihren Zweck vor Augen, nur nicht gerade den, den ſie nach dem Willen äußerer Gewalten, in deren Bereich ſich gerade der Poet befindet, haben ſoll. Wie ſchon geſagt, die Dichter ſind zarte und zugleich widerſpenſtige Pflanzen, die nur mit großer Behutſamkeit und mit fortwährender Berückſichtigung ihrer eigenſinnigen und excluſiven Natur am Spalier irgend eines Staatszwecks gezogen werden können. Dabei ſind ſie von vornherein Sophiſten, ſie predigen abwechſelnd und mit gleichem Glücke die Tugend wie das Laſter, ſie umgeben den Thron des Tyrannen, der Blut in Strömen fließen läßt, eben ſo gut mit dem „ſüßen Flitterkram der Muſen," wie ſie die Hütte eines tugendhaften Weiſen damit ſchmücken. Gebt heute die Erde den Fürſten und Mächtigen, und ihr werdet die Poeſie zu ihren Füßen liegen und opfern ſehen, erhebt morgen das Volk zur Souveränität, und dieſelbe Poeſie opfert ihm in derſelben graziöſen Stellung, mit dem vollen Pomp ihrer Lorbeerkränze und Hymnen. Der Staat kennt dieſen Charakter der Poeten, oder vielmehr dieſe Charakterloſigkeit, und nuzt ſie zu ſeinen Zwecken.

Wir faſſen hier, eng uns an den Gegenſtand unſerer Beſprechung haltend, den Roman in's Auge. Er iſt von jeher am meiſten geknechtet worden, und wenn der Romanſchriftſteller von ſeiner unabhängigen Poeſie ſpricht, von ſeiner Poeſie par excellence, die nichts anderes iſt, als Poeſie, poetiſche Poeſie, ſo iſt's zum Lachen; denn die Literaturgeſchichte zeigt in allen Jahrhunderten auf den Roman hin als auf diejenige Produktion, wo Buch geführt wird über alle Einnahmen und Ausgaben an Zeitideen, und wenn wir nachforſchen, wer eigentlich die berühmteſten Romane geſchrieben hat, ſo finden wir nicht einen einzelnen Autor, obgleich ein ſolcher auf dem Titel ſteht, ſondern eine ganze Generation von Autoren, die unſichtbar hinter dieſem ſichtbaren Autor verborgen ſind und den Roman ſchreiben. Wer ſchrieb den Candide? Voltaire? Ihr irrt euch; das ganze achtzehnte Jahrhundert ſchrieb ihn, der Ueberdruß der Geiſter an Fanatismus und Deſpotie. Wer ſchrieb die nouvelle Héloïse? den Emil? Rouſſeau? Ihr irrt, wieder daſſelbe Jahrhundert, das die Poeſie nuzte, um ſeinem revolutionären Willen Eingang zu verſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Die Gewerbelotterie.

Da die Vertheilung der Looſe aus der Gewerbeausſtellung keine Revolution hervorgebracht hat, ſo darf man ſich der Hoffnung überlaſſen, daß nie eine in Berlin zu Stande kommen wird. Wer Zeuge war dieſer getäuſchten Erwartung, dieſer Unzufriedenheit, wer dieſe drohenden Blicke ſah, dieſe Reden ausſtoßen hörte, wenn Zwei, Drei beiſammen ſtanden, mußte wirklich beſorgt werden. Indeſſen ſah man nirgends die Wachen verdoppeln, noch ſtärkere Patrouillen durch die Straßen ziehen. Die Behörden mußten ihre Leute kennen, und wählten dieſesmal das glücklichſte Auskunftsmittel, ſie ließen die Unzufriedenen ſchreien, ſchreiben und drucken, bis der Athem ausgegangen war. Bitter war die Täuſchung allerdings. Man hatte vor Augen geſehen die prachtvollen Wagen, die ſchwellenden Divans, die koſtbaren Fortepianos und das Brautkleid; Jeder hatte ein Anrecht darauf, das er ſich als Anwartſchaft auslegte; ſo gewiß war man, daß man gewinnen müſſe, daß die Looſe zu 5 bis 8 Thaler das Stück kurz vor der Ziehung verkauft wurden, und nun gewinnt der glückliche Käufer einen Leuchtertnecht, ein Bund Stearinlichter, wollene Strümpfe oder gar nur ein Strumpfband! Ja, die Laune des Zufalls hat

noch ärger gespielt; ein hoher, geistvoller Staatsbeamter zieht eine Nachtmütze und eine sehr hohe Dame gewinnt ein Rasirmesser, während die kostbaren Geschmeide, die Armbänder und Bracelets an Dienstmädchen gerathen. Es wäre in der That merkwürdig, wenn da keine Unzufriedenheit entstanden wäre; denn die Täuschung, welche die Droschkenlotterie hervorgebracht hat, ist gegen diese eine sehr unbedeutende. So weit der Scherz; doch behauptet man, daß auch im Ernst Vieles zu rügen ist, was leicht anders hätte gemacht werden können. Wo 80,000 Thaler für Loose eingegangen sind, hätten die Ankäufe auch in Masse würdiger ausfallen müssen, als daß man von Papparbeitern und Conditoren unbedeutende Spielereien erstand, die nicht einmal den Werth des Einsatzes erreichen. Auch will man argwöhnen, was ich dahingestellt seyn lasse, daß, da so viele Hände bei der Austheilung thätig waren, Manches verkauft worden sey und der Gewinner Dinge ausgeliefert erhielt, welche den im Katalog angedeuteten Gegenständen nicht entsprachen. Reklamationen wurden nicht vorgebracht, da schon die bloße Aushändigung der Sachen Schwierigkeiten und ein Gedränge veranlaßte, daß die meisten Empfänger zufrieden waren, nur ihre Sachen, wie sie auch beschaffen waren, in die Hände zu bekommen. Es ist nur ein Spiel, aber Sie wissen, daß man in solchen Spielen hier sehr ernst ist. Wäre in einigen Jahren wieder Gewerbeausstellung, so dürften diese Erfahrungen einer künftigen Lotterie sehr zum Nachtheil gereichen. Die unglücklichen Männer, welche sich mit aufopferndem Eifer der Sache angenommen, ernten nur Undank, sogar Spott. Mußte man doch in der Zeitung den Vorschlag lesen, daß Niemand die Medaillen, welche auf die Nieten fielen, annehmen solle, um dem Freiherrn v. Redern, welcher die Lotterie besorgt, von dem Erlös ein Denkmal zu setzen. Er wird sich darüber zu trösten wissen; in einigen Monaten ist die Sache vergessen. Auch die Prägung der Medaillen selbst traf der lauteste Tadel, da für die großen Kosten weit mehr Gewinne hätten ausgegeben werden können. Indessen sind diese Medaillen so zierlich und schön ausgefallen, daß Viele jezt lieber die Nieten als die Gewinnste nehmen; ja es geht so weit, daß man nachsieht, ob der Loosinhaber nicht etwas gewonnen hat, weil Viele ihre Gewinnste fahren lassen, um Medaillen zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Provence, Februar.

(Fortsetzung.)

Bugeaud. — Militärkolonie in Algier.

Bei der Bedeutung Bugeauds für Algier und dadurch für Marseille, das Hauptthor, den Haupthafen und die große Niederlage dieser jungen afrikanischen Kolonie, war es natürlich, daß die Nachricht von der Ankunft des sieggekrönten Herzogs von Isly die Bevölkerung mehr aufregte, als der Besuch eines königlichen Prinzen. Mit dem Marschall kamen auch, wie junge und alte Löwen der Wüste, die arabischen Häuptlinge, die seitdem so viel in Frankreich herumgeführt worden sind, damit sie sähen und gesehen würden. Wenn sie wieder zu ihrem einfachen und edeln Volk zurückkehren, werden sie ihm viel erzählen von Frankreichs Macht und Glanz, aber auch von dessen komischer Geberdung. Wenn diese Leute aufrichtige arabische Memoiren für die Ihrigen schrieben, so wäre es sehr anziehend, ihre Ansichten über Land und Leute in Frankreich zu lesen. Es sollte mich nicht wundern, wenn irgend ein Pariser Buchhändler, oder irgend ein Journal, das noch keinen Roman oder d'Outre-tombe-Memoiren zum Feuilleton hat, in einigen Monaten das Tagebuch eines dieser Araber ankündigte; mit Geist geschrieben, könnten Lettres persanes daraus werden. — Bugeaud wurde ein großes Bankett im Saal des Theaters gegeben, ein wahrhaft theatralisches Fest, an dem Bugeauds einfache, ächt soldatische Haltung angenehm auffiel. Auf der Scene stand die Ehrentafel für den Marschall, den Präfekten, den Maire von Marseille, die höchsten Militär- und Marinebehörden, den Präsidenten des Festcomités und Chalifa Ali. Im aufgeschraubten Parterre standen fünf Tischreihen für die dreihundertfünfzig Subscribenten. An einem saßen die arabischen Häuptlinge in ihrem faltenreichen, malerischen Kostüm, das Kreuz der Ehrenlegion tragend. Wichtiger als alle diese Feierlichkeiten, Toaste und Reden im prächtigen, opernartig erleuchtetem Saal unter vorzüglicher Musik, waren Bugeauds aus den Zeitungen bekannte Aeußerungen über das zunehmende Gedeihen Algeriens, dessen Eroberung er jezt für vollendet erklärte. Der Marschall-Herzog gefiel allgemein durch seine aufrichtigen Aeußerungen, selbst wenn sie dem Ministerium nicht günstig waren, durch seine dankbare Anerkennung des Verdienstes und der Anstrengungen der Armee. Man könnte in mancher Beziehung einen französischen Blücher in ihm sehen. Von den Offizieren seines Generalstabs hörten wir Interessantes über die kleine Militärkolonie Beredj-Mered, den ersten Versuch dieser Art in Algerien. Sie besteht seit 1842 und wird hoffentlich Muster für andere werden. Der Marschall nahm dazu 64 Militärs, die bis zu ihrem Abschied wenigstens noch vier Jahre zu dienen hatten, darunter zwölf seit einem Jahr Verheirathete. Sie stehen unter einem wackern, zuverlässigen Infanterieoffizier. Wiewohl diese Kolonie in den Niederungen der Ebene liegt und bei den Arabern wegen ihrer Ungesundheit in üblem Rufe steht, so sind doch 1844 nur siebzehn Mann krank geworden, als sie in der sumpfichten Ebene Heu machten. Ihr intermittirendes Fieber wurde jedoch bald geheilt. Seit der Bildung der Kolonie ist auch nicht Ein Mann gestorben, ein Beweis, daß mäßige Arbeit, gesunde Nahrung und guter, sittlicher Zustand die Leute, welche sich in den ungesunden Gegenden Afrikas anbauen, hinlänglich schützen. So meinten wenigstens die französischen Offiziere. Eins ins Andere arbeiten die Militärkolonisten neun Stunden des Tags. Im Jahr 1845 sind 85 Hektaren Land von ihnen angebaut worden; ferner wurden 120 Hektaren mit Korn und Gerste besäet und trugen 9—10 für Eins; voriges Jahr wurden 417 Maulbeerbäume gepflanzt und alle gedeihen. Etwas Saamen von Maulbeerbäumen war voriges Jahr ausgeworfen worden; davon sind wenigstens dreitausend Setzlinge aufgegangen. Auch etwas Tabak ist gebaut worden und hat ganz vorzüglichen Ertrag gegeben; man kann ihn zweimal ernten. Dagegen sind Kartoffeln gar nicht gerathen, sie sind viel zu wässerig; man kann sie nur dem Vieh geben. Auch Mais gedeiht nicht besonders.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 6.

Mittwoch, 19. Februar 1845.

[38] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

Ewige Jude von Eugène Sue.

Octav-Ausgabe.

Mit 500 Illustrationen von C. Richard.

Erster bis dritter Band.

Vollständig in 10 Bänden, jeder von circa 15 Bogen. Preis eines jeden Bandes 10 Ngr.

Leipzig, J. J. Weber.

☞ Der 4te Band erscheint den 25. Februar und von da ab regelmäßig jeden Monat ein weiterer Band.

---

[39] Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist so eben erschienen:

Spenden

zur

deutschen Literaturgeschichte.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Erstes Bändchen.

Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, meist politischen Inhalts.

Preis, brochirt, 20 Ngr.

Zweites Bändchen.

Adam Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Martin Opitz, Benjamin Schmolck, Johann Christian Günther, Daniel Stoppe, Einige Vor-Opitzianer.

Preis, brochirt, 25 Ngr.

---

[41] Im Verlage der Unterzeichneten ist jetzt **vollständig** erschienen:

Pape's Handwörterbuch der griechischen Sprache.

3 Bde., zusammen 197 Bogen größtes Lexicon-Octav, fein Velin-Papier, Subscriptionspreis 7⅓ Thlr.

Auf 6 auf einmal bezogene Exemplare 1 Frei-Exemplar, durch jede gute Buchhandlung.

Braunschweig, Januar 1845.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[36] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon. Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.; auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Erschienen ist der erste bis sechste Band (Heft 1—48). Monatlich werden 2—3 Lieferungen ausgegeben.

☞ Frühere Auflagen des Conversations-Lexikon werden nur einige Zeit noch gegen diese neueste Auflage umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in jeder Buchhandlung zu finden ist.

Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Vollständig in 500 Blatt in 120 Lieferungen. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Erschienen ist die erste bis vierzehnte Lieferung. Jeden Monat werden wenigstens zwei Lief. ausgegeben.

Diese **Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** schließt sich an alle Original-Ausgaben und Nachbildungen des Conv.-Lex. an und bildet mit einem erläuternden Texte zugleich ein selbstständiges Ganzes.

Leipzig, im Januar 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[33] Inhalt

der Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei 1845. Nr. 1—5.

I. Rubr. Vorwort.
Einige Erfahrungen über den Taschendiebstahl.
Die neue Uniform der preußischen Polizeibeamten.
Ueber die Bestellung besonderer Criminal-Commissarien für das hiesige Criminalgericht.
Eine sehr gefährliche Art des Betruges. Zur Warnung für das handeltreibende Publikum.
Streifzüge eines gefährlichen Schwindlers. Zur Warnung für Gastwirthe und Pferdeverleiher.
Mittheilungen zur Warnung für Polizeibehörden.

II. Rubr. Die wahren Geheimnisse von Berlin. Blätter aus dem Tagebuche eines Berliner Polizei-Beamten.
1. Eine Leiche hinter der Königs-Mauer.
2. Eine Hinrichtung.

III. Rubr. Feuilleton, welches eine Fülle interessanter Neuigkeiten enthält. (Die neuesten Gaunerstreiche, Diebstähle, Einbrüche, Raubanfälle, Ermordungen, polizeiliche Maßregeln, ꝛc. ꝛc.)

Es dürfte wenig Zeitschriften geben, die selbst in den weitesten Kreisen ein so großes Interesse erregen.

Jeden Donnerstag erscheint eine Nummer. Jährlicher Preis: 4 Thlr. Probenummern sind in allen Buchhandlungen und Postämtern gratis zu haben.

Die Verlagshandlung: **M. Simion in Berlin.**

---

[34] Neue Musikalien im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig:

Czerny, la Jeunesse docile. 24 Rondinos p. Pfte. sur des thèmes favoris. Op. 721. Cah. 1. 15 Ngr.

Drobisch, Weihnachts-Cantat für Sopr., Alt, Ten. u. Bass, (Soli u. Chor) mit Begl. v. kl. Orchester u. Orgel. Op. 43. 2 Thlr.

Labitzky, J., Bedford-Walzer. Op. 108, die Orientalen, Walzer. Op. 109, f. Pfte. 2hdg. à 15 Ngr. 4hdg. à 20 Ngr., leicht arr. à 10 Ngr., f. Orch. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Löschhorn, 2 Etudes de Concert p. Pfte. Op. 10. 17½ Ngr.

L. de St. Lubin, Gr. Quatuor p. Pfte. Viol, Alto et Velle. Op. 48. 2 Thlr. 10 Ngr.
Pixis Mazurka p. Pfte. Op. 116. 10 Ngr.
Rosellen, Cavatine de Torquato Tasso variée. Op. 29, arr. p. Pfte. à 2 Thlr. 15 Ngr.
Wodnicki, Ballade p. Pfte. Op. 4. 20 Ngr.

---

[29] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1845.

Größere Aufsätze.

Bilder aus Hindostan. (Nach Lt. Col. Sleemans Rambles and Recollections of an Indian Official.) 1) Jährliche Marktfeste an den Ufern der heiligen Ströme; 2) das Religionssystem der Hindus; 3) die Sage von dem Nerbuddastrom; 4) eine Satti an dem Nerbudda; 5) Heirathen der Bäume; 6) Heirathen der Hindus. — Chios und seine Quarantäne. — Die chinesischen Opiumschmuggler. — Die Stadt Fez. — Englische Colonien: Neuseeland. — Das Taxoliere di Puglia. — Die heiligen Schriften der Parsen und die europäische Wissenschaft. — Eine Löwenjagd auf dem Kap. — Hongkong. — Südslawische Literatur. — Geistige Bewegungen in Italien. — Eine Woche in Wales. — Polnische Literatur: Warschau; Krakau; Wilna; Lemberg; Posen; Paris. — Ueber den Zustand des Ackerbaues in Griechenland. — Die Botschaft des Präsidenten Tyler. — Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien: Yembo; Medina; die Umgebungen Medina's. — Buga und seine Umgebungen. Eisenbahnpläne in den Pyrenäen. — Hayti und sein Verhältniß zu Frankreich. — Mexiko. — Die Lage Brasiliens. — Das St. Johannisfest in Lima. — Der Flecken Iwanowo. — Chantibond. — Franzosen und Engländer in Oceanien. — Reisebriefe aus Spanien. V. VI. — Lateinische Volksdichtungen aus dem 12ten Jahrhundert. — Ein Ausflug nach Rothrußland. — Dobrota in Dalmatien. — Ein Besuch bei einem Mandarin in Amoy.

Chronik der Reisen.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu den Wasserfällen des Parana und Aufenthalt unter den Guarani. 1) Reise nach den Uruguay. — Reise nach China. Erster Brief: Teneriffa.

Kleinere Mittheilungen.

Mischung der Bevölkerung in England. — Militäransiedelungen in Algier. — Die Kanalinseln Jersey, Guernsey u. s. w. — Straße von Blida nach Medeah. — Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt. — Die europäische Bevölkerung der Uferstädte Algeriens. — Die Abolitionistenpartei in den Vereinigten Staaten. — Die Juden und die Miliz in Algier. — Die Inschriften der Achämeniden. — Abrichtung von Fischottern und Seeraben zum Fischen in China. — Nesseltücher in China. — Einführung des Lastschong (coccus ceriferus) in Frankreich. — Araucaria excelsa. — Schulen in der Lombardei. — Petuniäre Lage von Neusüdwales. — Ueber Schiffe mit unterseeischer Triebkraft. — Kohlenerzeugung und Kohlenverbrauch in Frankreich. — Die Bedeutung des Wortes Texas. — Das Kutbari-Spiel bei den Turkomanen. — Ueber das Schlangenessen bei den Australiern. — Vorhandenseyn von Quecksilber in vulkanischen Felsen. — Die römische Wasserleitung im Gard-Departement. — Ethnographische Bemerkungen über die Bewohner des Oregongebiets. — Amerikanische Bücher in Canada. — Die Akklimatisirung der Batate in Frankreich. — Thätigkeit auf den kanadischen Seen. — Schlangen in Australien. — Birmanische Cigarrenmädchen. — Chinesisches Verfahren, um Enteneier auszubrüten. — Sterblichkeit in London. — Oeffentliche warme Bäder in den chinesischen Städten. — Ein prozessüchtiger Fürst. — Waizenbau in Frankreich. — Umwandlung des Torfs in Kohlen. — Mißbrauch des Branntweins in Algier. — Ehemalige Wälder in Rußland. — Guanoeinfuhr in England. — Die Sipahi-Armee in Indien und die Peitsche. — Die Zeit des Endes. — Notizen aus Algier. — Geschichtliches Ergebniß aus den in Afghanistan aufgefundenen Alterthümern. — Seltsame Krankheit. — Zunahme der Armen in Paris. — Nachrichten über himjaritische Alterthümer. — Ganesa Purana.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Der ungenähte Rock

oder

König Orendel
wie er den grauen Rock gen Trier brachte.

Gedicht des zwölften Jahrhunderts
übersetzt von
Karl Simrock.

gr. 8. Velinp. broch. Preis fl. 1. 45 kr. od. Rthlr. 1. —

Mit Freuden werden die zahlreichen Freunde deutscher Poesie und Sage diese, bis vor Kurzem noch unbekannte Dichtung begrüßen, die ihnen durch Herrn Simrock's geschickte Hand hier in ansprechender Gestalt vorgeführt wird. Der unbekannte Verfasser, aus der Schule der fahrenden Sänger, erzählt darin, indem er eine uralte deutsche, in heidnischer Vorzeit wurzelnde Sage mit der christlichen Legende vom heiligen Rocke in Verbindung bringt, eine jener anziehenden Brautfahrtsagen, eine Odyssee in kleinerem Rahmen, wie sie das Mittelalter vorzugsweise liebte; die aber gerade jetzt auch für die Gegenwart von doppeltem Interesse seyn dürfte.

Obwohl einfach und kunstlos in der Form ist dieses Gedicht doch voll jenes frischen und ursprünglichen Hauches, der fast die meisten poetischen Erzeugnisse des 12ten Jahrhunderts durchweht. Dieses und die vielfachen Beziehungen zur deutschen Heldensage, die der Herausgeber in der Einleitung auf eben so ansprechende als erschöpfende Weise auseinandersetzt, werden dem Büchlein vor allen den zahllosen Schriften, die die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier hervorgerufen, seinen bleibenden Werth sichern, der noch dauern wird, wenn die Wogen der Aufregung und Erbitterung, die im Augenblick über Deutschland zusammenschlagen, längst verrauscht seyn werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Liederbuch

vom

Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe
verdeutscht von
Gottlob Regis.

8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[20]

Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bände. 8. 1823—1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

8. (1818.) 12 gGr. oder 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung.

8. 1818. 16 gGr. oder 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822—1827.) 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. oder 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl.
II. Band. Aristokratie. 2te Auflage. 1835. 2 Rthlr. oder 3 fl.
III. Band. Demokratie. 2te Auflage. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 3 fl. 36 kr.
IV. Band. Politie oder der Staaten Verfassungen. 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. Freundschaft und Liebe. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfassers „Geschichte der Seele")

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Absterben und neues Aufleben. — 4) Gesetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Isolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geistes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menschenwillens. — 11) Die ursachlichen Momente der Seelenstörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepsie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepsie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zustände der absoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hysterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menschenseele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlassende Ursachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefsten Grades oder die Sinnlosigkeit. — 26) Der Blödsinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenstörungen. 28) Unterschied zwischen Seelenhemmung und Seelenstörung. — 29) Seelenstörung im engern Sinne. — 30) Die Tobsucht. — V. Die Geisteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geisteskrankheiten von den Seelenstörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentschiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnsinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Sprech- und Sprachschule,

ein Lesebuch für die deutsche Jugend

von

Dr. W. Lange,

Oberprediger zu Burg.

Erster Band. Dritte verbesserte Auflage.

gr. 8. Velinp. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Das Brandenburger Schulblatt äußerte sich über dieses Werk wie folgt: „Mit Vergnügen zeigen wir diese neue Auflage einer trefflichen, leider nicht genug benutzten Schrift an. Was den Werth und den Gebrauch des Buches betrifft, so beziehen wir uns auf das Urtheil, das wir in diesen Blättern (Jahrg. 1842, S. 324 ff.) abgegeben haben. Die Schrift ist auch von dem K. Schul-Collegium der Pr. Brandenburg in der Verf. vom 13. Juli 1844 über Behandlung des Sprachunterrichts in Volksschulen empfohlen worden. Durch

den Nachtrag von S. 234 an, hat das Buch an Reichhaltigkeit gewonnen, ohne daß dadurch die frühern Auflagen unbrauchbar geworden sind."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Carl Mayer.

Zweite, sehr vermehrte Ausgabe.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese zweite Auflage hat nicht nur an Umfang, sondern hauptsächlich auch an Mannigfaltigkeit gewonnen, indem mehrere Lieder wegblieben, dagegen eine ansehnliche Auswahl neuerer dazu kamen. Einzelne Lieder und zusammengehörende Gruppen wechseln in diesem Buch aufs anmuthigste ab; ein überraschender Reichthum von Anschauungen, Bildern, Gefühlen, Gedanken kommt dem Leser entgegen, der mit empfänglicher Seele in diesen poetischen Park und Lustgarten tritt, und gewiß wird Niemand, der in diesem Bändchen ein Mittel sucht, den Genuß der Gegenwart zu erhöhen, oder Erinnerungen zu beleben und aufzufrischen, darin „die Einheit im Zerstreuten, des Dichters ganz Gemüth" vermissen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Fürst

des

Nicolò Macchiavelli

nebst einer authentischen Beilage

übersetzt von

Gottlob Regis.

. Velinp. In Umschl. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt. Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben worden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexander's Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treu und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretären der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Kapitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza, bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Macchiavelli.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Moden und Trachten.

Fragmente zur Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche diese Fragmente zusammengehalten werden, sind, einmal, die Entwicklungen der europäischen Tracht in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit dem Geist der verschiedenen Zeitalter aufzufassen, sodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgesetzliche, der Laune sich beständig Entziehende nachzuweisen, und so die Begriffe Mode und Tracht streng auseinander zu halten. Nach diesen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht seit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verschiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewiesen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beispiele gezeigt, was die Mode vermag, und was sie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es sind Beiträge zur Philosophie des Costüms, skizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leser, der sich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfasser die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwissenschaftlicher Methode das Geschlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Costüms. — Das Inhaltsverzeichniß ist folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologisches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutsche Pariser. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche historische Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber

das Wesen der Gletscher

und

Winterreise in das Eismeer.

Von

F. J. Hugi.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Diese Schrift, so schroff sie andern Arbeiten über die Gletscher entgegensteht, hat sicher ihr Gutes, wenn es auch nur in diesem Widerspruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatsachen bestünde. Ueber das Wesen der Gletscher ist bis jetzt nur noch so wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten schwierigen Untersuchungen der Wissenschaft in vielfacher Beziehung förderlich seyn werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieselbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 20. Februar 1845.

— Speciosa locis morataque recte
Fabula, nullius veneris, sine pondere et arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur,
Quam versus inopes rerum, nugæque canoræ.
Horat.

Das Wohlthätigkeitskapitel in den modernen Romanen.

(Fortſetzung.)

Ihr werdet mir entgegnen: dieß iſt keine Knechtung der Poeſie, der ſchaffende Künſtler muß ſich überall dem Strom der Meinungen und Geſetze ſeiner Zeit fügen. Ganz wohl, aber ſpürt nur den Erſcheinungen näher nach, ſo ſeht ihr, während alle andern Künſte ſich freier bewegen, mehr oder minder ihre eigenen Wege verfolgen, daß die Poeſie in ihrem modernen Hauptrepräſentanten, dem Roman, recht eigentlich unmittelbar aus dem Munde des Einzelnen ihre Befehle empfängt, daß, wenn auch nicht gerade dieſer oder jener König, dieſer oder jener Miniſter, dieſer oder jener Oppoſitionsmann, nachweisbar ein merkwürdiges Buch in's Leben treten heißt, die leitenden Romane doch unmittelbar den Thaten dieſes oder jenes, entweder vom Volk oder vom Hofe begünſtigten Mannes folgen. Wie intereſſant iſt's, der Quelle eines berühmten Romans nachzuſpüren, wie lehrreich, wenn auch hie und da demüthigend für den Stolz des Dichters, der immer meint, Selbſtſchöpfer ſeines Werks zu ſeyn, und nun anerkennen muß, daß die großen Männer ſeiner Zeit ſeine Feder lenkten, oft unſichtbar, oft wider ſeinen Willen, oft aber auch ganz ſichtbar, nur nicht von dem eiteln Autor geſehen.

Wir müſſen hier unterſcheiden zwiſchen öffentlicher Meinung und Mode. Während die öffentliche Meinung immer von einzelnen hochſtehenden Individualitäten ausgeht, iſt die Mode nur die Carrikatur der öffentlichen Meinung und ein Erzeugniß der Macht des blinden Haufens. Ein Schriftſteller kann ſeine Geſetze von der öffentlichen Meinung entgegennehmen und doch bei ſeiner vollen Ehre beſtehen, aber er verliert ſogleich ſeine Krone, wenn er die Mode als geſetzgebend über ſich anerkennt. Wenn aber der Satz wahr iſt, daß die öffentliche Meinung, an ihre Quelle zurückgeführt, immer auf die Individualitäten hinweist, ſo muß dieß auch der Fall ſeyn mit der öffentlichen Meinung gegen die Mitte und die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hin, und mithin muß ſich der einzelne Mann nachweiſen laſſen, der Voltaire gleichſam befahl, ſeinen Candide zu ſchreiben. Doch wir wollen nicht ſo in's Einzelne gehen, genug, wenn wir wiſſen, daß die großen Geiſteswerke immer bald von dieſer, bald von jener Macht diktirt werden, daß es alſo zu keiner Zeit Romane gab, die ohne ſtaatsbürgerlichen, religiöſen oder ſittlichen Zweck geſchrieben wurden.

Laßt uns nun die Romane unſerer Tage anſehen. Man hat die Lehrbücher der Aeſthetik zu Hülfe gerufen,

man hat die altergraue Regel des ewig jungen Schönen herbeigezogen, man hat, der Himmel weiß welche kunſtrichterlichen Anatheme ausgeſprochen gegen die Romane Eugene Sue's und der neuen Schule. Das hilft aber nichts. Wir haben eben geſehen, daß der Roman zu keiner Zeit, in keinem Jahrhunderte ſich um die Aeſthetik kümmerte, daß er nur ſo viel auf die Stimme ſeiner Gouvernante hörte, als es ihm die eigene Laune und äußere Gewalten geſtatteten. Zeigt mir doch einen Roman, der recht eigens und nur lediglich aus Liebe für die Geſetze der Aeſthetik geſchrieben worden iſt und dabei die Welt bewegt hat! Ihr werdet mir keinen nennen können; dennoch aber hat der Roman wie jedes Kunſtprodukt ſeine Geſetze; aber ſie ſind die loſeſten, elaſtiſchſten, und ſollen es auch ſeyn. Wenn man ein kleines Liedchen auf den Mond machen will, ſo mag man es ſauber nach allen Regeln der Metrik und Lyrik abzirkeln, es iſt nichts daran verloren, wenn es keine Wirkung macht; aber ein Roman, ein Stück zuckender, pulſirender Geſchichte, ein Gemenge von Menſchenherzen und kalten Stahlfedern der Politik und Convenienz — das mache man ja nicht nach einem lithographirten, kalligraphiſchen Muſterbild, ſondern ſchreibe ein wildes und kühnes Autograph, ſo viel möglich originell und ſo wenig wie möglich kunſtgerecht. Sind wir denn zuerſt Künſtler und dann Lebendige, oder ſind wir zuerſt Lebendige und dann Künſtler? Dieß ſey den Eugene Sue'ſchen und allen Romanen aller Zeiten zum Schutz und zur Abwehr gegen die Pfeile der beleidigten Aeſthetik vorgehalten. Nur aber müſſen auch die Mäßigung, das Geſetz der Schönheit, der Adel der Kunſt ihre Rechte behalten, und ſo große Freiheiten wir dem Roman zugeſtehen, Rohheiten und bewußte Zügelloſigkeiten dürfen wir ihm doch nie und nimmer erlauben. Die heutigen Tendenzromane der Franzoſen fallen aber über jede noch ſo weit und gefällig ausgedehnte Grenzlinie hinaus, und wir Deutſchen — ſuchen es ihnen nachzumachen.

Die vielbeſprochenen „Myſtères“ bilden einen Roman, an dem auch unſere ganze Zeit mitgeſchrieben hat. Es iſt als Kunſtprodukt vielleicht das ſchlechteſte Buch, das je geſchrieben worden, als Manifeſtation der Ideen der Gegenwart iſt es jedoch den beſten und wirkungsreichſten Romanen aller Zeiten an die Seite zu ſtellen. Hier ſehen wir die elaſtiſche Form des Romans ſo weit ausgedehnt, daß die einander feindſeligſten Elemente neben einander beſtehen und die fortgehende Verletzung der Geſetze des guten Geſchmacks, der Schönheit, der epiſchen Ruhe und der plaſtiſchen Rundung Hand in Hand geht mit allem, was dieſer Form Ergreifendes, Erſchütterndes, den Geiſt und das Herz Bewegendes zu Gebot ſteht. Es iſt nutzlos, gegen dieſe Thatſache die Augen zu verſchließen. Es gibt eine Menge Leute, und zwar gute Köpfe und vortreffliche Herzen darunter, denen dieſe aufregenden und beizenden Romane ein Greuel ſind. Es ſind dieß Leute, die gewohnt ſind, die Erſcheinungen der Welt in einem verſöhnenden, milden Lichte zu ſehen, die die Poeſie als eine Erholung betrachten, als eine Stunde voll Abendroth und Frühlingskoſen, als eine ferne, ſüße Melodie, die aus einem lieblichen Haine heraustönt. Für dieſe Leute iſt der heutige Roman ein immer wiederkehrendes Aergerniß; ſie wiſſen ſich nicht zu retten vor den prikelnden Ideen, den ewigen Fragen, der widerhaarigen Politik, dem Wühlen im Elend und dem Hinweiſen auf nahe unausbleibliche Aufſtände. — Ach, rufen ſie, kehrt doch zur Liebe zurück, ſchildert wieder das Glück zweier Herzen, die in einer Hütte am See wohnen; bringt uns die Abendgeſänge der Hirten, oder ſchildert uns heiter lächelnd die Verkehrtheit der Welt! Gebt uns Gedanken und Betrachtungen, die von der Sonne mehr ihre Wärme als ihren ſtechenden Glanz entnehmen; mit Einem Worte, ſeyd wieder wirkliche, ächte, wahre Poeten; bis jezt ſeyd ihr's nicht geweſen.

(Schluß folgt.)

Ueber Sternſchnuppen und Meteorſteine.

(Schluß.)

Noch deutlicher ſpricht ſich Diogenes von Apollonia aus. Nach ſeiner Anſicht „bewegen ſich, zuſammen mit den ſichtbaren, unſichtbare Sterne, die eben deßhalb keine Namen haben. Dieſe fallen oft auf die Erde herab und erlöſchen, wie der bei Aegos Potamoi feurig herabgefallene ſteinerne Stern.“ Der Apolloniate, welcher auch alle übrigen Geſtirne (die leuchtenden) für bimsſteinartige Körper hält, gründete wahrſcheinlich ſeine Meinung von Sternſchnuppen und Meteormaſſen auf die Lehre des Anaragoras von Klazomena, der ſich alle Geſtirne (alle Körper im Weltraume) „als Felsſtücke“ dachte, „die der feurige Aether in der Stärke ſeines Umſchwunges von der Erde abgeriſſen und, entzündet, zu Sternen gemacht habe.“ In der ioniſchen Schule fielen alſo, nach der Deutung des Diogenes von Apollonia, wie ſie uns überliefert worden iſt, Aërolithen und Geſtirne in eine und dieſelbe Claſſe. Beide ſind der erſten Entſtehung nach gleich telluriſch, aber nur in dem Sinne, als habe die Erde, als Centralkörper, einſt um ſich her alles ſo gebildet, wie, nach unſern heutigen Ideen, die Planeten eines Syſtems aus der erweiterten Atmoſphäre eines andern Centralkörpers, der Sonne,

entſtehen. Dieſe Anſichten ſind alſo nicht mit dem zu verwechſeln, was man gemeinhin telluriſchen oder atmoſphäriſchen Urſprung der Meteorſteine nennt, oder gar mit der wunderbaren Vermuthung des Ariſtoteles, nach welcher die ungeheure Maſſe von Aegos Potamoi durch Sturmwinde gehoben worden ſey.

Eine vornehm thuende Zweifelſucht, welche Thatſachen verwirft, ohne ſie ergründen zu wollen, iſt in einzelnen Fällen faſt noch verderblicher als unkritiſche Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Unterſuchung. Obgleich ſeit drittehalbtauſend Jahren die Annalen der Völker von Steinfällen erzählen, mehrere Beiſpiele derſelben durch unverwerfliche Augenzeugen außer allem Zweifel geſetzt waren, die Bätylien einen wichtigen Theil des Meteorcultus der Alten ausmachten, und die Begleiter von Cortes in Cholula den Aërolithen ſahen, der auf die nahe Pyramide gefallen war; obgleich Khalifen und mongoliſche Fürſten ſich von friſch gefallenen Meteorſteinen hatten Schwerter ſchmieden laſſen, ja Menſchen durch vom Himmel gefallene Steine erſchlagen wurden (ein Frate zu Crema am 4. September 1511, ein anderer Mönch in Mailand 1650, zwei ſchwediſche Matroſen auf einem Schiffe 1674): ſo iſt doch bis auf Chladni, der ſchon durch die Entdeckung ſeiner Klangfiguren ſich ein unſterbliches Verdienſt um die Phyſik erworben hatte, ein ſo großes kosmiſches Phänomen faſt unbeachtet, in ſeinem innigen Zuſammenhange mit dem übrigen Planetenſyſteme unerkannt geblieben. Wer aber durchdrungen iſt von dem Glauben an dieſen Zuſammenhang, den kann, wenn er für geheimnißvolle Natureindrücke empfänglich iſt, nicht etwa bloß die glänzende Erſcheinung der Meteorſchwärme, wie im Novemberphänomen und in der Nacht des heil. Laurentius, ſondern auch jeder einſame Sternenſchuß mit ernſten Betrachtungen erfüllen. Hier tritt plötzlich Bewegung auf mitten in dem Schauplatz nächtlicher Ruhe. Es belebt und es regt ſich auf Augenblicke in dem ſtillen Glanze des Firmaments. Wo mit mildem Lichte die Spur des fallenden Sternes aufglimmt, verſinnlicht ſie am Himmelsgewölbe das Bild einer meilenlangen Bahn; die brennenden Aſteroiden erinnern uns an das Daſeyn eines überall ſtofferfüllten Weltraums. Vergleichen wir das Volum des innerſten Saturnustrabanten oder das der Ceres mit dem ungeheuren Volum der Sonne, ſo verſchwinden in unſerer Einbildungskraft die Verhältniſſe von groß und klein. Schon das Verlöſchen plötzlich auflodernder Geſtirne in der Caſſiopea, im Schwan und im Schlangenträger führt zu der Annahme dunkler Weltkörper. In kleine Maſſen geballt, kreiſen die Sternſchnuppen-Aſteroiden um die Sonne, durchſchneiden kometenartig die Bahnen der leuchtenden großen Planeten und entzünden ſich, der Oberfläche unſeres Dunſtkreiſes nahe oder in den oberſten Schichten deſſelben.

Mit allen andern Weltkörpern, mit der ganzen Natur jenſeits unſerer Atmoſphäre ſtehen wir nur im Verkehr mittelſt des Lichtes, mittelſt der Wärmeſtrahlen, die kaum vom Lichte zu trennen ſind, und durch die geheimnißvollen Anziehungskräfte, welche ferne Maſſen nach der Quantität ihrer Körpertheile auf unſern Erdball, auf den Ocean und die Luftſchichten ausüben. Eine ganz andere Art des kosmiſchen, recht eigentlich materiellen Verkehrs erkennen wir im Fall der Sternſchnuppen und Meteorſteine, wenn wir ſie für planetariſche Aſteroiden halten. Es ſind nicht mehr Körper, die aus der Ferne bloß durch Erregung von Schwingungen leuchtend oder wärmend einwirken, oder durch Anziehung bewegen und bewegt werden; es ſind materielle Theile ſelbſt, welche aus dem Weltraume in unſere Atmoſphäre gelangen und unſerem Erdkörper verbleiben. Wir erhalten durch einen Meteorſtein die einzig mögliche Berührung von etwas, das unſerem Planeten fremd iſt. Gewöhnt, alles Nicht-Telluriſche nur durch Meſſung, durch Rechnung, durch Vernunftſchlüſſe zu kennen, ſind wir erſtaunt zu betaſten, zu wiegen, zu zerſetzen, was der Außenwelt angehört. So wirkt auf unſere Einbildungskraft eine reflektirende, geiſtige Belebung der Gefühle, da wo der gemeine Sinn nur verlöſchende Funken am heitern Himmelsgewölbe, wo er im ſchwarzen Steine, der aus der krachenden Wolke herabſtürzt, nur das rohe Produkt einer wilden Naturkraft ſieht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

(Fortſetzung.)

Militärkolonie in Algier. — Die Beduinenhäuptlinge.

Die kleine Militärkolonie in Algier hat gegenwärtig 795 Schafe, Ochſen, Kühe und Kälber 521, Schweine 585; von dieſen gehören nur 61 der Kolonie, alle andern ſind Eigenthum der Koloniſoldaten. So hat auch Jeder Tauben, Hühner und Enten. Fünf treiben Bienenzucht, welche voriges Jahr 500 Fr. getragen hat. Aus dem kleinen Kolonievermögen ſind fünf Häuſer gebaut worden, jedes zu 4000 Fr. In jedem wohnt ein Koloniſt mit Familie. Nur von den unverheiratheten Soldaten wohnen mehrere in einem Haus. Wahrſcheinlich wird der Ertrag der Kolonie 1844 die gemachten Auslagen decken und bedeutendere für 1845 zu machen erlauben. Die Koloniſten ſind ganz mit ihrem Leben zufrieden, und wenn ſie nach Ablauf ihrer Dienſtzeit vollſtändige Eigenthümer ihres jetzigen Koloniegutes werden, ſo wollen ſie — wie ſie jetzt oft verſichern — da bleiben und nicht nach Frankreich zurückkehren. Die Militärkolonie in Bered-Mered iſt ſomit in vollem Gedeihen. Keines der von bürgerlichen Koloniſten angelegten Dörfer, ſelbſt das weit ältere Draria, zeigt ſo günſtige Reſultate. Dieſe ſind nur der ſtrengen militäriſchen Ordnung und Aufſicht, ſo wie der Einheit in Willen und Ausführung zuzuſchreiben. Alle dieſe

Einzelnheiten dürften nicht ohne Interesse für Deutschland seyn, wo jezt die Auswanderungsfrage so stark besprochen wird. Nach obigen Erfahrungen dürfte Bugeauds Projekt, in Algerien lauter Militärkolonien anzulegen, bei den Kammern Beifall finden, wenn sich nicht die in Frankreich Alles beherrschende politische Parteiung feindlich hineinmischt. — Beim Theaterbankett mußten die arabischen Häuptlinge ihre erste, wahrscheinlich vorbereitete und eingelernte Rolle spielen. Der Vornehmste, Chalifa Ali, saß, wie gesagt, an der Ehrentafel auf dem Theater, die Andern hatten ihre Plätze an einem Tisch mitten im Parterre. Wie kam es, daß sie ihrem orientalischen Charakter so wenig treu blieben? Gleich von Anfang drückten sie großes Erstaunen, Neugier und kindische Freude über das Dekorative des Festes aus und bewunderten es. Nach den vielen Trinksprüchen zu Ehren des Marschall-Herzogs, von denen sie nichts verstanden, die ihnen jedoch ihr Dolmetscher im Auszug erklärte, schien auch Chalifa Ali seine Verehrung für Bugeaud aussprechen zu wollen; ehe es aber unter Hin- und Herreden, was etwas lang dauerte, dazu kam, wurde die Tafel aufgehoben. Zu Haus soll nun der Häuptling Ali seinen Genossen vorgeschlagen haben, den französischen Journalen nachträglich jenen ungeborenen Trinkspruch durch den Dolmetscher Roche zum Abdruck zuzusenden. Dieß ist eine so ganz französische Idee, wie die durch ihren Schwulst lächerliche Adresse selbst. Darin heißt es unter anderem: „Erst gestern betraten wir den französischen Boden, und schon sind wir getröstet, daß uns ein so mächtiges, großherziges Volk unterworfen hat, ja wir vergessen alle unsere Adelstitel, um nur auf den Titel Franzosen stolz zu seyn... Der Marschall wird von all seinen Kindern geliebt. In einer Hand hält er den Säbel, mit dem er seine Feinde vernichtet, in der andern trägt er Balsam, den er in die geschlagenen Wunden gießt. Er ist so gerecht und gut, als stark und muthig. Nachdem er uns besiegt hat, ist er unser Vater geworden. Unter allen Zelten, in allen Hütten Algeriens segnen Männer und Frauen seinen Namen und täglich bitten sie Gott, den Großsultan von Frankreich zu segnen, der einen so würdigen Chalifa zu seinem Stellvertreter gewählt hat... Kinder Frankreichs! nehmet uns als Brüder an, und bitten wir den allmächtigen Gott zusammen, daß er die Tage des Königs, unseres Herrn, und des Marschalls, unseres Vaters, verlängere und Frankreich immer den Sieg verleihe!" — Was würden die Araber unter ihren Zelten sagen, wenn sie von diesem, ihren Häuptlingen in Frankreich von einem bezahlten französischen Dolmetscher untergeschobenen französischen Spruche hörten?

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Wissenschaftliche Vorlesungen.

Die Vorlesungen in der Singakademie haben wieder ihren Fortgang. Viele prophezeiten ihnen höchstens eine zweijährige Dauer; das vierte Jahr, wo der Zudrang noch größer ist, straft diese Voraussezung Lügen, und wir hoffen, daß das Institut, wenn gleich Manches noch zu wünschen übrig bleibt, sich fortdauernd erhalten, oder vielmehr noch weiter ausbilden werde. Man tadle auch nicht die Motive, die freilich Viele hintreiben mögen; denn die reine Wissenschaftlichkeit allein, wenn nicht andere Elemente und Triebe mitwirken, hat sich selten in der Masse geltend gemacht. Diese wollen unterhalten seyn, jene sich unterhalten, noch Andere kritisiren, Viele nur eine glänzende Gesellschaft in einem hellen, prächtigen Saale um sich her sehen, in der Nähe des Hofes, der jezt fast regelmäßig, den König an der Spize, aufmerksam den Vorlesungen beiwohnt, und sich selbst als Mitglieder einer solchen Gesellschaft gehoben fühlen. Was schadet das der Sache! Kein Strom von Belehrung wird sich über die elegante Menge ergießen, aber Tropfen fallen doch hie und da nieder, Anregung wird geboten, und wenn es auch nur ein Vergnügen wäre, so ist es ein edles, die Humanität förderndes Vergnügen. Ein Korrespondent hat sich den Scherz erlaubt, Herrn v. Raumer auf die Frage: weshalb nicht vorher bekannt gemacht würde, wer lesen und was gelesen würde? antworten zu lassen: das geschehe darum, damit das Publikum nicht vorher im Conversationslexikon blättere, wo es dasselbe besser und kürzer lesen könne. Ein Kern von Wahrem steckt darin. Würden die Themata vorher bekannt gemacht, so schlüge gewiß wenigstens jede Dame ihre Lexika nach, um nachher sagen zu können, sie hätte das alles schon gewußt und der Redner hätte keine neuen Ideen vorgebracht. Dieß steckt nun einmal in unserem kritischen Blute, und es heißt hier wieder: thöricht auf Besserung der Thoren zu harren. Es ist überhaupt interessant, die Kritiken der Damen anzuhören, wie sie, auch ohne Conversationslexikon, so oft mehr gewußt haben, als durchgebildete Männer, welche offen gestehen, manche Belehrung, manche neue Anschauung mit nach Hause zu nehmen, und, wenn das nicht, sich doch freuen, durch eine kurze Recapitulation wissenschaftlicher Notizen Kenntnisse, die im Drang des Geschäftslebens ihnen verloren gingen, wieder aufgefrischt zu erhalten. Gelingt es aber einem Redner, ganz unbekannte Gegenstände aufzufinden, so hört man, wenn sie keinen Anklang für das Modegefühl haben, ebenso die Klage, daß man das Publikum nicht mit unverständlichen Dingen behelligen sollte. Aber ich meine, daß schon diese Aufregung des kritischen Gefühls selbst ein Gewinn, ein Fortschritt ist, wenn sie auch nur zum Salongeschwäz verfließt. In den Salons wird dadurch nichts Besseres verdrängt. Daß die Vorträge über Gegenstände sich ausdehnen könnten, welche für das öffentliche Leben mehr Bedeutung hätten, soll nicht bestritten werden, und jener Lobspruch: daß keine Rede irgendwo und wie Anstoß gegeben, erscheint mir eigentlich als ein bedenklicher. Jede Wahrheit muß irgendwo Anstoß finden, denn wenn sie nicht ihre Gegner hätte, müßte sie über die Welt herrschen und die Welt wäre dann vollkommen, was noch nicht behauptet ist. Daß die wissenschaftlichen Vorträge kein Tummelplaz für neue Ideen und Theorien seyn sollen, welche sich gegen das Bestehende im Sturmangriff geltend machen wollen, versteht sich von selbst. Ist es doch nur die Aufgabe, ein Resumé des zur Geltung gelangten und nach Geltung ringenden in möglichst verständlicher Form für Alle wiederzugeben. Aber Vieles ist bereits im Leben zur Geltung gelangt, Vieles bewegt die Gegenwart, was man doch aus Rücksichten zu berühren sich scheut. Aber gerade durch die Wissenschaft soll es ja geläutert und vermittelt werden, und diese Vorlesungen waren dazu bestimmt, das im wissenschaftlichen Lichte darzustellen, was uns Alle bewegt. Eine lobenswerthe Einrichtung ist, daß in jedem Cyclus etwa die Hälfte der Vorlesungen nicht von den Mitgliedern des Vereins, sondern von jüngeren Gelehrten und gebildeten Männern gehalten werden sollen. Dadurch ist wider das Altwerden des Instituts gesorgt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. Februar 1845.

Je me suis doucement esquivé sans rien dire,
Non sans avoir long-temps gémi d'un tel martyre,
Et maudit le facheux.

Molière.

Briefe über die Auvergne.

13. An den Baron Th. v. J.

Iſſoire, im Auguſt 1844.

Ich bin, mein theurer Theodor, heute nach ſo zahlreichen Abſtechern vom geraden Wege ab und deßhalb ſo ſpät in meinem Nachtquartier angekommen, daß ich erſt gegen zehn Uhr Abends Muße finde, dieſen kleinen Reiſebericht für dich niederzuſchreiben.

Ich wüßte über das vier Stunden ſüdöſtlich von Clermont gelegene Städtchen Champeix, wohin ich heute Morgen von erſterer Stadt aus gefahren bin, dir nichts weiter zu ſagen, als daß daſſelbe von ſeiner Lage in einer durch die Sonnenſtrahlen, gleich einem Ofen geheizten, engen und ſchattenloſen Thalkluft den möglichſten Vortheil durch den Obſtbau zieht und daß eine hoch über ihm thronende impoſante Burgruine und die daneben liegende Pfarrkirche ſeine einzige intereſſante Seite bilden. Champeix iſt nur 2½ Stunden von Iſſoire entfernt, und ich gedachte, wenn gleich als Fußreiſender Berg und Thal zur Rechten und Linken durchſtöbernd, doch bei guter Zeit in lezterem Orte anzulangen. Hätteſt du aber ſehen können, unter welch erſchwerenden Umſtänden ich gegen drei Uhr Nachmittags dieſe erſte Station meines heutigen Ausflugs verließ, ſo würdeſt du ſicherlich mit mir gezweifelt haben, daß ich mein Reiſeziel deſſelbigen Tages noch zu erreichen im Stande ſey.

Ich traf nämlich am Ausgange des Städtchens einen mit Jagdtaſche und Flinte ausgerüſteten ältlichen Herrn, den ich nach dem Wege fragte. — „Monsieur, la route présente plusieurs embranchemens; vous vous tromperiez infailliblement; mais je vais chasser de ce côté-là, et ce sera un plaisir pour moi de vous montrer le chemin.“ Während der alte Herr mir dieſen höchſt dankenswerthen Vorſchlag that, war er, vom Anfange bis zum Ende ſeiner Phraſe unerſchütterlich, wie eine Eiche, ſtehen geblieben und ich ſah mit Schrecken, daß ich mit einem jener Leute zu thun hatte, welche bei jedem Worte, das ſie eben ſo gut im Gehen ſagen könnten, Front gegen ihren Begleiter machen und nicht eher weiter zu bringen ſind, als bis ſie ihren Vortrag bis zur lezten Sylbe beendigt haben. Aber, hätte mich auch die Pflicht höflicher Dankbarkeit für ein gefälliges Anerbieten nicht mit eiſerner Fauſt bei meinem Jäger zurückgehalten, es wäre kaum an Flucht zu denken geweſen; denn mein improviſirter Reiſegefährte gehörte, um mein Unglück vollſtändig zu machen, auch zu jener Claſſe von ſtehenbleibenden, heilloſen Erzählern, welche während ihrer Mittheilung, zu mehrerer Sicherheit gegen das Entweichen ihrer Zuhörer,

dieſelben bei einem Knopf faſſen, um ihnen nach allen Vorkehrungen — Nichts zu ſagen.

„Vous allez à Issoire,“ fuhr mein Begleiter fort, indem er wieder halt machte und mich beim Knopfe ergriff. „Ne manquez pas d'aller voir la collection de Monsieur l'architecte de la ville d'Issoire, vous y trouverez une tortue superbe; rien de pareille en Europe, je vous assure.“ — „Mais croyez vous en effet, Monsieur, que j'arriverais encore d'assez bonne heure à Issoire pour voir la collection en question?“ ſagte ich, indem ich verzweifelnd einen Verſuch zur Fortſetzung meiner Reiſe machte. — „Mais bien sûr, Monsieur,“ erwiderte der Jäger, abermals Poſto faſſend und ſeine Tabatiere in der Taſche ſuchend; „il n'y a que deux lieues d'ici à Issoire. Oserais-je vous offrir une prise de tabac? Nous parlions de collections, vous connaissez sans doute celle de Monsieur le comte de L. à Clermont?“ — „Oui, Monsieur.“ — „Eh bien,“ fuhr jener fort, „on l'accuse d'avoir commis une petite indélicatesse au musée de Clermont.“ In dieſem Augenblicke flog eine Droſſel neben uns auf; der Jäger riß das Gewehr von der Schulter und ſchoß, was den bedrohten Vogel veranlaßte, ſeine Flucht möglichſt zu beſchleunigen. „Je l'ai touchée, j'en suis bien sûr,“ rief der Nimrod von Champeir frohlockend, indem er im Weinberge verſchwand, über welchen die Droſſel hingeflogen war. Ich benuzte den günſtigen Moment, ſegnete die Droſſel, die mich errettet hatte, und folgte in größter Eile ihrem Beiſpiele.

Jezt erſt war es mir vergönnt, einen Blick auf die mich umgebende Landſchaft zu werfen. Links brauſt ein vom Mont-d'or herabkommendes Flüßchen Anfangs zwiſchen ſchroffen Felſen hin, um ſpäter in dem ſich bald zur lieblichſten Ebene erweiternden Thale mit ſeinen beruhigten Wellen überall Segen und Ueberfluß zu verbreiten. Etwa eine halbe Stunde abwärts in dieſem Thale ſehen wir das Dorf Nechers liegen, deſſen Name im Lande durch einen leidenſchaftlichen Foſſilienſammler (den Abbé Croizet) einigen Ruf erhalten hat. — Ich kann dir nicht ſagen, welch merkwürdigen Contraſt mit dem den größten Theil dieſer kleinen Ebene bedeckenden reichen Anbau ein Anfangs nur ſchmaler, dann aber bei dem Dorf ſich wie ein See ausdehnender, aller Vegetation unzugänglicher Lavaſtrom bildet. Hier und da, wo die Kruſte der vulkaniſchen Maſſe nur dünn über die Erde hingebreitet liegt, oder aus loſen Schlacken beſteht, haben die Bauern des Dorfes bis in den tragenden Boden eindringende Gruben gebildet und darin Wallnußbäume gepflanzt, die ſolchergeſtalt oft nur mit ihrer Krone über das umliegende Terrain hervorragen. Um dir einen freilich immer noch unvollſtändigen Begriff von den Lavamaſſen zu geben, mit welchen die Vulkane der Auvergne das Land bedeckt haben, führe ich bei dieſer Gelegenheit an, daß die Cherre * de Nechers aus dem fünf ſtarke Stunden von dem Dorfe in den Monts-d'or gelegenen Vulkane Tartaret herkommt.

(Fortſezung folgt.)

---

* Cherre iſt der in der Auvergne gebräuchliche Name für jede mit Lava bedeckte Strecke Landes.

Das Wohlthätigkeitskapitel in den modernen Romanen.

(Schluß.)

Dieſe Leute haben Unrecht; die Poeſie bleibt Poeſie, ſie mag ſich nun auf den offenen lauten Markt hinſtellen oder träumend unter Ruinen und Lorbeerbüſchen ſitzen. Es iſt dieſelbe göttliche Geſtalt, keine Miene verändert, kein Athemzug wärmer oder kälter. Lernt nur eure alte Freundin kennen; ſie bleibt bei euch bis zum Ende der Tage, wie ſie am Anfang derſelben ſchon bei den Menſchen war.

Sind alſo die Gebrechen der Geſellſchaft, die gleiche Vertheilung der Güter der Erde, die Anſichten über himmliſches und zeitliches Erbe jezt die hauptſächlichſten Intereſſen der Zeit, und hat der Roman dieſe erfaßt, wie er faſt vor hundert Jahren den Kampf gegen den Fanatismus erfaßte, ſo muß die Kritik ſich fügen und ein ſchlechtes Buch, das aber zugleich ein großes Ereigniß iſt, geduldig hinnehmen. Sie darf ſagen: meine Regeln paſſen hier nicht, aber ſie darf nicht ſagen: leſt das Buch nicht. Darf man aber, was man dem einen Eugen Sue zugeſteht, ſeinen hundert Nachahmern auch zugeſtehen? Nein, denn das große Ereigniß entſchuldigt dann nicht mehr das ſchlechte Buch. Nachdem die Iliade gedichtet iſt, wird eine noch ſo gute poetiſche Beſchreibung des Kampfs um Ilions Mauern verfänglich. Es iſt für den guten Geſchmack und den äſthetiſchen Schönheitsſinn nichts widriger als die zahlloſen direkten und indirekten Nachahmungen jener „Mystères.“ Beſonders leiſten hier unſere Frauen Großes. Man denke nur, die Frauen, die ſich nie erheben können über die Aeußerlichkeiten, die weder die Kraft noch den Willen haben, in geniale Höhe ſich aufzuſchwingen, von wo betrachtet ſelbſt der erhabenſte Stoff ſich der ſchöpferiſchen Allmacht des ächten Dichters unterordnet, man denke ſich nur die Frauen verſenkt in dieſe Miſere, in dieſes Armen- und Spitalweſen, in dieſe Kleinkinderſtuben und ſchmuzigen Bettlerhütten — werden ſie da nicht alleſammt als Wäſcherinnen

und Apothekergehülfinnen hineingehen? werden ſie nicht die ganze große gewaltige Menſchheit behandeln, wie ſie in ihrer kleinen Stadt einen Armenverein, eine Eliſabethen- und Amalienſtiftung behandeln? Und ſo iſt's auch geſchehen. Alle Heiterkeit, alle Größe der Kunſt iſt verſchwunden, wir haben in unſern Romanen nur jämmerliche, fade Alltagswelt. Und wenn man tadeln will, ſo rufen ſie Alle im Chor: „Das ſind die Zeitideen!“ O nein! die Zeitideen fordern nicht, daß ihr ſchlechte Bücher ſchreibt. Die Zeitideen werden die erſten ſeyn, die über euch herfallen und euch aus dem Tempel jagen.

Hier ſind wir nun im Bereich der Mode angelangt. Die Nachahmungen der „Myſtères“ werden nicht mehr geſchrieben, weil die Zeit ſie diktirt, ſondern weil der Art Stoff zur Mode geworden. Das iſt ein Elend. Es wird nun ſo fortgehen noch viele, viele Jahre lang. Wie lange ſtaubige Schleppen hatten Rouſſeaus Emil und ſeine Heloiſe! Endlich aber kommt eine Zeit, wo die Nachahmer ſo koloſſal abgeſchmackt, fade und dreiſt langweilig werden, daß man gegen ſie die Fauſt aufhebt und plötzlich ihrem Reich ein Ende macht. Dieſe Zeit ſcheint noch fern; die Wohlthätigkeitsliteratur wird uns noch lange wie ein Alp drücken, wir werden noch etwas Tüchtiges von ihr zu leiden haben; denn ſie iſt für den Schwachen an Geiſt eine gar zu ergiebige Quelle breiter und matter Schöpfungen. Wer kennt nicht irgend eine rührende Geſchichte? wer iſt nicht einmal im Leben angebettelt worden? alſo flugs eine Novelle, und mit etwas Verwicklung ein Roman in drei Bänden. Das iſt aber wahrlich ein Treiben, über dem die Kritik graue Haare bekommen könnte. Möchten unſere guten Frauen bedenken, wie elend ſie uns machen, durch eine ſolche Manier zu ſchriftſtellern.

Die obigen Betrachtungen wurden zunächſt veranlaßt durch einen Roman der Frau v. Biſſing, Namens „Iwan,“ ein ſehr gut und leicht geſchriebenes Buch, das eine hübſche Bereicherung der Unterhaltungsliteratur bilden würde, wenn es nicht ſehr ſtark auch am Wohlthätigkeitsfieber krankte. Die Fabel iſt in der Kürze folgende. Ein junger Pole, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, hat in ſeiner Jugend mannigfache Schickſale durchzumachen. Seine kräftige Natur, ſein urſprünglich edles Gemüth läßt ihn ſiegreich aus Anfechtungen mancher Art hervorgehen. Er tritt als Geſellſchafter und höherer Geſchäftsführer bei einem polniſch-ruſſiſchen Fürſten in Dienſte. Bis hierher iſt Alles gut. Die Jugendgeſchichte des Helden iſt in der Weiſe der guten alten Romane mit Lebhaftigkeit und mit Sinn für Wahrheit, ohne Ziererei und Affektation geſchrieben, auch ſeine Liebe und Ehe ſind hübſche Schilderungen; wie nun aber weiter? Es ſchien der Verfaſſerin viel zu altbacken und proſaiſch unmodern, den Roman mit dieſen Begebenheiten abzuſchließen. Nun mußte die Wohlthätigkeit herbei. Der Fürſt, der uns als ein dicker Lebemann gezeigt wird, dem nichts weniger am Herzen liegt als das Bedürfniß, das Weh der Menſchheit zu lindern, wird vom Helden der Geſchichte fromm und ſanft gezügelt und ſo lange ſocialiſtiſch menſchenfreundlich bearbeitet, bis der dicke Bojar ſich entſchließt, auf ſeine Güter zu ziehen und dort fromme Anſtalten anzulegen. Der ganze Roman begibt ſich jezt in die Region der Suppenanſtalten und der Kleinkinderbewahrvereine. Wie unausſtehlich die Leute dann werden, läßt ſich denken. Man intereſſirt ſich von dem Moment an nicht im mindeſten mehr für ſie, und dieß iſt ſicherlich keine Bosheit vom Leſer, denn es kann ihm wahrlich ganz recht ſeyn, daß am Ufer des Bug die Leute gebeſſert und veredelt werden; nur dieß abſichtliche Hereinziehen und Zerren der Wohlthätigkeit, wobei der ganze Charakter der Erzählung und alle Individualität der darin ſpielenden Perſonen verloren geht, nur dieſes will er nicht. Die Abſichtlichkeit dieſes Modeartikels — denn nichts anderes iſt dieſes Wohlthätigkeitskapitel — verſtimmt und erbittert den unbefangenen und nach Kunſtgenuß verlangenden Leſer.

Die Unterſuchung ſey hiemit geſchloſſen; ſie ließe ſich, ſo wie das Uebel, gegen das ſie kämpft, ſehr in die Weite ausdehnen. Es iſt genug, wenn wir auf das Wohlthätigkeitskapitel in unſern modernen Romanen als auf ein thörichtes und zugleich nutzloſes Ingredienz aufmerkſam gemacht haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Wiſſenſchaftliche Vorträge.

Von den vier Vorträgen dieſes Monats entſprechen zwei jenen Anſprüchen, die Wiſſenſchaft mit der Gegenwart und den Anforderungen des Lebens in Verbindung zu ſetzen. Herr Dr. Aſher aus Hamburg, welcher als Direktor der Berlin-Hamburger Eiſenbahn hier domicilirt, ſprach über die amerikaniſchen Gefängnißſyſteme und gegen die unbedingte Einführung des penſylvaniſchen in Deutſchland, weil die pſychologiſchen Erfahrungen des Criminalrichters ihn nur zu deutlich auf die individuelle Verſchiedenheit der Verbrecher aufmerkſam machten, und daß eine Abſperrung, welche den Einen beſſere, den Andern nur um ſo ſchlechter mache. Das: Eines ſchickt ſich nicht für Alles, iſt gewiß eine unbeſtreitbare Wahrheit auch in dieſem Punkte; aber hier eine Grenze, einen Schematismus zu finden, ohne der Willkühr des Richters Thor und Thür zu öffnen, iſt die ſchwierige Aufgabe, die uns aber wenigſtens darin wieder zum Guten

führt, daß wir bei einer ſolchen Unterſuchung aus den Akten und Papierſtößen herauskommen. Denn nur durch die lebendige Anſchauung des Verbrechers und ſeines ganzen Weſens kann der Richter zur Ueberzeugung kommen, welche Strafe für ihn paßt, wenn ſie ihn wirklich beſſern ſoll. Der Redner mahnte an die unerläßliche Forderung der Zeit nach öffentlichen und mündlichen Gerichten; es geſchah nur beiläufig, aber dringend. Ohne ſie bleibe das Criminalrecht eine tödtende Macht, die über dem Volke ſchwebt, deren Blitze es fürchtet, deren furchtbare Einwirkungen es aber nicht empfindet und begreift. — Der Geheimerath und Archivar Wilhelm v. Raumer ſprach über Guſtav Adolph, ſeine Bezüge zu Brandenburg und ſeinen Aufenthalt in Berlin. Schon die vielen intereſſanten, bis da ganz unbekannt gebliebenen Nachrichten, welche er aus dem Archive über Guſtav Adolphs Freiwerberei bei der Prinzeſſin von Brandenburg (der ſchönen Marie Eleonore) und dann am Pfälzer Hofe in Heidelberg mittheilte, waren ein hiſtoriſcher Roman, welcher ungemein anſprach. Aber er gab dem Thema auch noch höhere Bedeutung, indem er Guſtav Adolphs Charakter aus den urkundlichen Akten wieder in das helle Licht ſtellte, in welchem er durch zweihundert Jahre bei unſern Vorfahren geſtrahlt hatte. Der große Fürſt, ein durchaus reiner Charakter, um ſo bedeutender, als die Welt damals an ſolchen auf den Thronen nicht reich war, wurde ſeiner Zeit dafür von den Katholiken ſowohl als von den Proteſtanten anerkannt. Was mußten in einem falſchen patriotiſchen deutſchen Eifer und einem eben ſo falſchen Liebäugeln mit dem Katholicismus proteſtantiſche Schriftſteller, beſonders ſeit den Zeiten der romantiſchen Schule, es ſich zur Aufgabe ſtellen, dieſen Charakter zu verunglimpfen! Der edle Eifer des Redners gegen dieſe verirrten Forſcher nach Wahrheit wurde von den Zuhörern in einer Art anerkannt, daß der laute Beifall, der hier ganz ausgeſchloſſen iſt, ſich kaum zurückhalten ließ. Die unglückſelige halbe Politik des damaligen brandenburgiſchen Herrſchers, Georg Wilhelms, erſcheint nach den archiviſchen Nachrichten leider freilich nicht günſtiger, als ſchon die Geſchichte darüber geurtheilt hat. Doch auf dieſem abſterbenden, halben Leben erhob ſich dafür die fürſtliche Jugendgeſtalt des großen Kurfürſten, welcher den großen Schwedenkönig nicht umſonſt ſich zum Muſter genommen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Provence, Februar.

(Fortſetzung.)

Prinz v. Joinville. — Bauten in Marſeille.

Bald nach Bugeaud kamen die franzöſiſchen Prinzen Joinville und Aumale, letzterer mit ſeiner jungen neapolitaniſchen Frau, nach Marſeille. Ihr Empfang war, verſteht ſich, ſehr glänzend, beſonders durch einen prächtigen Ball, bei dem das junge Ehepaar recht anmuthig unter einem Thronhimmel von Orangenbäumen ſaß. Joinville war natürlich durch ſeine maroccaniſchen Erfolge, durch ſeine einnehmende Perſönlichkeit und die anmuthige Einfalt ſeines ganzen Weſens dem Volke ſehr anziehend. In einer Zeit, wo Prinzen und Könige durch Wiſſen, Handeln, perſönliche Würde und Liebenswürdigkeit Alles thun müſſen, um die Leute vergeſſen zu machen, daß ſie durch die Gunſt der Geburt Fürſten ſind und über Andern ſtehen, in dieſer Zeit verdienen die franzöſiſchen Prinzen und ihr Vater alles Lob. Alle ſind wohl unterrichtet und vielſeitig gebildet. Alle zeichneten ſich in Afrika durch militäriſche Kenntniß und perſönliche Tapferkeit aus, und ſie kommen noch beſcheidener und umgänglicher zurück, als ſie hingezogen waren. Aehnliche Schule und ähnliche Art wäre allen jungen Prinzen zu wünſchen. Wir haben hier geſehen, wie Joinville noch ganz jung ſeine mühſame Laufbahn begann, während andere junge Leute ihres Lebens in Vergnügen und Zerſtreuung froh wurden. In den wenigen Augenblicken, wo er nichts auf dem Schiff zu thun hatte, und Nachts ſtudirte er eifrig nautiſche Wiſſenſchaften, rechnete und zeichnete Seekarten. Wiewohl noch jung, iſt er ſchon dreizehnmal zur See gegangen und hat zehn volle Dienſtjahre auf dem Meer. Unter den Matroſen und Seeſoldaten, die auf ſeinen Expeditionen unter ihm dienten, waren eine Menge Marſeiller, wie denn dieſe Stadt überhaupt die Pflanzſchule der franzöſiſchen Marine im mittelländiſchen Meer iſt. Daher war beim Verweilen der beiden Prinzen das Intereſſe für Joinville bei den Maſſen vorherrſchend. Seine ehemaligen Kameraden aus der Schule und im Seedienſt, die weit hinter ihm zurückgeblieben waren, ſuchte Joinville überall auf und bemühte ſich, ſie durch ächt jugendliche Freundlichkeit den Abſtand vergeſſen zu machen, der jetzt zwiſchen ihnen beſteht. Man ſah, daß dieß nicht berechnete Form oder ſogenannte Herablaſſung war, ſondern wirkliche Herzlichkeit. Auch in Toulon, der erſten Seeſchule Joinville's, wurde er auf ſeiner Hinreiſe nach Neapel mit unendlichem Jubel von den Seeleuten empfangen.

Die öffentlichen Bauten, welche gegenwärtig in Marſeille betrieben werden, ſind von großer Bedeutung. Der Mangel an Waſſer war bisher in der Stadt ſo groß, daß oft in mehreren Fabriken die Arbeit unterbrochen werden mußte, daß Truppen an die Ufer der Huveaune geſchickt wurden, um die Anlieger zu verhindern, in ihren Gärten zu begießen, wo dann die Früchte und Gemüſe auf unſern Märkten zu hohen Preiſen ſtiegen. Dieſem Uebel ſoll der Durancekanal abhelfen. Was derſelbe auch koſten mag, wie viel finanzielle Fehler, Mißgriffe, Irrthümer und Unterſchleife dabei mögen vorgefallen ſeyn, immer iſt er für Marſeille von großer Wichtigkeit, und auf eine Handvoll Millionen auf und ab laſſen ſich nun einmal bei uns in Frankreich öffentliche Arbeiten nicht berechnen. Zuerſt wurde die ganze Ausgabe auf zehn Millionen berechnet, dann mußten noch viertbalb Millionen hinzugefügt werden, und vor Kurzem iſt ein neues Anleben von ſieben Millionen von der Regierung gutgeheißen worden. Die Ausgabe im Ganzen wird jetzt auf dreiundzwanzig Millionen berechnet, nämlich zwanzig Millionen für die jetzt vollendeten und noch zu vollendenden Arbeiten außerhalb der Marſeiller Commune, und drei Millionen für die Arbeiten in der Stadt und deren Bereich. Wenn dieſer Kanal, wie wir hoffen, in einigen Jahren zu Stande kommt, ſo dürfte er unſerem Nachbar, dem Pont du Gard, dieſem impoſanten Römerwerk, wohl an die Seite zu ſetzen ſeyn, beſonders durch die hohe Waſſerleitungsbrücke von Toulondre, welche ihrer Vollendung nahe iſt. Es ſind jetzt 1600 bis 1800 großentheils piemonteſiſche Arbeiter am Kanal beſchäftigt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Februar 1845.

Schweizerberge! undurchdringlich
Hohe Feſtung der Natur!
Aber, Brüder, unbezwinglich
Sind wir doch durch Eintracht nur.
Lavater.

Lieder aus der Schweiz.

Von J. J. Reithard.

Die Schweizerberge.

Ihr Berge mit den Silberhörnern,
Ihr Adlerneſter großer That,
Ihr Firne, ſturmgepflügt den Körnern
Der gottgeweihten Freiheitsſaat:
Den Düften, die die Lüfte würzen
Von euerm wundergrünen Hang,
Den Strömen, die zu Thale ſtürzen,
Antwortet jubelnd mein Geſang!

Der Herr des Himmels und der Erde
Spricht von Gebirgen gern herab;
Aus ihnen ſteigt das neue Werde
Im Frieden auf des Alten Grab:
So ward, von wilder Fluth verſchlagen —
Umirrend nach der Ruheſtatt —
Die Freiheit endlich hingetragen
Auf unſ'rer Berge Ararat.

O theure Heimath, freiheitsträchtig,
Verkörpert Evangelium!
Hier rollt Sinai's Donner prächtig
Durch deiner Schluchten Heiligthum;
Hier iſt in Säuſeln, Sturm und Lohe
Der Herr, wie er auf Horeb war;
Hier ſtellt ſich täglich uns die hohe
Verklärung auf dem Tabor dar.

Die ihr der Gemſ' und Wolken Herde,
Erhabne Gipfel! ätzen müßt,
Ihr ſeyd die Lippen dieſer Erde,
Mit denen ſie den Himmel küßt;
Von euch, ihr edeln Kulme, ſteigen
Auf Silberwolken licht und zart,
Bei Vogelſang und Sennenreigen,
Die Weihnacht und die Himmelfahrt!

Doch ragt auch manche Silberzinke,
Ein Finger Gottes, hoch empor
Und mahnet uns mit ernſtem Winke:
Leiht dem Verführer nie das Ohr,
Und bot' er aller Fürſten Länder
Für Bundesbruch und Rank und Schlich:
Blizt ihm in's Aug' dem Tempelſchänder
Und ſprecht ein donnernd: Hebe dich!

Strebt fremde Hand auf euch zu wuchten
Und wird der Friedenskuß zum Drang:
Dann ſtürz', ein Strom aus Bergesſchluchten,
O Schweiz, in deiner Feinde Zwang!

Und kannſt du retten — o ſo rette!
Wo nicht — dann greif', Helvetia,
Zur Dornenkrone, ſtatt zur Kette,
Und weih' dein Land zum Golgatha!

Wer iſt frei?

Freiheit, die ich meine!
Schenkendorf.

Ein doppelt „Frei" gibt's in der Welt:
Ein Menſchen- und ein Vogelfrei;
Das Ein' iſt jeder Chriſtenheld,
Das And're jeder Türkenbei;
Das Eine geht, als Gottesmacht,
Verherrlicht aus Tyrannenkerkern;
Das And're dient, ein Kind der Nacht,
Meiſt unbewußt, der Fauſt des Stärkern.

Schau weder ſüd- noch nordenwärts!
Greif' nicht nach Pulver, nicht nach Blei!
Mann, ſchau und greif' in's eig'ne Herz:
Iſt's menſchlich oder vogelfrei? —
Und ſtammt aus Gott ſein freier Sinn,
Wird er ſich ſchon die Bahn erſchließen;
Doch wenig taugt, ſo wahr ich bin,
Was jeder Scherge kann erſchießen!

Und niedrig denkt vom Freiheitsgeiſt,
Wer mit vandaliſchem Geſchrei
Für ihn an jedem Bande reißt
Und alle Dämme bricht entzwei!
Schlecht denkt, wer, zu der Freiheit Frommen,
Den Gott der Freiheit höhnt und ſchimpft,
Und Hände, die ihn aufgenommen,
Mit Marats wilden Giften impft!

Wohl wohnt die Freiheit überall:
Am deutſchen Rhein, am Slavendon,
Auf unſ'rer Berge Rieſenwall —
Ja, ſelbſt zuweilen auf dem Thron;
Denn ihren Kranz, unwandelbar,
Siehſt du auf allen Häuptern blühen,
Worunter ſtark und treu und wahr
Noch gottergeb'ne Herzen glühen

Doch weh dem Freiheitspolyphem
Voll Gotteshohn und Völkermord,
Dem frechen Niemandsfreunde, dem
Der Wahn ſein einzig Aug' durchbohrt!
Weh ihm, der großer Zeiten Werth
Nur ſchätzt nach dem, was ſie geſchlachtet,
Und der an Hutten nur das Schwert,
An Zwingli nur die Streitart achtet!

In blauen Lüften kreiſt der Gyr;
Du nennſt den kühnen Würger: frei?
Dann brülle mit dem Waldgethier
Und ſchnappe mit des Meeres Hai!
Darf ſchon die Heldenehre Eids
Durch keine Blutſchuld ſich verdunkeln;
So muß die Freiheit Winkelrieds
Rein, wie das Auge Gottes, funkeln!

Nur der iſt wahr- und mannhaft frei,
Der nie mit Blitz und Donner ſpielt,
Der Ordnung nie für Tyrannei,
Nie Tyrannei für Ordnung hielt;
Der nie zum Schaukeln wild und ſtatt!
Der Sinne leichte Schaar entbindet,
Der Lebenseinheit nur in Gott
Und Heldenmuth im Glauben findet!

Tritt friſch auf's Haupt dem Höllenwurm,
Trotz Wuthgeziſch und Steinigung!
Stürm' in den Feind! Doch ſey dein Sturm:
Pfingſtſturm und Tempelreinigung!
Ein Mann, ein Volk; ein Volk ein Mann!
Ein Lebenspuls! Ein Gottvertrauen!....
Hinan, hinan! und laßt uns dann
Auf dieſem Tabor Hütten bauen!

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Ich verlor das Thal von Nechers bald aus den Augen, indem der rechts abgehende Weg nach Iſſoire mich auf eine mit Nußbäumen, Getreidebau und Weinbergen im ſchönſten Wechſel bedeckte Hochebene führte. Kaum hatte ich dieſe leztere erreicht, ſo ſah ich bereits das in meinem heutigen Reiſeplane eine Rolle ſpielende Dorf Pradines, links vom Wege und am Abhange eines der in der Auvergne ſo unendlich häufigen hohen und langen Baſaltplateaus vor mir. Bei der Anſicht des genannten Dorfes von dieſer Seite blieben indeſſen die Spuren des ungeheuern Erdſturzes, welcher dem Namen Pradines in der Geſchichte der Auvergne eine unglückliche Berühmtheit verſchafft hat, noch ganz verborgen, und meine ganze Aufmerkſamkeit ward daher für den Augenblick durch das mir zugewendete weſtliche Ende des Baſaltplateaus über dem Orte in Anſpruch genommen.

Nie hatte ich den Baſalt in ſo eigenthümlicher Form auftreten ſehen, wie hier. Der Rand des genannten Plateaus iſt nebſt dem an denſelben grenzenden obern

Theile des Abhangs auf dieſer Seite mit zuckerhutförmigen, dicht neben einander ſtehenden Kuppen von Baſalt bedeckt. Einen ähnlichen Anblick mag etwa ein Negerdorf mit ſeinen zugeſpizten Hütten oder eine Biberkolonie darbieten. — Leider durfte ich der Verſuchung, dieſe wunderbare Formation in der Nähe zu ſehen, nicht nachgeben, wenn ich meinen Reiſeentwurf nicht ganz umſtoßen wollte; denn die Erſteigung des an dieſem Punkte bedeutend hohen Berges hätte mir viel Zeit gekoſtet und mir blieb des Intereſſanten heute noch viel zu ſehen. Ich ſezte deßhalb meinen Weg auf der großen Straße fort, bis ich mich Pradines gegenüber befand, das am ſüdlichen Abfall des ſich von Oſten nach Weſten hinziehenden Plateaus liegt. Hier bot ſich mir ein Bild dar, von welchem deine Phantaſie ſich vielleicht eher nach der Beſchreibung des hier erfolgten Naturereigniſſes, als nach meiner Schilderung der davon zurückgebliebenen Spuren eine Vorſtellung machen wird.

Das frühere Dorf Pradines lag am mäßig ſteilen Abhange, der vom Fuße einer hoch oben auf dem Berge gelegenen Baſaltmauer ſich bis an die Heerſtraße unten im Thale hinabzieht. Der Berg beſteht nicht bloß aus feſtem Baſalt, ſondern außerdem aus großen Maſſen von vulkaniſchem Tuff, dem ſich hie und da ein leichter bimsſteinartiger und unter dem Drucke der Finger zerbröckelnder Fels beigeſellt. Der aus ſo verſchiedenen Materialien zuſammengeſezte Bergrücken mußte wenig innere Feſtigkeit haben und eine unbedeutende Urſache hinreichen, den Zuſammenhang ſeiner Theile aufzuheben. Im Jahr 1713 verſiegte plözlich ein Quell, der bisher am Fuße der Baſaltmauer hervorgeſprudelt war, ohne daß man ein ſolches Phänomen hätte erklären können. So viel ſcheint aber gewiß, daß das nach dem Innern des Berges ſich hinwendende Waſſer die lockern Maſſen losſchwemmte und die Feſtigkeit der Baſis untergrub; denn bald nach dem Verſchwinden des Quells offenbarte ſich die erſte Bewegung des Bodens durch die Riſſe, welche die Mauern mehrerer Häuſer erhielten. Dennoch verging ein Zeitraum von zwanzig Jahren, ohne daß dieſer Zuſtand der Dinge irgend weſentliche Nachtheile mit ſich geführt hätte, bis endlich ein am 22ſten Juni 1733 gegen 9 Uhr Abends eintretender heftiger Gewitterregen eine ſeit ſo langer Zeit drohende Kataſtrophe zur Entwickelung brachte. Durch eine beſondere Fügung der Vorſehung wurden wenigſtens die unglücklichen Einwohner des Dorfs in den Untergang ihres Eigenthums nicht mit hineingezogen. Dieſelben waren ſämmtlich um das St. Johannisfeuer verſammelt, das außerhalb des Dorfes, unter dem Jubel aller Anweſenden, zum Himmel emporloderte. Plözlich erhebt ſich ein dumpfes, donnerähnliches Getöſe und die Erde erzittert. Wer malt aber den Schrecken und den Jammer der eben noch der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit hingegebenen Dorfbewohner, als ſie rückwärts blickend, Häuſer, Bäume, Felſen und große Maſſen von Erde den Berg hinabgleiten, dann im Zuſammenſtoßen zerſchellen ſehen. — Eine alte Frau, welche durch Krankheit ſeit Jahren an ihr Bett gefeſſelt wurde, war allein im Dorfe zurückgeblieben; als ſie unter dem Krachen der rund um ſie zuſammenbrechenden Gebäude und rollenden Felsblöcke, unter dem angſtvollen Gebrüll des in ſeinen Ställen begrabenen Viehs fühlt, wie auch ihr Haus ſich ſchwankend in Bewegung ſezt, weicht die Krankheit, welche bisher allen Mitteln der Kunſt Hohn geſprochen, dem Eindruck namenloſen Entſetzens und die Alte findet Kraft, ſich von ihrem Schmerzenslager zu erheben und ſich zu retten.

Niemand wagte während dieſer erſten Schreckensnacht ſich dem Schauplaze der Verheerung zu nähern. Um Mitternacht ſah man über denſelben eine Feuerkugel hinſtreichen. Am zweiten Tage, nachdem der Einſturz des Berges begonnen hatte, ward auch die bis dahin unerſchüttert gebliebene Baſaltmaſſe in denſelben mit hineingezogen. Mehrere große Blöcke, von denen namentlich einer durch ſeine koloſſalen Dimenſionen in Erſtaunen ſezt, * riſſen ſich von der Baſaltmauer los. Der Geiſtliche des Orts, ein alter Mann, der in dieſem Augenblick in der verſchont gebliebenen Kirche Meſſe las, ſank bei dem furchtbaren Getöſe und der einem Erdbeben gleichenden Erſchütterung, von Schrecken übermannt, vor dem Altare nieder, mußte nach Hauſe getragen werden und ſtarb, in Folge ſeiner Gemüthsbewegung, am andern Morgen.

(Fortſezung folgt.)

* Er iſt 26 Fuß dick, 57 hoch und 90 Fuß lang.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

(Schluß.)

Der Marſeiller Hafen.

Die neuen Hafenbauten, welche für die Schifffahrt, den Seehandel und die Geſundheit Marſeilles von großer Bedeutung ſind und achtzehn Millionen koſten, fallen dem ſtädtiſchen Aerar nicht zur Laſt, ſondern werden vom Staat unternommen. Schon ſeit Jahrhunderten war der kleine Marſeiller Hafen durch Manches vorzüglich und einer der beſten Frankreichs. Die Leichtigkeit der Einfahrt in das Becken, die Ruhe des Waſſers, die Nähe der großen Handelsader der Rhone waren lange genügende Vortheile. Heutzutage ſind ſie jedoch nicht mehr ausreichend, beſonders ſeitdem in Trieſt, Venedig und Fiume ſo großartige Arbeiten vorgenommen und dadurch dieſe Häfen viel bedeutender als ehemals geworden ſind, was Marſeille mit Unruhe bemerkt. Ein langer, wahrſcheinlich für geraume Zeit geſicherter Friede hat Schifffahrt

und Handel unendlich vervollkommnt. Hinter diesen Fortschritten ist Marseille weit zurückgeblieben. Sein Hafenbecken, das lange groß genug schien, ist jetzt viel zu klein für die Zahl der von allen Seiten kommenden Schiffe, besonders für die immer zahlreicher werdenden Dampfboote, welche für ihren Dienst besondere Rücksichten nöthig machen. Die Schiffe drängen sich und bocken gleichsam auf einander. Dadurch wird Aus- und Einladung immer kostspieliger und die Waaren theurer; die Kais zum Ein- und Ausladen sind lange nicht geräumig genug, die Schiffe können da nicht anfahren, und noch heute, wie vor hundert Jahren, werden platte Kähne zum Transport der Waaren gebraucht. Diesen und manchen andern Uebelständen wird nun durch den neuen Hafen Joliette, durch einen umlaufenden Weg am alten Hafen, durch den Bau zweier Molo's am Frioulhafen und die Anlage eines Verbindungskanals zwischen dem Hafen Bouc und dem Teich Berre abgeholfen; ja durch letztere Arbeit bekommt Frankreich einen neuen, geräumigen Kriegshafen. Marseille wird durch alle diese Anlagen und die daraus hervorgehende Verringerung der Waarenpreise bedeutend gewinnen. Wenn Algerien sich in französischem Besitz befestigt und gedeiht, so ist für Marseille eine große, reiche Zukunft zu erwarten.

An der Eisenbahn von Marseille nach Avignon wird mit Eifer gearbeitet. Deren nördliche Fortsetzung von Avignon nach Lyon scheint aber noch in weitem Feld. So wie die Eisenbahn von Paris nach Lyon, zwischen Joigny und Dijon noch nicht im Einzelnen ihrer Richtung bestimmt ist, so werden auch für die zwischen Lyon und Avignon neue Studien gemacht. Ist doch noch nicht einmal entschieden, ob diese große Eisenarterie zur Verbindung des nördlichen Frankreichs mit dem südlichen auf dem rechten oder linken Rhoneufer laufen soll. Und doch sollte diese Bahn so schnell als möglich ausgeführt werden, damit keine Lücke entstehe zwischen der Marseille-Avignoner, woran noch gebaut wird, und der Paris-Lyoner, wozu die Concession nicht wohl länger ausbleiben kann. Diese Eisenbahn wird die so langsame und schwierige Bergfahrt auf der Rhone ersetzen, auf ihr werden die Waaren in sechs Stunden die Entfernung von Avignon nach Lyon (250 Kilometer = 57 Lieues) machen, wozu man jetzt auf der Rhone mehrere Wochen braucht. In zwei Stunden wird man dann von Avignon nach Marseille fahren können. Die Fahrt auf dieser Eisenbahn kann sehr billig seyn, denn nördlich und südlich wird sie sich an die reichsten Steinkohlenwerke im mittlern und südlichen Frankreich anlehnen.

Unser Wissenschafts-, Literatur- und Kunstleben ist von keiner großen Bedeutung, denn es athmet nur schwer unter dem Alpdruck von Handel und Wandel, Industrie, Kanälen, Dampfbooten, Eisenbahnen und Schifffahrt. Indeß, es athmet doch, und manchmal ist's gar, als wolle es sich frei machen von störendem Einfluß. Ueber diese Verhältnisse sage ich Ihnen das nächstemal Einiges.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche Vorträge. — Moderne Reliquien.

Professor Zumpt, der die dießjährigen Vorträge eröffnete, las über die Religion und den Cultus der Römer, und Dr. A. Reumont über die römische Dichterin Vittoria Colonna, eine Vorlesung, die uns indessen mehr ein interessantes Bild jener verwirrenen Zeiten, als die Eigenthümlichkeiten ihrer selbst und ihrer Dichtungen vorführte. — Sehr beachtenswerth sind auch die Vorlesungen, welche Dr. Stern in der (jüdischen) Gesellschaft der Freunde über das Judenthum in der Gegenwart und seine Bedeutung für die Jetztwelt wöchentlich hält. Durch den schönen und warmen Vortrag des Redners sprechen sie ungemein an und werden von Christen und Juden besucht. Ich berichte Ihnen das Mehrere darüber wohl künftig. Jedenfalls sind diese Vorträge vom Humanitätsstandpunkte aus eine bedeutende und wohlthuende Erscheinung.

Man bedauert, daß die Vorlesungen des Vereins jetzt nicht mehr gedruckt werden, wenigstens nicht mehr als Broschüren — diese Literatur scheint überhaupt wieder in Abnahme — sondern erst später in Taschenbüchern oder Zeitschriften. Gesammelt würden sie doch für Viele von Interesse seyn. Bei Sammlungen werde ich an eine vor Kurzem hier durch Arthur Mueller veranstaltete Sammlung erinnert, die unter dem Namen: Moderne Reliquien, Abhandlungen, Gedichte, Novellen von Jean Paul, dem Maler Müller, Wilhelm Müller, E. T. Hoffmann, Grabbe, Immermann, Ferrand u. A. enthält, welche in deren gesammelte Werke nicht mit aufgenommen waren. Es ist viel Sammlerfleiß darauf verwandt und manches Tüchtige der Verstorbenen darin enthalten, welches von dem Untergange gerettet zu werden verdiente. Aber diese Sammlung hat eine andere Betrachtung und eine andere Frage hervorgerufen, ob es einem Dritten überhaupt erlaubt ist, im Nachlaß todter Schriftsteller, welche noch nicht dreißig Jahre todt sind, auf Beute auszugehen und das noch einmal an's Licht zu stellen, was sie selbst der Vergessenheit übergeben hatten? Der für die Rechte des literarischen Eigenthums unermüdliche Vorkämpfer, unser Veteran Julius Eduard Hitzig, hat sich entschieden dagegen erklärt. Er scheint sogar eine Ergänzung der Gesetze über das literarische Eigenthum in diesem Punkt zu verlangen. Ihr Korrespondent bekennt, daß er in diesem Punkte der Ansicht des Ehrenmannes nicht unbedingt beistimmen kann. Freilich ist es für viele Schriftsteller schmerzlich, das wieder gedruckt zu sehen, was sie gern der Vergessenheit übergeben hätten; denn wer hat nicht einmal etwas geschrieben, und welcher Schriftsteller nicht einmal etwas drucken lassen, was er später gern vertilgte? Aber das gedruckte Wort ist eine Thatsache, es hat sein Recht zu leben gewonnen, es gehört, emanzipirt vom Autor, dem Publikum an. Der Autor kann es später widerrufen, wie Zacharias Werner seine Weihe der Kraft durch seine Unweihe der Kraft, aber vertilgen kann er nicht mehr das freigewordene Wort. Es hat angesetzt am großen Baume unserer Fortbildung, es hat neue Keime getrieben, die wieder ihr Recht zu leben für sich haben. Vergleiche man es mit den Anträgen und Amendements in den konstitutionellen Kammern, welche, wenn sie der Antragsteller fallen läßt, ein Anderer das Recht hat aufzunehmen; jener darf es ihm nicht verbieten und sein Eigenthum reklamiren. Ich weiß wohl, daß im vorliegenden Falle nicht von diesem geistigen Recht zum Leben die Rede ist, sondern von der literarischen Berechtigung zum Wiederabdruck; aber die Sache läßt sich nur nicht gut trennen. Und wo ist die Grenze, wo das Siegel der Autorität zu finden? Die bisherige Usance ist für jene Berechtigung; wir haben Nachträge zu Schiller, Goethe u. s. w., und weder Verleger, Erben noch Publikum haben sich dagegen erhoben. Es war nichts, was unsere Sitte, unser Rechtsgefühl kränkte. Weßhalb da zu Gunsten eines Prinzips, das sich schon jetzt nur mit Mühe gegen die bisherige Geltung durchkämpft, die Grenzen so scharf markiren wollen?

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. Februar 1845.

Nichts ſchreibt ſich leichter voll
Als ein Kalender.

Goethe.

Der Bilderkalender meiner alten Großtante.

Von A. v. Sternberg.

Ich kenne ein Buch, das der Himmel ſelbſt ſich herabläßt zu ſchreiben, und zwar iſt es ein Roman von ziemlich alltäglicher Erfindung, eine Liebesgeſchichte, wie ſie ſchon tauſendmal dageweſen, eine durchaus abgenutzte und in keinem Dinge mehr pikante Intrigue. Die Sonne iſt darin die Geliebte, ein launenvolles hübſches Weib, und der Mond der ſchwermüthige, bald begünſtigte, bald unterdrückte und vernachläſſigte Liebhaber, der nachdem man ihn eilfmal aus dem Hauſe geworfen hat, zum zwölftenmal wieder kommt. Ich weiß in der That nichts geiſtloſeres als dieſe Compoſition, und doch findet das Buch, in welchem dieſer Liebeshandel Tag für Tag beſchrieben ſteht, Abſatz und Leſer, und der Verleger ſteht ſich gut dabei, und weder er noch das Publikum klagt über die Fruchtbarkeit des himmliſchen Schriftſtellers, der nun ſchon ſechstauſend Jahr alljährlich einen Band ſchreibt, immer dieſelbe Geſchichte, immer dieſelbe magere Erfindung enthaltend. Ich wüßte nicht, was die Recenſenten und Verleger ſagen würden, wenn einer von uns irdiſchen Romanſchreibern dieß verſuchen wollte! Wenn wir ſechs Jahre hintereinander alljährlich einen Roman herausgeben, ſo ſchreit ſicherlich alle Welt: „Das iſt zu viel! die erſten Werke ſind vortrefflich, die lezten ſind aber ganz ſicherlich ſchlecht!“ Bei den Romanen, die der Himmel ſchreibt, ſagt man dieß nicht; oder ſagt man's doch? Es könnte ſeyn, daß die Geologen, die Aſtronomen, die Phyſiker, und wie die Kritiker unſeres alten Sonnenſyſtems alle heißen mögen, wirklich finden, daß der Roman nach und nach ſchlechter wird und daß die erſten Theile mit ungleich mehr Feuer geſchrieben waren, als die lezten. Ich ſage, es könnte ſeyn, offenkundig bewieſen iſt aber nichts, und die Herrn ſind ſo klug, daß ſie nicht früher von Fehlern ſprechen, als bis ſie deren Daſeyn recht gründlich beweiſen können. Darin unterſcheiden ſie ſich vortheilhaft von den Kritikern, mit denen wir irdiſchen Schriftſteller es zu thun haben.

Dieſer beſagte langweilige Roman findet nun überall eine unendliche Menge von Leſern. Er iſt ſo populär geſchrieben, daß man ihn in der Hütte wie im Palaſt gleich gut verſteht; das zeugt aber wiederum von der magern Erfindung. Doch genug davon; ich will nur ſagen, daß meine alte Großtante ebenfalls eine eifrige Leſerin dieſes Buches war. Sie, die nie einen Roman zur Hand nahm, konnte ohne dieſen nicht exiſtiren; ſie, die gutmüthigſte Seele von der Welt, beluſtigte ſich dennoch ſorgfältig nachzuſpüren, in welchen Nächten es dem armen blaſſen Liebhaber erlaubt war, auf den Fußſpitzen ſchleichend, den blauen Sternenteppich vom

Schlafgemach ſeiner übermüthigen Schönen zu betreten, und dann in welchen Nächten er aus dem Hauſe herausgeworfen wurde und nicht mit der Naſenſpitze durch die Kammerthür gucken durfte. Die Weiber bleiben immer Weiber; meine alte Tante haßte recht gründlich alle ſchlechten Liebeshändel hier unten auf der Erde, aber dort oben ließ ſie ſich den Treubruch und die arge Schalkheit eines unverſchämten Weibsbildes ganz wohl gefallen und ſah lachend drein.

Ich will von dem Kalender meiner Großtante erzählen. Sie beſaß einen, der mit vielen ſchönen Bildern zu Anfang eines jeden Monats verziert war und uns Kindern, wo wir ihn erwiſchen konnten, vielen Spaß machte. Später, als wir leſen lernten, verſchwand der Kalender, und der Himmel weiß, wo er blieb. Sicherlich wollte die Tante ihre Geheimniſſe nicht unter die Leute gebracht wiſſen; denn der Kalender enthielt Geheimniſſe, Geheimniſſe aus der Tante Leben. Viele, viele Jahre nachher, als die Eigenthümerin des Bilderkalenders ſchon aus dem Leben geſchieden war, fand ich das kleine Buch und machte mich mit ſeinen Wundern bekannt. — Ich will nur geſtehen, daß die Bilder ſammt und ſonders herzlich ſchlecht waren, aber ſie waren es auf eine ehrliche, offenkundige Weiſe, und dieß ſöhnte mich mit ihnen aus. Man ſah es dem Künſtler, der ſie gefertigt, an, daß er ſich ernſtlich vorgenommen hatte, mit Gottes Willen etwas Gutes zu ſchaffen, und daß es ihm nicht hatte gelingen wollen. Es waren zwar Holzſchnitte, aber heutzutage hat man deren ſo zierliche, daß der Leſer ſchwerlich ſich einen Begriff von dieſen alten Holzſchnitten im Bilderkalender meiner Großtante wird machen können. Es war genug, daß man eine Frau von einem Mann unterſcheiden konnte, und allenfalls einen König von einem Bauern; oft aber hatte der Bauer Haar, das wie eine Krone ſich geſtaltete, und umgekehrt ſah des Königs Krone dem ſtruppigen Haarwuchs des Bauern ziemlich ähnlich; aber der Scepter entſchied alsdann. Die Gegenſtände der Darſtellung waren bekannte bibliſche Geſchichten, und dieſen Bildern hatte die Großtante einen Text aus ihrem eigenen Leben untergelegt. Dieſe Deutungen waren im Sinne der alten Dame bedeutungsvoll und hie und da humoriſtiſch. Es iſt dieß wiederum ein Beweis, wie die alte theure Urkunde unſerer religiöſen Ueberlieferungen mit dem, was auch heute noch ein Herz bewegt und rührt, ſo ächt menſchlich zuſammentrifft. Sicherlich liegt darin ihre heilige Würde, wie ihre unantaſtbare Schönheit.

Alſo die Bilder meiner Großtante. Das Leben dieſer Frau war wenig verſchieden von dem ſo vieler Frauen. Es war ziemlich arm an äußern Begebenheiten, aber reich an innerlich erlebten und durchkämpften. Der Bilderkalender gab hievon Zeugniß. Wir wollen nur gleich das erſte Monatsbild aufſchlagen. — Zwei Männer tragen jene bekannte Rieſenweintraube Kanaans, und darunter hatte meine Tante geſchrieben: „Siehe da das Leichenbegängniß meines theuern Großvaters. So trugen ihn die Männer fort, eine reife Traube Kanaans, voll ſüßen Rebenſaftes guter und gerechter Thaten. Ich ſage euch, die Tage dieſes Mannes gleichen an Zahl und Süße den Beeren dieſer Rieſentraube. Als die Traube noch unreif am Gitter hing, kam ein Sturm in's Land, der den Weinſtöcken verderblich ward, die Traube aber wußte ſich ſo tapfer zu halten, daß keine ihrer jungen, noch grünen Beeren abgeſchüttelt wurde. Dann kamen ſpäter arger Thau und froſtige Nächte, aber ſiehe da, die Traube ging auch durch dieſe Fährlichkeiten, und ſo gelangte ſie an's Ziel. O, ihr Männer, tragt ſie vorſichtiglich in das Vorrathshaus, der Herr der Weinberge ſieht auf euch und eure Laſt! — Ich aber ſtand und ſah zu, wie ſie den beſten der Väter in Nacht und Dunkel verſenkten. Es war im Januar; die Erde war hoch mit Schnee bedeckt. Es gingen Lichter über den Kirchhof und verſchwanden an der Mauer; es waren die Männer, die heimkamen. Ich kam ihnen entgegen und hielt auf einem großen Teller Wein und Kuchen. Habe Ruhe, habe Ruhe, du Traube Kanaans!"

(Fortſezung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortſezung.)

Vier Tage lang dauerte das fürchterliche Ereigniß in Unterbrechungen von ungleicher Länge fort, bevor die nach und nach in das Thal hinabgleitenden Erd- und Steinmaſſen durch ihre Anhäufung dem Fortgange der Vernichtung Grenzen ſezten. Eine Fläche von 400 Arpents * war unter und über einander geworfen, 60 Häuſer umgeſtürzt und durch die mit ungeheuern Felsmaſſen vermengten Trümmer ein wahres Chaos gebildet. Ich fand, indem ich den ſo verheerten Raum abſchritt, daß derſelbe 1200 Schritt in ſeiner Länge und 900 Schritt in ſeiner Breite maaß.

Nachdem nun endlich der Boden ſich wieder befeſtigt hatte, fand es ſich, daß die Ländereien am Fuße des Berges zum größten Theil durch die vormals oben an demſelben gelegenen bedeckt waren, und es erhob ſich die eigenthümliche Rechtsfrage, ob der Beſitzer der bedeckten oder der bedeckenden Scholle der wahre ſey. — Der Intendant

* Ein Arpent Landes beträgt etwa 15,000 Quadratfuß.

der Provinz ſchickte zwar vier Bevollmächtigte an Ort und Stelle, um eine neue Vermeſſung des Terrains vorzunehmen und Vergleiche unter den Bauern zu Stande zu bringen. Dieß Mittel hatte indeſſen nur unvollſtändigen Erfolg; viele unter den Bewohnern von Pradines verleugneten bei dieſer Gelegenheit keineswegs ihren Charakter als Auvergnaten, das heißt, ſie zogen den Prozeß dem Vergleiche vor und ließen das durch die Natur begonnene Werk ihres Ruins durch die Hand der Advokaten fortſetzen. Das neue Dorf ward ſeitwärts von der Stelle, wo das alte geſtanden, aufgebaut und iſt dort, wie es ſcheint, auf feſtem Boden gegründet.

Die Spuren des hier beſchriebenen Ereigniſſes ſiehſt du nun heute noch ſo friſch und vollſtändig vor dir ausgebreitet, als wäre daſſelbe erſt geſtern eingetreten. Das einzige, was den Graus der furchtbarſten Zerſtörung einigermaßen mildert, ſind die wenigen Obſt- und Nußbäume und kleine Stücke magern Ackerlandes, die zwiſchen den Felsſtücken Platz gefunden haben.

Nachdem ich den Schauplatz der Verwüſtung nach allen Richtungen durchkreuzt, ſtieg ich geradezu nach dem Plateau hinauf, deſſen Rücken durch die mehrerwähnte 50 bis 60 Fuß hohe Felswand begrenzt wird, und auf das ich, über einige von der Hauptmaſſe herabgeſtürzte Blöcke hinwegſteigend und mich an andere, nur halb von derſelben abgelöste, nicht ohne ängſtliches Mißtrauen anklammernd, hinaufgelangte. Oben fand ich eine angebaute Ebene und die Felder traten oft ganz dicht an die Felſenmauer hinan. Ich folgte der leztern, indem ich zur Rechten einer bezaubernden Ausſicht auf das von der Couze durchſtrömte reizende Thal unter mir, und über den daſſelbe auf der gegenüberliegenden Seite begrenzenden niedrigen Höhenzug hinweg in eine maleriſche, mit zahlreichen Burgruinen gezierte Berglandſchaft genoß.

Ich war eine Zeit lang, ohne auf meinen Weg zu achten, am Rande des Plateaus fortgegangen, als ich mich ganz unerwartet vor einem Abgrund ſah. Ich erwachte aus meiner Zerſtreuung und blickte um mich. In der Tiefe ward ich des auf der Seite liegenden koloſſalen Baſaltblocks gewahr, deſſen ich vorhin erwähnt habe und der hier früher die Fortſetzung des Bodens in der von mir verfolgten Richtung gebildet hatte. Aber bei näherer Betrachtung meines Standpunkts ſprang in mir ein Gefühl des Schreckens auf, wie es jede, wenn nicht gefahrdrohende, ſo doch durch ihre Plötzlichkeit unſer Nervenſyſtem erſchütternde Erſcheinung zu erregen pflegt. Ich fand mich auf einer Art von Halbinſel, einem ungeheuern Baſaltſplitter, der, wie ich nachher ermittelte, 84 Schritt lang, 8 bis 10 Schritt breit und durch eine 4 Schritt breite und über 50 Fuß tiefe Kluft von dem Feſtlande des Plateaus getrennt war, während er mit dem Ende, das mir als Zugang gedient, noch mit der Bergfläche dahinter zuſammenhing. Beim Erdſturze, der Pradines zerſtörte, vom Plateau losgeriſſen, war dieſe Baſaltmaſſe in ihrem ſchon begonnenen Fall durch irgend ein Hinderniß aufgehalten worden und in dieſer Lage bis zum heutigen Tag ſtehen geblieben. Aber konnte nicht ein unbedeutender Druck, ein neues Ausweichen des Bodens den in der Schwebe liegenden Fels wieder in Bewegung ſetzen und dem ehemals ein Ganzes mit ihm bildenden und jezt zu meinen Füßen ruhenden Coloſſe nachſenden? — Ich geſtehe, daß ich bei dieſer an mich gerichteten Frage, welcher die Phantaſie alsbald ein großes Gewicht gab, mich eiligſt zurückzog und ſehr zufrieden war, als ich mich wieder auf dem Feſtlande wußte, um von dort aus dem etwaigen Sturze der Inſel in die Tiefe beizuwohnen.

Es ſcheint, die Natur hat ſich gefallen, ihre formende Hand überall an dieſem Plateau zu verſuchen; ich erinnere mich daher nicht leicht, einen Spaziergang in der Auvergne mit lebhafterem Intereſſe gemacht zu haben, als den von Champeix nach Iſſoire über dieſe Höhe. Nachdem ich etwa zwanzig Minuten im Sturzacker gewandert war, ſuchte ich mich dem hinter Pradines bedeutend nach dem Thale hineingehenden Rande des Plateaus wieder zu nähern. Ich glaubte, der zu dieſem Ende von mir eingeſchlagenen Richtung nach, auf den berühmten Höhlenberg von Perrières ſtoßen zu müſſen; ich traf aber ſtatt deſſen auf eine tief in die Flanken des Plateaus hereintretende Schlucht vom eigenthümlichſten Anſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Journaliſtik. — Jüdiſcher Reformverein.

Eine in meinem leztern Schreiben gemachte Bemerkung bei Beſprechung der hieſigen journaliſtiſchen Zuſtände muß ich hier berichtigen. Das „Journal de Francfort" hat allerdings ſeit Neujahr auch einige Veränderung mit ſich vorgenommen. Sein Format iſt anſehnlich vermehrt worden, um Raum für ein Feuilleton zu gewinnen, und einige ſtändige Korreſpondenten, namentlich in Wien und Berlin, ſind in ſeinen Spalten aufgetaucht. Mit leztern ſpekulirt das Journal wahrſcheinlich auf einen ſtärkern Abſaz in Frankreich, da die franzöſiſchen Blätter ſeither wenig Gelegenheit hatten, ihm nachzudrucken. Die Tendenz dieſer einzigen politiſchen Zeitung, die in Deutſchland in franzöſiſcher Sprache erſcheint, iſt unverändert die frühere, ſtreng conſervative. — Das „Frankfurter Converſationsblatt" hat den gehegten Erwartungen eines friſchen geiſtigen Weſens noch nicht entſprochen, und es breitet ſich in ſeinen, faſt nur aus dem Nachdruck entſtehenden Tabletten allzuſehr aus. Iſt man gewillt, aus dem „Converſationsblatt" nur ein unterhaltendes Beiblatt zu

ſchaffen, ſo läßt ſich allerdings nichts dagegen einwenden und die Abonnenten mögen ſich ſo gut unterhalten, als ſie können oder wollen. Heutigen Tages muß aber jedes belletriſtiſche Blatt eine ſelbſtſtändige Phyſiognomie behaupten, wenn es zu einiger Geltung gelangen will. — Mehrfach beſprochen wurde das Aufhören der Ueberſetzung des „ewigen Juden“ im Converſationsblatt. Aus der Erklärung der Redaktion wäre freilich nur zu entnehmen, ſie habe keine Luſt mehr, ſich auf dem Gebiete der kirchlichen Parteiung ferner zu bewegen, allein man lieſt in dieſer Erklärung etwas anders zwiſchen den Zeilen. Obgleich die Oberpoſtamtszeitung vorzüglich für ein proteſtantiſches Publikum ſchreibt, iſt ſie doch in den Augen Vieler ein katholiſches Inſtitut, und ſo hält man es für ſehr taktlos, daß das Blatt die Ueberſetzung eines Romans begann, deſſen Tendenz ihr von Anfang ganz unbekannt war, und der der katholiſchen Partei und vorab den Freunden der Jeſuiten ſo großes Aergerniß geben muß. Dazu kam nun noch, daß der Ueberſetzer des ewigen Juden im Converſationsblatt, der durch ſeine vieljährige politiſche Gefangenſchaft bekannte Friedrich Funk, ein ſtreng liberal geſinnter Hiſtoriker und ein eiſenfeſter Charakter iſt. Dieſer war und iſt nun wenig geneigt, die grellen Farben des Sue'ſchen Sittengemäldes in der Ueberſetzung zu mildern, und Funk lag mit der Cenſur häufig in Kampf. Als aber die Cenſurſtriche allzuhäufig wurden und von den Leſern der Leipziger Ueberſetzung des ewigen Juden leicht aufgefunden werden konnten, beſchloß die Redaktion des Converſationsblattes, die weitere Mittheilung des Romans in dem Blatte ſelbſt einzuſtellen. Den Abonnenten der Oberpoſtamtszeitung ſoll aber nun die Fortſetzung des Romans in Heften über zwanzig Bogen mitgetheilt werden.

Vom Wirken des hier in's Leben getretenen Vereins zur Reform des Judenthums vernahm man in jüngſter Zeit wenig, allein wie es ſcheint, wollte der Verein abſichtlich weniger von ſich ſprechen machen, um ſo beſſer zum innern Gedeihen zu gelangen. Er ſchreitet vorwärts, wenn gleich langſam. Die Verſammlungen des Reformvereins finden jetzt regelmäßig und zwar immer am erſten Samſtag des Monats ſtatt, und werden bereits von mehr als fünfzig Mitgliedern und Freunden der jüdiſchen Reform beſucht. Berthold Auerbach, der ſich ſeither entfernt von dem Verein hielt, ſprach ſich bei ſeiner jüngſten Anweſenheit dahier auch für deſſen Tendenz aus. Das Organ deſſelben iſt „der Iſraelit des neunzehnten Jahrhunderts,“ welche Wochenſchrift zwar von dem großherzoglich weimariſchen Landrabbiner zu Eiſenach, Dr. M. Heß, redigirt und herausgegeben, aber paſſenderweiſe hier am Sitze des Vereins (von der J. L. Hermannſchen Buchhandlung) verlegt wird. Dieſe Zeitſchrift hat die Verbreitung der Kenntniß und der Reform des iſraelitiſchen Lebens zum Zwecke, zählt eine große Zahl tüchtiger, geſinnungsfeſter Mitarbeiter, wird aber dafür auch von den orthodoxen jüdiſchen Zeitſchriften nicht ſelten angefallen. Sehr intereſſant ſind in den jüngſten Nummern des „Iſraeliten“ die offenen Briefe über den Reformverein an die Redaktion von M. A. Stern, welche mit wahrer Gelehrſamkeit und erheiterndem Humor geſchrieben ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Controverſe über literariſches Eigenthum.

Wenn ein Autor ſeine geſammelten Werke herausgegeben hat, ſo hat er, nimmt Hitzig an, damit zu erkennen gegeben, was er von ſeinen Schriften anerkennt; das Uebrige verwirft, verläugnet er, und Niemand ſoll ein Recht haben, es wieder aufzugreifen und wieder drucken zu laſſen. Selbſt moraliſch ließe ſich gegen dieſe Auslegung Manches einwenden. Wenn er nun ein Stück vergeſſen, wenn ſein Verleger die Bedingung nur auf eine gewiſſe Anzahl von Bänden geſtellt hätte, wenn er eine Schrift weggelaſſen, weil ſie nicht zu der Zeit paßt, wo die Geſammtausgabe erſcheint, nun aber kommt eine andere Zeit, wo die Schrift wieder die größte Aufmerkſamkeit erregen würde? Wie, dann ſollte es (moraliſch) unrecht ſeyn, das Werk des Todten wieder hervorzuholen, ein Werk, das ihm Ehre bringt, das ihm vielleicht den Ruf eines Propheten verſchafft! Mir ſcheint dieſes Kriterium der Geſammtausgabe äußerſt zweifelhaft, wenn auch nur als Beweis dafür, daß der Autor dadurch erklärt haben ſollte: nur dieſe meine Kinder und keine andern erkenne ich an. Vom Rechtsſtandpunkte aus ſieht die Sache freilich anders aus. Der Autor muß dreißig Jahre nach dem neuen Geſetze todt ſeyn, bis ich ſeine Schriften mir aneignen und ſie wieder drucken laſſen darf. Könnte man aber da, auf Hitzigs Anſicht ſich berufend, nicht einwenden: ja, aber nur die Schriften, die er als ſein anerkannt hat. Was er aufgegeben hat, als nicht ſein, iſt eine res derelicta und die res nullius cedit occupanti. Hier müßte ein neues Geſetz gegeben werden, um das zu verhindern. Aber nur nicht als Baſis die lezte Geſammtausgabe! Die voluntas hominum est variabilis. Das lezte Teſtament hat zwar allein Gültigkeit, aber im Reiche des Geiſtes kann die (und noch dazu ungewiſſe) Willenserklärung eines Augenblicks nicht ſolche beſchränkende Rechte feſtſtellen. Wie, angenommen es würde Geſetz, wenn ſich erweiſen ließe, daß der Autor nach dem Druck ſeiner Geſammtausgabe ſeine Anſicht geändert und bereut hätte, daß er nicht noch dieſes und jenes Stück aufgenommen, ſoll dann die präſumirte Willenserklärung jenes Momentes eiſerne Gültigkeit haben? Aber es ſoll kein unbefugter Dritter ſich das geiſtige Eigenthum des Todten, und gar zu eigenem Gewinn, und ohne die ſelbſtſchöpferiſche Thätigkeit anmaßen, welche ein neues Eigenthum daran conſtituirt! Wenn wir aber ſelbſt unter der herrenloſen Nachlaſſenſchaft der Todten nicht ſammeln ſollen, wie ſteht es dann mit unſern Anthologieen, unſern Declamationsbüchern u. ſ. w., gegen deren harmloſe Exiſtenz Niemand bisher etwas einzuwenden hatte, und die ſo manchem einzelnen Gedichte, das ſonſt verloren gegangen wäre, die Unſterblichkeit verſchafft haben! Ehre dem großen Fortſchritt in unſerer Geſittung und Geſetzgebung, wornach der Begriff des geiſtigen Eigenthums endlich erkannt iſt; aber man ſollte jetzt, wo das Geſetz erſt zur Sitte wird, die Schnur nicht zu ſtraff ziehen. Will man ein ſolches Geſetz geben, ſo knüpfe man das Verbot wenigſtens nicht an's Negative, daß der Autor eine ſeiner Schöpfungen nicht in ſeine Werke aufgenommen hat, ſondern an ſeine poſitive Erklärung: ich erkenne nur dieſe von mir aufgenommenen Werke an, und will nicht, daß, was ſonſt von mir im Druck erſchienen iſt, noch ferner durch den Druck bekannt gemacht werde. Auch dieſes Recht durch ein Geſetz zu ſchützen, erſcheine mir ſchon gewagt und ein willkührlicher Eingriff in die Rechte des Geiſtes.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. Februar 1845.

Es quillt der Berg von Marmeldonen,
Die Felſenſpalten zu bewohnen.

Goethe.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Ein ganzer Berg von Sand und loſe verbundenen vulkaniſchen Trümmern iſt hier einſt in das Thal hinabgeſunken und hat eine halbkreisförmige ſchroffe Bucht von ungeheurer Ausdehnung zurückgelaſſen. Durch dieſe rieſige Auskehlung des Berges ziehen ſich, terraſſenförmig und in ziemlich gleichen Abſtänden auf einander folgend, horizontale Felsbänke hin. Ich ſpreche dir nicht von der großartigen Ausſicht, die ſich mir von meinem Standpunkte auf der oberſten Stufe dieſes Amphitheaters darbot; ich bin ungeduldig, dir Perrières, dieſes in Felſen ausgehauene Feenmährchen, zu zeigen.

Ich muß noch einen zweiten, dem eben beſchriebenen ganz ähnlichen Ausſchnitt des Berges umgehen, bevor ich in einer dritten Bucht endlich das mich ſo lebhaft beſchäftigende nächſte Ziel meiner Wanderung vor mir ſehe, eine ſchroffe Kluft, deren Wände aus über einander aufgethürmten koloſſalen Felsmaſſen beſtehen, die leztern theils von der Natur, theils durch die ihr nacharbeitende Hand des Menſchen ausgehöhlt und dieſe unterirdiſchen Wohnungen mit Fenſtern, Thüren und Schornſteinen verſehen und eine Höhlenſtadt bildend, wie die bei Rocheblanche, aber in bei weitem größerem Maßſtabe ausgeführt. Mitten unter dieſen hoch über der Sohle des Thals ſchwebenden und doch unterirdiſchen Räumen ſteht am ſteilſten Abhange ein hoher, dünner Felſen von hellbraunem Tuff, deſſen oberes Ende aus einer dunklern Steinart, allem nach Baſalt, beſteht. So gleicht dieſer ſich vierſeitig auf einer vollkommen regelmäßigen Baſis erhebende, ſich nach oben verjüngende, auf allen Seiten iſolirte und völlig unzugängliche Felſen einem rieſigen Thorpfeiler mit ſchwarzem Knauf oder einem koloſſalen Obelisken. Was aber den Eindruck dieſer ſo merkwürdig geſtalteten Felsmaſſe noch außerordentlich erhöht und ihr das Intereſſe eines Räthſels gibt, iſt ein alter Thurm (la tour de maurifolet, oder, wie ihn die Leute der Höhlenſtadt mir nannten, tour de mordon), der auf der Spitze des Obelisken ſteht. Es exiſtirt keine Art von Zugang zu dieſem Thurm, ja er iſt wegen der Höhe des ihm als Sockel dienenden Felſens nicht einmal mit Leitern zu erreichen. Wozu alſo hat jener Bau von Menſchenhand gedient, ja wie hat er entſtehen können?

Im Felſenpfeiler, welcher den geheimnißvollen Thurm trägt, ſieht man zu ebener Erde eine Thür und über derſelben, in der Höhe eines zweiten Stockwerks, ein Fenſter, hinter welchem der dunkle innere Raum dieſer

natürlichen Säule als ſchwarzer Hintergrund vortritt. Der untere mit der erwähnten Thür verſehene Raum ſteht mit dem obern nur durch ein kaum einem Mann den Durchgang geſtattendes Loch in Verbindung, das man mittelſt einer Leiter erreicht. Der Obelisk iſt durch die Aushöhlungen in ſeinem Innern ſo geſchwächt, der Tuffſtein, aus dem er beſteht, ſcheint ſo wenig feſt, das Gewicht der auf ihm ruhenden Baſaltkuppe und des Thurms, im Verhältniß zu der Widerſtandsfähigkeit des untern Theils ſo erdrückend, daß man die Verwegenheit, oder aber die ſtupide Sorgloſigkeit der Menſchen nicht begreift, welche unter dieſem ewig den Einſturz drohenden Dache ein Aſol zu ſuchen gewagt haben.

Ich konnte meine Blicke von dieſem durch die vereinten Kräfte der Natur und der Menſchen gebildeten und in ſeiner Art einzigen Bau nicht abwenden, bis ich mir eine einigermaßen genügende Erklärung ſeines Entſtehens und ſeiner heutigen Unzugänglichkeit gebildet hatte. Bei allen Burgruinen, ſo kühn dieſelben auch auf den Zacken des Gebirges thronen mögen, findet man irgend einen zur Höhe führenden Weg oder doch die Spuren eines ehemals gangbaren Pfades; hier iſt gar nichts der Art vorhanden. Aber der Baſalt dort oben gab mir den Schlüſſel zum Problem. Sicher ſtand der Thurm früher auf einem, wie ein Riff, aus dem Baſaltplateau heraustretenden Vorſprung. Regen und Schneewaſſer ſchwemmten nach und nach das loſe Geſtein unter dem Theile der Baſaltkruſte weg, welcher das Ende des Vorſprungs einſt mit dem Plateau verband, während die zufällig aus einem härtern Conglomerat beſtehende Baſis des Thurms widerſtand; ſo ſchwebte denn die ſchmale Rinde zwiſchen Thurm und Plateau bald, gleich einer Brücke, in der Luft und ſtürzte, durch ihr eigenes Gewicht gezogen, in die Tiefe, und der Thurm ſtand frei in der Luft und ferner unzugänglich da. Wie alt aber muß die Ruine ſeyn, da keine Tradition bis zu dem Beſtehen einer ſolchen frühern Communikation zurückreicht! — Erſt nachdem ich bei mir dieſe Theorie der tour de maurifolet bis zur Augenſcheinlichkeit befeſtigt hatte, wendete ich mich wieder dem übrigen Theil des Höhlenberges zu.

Ich habe dir in einem frühern Briefe den aus Höhlen beſtehenden ältern Theil des Dorfs Rocheblanche beſchrieben und darf dich heute darauf verweiſen. Ich führe in Beziehung auf Perrières nur noch an, daß die Wohnungen hier im Allgemeinen geräumiger ſind und noch entſchiedener den Charakter von Zufluchtsſtätten gegen Bedrückung und Verfolgung in Zeiten der Barbarei tragen. Die Thür der meiſten Höhlen geht auf eine ſchroffe Felswand hinaus, zu deren obern Rande man durch ſchwer aufzufindende und äußerſt ſchmale Fußſteige hinauf gelangt. Außerdem befindet ſich über dem erſten Raume, in welchen man eintritt, überall ein zweiter, welcher mit jenem nur durch eine enge, in die Felſendecke eingeſchnittene Oeffnung in Verbindung ſteht, ſo daß eine in den obern Stock zurückgezogene Leiter aus dieſem einen wenigſtens gegen Ueberraſchung ſichern Aufenthaltsort macht. Die am höchſten gelegene und größte unter ſämmtlichen Höhlen ſchien mir als Kirche gedient zu haben und damit auf die Entſtehung der Felſenſtadt während der chriſtlichen Aera hinzuweiſen. Dieſe muthmaßliche Kirche iſt 10 Schritt lang, 6 Schritt breit und ungefähr 10 Fuß hoch. Zur Rechten des Eingangs befindet ſich zwei Fuß von der Erde eine ſechs Fuß tief in die Felswand hineintretende und eben ſo breite Vertiefung, welche man wahrſcheinlich als Altar benuzt hatte. Seitwärts von derſelben ſieht man eine Niſche, in welcher wohl Kelch oder Monſtranz aufbewahrt wurden, ſo wie eine andere, unter der erſtern angebrachte zweite das Tauf- oder Weihwaſſer aufgenommen haben mag. Zwei runde Löcher hoch über der Thür erfüllten vielleicht den doppelten Zweck, dem Licht Eingang und einem Wachtpoſten den Ueberblick der Umgebung des Orts zu geſtatten; denn unter der einen der beiden Oeffnungen iſt eine breite, ſich zum Sitz eignende Brüſtung eingeſchnitten. — Ueber dem hier beſchriebenen untern Raum iſt ein anderer von derſelben Größe vorhanden, der kein Merkmal eines beſondern Gebrauchs aufzuweiſen hat. Ich mußte, um in denſelben zu gelangen, eine Leiter von einem der benachbarten Kellerbewohner borgen; denn die eben erwähnte Höhle iſt, vielleicht des ſchwierigen Zugangs wegen, nicht bewohnt und dient nur als Strohmagazin. — Die äußerſte Armuth, welche in den Eingeweiden dieſes Berges Zuflucht ſucht, iſt daſelbſt, ſo wenig wie zu Rocheblanche, gegen die alle unſere deutſchen Ideen überſteigende Habſucht des franzöſiſchen Fiskus geſichert. Die Höhlenbewohner zahlen hier wie dort Thür- und Fenſterſteuer, für ein wenig Luft und Licht; einer dieſer Unglücklichen ſagte mir, er entrichte jährlich drei Franken.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bilderkalender meiner alten Großtante.

(Fortſetzung.)

Das Februarbild zeigte den ſtarken Simſon, wie er die beiden Säulen des Tempels faßt und ſie zertrümmert. Meine Tante hatte darunter geſchrieben: „Ich

faſſe meine beiden Gouvernanten, die franzöſiſche und die engliſche, und zertrümmere ſie; das heißt, ich ſchaffe ſie aus dem Hauſe und entſchließe mich, ein deutſches Mädchen zu ſeyn, zu meinem Volke zu gehören und keine andere Sprache als die ſeine zu ſprechen. Damit ſtürze ich das ganze Erziehungsſyſtem, nach welchem man mich bisher geleitet hat. Es war ein Simſonsſtreich; aber ich bereue ihn jezt noch nicht. Es war damals eine Zeit, die mancherlei Geſchick in ihrem Schooße trug; die franzöſiſche Revolution brach aus und es klopften Zukunftsgeiſter an mein junges Herz. Viele Jahre ſpäter, als ich eine Tochter hatte, erlebte ich an ihr die Erfüllung meiner Träume. Es war das Jahr 1813, das ich ſchon damals vorempfunden hatte. — Es war im Februar, als die beiden Gouvernanten unſer Haus verließen. Ich, der Simſon, ſah ihnen nach von der Schwelle unſeres Hauſes und beluſtigte mich, als der Schlitten über den Schneewall am Gitterthor nicht hinüber konnte und umwarf. Die engliſche Gouvernante lag unter der franzöſiſchen und dieſe fing merkwürdigerweiſe an engliſch zu ſchimpfen, während die Engländerin franzöſiſch fluchte. Simſon lachte."

Das Märzbild zeigte die keuſche Suſanna im Bade, nebſt den zwei alten Richtern, die hinter den Bäumen lauſchten. Meine Tante ließ ſich hierbei alſo vernehmen: „Ich ſitze im Bade von Spaa und zwei alte preußiſche Geheimeräthe werden auf mich aufmerkſam. Das Badeleben in Spaa iſt äußerſt beluſtigend; ich bin jung, lebensfroh, man ſagt mir, daß ich hübſch ſey. Ich trage eine Robe von geſtreifter Mouſſeline mit einem roſenfarbenen Atlasſpencer; ein weißatlasnes Hütchen ſizt auf meiner gepuderten Friſur, einen Bologneſer trag ich im Arm. O Suſanna iſt recht artig, die alten Richter aber werden ſie doch nicht bekommen. Suſanna liebt alte Richter nicht, nein wahrlich, ſie liebt ſie nicht. Ach, das göttliche Bad von Spaa! Beſonders iſt da ein junger hannövriſcher Offizier — — Suſanna! Suſanna! Nimm dich in Acht! — Im Monat März iſt's, wo die preußiſchen Geheimeräthe von mir einen Korb bekommen, einer um den Andern. Es iſt Frühlingsluft; ich öffne das Fenſter und blicke hinaus auf die Dächer unſerer Nachbarn. Es tropft der geſchmolzene Schnee aus den Dachrinnen, Crocus und Hyacinthe duften an meinem Fenſter. Meine Mutter ſizt am Clavier und ſingt: „Mich fliehen alle Freuden, ich ſterb' vor Ungeduld — An allen meinen Leiden, biſt du, o Liebe, ſchuld!" Suſanna nickt mit dem Kopf und trommelt den Takt auf den Fenſterſcheiben."

Das Aprilbild ſtellt die Auffindung Moſis vor, und meine Tante deutet dieſe rührende Scene alſo auf ſich: „Meine gute Mutter iſt die Prinzeß und erhaſcht einen Liebesbrief, den ich heimlich meinem Geliebten habe zukommen laſſen wollen. Sie zieht das ſauber gefaltete Papier aus der Goſſe hervor, in die es gefallen war, als ich oben aus meinem Manſardenſtübchen es hinunter ſchleuderte, weil der Stein, an dem ich es befeſtigt, ſich ablöste und ſo den Wurf über den Gartenzaun mißlingen machte. Dort hatte Guſtav eine Wache aufgeſtellt, die den Brief entgegennehmen ſollte. Jezt war er in den Händen meiner Mutter und ſie wüthete. Die Tochter Pharaonis läßt mich vor ſich fordern und hält mir eine furchtbare Strafpredigt. Ich geſtehe beſchämt Alles ein, denn ich verſtehe nicht zu lügen. Die Tochter Pharaonis ſagt, daß ſie im Leben ihre Zuſtimmung nicht geben wird zu meiner Heirath mit Guſtav. Aber ſiehe da, der Brief war ein ächter Moſes, er wuchs heran, nämlich meine darin ausgeſprochene Liebe, und geleitete ſein Volk aus der egyptiſchen Knechtſchaft. An einem ſchönen Morgen entfloh ich mit Guſtav; mein treues Kammermädchen begleitete mich. — Solches geſchah im April. O April! Mond meiner Liebe, wirſt du ſo wechſelnd und launiſch auch gegen mich ſeyn, wie du es gegen die ganze Welt biſt? Nein, nein, ich ſehe in die treuen Augen meines Guſtavs, ich fühle den warmen Druck ſeines meinen Leib umſpannenden Arms und ich rufe: „Nein! die Enkelin Pharaonis wird glücklich ſeyn!"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortſetzung.)

Die jüdiſche Gemeinde. — Theater.

Von unſerer Judenſchaft kann man ſagen, daß ſie ſich in ihren tüchtigſten Mitgliedern der Reform zuneigt, und dieſe haben denn auch gerne vernommen, daß die nächſte Verſammlung der deutſchen Rabbiner hier ſeyn werde, und zwar in dieſem Sommer. Man wird ihnen von Seiten des Vorſtandes der jüdiſchen Gemeinde auch in offiziellem Charakter allen Vorſchub leiſten. Unſere jüdiſche Gemeinde bekundet überhaupt eine thatkräftige Verwaltung ihrer Angelegenheit. So iſt der, allerdings ſehr nöthige Bau einer neuen Synagoge beſchloſſen, obgleich das orthodoxe Haus Rothſchild ſeine für den Bau bedingungsweiſe zugeſagte bedeutende Geldunterſtützung wieder zurückgezogen hat. Ein Verſorgungshaus für alte arme Juden beiderlei Geſchlechts iſt auch gegründet, und für die höhere jüdiſche Bürgerſchule iſt ein prachtvolles Gebäude aufgeführt worden, das noch in dieſem Jahre wird bezogen werden können. — Gutzkow's geſammelte Werke — ausſchließlich der dramatiſchen — werden

in einiger Zeit hier neu erscheinen. Gutzkow wird diese Sammlung mit einem neuen Bande vermehren, übrigens ist er fast ausschließlich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt. Sein neuestes Lustspiel, „das Urbild des Tartuffe," macht jetzt die Wanderung über die deutschen Bühnen und wird nächsten Montag zum erstenmal auf der unsrigen gegeben. Man glaubt, daß es auch hier so viel Glück machen werde, als das an sich unbedeutende, aber die Hauptgebrechen der Zeit geißelnde Lustspiel: „Er muß auf's Land." Sechs Vorstellungen haben die Schau- und Lachlust des Publikums noch nicht befriedigt und das Haus ist immer überfüllt. — Das Repertoire unseres Schauspiels bietet seit dem neuen Jahre überhaupt mehr Wechsel und würde gewiß auch das klassische Drama mehr berücksichtigen, fehlte uns nicht der erste Liebhaber. Doch ist nun Aussicht auf einen solchen vorhanden. — Das Opernrepertoire bringt im nächsten Monat die neue Oper von Aloys Schmitt: „die Tochter der Wüste," Text von R. Benedix. Der Componist soll dießmal weniger sein reiches Wissen angewendet, als vielmehr getrachtet haben, durch leichtere und fließendere Formen der Melodie in's größere Publikum zu dringen. Vielleicht gelingt es ihm mit dieser Oper, die Wartthürme Frankfurts zu überschreiten. — Mit einer neuen Composition Mendelssohn-Bartholdy's machte uns unser Cäcilienverein bekannt. Es ist dieß „die erste Walpurgisnacht," Ballade von Goethe, von Mendelssohn in Musik gesetzt. Das Werk findet indessen bei den Kennern nur getheilten Beifall; obgleich der Genius des trefflichen Componisten daraus hervorleuchtet und es ihm namentlich gelungen ist, die schwierige Form zu besiegen, findet man die Composition dem Charakter der Dichtung doch nicht ganz entsprechend. Mendelssohn-Bartholdy lebt bekanntlich jetzt in unserer Mitte, ist aber leider in diesem Winter von anhaltendem Unwohlseyn heimgesucht und soll sich deßhalb noch nicht entschlossen haben, dem von der Würzburger Liedertafel an ihn gelangten Wunsche zu entsprechen, das in Würzburg im September d. J. stattfindende fränkische Sängerfest zu dirigiren.

(Schluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Journale. — Eisenbahnen.

Literarisch ist wenig von Bedeutung erschienen. Die Ronge-Czerski-Schneidemühlsche Confessionsliteratur füllt die Läden und Schaufenster fast allein. Der neueste Paalzowsche Roman, Jakob van der Neeß, will den Verehrern der drei Vorgänger nicht gleiche Bewunderung entlocken. Von der Verfasserin der Jenny wird eine Novelle im Genealogischen Kalender, „der dritte Stand," besprochen und auch gern gelesen. Man findet darin Wahrheit, aber die Wahrheit in einem zu hausbackenen Kleide, etwa wie man umgekehrt in Sternbergs neuestem socialen Romane, „Jena und Leipzig," diese Wahrheit der Wirklichkeit in ein zu funkelnd poetisches Gewand eingehüllt erklärt. Kaum glaublicher Weise hatte jene Novelle bei der Censur Anstoß erregt, und es bedurfte erst eines obercensurgerichtlichen Erkenntnisses, um sie zum Druck zu bringen. — Das neue Jahr hat hier weder neue Zeitungen noch Journale hervorgebracht, bis auf ein triumalistisch polizeiliches, welches unter dem Namen „der Publicist" erscheint. Die Haude und Spenersche Zeitung hat sich aber aus ihrer Apathie ziemlich kräftig aufgerafft und bringt hin und wieder mehrere gutgehaltene Artikel im gemäßigt liberalen Sinne. In beiden Zeitungen (wir meinen die Voß'sche und Spenersche; denn die Staatszeitung oder Allgemeine Preußische kommt beim Publikum kaum mehr als Meinungsorgan in Betracht) kämpfen die Gegner und Vertheidiger der Seehandlung und des städtischen Gasbeleuchtungsprojekts unermüdlich fort und nehmen endlose Spalten für sich in Anspruch. Der Bäckermeister Knöpel tritt als unerschrockener Paladin für das angegriffene königliche Institut auf. Auf seine Behauptung, daß dasselbe in seiner Eigenschaft als königlicher Müller die andern Müller veranlaßt und gezwungen habe, besseres Mehl zu liefern, um die Concurrenz zu halten, erwidern die Gegner, sie wollten dieß nicht bestreiten, hielten es aber für noch weit nöthiger, daß die Seehandlung nun auch Musterbäckereien in Berlin anlege, um auch die Bäcker zu nöthigen, Concurrenz zu halten und bessere Backwaare zu liefern; sie erwarteten, daß Herr Knöpel sich eben so darüber, als über die bessere Mehlproduktion freue. — Zu den neuen Zeitschriften kann ich den von Prof. Huber herausgegebenen Janus nicht zählen. Es ist die Meinungsäußerung eines Individuums über die für ihn verderbte Zeitrichtung. Daß es ihm an Gleichgesinnten in Deutschland nicht fehlt, ist gewiß, aber sehr zweifelhaft, wie viel aktive oder passive Theilnehmer das Journal in Preußen und Berlin, für welche sein Janus doch besonders berechnet ist, finden wird.

Auch die Eisenbahnen sind durch den heiligen Rock und seine Folgen in den Hintergrund gedrängt. Das Vertrauen ist durch einige schlimme Erfahrungen nicht erschüttert, aber der elastische Muth noch nicht ganz zurückgekehrt; er scheint erst die helle Frühlingssonne abwarten zu wollen. Wenn dieser Winter schneelos bleibt und der Flußkommunikation für den Sommer traurige Aspecten drohen, dürfte für den Eisenbahnverkehr eine gesegnete, aber so traurige Ernte erwachsen, daß wir sie nicht herbei wünschen wollen. Die Frankfurter Bahn hat sich jetzt durch Zustimmung der Generalversammlung der Aktionäre der märkisch-niederschlesischen Bahn wirklich verkauft. Man hofft, daß diese wichtige Straße, welche Schlesien mit der Hauptstadt des Staates und mit der Ostsee verbindet, schnell beendet werden wird. Die Anhaltsche Bahn wird wahrscheinlich auch bald den Bau ihrer Zweigbahn nach der Elbe, zur directen Verbindung mit Dresden und Leipzig, anfangen. Die Bahn von Potsdam nach Magdeburg ist im raschen Fortschritt, ohne daß man zur Zeit noch etwas Offizielles über ihre Constituirung weiß. Die Inhaber der Stettiner Aktien schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, ob die große Staatseisenbahn nach Preußen über Stettin führen oder einen directen Weg über Küstrin nehmen wird. Die Vortheile für Pommern wären im erstern Falle groß, aber die Gegengründe für eine geradere Verbindungslinie, welche das fruchtbare Wartheland und Westpreußen berücksichtigt, sind so überwiegend, daß man kaum an eine definitive Entscheidung in jenem Sinne denken kann.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. Februar 1845.

And what is life? — An hour-glass on the run,
A busy, bustling, still-repeated dream.
And happiness? — A bubble on the stream.

Clare.

Der Bilderkalender meiner alten Großtante.

(Fortſetzung.)

Das Monatsbild für den Mai zeigt den frommen Sänger David, wie er vor dem zürnenden Saul die Harfe ſpielt, und darunter die Worte meiner Tante: „Ich gerathe in eine Familie, die mich ſtolz und froſtig aufnimmt; beſonders iſt die Mutter meines Guſtav mit mir unzufrieden. Hier ſteh ich nun und ſpiele vor der ſtolzen Frau die Harfe. Aber alles Harfenſpiel der Welt kann unſere Feinde nicht beſänftigen, wenn ſie ernſtlich zürnen. So hebt denn auch meine Schwiegermutter den Speer gegen mich auf, um mich damit an die Wand zu nageln, wie Saul es mit David im Sinne hatte. Aber nein, ihre Hand führt keinen Speer, ihr Mund führt nur böſe Worte, ihr Auge giftige Blicke. Ich thue als ſähe und hörte ich nicht und ſpiele ein meiſterhaftes Capriccio, dann kommen Variationen nach Toſi. Ich ſpiele mir die Finger wund, aber Saul bleibt böſe. Endlich ſtellt der arme David ſchweigend und betrübt ſeine Harfe an die Wand. Da plötzlich ruft Saul: „Die lezte Variation war nicht richtig, ich will ſie Ihnen auf dem Piano vorſpielen, ſo wie ſie ſeyn muß.“ Und Saul ſezt ſich hin und ſpielt. Ich ſtehe hinter dem Stuhl und lobe mit Beſcheidenheit, aber immer an der rechten Stelle. Saul findet ſich geſchmeichelt, aber er iſt immer noch böſe. Die Variation geht ihren Gang. Zulezt kommt ein ſchönes Finale, das Saul im Augenblick improviſirt und das mich in Entzücken verſezt. Beifallsgeräuſch von meiner Seite, feines Lächeln von der Seite meiner Schwiegermutter. Triumph! der Bund iſt geſchloſſen. O Schmeichelkünſte! wie ſeyd ihr wichtig, wie geſchieht nichts Großes und nichts Kleines ohne euch in der Welt! — Solches ereignete ſich im Monat Mai, wo die Erde ſich von der Sonne, die Blume vom Frühlingshauch, das Menſchenherz ſich von der Liebe ſchmeicheln läßt. Guſtav vergilt mir die kleinen Künſte durch erhöhte Liebe, durch geſteigerte zärtliche Aufmerkſamkeit.“

Das Monatsbild für den Juni zeigt wiederum Simſon, der mit dem Eſelskinnbacken die Philiſter ſchlägt, und darunter nur die wenigen Worte: „Ich beſiege die Schaaren meiner Feinde, einige Tanten, einen Oheim, ſechs ſchwazende und ſchnatternde Couſinen. Triumph! Der Monat Juni iſt ein heißer Monat; jezt aber hab' ich mich feſtgeſezt, meine Feinde bluten und bitten um Pardon, meine Freunde hängen mir feſter als jemals an. Simſon hat die Philiſter bezwungen und wohnt im Lande friedlich.“

Der Juli zeigt den jungen Tobias, wie er von ſeinen Eltern Abſchied nimmt; meine Tante ſpricht:

„Siehe mein Erſtgeborener, der in die Fremde zieht. Ich kann ihm keinen Engel mitgeben, dagegen aber einen alten geprüften Freund unſeres Hauſes. Nun ſitzen Tobias Eltern und harren der Wiederkehr ihres geliebten Kindes. Bald darauf öffnet ſich die alte Arche nochmals, und ich laß als weißes Täubchen in die dunkle, ſturm- und waſſerumnachtete Welt meinen Zweitgeborenen fliegen. Wie ſie hinflattern, die jungen Vögel, mit kräftigem Flügelſchlag die Luftwellen durchſchneidend! Halt! jetzt kommt auch noch der dritte, das Neſtvögelchen, mein hübſcher blonder Junge mit dem Taubenblick und der ſanften weichen Glut auf den Wangen. O Welt, Welt! weißt du, wie's um's Herz einer Mutter beſtellt iſt? Welt, ich gebe dir mein theuerſtes Gut; ſchone es! Faſſe das Glück einer armen Frau mit weichen, zarten Handen an! — Ich ſtehe mit dem Manne meiner Liebe am Fenſter und ſchaue hinab die Straße, die meine drei Knaben gezogen. Das Abendroth glänzt auf der fernen Kirchthurmſpitze, das kleine friedliche Dorf, durch deſſen Straße ſie zogen, liegt wie in Träume gewiegt; das Kornfeld wogt, Vögel ziehen, es ſingt ein Wanderer, der des Weges kommt, ein wehmüthig Lied. Ich lege mein Haupt an die Schulter meines Guſtav und rufe: „Herr, nimm uns das Glück und gib es den Lieblingen, die von uns zogen! Wir wollen darben, nur ſie laß glücklich ſeyn! — Ich gehe am Abend in's Dorf und bringe den armen Tagelöhnerfrauen, die Kinder in der Fremde haben, Almoſen. Sie danken und ziehen weinend von dannen."

Der Auguſtmonat zeigt die drei Männer im Feuerofen, und meine Tante ruft: „O Glut, o Schmerzensfeuer, o brennende Trübſal! Meine drei Söhne befinden ſich im Kriege. Eine große Schlacht wird geſchlagen, ſie ſind mitten drin; die drei Männer ſind im Feuerofen! Ich ſtehe dabei, ſehe das Feuer brennen, kann's nicht löſchen; ich ſehe die Männer, wie ſie ſich in den Flammen bewegen, und kann nur ſtumm meine Arme gegen den Himmel ſtrecken und Gott mein offenes Herz zeigen. Ich habe meinem Mann keine Ruhe gelaſſen: wir befinden uns in der Nähe von Dresden, wo die große Schlacht geſchlagen wird. Der Donner der Kanonen wirbelt meine arme Seele zu immer neuen Schrecken empor. Ich liege auf meinem Angeſicht im Staube und bete. Ich zerre und reiße am Mantel Gottes und zeige mit furchtbaren Winken auf meine drei Männer. Dieſe ſoll er retten! Da tobt es mir durch's Gehirn: „Wahnſinnige, warum gerade dieſe drei? Sind nicht tauſend und abertauſend Mütter, die ebenſo ihr Treueſtes im feurigen Ofen ſehen?" — „Lehre deine Magd Demuth!" rufe ich dann zerknirſcht und im nächſten Augenblick ſchreie ich wieder empor und will die ganze Welt verderben, wenn nur mein Eigenthum gerettet wird. — Die drei Männer werden nicht gerettet; ſie gehen unter, aber lobſingend und dem Herrn dankend. Die rothen Wunden ihrer Bruſt ſind die brennenden Roſen meines Paſſionskranzes. Ich gehe in mein Kämmerlein und demüthige mich vor Gott. Ich ziehe an die Gewänder herben Leids, ich hülle meinen Leib in das kalte weiße Grabtuch der Muttertrauer. Hinfort rühre keine Freude mehr an dieß geweihte, der Ewigkeit erkaufte Herz. Ich ſah ſterben, was ich liebte, ſoll ich noch lieben, was ſterben kann? — Ich habe meine Söhne begraben; ich komme von ihrem Todtenhügel, wie ich einſt von ihrer Wiege kam, wenn ich ſie in den Schlaf geſungen. — Auguſt! du heißer Monat, wo die Saaten reifen, erinnere dich, daß auch ich Korn geſäet und daß auch ich auf eine fröhliche Ernte hoffe!"

Das Septemberbild zeigt den weiſen König Salomo, wie er von der Königin von Saba beſucht wird, die ihm Geſchenke bringt und ihm huldigt. Meine Tante deutet auch dieſes Bild auf ihr Leben, indem ſie ſagt: „Mein Mann wird zu einer hohen Stelle im Staat berufen; das Volk ſieht ihn an und ſtaunt, die Fürſten lieben ihn. Er erhält der Welt Ehrenzeichen in Fülle. Die Königin von Saba zieht zu ihm und huldigt dem weiſen Salomo. Ich mache die Reiſe in die Reſidenz und beſuche meinen Mann, den Miniſter, in den Prunkgemächern, die er bewohnt. Guſtav eilt mir entgegen und drückt mich zärtlich an ſein Herz, das immer noch das alte iſt, oder vielmehr das junge, wie es einſt war. Ich trete einen Schritt zurück und beuge mich voll Ehrfurcht, wie es der Königin von Saba geziemt, Angeſichts des Weiſeſten und Erhabenſten der Sterblichen. Ich bringe ihm Geſchenke, das heißt meine zwei Töchter, die ich in der Einſamkeit auf unſerm Landſitze erzogen habe. Dieſe Geſchenke werden angenommen und die Königin von Saba wird belobt."

(Schluß folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

In einer dieſer traurigen Wohnungen fand ich auf einem elenden Lager eine junge Frau, aus deren regelmäßigen und feinen Zügen die Krankheit die Spuren einer in der niedrigen Volksclaſſe der Auvergne äußerſt ſeltenen Schönheit nicht hatte verwiſchen können. Die Bläſſe des Geſichts der Leidenden trat durch ihr ſchwarzes Haar, ihre großen dunkeln und fieberhaft glänzenden Augen wirklich geiſterhaft hervor. Vor dem Bette ſtand auf einem halb zerbrochenen Schemel ein Krug mit Waſſer und auf einer kleinen Bank ſaßen zwei ſehr hübſche Mädchen von acht bis zehn Jahren. „Vous êtes

malade?“ ſagte ich im Eintreten zu der Frau. — „Oui, Monsieur, depuis un mois la fièvre m'empêche de travailler et même de me lever du lit.“ — „Vous avez là heureusement deux charmantes petites filles pour vous tenir compagnie; ce sont vos enfants?“ — „Non, Monsieur, malheureusement je n'en ai pas, ce sont les enfants de la voisine; elles viennent me voir quelquefois. Sans ces pauvres petites je serais bien seule.“ — „Vous n'êtes pas mariée?“ — „Oui, Monsieur, mais mon mari travaille sur la grande route; il part de grand matin et ne rentre que le soir.“ — „Mais qui donc vous soigne?“ — „Mondieu, Monsieur, je n'ai pas besoin d'être soignée; je n'ai que soif; et les voisins me portent l'eau qu'il me faut.“ — „Et vous n'avez pas consulté un médecin?“ — „Nous sommes trôp pauvres, nous ne pourrions pas le payer.“ — „Mais je suis sûr qu'il viendrait et qu'il ne vous demanderait rien, après avoir connu votre position.“ — Die arme Frau lächelte ungläubig, ohne mir zu antworten. — „Monsieur, il fait si chaud, oserais-je vous offrir quelques pêches? Ayez la bonté d'en prendre dans le panier là bas sur la table; nous avons un pêcher qui nous a rapporté beaucoup de fruits cette année.“

Ich geſtehe dir, ohne mich zu ſchämen, daß mir bei dieſen Worten der kranken Frau die Augen übergingen. Bei ſo viel Elend in dieſer furchtbaren Höhle, ſo viel Ergebung und Geduld, und keine Bitterkeit, trotz ſolchen Zweifels an der Theilnahme der Glücklichen der Erde, ja im Herzen der armen Verlaſſenen noch ein Platz für die Gaſtfreiheit, welche das einzige Labſal mit einem Fremden zu theilen bereit iſt! — Ich fürchtete die Armuth, die ſo zu fühlen im Stande iſt, durch ein Almoſen zu beleidigen. „Madame,“ ſagte ich, „j'allais précisement vous prier de me vendre quelques unes de ces excellentes pêches; c'est votre récolte et vous avez tort d'en faire si bon marché!“ — Dieß ſagend tauſchte ich einige Pfirſiche gegen ein Stück Geld ein, das ich auf dem Tiſche liegen ließ, und verließ gerührt die Höhle, um den Berg hinabzuſteigen.

Der Abend war indeſſen herangekommen; der heiße Tag nahm, ſich in einen Mantel von Purpur hüllend, von der Erde Abſchied. Die ſich nach Iſſoire hin zur weiten Fläche ausbreitende Sohle des Thals iſt mit Aeckern und Wieſen bedeckt, über welche die durch ſie hineilende Couze das friſcheſte Grün verbreitet. An den Hängen rechts und links ziehen ſich Weinberge und Gebüſch um ſchöne Landhäuſer und Schlöſſer hin, und vor uns ſchließt das artige Städtchen, ſich wie eine Schranke von Thalwand zu Thalwand hinüberziehend, die Ebene, während als Hintergrund des Bildes die Berge am rechten Ufer des Allier ſich amphitheatraliſch aufbauen und unter allen ihren zahlreichen Kuppen der Baſaltkegel von Uſſon mit ſeiner hiſtoriſch intereſſanten Burgruine die Blicke des Reiſenden feſſelt. Ich glaubte in der That nie ein lieblicheres Thal geſehen zu haben; aber welche Abendlandſchaft wäre nicht ſchön und das Urtheil beſtechend, und wie viele von den Lichtern der ſcheidenden Sonne geſchaffene Reize ſtreift der glühende Mittag eines Sommertages ab!

Die Heerſtraße war heute beſonders belebt; es war Jahrmarkt in Iſſoire geweſen, und eine ſo gute Gelegenheit, ſeiner entſchiedenen Vorliebe für den Wein ſich hinzugeben, läßt der auvergnatiſche Bauer nicht unbenuzt vorübergehen. Auch flogen in ununterbrochener Folge, mit ſchreienden und lärmenden Bauern beladen, Karren und Wagen an mir vorüber und gaben durch das Tempo ihrer Beſpannung einen ungefähren Maßſtab für die Zahl der von den Inhabern geleerten Flaſchen. Der Mann des Volks ſagt hier witzig genug, wenn er ſich nach dem Trinken den dicken rothen Wein mit der umgekehrten Hand von den Lippen wiſcht: „Ca donnera des jambes à mes chevaux.“ Freilich iſt die Wirkung nicht ganz unmittelbar. Unter ſolchem Volkstreiben kam ich in dem durch den Abzug der Umwohner bereits ruhiger gewordenen Städtchen an, von wo ich dir dieſen Brief adreſſire.

(Schluß des dreizehnten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Marine. — Vereinsweſen.

Wie es mit der Fortſetzung unſerer Marine ſteht, darüber herrſcht tiefe Verſchwiegenheit; eben ſo wenig erfährt man, ob die Anſchuldigungen, welche die öffentlichen Blätter gegen den Capitän der Amazone, den Baron Dirking-Holmsfeldt, vorbringen, gegründet oder ungegründet ſind. Nur weiß man, daß die Marinezöglinge nicht eben zufrieden zurückgekehrt ſind. Wenn Preußen auch der engliſch-ruſſiſchen Anſicht über die Fragen im Libanon beitritt, ſo iſt doch gewiß, daß unſere Marine eben ſo wenig dazu beſtimmt iſt, ſie zu unterſtützen, als daß der Hausminiſter, General v. Thiele, zum Biſchof von Jeruſalem beſtimmt wurde. Daß dieſer Witz eines franzöſiſchen Journals, welchen die engliſchen Zeitungen in gutem Glauben aufnahmen, hier ſehr belacht wurde, mag man ſich denken. Noch mehr wird aber des franzöſiſchen Malers Gudin Ritterſchaft vom Orden pour le mérite hier beſprochen. Einige erwarteten, daß dieſe Ernennung wie jene des General Thiele ein Scherz ſey. Die Sache hat aber ihre unbeſtreitbare Richtigkeit.

Vereinsfeſte gehören jezt in unſerem Norden zum ſocialen Leben. Feſte waren ſonſt die äußern Blüthepunkte der exiſtirenden und in's Leben getretenen Vereine. Daß es bei uns umgekehrt iſt und die Feſte der Anfangspunkt von Ver-

einen ſind, mögen wir nicht unbedingt tadeln; die Wege zu jedem Ziel ſind ja verſchieden. Wir hatten ein hundertjähriges Peſtalozzifeſt, von den Pädagogen mit lebendiger Theilnahme begangen; Director Dieſterweg ließ ſich als begeiſterter Redner hören für die Sache des verbeſſerten Volksunterrichts, die er mit ganzer Seele ergriffen. An Friedrich des Großen Geburtstage feierte der Gewerbeverein ſein Stiftungsfeſt in herkömmlichem Glanze. Doch meint man, die vorangegangene deutſche Induſtrieausſtellung hätte erwarten laſſen, daß dießmal die Reden ſich über das bisherige Niveau noch mehr erheben würden. Möglich aber, daß die ganze Aufmerkſamkeit durch den Lokalverein für das Arbeiterwohl in Anſpruch genommen war, wo ſo viel Redekraft verausgabt worden, daß man in andern Dingen wohl eine Ebbe natürlich finden konnte. Ueber die konſtituirenden Verſammlungen dieſes Vereins haben alle Zeitungen ſo ausführlich berichtet und geurtheilt, daß ich mir wohl darüber vor Ihren Leſern zu ſchweigen erlauben kann. Der urſprüngliche Entwurf des Comités iſt, nachdem er durch ein Amendement umgeworfen war, wieder angenommen worden, weil das Amendement an einer Klippe außer der Verſammlung geſcheitert wäre, und damit der ganze Verein. Man ging in ſich und fügte ſich unter das Unabwendbare, und warf daher in den lezten Minuten der lezten Verſammlung Alles um, worüber man ſo lange bis in die Nächte hinein gekämpft hatte. Viele wollen darin eine Komödie ſehen. In wie viel größeren Dingen glaubte man dieſe zu bemerken! Es ward wenigſtens keine Tragödie. Jezt ruht die Sache in den Akten und wartet auf Beſtätigung. So iſt denn Alles zur Ruhe zurückgekehrt, zu der Ruhe unter Papierſtößen, wo ſo vieles Lebendige begraben liegt. Ob damit etwas Lebendiges verloren gegangen, oder etwas neues Lebendiges daraus hervorgehen wird, iſt eine Frage an die Zukunft.

Der Winter ſorgte einſtweilen beſſer als der Verein für die Armen; er war bis jezt mild. Das Holz war etwas billiger, weil die Schifffahrt ging und die Braunkohlen in unſerer Nähe anfangen Eingang zu finden. Auch iſt für den Armen geſorgt, daß er beim Torfkauf nicht, wie es früher geſchehen, zu ſehr übervortheilt werde. Aber man iſt beſorgt, daß die großen königlichen Torfſtiche, welche Berlin bisher ziemlich wohlfeil verſorgten, im Ausgehen ſind. Torf iſt freilich in unſern tiefen Wieſen noch genug vorhanden, aber da er unter Waſſer liegt, werden die Koſten der Ausbeutung ſo bedeutend, daß die früheren Preiſe nicht gehalten werden können. — Hier iſt jezt eine Leibrentenbank geſtiftet, welche unter Direktion unſerer erſten und ſolideſten Kaufleute und unter Beaufſichtigung des Staates mit einem bedeutenden Capitalfonds denen, welche das Bedürfniß fühlen, ihre Kapitalien auf Leibrenten zu geben, das wenigſtens gewährt, was bei Leibrentenkontracten zumeiſt vermißt wird, eine vollkommene Sicherheit.

Frankfurt a. M., Januar.

(Schluß.)

Conzerte. — Carneval. — Eiſenbahn. — Städtiſches Muſeum.

Mit Conzerten werden wir auch in dieſem Winter nicht verſchont, obgleich ſelbſt ein Moſcheles jezt in pekuniärer Hinſicht keinen glänzenden Erfolg mehr hatte. Von fremden Künſtlern ſind wir jezt von belgiſchen Violiniſten und franzöſiſchen Clavierſpielern, unter lezteren von Emil Prudent, dem Taſtenzertrümmerer, heimgeſucht. Alle können ſich nicht genug verwundern, daß ſie keine reichere Ernte in dem durch ſeinen Kunſtſinn und Wohlſtand bekannten Frankfurt machten. Nicht zu läugnen iſt, daß die Conzertſoiréen unſeres Wintermuſeums und diejenigen, die zuweilen im Theater ſtattfinden, die Conzertluſt vollkommen befriedigen, und nur Künſtler erſter Größe außerdem noch ein kleines Publikum in ihre Conzerte locken können. — Sehr belebt war dießmal der Carneval, welcher freilich bei uns nie die ausgeprägte Phyſiognomie des Ernſts zeigt. An Geſellſchaften, Soiréen und Bällen fehlte es aber in der haute volée nicht, und an Bällen auch nicht in den mittlern Ständen. Während unſere Handwerker dem Senat eine mit mehr als 1100 Unterſchriften bedeckte Petition überreichten, worin ſie die Lage der Gewerbtreibenden als höchſt kläglich ſchilderten und um größern Nahrungsſchutz baten, waren die ſogenannten Bürgerbälle zahlreicher als je beſucht und von Mangel nichts zu verſpüren. Aber auch dießmal war es dem Theater nicht geſtattet, öffentliche, von der Polizei kontrolirte Maskenbälle zu halten, dagegen durften ſolche wieder in geſchloſſenen Geſellſchaften, d. h. in Gaſthäuſern, ſtattfinden. Das nennen nun die Leute Vergnügen, wenn ſie Kopf an Kopf in einem Wirthshausſaal eingepfercht ſind. — Man will in nichts hier Oeffentlichkeit, weder in den Verhandlungen der geſezgebenden Verſammlung, noch bei den Maskeraden. Alles ſoll hübſch in geſchloſſenem Kreiſe vorgehen. Das Aufhören der öffentlichen Maskenbälle hat aber die bereits ſteif gewordenen Bälle der Corps unſerer Stadtwehr wieder gekräftigt und ſomit die bewaffnete Macht befriedigt. — Der Mainzer Carneval iſt dießmal von den Frankfurtern ſchwach beſucht worden und wird es wahrſcheinlich mit jedem Jahre weniger, da es in Mainz ſelbſt mit der forcirten Narrheit nicht mehr recht gehen will. Die Taunuseiſenbahn hatte deshalb an den drei Haupttagen des Carnevals eine ſchwächere Einnahme als ſonſt. Im Ganzen iſt aber die Frequenz der Bahn auch in dieſem Winter befriedigend und man ſieht einem günſtigen Ergebniſſe der zu Ende März ſtattfindenden Generalverſammlung der Actionäre der Taunuseiſenbahn entgegen. — Die Unterhandlungen wegen des Baus der Kaſſel-Frankfurter Eiſenbahn haben leider immer noch zu keinem Endreſultate geführt, und namentlich ſoll die großherzoglich heſſiſche Regierung Frankfurt wegen der Einmündung dieſer Bahn auf hieſigem Gebiete Zumuthungen gemacht haben, welche von Frankfurt entſchieden zurückgewieſen wurden. Die kurheſſiſche Regierung hat mit dem Hauſe Rothſchild ein Lotterieanlehen für dieſen Bahnbau abgeſchloſſen, bei welchem, wie man nachgerechnet haben will, der Bankier-Krösus einen ungeheuern Gewinn gemacht haben ſoll. Räthſelhaft bleibt es, daß die kurheſſiſche Regierung dieſen Gewinn verſchmäht hat. — Die Adminiſtration unſerer Städelſchen Gemäldegalerie hat neulich wiederum eine gute Acquiſition für die Galerie gemacht. Sie erkaufte in Holland ein Porträt, das Rembrandt für eine Familie gemalt hat, deren Nachkommen es noch in Beſiz hatten. Das Gemälde zeigt alle Vorzüge des großen niederländiſchen Malers und iſt ſo friſch, als wäre es geſtern erſt gemalt. Die Adminiſtration des Inſtituts iſt überhaupt fortdauernd bemüht, die Galerie mit guten Bildern zu bereichern. Einen Director für das Inſtitut zu finden, iſt aber der Adminiſtration noch nicht gelungen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. Februar 1845.

Principio Maria ac Terras Coelumque tuere,
Horum naturam triplicem, tria corpora —,
Treis species tam dissimileis. —

Lucretius.

Umriſs und Relief der Feſtländer.

Aus A. v. Humboldts Kosmos.

(ſ. Nr. 39 — 45.)

Unter den allgemeinen Betrachtungen, die in ein Naturgemälde gehören, nimmt den erſten Rang ein die Quantität der über dem Meeresſpiegel hervorragenden und gehobenen Feſte; dieſer Beſtimmung des räumlichen Maaßes folgt dann die Betrachtung der individuellen Geſtaltung in horizontaler Ausdehnung (Gliederungsverhältniſſe) oder in ſenkrechter Erhebung (hypſometriſche Verhältniſſe der Gebirgsketten). Unſer Planet hat zwei Umhüllungen: eine allgemeine, den Luftkreis, als elaſtiſche Flüſſigkeit, und eine partikuläre, nur lokal verbreitete, die Feſte umgrenzende und dadurch ihre Figur bedingende, das Meer. Beide Umhüllungen des Planeten, Luft und Meer, bilden ein Naturganzes, welches die Klimate der Erdoberfläche beſtimmt nach Maßgabe der relativen Ausdehnung von Meer und Land, der Gliederung und Orientirung der Feſte, der Richtung und Höhe der Gebirgsketten. Aus dieſer Kenntniß der gegenſeitigen Einwirkung von Luft, Meer und Land ergibt ſich, daß große meteorologiſche Phänomene, von geognoſtiſchen Betrachtungen getrennt, nicht verſtanden werden können. Die Meteorologie, wie die Geographie der Pflanzen und Thiere haben erſt begonnen einige Fortſchritte zu machen, ſeitdem man ſich von der gegenſeitigen Abhängigkeit der zu ergründenden Erſcheinungen überzeugt hat. Das Wort Klima bezeichnet allerdings zuerſt eine ſpezifiſche Beſchaffenheit des Luftkreiſes, aber dieſe Beſchaffenheit iſt abhängig von dem perpetuirlichen Zuſammenwirken einer all- und tiefbewegten, durch Strömungen von ganz entgegengeſetzter Temperatur durchfurchten Meeresfläche mit der wärmeſtrahlenden trockenen Erde, die mannigfaltig gegliedert, erhöht, gefärbt, nackt oder mit Wald und Kräutern bedeckt iſt.

In dem jetzigen Zuſtande der Oberfläche unſeres Planeten verhält ſich das Areal der Feſte zu dem des Flüſſigen wie 1 zu 2⅓ (nach Rigaud wie 100:270). Die Inſeln bilden kaum ⅛ der Continentalmaſſen. Dieſe ſind ſo ungleich vertheilt, daß ſie auf der nördlichen Halbkugel dreimal ſo viel Land darbieten als auf der ſüdlichen. Die leztere Hemiſphäre iſt alſo recht eigentlich vorherrſchend oceaniſch. Von 40° ſüdlicher Breite an gegen den antarctiſchen Pol hin iſt die Erdrinde faſt ganz mit Waſſer bedeckt. Eben ſo vorherrſchend und nur von ſparſamen Inſelgruppen unterbrochen, iſt das flüſſige Element zwiſchen der Oſtküſte der alten und der Weſtküſte der neuen Welt. Der gelehrte Hydrograph Fleurieu hat dieſes weite Meerbecken mit Recht zum

Unterſchiede aller andern Meere den Großen Ocean genannt. Es nimmt dieſer Ocean unter dem Wendekreiſe einen Raum von 145 Längengraden ein. Die ſüdliche und weſtliche Hemiſphäre (weſtlich vom Meridian von Teneriffa aus gerechnet) ſind alſo die waſſerreichſten Regionen der ganzen Erdoberfläche.

Dieß ſind die Hauptmomente der Betrachtung über die relative Quantität des Feſtlandes und der Meere; ein Verhältniß, das auf die Vertheilung der Temperatur, den veränderten Luftdruck, die Windesrichtung und den, die Vegetationskraft weſentlich beſtimmenden Feuchtigkeitsgehalt der Atmoſphäre ſo mächtig einwirkt. Wenn man bedenkt, daß faſt $\frac{4}{5}$ der Oberfläche des Planeten mit Waſſer bedeckt ſind, ſo iſt man minder verwundert über den unvollkommenen Zuſtand der Meteorologie bis zu dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts, einer Epoche, in welcher zuerſt eine beträchtliche Maſſe genauer Beobachtungen über die Temperatur des Meeres unter verſchiedenen Breiten und in verſchiedenen Jahreszeiten erlangt und numeriſch mit einander verglichen wurden. — — —

Wenn auf der einen Halbkugel der Erde (man mag dieſelbe durch den Aequator oder durch den Meridian von Teneriffa halbiren) beträchtlich mehr Land ſich über den Meeresſpiegel erhoben hat als auf der entgegengeſetzten, ſo haben die beiden großen Ländermaſſen, wahre vom Ocean auf allen Seiten umgebene Inſeln, welche wir die öſtliche und weſtliche Feſte, den alten und neuen Continent nennen, neben dem auffallendſten Contraſte der Totalgeſtaltung oder vielmehr der Orientirung ihrer größten Aren, doch im Einzelnen manche Aehnlichkeit der Configuration, beſonders der räumlichen Beziehungen zwiſchen den gegenüberſtehenden Küſten. In der öſtlichen Feſte iſt die vorherrſchende Richtung, die Lage der langen Are, von Oſten gegen Weſten (beſtimmter von Südweſt gen Nordoſt), in der weſtlichen Feſte aber von Süden nach Norden meridianartig (beſtimmter von SSO nach NNW). Beide Ländermaſſen ſind im Norden in der Richtung eines Breitenparallels (meiſt in dem von 70°) abgeſchnitten; im Süden laufen ſie in pyramidale Spitzen aus, meiſt mit ſubmaritimer Verlängerung in Inſeln und Bänken. Dieß bezeugen der Archipel von Tierra del Fuego, die Lagullasbank ſüdlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, van Diemens-Land, durch die Baßſtraße von Neuholland (Auſtralien) getrennt. Das nördliche aſiatiſche Geſtade überſteigt im Cap Taimura (78° 16′ nach Kruſenſtern) den obengenannten Parallel, während es von der Mündung des großen Tſchukotſchja Fluſſes an öſtlich gegen die Behringsſtraße hin im öſtlichſten Vorgebirge Aſiens, in Cook's Oſtkap nur 66° 3′ nach Beechey erreicht. Das nördliche Ufer des Neuen Continents folgt ziemlich genau dem Parallelkreis von 70°, da ſüdlich und nördlich von der Barrowſtraße, von Boothia Felix und Victoria Land alles Land nur abgeſonderte Inſeln ſind.

Die pyramidale Geſtaltung aller ſüdlichen Endſpitzen der Continente gehört unter die similitudines physicæ in configuratione Mundi, auf welche ſchon Baco von Verulam im Neuen Organon aufmerkſam machte und an die Cook's Begleiter auf der zweiten Weltumſeglung, Reinhold Forſter, ſcharfſinnige Betrachtungen geknüpft hat. Wenn man von dem Meridian von Teneriffa ſich gegen Oſten wendet, ſo ſieht man die Endſpitzen der drei Continente, nämlich die Südſpitzen von Afrika (als dem Extrem der ganzen alten Welt), von Auſtralien und von Südamerika, ſtufenweiſe ſich dem Südpol mehr nähern. Das volle 12 Breitengrade lange Neu-Seeland bildet ſehr regelmäßig ein Zwiſchenglied zwiſchen Auſtralien und Südamerika, ebenfalls mit einer Inſel (Neu-Leinſter) endigend. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt noch, daß faſt ganz unter denſelben Meridianen, unter welchen in der Ländermaſſe des alten Continents ſich die größte Ausdehnung gegen Süden zeigt, auch die nördlichen Geſtade am höchſten gegen den Nordpol vordringen. Dieß ergibt ſich aus der Vergleichung des Vorgebirges der guten Hoffnung und der Bank Lagullas mit dem europäiſchen Nordcap, der Halbinſel Malacca mit dem ſibiriſchen Cap Taimura. Ob die Feſte bis zu den beiden Erdpolen reicht oder ob die Pole nur von einem Eismeere umfloſſen, mit Flözlagen von Eis (erſtarrtem Waſſer) bedeckt ſind, wiſſen wir nicht. An dem Nordpol iſt man bis 82° 55′ Breite, an dem Südpol nur bis etwas über den Parallel von 78° gelangt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bilderkalender meiner alten Großtante.

(Schluß.)

„Der kühle September zeigt Feſtaufzüge und geſchmückte Gemächer, einen Tanz bei Hofe. Der weiſe Salomo tanzt eine Polonaiſe mit einer kleinen verwachſenen Hofdame, während die Königin von Saba, ihm nachfolgend, von einem alten Kriegsminiſter geführt wird. Man ſpielt und tanzt und ſtreitet witzig und anmuthig. O du altes Mutterherz, willſt du nicht mehr lernen froh zu ſeyn? Hängſt du noch immer an dem, was du verloren? Ja, ja, ſo iſt's; es will keine Freude mehr zu mir in's Haus kommen."

Das Bild, das dem Oktober vorangeſtellt iſt, zeigt den armen Hiob, wie ihn mannigfache Plagen heimſuchen

und er von Gott hart geprüft wird. Darunter die Worte meiner Tante: „Wir verlieren durch den Treubruch eines Freundes einen großen Theil unſeres Vermögens, mein Mann wird krank und muß ſein Amt niederlegen. Trübſal im Hauſe, Trübſal außer dem Hauſe. Das Glück und unſere Freunde wenden uns den Rücken. Hiob klagt und ich ſitze an ſeinem Lager und tröſte ihn. Ich grüße euch, ihr Tage, mit dunkelm Herbſtflor umzogen, ich grüße euch, ihr Nächte, die ihr mir Kummer und Wachen ſtatt Schlummer und Wohlbehagen bringet, ich grüße euch! Als ich im Lichte des Reichthums und des Glücks weilte, ſchlug mein Herz unruhig, jezt da ich im Schatten ſitze, fühle ich Frieden. Unſer kleiner Haushalt wird jezt ausſchließlich von mir und meinen Töchtern beſorgt. Ermüdet ſchlafen die Mädchen am Abend frühe ein, ich aber bringe dann einen Pack Zeitungen hervor, ſetze meine Brille auf, rücke mich auf dem alten Lederſtuhl zurecht und leſe meinem Hiob vor. Die leichtſinnige Welt hat immer Händel und dieſe Händel beſchäftigen Hiobs Geiſt und rufen früherer Tage Gedächtniß in dem Greiſe wach. Wir disputiren oft weit über Mitternacht hinaus über die Debatten in den Kammern zu Paris und ich ſchlafe ein, indem der Name Guizot über meine Lippen gleitet, oder etwas von einer engliſchen Parlamentsakte. — Der Oktober iſt der Monat der Weinleſe. Wir pflücken Beeren am Weinſtocke des ewigen Lebens. O Stille und Weltentfernung, wie ſeyd ihr ſüß der Seele, die das Ewige ſucht! Kommt, ihr Nächte voll Dunkelheit, ich will Licht ſchaffen!“

Der November: David tanzt vor der Bundeslade. Meine Tante ſagt hierüber: „Ich verheirathe meine älteſte Tochter an einen zwar nicht reichen, aber rechtlichen Mann. Die Ausſteuer fällt gering aus, es iſt eine kleine Lade, gefüllt mit den Reſten unſerer frühern Herrlichkeit, ein wenig Schmuck, ein wenig Leinwand, eine alte Familienbibel und ein ſilbernes Beſteck für zwei Perſonen, nicht für drei, denn das hieße einen Hausfreund begünſtigen. Ich tanze vor dieſer Lade her und eröffne den Hochzeitreigen an der Hand des Bräutigams. Auf einem Rollſtuhle wird Hiob herbeigeſchoben; er ſieht unſere Heiterkeit und Thränen glänzen in ſeinen Augen. Er zieht mich leiſe und unvermerkt bei Seite und flüſtert mir zu: „Weißt du noch, Alte, als wir —?“ Ich laſſe ihn nicht ausſprechen, drücke ihm eben ſo verſtohlen die Hand wie er mir, und ſage nicht minder leiſe wie er: „Ich weiß, ich weiß, Guſtav!“ Am heutigen Abend wird Guizot und das engliſche Parlament in Ruhe gelaſſen. — Im Abſchiedsſtündlein ſchließe ich meine Tochter an's Herz und rufe ihr zu: „Kind, geh und ſieh zu, daß du mit Gott und den Menſchen dich gut ſtelleſt. Es warten allerlei Beſchwerden und Ungemach auf das Weib, das dem Manne folgt, aber es warten noch mehr dergleichen auf das Weib, das ohne Mann durch's Leben wandelt. Beide aber ſind in Gottes Hut. So gehe denn und halte tapfer Maaß für Liebe und Haß; für die Liebe, daß ſie nicht emporwachſe zu unerlaubter Größe und Macht und dir das Ewige verdunkle, für den Haß, daß er nicht zu gering an Kräften ſey, um dem Laſter und der Thorheit kämpfend zu begegnen. Nun geh, Weib ſeines Mannes, nicht mehr meine Tochter; denn Alles, was du biſt, ſey ganz, und ſo ſey nun ganz und ungetheilt das Weib des Mannes. — Stürmender November! ſey immerhin kalt und rauh; innen in der Hütte iſt's doch lieblich. Es ſizt ein altes Paar am Feuer und träumt ſich die Jugend neu.“

Das Schlußbild, das Decemberbild, zeigt den Mannaregen in der Wüſte. Mit ſchon müder und zitternder Hand hatte die faſt achtzigjährige Großtante unter dieſes lezte Bild geſchrieben: „Segen Gottes in der Wüſte, Glückeslächeln im Alter. Wir ſind arm, wir ſind von der Welt verlaſſen, aber wir ſind glücklich. Stürme und Sonnenſchein der Welt ſind abwechſelnd über unſere Häupter dahin gegangen, wir haben erprobt, was die Welt ſüß und was ſie bitter nennt, aber es hat unſerem Gaumen weder das Eine noch das Andere gemundet, wir hoffen auf eine Speiſe, die da auf immer ſättigt. Dennoch leſen wir das Manna begierig auf, denn wer hätte nicht gerne frohe Tage im Alter? Meine verheirathete Tochter kommt und beſucht uns; ſie bringt die Enkel mit, die unſere Kniee umſpielen. Das andere Mädchen iſt unverheirathet geblieben und der Troſt unſeres Alters. Sie iſt vierzig Jahr alt, und ich ſage oft ſcherzend: „Wer weiß, vielleicht kommt doch noch ein Freier und entführt uns die Tochter.“ Darauf antwortet ſtets mein gutes Kind, daß ſie nie und nimmer uns verlaſſen wolle. Das iſt auch Manna in der Wüſte, denn ehe das liebe Mädchen vierzig Jahr alt wurde, hat ſich mancher ſtattliche Freiersmann gemeldet, dem ſie aber nicht gefolgt iſt. — O du lezter December, Sylveſterabend des Lebens, wie wunderſam und lieblich trittſt du in mein Kämmerlein! Ich ſoll gehen und Rechnung ablegen dem Wirthe, der draußen wartet. Gut, gut, laßt mir Zeit, daß ich meine Bücher zuſammenſuche und die kleinen Poſten, die ich gut habe, ſummire. Ach, es ſind ihrer gar ſo wenige! die Schuld, die Schuld — iſt gar ſo groß! Ich will dem Herrn des Hauſes entgegen gehen und mit dem beſcheidenen Gruß der Magd ſagen: „Herr, dein Haus habe ich gehütet, aber nicht zum beſten. Auf rechtlichen Lohn kann ich nimmer Anſpruch machen, willſt du aber der faulen Magd Gnade erzeigen, ſo thu's und nimm den Dank meiner armen Seele. — Das ſüßeſte Glück, für welches ich dir danke, iſt, daß du mir meines „Alten“ Leben noch erhalten haſt. Laß mich vor ihm dahin gehen, denn ich verſtände nur ſchlecht ohne ihn zu leben.“

Dieſer Wunſch meiner Großtante wurde nicht erfüllt, ſie ſtarb als die lezte des Hauſes, denn vor ihrem eigenen Tode traf ſie der ihres Mannes und ihrer beiden Töchter. Als ein heiliges Vermächtniß bewahre ich den Bilderkalender meiner Großtante.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Weihnachtspantomimen.

Eine mehrwöchentliche Abweſenheit hat mich verhindert, die der engliſchen und inſonderheit der Londoner Bühne eigenthümlichen Weihnachts-Pantomimen an den Abenden ihres erſten Erſcheinens zu ſehen. Wie ſehr auch alljährlich über dieſe „Rühreier von Kunſt und Unſinn," über dieſe Entweihungen klaſſiſcher Bretter geklagt und gezürnt wird – es geht ihnen wie den unverwüſtlichen Taſchenbüchern, den Annals. Jedes Jahr prophezeit ihren Untergang, und kaum ſind zwölf Monate vorüber, ſo beweist ein neues Jahr, daß die Prophezeiung ſich nicht erfüllt hat. Alſo gilt fortwährend, was Colman vor fünzig Jahren geſagt:

Christmas is coming on, that merry time,
When in conformity to ancient rules
Grand classic theatres give pantomimes
For the delight of innocents and fools —
That is, if I may make so bold,
Of children who are young, and children who are old.

Ich berge nicht, daß auch ich in dieſer Beziehung mich gerne zu den „alten Kindern" zähle, daß ich ein großer Freund der verſchrieenen und doch immer beſuchten Pantomimen bin. Sie ſind längſt nicht mehr, was ſie geweſen. Schon Colman metamorphoſirte ſie durch ſeinen „Blaubart" (1791) zu einem Gemiſch von Spektakelſtück, Romanze und Muſik. Die in Gutem und Uebelm viel beſprochene Madame Veſtris, jezt Mathews, brachte Sinn und Verſtand hinein und die Schauluſt der jüngſten Zeit hat ihnen Tableaux zugeſezt. Doch gilt das eigentlich nur von den Pantomimen der größten und mittelgroßen Theater. Die kleineren haben die urſprüngliche Form bald mehr, bald weniger beibehalten, und ſo haben die guten Londoner den Vortheil, daß ſie, je nach Geſchmack und Belieben, ſich alt- oder neumodiſch vergnügen können. Nur das iſt nicht wegzuſtreiten, daß die engliſche Bühne nicht mehr die guten Tölpel, die berühmten Clowns von ſonſt beſizt, und von der Zeit, wo dieſe ihr abgeſtorben, datirt ſich augenfällig der Verfall des Drama. Man lieſt oder läßt von alten Menſchen ſich Wunderdinge erzählen von den ehemaligen Follets, Bradburys, Laurents, Paulos, Kirbys, Briſtows und Grimaldis, und in Vergleich mit ihnen ſind die heutigen Matthews und Jefferint allerdings kaum Zwerge. Doch fragt es ſich — nur mag und will ich die Frage nicht erörtern — ob die Schuld an den Lezigenannten oder an den, ſelbſt dieſen über den Kopf gewachſenen Forderungen der Gegenwart, oder an den gemalten Zauberwerken der Grives und Stanfields liegt, die durch ihre prachtvollen Scenerien den Geiſt der alten Pantomime von den großen Bühnen faſt ganz verſcheucht haben. Schauluſt und Kurzweil geriethen in Streit, und Kurzweil hat offenbar den Prozeß verloren. Das iſt, von andern Gründen abgeſehen, ſchon deßhalb zu bedauern, weil es für die öffentliche Satire, zu Bloßſtellung geſellſchaftlicher Schwächen, zu Zähmung eingeriſſener Mißbräuche u. ſ. w. kein wirkſameres Mittel gibt, als eine komiſche, gut und tüchtig geſchriebene Pantomime. Aber freilich, auch in England herrſcht in dieſer Hinſicht die Freiheit nicht mehr ſo ungebunden wie ſonſt. Davon gleich ein Beiſpiel, das ich zufällig verbürgen kann. Schreiben und Carrikiren darf Jeder nach Herzensluſt; kein Cenſor hindert ihn, und wer ſich verläumdet glaubt, den rächt auf Anſuchen das Geſez. Nur das Theater ſteht unter Cenſur; der Oberkammerherr handhabt ſie, weniger in Perſon als durch ſeinen Sekretär. Sie iſt lange eine ziemlich leere Form geblieben, griff nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen ein. Jezt in der Hand des Grafen Delawarr und ſeines Sekretärs Kemble macht ſie ſich oft bemerkbar. So bei einer der heurigen Pantomimen. Da war im Manuſcripte eine Scene, wo Peel den Harlekin, Sibthorpe den Pantalon, Brougham den Tölpel vorſtellte; ſie wurde geſtrichen. Es verſteht ſich indeſſen, daß immer noch mancherlei paſſirt, was anderwärts nicht durchgelaſſen würde. — Seit meiner Rückkunft habe ich die beſten der heurigen Pantomimen geſehen, denn obgleich ſie Weihnachtspantomimen heißen, werden ſie ſo lange gegeben, als ſie bis Oſtern das Haus füllen. Die Direktionen haben ſich dießmal ungewöhnlich angeſtrengt. In Coventgarden hat die Pantomime wenigſtens keinen klaſſiſchen Boden entweiht; das war bereits durch die Promenadenconcerte des Muſikdirektors Julien geſchehen. Die in Scene geſezte Pantomime iſt vom vortheilhaft bekannten Dichter Nelſon Lee, führt den Titel: Harlequin Crotchet and Quaver, or, Music for the Million, und läßt die Abſicht durchblicken, die Vorliebe des Publikums für Julliens concerts monstres zu perſifliren. Sinniges und Unſinniges wird dabei über die Bühne geſagt, und zu den gutmüthigſten Spöttereien gehört die, wo Gaſſenkehrer und Schornſteinfeger in ihren Arbeitskleidern die projektirten Badeanſtalten beſuchen und als feine Herren in Feſtkleidern zurückkommen. — Geldopfer und Zufälligkeiten haben das ehemalige Nationaltheater Drurylane von dem ihm drohenden Schickſale gerettet, eine Menagerie oder ein Bazar zu werden. Der kecke Bunn hat es wieder zu „theatraliſchen Zwecken" gemiethet, zu welchen er jedoch das „legitime Drama," das einſt hier ausſchließend herrſchte, ſchlechterdings nicht rechnet. Opern und Ballette, Farcen und Narrenspoſſen vertreten die Stelle, und viel Geld, das ihm aber reichlich erſezt wird, hat er ſich die Pantomime koſten laſſen: Puck's Pantomime, or, Harlequin and Robinson Crusoe. Ein glücklich gewähltes Sujet, da Robinſon Cruſoe in England noch beliebter iſt als in Deutſchland, und es keinen Engländer geben dürfte, der ihn nicht bald auswendig weiß. Beim Aufrollen des Vorhangs ſizt der Dichter — verſteht ſich ein armer — im dürftigen Dachſtübchen und kaut an Nägeln und Federn, eine Pantomime zu erſinnen. Es fehlt ihm nicht an ſchönen, herrlichen Gedanken; nur ſind ſie ſämmtlich ſchon da geweſen, und verzweifelnd zerſtampft er die Feder, als Puck, der Genius der Pantomime, aus dem feuerloſen Kamine herabgleitet, ihm Hülfe zu bringen. In raſchem Wechſel ſtellt er Bilder vor ihm auf: Alles ſchon verbraucht; zulezt Robinſon Cruſoe auf dem geſcheiterten Schiffe. Das iſt neu, und entzückt eilt der Dichter an die Arbeit.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. Februar 1845.

Die hohen Sänger, die mit wahrem Munde
Der ew'gen Zeichen Kunde
Zum ſüßen Klang der goldnen Harfe hauchen.

J. Ch. v. Zedlitz.

Stimmen der Hingeſchiedenen. *

Von Friedrich Notter.

I.

Aeſchylus.

Das Schwert hatt' ich getragen in dem Kampf,
Drin Perſiens Heere den Hellenen wichen:
Welch eine Schlacht hat dieſem Schlachtenſturm,
Welch Siegesfeſt hat dieſem Sieg geglichen?

Allſaitig klang jezt meines Volkes Herz,
Das freudige, das manngewordne, freie,
Und mir zum Kranz zu winden ward vergönnt
Den erſten Strauß von jener Blüten Maie.

Von Dorf zu Dorf leicht hingezogen war,
Ein ſchwank Gerüſt, des Theſpis bunter Wagen:
Ich hielt ihn an, hinfort das Bild der Welt,
Der gottumgrenzten, deutungsvoll zu tragen.

Denn wo der Born des Lebens überquoll
Die enge Urne des gewohnten Tages
Und wogend in des Alls Geheimniß floß,
Da raun der Urquell meines Buſenſchlages.

Drum ward mir Ohr für jener Stimmen Laut,
Die flüſternd ſteigen aus des Orkus Höhle,
Und der Erinnyen eherner Geſang,
Der leierloſe, ſcholl in meiner Seele.

Drum durch die Menſchheit ſah das Schickſal ich,
Den furchtbarn Gaſt der Götter, langſam ſchreiten,
Still haltend in der unbezwung'nen Hand
Den bleichen Spiegel ungeborner Zeiten.

Doch drum auch ſah ein Dioskurenlicht
Ich ſchimmern über dieſer See der Schmerzen,
Und ich fand Wort für der Titanen Muth,
Die gleichen Urſprungs ſind mit unſerm Herzen.

Es kann der Wille, der ſich kühn erhebt,
Das dumpfe Dach der Schrecken ob ihm ſprengen,
Frei wie die Fluth des Herrſchers Feſſeln brach,
Der Schmach gethan des Helleſpontes Engen.

Doch vor der Stimme, die in mir erklang,
Beſchlich die Hörer ein geheimes Grauen,
Denn machtlos war der Pallas freud'ge Stadt
Auf meiner Seele Meer hinaus zu ſchauen.

* Aus einem größern Werke.

Und Klage traf mich, als hätt' ich gewagt
Zu lüften der Moſterien heil'gen Schleier: —
Verrathen hatt' ich dir, o Volk, mein Herz,
Und nicht der Eleuſinen Gottesfeier!

Nicht hört' ich der Agora Jubelruf,
Als frei ich heimging zum bedrohten Herde:
Denn nie vergibt es eine Dichterbruſt,
Wenn zu Gericht geſtanden ſie der Erde.

Fort zog ich zu Trinakrias Geſtad'
Und hielt dort Zwieſprach mit der Segel Zügen,
Die, Boten aus der Heimat ſüßem Land,
Am Meeresufer dämmernd aufwärts ſtiegen.

Bis aus den Höhen, wo der Adler kreiſt,
An meine Schläfen Heimarmene rührte,
Und jenen gleich, die ſie am Meiſten liebt,
Mich ſchnell des Staubes niedrem Reich entführte.

Ich aber ließ der Bühne, die die Welt
Bedeuten ſoll dem ſterblichen Geſchlechte,
Als weihend Vorbild für die ſpät'ſte Zeit
Prometheus' Muth und ſeine Götterrechte.

II.

Virgil.

Es war zur Zeit, als Cäſar um die Stirn
Des ew'gen Lorbeers lezten Kranz gewunden,
Als ich noch jung, am ſchattig grünen Ort,
Zuerſt der Muſe ſüßen Laut gefunden.

Vor meinem Auge lag der Heerden Zug,
Der Fluren wechſelnd Tagewerk erſchloſſen,
Und in der ſtillen Kräfte ſtill Geſchäft
Ward meines Buſens Fülle ausgegoſſen.

Denn hier iſt's, wo ſich in des Lebens Strom
Die Seele Gottes ſchleierloſer neiget,
Wo Bienenweisheit, wo Arachne's Kunſt
Von ſeines Anhauchs ew'gen Rhythmen zeuget.

Hier gab ich bald dem frommen Glauben Raum,
Als gingen wir auch einem Tag entgegen,
Wo um den Aufruhr in der Menſchenbruſt
Sich ihres Meiſters Tönemaße legen.

Und ahnungsvoll ſprach ich zur müden Welt,
Das Recht der alten Sterne ſey zerronnen,
Ein Knabe ſteige aus der Zukunft Schoß,
Ein ſel'ger Erſtling heiligerer Sonnen.

So erſt wandt' ich zum Liede mich, nach dem
Der Siegesſtadt Triumphe in mir riefen,
Doch in der Schlachten prächtigem Geſang
Blieb mir noch Laut für meiner Seele Tiefen.

Leis zog er hin durch jener Töne Stolz,
Wie durch den Strom des Schwanes Pfade ziehen,
Verkündend eine ungeborne Zeit
Durch ihres Morgenanbruchs Melodien.

Denn ich fand Wort für jenes Gott's Gewalt,
Der, dem Geheimniß unſres Selbſts verwoben,
Den bitterſten der Pfeile in uns ſenkt
Und alle Himmelsſchauder von dort oben.

Drum von dem Paradieſesforſcher, der
Die Welt geſtimmt nach ſeines Liedes Klange,
Ward ich zum Führer deutungsvoll erwählt
Auf jenem dunkel lichten Pilgergange.

Ich lenkte Dante's ſonnenfodernd Aug'
Auf ſichern Wegen durch des Abgrunds Trübe
Bis zu der Aetherräume hellem Saum,
Der erſte Dichter der verklärten Liebe.

Umriſs und Relief der Feſtländer.

(Fortſetzung.)

So wie die großen Ländermaſſen pyramidalförmig enden, ſo wiederholt ſich dieſe Geſtaltung auch mannigfaltig im Kleinen: nicht bloß im indiſchen Ocean (Halbinſeln von Arabien, Hindoſtan und Malacca), ſondern auch, wie ſchon Eratoſthenes und Polybius bemerkten, im Mittelmeer, wo ſie die iberiſche, italiſche und helleniſche mit einander ſinnig verglichen haben. Europa mit einem Areal fünfmal kleiner als das von Aſien, iſt gleichſam nur eine weſtliche vielgegliederte Halbinſel des aſiatiſchen faſt ungegliederten Welttheils; auch beweiſen die klimatiſchen Verhältniſſe Europas, daß es ſich zu Aſien verhält wie die peninſulare Bretagne zum übrigen Frankreich. Wie die Gliederung eines Continents, die höhere Entwicklung ſeiner Form zugleich auf Geſittung und den ganzen Kulturzuſtand der Völker wirkt, bemerkt ſchon Strabo, indem er unſeres kleinen Welttheils „vielgeſtaltete Form" als einen beſondern Vorzug preiſt. Afrika und Südamerika, die ohnedieß ſo viel Aehnlichkeit in ihrer Configuration zeigen, ſind unter allen großen Ländermaſſen diejenigen, welche die einfachſte

Küſtenform haben. Nur das öſtliche Littoral von Aſien bietet, wie von der öſtlichen Meeresſtrömung zertrümmert (fractas ex æquore terras), eine mannigfaltige, geſtaltenreiche Form dar. Halbinſeln und nahe Eilande wechſeln dort mit einander ab vom Aequator an bis 60° Breite.

Unſer atlantiſche Ocean trägt alle Spuren einer Thalbildung. Es iſt als hätten fluthende Waſſer den Stoß erſt gegen Nordoſt, dann gegen Nordweſt, und dann wiederum nordöſtlich gerichtet. Der Parallelismus der Küſten nördlich von 10° ſüdl. Breite an, die vor- und einſpringenden Winkel, die Convexität von Braſilien dem Golf von Guinea gegenüber, die Convexität von Afrika unter einerlei Breiten mit dem antilliſchen Meerbuſen ſprechen für dieſe gewagt ſcheinende Anſicht. Hier im atlantiſchen Thale, wie faſt überall in der Geſtaltung großer Ländermaſſen, ſtehen eingeſchnittene und inſelreiche Ufer uneingeſchnittenen entgegen. Ich habe längſt darauf aufmerkſam gemacht, wie geognoſtiſch denkwürdig auch die Vergleichung der Weſtküſten von Afrika und Südamerika in der Tropenzone ſey. Die buſenförmige Einbeugung des afrikaniſchen Geſtades bei Fernande Po (4°½ nördlicher Breite) wiederholt ſich an dem Südſeegeſtade unter 18°¼ nördlicher Breite in dem Wendepunkt bei Arika, wo (zwiſchen dem Valle de Arica und dem Morro de Juan Diaz) die peruaniſche Küſte plötzlich ihre Richtung von Süden nach Norden in eine nordweſtliche verwandelt. Dieſe Veränderung der Richtung erſtreckt ſich in gleichem Maaße auf die in zwei Parallelſöcher getheilte hohe Andeskette: nicht bloß auf die dem Littoral nahe, ſondern auch auf die öſtliche, den früheſten Sitz menſchlicher Kultur im ſüdamerikaniſchen Hochlande, wo das kleine Alpenmeer von Titicaca von den Bergkoloſſen des Sorata und Illimanni begrenzt wird. Weiter gegen Süden, von Valdivia und Chiloe (40° bis 42° ſüdl. Breite) durch den Archipel de los Chonos bis zum Feuerlande findet ſich die ſeltene Fiordbildung wiederholt (das Gewirre ſchmaler, tief eindringender Buſen), welche in der nördlichen Hemiſphäre die Weſtküſten von Norwegen und Schottland charakteriſirt.

Dieß ſind die allgemeinſten Betrachtungen über die dermalige Vertheilung von Land und Meer (die Ausdehnung des Feſtlandes in horizontaler Richtung), welche der Anblick der Oberfläche unſeres Planeten veranlaßt. Wir haben hier Thatſachen zuſammengeſtellt, Analogien der Form in entfernten Erdſtrichen, die wir nicht Geſetze der Form zu nennen wagen. Wenn man an dem Abhange eines noch thätigen Vulkans, z. B. am Veſuv, die nicht ungewöhnliche Erſcheinung partieller Hebungen beachtet, in denen kleine Theile des Bodens, vor einem Ausbruch oder während deſſelben, ihr Niveau um mehrere Fuße bleibend verändern und dachförmige Gräten oder flache Erhöhungen bilden, ſo erkennt der Wanderer, wie von geringfügigen Zufällen der Kraftintenſität unterirdiſcher Dämpfe und der Größe des zu überwindenden Widerſtandes es abhängen muß, daß die gehobenen Theile dieſe oder jene Form und Richtung annehmen. Eben ſo mögen geringe Störungen des Gleichgewichts im Inneren unſeres Planeten die hebenden elaſtiſchen Kräfte beſtimmt haben, mehr gegen die nördliche als gegen die ſüdliche Erdhalfte zu wirken, das Feſtland in der öſtlichen Erdhälfte als eine breite zuſammenhängende Maſſe mit der Hauptare faſt dem Aequator parallel, in der weſtlichen, mehr oceaniſchen Hälfte, ſchmaler und meridianartig aufzutreiben.

Ueber den Cauſalzuſammenhang ſolcher großen Begebenheiten der Länderbildung, der Aehnlichkeit und des Contraſtes in der Geſtaltung, iſt wenig empiriſch zu ergründen. Wir erkennen nur das Eine, daß die wirkende Urſache unterirdiſch iſt; daß die jetzige Länderform nicht auf einmal entſtanden, ſondern von der Epoche der ſiluriſchen Formation (neptuniſchen Abſcheidung) bis zu den Tertiärſchichten nach mannigfaltigen oſcillirenden Hebungen und Senkungen des Bodens ſich allmählig vergrößert hat und aus einzelnen kleineren Continenten zuſammengeſchmolzen iſt. Die dermalige Geſtaltung iſt das Produkt zweier Urſachen, die auf einander folgend gewirkt haben: einmal einer unterirdiſchen Kraftäußerung, deren Maß und Richtung wir zufällig nennen, weil wir ſie nicht zu beſtimmen vermögen, weil ſie ſich für unſern Verſtand dem Kreiſe der Nothwendigkeit entziehen; zweitens der auf der Oberfläche wirkenden Potenzen, unter denen vulkaniſche Ausbrüche, Erdbeben, Entſtehung von Bergketten und Meeresſtrömungen die Hauptrolle geſpielt haben. Wie ganz anders würde der Temperaturzuſtand der Erde, und mit ihm der Zuſtand der Vegetation, des Ackerbaues und der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn, wenn die Hauptare des neuen Continents einerlei Richtung mit der des alten hätte; — wenn die Andeskette, ſtatt meridianartig, von Oſten nach Weſten aufgeſtiegen wäre; wenn ſüdlich von Europa kein feſtes wärmeſtrahlendes Tropenland (Afrika) läge; wenn das Mittelmeer, das einſt mit dem caſpiſchen und rothen Meere zuſammenhing und ein ſo weſentliches Beförderungsmittel der Völkergeſittung geworden iſt, nicht exiſtirte; wenn ſein Boden zu gleicher Höhe mit der lombardiſchen und cyrenaiſchen Ebene gehoben worden wäre!

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Schluß.)

Weihnachtspantomimen.

Die nächste Scene dieser Pantomime zeigt nun Robinson Crusoe auf dem gestrandeten Schiffe, wie er unter andern nutzlosen Dingen Morisons Pillen, einen Arm voll amerikanischer Staatsschuldscheine und eine schwere Kiste mit der Aufschrift: das legitime Drama, über Bord wirft, dagegen einen Theekessel, eine Wärmflasche, einen gewaltigen Knäuel Bratwürste und Aehnliches sorgsam aufhebt. Dann baut er seine Hütte; kaum damit fertig, erscheint eine indianische Prinzessin nebst einem Dutzend Kinder. Die Kinder schreien, die Prinzessin erschrickt; aber Crusoe bedeutet sie, daß er ein schiffbrüchiger Mensch sey, und erfährt, daß ihr Gemahl gefangen genommen worden und eben verspeist werden solle. Er verheißt seinen Schutz und ein groteskes pas de deux besiegelt den Freundschaftsbund. Einem Flintenschusse folgt Parriboo mit einer Schaar Wilder und sein Keulenträger mit dem in einem Käfig sitzenden Freitag. Ein großer Kupferkessel wird gebracht, den Gefangenen darin zu kochen. Es gelingt aber Crusoe, jenen heimlich zu befreien, und nach verschiedenen Kämpfen und lächerlichen Auftritten werden Parriboo und sein Keulenträger in's Meer getrieben und von einem Haifisch verschlungen. Später fängt Crusoe diesen, und wie er ihn aufschneidet, springen die Verschlungenen heraus u. s. w. — Das dritte hier zu erwähnende Theater ist das sogenannte kleine Haymarket, kleiner als die zwei großen und größer als die kleinen, seit lange ein Liebling des Publikums und von Webster musterhaft dirigirt. Verfasser der diesjährigen Pantomime ist Planché, derselbe, der durch eine Menge ähnlicher Produkte, wie Fortunio, The white Cat, The fair one with the golden locks, sich in dieser nicht leichten Gattung einen bedeutenden Namen erworben hat. Seine jetzige Schöpfung heißt Graciosa and Percinet, und ich darf nicht ganz darüber weggehen, weil man in ihr Anspielungen finden will, die jenseits des Kanals eben so gut verstanden werden können als diesseits, deren Auffindung aber ich nicht vorgreifen mag. Der Inhalt ist ungefähr folgender. Ein alter geldgeiziger König hat seine Gemahlin verloren und in seinem Schmerze befiehlt er die Errichtung eines Mausoleums, worin er an ihrer Seite sich lebendig begraben will. Nebenbei ist er jedoch ein leidenschaftlicher Jäger, und da geschieht es, daß er eines Tages auf der Jagd, als ihn eben sehr dürstet, ein Schloß erblickt und daselbst einreitet. Er heißt Uxorius; die Schloßfrau, eine Zauberin, nennt sich Herzogin von Grognon. Sie empfängt ihn sehr freundlich, und auf sein Verlangen nach einem Becher Wein fordert sie dem Kellermeister die Schlüssel ab und bittet den König um Erlaubniß, ihm im Keller nach seiner eigenen Wahl den Trunk zu reichen. Dort liegt Faß an Faß. Mit einem goldenen Hammer berührt die Herzogin das erste, und statt Wein füllen Goldstücke den Becher. Der König lächelt und gibt das Geld seinem Jäger in Verwahrung. Die Herzogin schlägt an das zweite Faß; der König hält den Becher unter und Perlen und Rubinen rollen hinein. Wieder lächelt er und thut damit wie mit dem Golde. Jetzt berührt die Herzogin das dritte Faß und große Diamanten fallen in des Königs Becher. Er vergißt seinen Durst, wirbt um die Hand der reichen Frau, erhält sie und mit ihr den Kellerschlüssel. Nun wird der Zuschauer in den Park am königlichen Schlosse versetzt, wo Graciosa, des Königs Tochter, lustwandelt. Prinz Percinet überrascht sie, erklärt seine Liebe und findet nach einigem Widerstreben Gehör. In demselben Augenblicke nahen der König und die Herzogin, und als letztere den weißen Zelter der Prinzessin erblickt, begehrt sie ihn zu besteigen, besteigt ihn und wird abgeworfen. Ihr Zorn wendet sich gegen die Prinzessin; der König überläßt sie ihr, und wegen eines angedichteten Vergehens verurtheilt sie die Prinzessin zu Ruthenstreichen. Aber Percinet, der nur seinen Federhut umzukehren braucht, um sich unsichtbar zu machen, fängt die Streiche auf, und die Herzogin geht Rache brütend fort. Ein glänzendes Turnier folgt; sechs Ritter, im Solde der Herzogin, erklären sie für die Königin der Schönheit. Da reitet Prinz Percinet in die Schranken, fordert diesen Titel für Prinzessin Graciosa und streckt die sechs Ritter in den Sand. Hierauf wird die Prinzessin gebunden in den Wald geführt, wo wilde Thiere sie zerfleischen sollen. Percinet löst ihre Bande und geleitet sie zurück in's Schloß. In diesem Kerker soll sie bei Todesstrafe in vierundzwanzig Stunden ein ungeheures Faß voll Federn schleißen und einen Knäuel unentwirrbares Garn entwirren. Auf ihren Wunsch erscheint Percinet, und wie er mit seinem Hute winkt, sind die Federn geschlissen, das Garn entwirrt, die Herzogin abermals getäuscht. Nun soll Graciosa die letzte Probe bestehen, eine Schachtel in Gewahrsam haben, ohne sie zu öffnen. Die Neugierde ist stärker als das Gebot. Eine Schaar Elfen flattern aus der geöffneten Schachtel und würden davon fliegen, wenn nicht Percinet sie zur Rückkehr zwänge. Ihrem Worte untreu stürzt die Herzogin die Prinzessin von einem Felsen. Aber der Wortbruch nimmt ihr die Zauberkraft, und die gewöhnlichen Verwandlungen endigen eine Pantomime, die fortwährend stürmischen Beifall erntet. — In das Royal Olympic Theatre hat noch kein König und keine Königin Englands den Fuß gesetzt, keineswegs weil es die Ehre nicht verdient, sondern weil das nun einmal wider die Hofordnung ist; trotz dem läßt das Theater sich nicht das Beiwort: königlich, und lassen die Schauspieler sich nicht das Recht nehmen auf die Benennung: Ihrer Majestät Diener. Die dort aufgeführte Pantomime heißt: Old Bogie, or, Harlequin and Lazy Dick of Leadenhall, and Mother Ludlam, the witch of Epping. Es ist die Bearbeitung des bekannten Kindermährchens, wo der arme Walter Wisewood mit Hülfe der Mutter Ludlam gegen den Einfluß des alten Bogie die reiche Mündel des Lordmayor, Alice Grey, gewinnt. Daran ist also nichts Neues; aber treffend und vortrefflich sind eine Menge eingemischte Ausfälle auf lokale und politische Ereignisse, die entweder vor dem Auge des Censors ungewöhnliche Gnade gefunden, oder aus diesem oder jenem Grunde sich behauptet haben. Dahin zähle ich eine prachtvolle Scene, ein allegorisches Tableau, Königin Victoria, gestützt — versteht sich — auf den Arm ihres Gemahls, und zu ihren Füßen sämmtliche Continentalmächte, vom Könige der Franzosen und dem Kaiser aller Reußen bis zum türkischen Sultan. Wie John Bull da jubelte! Die Allegorie galt ihm für eine Thatsache. Er hämmerte und pfiff aber greulich, als das geheime Brief-Eröffnungsbureau dargestellt wurde. Damals wußte man noch nicht, was seit wenigen Tagen bekannt worden, daß dieses Bureau der Auflösung nahe war und nun aufgehört hat zu seyn, ein neuer Beweis, daß, wenn auch die englische Regierung Ungebührliches begehen kann, sie in der öffentlichen Meinung durch das Organ der freien Presse einen Wächter hat, dessen Warnungszeichen sie weislich beachtet.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 22 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neununddreissigster Jahrgang.

1845.

März.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Stimmen der Hingeschiedenen. Von F. Notter. 54. — 58. — 67.
Lieder aus der Schweiz. Von J. J. Reithard. 62. 65.
Wintergedanken im März. 64.

Erzählungen.

St. Martins Nachtwache. Von W. v. Chézy. 52. 53. 54. 55. 56. — 59. 60. 61. 62. 65. — 71. 72. 73. 74. 75.
Gruppen aus der Gesellschaft. Von A. von Sternberg. 65. 66. — 68.
Das junge Geschlecht. Von A. v. Sternberg. 76. 77.

Naturwissenschaftliches.

Umriß und Relief der Festländer. Von A. v. Humboldt. 52. 53.
Die Bedeutung der Meteorsteine und Sternschnuppen für das Weltall und die Erde. 71 — 75.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe über die Auvergne. 55 — 57.
Shakespeares inneres Leben und Geistesentwicklung. Von M. Carrière. 57 — 61.
Reisebilder aus Spanien. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. — 77.
Keltische Gräber in Helvetien. 69. 70.
Die Stadt in England. 74 — 76.

Korrespondenz.

Prag. 52. 53. — Paris. 54. 55. 56. 57. — 76. 77. — Hamburg. 56. 57. 58. 59. 60. 61. — Dresden. 58. 59. 60. — Aus der Provence. 61. 62. 63. 64. 65. 66. — Leipzig. 63. 64. 65. 66. — Wien. 67. 68. 69. 70. — Berlin. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. — München. 73. 74. 75. 76. 77.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Baukunst. Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Mit Urkunden und andern Beilagen als Vorläufer der Grundzüge der altdeutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters“ sich anreihend. Von Ritter Karl Heideloff. — Länder- und Völkerkunde. Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Prof. Dr. C. E. Meinicke.

Nro. 24.

Neuestes Werk über Spanien. Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen, mit Episoden aus dem karlistischen Erbfolgekriege von A. Loning.

Nro. 25.

Politische Literatur. Das Vaterland. Aus der Schrift: Gedanken über Recht, Staat und Kirche besonders abgedruckt und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet von P. A. Pfizer. — Geographie. Neuestes Städte-Lexikon, enthaltend sämmtliche Städte, Flecken und Verkehrsorte von Europa, so wie die außereuropäischen Handelsplätze. Ein Handbuch für Beamte und Geschäftsleute von Hermann Mertens.

Nro. 26.

Politische Literatur. Das Vaterland. Aus der Schrift: Gedanken über Recht, Staat ꝛc. (Schluß.)

Nro. 27.

Slawische Literatur. 1) Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France

in den Jahren 1840 — 1842 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

Nro. 28.

Slawische Literatur. 1) Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände ꝛc. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. Lyrische Gedichte von Johann N. Vogl. — Schrift über Serbien. Serbiens Freiheitskrieg und Miloſch. Von Ch. von Sor.

Nro. 29.

Sagenkunde. Biblische Legenden der Muſelmänner. Aus arabiſchen Quellen zuſammengetragen und mit jüdiſchen Sagen verglichen von Dr. G. Weil.

Nro. 30.

Sagenkunde. Biblische Legenden der Muſelmänner ꝛc. (Schluß.) — Humoriſtiſche Literatur. Humoriſtiſche Studien von Karl Alt.

Nro. 31.

Slawiſche Literatur. 2) Pjesnicki hornych a delnych Luziskich Serbow. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlauſitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet, mit den Sangweiſen, deutſcher Ueberſetzung, Erläuterungen und Anhang von Mährchen, Legenden und Sprüchwörtern, herausgegeben von Leopold Haupt und J. Schmaler.

Nro. 32.

Pflanzenkunde. Vierundzwanzig Vegetationsanſichten von Küſtenländern und Inſeln des ſtillen Oceans. Aufgenommen in den Jahren 1827—1829 auf der Entdeckungsreiſe der k. ruſſ. Korvette Senjawin von F. H. von Kittlitz. — Slawiſche Literatur. 2) Pjesnicki hornych a delnych Luziskich Serbow. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlauſitz ꝛc. (Schluß.)

Nro. 33.

Das Ronge'ſche Schisma.

Kunſt-Blatt.

Nro. 18.

Ausſtellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Weſtminſter-Hall zu London. (Fortſetzung.) — Archäologiſche Literatur. — Ausſtellung. — Akademien und Vereine.

Nro. 19.

Altdeutſche Baukunſt. Denkmale der Baukunſt vom 7ten bis zum 15ten Jahrhundert am Niederrhein, herausgegeben von Sulpiz Boiſſerée. — Ausſtellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Weſtminſter-Hall zu London. (Fortſetzung.) — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 20.

Altdeutſche Baukunſt. Denkmale der Baukunſt vom 7ten bis 15ten Jahrhundert am Niederrhein. (Fortſetzung.) — Ausſtellung der Sculpturen, Cartons, Fresken ꝛc. in Weſtminſter-Hall zu London. (Schluß.) — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 21.

Kunſtnachrichten aus Peſth. — Altdeutſche Baukunſt. Denkmale der Baukunſt vom 7ten bis zum 15ten Jahrhundert am Niederrhein. (Fortſetzung.) — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 22.

Neuer Kupferſtich. Luther und ſeine Anhänger auf dem Reichstage zu Speyer, nach einem Gemälde von George Cattermole in Kupfer geſtochen von William Walker. — Malerei. — Plaſtik. — Statiſtik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 23.

Die Reſtaurationen mittelalterlicher Baudenkmale. — Kunſtvereinsausſtellung in Karlsruhe. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 24.

Archäologie. 1) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden. 2) Antiquariſche Mittheilungen aus Baſel. Die Grabhügel in der Hardt, eröffnet und beſchrieben von Prof. W. Biſcher. 3) Mittheilungen der Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer in Baſel. I. Die römiſchen Inſchriften des Kantons Baſel von Dr. K. L. Roth. — Radirung. Thierſtudien nach der Natur gezeichnet und radirt von Wilh. Wegener. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kupferſtich. — Xylographie. — Neue Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 25.

Archäologie. 1) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. 2) Antiquariſche Mittheilungen aus Baſel ꝛc. 3) Mittheilungen der Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer in Baſel ꝛc. (Fortſetzung.) — Perſönliches. — Verſteigerung. — Ausſtellungen. — Akademien und Vereine.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. März 1845.

Do you not see you move him? — Gently, gently! the fiend is rough, and will not be roughly used.

Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

Von W. v. Chézy.

(ſ. Nr. 19—25. — 38—41.)

III.

Weber zur Blume.

Merkwürdig, wie bald ſo ein Menſchenkind ſich abnützt! „Unſer Wirth zum Hoſenband," von den Kirchenleuten und Marktleuten des gemeinen Weſens gewöhnlich der Blumenwirth geheißen, iſt zwar immer noch ein rüſtiger Mann, der ſtattlich genug ausſieht, beſonders wenn er als Hauptmann der Bürgergarde vor ſeiner Schaar hinter dem klingenden Spiel einherzieht, aber ich wollte getroſt ein Viertel zweiundvierziger Barnhalter von Seiten des Blumenwebers demjenigen zuſagen, welcher von freien Stücken in ihm den kleinen Stannes * wieder erkennte; und doch iſt es eine Kleinigkeit von kaum vierzig Jahren her, eher minder wie mehr, ſeit der Stannes Kellerjunge und dann Kellner in der Fortuna zu Offenburg war. Es iſt vielleicht auch etwas länger her, wie juſt vierzig Jahre, ich will nicht drauf ſchwören. — Der Stannes war ein wohlgemachter Burſch, wenn ſchon nicht groß, doch ſtark von Knochen, breitſchultrig, ſchlank um den Leib, mit einem ſchier kindlich friſchen Angeſicht, aus dem ein paar Schelmenaugen blizten, deren gefährlicher Glanz der Länge mehr als eines Hanauer Doppelzopfes Eintrag hätte thun können. Dort drüben ſizt einer, der mit weitaufgeriſſenen Augen mich anſchaut, als wüßt' er nicht, was das heißen will. Vom Hanauer Ländel werdet ihr doch ſchon gehört haben? Die Grafſchaft Hanau iſt damit nicht gemeint, ſondern die hanfreiche Ebene zwiſchen Kehl und Ulm, und unter Ulm wiederum iſt nicht die Bundesfeſtung an der Donau verſtanden, ſondern das Dorf an der Acher. Das Ländchen gehörte einſt den Grafen von Hanau und führt davon noch den freilich nicht amtlichen Namen. Die Bewohner ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, und ihre friſchen handſamen Dirnen tragen als Abzeichen ſtolzen Magdthums gewaltige Doppelzöpfe, deren natürliche Dicke und Länge durch einen eingeflochtenen Stoff von der Farbe des Haares verdoppelt und verdreifacht wird. Ob dieſer Stoff wirklich eine Art Salband iſt, wüßt' ich nicht genau zu ſagen, da es für einen Städter ſchwer iſt, den beſagten Zöpfen zu nahen, weil diejenige Hanauerin, welche allenfalls mit ſich ſprechen ließe, gewöhnlich keine mehr tragen darf.

* Stanislaus.

Mein guter Stannes alſo mit dem rothen und weißen Geſicht ſtand eines Mittags mit der Serviette unter dem Arm und einigen Tellern in den Händen unterwegs von der Küche zur Gaſtſtube verwundert ſtill, um unter der Einfahrt einem für ihn ſeltſamen Schauſpiel zuzuſehen. Inmitten des Thorweges ſtand eine Bank, auf der Bank lag langausgeſtreckt „eine Pelzkappe," nämlich einer mit einer Pelzkappe, ein Hanauer, gehalten an Kopf und Füßen von zwei Kerls in weißen Röcken, eng anliegenden blauen Hoſen und Schnürſtiefeln, neben der Bank aber ſtand ein Unteroffizier mit ſteifgewichstem Schnauzbart und maß der ſchreienden Pelzkappe eben ſo bedachtſam wie nachhaltig einen Haſelſtock an.

„Was iſt los da?" fragte Stannes die bleich und verſtört dreinſchauenden Hausgenoſſen. „Bſt!" machte Woldele, der ſtramme Hausknecht, und deutete mit pfiffigem Augenwink auf einen Offizier, der mit untergeſchlagenen Armen von der Schwelle der Gaſtſtube aus zuſah, wie ausgeführt wurde, was er zweifelsohne angeordnet hatte. „Ei ſo ſoll dich . . .!" rief Stannes, unbeirrt von des Hausknechts abwehrender Geberde; „der Burſch auf der Bank iſt ja der Hanf-Michel von Bodersweiher. Woher haben die Kaiſerlichen das Recht, einen freien Bürger zu ſchlagen?" — „Kellner!" ſchrie der Offizier mit einer ächten Kommandoſtimme, und ſagte dann zu dem näher tretenden Stannes in ſeinem ungariſchen Deutſch: „Geh hinein, Hanswurſt; hat es noch mehr Fünf-und-zwanzig, Unteroffizier;" wobei der Magyar ſo gefährliche Augen machte, daß der Kellner ſich bewogen fand, die Warnung zu befolgen, welche um ihres Tones willen halb ſcherzhaft und halb gutmüthig zu klingen ſchien. Aber trotz der gefährlichen Augen des Hauptmanns Jſtok konnte der junge Menſch es nicht über ſich gewinnen, ganz zu verhehlen, wie wenig er den Auftritt zu verwinden verſtand, und von den zwanzig bis dreißig Offizieren an der Tafel wurde während der Mahlzeit keiner ſo ſchlecht bedient, als juſt der Herr Hauptmann, der jeden Schoppen wenigſtens zweimal begehren mußte, was keinen geringen Aufwand von Athem erheiſchte, da er der Schoppen viele trank, und auch ohne Gift und Galle, welche Stannes in ihm erregte, ſeinen richtigen Rauſch bekommen hätte. Die Ortenauer Weine, ſchwerfälliger Erdgeiſter voll, ſind ohnehin am allerwenigſten denen zu empfehlen, welche, nach dem Sprüchwort, „böſen Wein trinken," wie unſer Ungar, der nach aufgehobener Tafel ganz allein noch ſitzen blieb, offenbar in der heimtückiſchen Abſicht, mit dem Kellner Händel anzufangen.

Stannes nahm ſich in Obacht, dem „Wuſtel" zu nahe zu kommen, der mit halb eingekniffenen Augen wie eine lauernde Katze daſaß, und brauchte unter andern die Vorſicht, ihm das Verlangte ſtets von jenſeits des Tiſches hinzuſchieben. „Hanswurſt," lallte endlich Jſtok, „ſbey Kabi!" — „Was befehlen der Herr Hauptmann?" fragte Stannes. — „Baſſam Teremtete! ſbey Kabi." — „Was iſt das, Herr Hauptmann?" — Zwei Finger in die Höhe ſtreckend, rief Jſtok: „Eins und eins iſt ſbey, ich und du ſind ſbey, dummes Bub!"

(Fortſetzung folgt.)

Umriſs und Relief der Feſtländer.

(Fortſetzung.)

Die Veränderungen des gegenſeitigen Höhenverhältniſſes der flüſſigen und ſtarren Theile der Erdoberfläche (Veränderungen, welche zugleich die Umriſſe der Continente beſtimmen, mehr niedriges Land trocken legen oder daſſelbe überfluthen) ſind mannigfaltigen, ungleichzeitig wirkenden Urſachen zuzuſchreiben. Die mächtigſten ſind ohnſtreitig geweſen: die Kraft der elaſtiſchen Dämpfe, welche das Innere der Erde einſchließt; die Temperaturveränderung mächtiger Gebirgsſchichten, von der ihr Volum abhängt und die eine Faltung (Runzelung) der ſtarren Oberfläche bewirkt; örtliche Modifikationen der Anziehungskraft und durch dieſelben hervorgebrachte veränderte Krümmung einer Portion des flüſſigen Elements. Daß die Hebung der Continente eine wirkliche Hebung, nicht bloß eine ſcheinbare, der Geſtalt der Oberfläche des Meeres zugehörige ſey, ſcheint, nach einer jezt allgemein verbreiteten Anſicht der Geognoſten, aus der langen Beobachtung zuſammenhängender Thatſachen, wie aus der Analogie wichtiger vulkaniſcher Erſcheinungen zu folgen. Das Verdienſt dieſer Anſicht gehört Leopold von Buch, der ſie in ſeiner denkwürdigen, in den Jahren 1806 und 1807 vollbrachten Reiſe durch Norwegen und Schweden ausſprach, wodurch ſie zuerſt in die Wiſſenſchaft eingeführt ward. Während die ganze ſchwediſche und finnländiſche Küſte von der Grenze des nördlichen Schonens (Sölvitsborg) über Gefle bis Torneo und von Torneo bis Abo ſich hebt (in einem Jahrhundert bis vier Fuß), ſinkt nach Nilſon das ſüdliche Schweden. Das Maximum der hebenden Kraft ſcheint im nördlichen Lappland zu liegen. Die Hebung nimmt gegen Süden bis Calmar und Sölvitsborg allmählig ab. Linien des alten Meeresniveau's aus vorhiſtoriſchen Zeiten ſind in ganz Norwegen vom Cap Lindesnäs bis zum äußerſten Nordcap durch Muſchelbänke des jetzigen Meeres bezeichnet, und neuerlichſt von Bravais während des langen winterlichen Aufenthalts in Boſekop auf das genaueſte gemeſſen worden. Sie liegen bis 600

Fuß hoch über dem jetzigen mittleren Meeresstande und erscheinen nach Keilhau und Eugen Robert auch dem Nordcap gegenüber (in NNW) an den Küsten von Spitzbergen. Leopold von Buch, der am frühesten auf die hohe Muschelbank bei Tromsoe (Breite 69° 40') aufmerksam gemacht, hat aber schon entwickelt, daß die älteren Hebungen am nordischen Meere zu einer andern Classe von Erscheinungen gehören als das sanfte (nicht plötzliche oder ruckweise) Aufsteigen des schwedischen Littorals im bothnischen Meerbusen. Die leztere, durch sichere historische Zeugnisse wohl bewährte Erscheinung, darf ebenfalls nicht mit der Niveauveränderung des Bodens bei Erdbeben (wie an den Küsten von Chili und Cutsch) verwechselt werden. Sie hat ganz neuerlichst zu ähnlichen Beobachtungen in andern Ländern Veranlassung gegeben. Dem Aufsteigen entspricht bisweilen als Folge der Faltung der Erdschichten ein bemerkbares Sinken; so in West-Grönland (nach Pingel und Graah), in Dalmatien und in Schonen.

Wenn man es für überaus wahrscheinlich hält, daß im Jugendalter unseres Planeten die oscillirenden Bewegungen des Bodens, die Hebung und Senkung der Oberfläche intensiver als jezt waren, so darf man weniger erstaunt seyn, im Innern der Continente selbst noch einzelne Theile der Erdoberfläche zu finden, welche tiefer als der dermalige, überall gleiche Meeresspiegel liegen. Beispiele dieser Art bieten dar die vom General Andreossy beschriebenen Natron-Seen, die kleinen bitteren Seen in der Landenge von Suez, das caspische Meer, der See Tiberias und vor allen das todte Meer. Das Niveau der Wasser in den beiden lezten Seen ist 625 und 1230 Fuß niedriger als der Wasserspiegel des mittelländischen Meeres. — Wenn man das Schuttland, welches die Steinschichten in so vielen ebenen Gegenden der Erde bedeckt, plötzlich wegnehmen könnte, so würde sich offenbaren, wie viele Theile der felsigen Erdoberfläche auch dermalen tiefer liegen als der jetzige Meeresspiegel. Das periodische, wenn gleich unregelmäßige wechselnde Steigen und Fallen der Wasser des caspischen Meeres, wovon ich selbst in dem nördlichen Theile dieses Beckens deutliche Spuren gesehen, scheint zu beweisen, wie die Beobachtungen von Darwin in den Coralleumeeren, daß, ohne eigentliches Erdbeben, der Erdboden noch jezt derselben sanften und fortschreitenden Oscillationen fähig ist, welche in der Urzeit, als die Dicke der schon erhärteten Erdrinde geringer war, gewiß sehr allgemein gewesen sind.

Die Erscheinungen, auf welche wir hier die Aufmerksamkeit heften, mahnen an die Unbeständigkeit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, an die Veränderungen, denen nach langen Zeitintervallen der Umriß und die Gestaltung der Continente sehr wahrscheinlich unterworfen sind. Was für die nächsten Menschenalter kaum bemerkbar ist, häuft sich in Perioden an, von deren Länge uns die Bewegung ferner Himmelskörper das Maaß gibt. Seit 8000 Jahren ist vielleicht das östliche Ufer der skandinavischen Halbinsel um 320 Fuß gestiegen; in 12000 Jahren werden, wenn die Bewegung gleichmäßig ist, Theile des Meerbodens, welche dem Ufer der Halbinsel nahe liegen und heute noch mit einer Wasserschicht von beinahe 50 Brassen Dicke bedeckt sind, an die Oberfläche kommen und anfangen trocken zu liegen. Was ist aber die Kürze dieser Zeiten gegen die Länge der geognostischen Perioden, welche die Schichtenfolge der Formationen und die Schaaren untergegangener, ganz verschiedenartiger Organismen uns offenbaren! — Wie wir hier nur das Phänomen der Hebung betrachten, so können wir, auf die Analogien beobachteter Thatsachen gestüzt, in gleichem Maaße auch die Möglichkeit des Sinkens, der Depression ganzer Landstriche annehmen. Die mittlere Höhe des nicht gebirgigen Theils von Frankreich beträgt noch nicht volle 480 Fuß. Mit älteren geognostischen Perioden verglichen, in denen größere Veränderungen im Innern des Erdkörpers vorgingen, gehört also eben nicht eine sehr lange Zeit dazu, um sich beträchtliche Theile vom nordwestlichen Europa bleibend überschwemmt, in ihren Littoral-Umrissen wesentlich anders gestaltet zu denken, als sie dermalen sind.

Sinken und Steigen des Festen oder des Flüssigen — in ihrem einseitigen Wirken so entgegengesezt, daß das Steigen des einen das Sinken des andern hervorruft — sind die Ursach aller Gestaltveränderungen der Continente. In einem allgemeinen Naturgemälde, bei einer freien, nicht einseitigen Begründung der Erscheinungen in der Natur muß daher wenigstens auch der Möglichkeit einer Wasserverminderung, eines wirklichen Sinkens des Meeresspiegels Erwähnung geschehen. Daß bei der ehemaligen erhöhten Temperatur der Erdoberfläche, bei der größeren, wasserverschluckenden Zerklüftung derselben, bei einer ganz andern Beschaffenheit der Atmosphäre einst große Veränderungen im Niveau der Meere stattgefunden haben, welche von der Zu- oder Abnahme des tropfbar Flüssigen auf der Erde abhingen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Literatur. — Carneval. — Theater.

So eben ist ein interessantes gelehrtes Werk hier erschienen, die „Statuta universitatis Pragensis," welche Professor

Anton Dittrich und der Universitätsbibliothekar Dr. A. Spirk nach einer Handschrift aus der Prager Universitätsbibliothek zum Besten der Krombholz'schen Krankenbettstiftung für dürftige Studirende herausgegeben haben. Dieses Manuscript ist eine der ältesten Urkunden über die ursprüngliche Verfassung der Prager Hochschule, über den Wirkungskreis ihres Rektors und die damalige Geschäftsführung, und enthält nebst den eigentlichen Statuten, Verordnungen und gerichtlichen Entscheidungen, noch mannigfaltige andere historische und politische Notizen vom vierzehnten bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, die von allgemeinem Interesse sind. — Von dem Dichter der „Premisliden," J. J. Wocel, sind so eben: „Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde" mit acht lithographirten Tafeln von Hellich erschienen. Dieses wahrhaft vaterländische Werk — geschrieben nicht in der stolzen Zuversicht, den Gegenstand bereits zu erschöpfen, sondern vielmehr um den Sinn für die Erforschung des Alterthums zu wecken und Mehrere für einen Zweck zu gewinnen, welchen ein Einziger nie vollkommen zu erreichen im Stande ist – hat zwei Abtheilungen: die heidnische Zeit, und das christliche Mittelalter. Die erstere liefert wenig schriftliche Denkmäler und ist meist nur aus Erdwällen, Opferplätzen, Grabstätten, Götzenbildern, Waffen, Schmuck und Gefäßen zu erkennen. Wocel zählt Alles auf, von den ersten steinernen Waffen und Werkzeugen bis zu dem zierlichen Geschmeide und den capriciös gestalteten Gefäßen späterer Jahrhunderte, und berichtet über die Fundorte derselben. In dem Kapitel von den Heidengräbern gibt er noch insbesondere die Art und Weise an, wie man bei der Untersuchung solcher Grabstätten verfahren soll, um die darin enthaltenen Gegenstände so wenig als möglich zu beschädigen. Das böhmische Mittelalter liefert manche literarische Monumente, welche der Verfasser sorgfältig bezeichnet, dann geht er zur Baukunst, Sculptur, Costüm und dem Ritterwesen über, welchen Gegenstand er mit besonderer Vorliebe behandelt zu haben scheint und in großer Vollständigkeit darstellt.

Obgleich der Carneval heuer nur bis zum 4ten Februar dauerte, blieben die Prager doch ihrem Gebrauche treu, die Bälle der ersten Wochen nicht zu besuchen. Die erste Militärreunion wie der Künstlerball waren nicht sehr besucht, doch lebendig und elegant. Von den Bällen und Reunionen der Juristen, Mediziner, Polytechniker und Beamten brachten bloß die ersteren in der dritten Woche des Carnevals eine Tanzunterhaltung zu Stande, die ebenfalls nicht stark besucht war, weil, wie man sagt, die Ausschüsse gar zu wählig bei der Vertheilung der Karten zu Werke gingen. Da es seit einer Reihe von Jahren den Studirenden verboten ist, Bälle zu veranstalten, so kommt der Name der Ballgeber nicht auf der Karte vor, doch weiß die ganze Welt, wer dieselben sind, und jene strenge Wahl macht den jungen Leuten zahlreiche Feinde. — Der Carneval für die höchsten Lebenskreise begann eigentlich mit der vierten Woche, und da jagte natürlich ein Ballfest das andere, so daß mancher Tag deren zwei (eine Matinée und Soirédansante) brachte. Der Plan zu dem einzigen Societätsballe, der im Saale der Sophieninsel abgehalten wurde, war heuer erweitert worden und man nahm es mit dem Range und Stande der Theilnehmer nicht so genau, wodurch die Gesellschaft etwas zahlreicher geworden ist. Erzherzog Stephan gab drei Bälle (den letzten noch am Faschingsdienstage), und in rascher Folge drängten sich die Bälle der Fürsten Colloredo, Auersperg, der Grafen Czernin, Nostitz, Buquoi u. m. a. Der Bürgerwelt eröffneten sich in den letzten Tagen noch zwei Bälle, der böhmische und der Rans'sche Kinderball, und die Redoute, welche ziemlich zahlreich besucht, aber so traurig wie gewöhnlich war. Die beiden Erzherzoge erschienen überall und entzückten durch die angeborene österreichische Huld und Leutseligkeit. Wenn in Wien der Kaiser eine öffentliche Unterhaltung besucht, kommt er nicht im Glanz der Etikette, sondern freundlich wie ein Vater unter seine Kinder, und in diesen Ton stimmen alle Sprossen des Stammes Habsburg ein.

Unser trefflicher Bildhauer Max in Rom hat die lebensgroße Büste des Professor Krombholz aus weißem kararischem Marmor, welche Dr. Hochberger aus Karlsbad bei ihm bestellte, vollendet, und selbe soll sich schon auf dem Wege nach Prag befinden, wohin auch die Büste der Prinzessin von Schwarzenberg bald abgehen wird. Die große Gruppe der böhmischen Schutzpatrone Cyrill und Methud soll im Herbste fertig werden, worauf der Künstler eine Reise nach Frankreich, Spanien und England machen will. — Der Herausgeber des Jahrbuchs „Libussa" hat von der Herzogin Maria Louise von Parma die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, und eine ähnliche Auszeichnung von dem König von Dänemark und Großherzog von Sachsen-Weimar erhalten. — Direktor Kittl hat dem König von Preußen eine Symphonie dedicirt und die große goldene Huldigungsmedaille erhalten.

Auf unserer Bühne sahen wir in der letzten Zeit ziemlich viel Neues. „Die Handwerker, oder die Söhne." Schauspiel in vier Akten von W. Friedrich. Wenn das Ernst ist, so muß W. Friedrich die Komödienmacherei wenigstens sechs Jahre in Paris studirt haben; denn ein Böswicht, der seine hochschwangere Schwägerin in's Getümmel der Schlacht führt, damit sie zu Grunde gehe und — er erbe; ein paar Frauen, die in Einem Bette niederkommen und sterben, damit man die zwei Kinder nicht unterscheiden könne; ein Chirurg, der jedem der beiden Knaben einen Kreuzschnitt in's Handgelenk, dem einen in das rechte, dem andern in das linke macht, um sie zu erkennen, und ein Dokument darüber aufsetzt, dann aber hingeht und sich erschießen läßt, damit ihm der Böswicht das Dokument wegnehmen kann, der dasselbe wieder, in unbegreiflicher Dummheit, in einem Schmuckkästchen aufbewahrt, damit die Wahrheit zum Schlusse an's Tageslicht kommen kann; ein Spitzbube, der Helfershelfer des Böswichts, der ihm das besagte Schmuckkästchen stiehlt u. s. w., sind lauter so ächt französische Dramenelemente, daß man dem Deutschen, der sie in dieser reizenden Confusion zusammengestellt und auf frappant unwahrscheinliche Weise entwickelt hat, die gerechte Bewunderung nicht versagen kann. Wenn Sie mich vielleicht beschuldigen, daß ich von der Haupthandlung und zumal den Protagonisten des Stücks fast nichts gesagt habe, so mögen Sie mir auf's Wort glauben, daß die Haupthandlung und die Titelhelden das Unbedeutendste an der Sache sind. Das Stück hat derbe Knalleffekte und gefiel einem Sonntagspublikum, ist aber seitdem nicht wiederholt worden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 7.

Sonnabend, 1. März 1845.

[35] In neuer Auflage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien ferner bei mir:

Gedichte. 8. 1835. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.
Neue Gedichte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.
Venezianische Nächte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[40] Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Percy Bysshe Shelley's

poetische Werke

in Einem Bande.

Aus dem Englischen übertragen

von

Julius Seybt.

Mit Shelley's Bildniß.

Inhalt:

Shelley's Leben. — Königin Mab. Anmerkungen zur Königin Mab. — Alastor, oder der Geist der Einsamkeit. — Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Akten. — Die Cenci. Trauerspiel in fünf Akten. Geschichte des Todes der Familie Cenci. — Hellas, ein lyrisches Drama. — Oedipus Tyrannus, oder Dickfuß der Tyrann. Eine Tragödie in zwei Akten. — Rosalinde und Helene, eine moderne Ekloge. — Julian und Maddalo. Ein Gespräch. — Die Empörung des Islam. Ein Gedicht in 12 Gesängen. — Kleinere Gedichte: Jugendgedichte und Gedichte aus den Jahren 1816—1822.

Preis: cartonnirt mit Titel 2⅔ Thlr.,
in englischem Halbfranzband 3 Thlr.

---

[43] In Unterzeichnetem erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

In Sachen der Kirche.

Neujahrsbetrachtungen

von

Wolfgang Menzel.

gr. 8. broch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die außerordentliche Nachfrage nach dieser im Menzel'schen Literaturblatt erschienenen Abhandlung war die Veranlassung zum besonderen Abdruck derselben. Gewiß ist nicht zu läugnen, daß mit dieser Schrift ein schöner Beitrag zur Verständigung in Sachen der Kirche und zu gegenseitiger Anerkennung beider Konfessionen gegeben ist.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[44] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

sogenannten Pastoralbriefe des Apostel Paulus

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ferdinand Christian Baur,

ord. Prof. der Theologie an der Universität Tübingen.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser hat die bekannte Schleiermacher'sche Kritik des ersten Briefs an Thimotheus wieder aufgenommen, und auf die beiden andern Pastoralbriefe ausgedehnt, zugleich aber sich die Hauptaufgabe gesetzt, die die Briefe betreffende kritische Frage auf dem, bisher von den Gegnern und Vertheidigern gleich wenig beachteten Wege der historischen, auf bestimmte Thatsachen sich stützenden, Kritik ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Biographischer und juristischer

Nachlaß

von

Dr. Karl Salomo Zachariä von Lingenthal.

Herausgegeben

von dessen Sohne

Dr. K. E. Zachariä von Lingenthal.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt: Erste Abtheilung. **Biographisches.** I. Autobiographie vom Jahre 1825. II. Nachtrag von dem Herausgeber. 1) Ein Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen. 2) Ein von demselben verfaßter Dialog über die Phrenologie. — Zweite Abtheilung. **Juristisches.** I. Ueber das Staats- Kirchenrecht der Staaten des rheinischen Bundes. II. Ueber den Begriff des öffentlichen Rechts und den des Privatrechts. III. Von dem Verpflichtungsgrunde der Rechtsgewohnheiten. IV. Das deutsche Recht, eine Quelle des gemeinen katholischen Kirchenrechts. V. Das Recht der katholischen Kirche ist auch in dem Sinne ein deutsches Recht, daß es auf den sittlichen Zustand der Völker deutschen Ursprungs im Mittelalter besonders berechnet war. VI. War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiftern unterworfen? VII. Noch ein Beitrag zu der Lehre von den nicht standesmäßigen Ehen des hohen deutschen Adels. VIII. Einige Bemerkungen, welche die Stiftung eines Familienfideikommisses betreffen. IX. Ueber die

Lehnsfolge in die Fuldaischen Lehne. X. Ueber die Frage: Kann der Verleger einer Druckschrift sein Verlagsrecht ohne Zustimmung des Verfassers veräußern? XI. Ueber das Recht des Staates, Handlungen, die bloß unsittlich sind, zu bestrafen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche vor dem Höchſten und Tiefſten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernſt, Humor und Phantaſie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbſt manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbſt den Reiz dieser Dichtungen, da ſie mit großer Klarheit, innigſter Zartheit und Weichheit und dem schönſten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfaſſender, edler Sinn, der ſich ſchon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt ſich auch in umfangreicheren Compoſitionen hiſtoriſcher Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muſe der Dichterin, den Kreis des Lyriſchen durchbrechend, nach epiſcher Geſtaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit ſtrebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch und Wegweiſer

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Mit einem ſtatiſtiſchen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Dieſes Buch gibt den Auswanderern die ausführlichſte Belehrung über alle jene Dinge und Verhältniſſe von Amerika, welche ſie vor Allem zu wiſſen nöthig haben, und wird ſie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluſte aus Unkenntniß der Geſetze, Sitten und Gebräuche ſicher ſtellen, welchen unſere Landsleute in jenem Welttheile ſo vielfach ausgeſetzt ſind.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Landwirthſchaftliche Schriften

von

J. G. Elsner,

welche, im Verlag der Unterzeichneten erſchienen, durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite ſtark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe neue Auflage iſt mit einer Menge von Zuſätzen, neuer Erfahrungen, die Herr Elsner ſeit der Erſcheinung der erſten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch

für den

kleinen Gutsbeſitzer und Landmann.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutſche

Landwirthſchaft

nach ihrem jetzigen Zuſtande dargeſtellt.

2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieſes Werk iſt die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundſchaftlicher Mittheilungen der erſten Landwirthe unſerer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik

der

Landwirthſchaft.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie ſoll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung ſeiner Produkte ſpeculiren?

Auf Erfahrung begründete

Rathſchläge und Lehren

für

den Landwirth.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieſer Schrift legt der Verfaſſer ſeinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthſchaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja ſelbſt auch für den Kaufmann ſeyn muß, welcher in ländlichen Erzeugniſſen Geſchäfte macht, iſt leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath

beim

An- und Verkauf von Landgütern.

8. in Umſchlag broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft ſchon großes Unheil geſtiftet und den

Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die

Bildung des Landwirthes in der weitesten Bedeutung.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man seither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das

goldene Vließ

oder

die Erzeugung und der Verbrauch der Merinowolle,

in

ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Das Edelschaf

in allen seinen Beziehungen.

Als Schlußstein dessen, was der Verfasser bereits über veredelte Schafzucht geschrieben.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: I. **Das Edelschaf.** II. **Die Wolle.** A. Ihr Wesen und ihre Beschaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und schlaffe. 4) Gekräuselte und schlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanz-Wolle. 8) Kurze und lange Wolle. 9) Stumpfe und spitzgestapelte. 10) Gesunde und kranke. 11) Weiße und schwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgestaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäsche. 1) Blanke und weiße Wäsche. 2) Nicht zu starke und nicht zu schwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. III. **Die Erzeugung der edlen Wolle.** A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. IV. **Züchtung edler Schafe.** A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Classification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. V. **Erhaltung des Edelschafs auf seinem Standpunkte.** A. Consequenz. B. Consolidirung. C. Constanz. VI. **Die Uebersiedlung des Edelschafs.** A. Von den Vorsichtsmaaßregeln, die dabei zu nehmen sind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhaftesten das Edelste. 2) Man hüte sich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverlässige Leute. 4) Nicht zu große Heerde zum Uebersiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Uebersiedelung des Edelschafs in seiner Wolle hervorbringt. C. Geschichtlicher Gang der Uebersiedelung des Edelschafs. VII. **Von der Degeneration des Edelschafes.** A. Die wahre Degeneration. 1) Saumseligkeit oder angewandte unrichtige Grundsätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man sich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. VIII. **Einfluß des Edelschafes auf Agricultur und Bevölkerung.** A. Sein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, in der sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Besonders dürfte derselbe seiner Fassung, des Preises und Formates wegen für den Unterricht der Schäfer empfohlen werden, von denen keiner dieses Büchlein in seiner Tasche entbehren sollte, wie der nachfolgende Inhalt beweisen mag:

Inhalt: I. Die Vorbereitung des Schäfers zu seinem Beruf. II. Berufstreue und Stellung eines Schafmeisters. III. Die Einrichtung im Schafstalle. IV. Die Fütterung und Verpflegung der Schafe. a) Die Verpflegung im Sommer. Art und Benützung der Hutweiden. Die Abrichtung des Hundes. Fernere Regeln für den Weidegang. Von der Sommerstallfütterung. Vom Hürden im Freien. Hülfsmittel bei plötzlichen Krankheitsfällen. b) Die Verpflegung der Schafe im Winter. Ordnung im Schafstalle. Ordnung beim Füttern. Verschiedene Futterarten. Das Tränken der Schafe. Das Salzgeleck. V. Vom Bocken (Stähren) der Schafe und von der Lammung. Vom Bocken. Vom Lammen. VI. Von der Erkennung der Schafe. Nach ihrem Aussehen. Nach ihrem Alter. VII. Von den Krankheiten der Schafe. 1) Die Drehkrankheit. 2) Die Traber- oder Gnubberkrankheit und das Kreuzdrehen. 3) Die Raude oder Krätze. 4) Die Klauenseuche oder Krümpe. 5) Der Blutschlag oder das laufende Feuer, auch Staupe genannt. 6) Die Pocken oder Blattern. 7) Die Lämmerlähme. 8) Die Ruhr. 9) Der Husten und die Kacherie. 10) Die Egelkrankheit und die Fäule. VIII. Von der Aufbewahrung des Futters. 1) Das Heu. 2) Das Stroh und die Spreu. 3) Die Wurzelgewächse. IX. Von der Wollkenntniß. X. Von der Schwemme und Schur der Schafe. 1) Die Schwemme oder die Wäsche. 2) Die Schur. XI. Vom Vertrage (Contracte) des Schäfers. XII. Einige Anweisungen auf besondere Fälle. 1) Bescheidenes, höfliches Betragen. 2) Benehmen bei vorkommenden plötzlichen Verlusten in der Heerde. 3) Verhalten bei eintretender Futternoth. 4) Der Schäfer soll ohne Erlaubniß keinen Fremden in den Schafstall lassen. 5) Wie er ein Schaf greifen und Wollmuster nehmen kann. 6) Er soll weder Schweine, Hühner, noch anderes Vieh im Schafstalle haben. 7) Wie er sich zu benehmen hat, wenn er Schafe von der Ferne her holen muß. 8) Was er thun soll, wenn den Schafen augenscheinliche Gefahr droht. 9) Erlernung und Anwendung des in diesem Buche Abgehandelten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

F. M. Klinger's ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klinger's und dessen Bildniss in Stahlstich.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für alle 12 Bände 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klinger's.

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Literaturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode," welche ihren Namen selbst von einem Drama Klinger's: Sturm und Drang, erhielt, — der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's * — wurde nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren, und starb ein Jahr vor ihm als pensionirter Generallieutenant in Petersburg — Klinger war ein Mann von „stolzer Unabhängigkeit," von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gährenden, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fiktionen und Betrachtungen niederlegte; der die Glut der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des klarsten, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes mit gleicher Meisterschaft darstellte, der auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens sich so gut verstand wie auf die Resignation des Nichts bewundernden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, und der das letztere nur darum war oder schien, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte; ein philosophischer Dichter, der mit den großen Problemen der Zeit, welche Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso rastlos rang, und von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fortschritt, — ein Prosaiker, dessen Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten sich an die Seite stellt und die edelste Männlichkeit athmet, — er ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner literarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterem Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbstständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannigfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt, und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut, auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlicheren, milderen Vertretern der deutschen Literatur gern erblicken, und in dem, was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

* Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bändchen, Bd. XXVI, S. 234.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. März 1845.

— Dictis dabit ipsa fidem res
Forsitan, et graviter terrarum motibus orbis
Omnia conquassari in parvo tempore cernes;
Quod procul a nobis flectat fortuna gubernans,
Et ratio potius quam res persuadeat ipsa.
Lucretius.

Umriſs und Relief der Feſtländer.

(Schluß.)

In dem dermaligen Zuſtande unſeres Planeten fehlt es aber bisher gänzlich an direkten Beweiſen für eine reelle, fortdauernde Ab- oder Zunahme des Meeres; es fehlt auch an Beweiſen für allmählige Veränderungen der mittleren Barometerhöhe im Niveau der Meere an denſelben Beobachtungspunkten. Nach Dauſſy's und Antonio Nobile's Erfahrungen würde Vermehrung der Barometerhöhe ohnedieß von ſelbſt eine Erniedrigung des Waſſerſpiegels hervorbringen. Da aber der mittlere Druck der Atmoſphäre am Niveau des Oceans aus meteorologiſchen Urſachen der Windesrichtung und Feuchtigkeit nicht unter allen Breiten derſelbe iſt, ſo würde das Barometer allein nicht einen ſicheren Zeugen der Niveauveränderung des Tropfbarflüſſigen abgeben. Die denkwürdige Erfahrung, nach der im Anfange dieſes Jahrhunderts einmal der Hafen von Marſeille viele Stunden lang ganz trocken lag, ſcheint zu beweiſen, daß permanent in ihrer Richtung und Stärke veränderte Meeresſtrömungen, ohne wirkliche Waſſerverminderung, ohne eine allgemeine Depreſſion des ganzen Oceans, ein örtliches Zurücktreten des Meeres und ein permanentes Trockenlegen von einem kleinen Theile des Littorals veranlaſſen können. Bei den Kenntniſſen, die wir neuerlichſt von dieſen verwickelten Erſcheinungen erlangt haben, muß man ſehr vorſichtig in ihrer Deutung ſeyn, da leicht einem der „alten Elemente," dem Waſſer, zugeſchrieben wird, was zwei andern, der Erde oder der Luft, angehört.

Wie die Geſtaltung der Continente, die wir bisher in ihrer horizontalen Ausdehnung geſchildert haben, durch äußere Gliederung, d. i. vielfach eingeſchnittene Küſtenumriſſe, einen wohlthätigen Einfluß auf das Klima, den Handel und die Fortſchritte der Geſittung ausübt, ſo gibt es auch eine Art der inneren Gliederung durch ſenkrechte Erhebung des Bodens (Bergzüge und Hochebenen), welche nicht minder wichtige Folgen hat. Alles, was auf der Oberfläche des Planeten, dem Wohnſitze des Menſchengeſchlechts, Abwechſelung der Formen und Vielgeſtaltung (Polymorphie) erzeugt (neben den Bergketten große Seen, Grasſteppen, ſelbſt Wüſten, von Waldgegenden küſtenartig umgeben), prägt dem Völkerleben einen eigenthümlichen Charakter ein. Schneebedeckte Hochmaſſen hindern den Verkehr; aber ein Gemiſch von niedrigeren abgeſonderten Gebirgsgliedern und Tiefländern, wie ſo glücklich ſie das weſtliche und ſüdliche Europa darbietet, vervielfältigt die meteorologiſchen Prozeſſe, wie die Produkte des Pflanzenreichs; es erzeugt auch, weil denn jedem Erdſtrich, ſelbſt unter denſelben

Breitegraden, andere Kulturen angehören, Bedürfniſſe, deren Befriedigung die Thätigkeit der Einwohner anregt. So haben die furchtbaren Umwälzungen, welche in Folge einer Wirkung des Inneren gegen das Aeußere durch plötzliches Aufrichten eines Theils der oryctirten Erdrinde das Emporſteigen mächtiger Gebirgsketten veranlaßten, dazu gedient, nach Wiederherſtellung der Ruhe, nach dem Wiedererwachen ſchlummernder Organismen den Feſten beider Erdhälften einen ſchönen Reichthum individueller Bildungen zu verleihen, ihnen wenigſtens dem größeren Theile nach die öde Einförmigkeit zu nehmen, welche verarmend auf die phyſiſchen und intellektuellen Kräfte der Menſchheit einwirkt.

Jedem Syſteme dieſer Bergketten iſt nach den großartigen Anſichten von Elie de Beaumont ein relatives Alter angewieſen, indem das Aufſteigen der Bergkette nothwendig zwiſchen die Ablagerungszeiten der aufgerichteten und der bis zum Fuß der Berge ſich horizontal erſtreckenden Schichten fallen muß. Die Faltungen der Erdrinde (Aufrichtungen der Schichten), welche von gleichem geognoſtiſchen Alter ſind, ſcheinen ſich dazu einer und derſelben Richtung anzuſchließen. Die Streichungslinie der aufgerichteten Schichten iſt nicht immer der Axe der Ketten parallel, ſondern durchſchneidet dieſelbe, ſo daß dann, meiner Anſicht nach, das Phänomen der Aufrichtung der Schichten, die man dann auch in der Ebene wiederholt findet, älter ſeyn muß als die Hebung der Kette. Die Hauptrichtung des ganzen Feſtlandes von Europa (Südweſt gen Nordoſt) iſt den großen Erdſpalten entgegengeſetzt, welche ſich (Nordweſt gen Südoſt) von den Mündungen des Rheins und der Elbe durch das adriatiſche und rothe Meer, wie durch das Bergſyſtem des Puſchti-Kuh in Luriſtan, nach dem perſiſchen Meerbuſen und dem indiſchen Ocean hinziehen. Ein ſolches faſt rechtwinkliches Durchkreuzen geodäſiſcher Linien hat einen mächtigen Einfluß ausgeübt auf die Handelsverhältniſſe von Europa mit Aſien und dem nordweſtlichen Afrika, wie auf den Gang der Civiliſation an den vormals glücklicheren Ufern des Mittelmeers.

Wenn mächtige und hohe Gebirgsketten als Zeugen großer Erdrevolutionen, als Grenzſcheiden der Klimate, als Waſſervertheiler oder als Träger einer andern Pflanzenwelt unſere Einbildungskraft beſchäftigen, ſo iſt es um ſo nothwendiger, durch eine richtige numeriſche Schätzung ihres Volums zu zeigen, wie gering im ganzen die Quantität der gehobenen Maſſe im Vergleich mit dem Areal ganzer Länder iſt. Die Maſſe der Pyrenäen z. B., einer Kette, von der die mittlere Höhe des Rückens und der Flächeninhalt der Baſis, welche ſie bedeckt, durch genaue Meſſungen bekannt ſind, würde, auf das Areal von Frankreich geſtreut, letzteres Land nur um 108 Fuß erhöhen. Die Maſſe der öſtlichen und weſtlichen Alpenkette würde in ähnlichem Sinne die Höhe des Flachlandes von Europa nur um 20 Fuß vermehren. Durch eine mühevolle Arbeit, die aber ihrer Natur nach nur eine obere Grenze, d. i. eine Zahl gibt, welche wohl kleiner, aber nicht größer ſeyn kann, habe ich gefunden, daß der Schwerpunkt des Volums der über dem jetzigen Meeresſpiegel gehobenen Länder in Europa und Nordamerika 630 und 702, in Aſien und Südamerika 1062 und 1080 Fuß hoch liegt. Dieſe Schätzungen bezeichnen die Niedrigkeit der nördlichen Regionen: die großen Steppen des Flachlandes von Sibirien werden durch die ungeheure Anſchwellung des aſiatiſchen Bodens zwiſchen den Breitengraden von $28^{0}\frac{1}{2}$ bis 40^{0}, zwiſchen dem Himalaya, dem nordtübetiſchen Kuen-lün und dem Himmelsgebirge, compenſirt. Man lieſt gewiſſermaßen in den gefundenen Zahlen, wo die plutoniſchen Mächte des innern Erdkörpers am ſtärkſten in der Hebung der Continentalmaſſen gewirkt haben.

Nichts kann uns Sicherheit geben, daß jene plutoniſchen Mächte im Lauf kommender Jahrhunderte den von Elie de Beaumont bisher aufgezählten Bergſyſtemen verſchiedenen Alters und verſchiedener Richtung nicht neue hinzufügen werden. Warum ſollte die Erdrinde ſchon die Eigenſchaft ſich zu falten verloren haben? Die faſt zuletzt hervorgetretenen Gebirgsſyſteme der Alpen und der Andeskette haben im Montblanc und Monte Roſa, im Sorata, Illimani und Chimborazo Coloſſe gehoben, welche eben nicht auf eine Abnahme in der Intenſität der unterirdiſchen Kräfte ſchließen laſſen. Alle geognoſtiſchen Phänomene deuten auf periodiſche Wechſel von Thätigkeit und Ruhe. Die Ruhe, die wir genießen, iſt nur eine ſcheinbare. Das Erbeben der Oberfläche unter allen Himmelsſtrichen, auf jeglicher Art des Geſteins, das aufſteigende Schweden, die Entſtehung neuer Ausbruch-Inſeln zeugen eben nicht für das ſtille Erdenleben.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Jezt verſtand der Kellner ganz wohl, was der andere begehrte, nämlich eine doppelte Gabe Kaffee, aber geärgert durch das Schimpfwort, verſezte er: „Nix verſteh! Reden Sie Deutſch oder Franzöſiſch, und es wär' beſſer, Sie hätten einen von den ſhey dummen Buben daheim gelaſſen.“ Aufbrüllend wie ein wilder Stier, der etwas Rothes erblickt, ſchnellte Jstok in die Höhe, ſprang nach ſeinem Degen, den er aus der Scheide riß, und verrannte mit einer, ſeinem Zuſtand kaum zuzutrauenden Behendigkeit dem jungen Menſchen dergeſtalt jeden

Ausweg, daß dieſer ſein bedrohtes Leben nicht anders mehr zu vertheidigen wußte, als durch einen Wurf mit der erſten beſten Flaſche, die ſo kräftig dem Verfolger an die Stirn fuhr, daß er lautlos zuſammenbrach, nachdem er noch einen Satz gemacht wie ein auf's Blatt geſchoſſener Rehbock. Der Wütherich lag ſinnlos am Boden, und Stannes hätt' ihm nur den Kopf abzuſäbeln brauchen, um die Aehnlichkeit mit dem Hergang zwiſchen dem rieſigen Philiſter und dem Hirtenknaben vom Gebirg Ephraim vollends durchzuführen; dem neuen David aber machte ſein Sieg mehr weh als wohl, und ſtatt die Ehrenbezeugungen abzuwarten, die ihm für ſeine Heldenthat allenfalls zu Theil hätten werden mögen, zog er es vor, ſich beſcheiden zurückzuziehen, vergleichbar dem als Stallbuben dienenden Königsſohn im Mährchen, der nach gewonnener Schlacht ſich ebenfalls zu verkrümeln pflegte.

Der Flüchtling entſchlüpfte durch die Hinterthür der Gaſtſtube, als juſt von der Einfahrt her Leute eintraten, welche der Lärm herbeigelockt, und deren erſtes Geſchäft nun war, dem Niedergeſchmetterten hülfreich beizuſpringen, während Stannes in den Gaſtſtall ſtürmte, woſelbſt er zu ſeinem Glück den ehrlichen Woldele traf. „Um aller Heiligen willen, was iſt dir?" fragte der Hausknecht, betroffen von dem Ausſehen des Kellners, und da er nun vernahm, dieſer habe einen kaiſerlichen Hauptmann „todtgeſchmiſſen," erſchrack er ſelber ſo ſehr, daß er gewiß in demſelben Augenblick keinen Tropfen Blut gegeben hätte. „Verrath' mich nicht!" flehte Stannes. Woldele holte aus, um ihm eine Ohrfeige zu verabreichen, beſann ſich indeſſen noch zu rechter Zeit, wie natürlich dieſe Worte hier waren, ohne daß ſie eben von Mißtrauen zeugen mußten, und verſetzte barſch: „Du mußt auch ſchon viele Verräther geſehen haben, daß du ſo gut weißt, wie ſie ausſchauen. Mach' dich die Leiter hinauf, ſchlüpf' durch das Loch rechts in der Ecke unter die Sparren und liege ſtill, bis ich zu Nacht komme." — Bevor Woldele nur ausgeredet, war der Stannes ſchon oben, und verlor keine Zeit mit müßigen Erörterungen, denn auf dem Hofe wurden fluchende Stimmen laut, und bald ertönte im Stall die Frage nach dem Flüchtling, welche der Hausknecht, eifrig ſeinen Beſen handhabend, Anfangs gar nicht verſtehen wollte. „Wu is Kellner, maledammtes?" fragte der Unteroffizier. — „Im Stall iſt kein Kellner," entgegnete der Hausknecht; „wenn ihr trinken wollt, ſo geht in die Zechſtube." — „Will ich nicht ſaufen, will ich Kellner. Kellner muß es zu Proſoß und ad patibulum," rief der Ungar, und ſein lateiniſcher Brocken ging nicht verloren, obſchon Woldele nicht einmal leſen und ſchreiben, viel weniger Lateiniſch gelernt hatte. Er konnte ſich's an den Fingern abzählen, daß der Geſuchte nicht zum Eſſen beim Erzherzog Karl eingeladen war.

Wie angenehm die Lage des Kellners war, läßt ſich denken, und ich rede hier mit Uebergehung der Gemüthsbewegungen bloß von der Lage ſeines Leichnams in dem ſchmalen Dreieck zwiſchen Tragbalken, Sparren, Latten, Ziegeln und Planken, beſonders während der unendlich langen Minuten, in welchen die Soldaten den Heuſpeicher durchſtöberten. Zu Nacht brachte der getreue Woldele einige Erleichterung, indem er den Schlupfwinkel mit Heu und wollenen Pferdedecken auspolſterte, jedoch ſeinem Schützling nicht erlauben mochte, den Verſteck auch nur während der Nacht mit dem bequemeren Raum des Speichers zu vertauſchen, weil in der bewegten kriegeriſchen Zeit die Nacht ſo wenig Ruhe gönnte, wie der Tag, und jegliche Stunde, ob hell oder dunkel, etwas Neues bringen konnte. „Der ungariſche Ochs iſt nicht todt, ſondern wieder wohlauf," berichtete Woldele; „aber wenn es nicht von wegen des Gewiſſens und der Ruhe im Sterbeſtündlein wäre, ſo möcht' ich dir ſchon wünſchen, er wär' ganz hin geworden. Er ſchwört Stein und Bein, daß du noch im Hauſe ſeyſt, und wenn ſie dich erwiſchen, armer Tropf, ſo wirſt du bald merken, für wen die Spitzruthen jezt ſchon im Waſſerkübel liegen. Darum halte dich fein ſtill und ruhig, und denke für jezt nicht an's Durchbrennen, denn das Haus iſt von allen Seiten mit Schildwachen umſtellt, und die Kerle halten die Ohren ſteif, weil der Wuſtel demjenigen zehn Dukaten verheißt, welcher dich todt oder lebendig liefert."

Das Leben des armſeligſten Bettlers iſt noch ein üppiges, ſchwelgeriſches gegen die erbärmliche Lage des Kellners im Verſteck, die kein Ende nehmen zu wollen ſchien, denn als nach vier Tagen Jſtok mit ſeinen Leuten weiter ziehen mußte, rückten andere an ſeine Stelle, die nicht minder ſcharfe Wache hielten, und ſich's, wie ſie ſagten, zur Pflicht machten, ein abſchreckendes Beiſpiel aufzuſtellen. Vor ihren greulichen Reden ſank dem aufmerkſamen Woldele das Herz tief unter den Gürtel, und da vollends Anſtalten zu einer erneuten Durchſuchung aller Räume getroffen wurden, und er ſehen mußte, wie im Vorderhaus die Spürer auch die Dachverſchläge nicht übergingen, ſo konnte er dem Stannes nicht widerſprechen, als dieſer ſagte: „Jch halt's nicht länger aus, ich muß fort. Lieber ſterben, als noch einen Tag ſo gottsjämmerlich zubringen. Jch ſetze mein Leben an meine Freiheit, und du kannſt dich darauf verlaſſen, daß ſie mich nicht lebendig bekommen." — „Du redeſt wie ein braver Kerl," entgegnete der Hausknecht, „und ich habe mir ſchon etwas ausgedacht, um dich wohlbehalten aus dem Haus und aus Offenburg hinauszubringen, wo doch nimmer deines Bleibens ſeyn kann."

Der Hanſmichel von Bodersweier lag noch krank in der Fortuna. Kaiſerlich königliche Fünf-und-zwanzig,

auch „Schmerzen" geheißen, ſind überhaupt ſchon nicht Jedermanns Sache, und die Leute am Rhein mögen dergleichen nicht nur körperlich nicht vertragen, ſondern verſpüren dabei auch eine gewiſſe Gemüthsbewegung, von welcher ſo ein Ungar keine Ahnung hat, und von ſolcher Gemüthsbewegung war der Michel mehr angegriffen, als von den Stockſtreichen und ihren Folgen. Das Daſeyn des Kranken war den neuen Ankömmlingen bekannt, ſo wie die körperliche Urſache ſeiner Krankheit, und ein Feldwebel hatte ihm ſogar an ſeinem Bett einen Beſuch abgeſtattet, um ihm zu ſagen: „Dauerſt mich, Bruder. Iſt dir recht geſchehen. Nicht mehr naſeweis ſeyn mit Offizier. Proficiat!"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

(Schluß.)

Theater.

Bei Gelegenheit eines Benefizes ſahen wir zum erſtenmale: „Lucretia," dramatiſches Gedicht in fünf Akten, nach M. Ponſard von Johann Gabriel Seidl, freilich in einer wenig genügenden Beſetzung, doch kam es mir in der Aufführung wie in der Lektüre vor, den großen Erfolg zu Paris könnten nur ächt franzöſiſche Sympathien erzeugt haben. Dieſe „Lucretia," wie ſie uns Hr. Seidl in vortrefflicher Ueberſetzung wiedergab, iſt eine gewöhnliche franzöſiſche Tragödie in antikem Zuſchnitt, mit einigen romantiſchen Zuthaten und einer ganz modernen Pariſer Hahnrei-Epiſode; das mag dort gewirkt haben. Brutus, wie er hier vorgeführt wird, iſt ein Rechenexempel, das nicht ausgehen kann, wenn auch der Darſteller deſſelben ſich mit deſſen Löſung mehr Mühe gibt, als es hier der Fall war. Daß die Cumäiſche Sibylle ſich mit ihrem Antiquariatshandel hier an den Sohn, ſtatt an den Vater wendet, ſtreift an die Parodie. Auch trug die Alte von Cumä dem Tarquinius Superbus alle neun Bücher an, verbrannte erſt drei, dann wieder drei, und erhielt die ganze Summe für die lezten drei, während ſie hier dem Sextus Tarquinius die erſte Lieferung ſchenkt und die beiden andern umſonſt verbrennt. Die Aufführung war ſchlecht, die Aufnahme lau. — Warum das Stück: „Ein Morgen, ein Mittag, ein Abend in Prag, oder das Rendezvous auf der Sophieninſel." Poſſe mit Geſang in zwei Akten von Karl Kannit, eben ſo und nicht anders heißt, habe ich nicht herausgebracht; ſie könnte mit gleichem Rechte „die Schlacht von Navarin" oder „die Revolution in Krähwinkel" heißen; es kommt von dieſen ſo wenig als von dem Angezeigten vor, abgerechnet, daß es in der lezten Abtheilung (Abend) dunkel wird, und dieſe hat noch eine Merkwürdigkeit mitgebracht; wir verdanken nämlich dem Theatermeiſter und Deforateur die Entdeckung, daß die Prager Kettenbrücke nicht, wie wir bisher meinten, über die Schützen-, ſondern über die Sophieninſel geht. Die Poſſe könnte auch noch „der lezte der Verführer" heißen, denn ein dummeres Exemplar dieſer Gattung hat die Bühne noch nicht betreten. Ich möchte Ihnen gern den Inhalt mittheilen, wenn ich nur einen bemerkt hätte. — „Der Liebestrank, oder die neue Erfindung." Poſſe in drei Aufzügen von Roderich Benedix, welche, dem Vernehmen nach, für die ſtändiſche Bühne nicht erlaubt wurde, erſchien auf dem Theater in der Roſengaſſe, und man muß der Geſellſchaft des Hrn. Luz zugeſtehen, daß ſie auch in dieſem Genre wenigſtens viel Fleiß und Sorgfalt an den Tag legt, auch wurde die Mehrzahl der Rollen recht gut geſpielt. Dieſer „Liebestrank" hat eine gar wunderbare Familienähnlichkeit mit den übrigen Stücken von Benedix, die ich bisher geſehen habe: ein recht geiſtreich gewählter Stoff, drollige Geſtalten, frappante Situationen, ein raſches Fortſchreiten im erſten Akte; in den folgenden ſcheint er die Zügel aus der Hand zu verlieren, ergießt ſich in endloſen, oft ganz vom Ziel ablenkenden Diskuſſionen und Epiſoden, und ſo wird ein Stück, das in zwei Akten höchſt beluſtigend geweſen wäre, in dreien langweilig und verfehlt ſeine Wirkung. — „Der Krämer und ſein Commis," Lokalpoſſe mit Geſang in zwei Aufzügen von Friedrich Kaiſer, muß unter deſſen beſte Arbeiten gezählt werden, da er hier ſeinen Witz und ſeine Laune frei walten ließ und das ernſte Element mehr als gewöhnlich in Schranken hielt. Cyrillus Staarl, der Commis, iſt eine komiſche Geſtalt, die zwar ein wenig an Kotzebue's Marder erinnert, doch manchen originellen Charakterzug beſizt. Dieſe Poſſe ſoll ihren großen Erfolg in Wien dem Umſtande verdanken, daß dieſer Herr Süßlich ein dortiger Kaufmann ſey; da ſie jedoch auch hier ſehr gefiel, ſo iſt dieß ein Beweis, daß ſie eigenthümliche komiſche Elemente hat, die auch ohne den frivolen Reiz der Perſönlichkeit ihre Wirkung machen müſſen. — „Die verſchmähte Fortuna, oder Glück muß man haben, ſonſt iſt's gefehlt" — (der Verfaſſer ſcheint kein Glück gehabt zu haben) — ſtizzirtes Gemälde neuerer Zeit mit Geſang in vier Abtheilungen, nebſt einem damit verbundenen Vorſpiel, von Schick, iſt eine Raimundiade der ſchlimmſten Art. Glück und Verdienſt ſtreiten im Vorſpiel um den Vorzug; an einem Herrn Fidelius v. Strahlenheim wird der chemiſche Prozeß verſucht, der ihren Streit entſcheiden ſoll; überall tritt ihm der Zufall wie ein neckender Kobold in den Weg, doch nach allerhand Lumpereien ſiegt das Tugendmuſter Fidelius in der vierten Stizze, und die — nicht doch, das Stück hat ein Ende. Dieſe Fortuna umfaßt mit ihren fünf Abtheilungen ſechs Monate und einen Tag, und der Verfaſſer hat die Illuſion ſo täuſchend erhalten, daß viele Zuſchauer glaubten, wirklich ein halbes Jahr da geweſen zu ſeyn. — „Zum Beiſpiel," heiteres (?) Gemälde in drei Abtheilungen vom Verfaſſer der „ſchlimmen Frauen," hat wenigſtens einen bezeichnenden Titel, denn es kann jedem Theaterdichter zum Beiſpiel dienen, wie man nicht ſchreiben ſoll. Die Heiterkeit habe ich nicht herausfinden können. — „Ein Loch im Plafond," Poſſe in drei Akten von Eduard Liebold, bringt wieder einmal merkwürdige und lehrreiche Variationen über das Motiv der dramatiſchen Nothwendigkeit. Durch dieſes Loch im Plafond werden natürlich die beiden Liebenden verbunden. Die ſparſamen Witze in dieſem Stück ſind meiſt Zweideutigkeiten, manchmal noch mehr; dieß fand aber Anklang im Publikum, und der mehrmals hervorgerufene Verfaſſer wird kaum, wie der Schauſpieler Schneider, die Monarchen auffordern, Neſtroys Poſſen als ſittenverderblich zu verbieten. — Bosko gibt ſeine Vorſtellungen Sonntags im Circus gymnaſticus. Obſchon er unſtreitig der Erſte und Unterhaltendſte aller Zauberer iſt, konnte er es doch nicht dahin bringen, die Leute öfter als einmal in der Woche in ſeine Vorſtellungen zu locken.

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. März 1845.

Ja, mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem irdiſche Liebe
Sich zur himmliſchen verklärte.

Uhland.

Stimmen der Hingeſchiedenen.

Von Friedrich Notter.

III.

Dante.

Noch klangen in der neu erſtandnen Zeit
Des frühen Tages erſte Töne wieder,
Noch waren laut in meines Volkes Ohr
Der Provenzalen weiche Liebeslieder.

Da trat ich aus den Nebeln, drin verhüllt
Halb ſchlummernd noch Italiens Morgen glühte,
Und vor mir ſtand im Frühlingsglanz die Welt,
Und über mir des Himmels ew'ge Blüthe.

Denn an dem Feſte, das im Arnothal
Dem jungen Mai zum Gruße ward gegeben,
Hatt' Beatricens Antlitz ich geſchaut
Und war erwacht zu einem „neuen Leben." *

Sie war ein Kind noch und ein Kind war ich,
Zwei Knoſpen an des Blumentages Feier,
Doch ſchon von dem befreiten Auge zog
Mir eine Götterhand den Erdenſchleier.

An jenem Tag war ob der Stadt Florenz
Das Paradies in blauer Höh' erſchloſſen;
An jenem Tage hatte ſich's zum Staub
Herabgeſenkt in tauſend Blüthenſproſſen.

An jenem Tag ſtand Recht zur Ewigkeit
In Purpurſchrift auf allen Lenzesroſen;
An jenem Tag ſah ich was Schönheit war,
Eh' ſie in's Reich des Todes ward verſtoßen.

Und für den Ausklang jenes Glockenlauts,
Der meines Ohres Träume ſeitdem füllte,
Wählt' ich Toskanas ſüße Sprache mir,
Die ſchüchtern ihre Hoheit noch verhüllte.

Doch bald war ſie zum Schweſterton geſtimmt
Von jener Stunde fort geſchwung'nen Saiten,
Um meiner Seele mächt'gen Wiederhall
Durch die Jahrhunderte hinab zu leiten.

Denn Wort gefunden hatt' ich für den Geiſt,
Der mit dem Staub in ſchwankender Vermählung,
Und ſchaffend quoll aus neu erſchloſſ'nem Born
Der künft'gen Dichter werdende Beſeelung.

* So (vita nuova) nannte der Dichter bekanntlich ſeine erſte Schrift, worin er ſeine Begegnung mit Beatrice erzählt.

Des Herzens Pforten hatt' ich aufgethan,
Und offen lag nun jenes Land voll Stürmen,
Drin zu des Himmels Ruhe ſich empor
Des Menſchenrechts empörte Wellen thürmen.

Mich aber brachte ein gemied'ner Pfad
Zu einer Flur, wo Thau des Aethers träufet,
Wo, gottdurchhaucht, ein blühend Morgenroth
Die Schläfen uns mit voller Roſe ſtreifet.

Denn Jene, die am Feſt des Mais ich ſah,
Ward, ſtaubentrückt, zur Führung mir erleſen;
Sie ward mein Auge auf dem Weg des Lichts,
Und mit ihr floß in Einen Strahl mein Weſen.

Mein heißer Sommer brannte lang und ſchwül,
Ihr kurzer Lenz war längſt verpflanzt nach oben,
Doch heilend flog ſein weicher Blüthenhauch
Um meine Stirn auf allen Mannesproben,

Bis an dem Heimathſchauder ich empfand,
Daß auch mein Leben dorther ſey entfloſſen,
Wo von dem Herzen, das die Sonnen lenkt,
Jedweden Herzens Urbild iſt umſchloſſen.

Wo ſie mir nah war auf dem langen Pfad,
Floß um uns her des Paradieſes Frieden;
Wo ſie mir fern, hört' ich den dunkeln Hall
Der Klänge, die vom Urklang ſich geſchieden.

Und bis zu Gottes Antlitz folgt' ich ihr,
Bis ſtill ich hielt vor meinen eig'nen Zügen, *
Bis ich der Menſchenforſchung Grenze fand,
Und uferlos der Liebe Meer ſah liegen.

So ward durch jener einz'gen Seele Licht
Des ganzen Weltalls Tiefe mir gekündet,
Wie ſich am einz'gen, ſtillen Abendſtern
Der Glorienkreis des Firmaments entzündet.

IV.

Die heilige Thereſe.

In des Gartens Schattenhülle,
Fern vom Strom des Weltgebrauſes,
Lebt' ich mit dem Bruder ſtille,
Kinder eines edeln Hauſes.

Einſam ſpielten wir zuſammen,
Aber nicht wie Kinder ſpielen,
Schon begannen Gottes Flammen
Wir in tiefer Bruſt zu fühlen.

Und wir zogen leis von hinnen
Aus des Vaterhauſes Thoren,
Früh' den Himmel zu gewinnen
Durch den Opferſtahl der Mohren.

Doch vom Ziel, zu dem wir ſchritten,
Rückgeführt zum Blumengarten,
Bauten wir zwei dunkle Hütten,
Dort des Höchſten Dienſt zu warten.

Bis ein Buch voll Sang und Minne
Sprach ſo hold von Lenz und Leben,
Daß ich mich der holden Stimme
Tönetrunken hingegeben;

Daß ich griff nach Ring und Spangen,
Griff nach ſüßen Sterblichkeiten,
Und nur leis, in Träumen, klangen
Meines Buſens frühſte Saiten.

Doch im lockenden Gewimmel,
Auf der Jugend Blüthenwegen,
Trat aus dem verklärten Himmel
Mir der Sterne Stern entgegen.

Und mit eines Kloſters Mauern
Tauſcht' ich raſch der Erde Wonnen;
Und es floß in ſüßen Schauern
Meinem Durſt der Labung Bronnen.

Eins nur ſchlug an's Ohr mir wieder
In der gottdurchwehten Zelle:
Jener ſchon vernomm'nen Lieder
Seelenvolle Tönewelle.

Doch die ſüßen Klänge hoben
Jezt ſich zur azur'nen Höhe,
Und ſie brachten mir von droben
Einen Strahl aus Gottes Nähe.

Wie ein betend Kind ich leiſe
In dem Blüthengarten kniete,
Wurden mir des Weltalls Kreiſe
Jezt zu Einer lichten Blüthe.

Triumphirend aufgegangen
War ſie in der Sternenreihe,
Still vom Knoſpenreſt umfangen
Blühte ſie im Erdenmale.

* Quella circulazion (der Lichtkreis, worin Gott dem Dichter am Ziel ſeiner Wanderung erſcheint) mi parve pinta della nostra effigie.

Lezter Geſang d. Parad. V. 131.

Von des Liebesmeeres Borne
Sah ich trinken alle Wesen,
Und von dem geheimſten Dorne,
Fühlt' ich, müſſ' ihr Herz genesen.

Eines nur blieb unerquicket
An der tiefen Labequelle:
Jenes Herz, das einſt geblicket
In des Paradieſes Helle,

Aber an ſich ſelbſt gebunden,
Sank zur tiefſten Nacht der Erden,
Und nun, trotzend ſeinen Wunden,
Ringt ſein eigner Gott zu werden.

So im Aetherglanz zu weinen
Iſt mir eine Thräne blieben
Für den unglückſel'gen Einen,
Deſſen Bruſt nicht konnte lieben. *

* Die Heilige weinte über das Unglück des Satans, daß er Niemanden zu lieben vermöge.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Als nun am frühen Morgen noch vor Tag ein Bauernburſch in gelben Lederhoſen und mit der unvermeidlichen Pelzkappe zwei Braune aus dem Stall zog und ſie an ein „Bernerwägele" ſchirrte, ſo begnügte ſich die Schildwache in der Einfahrt mit der Auskunft, der Burſch ſey von Bodersweiher Abends vorher angekommen, um den Hanfmichel heimzuholen. Bald darauf ſchlurfte der Beſagte auch die Treppe herab, ließ ſich auf den Wagen heben, das Geſicht nach abwärts gekehrt, der Länge nach auf das Stroh hinſtrecken, und fuhr unter dem ſchadenfrohen Gelächter des Poſtens von dannen. Am Thor wurde der Wagen angehalten, der Befehlshaber der Wache aber war derſelbe Feldwebel, welcher den Michel Tags vorher beſucht hatte. „Ah, biſt du Hanfmichel?" fragte er. „Laß' ſchauen Geſicht. Recte. Fahr fort." — Der Knecht ſchnalzte mit Zunge und Peitſche, die Braunen flogen davon wie beſeſſen, und als nach einer Weile der Roſſebändiger die Zügel etwas anzog, um den Leidenden zu ſchonen, ſagte der: „Ich will gern für dich etwas aushalten. Du haſt mir Mitleid bewieſen, als die Unholde mich dazwiſchen hatten, du haſt dem Wuſtel einen Denkzettel gegeben, und ich wäre bald der Anlaß zu deinem Verderben geworden; fahr' alſo in Gottes Namen ordentlich zu, ich will tapfer aushalten, mein lieber Ueberrheiner Stannes." Roß und Wagen waren nämlich des Michels, aber der Knecht, welcher ſie Abends zuvor gebracht, hatte ſeinen Platz dem Stannes abgetreten, welchen die ländlichen Gäſte der Fortuna gewöhnlich den Ueberrheiner nannten, weil er „von drüben herüber" gekommen war, aus Schiltigheim, wenn ich recht berichtet bin; vielleicht auch aus Enzheim, ich will die Wahl haben, aber es wird ſchon Schiltigheim ſeyn, was übrigens auf Eins herauskommt. Denn ſo oder ſo kam unſer guter Freund mit ſo vielen andern Mutterkindern daheim an die Reihe, um Leib und Leben zu ſpielen, und wie um alle Umſtände und Nachforderungen für die Zukunft zu umgehen, zog er eine niedrige Nummer, ſo daß der Kaiſer Napoleon ihn gleich nehmen konnte, ſtatt etwas ſpäter, wie denn Seine Majeſtät die hohen Nummern immer erſt eine Weile nach den niedrigen zu verbrauchen pflegten, aber doch alle zum Handkuß kommen ließen, damit es nicht etwa einen oder den andern verdröße, ſich übergangen oder verſchmäht zu ſehen.

Von den Heldenthaten des kaiſerlichen Muskotiers „Weber (Staniſlas)" wollen wir ſchweigen. Er trug eben eine der berühmten Patrontaſchen, in deren jeder, nach der oft gehörten Redensart, ein Marſchallſtab ſich barg, aber er fand nicht einmal ein von Silber gewirktes Degenband darin, und wir treffen ihn nach Verfluß einer gewiſſen Zeit in einer Lage wieder, deren Unannehmlichkeiten den Vergleich mit dem Rattenwinkel in der Fortuna allenfalls aushalten konnten, nämlich als Kriegsgefangenen der großmüthigen, menſchenfreundlichen Engländer, zwar nicht zwiſchen Himmel und Erde, aber ſo ungefähr zwiſchen Europa und Afrika auf einem Ponton, nahe genug der andaluſiſchen Küſte, um noch die Felſenkämme dämmern zu ſehen, welche das Fußgeſtell der ſtolzen Inſelſtadt Cadix vorſtellen.

Von dem Elend der ſchwimmenden Kerker haben wir leider nur allzuoft müſſen reden hören. Wenn der Holländer ſeine Häringe einſchachtelt, ſo nimmt er alle Rückſicht darauf, daß ſie nicht verderben, ſo wie der Ebenholzhändler ſeine ſchwarze Waare noch ſo zu verpacken ſucht, daß wenigſtens ein gewiſſer Theil davon am Leben bleiben kann; wenn aber Maſter Goddam, den Gott allerdings verdammen möge, auch alle ehemaligen, gegenwärtigen und zukünftigen Sklavenhändler an die Raaen ſeiner Kreuzer henkte, er würde dadurch nicht die Hälfte von dem gut machen, was er gegen ſo viele ehrliche Kriegsleute gefrevelt hat, die, in ihres Feldherrn Farben gekleidet, gefangen wurden, um ſich hernach ſchändlicher und grauſamer behandelt zu ſehen, als wären ſie Räuber, Empörer und Diebe. Zuſammengepreßt wie Häringe und Neger, aber ohne die mindeſte Rückſicht auf die Möglichkeit ihres Fortbeſtehens, lagen ſie auf der Rhede vor Anker, ſich ſelbſt überlaſſen bis zu der Stunde, in welcher das Boot vom Wachtſchiff ihnen das tägliche Brod brachte, inſofern daſſelbe nämlich

gebracht ward, denn es kam den Herrn Engländern keineswegs darauf an, bei ſchlechtem Wetter auch einmal einen Tag zu überſpringen. Sie ſelber wurden dennoch zu gehöriger Zeit immer ſatt, und es verlohnte nicht der Mühe, wegen der „french dogs“ einen Schnupfen zu wagen. Die edle Pflanze „entente cordiale offic.“ war damals noch ganz unbekannt, wie ihr Alle wißt, und wenn ſie bekannt geweſen wäre, würde ſie ſchwerlich etwas geholfen haben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Heimliches Spiel.

Durch die Aufhebung der privilegirten Spielhäuſer, dieſer Höhlen des Laſters, hat die franzöſiſche Regierung vor mehreren Jahren dem Lande einen großen Dienſt geleiſtet und eine wichtige Pflicht erfüllt; es iſt dadurch wenigſtens Eine Urſache der häufigen Selbſtmorde, der Untreue der Handelsdiener, des Diebſtahls und der plötzlichen Verarmung der Familien weggeräumt, und Paris wird nicht mehr ſo häufig als ſonſt von fremden Gaunern und Spevaliers d'Induſtrie heimgeſucht; dieſe begeben ſich jetzt vorzugsweiſe in fremde Badeörter, wo das öffentliche Spiel noch privilegirt iſt. Aber der Spielſucht ſelbſt mit den Spielhäuſern ein Ende zu machen, ſtand leider nicht in der Macht der geſetzgebenden Kammern; ſie hat ſich in das Dunkel geflüchtet, in heimliche Spielhauſer, welche oft lange der Wachſamkeit der Polizei entgehen, bis zuletzt ein ſtarker Verluſt irgend einen Spieler gegen den Inhaber der heimlichen Anſtalt aufbringt und ihn zum Angeber macht, oder bis es einem polizeilichen Späher gelingt, in dieſe Schlupfwinkel zu dringen und ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Hausleute und Gäſte das Geſetz übertreten haben. Die Unternehmer ſolcher heimlichen Spiele ſind meiſtens Frauen, welche während ihrer Jugend eine zweideutige Roue geſpielt und ſich jenen Weſten angeeignet haben, welcher junge Leute, beſonders Fremde täuſcht, ſo daß ſie mit ſehr gebildeten und ſehr anſtändigen Frauen zu thun zu haben glauben. Solche Weiber halten ſogenannte pensions bourgeoises, wo nur wenige Speiſegäſte aufgenommen werden. Abends wird geſpielt; die Hausfrau nimmt am Spiel wenig Antheil, außer wenn ſie mit einem geſchickten Spieler heimlich in Verbindung ſteht und dieſem beiſteht, ihre Gäſte zu plündern; ſonſt begnügt ſie ſich mit den Geldſtücken, welche dem Gebrauche nach unter den Leuchter geſchoben werden. Neulich zeigte es ſich vor Gericht, daß ein Spielunternehmer eine Klingel angelegt hatte, welche mit der Stube des Pförtners in Verbindung ſtand. Letzterer hatte den Auftrag, ſobald die Polizei erſcheinen würde, die Klingel heftig anzuziehen und dadurch den Hausherrn zu warnen. Dieß war auch geſchehen, und die Polizei hatte Niemand mehr beim Spiele angetroffen; aber die größte Unordnung herrſchte im Zimmer und in der Spielergeſellſchaft; mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit fand auch die Polizei ſchnell das Corpus delicti, nämlich Karten und Kaſſe; die Spieler mußten ihre Namen und Wohnung angeben, die Hausleute wurden verhaftet und ein Prozeß gegen ſie eingeleitet. Unter den Spielern ſind auffallend viele Deutſche und noch mehr Ruſſen; letztere ſcheinen oft nur deßhalb zu reiſen, um nach Herzensluſt ſpielen zu können. Durch einen in voriger Woche verhandelten Criminalprozeß wurde eine beſondere Art von Spielgaunern bekannt. Es waren Engländer; ſie machten ziemlich großen Aufwand und ſuchten durch ihren bon ton hauptſächlich Fremde zu angeln. Sie hatten eine Engländerin von ausgezeichneter Schönheit bei ſich, welche mit Gewandtheit die vornehme Lady vorſtellte und die Gäſte zum Spiel reizte. Dieſe Gentlemen hielten kein Spielhaus, ſondern wenn ſie einen reichen Fremdling gefunden und umgarnt hatten, ſpeiſten ſie in irgend einem großen Reſtaurant mit ihm, ließen ſich ein beſonderes Zimmer anweiſen, nach dem Eſſen ſchlugen ſie ein Kartenſpiel vor, reizten die Habſucht des Gaſtes dadurch, daß ſie ihn Anfangs gewinnen ließen, tranken ihm dabei ſtark zu, und nun begann ihr trügeriſches Spiel. Sie hatten Karten, welche durch äußerliche, dem Fremden nicht auffallende Zeichen leicht von einander zu unterſcheiden waren, und gewannen ſo bedeutende Summen. Auf dieſe Art haben ſie neulich zwei Deutſche und einen Franzoſen ſo arg gerupft, daß dieſe oder ihre Freunde und Verwandten Klage führten und die Polizei die engliſchen Gauner vor Gericht zog. Hier iſt nun ihr ganzes ſchändliche Gewebe an den Tag gekommen; das Gericht hat von dem hier ſehr bekannten Taſchenſpieler Philippe und von zwei angeſehenen Kartenfabrikanten die gebrauchten Karten unterſuchen laſſen; ſie haben die Unterſcheidungsmerkmale an denſelben angegeben, und Philippe hat am umgekehrten Spiel die Figuren von den Zahlblättern leicht unterſchieden. Einer der Betrogenen hatte 12,000 Francs verloren, allein keiner hatte baar bezahlt, es war auf Parole geſpielt worden, und dieß hat den Gaunern geholfen. Das Gericht fällte den Spruch, es habe eigentlich noch kein Betrug ſtattgefunden, da kein baares Geld auf dem Spiele geſtanden. Somit ſind die Kläger mit ihrer Klage abgewieſen. Der königliche Anwalt hat aber an ein höheres Gericht appellirt, vielleicht nur um einen Grund zu haben, die Beklagten ferner in Haft zu behalten. Es ſcheint jedoch, daß einige dieſer Gauner trotz ihrer Induſtrie ſtark in Schulden ſtecken und ihre Gläubiger bereits vom Handelsgericht Urtheile ausgewirkt hatten, um ſie in die Schuldnerhaft bringen zu laſſen, ſo daß Häſcher auf die Freilaſſung der engliſchen Spitzbuben lauerten, um ſie ſogleich im Namen des Handelsgerichts wieder zu verhaften. Dies konnte nun nicht geſchehen und die Beklagten bleiben einſtweilen in polizeilicher Haft. Seitdem iſt von einem Grafen v. Olinski Klage gegen andere Spieler erhoben worden, welche ihm 100,000 Francs abgelockt haben ſollen, und zwar auf dieſelbe Art wie jene Engländer. – Man ſollte glauben, Paris ſey voll von Schelmen, wenn man die vielen gegen Diebsbanden vorhängten Criminalprozeſſe in den Zeitungen lieſt. Vorige Woche ging wieder einer zu Ende, in welchen eine Menge von Schelmen verwickelt waren, wovon mehrere ſchon in andern Criminalprozeſſen verurtheilt worden ſind. Seit einiger Zeit haben ſich manche Spitzbuben zu ſehr umfaſſenden Geſtändniſſen herbeigelaſſen, welche die Verhaftung einer Menge von Dieben und Hehlern zur Folge gehabt haben. Dieſe Angeber laden natürlich den vollen Haß ihrer Mitſchuldigen auf ſich und die Polizei muß daher jene in den Gefängniſſen abſondern.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. März 1845.

Das Schloß am Fluſſe ſteht nicht mehr,
Faſt iſt die Stätte trümmerleer;
Doch wachrer Menſchen bunter Strom
Wallt noch hinab zum wertzen Dom.

Carl Meyer.

Briefe über die Auvergne.

14. An den Baron Th. v. J.

Clermont im Auguſt.

Obgleich Voltaire über Iſſoire, von wo ich ſeit geſtern Abend wieder hierher zurückgekehrt bin, nichts weiter ſagt, als: „ville célèbre par ses chaudrons et ses mulets," ſo glaube ich doch, namentlich dir, dem Freunde hiſtoriſcher Curioſitäten, in Beziehung auf das artige Städtchen und ſeine Umgebungen manche nicht ganz unintereſſante Mittheilung machen zu können. Außerdem aber fühle ich mich berechtigt, dem Philoſophen von Ferney den doppelten Vorwurf zu machen, erſtens, daß er in ſeine obige Kritik nicht wenigſtens ein drittes, lobende Anerkennung verdienendes Produkt der Oertlichkeit aufgenommen und geſagt hat: „ville célèbre par ses chaudrons, ses mulets et ses griseltes" (denn Iſſoire iſt in der ganzen Auvergne, und das mit Recht, ſeiner hübſchen Bürgertöchter wegen genannt), und zweitens, daß er eben ſo wenig der Cathedrale St. Paul, welche eines der claſſiſchen Baumonumente des Landes iſt, hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Die Kirche St. Paul zu Iſſoire iſt der Legende nach der Begrabnißplaß des erſten Biſchofs der Auvergne, des heiligen Auſtremoine, welcher unter dem Kaiſer Decius, gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts, ſich bei Iſſoire als Eremit niederließ und zuerſt das Chriſtenthum in dieſen Gegenden predigte. — St. Paul theilte das Schickſal der meiſten Kirchen der Auvergne, über deren wahres Alter gewöhnlich kein anderes Dokument exiſtirt als ihr Styl. Da hiſtoriſche Nachrichten dieſer Art natürlich für die Menge unzugänglich ſind, ſo iſt die leztere immer geneigt, die Entſtehung ihrer Kirchen bis zu dieſem oder jenem als Gründer genannten Heiligen zurück zu führen. So viel erkennt man im vorliegenden Falle auf den erſten Blick, daß an der jetzigen Cathedrale St. Paul nicht ein Stein mehr aus der Zeit des heiligen Auſtremoine herſtammt. Die intereſſante Stiftskirche im Dorfe Ennezat bei Riom dagegen, von der es gewiß iſt, daß ſie aus dem eilften Jahrhundert ſich herſchreibt, hat eine ſo entſchiedene Aehnlichkeit mit jener, daß beide wahrſcheinlich derſelben Periode angehören.

St. Paul kann endlich vollends als die Zwillingsſchweſter der Kirche du Port zu Clermont betrachtet werden, deren ich, als Typus der in der Auvergne nationalen kirchlichen Architektur, unlängſt in ausführlicher Weiſe gegen dich erwähnt habe. Hier wie dort der ausgeprägte byzantiniſche Styl, hier wie dort dieſelbe Form, ſogar in den Details: Ein lateiniſches Kreuz, die

cylindrischen Pfeiler im Schiffe mit vier in dieselben bis zur Hälfte des Durchmessers eingelassenen dünnen Säulen; dann die mit jenen runden Pfeilern abwechselnden viereckigen, bei welchen nur an drei Seiten die kleine Nebensäule sich zeigt, während die dem Schiffe zugewendete vierte Seite glatt bleibt; die einen Viertelkreisbogen bildenden Gewölbe der Galerien über den Seitengängen des Schiffs, den Wänden des leztern als Stütze dienend, und den Uebergang zu den später die äußern Seitenwände der gothischen Kirchen begleitenden leichten und kühnen Strebepfeilern darstellend; dann die Kapelle unter dem Chor, der unter der Kirche du Port zu Clermont bis auf die Zahl, die Form, die Stellung der Säulen gleichend; ferner die durch die vielfarbigen vulkanischen Produkte des Landes an die Hand gegebene äußere Verzierung des Gebäudes durch Mosaik, und endlich die die Capitäle der Säulen zierenden Skulpturen, unter denen hier, wie in der ganzen Auvergne, die Figur des Greifes vorherrscht. Einige dieser Capitäle sind zu Issoire trefflich und unendlich besser ausgeführt, als die in der Kirche du Port zu Clermont. Ich erinnere mich namentlich mit Vergnügen einer Darstellung der Maria und Magdalena am Grabe Christi, während ein Engel vor den schlafenden Kriegsknechten Wache hält. Die Haltung der Figuren, der Ausdruck der Gesichter und der Faltenwurf der Gewänder sind wahrhaft ausgezeichnet. Die schändlichen modernen Glasmalereien, unfern von der erwähnten Skulptur, sind ganz geeignet, das Verdienst der leztern noch mehr hervortreten zu lassen. Doch genug von Kirchen.

Ich war am frühen Morgen bereits unterwegs nach dem eine Stunde von Issoire entlegenen Flecken Usson, dessen Häuser um eine der vielen kegelförmigen Basaltkuppen der Auvergne gruppirt liegen. Ueber dem Ort und auf dem höchsten Gipfel des Berges erheben sich Ruinen, welche dießmal mehr Interesse für mich haben, als die sie emportragenden Basaltsäulen. Auch will ich dir nur von jenen sprechen. Die Trümmer, auf denen ich hier stehe, sind die lezten Ueberbleibsel einer mächtigen, einst für uneinnehmbar gehaltenen Veste, und der Herzog von Richelieu, der dieselbe im Jahre 1634 zerstören ließ, muß zu Ausführung seines Werks gewissenhafte Arbeiter gewählt haben; denn man vermag kaum noch in den Resten des alten Schlosses den ehemaligen Grundriß und den Umfang seiner weit umfassenden Vertheidigungslinien zu erkennen.

Du kennst zwar im Allgemeinen die Schicksale Margueritens von Valois, der ersten Gemahlin Heinrichs IV., jener durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist und ihre Bildung, durch ihr abenteuerlich bewegtes Leben, wie durch ein mit ihren Fehlern versöhnendes Unglück so berühmt gewordenen Prinzessin. Vielleicht aber sind dir manche Züge aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau, die sich an den hier von mir betretenen Boden knüpfen, dennoch entgangen.

Nur selten mit ihrem Gemahle, damals noch König von Navarra, in Einigkeit lebend, weil die Verbindung von beiden Seiten ohne Neigung geschlossen worden war, hatte Marguerite eines Tages Heinrichs Residenz Nerac verlassen und von der Stadt Agen und dem Lande umher Besitz genommen, um dort auf diesem ihr als Aussteuer mitgegebenen Gebiete unabhängig zu schalten und zu walten. Die Bürger aber waren des Weiberregiments in Folge der Bedrückung und Anmaßung der bei Margueriten in hoher Gunst stehenden Frau von Duras bald überdrüssig geworden und der Marschall von Matignon hatte gleichzeitig vom König von Frankreich, Heinrich III., welcher seine Schwester haßte, Auftrag erhalten, Agen zu nehmen und sich der Person Margueritens zu versichern.

(Fortsezung folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortsezung.)

Unter so bewandten Umständen war es dem guten Stannes nicht zu verdenken, daß er gern wiederum sein Leben an die Freiheit gesezt hätte, wie früher zu Offenburg; aber er war doch viel zu gesund an Gemüth und Leib, um sich kopfüber in die Fluth zu stürzen, oder seine Brust mit dem Commißsäbel zu durchbohren, den er beim Heraufholen der Lebensmittel aus dem Boot zu entwenden verstanden und in irgend einem Winkel verborgen hatte, obschon er nicht wußte, was er mit der Waffe beginnen sollte. Das zeigte sich jedoch an einem hellen Abend, da er aus dem dunstigen Raum auf das Verdeck stieg, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Damals kannte er weder Gicht noch Flüsse und hegte keine Furcht vor der Nachtluft, obschon diese im tiefen Süden bedeutend heimtückischer seyn soll, wie bei uns. Tiefsinnig blickte er nach den Masten des Wachtschiffes hinüber, die sich mit ihren umwickelten Stangen am bestirnten Himmel erhoben. Das Fahrzeug selbst war zu fern und zu nah zugleich, um sichtbar sich von den Wogen abzuzeichnen.

Wie der Gefangene so nach dem Schiff hinüber starrte, merkte er urplötzlich, daß die Brise ihm das Haar von der Stirne strich und beide Wangen streifte, oder küßte, wenn ihr wollt, um euch unter der Brise desto leichter ein schmeichelndes Meerweib vorzustellen. Der Stannes dachte aber weder an Weiber noch an Küsse, sondern an seine Kameraden auf dem Land, zu welchen

der Wind von ihm Grüße hätte tragen können, und da er zugleich berechnete, daß der niedere maſtenloſe Ponton landwärts vom Wachtſchiff aus noch weniger geſehen werden konnte, als der ſeewärts gelegene hohe Rumpf des Wachtſchiffes vom Ponton aus zu unterſcheiden war, ſo dachte er, die Briſe könne ja allenfalls ſtatt der Grüße das Fahrzeug ſelbſt mitnehmen.

Gedacht, gethan! Der Säbel war ſcharf, ſtark die Hand, welche ihn ſchwang, das Ankertau in weniger als einer Viertelſtunde gekappt, und bald verrieth dem aufmerkſam Lauſchenden die Art der Bewegung, daß die Wogen den ſteuerloſen Rumpf in der Richtung des ſtärker und ſtärker wehenden Luftzugs zwar langſam, aber doch von dannen ſchaukelten, worauf er, als ein beſonnener Mann, den Säbel für einen etwaigen Nothfall wieder verbarg, und nun Stunden durchlebte, deren bange Hoffnung keines Menſchen Zunge erſchöpfend beſchreibt, und nur derjenige faſſen mag, welcher Aehnliches an ſich ſelber erfuhr. Wie lang ward ihm jegliche Minute, und wie wünſchte er doch ſehnlichſt, jede dieſer Minuten möchte in der That ſo lang ſeyn, als ſie ihm vorkam! Sorgenvoll richtete er den Blick bald nach den ragenden Maſten vor dem Wind, um nachzuſchauen, ob ſie ſich nicht verkürzten, bald windwärts nach dem Land, ob es nicht emporwachſe, eine dunkle Rieſenmaſſe. Und ſiehe da, beides fügte ſich nach und nach, aber ſo langſam, daß der Beobachter kaum ſeinen Augen die verheißende Kunde glauben wollte, obſchon ſeine Berechnung ſie als richtig anerkannte, beſonders ſobald er den Rumpf des Wachtſchiffes am Himmel ſah, ohne das Takelwerk mehr ſo ſcharf zu unterſcheiden, und vollends endlich, da es ganz verdämmert war.

Der Morgen brach an, ob zu früh für die ängſtlich rechnende Sorge, ob zu ſpät für die ungeduldige Sehnſucht, wag' ich nicht zu entſcheiden; er kam eben, wie der Geſtirne unwandelbarer Lauf es ihm gebot, unbekümmert um die Wünſche der Sterblichen, und vor ſich erblickte Stannes die Küſte ſo nahe, daß ſein helles Auge ganz deutlich einen Reiter zu unterſcheiden vermochte, der auf dem erhöhten Damm an dem niedern Geſtade gegen den felſigen Vorſprung zur Rechten hinſprengte, von deſſen mit einem Thurm gekrönter Höhe hinter den Bruſtwehren hervor franzöſiſche Geſchütze drohten. Links von dem Vorſprung, etwas weiter in's Land hinein wurden die Zinnen von Puerto de Santa Maria ſichtbar; rechts am Fuß der Felſen aber öffnete ſich die Bai, und weiterhin ragte Cadix in noch ſehr erkennbaren Umriſſen aus der blauen Fluth. Nach Cadix ſchaute jedoch der Stannes ſich nicht viel um; er hegte ganz andere Gedanken, als an das Aufſuchen maleriſcher Eindrücke, und am meiſten bekümmerte ihn, daß gegen das Land hin die Wirkung der Luft ſich ganz verlor und der Ponton vor einer ölglatten Fläche ſtill lag, während hinter ihm die Fluth ſich noch lebhaft kräuſelte, obſchon bedeutend ſchwächer als während der Nacht, und ſomit ein Verfolger nur ſeine Tücher auszubreiten brauchte, um in Zeit von kaum zwei Stunden die Strecke zurückzulegen, auf welcher der abgetakelte Rumpf eine ganze Nacht zugebracht hatte.

Unbekümmert um die ſtürmiſche Verwunderung der Leidensgefährten, die, aus dem Raum zum Tageslicht emporkriechend, die Veränderung ihrer Lage inne wurden und beſprachen, ſchöpfte Stannes nach der Richtung hin, wo in duftiger Ferne die Maſten des Wachtſchiffes ragten, hinter denen zur Rechten wie zur Linken, kaum mehr erkennbar, einige ſchlanke Spitzen ſichtbar waren, die Maſtenſpitzen des engliſchen Geſchwaders. „Noch haben ſie nichts gemerkt," ſprach endlich Stannes, mehr zu ſich ſelber als zu den andern; „es iſt aber auch nicht nöthig, daß ich abwarte, bis der Lärmſchuß brüllt und die Jagd beginnt; beſſer wird der Wind nicht, aber umſetzen kann er, und ſo will ich denn in Gottes Namen vollends an's Land ſchwimmen." Während er alſo ſprach, legte er ſein Gewand ab und trat an die Strickleiter hin, welche Behufs der Verbindung mit dem Boot des Wachtſchiffes vom Bord niederhing. „Was willſt du thun, Soldat?" riefen abmahnend die Kameraden; „du wirſt ohne Gnade ertrinken, denn das Land iſt nicht ſo nah, wie es den Anſchein hat, der beſte Schwimmer kann eine ſo lange Strecke nicht zurücklegen, ſo nicht die Strömung ihm weiter hilft, und hier iſt von einer Strömung keine Rede." — „Lieber todt als länger gefangen, ich wag's!" rief Stannes.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Kaſſier der Jeſuiten. — Literariſche Händel.

Es iſt mehrmals im Gefängniſſe zu Ausbrüchen der Rache gegen die Angeber gekommen, und der Auftritt, den Eugen Sue in ſeinen Pariſer Geheimniſſen ſchildert, iſt keineswegs der bloße Einfall eines Romandichters, ſo wenig als ſeine Schilderung der Umtriebe der Jeſuiten ganz aus der Luft gegriffen iſt. Und eben jetzt iſt man ſehr neugierig auf den gegen ihren Kaſſier Haffner verhängten Criminalprozeß, welcher ihre Kaſſe um beinahe 200,000 Francs beſtohlen haben ſoll, ohne daß ſie es Anfangs gemerkt haben. Was muß das für eine volle Kaſſe ſeyn, heißt es, in welcher 200,000 Fr. weniger kaum eine ſichtbare Lücke machen! Wo bekommen die Herren ſo viel Geld her, ſie, die weder ſäen noch ſpinnen, noch ein anderes Gewerbe treiben, wodurch Geld erworben wird? Allerdings zweifelt man nicht, daß es

in Frankreich wie in andern Ländern gutmüthige Seelen gibt, welche fürchten, es möchte den Herrn an etwas gebrechen, und daher Sorge dafür tragen, daß ihnen die zeitlichen Güter nicht abgehen. Aber solcher Seelen kann es hier doch nicht so viele geben, da eben dieselben Individuen meistens zugleich zur legitimistischen Partei gehören und für diese auch viel thun. Die bestohlenen Jesuiten traten, wie es scheint, sehr ungern als Kläger gegen ihren ehemaligen Kassier auf, welcher noch dazu zu einer belgischen Familie gehört, die dem Orden manches Mitglied geliefert hat. Allein heimlich kann der Prozeß in Frankreich nicht verhandelt werden, und da nun einmal der Kassier verhaftet ist und der Orden doch auch gern wenigstens einen Theil des gestohlenen Geldes wieder bekäme, so bleibt demselben kein anderes Mittel übrig, als die Rolle eines Klägers bei dem bereits eingeleiteten Criminalprozeß zu übernehmen. Dieser Prozeß erscheint gerade zur rechten Zeit, um E. Sue wenigstens in gewissen Beziehungen zu rechtfertigen, da ihn die ultramontanische Partei leidenschaftlich der Uebertreibung beschuldigt hatte. — Sue setzt seinen Roman fleißig in den Feuilletons des Constitutionnels fort, und so stark ist die öffentliche Neugierde, daß der Constitutionnel sich jetzt rühmen kann, 24.000 Abonnenten zu haben, er, der vor zwei Jahren auf 6000 herabgesunken war, nachdem er während der Restauration das angesehenste Oppositionsblatt gewesen war. Ein einziger Roman hat dieses Wunder bewirkt. Natürlich feuert dieses Beispiel andere Romandichter an, ähnliche Wunder zu thun; die Redaktionen lassen es nicht an Aufmunterungen fehlen, und niemals sind Romane so stark honorirt worden, als die, welche in den Feuilletons der großen Pariser Tageblätter erscheinen. Balzac, Soulié, A. Dumas, Scribe und manche Andere sind gleichsam in Beschlag genommen und können kaum allen Bestellungen nachkommen. A. Dumas allein versteht die Kunst, mehrere Journale zugleich zu befriedigen; wie er es anfängt, weiß ich wahrlich nicht. Es ist vor einigen Tagen eine Flugschrift auf ihn erschienen, unter dem Titel: „Romanenfabrik von A. Dumas und Compagnie;" dieß wird ihn aber wohl nicht abhalten, auch ferner so viel als möglich zu schreiben, seinen Namen überall herzugeben und von allen Seiten Honorar zu beziehen. Manche unter seinem Namen erschienene Werke sind freilich nicht von ihm, oder haben ihn wenigstens keine größere Mühe gekostet, als die, eine Vorrede oder Einleitung dazu zu schreiben, oder einen ihm vorgelegten Stoff ein wenig zu überarbeiten. Ch. Nodier machte es nicht besser, und Jules Janin verfährt eben so. So lange sich das Publikum mit solcher Arbeit begnügt und sich an berühmte Namen hält, wird es auch so bedient werden. Uebrigens sind die Journale offenbar der beste Weg für Schriftsteller, um berühmt zu werden, und man sah hier neulich einen Romandichter, Namens Jules Lacroix, einen Buchhändler, seinen Verleger, verklagen, weil dieser seinen letzten Roman in den Journalen nicht angekündigt hatte. Diese Ankündigungen sind eine wichtige Angelegenheit geworden. Es gibt in Paris agents d'annonces, das heißt Leute, welche davon leben, daß sie für Verleger, Autoren, Kaufleute, Gastwirthe u. s. w. Ankündigungen in den Tageblättern besorgen, und in den großen Journalen werden die Annoncen verpachtet. Man behauptet, daß das Journal des Débats einem Unternehmer für 100.000 Francs das Recht abgetreten hat, die Ankündigungen im Blatt einzurücken und sich dafür bezahlen zu lassen. In der That ist dieß ein weitläuftiges Geschäft geworden, womit sich die Redaktion nicht mehr abgeben kann. Jener Jules Lacroix hat im Prozesse ein Schreiben von A. Dumas beigebracht, worin dieser, um die Wichtigkeit der Anzeigen darzuthun, von einem Buchhändler spricht, welcher 24.000 Francs jährlich für Ankündigungen ausgebe. Mit den Behauptungen des berühmten Romandichters muß man es zwar nicht genau nehmen; aber sicher ist, daß nur durch große Publicität starker Absatz bewirkt werden kann, und daß manche Verleger und Kaufleute in Paris viele tausend Francs für Ankündigungen in den Hauptjournalen jährlich ausgeben. A. Dumas behauptet im eben erwähnten Schreiben, einer seiner Verleger habe nur 400 Exemplare von einem seiner Romane in Zeit von einem Jahre abgesetzt, weil er wenig für Ankündigungen auslege, wogegen ein anderer, welcher ebenfalls einen Roman von ihm verlegt hat und die Kosten der Ankündigungen nicht scheut, schon über tausend Exemplare abgesetzt habe. Ich war sehr neugierig auf den Richterspruch in dieser sonderbaren Angelegenheit, da es wahrscheinlich das erstemal war, daß eine solche Klage vor Gericht kam, und kein Gesetz bekannt ist, welches einem Verleger die Verbindlichkeit auferlegt, ein Verlagswerk in den Zeitungen ankündigen zu lassen, wenn er dieß nicht für gut findet. Nun behauptete der Dichter zwar, sein Verleger habe sich mündlich dazu verbindlich gemacht, aber ein schriftliches Dokument darüber war nicht vorhanden, und es fragte sich nun vor Gericht, ob ein Autor seinen Verleger zwingen könne, zum Absatze seines Werkes die nöthigen Mittel zu ergreifen und Kosten deßhalb nicht zu scheuen. Der Verleger ließ es jedoch zu keiner Entscheidung kommen, er versprach dem Dichter, das Werk ankündigen zu lassen, und somit nahm dieser seine Klage zurück. Auch konnten allenfalls die umständlichen Berichte, welche die Zeitungen über diesen Prozeß gaben, statt einer Ankündigung des Romans dienen. Der Dichter hatte seinen Zweck erreicht; dieß war es, was er wollte. Es ist zu bedauern, daß die Literaten zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen; man will aber nicht allein bekannt, sondern auch berühmt werden; denn hat er es einmal zur Berühmtheit gebracht, so ist der Romandichter gewiß, daß er seine Manuscripte sehr gut absetzt und eine Bestellung nach der andern bekommt. In literarischer sowohl als finanzieller Hinsicht steht er sich alsdann vortrefflich und kann im üppigen Paris eine Figur machen, wie es einem berühmten Manne geziemt. Der Verfasser jener Broschüre aber, worin die Romanfabrik von A. Dumas und Compagnie persiflirt wird — er heißt Mirecourt — hat bald erfahren, wie mißlich es ist, den Ruf angesehener Schriftsteller anzutasten. Ein bei der vorgeblichen Fabrik betheiligter Schriftsteller, Namens Felicien de Mallefille, hat den Verfasser herausgefordert. Das Duell ist von der Polizei verhindert worden, worauf Mirecourt in den Zeitungen zwar keine Abbitte gethan, aber doch die Versicherung gegeben hat, daß er der Ehre des Hrn. Felicien de Mallefille nicht habe zu nahe treten wollen und vor diesem Schriftsteller die gebührende Achtung hege, auch seinen Namen in der besprochenen Broschüre gern auslöschen möchte, wenn es in seiner Macht stünde. Felix Pyat, ein in der neuern Literatur sonst geachteter Schriftsteller, macht eben jetzt auch diese bittere Erfahrung, welch gefährliches Ding es um ein Libell ist; er ist wegen seiner Schrift wider Jules Janin zu sechsmonatlichem Gefängniß und noch dazu zu einer Geldbuße verurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. März 1845.

— They
Were mad for land, and thus their course they ran. —
At last, with swimming, wading, scrambling he
Roll'd on the beach, half senseless, from the sea.

Byron.

St. Martins Nachtwache.

(Schluß.)

Nun aber hatte Stannes unter den Mitgefangenen einen gar lieben Geſellen aus ſeinem Heimatbort, einen äußerſt gutmüthigen Burſchen, Namens Philipp Radnagel, der ſeines Zeichens eigentlich ein Schneider war und von dem man billig fragen möchte, wie er bei ſeiner etwas zaghaften Gemüthsart unter die Soldaten gerathen ſey, wenn wir nicht wüßten, daß der Kaiſer auch die ausgemachteſte Memme in's Feuer zu führen verſtand. „Du willſt mich alſo verlaſſen?“ ſagte Philipp mit naſſen Augen, worauf Stannes: „Komm mit!“ — „Ich kann nicht ſchwimmen,“ verſetzte der andere, und ſein kläglicher Ausdruck ging dem Stannes dermaßen zu Herzen, daß er nicht mehr lange nachrechnete, ob ſeine Kräfte auch nur zu der eigenen Rettung ausreichen würden oder nicht. „Auf den Rücken kann ich dich freilich nicht nehmen,“ ſprach er; „aber auf ein Brett legen und ſchucken,* das kann ich. Reiß' dort die lockere Bohle vollends los.“ Gehorſam zerrte Philipp an der Bohle, würde ſie jedoch ohne den Beiſtand ſtärkerer Kameraden kaum aus der Fuge gebracht haben. „Komm, zieh dich aus und folge mir,“ rief Stannes, indem er das Brett über Bord gleiten ließ und unter dem Beifallsruf der Zuſchauer kopfüber nachſpringend zur Tiefe ſchoß, um alsbald wieder mit triefendem Haar emporzutauchen. „Wer mitmachen will, iſt eingeladen, wir haben Alle Platz genug,“ rief er hinauf, das ſchwimmende Brett zu der Strickleiter hinſtoßend, an deren Fuß inzwiſchen angelangt, Philipp mit ſcheuem Zagen eine Zehe wie zum Verſuch in's Waſſer ſtreckte und raſch zurückzog. „Kalt, verdammt friſch!“ brummte er dabei. — „Komm, mach voran!“ mahnte Stannes. — „Ich getrau mich nicht,“ wimmerte die Schneiderſeele, auf der letzten Sproſſe ſitzend. „Das wollen wir gleich ſehen, ob du dich getrauſt oder nicht,“ rief Stannes, ſchnellte wie ein Karpfe in die Höhe, ergriff den verzagten Freund beim Schopf, ſchaffte den Erſchreckten auf das Brett, hieß ihn, ſich feſthaltend, ruhig liegen, und trat die abenteuerliche Reiſe an, da eben ein dumpfer Hall verkündete, daß der Engländer die Entfernung des Pontons entdeckt habe. Voll Verwunderung ſahen die Kameraden dem Wageſtück zu, von allen aber getraute ſich keiner, das Beiſpiel nachzuahmen, bis auf einen alten Offizier, der, als er die Segel des Wachtſchiffes ſich entrollen und ſchwellen ſah, zu den Genoſſen ſprach: „Beſſer ertrinken als Prügel bekommen!“ und ſomit in die Wogen ſprang, obſchon er kein ſonderlich

* Schucken ſo viel als ſtoßen, ſchieben, ſtoßweis ſchieben.

geübter Schwimmer und ſchon ziemlich ſteif auf den Knochen war.

Das Schwimmen war unter den gegebenen Umſtänden ſchon an und für ſich hier keine leichte Arbeit, und durch die belaſtete Diele, welche Stannes vor ſich her ſtieß, wurde die Aufgabe ſchier unausführbar, weil der armſelige Philipp immer mehr den Muth verlor, bald über Schwindel und Nachlaß der Kräfte, bald über Froſt klagte. Stannes redete ihm gütlich zu, da er aber endlich merkte, daß auch die beſten Worte nichts fruchteten, rief er: „Ich hau' dich, meiner Seel', auf deinem Brett durch, ſobald du nicht ruhig liegſt und das Maul hältſt," wobei er, gleichſam zur Probe, ihm einen klatſchenden Streich mit der flachen Hand gab, worauf Philipp ſich nicht mehr regte noch rührte, ſo daß er offenbar ſich mehr vor Schlägen als vor dem Ertrinken fürchtete, wenn ſchon aus ganz andern Gründen wie der alte Offizier, welcher juſt die beiden einholte und theils das Brett mit dem Schneider vorwärts ſtoßen half, theils es benuzte, um ein wenig auszuruhen.

Als die drei, erſchöpft von Mühſeligkeit, das Land erreicht hatten und hochaufathmend umblickten, ſahen ſie das engliſche Schiff auf Kabeltaulänge beim Ponton, die breite Seite dem Geſtade zugekehrt, und der von Rauch gefolgte Blitz aus einer Lucke ließ ſie errathen, daß ſie von Bord aus am Geſtade entdeckt worden, worauf ein zweiter Schuß ſie belehrte, daß die Engländer auf ſie zielten, denn ſie hörten die Kartätſchen unfern von ſich wie einen großartigen Schrotſchuß rappelnd einſchlagen, und hielten es demnach für gerathen, ſich hinter den hohen Damm zurückzuziehen, auf welchem der Weg an der ſumpfigen Niederung hinzog.

Der Gang über den moraſtigen Boden war für die von Hunger und Arbeit erſchöpften Flüchtlinge überaus beſchwerlich, doch mochten ſie nicht wagen, ſich einige Raſt zu gönnen, weil ſie vermuthen durften, die Engländer könnten ein Boot ausſetzen, um ſie verfolgen zu laſſen. Nach einigen hundert Schritten wurde das Moor bodenlos, und vermochte die leichte Laſt der drei völlig unbekleideten Männer nicht mehr zu tragen, ſo daß ſie auf dem Abhang des Dammes ſelbſt hinlaufen mußten, wo ſie nicht nur Mühe hatten, den abſchüſſigen Boden zu behaupten, ſondern auch an Stein und Dorn die nackten Sohlen wund ſtießen und rizten. Der Schneider gab außer einigen Seufzern keinen Laut von ſich, entweder aus Scheu vor einer Zurechtweiſung, oder, was mir wahrſcheinlicher dünkt, weil er die jetzige Beſchwerlichkeit über der Freude vergaß, dem gefürchteten naſſen Urſtoff entronnen zu ſeyn. Der Offizier dagegen behauptete, das Gehen auf ſolche Weiſe nicht länger aushalten zu können, und obſchon Stannes ihn dringend ermahnte, ſein Leben nicht ſo unnüz noch auf der Schwelle des rettenden Zufluchtsortes preiszugeben, ſo zog die alte Kriegsgurgel dennoch die Bequemlichkeit der Sicherheit vor, und auf dem Damm hinlaufend, rief der Greis: „Ich geb' hier wie in meinem Zimmer, kommt nur auch herauf und laßt die thörichte Furcht, ihr jungen Leute, denn der Engländer . . ."

Bei dieſem Wort überſchlug er ſich und lag ſchon lautlos am Boden, als der Knall des an Bord losgebrannten Geſchützes erſt das Ohr der entſezten Zeugen des Trauerfalls erreichte, die nun mit erneuter Schnellkraft ihren mühſeligen Weg fortſezten, und bald darauf der Schußweite des Verfolgers entronnen, ſich von jubelnden Kameraden umringt fanden, welche ihnen aus den Verſchanzungen entgegen zogen, um ſie im Triumph einzuholen. Die Erſcheinung des Pontons am frühen Morgen hatte die Aufmerkſamkeit der Wachen erregt, der fernere Vorgang war vom Thurm aus durch Fernröhre beobachtet worden, und indem die Kriegsgeſellen Muth und Glück der Geretteten prieſen, ſahen ſie mit ingrimmigem Mitleid den Ponton mit den gefangenen Kameraden am Schlepptau des Engländers unter dem umſezenden Wind im Zickzack ſich entfernen.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Mit leichter Mühe, und zwar mittelſt Einverſtändniſſes mit den Einwohnern der Stadt, bemächtigte ſich der Marſchall der leztern; Marguerite aber entging der Gefangenſchaft für den Augenblick nur dadurch, daß ſie ſich von Herrn von Lignerac auf die Kruppe ſeines Pferdes nehmen ließ und ſo in faſt ununterbrochenem Galopp deſſelbigen Tages noch zwölf Stunden zurücklegte. Nachdem am andern Tage die Flucht in derſelben Weiſe fortgeſezt worden war, kam die Königin von Navarra im Schloſſe Carlat an, wo der Bruder Ligneracs Gouverneur war. Von hier abermals durch Verrath vertrieben und weiter fliehend, fällt ſie endlich in die Hände des Marquis von Canillac, damaligen Gouverneurs der Auvergne, der ſie im Auftrage des Königs als Gefangene nach Uſſon führt; „bien forte place," wie Brantôme von dieſer Veſte ſagt, „voire imprénable, que le bon et fin renard roy Louys XI. avoit rendue en partie telle pour y loger ses prisonniers, les tenant là plus en seureté cent fois qu' à Loches, Bois de Vincennes et Lusignan."

So war Marguerite nach zahlreichen glücklich beſtandenen Abenteuern in ihrem wechſelvollen Leben endlich Staatsgefangene geworden; aber „si son corps estoit captif, son brave cœur ne l'estoit point et ne lui

manequa point," ſagt Brantôme in ſeiner Geſchichte berühmter Frauen. Auch verjagte die Prinzeſſin keineswegs, und in kurzer Zeit war Canillac durch ihre Schönheit und ihren Geiſt aus ihrem Kerkermeiſter ihr Gefangener geworden. „Pauvre homme, que pensoit-il faire? Vouloir tenir prisonnière, subjecte et captifve en sa prison celle qui de ses yeux et de son beau visage peut assubjectir en ses liens et ses chaisnes tout le reste du Monde comme un forçat!" ruft der ſchon citirte Bewunderer Margueritens. In der That wußte dieſe ihren Einfluß auf Canillac ſo gut zu benutzen, daß ſie mit Hülfe einer ihr vom Herzog von Guiſe geſandten kleinen Truppenabtheilung ſich der Feſtung bemächtigte. „Elle joue son jeu si accortement," erzählt Brantôme, „qu'elle se rend la plus forte et s'empare de la place et en chasse le marquis, bien esbahy d'une telle surprise et ruse militaire."

Marguerite war nun zwar innerhalb der Mauern des Schloſſes Uſſon frei; aber von ihrer Mutter, Catharina von Mediçis, enterbt, von ihrem Bruder gehaßt, nach dem Tode deſſelben, des lezten Valois, mit der Ligue verbunden und dadurch natürliche Gegnerin ihres Gemahls, gerieth ſie in ſolche Dürftigkeit, daß die Arme, um zu leben, ihr Silberzeug verkaufen und ihren Schmuck verpfänden mußte. Ihre Gegner behaupten, daß ſie eben kein ſehr züchtiges Leben auf Uſſon geführt, und ihre Anhänger machen aus ihr eine Heilige. — Wir halten uns, und wäre es mehr aus chriſtlicher Liebe als aus Ueberzeugung, zu den leztern, und finden eine Veranlaſſung mehr zu einer ſolchen Wahl in den anziehenden Memoiren, welche Marguerite uns als Frucht ihres Aufenthalts auf Uſſon vererbt hat und welche durch die franzöſiſche Akademie zu den der franzöſiſchen Sprache eine neue Bahn eröffnenden Monumenten derſelben gezählt worden ſind. Erſt im Jahr 1599, nach der mit ihrer Einwilligung vollzogenen Scheidung von Heinrich IV., ward Margueriten eine Penſion aus dem Schatze bezahlt. Im Jahre 1605, alſo zehn Jahre vor ihrem Tode, vertauſchte ſie Uſſon, das ſie zwanzig Jahre lang bewohnt hatte, noch mit Paris. Aber während hier das Hôtel de Sens, das ſie im Faubourg St. Antoine bezog, und ein von ihr ſpäter bewohntes und mit großartigen Gärten umgebenes Haus am Ufer der Seine, dicht bei dem Pré-aux-clercs, kaum wenigen in die Geſchichte jener Zeit Eingeweihten ihr Gedachtniß zurückrufen, haftet daſſelbe unvergänglich an den Ruinen von Uſſon, bei denen jeder vorbeiziehende Wanderer einen Augenblick mit dem Gedanken an die reizendſte und unglücklichſte Frau ihrer Zeit verweilt.

Ich bin von Iſſon, dem Ufer des Allier folgend, nach Clermont zurückgekehrt und habe ſchöne Granitfelſen bei St. Yvoine, dann in der kleinen ſchmuzigen Stadt Vic le comte, der ehemaligen Capitale und Reſidenz der Grafen von Auvergne, eine Sainte-chapelle, ähnlich der zu Riom, geſehen und bin dann zulezt durch das Städtchen Martres gekommen. An dieſen in jeder andern Beziehung höchſt unbedeutenden Namen knüpft ſich die Erinnerung eines Factums, das einzig in ſeiner Art und bis zum heutigen Tage ein Räthſel für die Archäologen geblieben iſt.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Stellung der religiöſen Parteien. — Kirchenbau.

Es iſt bekannt, wie ſehr unſere gute Hanſeſtadt auswärts im Geruche der Sektirerei ſteht. Auch ich war mehrmals genöthigt, einzelne Züge derſelben mitzutheilen; man behauptete in Hamburg ſelbſt, die Orthodoxie und der Pietismus ſeyen im Senate, in den bürgerlichen Collegien, im geiſtlichen Miniſterium bereits in der Majorität. Selbſt in den gebildetern Ständen mied oder rieb man ſich; Mißverſtändniſſe aller Art und zum Theil ſehr ärgerliche Streitigkeiten wurden dadurch erzeugt. Dazu kam, daß die aus Schleſien u. ſ. w. wegen konfeſſioneller Spaltungen ausgewanderten Geiſtlichen ſich meiſt nach Hamburg, als dem Utopien ihrer ultraorthodoxen Erwartungen, wandten, und wenn ſie hier weniger fanden, als ſie ſuchten, die Parteien gefliſſentlich oder inſtinktmäßig an einander hezten. Dieſer Glaubenseifer erzeugte mancherlei Unbehaglichkeiten, und diejenigen, welche ſich nicht um die Sache an ſich kümmern, waren doch wegen ihrer Beziehungen zu den einflußreichen Häuptern der Parteien oft in Verlegenheit. Es zeigte ſich indeß in neuerer Zeit, daß man ſich viel geſpaltener glaubte, als wirklich der Fall iſt, und zwar zunächſt bei der Stiftung des hieſigen Guſtav-Adolph-Vereins, in deſſen Vorſtand Männer der verſchiedenſten Nuancen gewählt wurden; dann bei der Sympathie, die man für die von Johannes Ronge repräſentirte neue Richtung in der katholiſchen Kirche an den Tag legte. Die Parteien ſtehen nach dieſen Vorgängen einander viel weniger ſchroff gegenüber, weil man die doppelte Ueberzeugung gewonnen, daß man, wie ſchon geſagt, einander nicht ſo fremd ſey, wie es ſchien, und daß man eng zuſammenhalten müſſe, um die proteſtantiſche Confeſſion gegen die Angriffe ihrer regſamen Widerſacher zu vertheidigen. So kann man denn in Wahrheit ſagen, daß die leidenſchaftlichen konfeſſionellen Debatten für uns im Norden ſehr wohlthätig gewirkt haben. — Außerdem beſchäftigte man ſich lebhaft mit dem Kirchenbau. Für die Wiederherſtellung der St. Nikolaikirche war eine allgemeine Concurrenz ausgeſchrieben; 45 Plane mit ſehr ausgearbeiteten Anſichten und Details ſind darauf eingegangen, und dieſe der Schauluſt der Hamburger dargeboten. Zwei prächtig gemalte Perſpektivanſichten errangen ſich die allgemeinſte Zuſtimmung, denn das Publikum urtheilt nach dem Eindruck, den das Auge erhält. Dieſe beiden Zeichnungen ſind britiſchen Urſprungs; die eine ſtammt vom Engländer Atkinſon, deſſen Kirche mehr zierlich als kunſtgerecht iſt, deſſen Plan aber in einigen Volksblättern

warme Verfechter gefunden hat; die andere ist vom Schotten Scott, einem in seinem Lande rühmlich anerkannten Kirchenbaumeister, der die vorzüglichsten Kirchen Deutschlands besucht und einen Plan geliefert hat, der von Kennern und Laien als der edelste und gefälligste gepriesen wird; nur ist bemerkt worden, daß die Kirche mehr dem katholischen als dem protestantischen Ritus angemessen sey. Nächst diesen beiden Planen gewann der von Professor Semper aus Dresden eingesandte den größten Beifall auch der Sachkundigen. Freilich überschreiten die Anschläge dieser Herren das ausgesetzte Maximum von einer Million Mark. Indessen sollte der Kostenpunkt für die reichen Mittel der Hansestadt an der Elbe unbedenklich seyn. — Einer Bekanntmachung der Baukommission der St. Petrikirche zufolge müssen von der mächtigen Ruine, die zum Neubau Anfangs tauglich befunden wurde, nun doch sehr erhebliche Theile abgetragen werden, wodurch die Bausumme natürlich erhöht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Das deutsche Vorwärts. — Der deutsche Wohlthätigkeitsverein. — Der Polenball.

Die hiesige deutsche Zeitung hat ein klägliches Ende genommen, nachdem sie ungefähr ein halbes Jahr bestanden. Die Unternehmer besaßen nicht die erforderlichen Mittel, um die von den Gesetzen den politischen Journalen auferlegte Kaution zu leisten, und mußten also ihr Blatt für ein nichtpolitisches ausgeben. Der hiesigen Regierung kamen aber Klagen zu von Seiten deutscher Regierungen wegen politischer Aufsätze in diesem deutschen Blatte, und sie mußte den Herausgeber wegen Verletzung des Gesetzes vor das Polizeigericht ziehen, welches den verantwortlichen Redakteur zu einer zweimonatlichen Haft und zu einer Geldbuße verurtheilte. Vergebens hatte dieser behauptet, er habe nur fremde Politik behandelt, welche Frankreich nichts angehe; das Gesetz habe nur die einheimische Politik einer Kaution unterwerfen wollen. Diese Unterscheidung wurde verworfen und das Gericht entschied, daß ein Blatt, sobald es politische Materien behandle, gleich viel welche, eine Kaution leisten müsse, wie sie das Gesetz vorschreibt. Eine deutsche Anzeige kündigte bald darauf den Abonnenten an, daß das Blatt Vorwärts, um künftig mit der Polizei keine Händel zu haben, in eine Vierteljahrsschrift umgewandelt werden solle. Hieraus wird aber schwerlich etwas werden, da die meisten Mitarbeiter am Vorwärts aus Frankreich ausgewiesen worden sind. Somit ist denn der vierte Versuch, ein deutsches Blatt in Paris zu begründen, gescheitert, und schwerlich wird so bald Jemand Lust haben, einen ähnlichen zu wagen, wogegen ein englisches Blatt seit 50 Jahren besteht und noch immer blüht. Woher dieser Unterschied? In England kümmert man sich wenig um die Existenz einer englischen Zeitung in Paris; was sie auch sagen mag, so sagen die Londoner Zeitungen noch weit mehr, und da Englands Zeitungen theuer sind, so findet man es auf dem Festlande ökonomisch, ein viel wohlfeileres Blatt in Paris zu haben, welches schnell die politischen Aufsätze und die Neuigkeiten der Londoner Blätter wieder gibt. Von allen diesen Vortheilen genießt der Unternehmer eines deutschen Blattes in Paris nichts. Was er aus deutschen Blättern ziehen kann, hat nur für einige Deutsche besonderes Interesse. Fängt er nun aber an, nach Weise der französischen und englischen Journalisten über Politik zu räsonniren, so erfolgt bald aus Deutschland eine Klage nach der andern; das Blatt darf nicht mehr über die Grenze, und der Absatz beschränkt sich auf einen geringen Theil der in Frankreich lebenden Deutschen. — Einige der deutschen Politiker, welche das Vorwärts begonnen hatten, waren auch die Gründer des deutschen Wohlthätigkeitsvereins. Dieser Gedanke ist von andern Deutschen hier schnell aufgefaßt und in's Werk gesetzt worden. Glücklicherweise ist diesem philanthropischen Unternehmen jede politische Rücksicht ganz fern geblieben. Man hat begriffen, daß es sich nur darum handle, Deutschen, welche unverschuldet in's Elend gerathen sind, hier in der Fremde zu Hülfe zu kommen, um sie in Stand zu setzen, entweder nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, oder sich hier redlich zu nähren. Das Unternehmen hat guten Fortgang; auch in Deutschland interessirt man sich dafür, wie man aus der neulich mit den Statuten des Vereins abgedruckten Liste der Subscribenten sieht. Freilich findet dieser Hülfsverein hier keine so allgemeine Theilnahme, wie der polnische, welcher von reichen Damen auf's Thätigste unterstützt wird und Bazars und Bälle hält, um desto reichlichere Spenden zu bekommen. Fürst Czartoriski und seine Gemahlin sind jedoch für die Gefälligkeit, mit der sie kürzlich ihr schönes Hotel zum jährlichen Polenballe hergegeben, schlecht belohnt worden und haben sich sogar einen Prozeß zugezogen. Zwei- bis dreitausend Menschen hatten an diesem Balle Theil genommen, oder sich wenigstens auf demselben gezeigt, und da der Eintrittspreis ein Goldstück, 20 Francs, betrug, so fand man hier die reiche und vornehme Welt beisammen. Da man für alles Mögliche in Paris Unternehmer findet, so hatte der Fürst mit einem Fremden, Namens Meyer, eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher derselbe die Mäntel und Ueberröcke der Ankommenden gegen eine bestimmte Kleinigkeit in Empfang zu nehmen, zu bewahren und beim Nachhausegehen wieder zu verabfolgen hatte. Entweder hatte aber dieser Meyer keine so zahlreiche Versammlung erwartet oder seine Vorsichtsmaßregeln schlecht getroffen; genug, es entstand bald große Verwirrung im sogenannten Vestiaire. Es lagen da Haufen von Kleidungsstücken, es war aber nicht möglich, die geforderten herauszufinden; die Männer wurden böse, die Damen jammerten, daß sie ohne ihre Oberhülle sich dem Frost würden aussetzen müssen. Je emsiger man suchte, desto mehr stieg die Verwirrung, denn die Zahl der Fordernden wuchs beständig; Manche zogen nach langem Zögern und Schelten ohne ihre Mäntel und Ueberröcke ab und verwünschten Meyer und seine Gehülfen; diese begingen im allgemeinen Wirrwarr arge Verwechselungen und lieferten die unrechten Kleidungsstücke ab, womit sich aber die Fordernden einstweilen begnügten, indem sie dachten, etwas sey besser als nichts. Natürlich gingen darüber manche rechtmäßige Eigenthümer leer aus. Diese haben gegen Meyer Klage geführt, und das Gericht hat denselben zum Ersatz der verloren gegangenen Kleidungsstücke, deren viele mehrere hundert Francs werth sind, verurtheilt. Meyer will sich jetzt an den Fürsten Czartoriski halten und gerichtlich von diesem Entschädigung verlangen. Diese Unannehmlichkeit, welche die Subscribenten des Balls sehr mißstimmt, möchte dem Fürsten die Lust benehmen, ferner sein Hotel zu einem Polenball herzugeben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. März 1845.

Du ließt bei jedem Loos die beſte Nummer,
Denn wer, wie du, vermag ſo tief zu dringen
In's tiefſte Herz? Wenn du beginnſt zu ſingen,
Verſtummen wir als klägliche Verſtummer.

Platen
an Shakespeare.

Shakespeares inneres Leben und Geiſtesentwicklung.

Dargeſtellt aus ſeinen Werken.

Wäre Shakespeare nicht ſo durch und durch dramatiſcher Dichter, ruhte nicht jedes ſeiner großen Werke wie ein Univerſum in eigener Schwere, ſo müßten wir es höchlich beklagen, daß uns der Zuſammenhang derſelben mit ſeiner Perſönlichkeit weit unbekannter iſt, als z. B. das Verhältniß der Subjektivität Schillers und Goethe's zu ihren Dichtungen. Goethe war ſo ſehr Lyriker, daß er ſagen konnte, er wolle in Wahrheit und Dichtung, ſeiner Selbſtbiographie, die Bekenntniſſe ergänzen, die er in ſeinen Werken gemacht, weil er ſtets die Erlebniſſe des eigenen Herzens, die Stimmungen der eigenen Seele in den Geſtalten ſeiner Poeſie veranſchaulichte; und Schiller iſt uns nicht ſowohl als vollendeter, ſondern als werdender Dichter ſo anziehend; jedes neue Gedicht iſt ein neuer Schritt nach dem Heiligthum claſſiſcher Kunſt, das er ſich erſt erobern muß. Shakespeare dagegen ſteht nicht nur von Natur mitten in demſelben, ſondern er trachtet auch weniger ſich ſelbſt darzuſtellen, als vielmehr der Natur und Geſchichte den Spiegel vorzuhalten und dem Jahrhundert, dem Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen. Das eigene Innere enthüllt er uns nur durch ſeine Betrachtungsweiſe der Dinge. Doch können wir drei Perioden ſeiner dramatiſchen Poeſie deutlich unterſcheiden, und durch ſeine lyriſchen Gedichte über ſeine Subjektivität noch erwünſchte Aufſchlüſſe gewinnen.

Außer einem lyriſch-epiſchen Gedicht: Lover's complaint, Liebesklage eines verlaſſenen Mädchens, beſitzen wir eine Sammlung verſchiedener Lyrica unter dem Titel: The passionate pilgrim, und dann 154 Sonette von Shakespeare. Der Buchhändler Jaggard gab 1599 mit des Dichters Namen, aber ohne ſein Wiſſen und keineswegs zu ſeiner Zufriedenheit, den leidenſchaftlichen Pilger heraus. Es ſind vermiſchte Gedichte von ſehr verſchiedenem Werth. Eines iſt von Marlow (Come live with me and be my love) und darum in neuern Ausgaben weggelaſſen; zwei andere, VI u. XVIII., ſind von Richard Barnefield, Nr. XVI., das die Engländer Boswell und Dyen längſt für Shakespeares unwürdig erklärten, ſteht in der Anthologie „Englands Helicon 1600“ mit Ignoto unterzeichnet; ein Sonett ſteht in Love's labours lost, zwei andere ſind erſte Würfe zu Venus und Adonis. Außerdem iſt ein Klaggeſang, eine volksthümliche Ballade und jenes wunderſchöne Lied bemerkenswerth, deſſen erſte Strophe der Dichter in „Maß für Maß“ wiederholt hat. Das Uebrige iſt weder beſonders werthvoll noch charakteriſtiſch, lezteres Lied aber iſt

eines von denen, wie Shakespeare sie in seinen dramatischen Werken singen läßt, äolsharfenmäßig, wie die Musik des ätherischen Ariel, so duftig zart hingehaucht und von innerer Melodie getragen, daß man sie unwillkührlich singt und in der Weise kaum fehlgreifen kann. Er hat sie selbst geschildert:

„Die Weise noch einmal! — sie starb so hin;
O sie beschlich mein Ohr dem Weste gleich,
Der auf ein Veilchenbeet lieblich haucht'
Und Düfte stiehlt und gibt.
— — 's ist alt und schlicht,
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mädchen, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie's zu singen; 's ist einfältig,
Und dabit so mit der Unschuld süßer Liebe
Als wie die alte Zeit.

(Was ihr wollt.)

Schon 1798 hatte Meres in seiner Schrift Palladis Tamia, Wit's Treasury (Witzes Schatzkästlein) gesagt: „Wie man glaubte, daß die Seele des Euphorbos im Pythagoras fortgedauert, so lebt die süße witzige Seele Ovids in dem wohllautreichen, honigzungigen Shakespeare. Dieß beweisen Venus und Adonis, Lucrezia und seine Zuckersonette unter seinen vertrauten Freunden." Darnach ließ schon Jaggard diebischer Weise eine Sammlung der Sonette drucken; 1609 erschienen sie aber vollständig mit Shakespeares Willen und in kunstvoller Ordnung, so daß wir sie im Zusammenhang lesen müssen, um die freudvoll und leidvoll sich auf und ab wiegende Leidenschaft und das im Kampf mit Zweifel und Sünde sich läuternde Gemüth des Dichters würdig aufzufassen und die Nachklänge einzelner bald hoffnungsreich froher, bald schmerzlich getrübter Stimmungen in der Harmonie eines Lebensganzen zu vernehmen. Es liegt in diesen Sonetten eine Fülle tiefsinniger Gedanken, von schönen Bildern dicht umblüht; manche sind wie ein Hauch des Gefühls, andere dann wieder mit der Dialektik eines spielenden Verstandes ausgeführt und epigrammatisch zugespizt. Der Styl ist oft geziert und überladen, wie es die Mode der Zeit und die südlichen Muster wollten; doch ist auch hier wie im Drama Shakespeare einfacher und geschmackvoller als seine Genossen, deren keiner an Klarheit und nerviger Rede etwa mit folgendem Sonette wetteifern kann: *

Wenn ich vom Glück verschmäht und Menschenblicken
Mein ausgestoßnes Daseyn still bewein',
Und mich betrachtend fluche den Geschicken,
Daß taub der Himmel blieb bei meinem Schrei'n,
Und wünsch' ich wär' an Hoffnungen so reich
Wie Mancher, so befreundet, so geboren,
In Kunst und Freiheit Dem und Jenem gleich,
Mindestens froh bei dem, was ich erkoren:
Doch — denk' in solchem Selbstverachtungstraum
Von ungefähr ich deiner, jauchzt mein Leben
Wie Lerchen, die vom dumpfen Erdenraum
Frühjubelnd sich zum Himmelsäther erheben.
So macht Erinnrung an dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Uebersetzung der Sonette im Shakespeare-Almanach von Regis ist treuer und besser, als die glatte, aber oberflächliche in der Wiener Ausgabe von Sh's Werken in Einem Band; doch mußte ich für obige Proben manches ganz neu übersetzen oder im Einzelnen umändern, damit die Verse das Original nicht aufgeben und zugleich dem deutschen Leser genießbar seyen.

Briefe über die Auvergne.

(Schluß.)

In einer sumpfigen Wiese unweit des genannten Orts fanden zwei Bauern, indem sie einen Abzugsgraben anlegen wollten, nur einen Fuß tief unter der Oberfläche des Bodens ein gemauertes Grab und in demselben einen steinernen Sarg; Grab und Sarg bestanden aus einem grauen porösen Kalkstein. Das Monument war von der gröbsten Arbeit und, wie es heißt, ohne alle Inschrift, oder ein sonstiges Zeichen, das Aufschluß über die Zeit seiner Erbauung hätte geben können. Der Leichnam war mit den Füßen nach Westen gerichtet und im Sargdeckel befanden sich zwei 1½ Zoll breite Einschnitte, welche mit einer Art Werg ausgefüllt waren und von denen der eine über dem Munde und der andere über dem Magen des hier begrabenen Individuums angebracht war. Wie groß aber war das Erstaunen der beiden Bauern, als sie den Sarkophag öffneten und in demselben den Körper eines etwa zwölfjährigen Knaben liegen sahen, welcher eher sanft zu schlummern als todt zu seyn schien.

Das Gerücht dieser sonderbaren Entdeckung hatte bald die ganze Einwohnerschaft des Dorfes herbeigezogen und mit dem Schwarm von Bauern auch einen Chirurgen und einige andere Personen, welche im Stande waren, die nähern Umstände dieses merkwürdigen Fundes unmittelbar nach demselben aufzufassen und mit einiger Genauigkeit darüber zu berichten, und nie hatte wohl das Resultat einer Ausgrabung in höherem Grade die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt verdient. Die Mumie, welche hier vielleicht nach mehr als tausend Jahren so zufällig an das Tageslicht zurückkehrte, war durch ihre Erhaltung einzig in ihrer Art; solches hatte die alte egyptische Kunst nie zu leisten vermocht. Die Wangen und Lippen des Körpers waren rosig, wie im Leben, das zwei Zoll lange kastanienbraune Haar, die Zähne, die Zunge, die Ohren waren vollkommen unversehrt, und was noch merkwürdiger ist, die Augen hatten den Glanz behalten, der ihnen im Leben eigen ist. Alle Gelenke des Körpers, mit Ausnahme der Fußgelenke, waren vollkommen biegsam und die Finger

ſo elaſtiſch, daß ſie, wenn man ſie nach der Hand hineinbog, ihre frühere Lage wieder annahmen. Die Hände zeichneten ſich durch ihre Weiße und tadelloſe Form aus, ja der Unterleib hatte ſeine Weiche und Elaſticität behalten.

Um deiner Wißbegierde, ſo viel an mir iſt, entgegen zu kommen, ermangle ich nicht, dir mitzutheilen, was in Betreff der Einbalſamirung der Mumie von Martres ſelbſt bei oberflächlicher Unterſuchung derſelben in die Augen fiel, und das iſt allerdings ungefähr Alles, was man von derſelben und von den Mitteln einer ſo wunderbaren Erhaltung hat in Erfahrung bringen können; denn die Natur der hier angewendeten Subſtanzen iſt ein Geheimniß geblieben.

Unmittelbar über dem Körper waren die zur Einbalſamirung verwendeten Stoffe ausgebreitet und die Haut hatte unter dieſer Hülle einen gelblichen Anflug erhalten. Auf dieſe aromatiſche Rinde folgte eine dünne Lage von Werg, auf dieſe eine außerordentlich feine Leinwand, welche durch um den Körper geſchlungene Streifen deſſelben Stoffs gehalten wurde, ſo daß die Mumie dadurch das Anſehen eines Wickelkindes erhielt. Hände und Füße ſteckten in Beuteln voll aromatiſcher Stoffe, der Kopf war mit einer Kappe bedeckt, welche aus einer Art von weichem Leder gefertigt ſchien. Endlich umgab den Körper ein Leichentuch von der feinſten, ſo wie ein zweites von ſehr grober Leinwand.

Leider bemächtigte ſich gar bald der Aberglaube der Thatſache einer ſo wunderbaren Erhaltung eines Körpers, welcher ſeit undenklicher Zeit hier unter der Erde geruht haben mußte. Die Bauern von Martres zweifelten keinen Augenblick, daß ſie es mit einem Heiligen zu thun hatten; ſie läuteten daher mit allen Glocken und trugen die Mumie des römiſchen oder galliſchen kleinen Heiden, dem es ſchwerlich bei ſeiner Wiege geſungen worden war, daß ihm einſt als chriſtlichem Heiligen die Ehre des Triumphs zu Theil werden ſollte, nach ihrer Kirche. Hier überließen ſie ſich ganz ihrer ſtürmiſchen Andacht, aber die Zeichen der Verehrung, welche ſie der merkwürdigen Mumie zollten, beſtanden darin, daß ſie dieſer die Zähne ausriſſen, Stücke Haut aus der Stirn herausſchnitten, ſie ihrer aromatiſchen Hülle und ihrer Schweißtücher beraubten und dieſe Gegenſtände als Reliquien nach Hauſe trugen.

Der Biſchof von Clermont, benachrichtigt von dieſem Cultus für einen keineswegs von der Kirche geſchaffenen Heiligen, zeigte, daß er mit eben nicht viel mehr Bildung und geſundem Menſchenverſtand geſegnet war, als die ſeiner Obhut anvertraute Heerde zu Martres. Er ſah in einem intereſſanten Denkmal des Alterthums nichts weiter als die Veranlaſſung zu einer unbefugten Canoniſation, und befahl daher, die Mumie ſofort wieder zu begraben. — Dieß geſchah, aber das Tribunal zu Riom, welches inzwiſchen auch Kunde vom Ereigniſſe erhalten hatte, ließ die merkwürdige Leiche wieder ausgraben, nach Riom bringen und dieſelbe in ihrem, freilich ſchon ſehr verſtümmelten Zuſtande unter einem Glaskaſten zur Schau ſtellen, um durch den Ertrag eines Eintrittsgeldes dem Hoſpital der Stadt eine kleine Einnahme zu verſchaffen. Da kam plötzlich ein Befehl von der Regierung, in Folge deſſen die bereits berühmt gewordene Mumie an das Muſeum zu Paris abgeliefert werden ſollte. Alle dieſe in ſo kurzer Friſt auf ſie einſtürmenden Abenteuer hat aber die ſo unſanft aus ihrer Ruhe aufgeſtörte nicht überſtanden, und jezt gleicht ſie einer Puppe von hartem zuſammengeſchrumpftem Leder.

Das Gerücht will, daß die Entdecker des Grabmals in demſelben mehrere koſtbare Gegenſtände gefunden haben, welche wahrſcheinlich von hohem Werthe für die Kunſtgeſchichte geweſen wären und Aufſchluß über die Zeit der Erbauung des Grabes gegeben hätten; die Leute haben aber dieſelben ſofort an einen Goldſchmied verkauft und aus Furcht, einen Theil ihres Gewinnes einzubüßen oder beſtraft zu werden, ſtets hartnäckig verleugnet. So hat denn die außerordentliche Theilnahme, mit welcher die Archäologen dieſe Entdeckung aufgenommen und zum Gegenſtande ihrer Forſchungen gemacht haben, kein irgend genügendes Reſultat geliefert.

Vielleicht hätte ich dir gleich Anfangs ſagen ſollen, daß dieſer merkwürdige Fund bereits im Jahre 1756 gemacht wurde. Du haſt indeſſen nichts dabei verloren, daß du mich bis zu dieſem Augenblicke wohl gar für einen Augenzeugen des Phänomens gehalten, und ich habe dabei in ſo fern gewonnen, als du in ſolcher Ungewißheit meinen Bericht vielleicht mit um ſo größerem Intereſſe geleſen haben wirſt. Du darfſt daher die Verweiſung dieſer chronologiſchen Notiz an das Ende meines Briefs ſelbſt für eine kleine Kriegsliſt nehmen, wenn du anders willſt.

W. v. R.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Bälle. — Conzerte. — Berlioz. — Kinder als Schauſpieler.

Die Faſtenzeit ſchließt die öffentlichen Bälle aus, dagegen wird mancher Privatball gegeben, von denen einige den fürſtlichen Bällen gleichen. So ſpricht man viel vom Balle, welchen der Harfen- und Fortepianofabrikant Erhard in ſeinem ſchönen Conzertſaale gegeben hat und der 10.000 Francs gekoſtet haben ſoll. Ueberhaupt ſcheint dieſer Fabrikant, deſſen Oheim ſich durch ſeine vortreffliche Gemäldeſammlung bekannt gemacht hat, auf ſehr hohem Fuß zu leben. Die meiſten Virtuoſen gehören zu ſeinen Freunden, und Conzerte, wie er ſie gibt, könnte mancher Fürſt nicht geben. Daß der Rothſchildſche Ball zu den glänzenden Feſten

in diesem Winter gebörte, versteht sich von selbst. Der Hof hat nur Einen großartigen Ball und der Herzog von Nemours einige kleinere gegeben; dagegen hat der König auf dem kleinen Hoftheater in den Tuilerien Truppen verschiedener Pariser Theater spielen lassen, und zwar Engländer, Italiener und Franzosen. Gegenwärtig werden bei Hofe und in der Stadt zahlreiche Conzerte gegeben, trotz aller Klagen der Operndirektionen. Der abenteuerliche Berlioz ist auf den Gedanken gekommen, im Sommerlokal der Bereitertruppe in den Champs elysées große Conzerte zu geben, wo er vor Allem seine und dann die Compositionen anderer Tonkünstler ausführen läßt. Dieß hat aber bereits Tadler gefunden; so äußert sich ein neues Kunstblatt, Moniteur des arts, darüber in folgender Weise: „Jedermann weiß, daß Berlioz nur an starken Chören und Instrumentenmassen Gefallen hat. In der Musik theilt er mit Napoleon die Meinung, daß der Sieg stets auf Seiten der großen Bataillone sey; daher stellt er, in Erwartung von noch stärkern, einstweilen Heere von 550 Musikanten auf. Der Saal des cirque olympique eignet sich vortrefflich zu solchen musikalischen Schlachten, denn wahrscheinlich sind die Mauern dieses Saales fester gebaut, als Jerichos Mauern; sie schienen auch beim Lärmen der Blasinstrumente gar nicht zu wanken, bei einem Lärm, gegen den die Tutti der berühmten Trompeter Josua's nur ein schwaches Flötensolo seyn würden. Indessen wollen wir nicht behaupten, daß diejenigen Recht haben, welche die Wirkung dieser Instrumentalmasse im Titel des englischen Stückes: Viel Lärmen um nichts, vollkommen ausgedrückt finden; dies Urtheil wäre zu hart u. s. w." — Dem Operndirektor, welcher sich bekanntlich über so Manches beklagt, was dem Gedeihen seiner großen Anstalt zuwider ist, steht jezt ein neues Herzeleid bevor, das übrigens auch andere Theater trifft und einem derselben sogar den Untergang droht. Die Regierung will nämlich nicht mehr erlauben, daß Kinder die Bühne betreten. Als Grund führt man an, das neulich bei einem Criminalprozesse Knaben, welche beim Kindertheater des Taschenspielers Comte angestellt sind, der schlimmsten Sitten beschuldigt worden sind, und in der That läßt sich leicht denken, daß ein Theaterdirektor sich um die Aufführung seiner jungen Schauspieler außerhalb der Bühne wenig bekümmern kann, und daß diese daher Gefahr laufen, ganz verdorben zu werden. Ein Kindertheater ist vor einiger Zeit abgebrannt und die Vorstellungen haben aufgehört. Jezt ist nur noch das Comte'sche vorhanden, und wie es heißt, wird der Direktor genöthigt seyn, sich auf seine Taschenspielereien und physikalischen Künste zu beschränken. Bei den andern Theatern sind auch Kinder angestellt, um die für sie passenden Rollen zu geben. Stücke, welche Kinderrollen enthalten, müßten, wenn die Polizei ihr Verbot streng durchsezte, ganz bei Seite gelegt, und sogar Racine's Athalie könnte nicht mehr gegeben werden. So weit wird aber sicher die Regierung nicht gehen und auch nicht gehen können. Vermuthlich will sie blos dem Einreißen der Sucht oder Gewohnheit, Kinder auf die Bühne zu bringen und ihnen unpassende Dinge in den Mund zu legen, Einhalt thun. Gerade jezt sieht man eine Menge Kinder auf verschiedenen Bühnen. Das Gymnase dramatique gibt ein drolliges Stück: „der Kinderball," in welchem die Kleinen sehr lustig truppenweise umhergaukeln, und die Operndirektion ist froh, daß sie die Wiener Kindertruppe, welche so anmuthig die Polka und die Mazurka tanzt, noch für einige Vorstellungen behalten kann, obgleich Oesterreich, wie es heißt, seine Kinder zurückfordert. Nach der erwähnten Verordnung der Regierung sollen die Theater künftig keinen Knaben und kein Mädchen unter 15 Jahren engagiren können. Aber sollte in diesem Alter die Verführung nicht noch mehr zu befürchten seyn, als in der Kindheit? Man könnte hier durch eine dramatische Erziehungsanstalt helfen, welche unter der Aufsicht der öffentlichen Behörde stehen müßte. Dg.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Gerson. — S. Heine.

Von der Kirche zum Grabe! Die Erde forderte in lezterer Zeit zwei Männer von uns zurück, welche, obwohl Privatleute, weithin einen Ruf hatten, nach welchem viele öffentliche Charaktere vergebens ringen. Beide Matadore wurden in roh zusammengeschlagenen viereckigen Särgen, alles Schmuckes baar, hinausgeführt zur Gruft, denn Beide gehörten dem Glauben Israels an. Dr. G. H. Gerson starb Anfangs Decembers am Schlagfluß. Noch Morgens hatte er seine Patienten besucht, deren er von allen hiesigen Aerzten am meisten hatte. Sein Ruf als ausübender Arzt und als medizinischer Schriftsteller hatte ihm bei Hohen und Geringen die ungetheilteste Anerkennung erworben, die sich auch bei seinem Begräbniß zeigte, indem weit über hundert Wagen sich dem unscheinbaren Fuhrwerk, das die jüdischen Leichen hinausführt, anschlossen. Gerson ward von Fürsten aufgesucht; er verschmähte es aber auch nicht, die Hütten der Aermsten in engen, schmuzigen Höfen zu betreten, um auch dorthin die Früchte seiner schönen Wissenschaft zu bringen. — Größeren Eindruck machte der Tod des reichsten Bankiers unserer Börse, Salomon Heine's, der mit Nichts nach Hamburg gekommen war und nach etwa sechzigjähriger Thätigkeit ein Vermögen von ungefähr 20 Millionen Mark Banco hinterließ. Heine zeigte keinen der Züge, welche das Bild eines Mosaiken charakterisiren; er war großartiger Geschäftsmann, heiterer Gesellschafter, freigebiger Mäcen der Künstler — auch der Künstlerinnen, — und hatte für die Armen, für die Bedrängten, für milde Zwecke eine stets offene Hand. Hat man in lezterer Beziehung ihm einige Ostentation vorgeworfen, so darf man nicht vergessen, daß er sich berufen fühlte, Andern als Beispiel vorzuleuchten. Die hiesigen Blätter haben eine Menge Anekdoten und Züge von ihm mitgetheilt, eine Broschüre über sein Leben, Wirken und Streben erschien in wenigen Tagen in zwei Auflagen, Porträts in mehrfachen Ausgaben; Alles fand Leser und Käufer, was wohl ein Beweis ist, daß er, der Krösus unserer Börse, zugleich der Mann des Volks war. Trotz allen Spekulationen der Journalisten und Buchhändler leben aber im Munde des Publikums noch viel mehr Anekdoten von ihm, als gedruckt sind. Eine derselben darf hier wohl Platz finden. Für einen sehr unglücklichen auswärtigen Schauspieler wurde gesammelt und da konnte man an Salomon Heine nicht vorübergehen. Fräulein Antonie Lebrün, die liebliche Tochter Karl Lebrüns, Liebhaberin am Stadttheater, übernahm es, bei Heine anzuklopfen. Dieser saß, als die junge Schauspielerin ihm die Aufwartung machte, gerade beim Frühstück und bat die Dame dazu. Als sie ihm ihr Anliegen vortrug, zeichnete er 100 Mark, meinte aber, wenn Antonie ihm einen Kuß gebe, werde er die Summe verzehnfachen. Ohne sich zu bedenken, sprang die junge Dame auf, gab dem Bankier den Kuß, und Heine zeichnete sofort 1000 Mark für den Unglücklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. März 1845.

Milton's the prince of poets — so we say;
A little heavy, but no less divine;
An independent being in his day,
Learn'd, pious.

Byron.

Stimmen der Hingeſchiedenen.

Von Friedrich Notter.

V.

Milton.

Im Lenz der Jugend zog ich durch das Land,
Das duftig in der Jugend Träume greifet,
Wo, lichtumblüht, der blaue Apennin
Den kühlen Thau vom ſel'gen Himmel ſtreifet.

Und eingeſchlummert einſt nach raſchem Gang
Im milden Dunkel eines Lorbeerſtrauches,
Fühlt' ich die Lippen leiſe mir berührt
Vom ſanften Wehen warmen Lebenshauches.

Den Gruß, der meiner Seele ſtill genaht,
Verſchlang ein Traum in flücht'ge Geiſterwogen,
Doch als er wich, ſah ich der Wirklichkeit
Verbürgend Pfand der Rechten eingebogen.

In eil'ger Schrift von zarter Frauenhand
War ein verheißend Wort an mich gegeben,
Mein Name werd' im reinen Aetherklang
Hoch ob dem Brauſen des Jahrhunderts ſchweben.

Wer mochte dieſes Ausſpruchs Nektarkelch
So heimlich ſüß der jungen Seele bieten?
Umſonſt frug ich um meine Stätte her
Die dunkle Nacht der Anemonenblüten.

Umſonſt ging ich von dieſer Stunde an
Still forſchend auf Italiens Blumenpfaden,
Wie nach dem Haus der Liebſten ſucht der Freund,
Den ſchüchtern ihrer Harfe Ton geladen.

So, führerlos auf meiner Pilgerbahn,
Hatt' ich Neapels weichen Strand betreten,
Und eine Flagge hob ſich ſtolz im Port,
Drauf meines Landes Purpurkreuze wehten.

Dort war's, wo ich von jenem Kampf vernahm,
Der Albion geſchieden in zwei Heere,
Und ſeinen Schleier hob mein Schickſal auf,
Und rauſchen hört' ich meines Geiſtes Wehre.

Gefunden ſchnell war meiner Wandrung Ziel
Und weggeworfen meines Herzens Frage;
Auf Englands Schiffe flog ich England zu,
Und neu begannen mir des Lebens Tage.

Laut ſchloß ich mich des Kampfes Stimmen an,
Laut trat ich ein für meines Volkes Rechte,
Verkündigend der wach gewordnen Zeit
Die älteſte und heiligſte der Mächte.

Und ihrem Rufe horchte jeder Strand,
Um den die Segel meines Landes ſchwebten;
Britannia kam in ſtiller Majeſtät,
Und ſtolzer Kön'ge alte Häuſer bebten,

Bis über jenes Kronenloſen Grab,
Dem eine Welt geſtanden zu Befehle,
Zurück ſank in den kühn gebroch'nen Bann
Der Wogenfürſtin frei gewordne Seele.

Da ſtand ich ohne Klagen, ohne Freund,
Ein Mann, allein, im Reiche meiner Schmerzen,
Und Gott griff in mein Auge, und es ſah
Des weiten Lichtraums goldnen Kreis ſich ſchwärzen.

Und einz'ger Führer meines Pfads, wie dort
Wo mir im Schlaf genaht der Zukunft Grüße,
Sang ich der Welt, der ſehenden, vor mir
Das Lied von dem verlor'nen Paradieſe.

Shakespeares inneres Leben und Geiſtesentwicklung.

(Fortſetzung.)

Sinnvoll wird Ein muſikaliſches Thema gewöhnlich vielfach variirt, und wie die Liebe nach Platon das Kind des Ueberfluſſes und der Armuth iſt, ſo wogt die Seele des Dichters auf und ab, bald ſchwelgend im Genuß, bald erbangend in Sehnſucht; wie die Sonne täglich neu und doch die alte iſt, klingt in ſeinem Lied das ſchon Geſungene und doch anders wieder.

Die Sonette ſind zwiſchen 1592 und 1609 gedichtet. Einige weiſen noch Spuren der Jugend und mißlicher äußerer Verhältniſſe auf, die meiſten aber fallen in die Tage, wo Shakespeare im Vollgenuß und Bewußtſeyn des Ruhmes und der Dichterwürde ſtand, oder bereits die Sonne ſeines Lebens ſich abwärts neigen ſah, daß er bereits ſingen mochte, ſein Feuer glühe über der Aſche ſeiner Jugend, allmählig lege ſich der trübe Flor der Nacht dämmernd über ſeinen Tag, und er ſelber ſtehe da wie ein entlaubter Stamm, wie ein verfallenes Chorgewölbe.

Die 126 erſten Sonette ſind offenbar an einen Freund, die übrigen, einige von ganz allgemeinem Inhalt etwa abgerechnet, an eine Frau gerichtet. Daß Chalmers ſie ſämmtlich auf die Königin Eliſabeth deuten wollte, iſt eine lächerliche, kaum glaubliche Verkehrtheit. Wer die Geliebte und wer der Jüngling war, iſt bis jezt noch nicht ausgemacht. Der Buchhändler bezeichnete dieſen auf dem Titel als „the only begetter of these ensuing sonnets. Mr. W. H.“ Drake und Tieck nehmen an, es ſey Graf Southampton gemeint, und die Initialen ſeines Vornamens Henry Wriotesly ſeyen verſtellt. Regis ſtimmt ihnen bei, beſonders wegen der Aehnlichkeit der 27 erſten Sonette mit Venus und Adonis, welche Dichtung bekanntlich dem genannten Grafen gewidmet iſt; auch meinte er, jene Buchſtaben könnten Wriotesly Hampton beſagen, und lezteres eine Abkürzung von Southampton ſeyn, wie ſie wohl vorkommt. Dagegen macht Boadens geltend, daß Southamptons ungewöhnliche Lebensereigniſſe ſowohl den Umgang geſtört, als auch von der Art geweſen, daß wir Anſpielungen darauf oder eine direkte Erwähnung erwarten müßten; aber dergleichen kommt nirgends vor. Deßhalb behauptet er, daß jener Freund der junge William Herbert, nachmals Graf von Pembroke geweſen. Seine Lebensverhältniſſe, ſein Charakter entſprechen in der That den Zügen und Andeutungen in den Sonetten, und daß er dem Dichter ſehr nahe geſtanden, dafür ſpricht auch die Dedikation der Folioausgabe von Shakespeares Dramen, die Hennings und Condell an ihn und ſeinen Bruder richteten.

In Bezug auf das Mädchen heißt es die Anknüpfungspunkte zu weit ſuchen, wenn man an die Anekdote erinnert, daß Shakespeares Genoß, der Heldenſpieler Burbadge, einſt auf dem Theater eine Liebeseinladung erhalten, und „Johann ohne Land“ ihm als das Erkennungswort angegeben worden; Shakespeare habe dieß gehört, ſey vor ihm erſchienen, ſiegreich geweſen, und als Burbadge endlich auf der Straße ſein „Johann ohne Land“ gerufen, habe der Dichter geantwortet: „Hier iſt ſchon Wilhelm der Eroberer!“ Andere haben an die Wirthin zur Krone in Oxford gedacht, bei der Shakespeare auf ſeinen jährlichen Reiſen nach Stratford eingekehrt; aber daß er ein zärtliches Verhältniß mit ihr gehabt, gründet die Tradition nur auf ein Witzwort. Ein Junge der Wirthin ſoll geſagt haben, Godfather (Gevatter) Shakespeare ſey da, und ein alter Mann habe geantwortet: du mußt den Namen Gottes (God) nicht unnöthig gebrauchen.

Sonderbar jedenfalls iſt das Verhältniß Shakespeares zu der räthſelhaften Schönen. In den Sonetten an ſie liegt das dämoniſch Verlockende, das mit wunderſamen Zauberklängen in den Abgrund Reißende, was die Volksſage durch die Sirenen oder die Lorelei ausgedrückt hat. Ihre ſchwarzen Augen laſſen das Dunkel der Nacht ſchön ſeyn, wenn ſie dieſe Farbe wie zur holden Trauer über des Dichters Schmerzen angenommen haben; er beneidet die Taſten des Inſtruments, denen ihre Finger liebliche Muſik entlocken, indeß erröthend ſeine armen Lippen an kühnes Holz ihr Recht verſchwendet ſehen; und dann nennt er dieſe Liebe ſein Unglück, die ihn ſelbſt

meineidig gemacht, wo man liebend ihm meineidig ward, eine Liebe, die wie das Fieber nur nach dem verlangt, was länger noch die Krankheit nährt, und ihn in ewiger Unruhe quält, daß er blind für die Wahrheit „Die schön gepriesen, hell gedacht, die schwarz wie Höll' und finster wie die Nacht." Er seufzt verwundert fragend, „wie Aug' und Herz das Lauterste erkannt, und nun der Pest sich dennoch zugewandt," der Pest, die ihn zugleich sündigen und büßen lasse. Dann sucht er, grell sich das Wesen der Sünde vergegenwärtigend, sie von seiner Seele abzuwehren:

Der Seele Tod in schimpflicher Zerstörung,
Ist Lust in That; und bis zur That ist Lust
Meineidig, mörderisch, blutig, voll Verdrossung,
Roh, wild, wüst, grausam, ihrer unbewußt;
Verachtet schon, wann eben erst errungen,
Sinnlos erjagt, und sinnlos gleich gehaßt,
Ein gift'ger Köder, der vom Wild verschlungen,
Es rasend hin und her treibt ohne Rast;
Erstrebt ein Trug, und im Genuß ein Trug,
Tod war sie, wird sie sein und ist sie jetzt,
Im Schlürfen Seligkeit, geschlürft ein Fluch,
Erst ein gehofftes Fest, ein Traum zuletzt!
All dieß ist weltbekannt: doch wann vermeidet
Die Welt den Himmel, der zur Hölle leitet?

Er beklagt den Geist, der als des sündenvollen Staubes Kern zugleich der Narr der rebellischen Mächte sey, die ihn wie eine Schaale umgeben, der da darbe, um seine Außenseite bunt zu malen, der als kurzer Pächter zu viel auf das verfallende Haus verwende; er heißt die Seele himmlisches Seyn um irdischen Dunst einkaufen, und vom Tode leben, der von den Menschen lebt; und ist der Tod einmal todt, dann hat das Sterben aufgehört!

Und dann war es gerade der gefeierte Freund, dem die Geliebte, dem Dichter treulos, sich zugewendet! Er singt:

Mich hat mir selbst dein grausam Aug' entzogen,
Mein zweites Selbst umspannst du fester noch.
Um ihn, um mich, um dich bin ich betrogen!

Und wieder im 144sten Sonett:

Zwei Minnen hab' ich, bin beglückt und darbe,
Und gleich zween Geistern regen sie mich an;
Mein böser Geist ein Weib von dunkler Farbe,
Mein guter Engel gar ein schöner Mann.
Unheilvoll, für die Hölle mich zu werben,
Lockt sie den guten Engel von mir fort,
Den Heiligen zum Teufel zu verderben,
Umbuhlt den Reinen mir ihr falsches Wort.
Und daß mein Engel ward zum bösen Feind,
Noch wag' ich kaum den Argwohn zu erbeben;
Doch da sie fern von mir einander Freund,
Mag einer in des andern Hölle leben.
Doch muß ich noch bezweifeln solch Vermuthen,
Bis daß mein böser Geist verbrannt den guten.

Wenn ihm indeß auch der Freund das lezte Gut seiner Armuth gestohlen, klagend verzeiht ihm der Dichter den süßen Raub, träumend, daß sie darum einander lieben, weil sie beide ihm werth und theuer seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Theater.

Die zunehmenden Bestrebungen der hiesigen Bühnenverwaltung, die Kunst und das Publikum zu gleicher Zeit zufrieden zu stellen, können keinem unbefangenen Theaterfreunde entgehen. Mit der Oper „Adolph von Nassau" von Marschner, welche vor Kurzem zum erstenmale uns von der Bühne begrüßte, hat der bei der Aufführung selbst anwesende Tonsezer sich neue Ansprüche auf die Gunst des Publikums erworben. Sie wurde durchaus mit Beifall aufgenommen. Wenn man auch einigen früheren Musikwerken dieses Meisters im Ganzen Vorzüge vor derselben zugesteht, so machte doch vieles reizende und lebenvolle Einzelne, durch die Kunst der Sänger und des Orchesters würdig unterstützt, den erfreulichsten Eindruck, auch bei der mehrmaligen Wiederholung der Oper. — Natürlich kann Shakespeare's „Richard der Dritte" für kein neues Stück gelten; um so besser aber widerlegte der fortdauernde Beifall, welcher der ersten Aufführung auf hiesiger Bühne entgegenkam, den zuweilen verlautenden Vorwurf, daß nur das Neue des Augenblicks noch von Interesse für die Bühnenbesucher sey. Möge Eduard Devrient, dem doch vermuthlich dieser neue Gewinn zunächst zu verdanken ist, in seiner rühmlichen Thätigkeit für unser Theater fortfahren wie seither. Von großem Nutzen erweist sich das vermehrte Neueinstudiren älterer dramatischer Werke, die durch manche kleine Abänderung und zweckmäßigere Rollenbesezung dem Repertoire, aus dem sie hätten verschwinden müssen, oft mit Glück wieder zu gewinnen sind. So wurde z. B. die neueingeübte uralte Oper von Dittersdorf: „der Dokter und Apotheker," die allerdings mehr Klang und Drolliges hat, als manche der immer tiefer in die Gemeinheit versinkenden sogenannten Lokalpossen, am Fastnachtsabend zum erstenmal wieder auf die Bühne gebracht. Auch machte Donizetti's Oper: „Lucretia Borgia," die bis dahin in italienischer Sprache uns angeeignet hatte, durch die deutsche, in der sie vor Kurzem mehreremal gegeben wurde, noch größern Effekt als zuvor. Unstreitig schreibt sich wohl auch von der einsichtsvollen Rollenbesezung ein Theil des großen Beifalls her, mit dem das bereits sechsmal bald nach einander gegebene Lustspiel Gustows: „das Urbild des Tartuffe," aufgenommen wurde. Es verdiente aber auch besondere Aufmerksamkeit, da es trotz mancher (übrigens auch bei den größten Meisterwerken menschlicher Kunst nie fehlender) gegründeter Einwendungen gegen mehreres Einzelne, den Namen eines wirklichen Lustspiels mehr verdient, als die meisten neueren, mit diesem Namen belegten Werke. Möchte Gustow, wenn nicht ausschließend, doch hauptsächlich auf der Bahn des unverfälschten Lustspiels fortgehen, wo seinem scharfen Verstande und glänzenden Witze eine schöne Zukunft vorbehalten scheint; möchte er, vorzugsweise vor der Vergangenheit, dem der Phantasie eines ächten komischen Talents so vielfach in die Hand arbeitenden Treiben der Gegenwart seine Aufmerksamkeit und dramatische Produktivität zuwenden! Hat er schon der Zeit der Alongeperücken und Reifröcke mehrere sinnvolle Anspielungen auf die jetzige abzugewinnen gewußt, so ist leztere für ihn gewiß ein noch weit dankbareres Feld. Der Mischlingsgattung von Schauspielen, in denen Komik und Sentiment auf Hofmanier freundlich einander um den Hals fallen, wird darum ihr glückliches

Fortkommen gewiß nicht abgeſchnitten werden. Als Beweis hiefür kann die ungemein günſtige Aufnahme eines neuen Luſtſpiels der Frau Birch-Pfeiffer: „die Marquiſe von Villette," gelten. Hatten „das Pfefferröſel" und noch manches andere Drama den Namen dieſer Schauſpielerin ſchon ſeit einiger Zeit dem Repertoire der deutſchen Bühnen als einen ſtehenden Artikel einverleibt, ſo ſuchte doch, während bei Aufführung ihrer Stücke die größere Hälfte des Publikums durch Beifallklatſchen das Naſenrümpfen der kleinern Hälfte nicht zum Worte kommen ließ, die Kritik in öffentlichen Blättern, die geſunde wie die hypochondriſche, ihr Treiben als ganz nichtig darzuſtellen. In der „Marquiſe de Villette" hat ſich aber dieſe Schriftſtellerin dergeſtalt übertroffen, daß mit wenigen Ausnahmen das ganze hieſige Schauſpielhaus nur Beifall für ſie hatte. In der That verſteht ſich auch die geſchickte Frau auf die dramatiſch gute Anlage, wie auf die Ausführung des Ganzen und Einzelnen ihrer Dramen. Ihre Feder hat die Hebel, welche alle Taſchentücher dem Auge des Theaterpublikums zuführen, ſo gut bei der Hand, wie die Zweckdienlichkeiten, wodurch zur Abwechſelung und zum Ausruhen von den Strapazen des Herzens das Zwerchfell in die gehörige Erſchütterung geräth. Rapide Handlung, mit Ueberraſchungen reichlich ausgeſtattet, ſchmerzliche Trennungen und deſto freudigeres Wiederſehen und Theatercoups von jeder Sorte fördern die Abſicht der Dichterin, den Appetit der Theaterfreunde beim Genuſſe ihrer Stücke immer von Neuem aufzuſtacheln. Doch Scherz bei Seite, mögen auch Beſtrebungen der Art nicht ſehr hoch ſtehen, ſo muß man doch Schauſpielen gleich dieſen, auf Bühnen- und Menſchenkenntniß glücklich begründet und berechnet, den Erfolg, der ihnen zu Theil wird, um ſo mehr gönnen, da ſie eine gute Unterhaltung gewähren und in moraliſcher Hinſicht ebenfalls viel weniger gegen ſie einzuwenden iſt, als gegen manchen ſittenverderblichen Unrath, welcher mit den meiſten neuen franzöſiſchen Stücken ſo verwachſen iſt, daß auch die gewandteſte Ueberſetzerhand ihn nicht daraus zu entfernen vermag.

(Fortſetzung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Fortſetzung.)

Theater.

Da wären wir denn wieder beim Theater. Ich habe auch dießmal manche Neuigkeiten zu beſprechen, denn die Concurrenz des Thaliatheaters mit dem Stadttheater erhält ein fortgeſetztes reges Leben auf beiden Bühnen. Die unerſchöpfliche, oder vielmehr unermüdliche Mad. Birch-Pfeiffer ließ im December hier zum erſtenmale „Mutter und Tochter," Originalſchauſpiel in vier Aufzügen, aufführen. Schon der Titel kündigt die Spekulationsarbeit an; ihr nach Friederike Bremer bearbeitetes Schauſpiel „Mutter und Sohn" ſollte ſeines finanziellen Erfolgs wegen ein Seitenſtück haben. Da kein renommirter Roman den Stoff dazu bieten mochte, mußte ſie ihn ſelbſt erfinden. Sie verfiel auf das ziemlich triviale Sujet, daß Mutter und Tochter denſelben Mann lieben. Der Stoff wäre für ein zwei- oder dreiaktiges Luſtſpiel eben nicht verwerflich, für ein Schauſpiel, das einen Abend füllen ſoll, iſt er, abgeſehen von ſeiner äſthetiſchen Untauglichkeit, viel zu mager. Die Verfaſſerin läßt überdieß bei dieſer Arbeit ihre berühmt gewordene Bühnengewandtheit ſehr vermiſſen; die Handlung wird durch allerlei fades Geſchwätz aufgehalten; in den fürſtlichen und gräflichen Perſonen des Stücks glaubt man verkleidete Bediente und Mägde zu ſehen, während die Domeſtiken mit herrſchaftlicher Unbefangenheit ſich breit machen; die Männer dieſes Schauſpiels ſind bis auf die Bedienten durchaus bedeutungslos. „Mutter und Tochter" iſt denn auch weder von der Kritik noch vom Volke goutirt worden. Dieſe Scharte hat Mad. Birch-Pfeiffer ſchnell und ſiegreich ausgewetzt. Im Januar erſchien von ihr auf dem Stadttheater: „die Marquiſe von Villette," Originalſchauſpiel in fünf Aufzügen. Es fand den allgemeinſten Beifall. Die Marquiſe von Villette verſetzt uns, wie ſo viele andere Schauſpiele, an den Hof Ludwigs XIV. zur Zeit der Abnahme ſeiner politiſchen und geiſtigen Größe. Die tiefe Geſunkenheit der Sitten dieſes Hofes iſt von der Verfaſſerin mit ziemlicher Licenz, aber leicht und glücklich gezeichnet. Der Kampf der geiſtigen Kräfte auf einem ſo gefahrvollen Boden iſt ganz intereſſant, und man muß es der Verfaſſerin zum Ruhme nachſagen, daß ſie alle Trivialitäten vermieden hat. Dabei weht durch das ganze Stück eine heitere Gemüthlichkeit, eine wohlthuende Sicherheit und die Verwicklung iſt mit Geiſt angelegt, mit Laune gelöst; die Effekte ergeben ſich als nothwendige Folge der Verwicklung, nichts ſteht vereinzelt, unmotivirt da. Soll man es tadeln, daß die Verfaſſerin es mit der Geſchichte eben nicht genau nimmt? — Aehnliche günſtige Aufnahme fand eine Bearbeitung des Dumanoirſchen „Don Ceſar de Bazan" von Dr. Bärmann auf dem Stadttheater und von W. Friedrich auf der Thaliabühne. Auf erſterem wurde die Bearbeitung unter dem Titel „König und Eitherſchlägerin," auf letzterer als „Graf Irun" gegeben. Beide Arbeiten erwarben ſich den Beifall des Publikums und der Kritik. Don Ceſar gehört zu den beſſern Pariſer Erzeugniſſen und kann den Bühnenvorſtänden, die des Fremden einmal nicht entbehren können, mit Recht empfohlen werden. — Eine Originalarbeit kam, nachdem ſie zwei Jahre lang im Pulte der Direktion vergebens nach Licht ſich geſehnt, im Januar auf dem Stadttheater zur Aufführung, und zwar zum Benefiz ihres Verfaſſers, der noch eine Tantièmevorſtellung für ſeinen „Don Sebaſtian" gut hatte. „Der letzte Maure," Tragödie in fünf Aufzügen von Wollheim, reiht ſich ſowohl nach Form und Inhalt, als nach Vorzügen und Fehlern den Stücken von Gutzkow, Laube, Prutz u. ſ. w. an. Eine ſchöne Diction, prächtige, blüthenreiche Sentenzen, ſchwungreiche Verſe, treffende Wahrheiten auf der einen Seite, ein zu weit gegriffener Stoff, Schwanken im Verfolg der Handlung, Mangel an Concentrirung, zu weites Ausſpinnen der Gedanken auf der andern; ein grandioſer Anlauf und das Ermatten gegen Schluß des Stücks; ſchöne Reden und wenig Kern. Wir wollen gegen die vielen Schönheiten dieſer Arbeit nicht unerkenntlich ſeyn, wir wollen zugeben, daß ſie und ihres Gleichen ſittlicher, ja ſelbſt künſtleriſcher ſind, als die meiſten aus Paris zu uns verpflanzten Produkte; allein für die Bühne ſind Erzeugniſſe der Art geradezu ſchädlich, ſie verleiden dem Publikum immer mehr die Gattung des ernſteren, erhabeneren Bühnenſpiels. Trotz der dramatiſchen Form iſt das erwähnte Stück überwiegend lyriſch, oder ſtreift an's Heldengedicht. Beim Leſen mag es einen entſprechenden Genuß gewähren, auf der Bühne nicht. Die ſchönſten Reden intereſſiren nicht fünf Akte hindurch, wenn ſie, ſtatt Handlungen zu erzeugen, dieſe nur verwiſchen oder ſchwächen, oder wenn die Thaten ſo ſehr außer dem Bereiche unſerer Empfindungen, Sitten und Vorſtellungen liegen, wie hier beim „letzten Mauren."

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 10. Mär; 1845.

Though it appear a little out of fashion,
There is much care and valour in this Welshman.
Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

Von W. v. Chézy.

IV.

Chevert zu Prag.

Ein wohlgewiegtes Mutterkind wär es, das neulich in der Allgemeinen Zeitung ſich vernehmen ließ: „Den Zopf habt ihr freilich abgeſchnitten, aber ihr tragt ihn dafür unter der Naſe als Schnauzbart!“ Welcher Ausſpruch zweierlei beſagt, erſtens: daß der Menſch in Maſſe immer der alte Philiſter bleibt, auch wenn er das althergebrachte Abzeichen der Philiſterhaftigkeit mit einem vertauſcht, das vorher, ehe es ſo allgemein geworden, für den Aushängeſchild einer abgeſonderten, unabhängigen oder mindeſtens nicht ganz gewöhnlichen Sinnesart galt, gleichwie vor einer Reihe von Jahren die edlere Geſinnung, welche ſich von dem großen Haufen fern hielt, den Fortſchritt des Neuen befördern helfen durfte, während ſie heutzutag die ſtolze Bruſt einer allgemeinen Strömung entgegen ſtemmt, die alles Beſtehende mit ſich hinwegſchwemmen möchte, und in der That auch ſchon manchen Damm beſchädigt hat; zweitens aber: daß eben ſo, wie manch ein feiger Hallunk mit einem gewaltigen Schnurrbart einherprunkt, im Gegentheil auch viele wackere Leute einen Zopf getragen haben. Es kommt alſo nicht darauf an, was am Kopf hängt, ſondern was drin ſteckt, und unter den Kriegsleuten, die zur Zeit der Zöpfe und Haarbeutel vor einem Jahrhundert im Feuer ſtanden, verdient gewiß der tapfere Franzos Chevert ſein Stückchen Unſterblichkeit ſo gut wie irgend einer, obſchon er weder unter die großen Heeresfürſten gehörte, noch auch der Nachwelt eine beglaubigte Nachricht darüber hinterließ, wie er ſein Haar getragen, als Zopf oder im Haarbeutel. Es würde nebſtdem noch ziemlich ſchwer herauszubringen ſeyn, wer die guten ſtillen Leute geweſen, denen der Himmel dieſen Mann zum Sohn geſchenkt, ſo daß er als Offizier und als Edelmann gerade nur der Sohn ſeiner eigenen Thaten war, indem ſeine Zeitgenoſſen ihm, nicht ohne den Ausdruck einer für uns verwunderlichen Verwunderung, das Zeugniß geben, er habe ſich nie der Gunſt eines Miniſters erfreut und ſey noch weniger der Schützling einer jener fabelhaften Gottheiten geweſen, deren Einfluß auf Staatsangelegenheiten dazumal ſo überwiegend war, als er in unſerer Zeit in das Gebiet der unbekannten Größe x gehört.

Chevert war, glaub' ich, ſchon ein ziemlich alter Herr, da er, während der Schlacht von Haſtenbeck befehligt, eine waldige Anhöhe zu nehmen, von dem in ſeiner Flanke zurückbleibenden Marquis von Brehaut das Ehrenwort verlangte, ſich mit ſeinem Regiment eher in Stücken hauen zu laſſen, als nur einen Fußbreit zu

weichen, worauf er ſelbſt an der Spitze ſeiner Leute unter des Feindes mörderiſchem Feuer zum Angriff vorrückte. Die Offiziere des Regiments Picardie umringten ihn bei dieſer Gelegenheit und baten ihn, doch ſeinen Küraß anzulegen, wie ihn Oberoffiziere damals noch häufig trugen; Chevert aber deutete auf ſeine Grenadiere, deren Reihen das Kartätſchenfeuer lichtete, ohne ſie aufzuhalten, und rief: „Die tapfern Jungen da tragen auch keine Panzer!“ Ihr könnt euch leicht denken, welche Begeiſterung dieſer wahrhaft lakoniſche Spruch unter den, für dergleichen ganz abſonderlich empfänglichen Franzoſen erzeugte, und wie ſeine Leute dreinſchlugen, als etwas ſpäter auf ihre Bemerkung: das Pulver gehe ihnen aus, der Führer die Frage ſtellte: „Habt ihr keine Bayonette?“ — Doch wo gerath' ich hin? Meine Erinnerung an zwar nicht ſelbſt erlebte, aber doch von guter Hand überlieferte Abenteuer geht durch mit mir wie ein altes Dragonerpferd, das von weitem die wohlbekannten Trompetenklänge vernimmt *, und ich vergeſſe, daß ich etwas ganz anderes zu erzählen vorhabe, als die Heldenthaten des Tages von Haſtenbeck (26. Juli 1757), der zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges gehört, während Cheverts Aufenthalt zu Prag in die Zeiten des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs fällt, jenes heilloſen Krieges, in welchem die Erbtochter Karls des Sechsten ihre Lande gegen den Schwarm von Feinden zu vertheidigen hatte, den ihr des Preußen räuberiſches Beiſpiel auf den Hals gezogen.

Wie der Streit entbrannt und ſich mit abwechſelndem Glück fortgeſponnen, werdet ihr ungefähr wiſſen, wenn nicht auswendig, doch in euern oder eurer Freunde Büchern, und ſo genügt hier zu ſagen, daß der franzöſiſche Marſchall Belle-Isle mit den Trümmern ſeines Heeres am 16. December 1742 Prag verlaſſen hatte, um den Rückzug über Eger anzutreten. Streng bewacht von einem zahlreichen Feind, war der Marechal de Camp Chevert mit einer Beſatzung von ſechstauſend Mann zurückgeblieben, von welchen ſechstauſend aber fünftauſend und zweihundert krank lagen oder doch kampfunfähig waren. Der Ausdruck Marechal de Camp bezeichnet nach unſerer Eintheilung in den Abſtufungen kriegeriſchen Ranges einen Generalmajor, was ich ausdrücklich anmerke, weil die Leute, zuweilen nur mit halbem Ohr hörend, hie und da den Unterſchied zwiſchen Camp und Champ vergeſſen und friſchweg Feldmarſchall überſetzen; unſerem Feldmarſchall entſpricht ungefähr der Maréchal de France, den man um beliebter Kürze willen Marſchall zu nennen pflegt.

(Fortſetzung folgt.)

* Der Verfaſſer muß ſchon wieder bitten, nicht zu überſehen, daß er für ſeine Perſon bei der Nachtwache nur eine ſtumme Perſon ſpielt, und jedes „Ich“ für ihn ein „Nicht-Ich“ vorſtellt; er ſelbſt hat leider nie den Waffenrock getragen.

Shakespeares inneres Leben und Geiſtesentwicklung.

(Fortſetzung.)

Wohl mochte Shakespeare hier „den Wurm des Laſters in der ſchönen Roſe“ geſehen haben; das Bild kehrt nicht bloß in den Sonetten mehrmals wieder, es findet ſich auch ſonſt als einer ſeiner Lieblingsausdrücke. So heißt es von Romeo, er ſey ſo geheimnißvoll in ſich ſelbſt gekehrt, „gleich einer Knospe, die der Wurm zernagt, eh' ſie der Luft ihr zartes Laub entfalten und ihren Reiz der Sonne weihen kann.“ Das Bild wiederholt er im Sturm (I., 2), in den Veroneſern (I., 1), in Wie es euch gefällt (II., 4), in Hamlet (I., 3); ja wie ſelbſt Poins für den Pagen Falſtaffs wünſcht: „O daß ich dieſe ſchöne Blüthe vor dem Wurm bewahren könnte,“ ſo iſt auch dort einmal die Rede von dem guten und böſen Engel, die um die Seele des unſchuldigen Jungen in der Geſellſchaft des dicken Ritters mit einander kämpfen.

Ulrici, dem eine pietiſtiſche Moral oft die Freude an den Geſtalten der Shakespeareſchen Phantaſie vergällt, der ſelbſt Romeo und Julia auf das philiſterhafteſte mißhandelt hat, macht über Shakespeare als Menſchen eine Bemerkung, die hier angeführt zu werden verdient: Wie könnte Shakespeare Shakespeare geworden ſeyn, wie möchte er ſeinen Macbeth, Hamlet, Lear, Kaufmann von Venedig, Maß für Maß, Sturm ꝛc. gedichtet haben, wenn er nicht ſelbſt im Leben, in der eigenen Bruſt den mächtigen, geheimnißvollen Zauber der Sünde erfahren hätte? Hier hören wir ihn, ihn ſelbſt, wie er ſtaunend fragt:

Von woher kommt dir dieſer Reiz des Böſen,
Daß wenn ich wählen ſollte ſelbſt dein Gift,
Dein Abſchaum durch ſein freies ſichres Weſen
Das Edelſte der Andern übertrifft?
Wer lehrte dich, mehr Lieb' in mir entzünden,
Je mehr ich Haſſesgründe hör' und ſeh? — —

Das iſt das Verlockende, das ſcheinbar Poetiſche an der Sünde. Dieſer trügeriſche Schein einer göttlichen Freiheit und Sicherheit, daß ſchön ſey was gefällt, und daß dieß auch recht und ſittlich ſey: das war es, was Shakespeare durch eigene Erfahrung belehrt dem Freunde und der Welt warnend vorhalten wollte. Daß er dieß ſo frei und offen that, beweiſt aber ſogleich, daß er den böſen Leumund nicht zu fürchten hatte, daß ihn das Böſe wohl verlockt, aber nicht gefangen genommen, daß er gerungen und gekämpft, aber auch den Sieg gewonnen hatte. Wer ſo ſehnſüchtig wie er die Freiheit wünſcht, der hat ſich ſchon frei gemacht, der iſt ſchon frei.

Die Wahrheit iſt der Kern der Dinge, die ewige Wurzel des Seyns in Allem; wahr zu ſeyn iſt das erſte

und lezte Gebot der Sittlichkeit, der Stempel der Originalität und Geiſtesgröße; und ſo iſt es auch Shakespeares ausgeſprochenes einziges Gelübde: „wahr zu ſeyn.“ Dieſem Fahneneide, den er im 123ſten Sonette ſchwört, iſt er treu geblieben, und darum mußten auch die Andern ihm ihr Geheimniß offenbaren, darum hat die Natur ſelber aus ſeinem Munde geſprochen. Wohl führte dieß Gelübde ihn zu dem ſtrengen Gericht über ſich ſelbſt, einem ſtrengern, als irgend ſonſt ein Sterblicher über ihn halten dürfte; aber es verlieh ihm auch das Gefühl ewiger Jugend, die in allem Suchen und Irren ſich erneut, und endlich, wenn das Ziel gefunden iſt, ergibt ſich auch der Weg zu ihm doch als der rechte, der gewinnreiche, und iſt die im Kampf erworbene Wahrheit erſt unſere eigene. Er ſagt ſelbſt:

Ach wohl iſt's wahr: ich ſchwärmte her und hin,
Bot mich der Welt zum Spielwerk, in die Seele
Schnitt ich mir ſelbſt, gab Höchſtes wohlfeil hin,
Erneut' in Leidenſchaft die alten Fehle;
Sehr wahr iſt's: fremd und ſchielend und bedingt
Sah ich die Wahrheit; — doch bei allen Mächten,
Dieß Straucheln hat mein Herz mir nur verjüngt,
Dich beſten Freund erprobt' ich unter Schlechten.

Daß ſein Genius ihn zum Dichter und nicht zum Darſteller des Dramas berufen, findet eine Beſtätigung in der Art, wie er ſeines Schauſpielerſtandes gedenkt und in demſelben zum Theil eine Entſchuldigung für obige Selbſtanklage findet:

Verklage nur des Glückes Göttin; ſie
Iſt an den Sünden Schuld, die ich verübt,
Weil ſie nichts Beſſres mir zum Leben lieh.
Als feiles Brod, das feile Sitten gibt.
So liegts auf meinem Namen wie ein Brand,
So wird mein ganzes Weſen ſchier entweiht
Von ſeinem Handwerk, wie des Färbers Hand.
Hab' Mitleid denn und wünſch', ich werd' erneut!
Und ſcharfe Eſſigtränke will ich trinken
Als will'ger Kranker; was Entſühnung ſchafft,
Das Bitterſte ſoll mir nicht bitter dünken,
Kein zwiefach Büßen, das die Seele ſtrafet.
Hab' Mitleid denn! Und dein mitleid'ger Sinn,
O glaub' es, Herz, reicht mich zu heilen hin.

Der ſchimmernde Regenbogen auch ſeiner Poeſie, auch ſeines Glücks ſteht auf der grauen Regenwolke ſchwermüthigen Ernſtes, der ihn über die Nichtigkeit der Welt grübeln, der ihn einmal ſeufzen läßt, wie von der Sonne ihm nur ein trüber Schein auf die Stirne gefallen und ach! nur eine Stunde ſein geweſen; der ihn das eigene Daſeyn als kaum der Rede werth achten und darum dem Freund rathen heißt, derſelbe ſolle dereinſt nicht länger um ihn trauern, als dumpfer Grabesglocken Ton der Welt ſein Scheiden verkündige. Aber es erhebt ſich dann auch aus dieſen düſtern Stimmungen wirklich das heitere Farbenſpiel eines friſchen, frohen, freien Jugendmuthes, das die Sonne ſeines gottinnigen Selbſtbewußtſeyns über ihnen erglänzen läßt. Das Vollgefühl ſeiner Geiſtesgröße, ſeiner Meiſterſchaft trägt ihn hoch empor über die Woge der Zeit und ihre Anfechtungen, daß er ſagt:

Ich bin der ich bin, und was Andre ſummen
Von meiner Schuld, iſt ihrer Schmach Bericht;
Ich kann der Grade ſeyn und ſie die Krummen,
Ihr giftiger Hauch ſchwärzt meine Thaten nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortſetzung.)

Theater.

Gutzkows „Urbild des Tartuffe“ mit einem Proleg wird ſo eben angekündigt. Darüber im nächſten Brief. — Einen glänzenden und verdienten Erfolg hatte eine neue Oper, deren Verfaſſer im Conſervatorium zu Paris ſich bereits Ruf erworben hatte, der aber in ſeinem Vaterlande noch wenig bekannt war. „Aleſſandro Stradella.“ Text von W. Friedrich, dem bekannten Bearbeiter franzöſiſcher Stücke. Muſik vom Baron von Flotow, iſt ein dreiaktiges Muſikwerk, deſſen Schönheiten bald von ganz Deutſchland gekannt ſeyn werden. Die Oper hat mehrere originelle, ächt volksthümliche Melodien, ſie athmet durchgehends Leichtigkeit, Friſche und Anmuth; die Inſtrumentirung iſt einfach und doch von trefflicher Wirkung, die Melodien ſind leicht ſingbar und doch von Effekt. Bei zehnmaliger Aufführung mußten mehrere Nummern, worunter ein höchſt originelles Trinklied, jedesmal wiederholt werden. Flotow iſt ein Schweriner, und gegenwärtig in muſikaliſchen Kreiſen hier der Mann des Tages. Bei der zehnten Vorſtellung ſeiner Oper, die zu ſeinem Benefizantheile ſtattfand, ward er von dem Operperſonale bekränzt, und aus dem Auditorium flogen ihm gleichfalls Kränze und Gedichte zu. Die Oper ward von der hieſigen Muſikalienhandlung Böhme um 300 Friedrichsd'or gekauft; der erſte Fidiſt des Stadttheaters, der durch Tanzarrangements à la Strauß und Lanner bekannte Cantal, gab eine Stradella-Polka heraus, zu welcher das oben erwähnte Trinklied als Melodie benützt iſt. Böhme hat nun den Verleger dieſer Polka wegen Nachdrucks verklagt, und zwar bei der hieſigen Polizei, welche die Entſcheidung bekannten Componiſten und Muſikern übertragen, von welchen ſich aber die namhafteſten zurückgezogen haben. Es iſt freilich viel verlangt, daß Muſiker, welche mit den beiden Handlungen wie mit den beiden Componiſten in Verbindung ſtehen, ein Urtheil abgeben ſollen. Es ließen ſich wohl beſſere Entſcheidungswege finden. — Im Thaliatheater herrſchte vorzüglich W. Friedrich mit ſeinen gewandten Bearbeitungen franzöſiſcher Stücke, von welchen die meiſten ſehr gefallen und Kaſſenſtücke für die Direktion ſind; darunter „Graf Irun,“ der Doppelgänger von „König und Eidverſchlägerin“ auf dem Stadttheater. Eine andere Ueberſetzung, welche das Thaliatheater mit dem Stadttheater zugleich vorführte, iſt „der Confuſionsrath,“ im großen Hauſe unter dem Titel „der verwünſchte Brief“ gegeben. — Kürzlich erſchien ſogar ein fünfaktiges Vaudeville von Friedrich: „Lady

Harriet, oder der Jahrmarkt zu Richmond," nach einem Ballet. Es iſt reine Fabrikarbeit. B. A. Herrmann ließ im Thaliatheater eine Ueberſetzung von Alexander Dumas': „Louiſe Bernard," Schauſpiel in fünf Aufzügen, aufführen, welches wie das eben erwähnte Stück ſehr gefiel, aber ebenfalls eine der gewöhnlichen Spekulationsarbeiten iſt. — Von Originalarbeiten gefiel auf dieſer Bühne: „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberöſterreich," von Kaiſer. — Der Löwe dieſes Winters iſt aber: „der arteſiſche Brunnen," Zauberpoſſe mit Geſang und Tanz von G. Raeder, ein zuſammengewürfelter Unſinn. Es iſt doch zu ſtark auch für eine Poſſe, wenn ein Autor Alles, was ihm gerade in den Sinn kommt, auf's Papier wirft, es durch einige triviale Redensarten als Scenen an einander reiht, und nun der Phantaſie des Theatermeiſters und Dekorateurs es überläßt, durch Außenmittel dem Dinge Geſtalt zu verleihen. Die Direktion des Thaliatheaters hat dieſes Machwerk mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet, die Dekorationen und Verwandlungen ſind wundervoll. Was aber in den Annalen der Bühne Epoche machen wird, iſt nicht das wirkliche Geſchütz, das eine aus der Erde heraufſteigende Feſtung garnirt, ſondern das lebende Kameel, auf welchem Abdel-Kader auf der Bühne erſcheint. Schade, daß man nicht auch die Eisbären, die im am Nordpol ſpielenden lezten Akte vorkommen, in natura herſtellen konnte; der Enthuſiasmus würde keine Grenzen gefunden haben. Das Kameel iſt inzwiſchen geſtorben und Abdel-Kader muß ſich nun mit einem Pferde begnügen. „Der arteſiſche Brunnen" findet bei ſehr häufigen Wiederholungen einen ſtets zahlreichen Beſuch, während die Direktion des Thaliatheaters bei gediegenen Stücken manchmal leere Häuſer ſieht. Es iſt dieß eine alte Erſcheinung.

(Fortſezung folgt.)

Dresden, Februar.

(Fortſezung.)

Carneval. — Moſcheles. — Kunſtausſtellung.

Der Carneval gehört in hieſiger Gegend ſchon lange zu denjenigen Patienten, an denen die Wiſſenſchaft um ſo mehr verzweifeln möchte, weil ſie ſolche immer von Neuem Lügen zu ſtrafen wiſſen. Schon vor geraumer Zeit ſagte ſie fortdauernd, der Carneval werde kein Jahr mehr erleben. Gleichwohl kam er nach jedem Jahre wieder, um ihr höhnisch zuzurufen: da bin ich doch! Auch dießmal iſt er nicht ausgeblieben, und, was nach dem in den lezten Monaten viel beſprochenen Heiligthum zu Trier vielleicht das Wunderbarſte der neueren Zeit genannt werden kann, keineswegs ſo matt und farblos, wie in den lezten Jahren. Bei hübſcherem Kleiderſchmucke hatte er an öffentlichen und Privatorten auch ein lebendigeres geiſtiges Colorit, wozu hie und da die für den Augenblick faſt nirgends mehr zu entbehrende Polka viel beitrug, die ſelbſt von unſerer Bühne aus, allerdings ziemlich fruchtlos, das Modell aufſtellt, wie ſie eigentlich getanzt werden müßte. Die immer zunehmende Maſſe neuer Stadtbewohner trägt das Meiſte zu dieſem verbeſſerten Zuſtande des Patienten bei, der aber doch nicht glänzend genug iſt, um in öffentlichen Blättern wie die „Narrhalla" mit Anſtand zu figuriren.

An Conzerten, und zwar an recht ausgezeichneten, von ausländiſchen und einheimiſchen Virtuoſen dargeboten, fehlt es ſo wenig wie immer. Nur eines einzigen will ich hauptſächlich darum gedenken, weil es ſo keck war, uns den vergeſſenen Umſtand zurückzurufen, daß es längſt ein recht anmuthiges Spiel auf dem Fortepiano gegeben hatte, als man noch nicht dahinter gekommen war, daß dieſes melodienreiche Inſtrument auch als Lärmtrommel mit dem größten Succeß behandelt werden könne. Der alte Moſcheles war es, der dieß, und zwar wunderbar genug, mit dem glänzendſten Erfolge gewagt, und wobei ihn Clara Wieck-Schumann nebſt mehreren andern muſikaliſchen Notabilitäten unterſtüzt hatte.

So eben bot und bietet zum Theil noch das Lokal des ſächſiſchen Kunſtvereins wieder der gebildeten Welt ungemein reizende Kunſtgeſtaltungen. Unter manchen andern, zum Theil ſchon zur künftigen Verloosung angekauften ausgezeichneten Gemälden und Zeichnungen, meiſtens der Landſchaft und dem Genre angehörend, gefiel beſonders ein Oelgemälde von Gomer, einen Trouſadour darſtellend, deſſen zur Zither erſchallende Töne den Gegenſtand der Aufmerkſamkeit einer Menge verſchiedenartiger Menſchen und Menſchengruppen in einem ländlichen Wirthshauſe ausmachen. Mit Ausnahme eines alten Hypochondriſten in einem Winkel der geräumigen Stube, der abgewendet von allen Uebrigen ſeine Ohren zuhält, um durch den verhaßten Geſang nicht im Zeitungsleſen geſtört zu werden, und eines im entgegengeſezten Winkel befindlichen Kartenſpielers, welcher einen ſeinen Lockungen hartnäckig widerſtrebenden Andern am Aermel mit Gewalt zurückzuhalten ſucht, ſind aller Anweſenden Seh- und Hörwerkzeuge mehr oder weniger dem jugendlichen Sänger zugewendet, von deſſen einnehmenden Tönen die begeiſterten Augen zeugen und der durch ſeine Wohlgeſtalt ſchon allein Anſpruch auf die beſondere Theilnahme der Anweſenden erhält. Der Kopf des Künſtlers Gomer, von ihm ſelbſt in Oel gemalt, war ebenfalls ausgeſtellt. Er erſchien beinahe als ein Erzeugniß aus jener kurz vor dem Schluſſe des Mittelalters aufgeblizten großen Periode der Malerkunſt, in deren Laufe auch das Porträt, z. B. von Rubens, Vandyk, Rembrandt und Andern behandelt, durch die Tiefe, in der man Natur und Leben aufzufaſſen verſtand, ſich zu einem ſtrahlenden Kunſtzweige erhob. Das dem Umfange nach nur kleine Gemälde fand um ſo größern Anklang, da es den jungen Meiſter als ausgezeichnet auch in einer Sphäre zeigte, in welcher er bis jezt minder bekannt geworden. Ferner hängt noch im Lokal ein Probedruck der lithographiſchen Nachbildung eines andern Genrebildes deſſelben Künſtlers, Räuber darſtellend, von denen der Eine von Neue über ſein verbrecheriſches Handwerk ergriffen iſt. Das lithographirte Blatt iſt für die Aktionäre des Kunſtvereins beſtimmt. — Zu den mancherlei, mitunter ſehr ausgezeichneten Kunſtwerken, welche ſeit dem Wiederverſchwinden des Trouſadours von Gomer im Kunſtvereine zu ſehen waren und zum Theil noch dort ſind, gehören auch mehrere neue Landſchaften von Robert Kummer, die deſſen gründliche Naturanſchauung von Neuem beurkunden. Weniger pflegt es dieſer rühmlich bekannte Künſtler auf große, durch anmuthige Zuſammenſtellung kontraſtirender Berg- und Baummaſſen und perſpektiviſche Vorzüge imponirende, als auf einfache Naturanſichten im idylliſchen Charakter anzulegen. Doch befindet ſich unter ſeinen jezt ausgeſtellten Gemälden ein Mondſcheinabend, welcher darthut, wie er auch durch das Impoſante der Compoſition ſeine große Fähigkeit geltend zu machen weiß. — Ein ungemein gelungenes großes Oelgemälde lezterer Art iſt eine Landſchaft von Morgenſtern aus München.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. März 1845.

Die Wahrheit und Tüchtigkeit ſeines Lebens iſt die große Baſe, worauf ſeine Werke ruhen: deßhalb uns alles, was ſich von ihm beſchreibt, ſo ächt und kernhaft erſcheint.

Goethe,
Shakespeare und kein Ende.

Shakespeares inneres Leben und Geiſtesentwicklung.

(Fortſetzung.)

Er ahnt: nicht Marmor noch das Gold der Königsſäule wird ſeines Liedes Macht überdauern; und ob Erz und Stein der Gewalt der Sterblichkeit weichen, und das Schöne nur kurz wie die Blume zu leben ſcheint, er kann vor dem Sarge der Zeit ihr beſtes Juwel ſichern; er ruft dem Freunde zu:

Mein Freundesvers wird ſeyn dein Monument,
Daß dich noch ungeborne Augen leſen,
Daß kommender Geſchlechter Mund dich nennt,
Wenn alle Athmer dieſer Zeit verweſen;
So hält dich da, wo Odem nie verſiegt,
Auf Menſchenlippen athmend mein Gedicht.

Es iſt die Freude an der Wahrheit, die ihn zu dieſem Selbſtvertrauen, zu dieſer Heiterkeit der Kunſt beſeelt, und wie ſie alle ſeine Werke weihend durchdringt, ſo ſingt er noch ausdrücklich:

O wie iſt Schönheit zwiefach ſchön und hehr,
Wenn ſie der Wahrheit goldner Schmuck erhöht!
Die Roſ' iſt lieblich, doch viel lieblicher
Macht ſie der Wohlgeruch, der in ihr lebt.
Die Hagebutten ſind ſo zart gemalt
Wie duft'ger Roſen hohe Purpurgluth,
Bedornt wie ſie, am Weſt entfaltet prahlt
Ihr Knöſplein auch mit gleichem Uebermuth.
Doch weil ihr Werth nur Schein iſt, leben ſie
Unangeſehn, und welken unempfunden
Zu ſtillem Tode; ſüße Roſen nie;
Aus ihrem Tod wird ſüßrer Duft entbunden.
So auch aus dir, du Schöner, Lieber, zieht
Mein Lied der Wahrheit, wenn dein Reiz entflieht.

Wer aber noch zweifeln möchte, daß der Dichter ſich wirklich in die Seele geſchnitten, daß wirklich ſeine poetiſchen Gebilde ihr Leben aus ſeinem Herzblut gewonnen haben, daß er alle Schmerzen gefühlt und dabei doch an die Macht der Liebe geglaubt, der leſe noch das Folgende:

Müde von allem dieſem wünſch' ich Tod:
Verdienſt zum Bettler ſehn geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie ſich reinſte Treu entfärbt auf Erden,
Und goldner Ehrenſchmuck auf Knechtshaupt,
Und jungfräuliche Tugend frech geſchändet,
Und Hoheit ihres Herrſchertbums beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verſchwendet,
Und Kunſt im Zungenbande der Gewalt,
Und Schulenunſinn, der Vernunft entgeiſtert,
Und ſchlichte Wahrheit, die man Einfalt ſchalt,
Und Gutes von dem Böſen keck gemeiſtert:
Müde von alledem, wär' Tod mir ſüß. —
Nur daß ich ſterbend den Geliebten ließ!

Iſt ihm hier wie ſeinem Hamlet die Welt ein wüſter Garten voll Unkraut, das auf in Samen ſchießt, ſo fühlt er anderwärts mit ſeinem Romeo:

Laß mich von keinen Hinderniſſen hören,
Die frommer Seelen Ehebund bedräun!
Lieb' iſt nicht Liebe, wenn ſie Störer ſtören.
Wenn ſie Zerſtreuung irrend kann zerſtreun.
O nein! ſie iſt ein ewig feſtes Ziel,
Thront unerſchüttert über Sturmeswogen,
Ein Angelſtern für jeden irren Kiel,
Kein Höhenmaß hat ſeinen Werth erwogen.
Lieb' iſt kein Narr der Zeit, ob von den Wangen
Und Lippen die der Jugend Roſe bricht;
In enger Stunden Lauf uneingefangen
Dauert ſie aus bis an das Weltgericht.
Wenn dieß als Wahn, als Lüge ſich ergibt,
Dann ſchrieb' ich nie, dann hat kein Menſch geliebt!

In der geiſtigen Entwicklung Shakespeares laſſen uns ſeine Dramen drei Perioden unterſcheiden. Während ſeine erſten Werke formell an die Volkspoeſie, dann wie zum Studium an die antikiſirende Dichtweiſe ſich anſchließen und wir ſodann im Titus Andronicus und im Perikles dort Marlow'ſche, hier Green'ſche Töne zu hören und Behandlungsart zu entdecken glauben, ſo daß er auch in der Entfaltung ſeines Genius durch Eingehen in dieſe beiden Richtungen ſie überwinden und verſchmelzen lernte, zeigt ſich auch dem Inhalte nach noch ein Ringen um eine klare, gediegene Weltanſchauung; die Milde, der muſikaliſch den Gegenſatz löſende Frieden des Gemüths liegt im Kampf mit der ſtürmiſchen Jugendluſt an blutigen Thaten und grauſamer Vernichtung; ein dunkles Geſchick, kaum äußerlich als poetiſche Gerechtigkeit erſcheinend, zertritt die Guten mit den Böſen, die Welt iſt zerriſſen und der Dichter zu wahrhaftig, als daß er eine Beruhigung heucheln ſollte, wo ſie ihm noch fehlt. Die Ahnung des Lichts trägt er in ſich, aber noch wirren die Geſpenſter der alten Heidennacht ſich vor ſeinen Blicken angſtigend durcheinander. Einen hellen Schein wirft dieß Licht auf die himmliſche Reinheit einzelner Gemüther, aber die Häßlichkeit der Umgebung iſt ein um ſo ſtärkerer Kontraſt.

Wirklich Shakespeare wird er auf dem Feld der Geſchichte, im alten Johann, in Heinrich VI., der bereits 1589 erſchien. Er liebt auch hier noch das Gräßliche, er hat auch hier noch viel Eckiges, unbeholfen Hünenmäßiges in den Geſtalten, aber — und darin gerade erweiſt ſich ſein Genius — es iſt dem Stoffe angemeſſen, wie die forcirte Kraftſprache der Stürmer und Dränger für Schillers Räuber die geeignete war. In Richard III. (1590) ſteht er bereits auf der Höhe der Kunſt, und wie dieſer blutige Schnitter ſelbſt die wüſte verdorbene Generation gewaltſam zerſtört und durch ſeinen Untergang die Ausſicht auf Frieden und Ruhe einer neuen ſchönen Zeit eröffnet, ſo bricht auch hier das zweite glückliche Weltalter für Shakespeare an, und der Liebesjubel der Jugend klingt nun in Romeo und Julie (1592) wie das ſchmetternde Lied der Nachtigall in der Brautnacht.

(Schluß folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Nach dem Abzug des Feldherrn mit der Hauptmacht wurde Prag von dem Beobachtungsheer gänzlich umzingelt, und nachdem Chevert ſeine Aufgabe gelöst hatte, durch die Behauptung der Stadt den Rückzug des Marſchalls zu decken, ſo kam es nicht darauf an, daß er mit ſeiner unzureichenden Macht, abgeſchnitten von aller Zufuhr, umgeben von einer feindſelig geſtimmten, zu Meutereien aufgelegten Einwohnerſchaft, ſeine Stellung gegen einen überlegenen Feind ferner vertheidige, ſondern er mußte darauf ſinnen, wie er mit Ehren möglichſt ungerupft von dannen komme, und das eben ſchien ſchwer, wenn nicht ganz und gar unausführbar.

In Erwägung des einreißenden Mangels und der andern mißlichen Umſtände, ſprach der kriegsgefangene Herr von Monti zu ſeinem Hauswirth: „Es iſt unbegreiflich, Meiſter Wenzel, wie dumm der Franzos ſich anſtellt, einen Gefangenen von meinem Rang hier zurück zu behalten. Was ſagt Er dazu, mein Freund?“ — Der kleine Bierbrauer zuckte die Achſeln, blinzelte mit den grauen Katzenaugen, verzog ſein plumpes pockennarbiges Vollmondsgeſicht zu einem Grinſen und verſetzte: „Wenn ich Euer Gnaden der Herr General wäre, ſo würd' ich mich ſelbſt ranzioniren. Der Herr würde leicht durchkommen, und ich wollte mir ein Vergnügen daraus machen, Ihm fortzuhelfen, erſtens weil Er ein Feind des Franzoſen iſt, zweitens weil Er der Königin dient, und drittens, weil Sein Vetter zu Znaim bei meinem Vater gewohnt hat.“ — „Er iſt alſo aus Mähren, Meiſter Wenzel?“ — „Zu dienen, Euer Gnaden.“ — „Die Hanaken ſind tüchtige und ſchlaue Leute, und Er wird auch nicht aus der Art geſchlagen ſeyn, obſchon Er ſo eben meine eigentliche Meinung nicht begriffen hat. Vom Durchgeben hab' ich nicht reden wollen; mein Ehrenwort verbindet mich, das Haus zu hüten, oder nur in Begleitung eines Franzoſen ſpazieren zu gehen, nicht dahin, wohin ich möchte, ſondern nach ſeinem Belieben. Wenn aber auch von Flucht keine Rede ſeyn kann, ſo hätte der Chevert doch wiſſen können, daß er hier mit ſeinen Leuten gefangen werden muß, und mithin klüger gethan, mich

wegen der künftigen Auswechslung dem Belle-Isle mitzugeben. Er kann sich höchstens acht Tage halten, und nur unter der Bedingung, daß es in ganz Prag keine hundert eben so muthige als treue Unterthanen der Königin gibt; denn treu sind sie, Gott Lob, Alle."

Wenzel erwiderte keine Sylbe, aber seine Blicke enthielten die beredtste Aufforderung an den General, sich deutlicher auszudrücken. „Wär' ich nicht durch mein Wort gebunden," sagte der mit gesenkten Blicken, und indem er mit den Sporenrädern allerlei Figuren auf den Estrich zeichnete, „ich wollte den Wälschen gehörig einheizen. Zwanzig entschlossene Kerls, etwa Bräuknechte und Küfer, würden hinreichen, eine Wache zu überrumpeln und niederzumachen, das Thor zu erbrechen, die Brücke niederzulassen und sich zu behaupten, bis die Soldaten der Königin kämen. Das müßte alles zwei oder drei Stunden nach Mitternacht geschehen, zur Zeit, da die Leute im besten Schlaf liegen; in den Häusern würden gleichzeitig die fremden Kriegsknechte einzeln von den Einwohnern niedergestoßen, während die große Glocke Sturm läutete, und die Unsern draußen würden wahrlich schnell genug bei der Hand seyn, auch wenn man so unglücklich, dumm oder ungeschickt gewesen wäre, sie nicht schon vorher zu unterrichten." — Monti hatte sich nach und nach selber in Feuer und Flamme geredet, bis er nun plötzlich abbrechend halblaut sagte: „Ich bin ein altes Kind. Zur Zeit der Großväter, da war der Bürger noch ein wehrhafter Mann, bereit, für König, Gott und Vaterland Blut und Leben einzusetzen, aber daran ist nicht mehr zu denken, und er meint seine Pflicht über und über erfüllt zu haben, wenn er Steuern und Gaben richtig abträgt und Sonntags für Maria Theresia betet."

Der Bierbrauer rieb sich die Hände. „Schon recht, Euer Gnaden," brummte er beifällig; „rede der Herr nur zu, Er redet nicht in den Wind. Mich bindet kein Ehrenwort, zum Beispiel." Der General lachte. „Der Herr braucht nicht zu lachen," fuhr der Hanak mit tückischem Ausdruck fort, „ich bin freilich kein Cavalier, und wenn ich den Herrn beleidige, so sucht Er Seine Genugthuung an mir nicht mit dem Degen, sondern mit dem Stock, und schlägt mich windelweich, wenn ich Ihm nicht etwa zu stark bin." — „Sey Er gescheidt, Meister," unterbrach ihn Monti, nicht ohne Zeichen von Ungeduld; „ich gehöre nicht zu dem übermüthigen Geschlechte, sondern ich achte im Bürger, ja sogar im Bauern selbst noch die menschliche Bildung, und wenn der Bürgersmann auch keine eigentliche cavaliermäßige Ehre besizt, so hat er doch die Ehrenhaftigkeit, die ihn verpflichtet, sein gegebenes Wort zu halten, und vorkommenden Falles die Waffen für seinen König zu ergreifen, so gut wie der beste Edelmann. Ich habe also nicht über Seine Worte gelacht, denn zum Sylbenstechen ist der Zeitpunkt viel zu ernst; mein Lachen entsprang dem Behagen an dem Gedanken, die gute Stadt Ihrer Majestät um einige Tage früher dem Feind entrissen zu sehen, und zwar durch den ergebenen Eifer der Bürgerschaft. Ein paar Tage sind viel werth, weil im Kriege die Zeit ein Schatz ist, wie das Geld selber, und der tapfere, schlaue Herr von Chevert wär' ein besserer Fang für uns als zehntausend Mann mit allem Gepäck. Wenn Er nun im Stand ist, sich mit andern Seines Gleichen zu verständigen, um die Franzosen zu überrumpeln, so thu' Er's im Namen Gottes und Ihrer Majestät, welche der Himmel segnen möge."

Der Bierbrauer hatte Freunde und Genossen seiner Denkweise genug, und da er ging, sie für den Plan eines Aufstandes zu gewinnen, kamen sie ihm mehr als nur auf halbem Wege entgegen, so daß noch vor Abend die Verabredung zur Reife gedieh: in der Nacht des folgenden Tages den Ueberfall nach Monti's Anweisungen in's Werk zu setzen, und in der Zwischenzeit die Belagerer von dem Vorhaben zu unterrichten, was nicht unmöglich schien, da ein beherzter Bursch schon im Stande war, aus der Stadt zu entkommen, deren Zugänge alle ganz scharf zu bewachen, die Zahl der Hüter nicht ausreichte. Von dieser Verschwörung wußte der französische Befehlshaber nichts, aber ihm hatte doch, wie Freund Michel zu sagen pflegt, vom Teufel geträumt, und er saß am Abend nicht bei Bechern und Karten, wie seine leichtfertigen Offiziere, sondern ging, die Hände kreuzweis über den Rücken gelegt, einsam in dem alterthümlichen Saal seiner Wohnung auf und ab, in Nachsinnen verloren, wie er seinem König, und zunächst der Sache Karls VII. die kleine, aber erlesene Schaar und den tapfern Führer derselben erhalte. Er selber war freilich dieser Führer, aber von seiner Seite erschien es nicht als Anmaßung, daß er ganz insgeheim bei sich seinen Werth anerkannte; denn gegen andere verlor er nie ein Wort über diesen Gegenstand, und sobald er im Feuer stand, kam er sich nicht unentbehrlicher vor, wie jeder andere.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Kleine Bühnen und musikalische Unterhaltungen. — Jaßram Sulzger.

Neben unsern zwei ersten Bühnen und unsern zahlreichen öffentlichen Conzerten haben wir noch mehrere Theater, und in verschiedenen angesehenen Wirthschaften finden

faſt jeden Abend großartige muſikaliſche Abendunterhaltungen ſtatt, bei welchen die wunderlichſten Mittel gewählt werden, um Gäſte herbeizulocken. Namentlich iſt der ſchon erwähnte Flötiſt Canthal ſtark in ſolchen Mitteln; er komponirt Polka's und Tongemälde, in deren einzelnen Sätzen man Blumen, Gefühle und Gott weiß was Alles erkennen ſoll; während des Vortrags fallen von der Decke des Lokals Blumen auf die Zuhörer herab u. ſ. w. Die Unſitte der „muſikaliſchen Abendunterhaltungen" herrſcht noch mehr in den Kellerwirthſchaften und artet hier nicht ſelten in grobe Unſitte aus. — Ein Wirth, ein früherer Schauſpieler am zweiten Theater, hatte kürzlich den Pulcinellakaſten in ſein Lokal genommen und honorirte den „Künſtler" hinter der geſtreiften Leinwand für den Abend mit einem Dukaten, wofür Caſpar ſeine Straßenwitze preisgeben mußte. Das iſt die Folge einer über alle Vorſtellung hinaus geſteigerten Concurrenz. — Ein anderes Curioſum dieſer Art bot das Aktientheater der Vorſtadt St. Pauli. Der Regiſſeur deſſelben hatte zu ſeinem Benefiz, um ein volles Haus zu bekommen, ſich eine Poſſe gewählt, die zu dem Behuf eigens geſchrieben ſcheint; ſie heißt: „der heilige Rock des Sophokles;" die Cenſur aber wollte von dieſem heiligen Rock nichts wiſſen und erlaubte die Ausſtellung deſſelben nicht. Der Regiſſeur wählte darauf den „Liebhaber in verſchiedenen Röcken;" das Publikum ſtrömte hin und ſah — Kotzebue's „ſchelmiſchen Freier," der aus Spekulation umgetauft worden war.

Von den literariſchen Ephemeren dieſer Wochen hat eine ſo eben in allen vorräthigen Exemplaren confiscirte und für jedes ferner verkaufte Stück mit hundert Thalern Strafe verpönte Broſchüre die größte Aufmerkſamkeit der Behörden und des Publikums erregt. Sie iſt betitelt: „Criminalprozeß gegen den Cand. juris Georg Werner – Jaſtram Snitger – Verfaſſer der Flugſchrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiete." — Chriſtiania 1844. Verlag von C. C. Werner." Druckort und Verleger ſind fingirt; die vielen Druckfehler der Schrift machen aber wahrſcheinlich, daß ſie außerhalb Deutſchlands gedruckt iſt. Der Inhalt iſt eine geſchichtliche Darſtellung des Urſprungs jenes gleich nach dem großen Brande erſchienenen erſten Heftes der Schrift „An Hamburgs Bürger ꝛc.," von ihrer Verfolgung durch die hieſige Polizei, ihrer Denunciation beim Senat, von der Verfolgung ihres Autors, deſſen endlicher Verhaftung, fiscaliſchem Prozeß und ſchließlicher Freiſprechung. Die Anklagen gegen den Senat in dieſer geſchichtlichen Darſtellung ſind mit ziemlicher Ruhe vorgebracht, aber dennoch ſo haarſträubend, daß, wenn ſie wahr ſeyn ſollten, das Verfahren der hamburgiſchen Behörden dem ſchlimmſten monarchiſchen oder miniſteriellen Deſpotismus um nichts nachſtände. Die Facta, welche die Schrift enthält, ſind allerdings ſtadtbekannt; es fragt ſich nur, ob ſie in das rechte Licht geſtellt und ob nicht für den Angeklagten erſchwerende Umſtände verſchwiegen ſind, ein Verdacht, welcher keineswegs ganz unbegründet ſcheint. Dennoch bleibt noch genug übrig.

(Schluß folgt.)

Dresden, Februar.

(Schluß.)

Goethe's älteſtes Liederbuch. — Weigel. — v. Miltitz.

Die neulich in dieſen Blättern enthaltene Nachricht, daß der Kupferſtecher Langer Auftrag habe, den en relief am hieſigen Schauſpielhauſe vom Bildhauer Hänel dargeſtellten Triumphzug des Bacchus in Kupfer zu ſtechen, beruhte auf einem Mißverſtändniſſe. Hänel denkt vielmehr dieſen Zug ſelbſt zu radiren. Dagegen hat er jenem Künſtler die Nachbildung der zu Beethovens Denkmal gehörigen geiſtvollen Basreliefs aufgetragen.

Nicht nur die hieſigen zahlreichen Verehrer Tiecks, denen deſſen köſtliche Vorträge der beſten dramatiſchen Werke des Alterthums und der neueren Zeit unvergeßlich bleiben, ſondern auch alle Freunde ächter Poeſie unter uns fühlen ſich ihm zu lautem Danke für die zwanzig Gedichte verpflichtet, welche derſelbe unter dem Titel: „Goethe's älteſtes Liederbuch," aus dem ſechsten Bande des neuen Jahrbuchs der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde vor Kurzem beſonders hat abdrucken laſſen. In dieſen Liedern erſcheint das innere Weſen des Unerreichten als Dichter und Menſch aus der Zeit der Blüthe ſeines Lebens noch in weit größerer Reinheit, als in mehreren der aus der Geſenheimer Liederſammlung vor einiger Zeit bekannt gewordenen. Selbſt die in ſeinen Schriften bereits in verbeſſerter Geſtalt abgedruckten gewähren in dieſer Hinſicht hohes Intereſſe. Manches ſpäter darin anders Gewordene iſt zwar im Allgemeinen als eine weſentliche Vervollkommnung zu betrachten, allein der urſprüngliche Ausdruck war ein unmittelbarer Ausfluß ſeiner augenblicklichen Stimmung und iſt wichtig für die richtige Würdigung ſeiner damaligen Natur und Sinnesart. — Als ein nützlicher Fingerzeig für die hieſigen Einwohner, einheimiſche, wie bloße Gäſte, iſt das ſo eben erſchienene Buch: „die Unterrichts- und Erziehungsanſtalten in Dresden" zu betrachten, da von deſſen Verfaſſer, dem hieſigen Stadtrath Hehe, als Vorſtand der Schuldeputation und der Armenverſorgungsbehörde, über die Beſchaffenheit dieſer Inſtitute die ſicherſte Auskunft zu erwarten ſeyn möchte.

Die Zahl der wöchentlich hier Geſtorbenen iſt im Laufe dieſes Winters ziemlich bedeutend. Mehrere kurz nach einander eingetretene Todesfälle fanden ungewöhnliche Theilnahme. Der als praktiſcher Arzt in langjährigem großen Rufe ſtehende Hofrath Dr. Weigel, nicht allein durch ein gründliches Studium der Arzneikunde, ſondern auch durch regen Sinn für alle Wiſſenſchaft überhaupt ausgezeichnet und weit über die Landesgrenzen hinaus gekannt und geehrt, ſtarb in hohem Alter. Er gehörte zu den gebildetſten Männern der Stadt und war durch Geiſt und Witz eine Zierde der höhern geſellſchaftlichen Cirkel. Mit dem gelehrten Böttiger bis zu deſſen Tode fortdauernd in genauem wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Verkehr ſtehend, gerieth er doch oft mit mancher Anſicht deſſelben, unter anderem von der deutſchen Literatur, in offenbare Oppoſition, obſchon er, wie jener früher Verewigte, in ſeinem Urtheil über dieſelbe von einiger Befangenheit nicht freizuſprechen ſeyn möchte. — Etwa 65 Jahre alt ſtarb der Oberſthofmeiſter des Prinzen Johann, der geheime Rath Freiherr von Miltitz. Als Tonſetzer durch mehrere Compoſitionen für Kirche und Theater empfohlen, hat er ſich beſonders auch die Gunſt der Gebildeten durch Novellen erworben. Wenn ich nicht ganz irre, ſo erſchienen die erſten beiden derſelben in den unter dem Titel: „Aus der Geiſterwelt" im Jahr 1818 von de la Motte Fouqué und Friedrich Laun herausgegebenen Geſchichten, Sagen und Dichtungen. Seitdem haben Taſchenbücher und andere periodiſche Schriften in dieſem Fache ſeiner gemüthvollen Beiträge ſich zu rühmen gehabt, von denen ſpäter mehrere Bände durch ihn ſelbſt geſammelt im Buchhandel erſchienen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. März 1845.

Age, mi Achilles, serva illam pulcram pulchre.
Plautus.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Cheverts Nachdenken war nicht der Art, daß es ſeine Stirn mit dräuenden Runzeln gefurcht, oder ihn überhaupt in jene unausſtehliche Laune verſezt hätte, in welcher der Vater des berühmten Herrn von Münchhauſen Weib, Kinder und Geſinde zu mißhandeln pflegte, wenn ihm das ſchwierige Geſchäft bevorſtand, ſeinen Namen zu ſchreiben. Der General blieb ſelbſt im tiefſten Ernſt noch gleichmüthig und freundlich, das waren ſeine Umgebungen an ihm gewohnt, aber ihn lächelnd anzutreffen, das überraſchte dennoch den Adjutanten, als er eintrat, um irgend eine der gleichgültigen Meldungen vorzubringen, wie ſie auch inmitten kriegeriſchen Getümmels jene Einrichtung mit ſich führt, welche Max Piccolomini als „des Dienſtes immer gleich geſtellte Uhr" bezeichnet.

„Ihr ſeyd wohlaufgelegt, mein Herr General," bemerkte der junge Offizier; „habt Ihr gute Neuigkeiten erhalten, ſeit ich Euch vor zwei Stunden verließ?" — Der Wälſche ſagte dieß natürlich in ſeiner Sprache, und ich überſezte ſein franzöſiſches „Vous" mit „Ihr" und „Euch," aber nicht etwa darum, weil es wörtlich ſo heißt, ſondern weil mir dieſe Ausdrucksweiſe für eine Zeit zu paſſen ſcheint, in welcher die Deutſchen noch „Er" zu einander ſagten, wogegen ich es ganz in der Ordnung finde, daß das „Vous" der Franzoſen unſerer Zeit durch „Sie" verdeutſcht werde, wie zum Beiſpiel vorhin erſt in unſerer Erzählung „Dreizehn" geſchehen iſt. — Chevert ſchüttelte das Haupt. „Es iſt Niemand bei mir geweſen, mein guter Herr von Polaſtron," verſezte er, „wenn Ihr nicht etwa den Glauben Eurer Amme an Hauskobolde bewahrt habt." — „Ich habe allerdings etwas von dieſem Glauben noch in mir," ſagte Polaſtron in kaum halbem Scherz, „und hier vielleicht mehr, als ſonſt wo in aller Welt." — „Warum juſt hier? Iſt Prag ein beſonders günſtiger Boden für abergläubiſche Vorſtellungen?" — „Nicht die Stadt, Herr General, wohl aber dieſes Haus, in welchem vor etwas mehr wie einem Jahrhundert der Spiritus familiaris in Geſtalt eines grauen oder rothen Männleins, die Farbe weiß ich ſelber nicht genau, einen großen Kriegshelden beſuchte." — „So etwas mag wohl großen Männern begegnen, aber kleine Männer, wie wir, ſind auf ſich ſelber angewieſen, weil die Geiſter ſich nicht mit ihnen befaſſen."

Der geſchmeidige Adjutant behauptete dagegen, ſein General ſey „von demſelben Holze," woraus einſt „Monsieur de Friedlande" geſchnitten worden; worauf Chevert: „Klotz iſt Klotz, pflegte unſer Feldpater vom Regiment

Xaintonge zu sagen, aber nicht aus jedem wird ein Merkur geschnitzelt. Doch lassen wir den Scherz. Ich hab' einen Auftrag für Euch, und ich dachte eben an Euch, da Ihr vorhin eintratet. Morgen in aller Frühe bringt mir von unsern Kranken so viele auf die Beine, als Ihr irgend nur aufzutreiben vermögt, und schickt sie in der ganzen Stadt umher, um Wohnungen für die zu erwartenden zehntausend Fußgänger und dreitausend Reiter auszumachen." — „Ihr erwartet also Verstärkung?" fragte Polastron voll Erstaunen. „Daß ich ein Thor wäre, auf blauen Dunst zu warten," entgegnete Chevert; „es handelt sich um nichts, als die meuterischen Böhmen in Schrecken zu setzen, damit sie keine Verschwörung anzetteln . . ." — Die fernere Erläuterung unterbrach für den Augenblick der ziemlich, oder vielmehr unziemlich rasche Eintritt eines jungen Fähnrichs. „Was Neues, Herr von Gendre?" fragte der General. „Etwas Neues, wodurch meine Keckheit mehr als entschuldigt, nämlich gerechtfertigt wird," antwortete Gendre, „und ich bitte daher um eine kurze Unterredung unter vier Augen." Polastron entfernte sich, ohne eine Weisung dazu abzuwarten, und sprach dabei zu sich selber: „Was wird der Fant auch zu berichten haben, dessen Lebensaufgabe in nichts besteht, als allen Weibern nachzulaufen?" Aehnliche Gedanken hegte auch Chevert; doch gewohnt, nichts außer Acht zu lassen, was ihn etwa angehen konnte, hieß er den jungen Menschen sein Sprüchlein vorbringen, worauf dieser anhob:

„Mein Gegenüber ist der Brauer, bei welchem der gefangene Herr von Monti wohnt, der aus Gott weiß welchem Versehen bei uns in Prag zurückgelassen worden ist." — „Kein Versehen, mein Kind," bemerkte Chevert; „ich hab' es selber so verlangt." — „Das ist etwas anderes," sprach der Fähnrich weiter, „und nach dem Warum frag' ich nicht, weil Ihr mir es von selber sagen würdet, wenn ich's wissen sollte. Für die vorlaute Aeußerung meiner Ansicht bitt' ich übrigens um Verzeihung. Ich wohne also, wie gesagt, dem Brauhaus gegenüber, und habe all mein Lebtag kein schöneres Mädchen gesehen als des Brauers Tochter Manka . . ." — „Dacht' ich's doch," murmelte Chevert halblaut, „eine Liebesgeschichte!" Dann setzte er mit erhobener Stimme hinzu: „Laßt Euch etwas sagen, mein allerliebster Schmetterling: der Dienst Seiner Majestät kümmert sich nicht um die Liebeleien der Herrn Offiziere, so lang er sonst nicht dabei zu kurz kommt . . ." — „Wenn aber eine Liebelei dem Dienst zu gut kommt, wie dann, mein Herr?" fragte Gendre, und ohne eine Entgegnung abzuwarten, fuhr er fort: „Ihr müßt Euch schon gefallen lassen, einiges von der anmuthigen Manka zu vernehmen, bevor wir auf den eigentlichen Gegenstand meines Besuches kommen können. Die Weiber sind bekanntlich überall liebenswürdiger als unser Geschlecht, aber in Böhmen ist dieser Unterschied ganz auffallend und unverhältnißmäßig groß. In dem Grade, wie sich die Männer mißtrauisch, verstockt, feindselig und tückisch bewähren, um so vertrauender, freundlicher, hingebungsvoller und liebreicher zeigen sich die Schönen, welche auch noch die, in den Augen eines Soldaten unschätzbare Eigenschaft besitzen, daß sie nicht wie die schwerfälligen Deutschen ihre Liebe mit einem englischen Park umgeben, durch dessen Irrgänge wir uns zum Ziele hindurchwinden müssen, sondern mit einem hellen, heitern Haus zu vergleichen sind, zu welchem ein gerader Baumgang hinleitet. So ist denn Manka in den ersten vier-und-zwanzig Stunden mit mir bekannt geworden, und da keines des andern Sprache versteht, so hat sich gar bald eine Zeichensprache zwischen uns ausgebildet, indem lebhafte Leutchen, wie sie und ich, unmöglich ohne allen geistigen Verkehr Stunden lang bei einander ausharren könnten, wie arkadische Liebespaare in Schäferromanen oder auf dem Kaminsims."

Der General war gelassen genug, um nicht durch Aeußerungen der Ungeduld den Faden der Rede in seinem Verlauf zu unterbrechen und so den Grund zur Ungeduld noch zu vermehren, aber er schnupfte sehr heftig Spaniol und machte zuweilen „hm, hm!" während der Fähnrich des Breiteren auseinandersetzte, welcher Mittel sich die Zeichensprache zwischen ihm und der schönen Czechin bediene, und wie es gekommen, daß ihre Mittheilungen für ihn keine „böhmischen Dörfer" mehr seyen, bis er endlich schloß: „Nun ist sie heut Abend wiederum, wie gewöhnlich, zu mir gekommen, aber in großer Noth und Sorge, um mir ein Geheimniß zu entdecken, das Euch mitzutheilen ich mir pflichtmäßig ohne Bedenken vergönne, aber nur unter einer Bedingung . . ." — „Ich verstehe," unterbrach Chevert den Fähnrich, „Ihr verlangt freies Geleit für des Mädchens Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeares inneres Leben und Geistesentwicklung.

(Schluß.)

Die Composition wird planvoller, die Sprache fließender, der Witz reiner, die Gestalten voller und gerundeter, und „das Tragische gewinnt jenen unbeschreiblich schönen Anflug von elegischer, versöhnender und verklärender Milde, ohne doch an Größe und Kraft zu verlieren." Shakespeare ist nun selbst der fünfte Heinrich, der sich aus seiner niedern Umgebung, aus seinem tollen Treiben als geborener König hervorhebt, und die

übermüthige Lebensluſt ſeiner Jugend mit ſelbſtbewußtem Geiſte zum ächten Heldenthum läutert. Das Luſtſpiel, Anfangs noch leichtſinnig und wenig mehr als bloßer Spaß, löst jezt im Kaufmann von Venedig die ſtarren Gegenſäze irdiſcher Rechte durch die Macht der Gnade, des gottinnigen Vertrauens, und entfaltet in „Was ihr wollt“ und „Wie es euch gefällt“ die üppigſte Blüthenfülle ächt komiſcher Charaktere und Situationen; das Gute, das Schöne, die Liebe gewinnt den heiterſten Sieg, überall Waldesduft, Hörnerklang und unauslöſchliches Göttergelächter. Und daneben muß Hamlet in die Tiefe des philoſophiſchen Gedankens hinabſteigen und ihre Schäze in geiſtvoller Selbſtbetrachtung zu Tage bringen, während der Dichter nicht, wie er, vergebens nach der Brücke vom Gedanken zur That ſucht, ſondern zugleich der zum Herrſcher berufene Fortinbras iſt, der die Seele über allen Jammer in kriegeriſchem Auftact emporführt.

Dieſe glücklichen Tage fielen zuſammen mit der Glanz- und Jubelperiode des Volks unter Eliſabeth nach dem Sieg über die Armada. Aber bald verdüſterte ſich der politiſche Horizont. Die Regierung Jakobs war ein lahmes Regiment, er vergaß das Land über theologiſchen Streitigkeiten und üppigen Gaſtmahlen, an denen er ſich von den Strapazen der Jagd erholte, und überließ die Zügel des Reichs unwürdigen Günſtlingen. Alles ward wankend, unſicher, die Revolution bereitete ſich vor, Witterungskundige wurden vom bangen Vorgefühl des kommenden Sturms ergriffen. Nehmen wir hinzu, daß die Kunſt polizeilich beſchränkt ward und die Schulweisheit Johnſons und ſeiner Genoſſen Beifall gewann, ſo wird es uns erklärlich, wie Shakespeare vom Schmerz der Zeit ſo mächtig erfaßt werden konnte, daß er im oben mitgetheilten Sonett über die Noth und Sünde jener Tage ſeufzend den Wunſch nach dem Tod ausdrückte. Seine dichteriſche Kraft ſteht jezt in höchſter Reife, aber ſeine Weltanſchauung nimmt einen dunkeln Ernſt an, und es iſt, als ob alle Größe ſich überheben und damit dem Schickſal Recht geben müßte, das ſie mit aller Herrlichkeit nur geſchmückt zu haben ſcheint, um ſie zum Opfertod zu führen. — „Die Compoſition,“ ſagt auch Ulrici, „iſt gedrungener und verwickelter, die Charaktere von ſtrozender Fülle, härter und ſchärfer gezeichnet, männlicher und von eiſerner Gediegenheit, die Sprache von Gedanken überſtrömend, und daher zuweilen gebrochen, abſpringend, wie Donner und Blitz einherfahrend, der Witz inhaltsvoller, tiefſinniger, oft wahrhaft erhaben.“

Die Luſtſpiele Maß für Maß, das Wintermährchen haben einen düſtern Hintergrund und kommen zu keinem Uebermuthe des Scherzes mehr; „wir ſind vom Stoff der Träume, und unſer kurzes Daſeyn umgrenzt ein Schlaf rings,“ heißt es im Sturm. Die hiſtoriſchen Werke ſtellen den Untergang der alten Welt dar; Coriolans Heldentroz zerſchellt, Cäſar und Brutus gehen an einander zu Grunde, überall iſt Schuld und Gerechtigkeit, aber es fehlt jene freudige Ausſicht, die uns noch durch allen Gewitterſturm im Lear offen gehalten wird, wenn Albanien und Edgar als Sieger ſtehen bleiben. Vergebens will Macbeth in neuen Verbrechen die Stimme des Gewiſſens betäuben, als ihn ſein Ehrgeiz den hölliſchen Mächten überliefert hat; um der Ehre willen glaubt Othello Alles gethan zu haben, und kann ſich nur ſelber dem ſittlichen Geiſte zum Sühnopfer bringen, als er ſieht, wie er in raſender Verblendung ſein Lebensglück ſich zerſtört hat. Ja im Timon ſpricht der Dichter geradezu die verbiſſene Bitterkeit eines Menſchenhaſſes aus, deſſen moraliſirende Herbigkeit den eigentlichen Kunſtwerth aufhebt. Aber dieß hat ſein Herz erleichtert, und ehe er ſich von der Bühne und der Welt zurückzieht, läßt er noch einmal alle Jugenderinnerungen wie in einem ſchönen Traum auftauchen, alle Saiten ſeines Herzens klingen noch einmal, von ſelber wie im Nachhall erbebend, zu mährchenhaftem Spiel im Cymbelin zuſammen, über allem verwirrten Durcheinandertreiben ſchwebt wieder ein ruhig heiteres Lächeln, daß jenes Getümmel doch nicht der Rede werth und der guten Natur ihr Sieg gewiß ſey.

Moriz Carrière.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

(ſ. Nr. 46.)

Raybaud.

Unter allen neuern Schriften Marſeiller Autoren ſteht der zweite Theil von Louis Raybauds études sur les Réformateurs oben an. Man darf an der Wiedererhebung unſerer Literatur und unſeres literariſchen Geſchmacks keineswegs verzweifeln. Die frivole Literatur, mit der wir ſeit einer Reihe von Jahren überſchüttet wurden und deren froſchlaichartige Erzeugniſſe uns Europa von Madrid bis St. Petersburg, von Neapel bis London aus den Händen reißt und verſchlingt und ſich damit berauſcht, dieſe Literatur, wenn man ſie ſo nennen kann, iſt jezt im Abſterben, das beſſere Frankreich iſt dieſer Orgie müde. Schon fühlen wir lebhaft den Ekel, der immer auf Ueberſättigung folgt; was wir uns ſeit Jahren von G. Sand, Fr. Soulié, E. Sue, Balzac, A. Dumas, Paul de Kock ꝛc. haben gefallen laſſen, was in fahlem Licht noch in den Feuilletons der großen Pariſer Journale wetterleuchtet, das erkennen wir jezt in ſeiner ganzen Leichtfertigkeit und Unwürdigkeit und ſehnen uns nach gediegener, beſonders nach reinerer Geiſtesnahrung. Dergleichen finden wir in Raybauds obigem Werke, das im zweiten Theil geiſtreich von Geſellſchaft und Socialismus, von Communiſten, Charriſten, Utilitairs und Humanitairs handelt. Schon im erſten Kapitel trifft er den Nagel auf den Kopf. Bei

aller Anerkennung der unläugbaren Wahrheit, daß die wohlhabenden, reichen und vornehmen Stände nothwendig mit mehr Menschenfreundlichkeit als bisher durch Gaben, Rath, Zureden, Beispiel und That auf die armen und unbemittelten, besonders auf die Arbeiterfamilien wirken müssen, verkennt er das Uebel nicht, das aus den seit zehn Jahren von Paris aus zur Mode gewordenen schiefen Ansichten fließt. In der Menge heftiger Angriffe, womit die systematischen Sittenrichter unserer Zeit über den heutigen gesellschaftlichen Zustand herfallen, ist ein Allen gemeinschaftlicher Gedanke, eine überall vorherrschende Richtung zu erkennen. Es soll nämlich auf einmal das Individuum an allen sittlichen und socialen Zuständen ganz unschuldig seyn und alles Uebel lediglich von der socialen Ordnung herkommen. Nichts bequemer als dieß, um die Menschen von aller persönlichen Verantwortlichkeit zu befreien. Früher war der Mensch nach allen religiösen und philosophischen Grundsätzen persönlich für seine Fehler verantwortlich. Auf einmal soll dieß ganz anders werden, und alle Verantwortlichkeit, aller Vorwurf fällt nicht mehr auf den Einzelnen, sondern nur auf die Gesellschaft; die Civilisation unserer Zeit muß vor dem selbstgemachten Gerichtshof der neuen Gesetzgeber erscheinen, und da wird ihr denn unsägliches Unrecht vorgeworfen. Alles Unglück, aller Schmerz unserer Zeit hat keinen andern Grund, als die jetzt herrschende Ordnung der Dinge, als die heutigen Gesetze; von ihnen allein ist der gehässige Zustand unserer Gesellschaft ausgegangen. Utopisten und Statistiker, Moralisten und Romantiker stimmen darin überein, daß der einzelne Mensch keine Pflichten und keine Verantwortung habe, und daß überhaupt nur eine Collektivpflicht, die Pflicht der Gesellschaft bestehe. Damit wird der von so Vielen gewünschte Umsturz aller bestehenden Ordnung vorbereitet und hinlänglich motivirt. Auf diesen Sophismus antwortet nun Raybaud mit strenger Logik. „Das Alterthum ist nicht in diesen Irrthum verfallen. Zuerst und vor allen Dingen hat es den Menschen in's Auge gefaßt; es sprach zu dem Gewissen des Einzelnen und nicht zu dem der Gesellschaft; es suchte eine wirkliche, ernsthafte, scharf begrenzte Verantwortlichkeit, keine abstrakte, illusorische. Die großen Philosophen und Religionslehrer des Alterthums waren darin ganz einverstanden, daß sie den Grundsatz aufstellten, die Vervollkommnung des Geschlechts gehe lediglich aus der Erziehung des Individuums hervor. Des Sokrates' „erkenne dich selber" und Epiktets „vermeide das Böse" sind nur Forderungen an die persönliche Moral. Noch deutlicher und bestimmter spricht das Christenthum zum Menschenherzen. Es bekümmert sich so wenig um das Unrecht der Civilisation, als um die Fehler und Unvollkommenheiten der Gesellschaft." Man hat Raybaud ganz mit Unrecht vorgeworfen, er habe kein Herz für das immer wachsende Elend der ärmern und niedern Klassen; im Gegentheil, er ist ein wahrerer und verständigerer Freund derselben, als die, welche ihnen seit Jahren mit unausführbaren Planen, Hirngespinnsten und süßen Träumen schmeicheln, wodurch die gefälligen Redner der Einbildungskraft wie dem Streben jener Klassen eine ganz unrichtige, ja gefährliche Richtung geben.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Jakram Sulzer.

Georg Werner gibt bei einem Hamburger Buchhändler (G. W. Niemeyer) eine mit Leipziger Censur gedruckte Schrift heraus, in welcher er in lebhafter, aber nicht aufrührerischer Sprache eine Reform der Hamburger Verfassung fordert. Diese Schrift mißfällt erst der Polizei, dann dem Senate; statt den Buchhändler zu citiren und ihm den Namen des Verfassers abzufordern, sondirt man (der Schrift zufolge) erst in Leipzig, ob es auch ein auffaßbarer Mann sey; als man erfährt, G. Werner sey der Verfasser, wird auf ihn gefahndet (Oktober 1842) und das Gesuch um freies Geleit ihm abgeschlagen; erst am 27. April 1843 gelingt dessen Verhaftung durch die Anzeige eines „Verräthers;" am 5. Mai wird er auf dringendes Begehren verhört; bei der Untersuchung sollen die wunderlichsten Fragen und Verdächtigungen vorgekommen und (was auch das Urtheil verausstellte) das Grundgesetz Hamburgs nicht beachtet worden seyn. Sein Cautionsanerbieten wird nicht angenommen, seine Klage über Zerrüttung seiner Gesundheit und seiner Finanzen (denn im bürgerlichen Gefängniß, dem Wiesenbaum, muß er sich selbst erhalten) nicht berücksichtigt; endlich nach sechzehnwöchentlicher Untersuchungshaft wird er zum fiscalischen Prozeß verwiesen und gegen Caution in Freiheit gesetzt, körperlich herabgekommen, ohne Mittel. Der Fiscal trägt in einer „absurden Anklage" nur auf fünfjährige Zuchthausstrafe an, obwohl er den Tod verdient habe. — Der Angeklagte wird erst durch seinen Anwalt vertheidigt, dann hält er selbst eine Rede, in welcher er den Verfasser der Anklage „züchtigt." Erst am 15. December 1844 erfolgt das Urtheil des Niedergerichts, das ihn von allen Beschuldigungen freispricht und dem Fiscus die Kosten zuschiebt. Nun will Werner Entschädigung fordern für die Störung seiner bürgerlichen Verhältnisse, für die sechzehnwöchentliche Haft, für die verlorenen Jahre; aber wo soll er das Tribunal suchen, da ein hamburgisches Gesetz auch noch die Klage gegen seine Ankläger verbietet? Es wird ihm gerathen, an die öffentliche Meinung zu appelliren, damit „die Justiz der Parteileidenschaft, der Werner anheim fiel, nicht ungerügt bleibe. Man bedenke, daß, wenn Werner heute ihr Opfer wurde, morgen jeden Andern dasselbe Schicksal treffen kann." — So die Schrift, die übrigens auf ihren sechzehn Seiten noch viel stärkere Sätze enthält und auch die bekannte Wegnahme des Manuscripts zum zweiten Heft von Seiten hamburgischer Polizeibeamten in Tönningen, sowie die diplomatischen Conflicte deßhalb zwischen Kopenhagen und dem Senate zu Hamburg erzählt. Einen erheblichen Milderungsgrund, selbst wenn die verfolgte Schrift Werners als verbrecherisch erkannt wäre, hat man beiderseits übersehen. Werner schrieb „an Hamburgs Bürger ꝛc." gleich nach dem Brande, als das alle Herzen durchglühende Vaterlandsgefühl eine ungewöhnliche Sprache selbst in den Bekanntmachungen E. E. Raths hervorrief; diese vertrauliche, herzliche Sprache hatte zur Zeit des Wernerschen Prozesses bereits dem sichern, machtbewußten Obrigkeitsstyl wieder Platz gemacht; nicht allein die Sprache, auch die Ideen waren bedeutend erkaltet. Aber wie Vieles, was seit dem Brande geschehen oder unterlassen ist, muß nicht vergessen und vergeben werden! Möchte man übrigens aus diesem Hergange endlich die Lehre ziehen, daß es nicht politisch ist, politische Schriften gerichtlich zu verfolgen. Ohne die Verfolgungen wäre Werners Broschüre längst vergessen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. März 1845.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und ſchwang ſich hinüber zum Bergeskauf,
Vom Zauberwort geleitet.

A. Stöber.

Lieder aus der Schweiz.

Von J. J. Reitzard.

Die Pantenbrücke. *

Glarner Volksſage.

Endlich hat der alte Föhn
Den kryſtall'nen Schrein erſchloſſen
Und ſchon liegt auf Thal und Höh'n
Milder Frühling ausgegoſſen:
Mag der Winter zornig funkeln,
Der auf ew'gen Firnen ſitzt,
Und geheimnißvoll im Dunkeln
Wilden Schaum zu Tage ſprizt!

Schau der Berge heil'gen Graus
Um dich her ſich rieſig thürmen,
Und mit ſchrecklichem Gebraus
Dort den Lätſchbach niederſtürmen!
Schau, ein Lamm in breiten Krallen,
Steigen dort den ſtolzen Gor!
Höre die Lawinen fallen
In den Schluchten über dir!

Doch wie Hold und Mild ſich miſcht
Mit Erhaben und Entſetzlich!
Wie der würz'ge Hauch erfriſcht!
Wie der Blumen Schmelz ergötzlich!
Wie des Waldes grüne Kerzen,
Die der Lanzig brennen dieß — *
Heerdenläuten, Vogelſcherzen —
O wie ſchön iſt alles dieß!

Reiche Blumenkränze vorn,
Schreiten durch die Auengüter **
Fette Heerden, und in's Horn
Stößt ihr Eigner, und ihr Hüter

* Die Pantenbrücke, ein merkwürdiger Bau, liegt am obern Ende des Glarner Großthales und führt da über die Linth, wo ſie ſich durch den Zuſammenfluß des Sands und Limmernbaches eben gebildet hat. Die Pantenbrücke (pons pendens) ſpringt in kühnem Bogen über einen Abgrund von mindeſtens 140 Fuß. Sie iſt 20 Fuß lang, 4 Fuß breit und durch drei Fuß hohe Seitenmauern geſchützt. Die Umgebung, ein ungeheurer brodelnder Felskeſſel, iſt eine der erhabenſten, welche die Schweiz aufzuweiſen hat.

* Lanzig, Glarner Provinzialismus = Lenz.

** Die Auengüter beginnen hinter dem Dorfe Linthal und ziehen ſich bis faſt zur Pantenbrücke hin. Es ſind reiche, herrliche Triften in einem entzückenden Berg- und Waldrahmen. Unter den prachtvollen Waſſerfällen, die der Alpenwanderer auf dem Gang nach der Pantenbrücke bewundert, zeichnen ſich der Schreien- und der Lätſchbach aus, die von den weſtlichen Bergwänden zu Thale fahren.

Geht voran, in Korb und Brennte
Einen Schatz von Brod und Wein:
Auf die Limmern ſoll die Sennte — *
Auch die Limmernalp iſt ſein.

Iſt er nicht der reichſte Mann
Von dem Selbſanſt bis zum Speere?
Strebt er nicht, ſo viel er kann,
Daß er noch ſein Gut vermehre?
Ja von Ueli geht die Sage
Und ihm ſelber iſt bewußt,
Daß er einen Eisblock trage,
Statt des Herzens, in der Bruſt.

Sieh, die Sennte naht der Schlucht,
Wo der Sandbach und der Limmern,
Nach der erſten Jugendflucht,
Schäumend aus der Tiefe ſchimmern.
Wipfel, Stämme, Felſenſtücke
Ragen drohend aus dem Riß,
Drüber hängt die alte Brücke,
Hölzern, morſch und ungewiß.

Wilder ſchäumt der Brandung Wuth;
Nie hat ſo der Steg gezittert!
Seiner Thränen wilde Fluth
Strömt der Winter aus erbittert;
Ziſchend ſtürzt es von den Wänden,
Donnernd walzt der grimme Schaum —
Hier und dort und aller Enden —
In den Abgrund Fels und Baum.

Und der Senn ſteht angſterfüllt
Vor dem Strauß der Elemente:
„Wie's da unten ſchäumt und brüllt!
Ständ ich drüben mit der Sennte!
Oder wär' die Brücke ſteinern,
Hochgewölbt und ſonder Wank —
Traun die Aermern und Gemeinern
Sollten ſpüren meinen Dank!

„Ach, wie manches ſchöne Stück
Schon da unten mir zerſchellte,
Wenn des Lanzigs warmer Blick
Die vereinten Bäche ſchwellte,
Und das Vieh auf ſchwankem Brette,
Scheu ſich drängend, fürder ſchritt,
Auf der Mitte dann ſich drehte,
Aufſchlug und hinunterglitt!"

Und kaum iſt der Spruch gethan,
Hebt von unſichtbaren Händen
Stracks ein emſig Bauen an:
Steine fliegen von den Wänden,
Schließen fügſam ſich zum Bogen,
Drüber legt ſich glatt der Weg;
Unten donnern wild die Wogen,
Oben wölbt ſich feſt der Steg.

Und das Wunder ſchaut der Senn
Mit Entzücken und mit Grauen:
„Ei, wer ſind die Maurer denn,
Die ſo raſch und zierlich bauen?"
Horch, da ruft es: „feſt und ſteinern
Hängt die Brücke, hoch und ſchlank:
Gib den Aermern und Gemeinern
Nun auch den verſprochnen Dank!"

(Schluß folgt.)

* Die Limmernalp bildet den Grenzſtock zwiſchen dem glarnerſchen Linth- und dem bündnerſchen Frieſeltbale, in welches ein beſchwerlicher Paß hinabführt. Ihrem Firn entſtrömt der Bach, der ihren Namen führt.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Betroffen ſtarrte Gendre ſeinen General an, der ſich ein Weilchen an dem Erſtaunen des Jünglings weidete, bevor er ſprach: „Ich reime mir das Alles leicht zuſammen, woraus Ihr entnehmen möget, daß ich auch halbe Worte gänzlich verſtehe. Ich kenne meine Leute. Und nun habt die Güte, Herr von Gendre, mir kurz und bündig zu ſagen, was Ihr von den Einzelheiten der Verſchwörung wißt. Eurem Gleichſam-Schwiegervater ſoll nichts geſchehen."

Von ſeiner Ueberraſchung zurückgekommen, beeilte ſich der junge Offizier, dem Befehle Genüge zu leiſten. Chevert hörte ihm aufmerkſam zu und ſagte dann: „Meinen Dank für Eure Bemühung, und ich werde nicht ermangeln, Euern Verdienſten gehörigen Ortes und zu rechter Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Für den Augenblick aber bitt' ich Euch, das Geheimniß ſtrengſtens zu bewahren und perſönlich den Herrn von Erlach zu mir zu beſcheiden." — „Jetzt gleich, Herr General?" — „Verſteht ſich, mein Kind." — „Aber . . ." — „Heraus mit der Anmerkung!" — „Es iſt ſchon etwas ſpät, und da der Hauptmann heut keinen Dienſt hat . . ." — Lachend unterbrach Chevert den Bedenklichen: „Bis Mitternacht behält er ſeinen Kopf beiſammen, auch in der tollſten Geſellſchaft, und es iſt kaum erſt zehn Uhr. Gute Nacht, Herr von Gendre." Der Fähnrich ging und ſein Erſtaunen verwandelte ſich nach und nach in

ein Gefühl bitterer Enttäuschung, weil seine überaus wichtige Nachricht mit so unerklärlicher Kälte aufgenommen worden und der Befehlshaber ihm ganz ruhig eine gute Nacht gewünscht, statt, wie er erwartet, die Lärmtrommel rühren zu lassen, alle Mannschaft zu den Waffen zu rufen und ein paar Galgen zu errichten, um den General Monti sammt den Rädelsführern, Wenzel allein ausgenommen, daran zu henken. So und nicht anders würde der junge Herr gehandelt haben, und mit ihm vielleicht tausend andere, die weder mehr jung noch Fähnriche waren; aber unser Chevert machte eben gar manches anders wie andere Leute, und ihr werdet alsbald merken können, wer für dießmal Recht hatte, der Befehlshaber oder der scharfsinnige Untergebene.

Der Generalmajor Monti saß am Morgen ganz gemüthlich bei seiner Schaale Chokolade und dachte mit stillem Vergnügen an die Hoffnung, das nächste Frühstück in Gesellschaft seiner Kameraden einzunehmen, als sich ein französischer Offizier zum Dienst bei ihm meldete, „in so fern es nämlich dem Herrn General gefällig sey, auszugehen." Dieser Offizier war der Hauptmann Robert von Erlach, ein so handfester und aus dem stärksten Zeug, aber sorgfaltig gemachter Junker, als nur je einer dem Reislaufen nachgegangen ist; etwas über mittelgroß, breitschulterig, starknochig, nicht ohne Anlage zum Dickwerden, mit kleinen Füßen und vornehm gestalteten Händen, führte er in seinem freisamen Soldatenantlitz ein paar jener Augen, von deren Art die Leute zu sagen pflegen: sie hauen und stechen. „Ich weiß nicht, ob ich heut ausgehen will," sagte Monti auf Französisch, wie er angeredet worden, „und schier ist mir, als hätt' ich gar keine Lust." — „Ihr habt zu befehlen, mein Herr," versetzte Erlach; „übrigens haben wir helles mildes Wetter, für morgen aber Regen zu erwarten. Ich werde die Zeit benutzen und allein umherschlendern."

Der Hauptmann hatte die Wirkung seiner Worte ganz richtig berechnet; sey es nun, daß Monti ihm aus einer Art von Neid die ungebinderte Bewegung nicht gönnen mochte, oder daß er just darum ausgehen wollte, weil der Andere ihn gern daheim zu lassen schien, kurz, er rief den bereits Verabschiedeten zurück, indem er dazu sagte: „Sezt Euch doch ein wenig, Herr Kamerad, ich werde am Ende besser thun, mit Euch zu gehen, statt die langen Stunden so zu verdämmern. Wo gehen wir hin?" — „Wohin es Euch beliebt, mein Herr General," versezte Erlach. — „Das heißt," fügte Monti hinzu, „unter gewissen Voraussetzungen." — „Die ich mindestens eben so sehr beklage, wie der Herr selber," bemerkte der Hauptmann verbindlich, und hob dann plötzlich in deutscher Sprache an: „Ich bin zwar Seiner Majestät von Frankreich Offizier, und möchte unter keiner Bedingung dem König mein Wort brechen, aber ich habe nicht verheißen, diejenigen zu hassen, welche meine Sprache reden, und darum geht mir das Schicksal des Herrn Generals zu Herzen, als ob Er mein leiblicher Vetter wäre, und ich bin ihm zu allen guten Diensten erbötig, die sich mit meiner Pflicht vertragen."

Nun hätte Monti wahrscheinlicher Weise hinreichenden Grund gehabt, die Ehre einer sprachlichen Landsmannschaft abzulehnen, da er, wie ich zu vermuthen Anlaß finde, von Haus aus ein Wälscher war, ein Lombarde, oder vielleicht auch ein Wallone, wenn mich nicht der Namen etwa irre führt, denn ich muß offen bekennen, daß ich meiner Sache hier nicht sicher bin; so viel aber ist gewiß, daß er deutsch verstand, und nicht daran dachte, die höfliche Zuvorkommenheit mit kaltem Wasser zu übergießen, sondern vielmehr den größten Eifer an den Tag legte, sie entgegenzunehmen und zu vergelten, und sich überhaupt als der wohlerzogene Cavalier zu beweisen, für den zu gelten schon seine Stellung als Offizier ihn verpflichtete. Nachdem die beiden Herrn also in höchst verbindlichen Redensarten einander überbietend sich erschöpft hatten, traten sie mitsammen den Spaziergang an, der sich nach den Vorschriften des Befehlshabers auf das Innere der Stadt beschränkte, welche zu durchwandeln übrigens gar nicht so übel ist, weil es in Prag gar vielerlei zu betrachten gibt, in so fern Einer sich auf's Betrachten versteht, was freilich nicht Jedermanns Sache ist.

An der Thür des Hauses begegneten sie einem Gefreiten und zwei Mann mit Ober- und Untergewehr. „Wohin, ihr Leute?" fragte Erlach, den kriegerischen Gruß erwidernd. — „Ich soll den Brauer Wenzel zum Herrn General einladen," antwortete der Soldat mit auffallend zweideutigem Ausdruck. — „Gute Verrichtung, Leute," sagte der Hauptmann im Weitergehen, und that nicht dergleichen, als ob er Monti's betroffene Miene bemerke, obschon sie seiner Aufmerksamkeit keineswegs entging. Der Schrecken des Oesterreichers war in der That nicht gering, weil ihm das Bewußtseyn sagte, was sein Hausherr allenfalls bei Chevert antreffen könne; aber sein Entsetzen wäre doch noch größer gewesen, wenn er mit angesehen und angehört hätte, wie Manka nach ihres Vaters Entfernung sich voll bittern Jammers das Haar ausraufte, ihrer verliebten Schwachheit und vor Allem dem verrätherischen Liebling fluchend, der für alle erwiesene Huld ihren Vater dem Profoß überantwortete; denn sie meinte nicht anders, als der Alte werde ohne weiteres aufgeknüpft werden.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

(Fortsetzung.)

Poesie. — V. Laprade.

Die Dichterluft, welche einst so herrlich über die Provence wehte, scheint sich wenigstens für die Lyrik wieder zu erheben, gerade wie in Deutschland. Wir haben hier, in dem benachbarten Lyon und Toulon mehrere Erscheinungen, die an jene Zeit erinnern. Als T. Tasso einst mit einigen Freunden von Ferrara nach Rom ritt und sie auf die Höhe des Apennins kamen, wo man die zwei Meere sieht, fragte einer seiner Begleiter nach dem Gegenstand des großen Gedichts, mit dem er sich jetzt beschäftige. „Da ist meine Poesie," war seine Antwort, und damit streckte er den Arm über den ganzen Horizont, nach Himmel und Meer aus. So hätten auch Lamartine und G. Sand, Chateaubriand und Victor Hugo antworten können, so auch Victor Laprade, das provencalische Kind, der Verfasser der vor Kurzem erschienenen Odes und Poëmes. Seine Psyche, die vor zwei Jahren heraustam, verkündigte schon den seltenen, reinen Dichtergeist. Seitdem hat er große Fortschritte gemacht, und muthig steht er jetzt auf einem freien, weitherrschenden Felsen des französischen Olymps. Vorerst finden wir Hermia, ein herrliches, phantastisches Bild, eine Künstlerphantasie, in der alle Strahlen und aller Duft der Natur aufgefangen sind, wo Feierliches und Einfaches, Wildes und Lachendes mit einander wechseln. Die Felsen scheinen von Salvator Rosa, Bäume und Wasser von Ruysdael, die Blumen von Huysum und die Figuren von Albano. Nur einige Zeilen davon mögen hier stehen, wo der Dichter die zarte Hermia fragt:

Avant ces blonds cheveux, ces bras roses et frêles,
Aviez-vous, Hermia, des plumes et des ailes?
Aviez-vous fait des nids, et sillé des chansons,
Et joué, sous la feuille, avec les gais pinsons?
Vous habitiez, sans doute, en ces forêts plus chaudes,
Où le soleil revêt les oiseaux d'émeraudes,
Où les arbres géants sont constamment fleuris
De papillons nacrés et de verts colibris,
Et sur leurs troncs vêtus d'un réseau de lianes,
Ont, la nuit, des colliers d'insectes diaphanes?
Peut-être qu'on mourant, sur un lac argenté,
Vous ôtiez un beau cygne et vous avez chanté?
Ou plutôt, tour à tour, source, oiseau, chêne et rose,
Vous avez recueilli l'esprit de toute chose,
Et des êtres divers traversés jusqu'à nous,
Gardé ce qu' en chacun il laissa de plus doux.

Wer den Schlag der Contraste liebt, der lese nach dieser lieblichen Naturmalerei den einst in Frankreich so hoch gefeierten, von seinen Landsleuten der französische Virgil genannten Delille, z. B. seine jardins oder l'homme des champs. Seine Verse kommen Einem vor wie eine von einer Grisette der Rue Vivienne aus Pertal geschnittene Blume mit grünpapiernen Blättern neben einer der prächtigsten tropischen Blumen eines Königsparts. Der Unterschied zwischen jenen kalten, armen, steifen, pedantischen, mit dem Lineal und der Papierscheere zugeschnittenen Versen und der lebendigen, freien, hochathmenden Dichtung Victor Laprade's erinnert an ein bürgerliches Hausgärtchen an der staubigen Landstraße, wo einige schwatzhafte Nachbarinnen sich die kleinen Neuigkeiten des Tages erzählen, und an einen der jungfräulichen Wälder Südamerikas, wo der in Nachdenken versunkene Reisende sich Abends verirrt, wo die Nacht einbricht und er nichts mehr hört als die geheimnißvolle Stimme der Unendlichkeit, während das prachtvolle Gestirn des südlichen Kreuzes zwischen den riesigen Bäumen aufgeht. Auf Hermia folgt Eleusis, ein merkwürdiger Anklang aus der Zeit, wo eine alte Religion mit ihren Göttern untergeht und eine neue in den Gemüthern zu tagen und sie zu wärmen beginnt. Dann kommen einzelne Gedichte, unter andern la mort d'un chêne, worin der Schmerz der Erde über das Absterben einer mächtigen Eiche vortrefflich ausgesprochen ist. Ein ganz eigenes Verdienst hat der junge Dichter, indem er nach reichen Studien des Alterthums und nach Reisen an Ort und Stelle die Gestalten Griechenlands wieder auferstehen läßt, nicht auf ehemalige französische Weise, sondern in ächt antikem Geist; so seine Corybantes, Antée, die Argonautes, la Cigale und Sunium. In dieser Beziehung hat Laprade einige Aehnlichkeit mit A. Chenier, übertrifft ihn aber an Tiefe, Wahrheit und Vielseitigkeit. Wir kennen keinen Franzosen, der so innig in den Geist des Alterthums eingedrungen wäre und es in seiner Sprache so lebenvoll wiedergegeben hätte, als er. Auch für seine mannigfaltigen Versformen hat er viel vom Alterthum angenommen, und dadurch die so dürftige französische Poesie bedeutend bereichert. Wer sollte bei uns glauben, daß so ein Dichter zwischen Seidenwebstühlen und Fabriken aufgewachsen sey? Aus der düstern Notre-Dame des Fourvières seines Wohnorts macht er ein Parthenon, dessen Marmor goldig aus dem tiefen attischen Himmelblau hervortritt. In seinen Augen werden die von Fabrikthürmen dröhnenden Ufer der Rhone und Saone zu den lorbeerumdufteten Cephyssus und Ilyssus; die Broteaux verwandeln sich in den Ceramicus und in die Gärten der Akademie. Die blonde Lyonerin, welche ihr burgundisch Blut nicht verläugnen kann, wird zur gedrämten Athenerin, die mit einem bronzenen, silbereingelegten Gefäß auf dem Kopf leicht die Propyläentreppen herabschreitet, um an dem Ebleusbrunnen Wasser zu holen.

Das Meer in seiner vielfachen Gestalt und Beleuchtung, in seinem Kampf und seinem Frieden ist in der neuern Zeit vielfach besungen worden; düster und schwermüthig von Lord Byron in seinem Corsar, lachend, licht und farbenschimmernd von Lamartine, in Sturm aufgeregt von dem Volksdichter Eh. Poncy. Ein zweiter junger Marseiller Dichter, Ed. Berson, hat in seiner „Méditerranée" das mittelländische Meer ganz anders aufgefaßt, nicht in seiner Naturherrlichkeit, sondern historisch, als Meer der alten Geschichte und Civilisation, als die Salzfluth, welche die Länder grauer Vorzeit bespülte und deren Flotten trug. Da treten nach einander Egypten, Phönicien, Kleinasien, Athen und Korinth, Karthago, Sicilien, Spanien, die Säulen des Herkules, Massilia, Rom u. s. w. auf. Der überaus reiche poetische Gegenstand ist jedoch hier ärmlich und trocken bearbeitet, indem der Poet einen Childe Harold an den Küsten des Mittelmeers herumführt und ihm dabei Verschiedenes über die Küstenländer vordeklamirt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. März 1845.

Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.
Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt.

Goethe.

St. Martins Nachtwache.

(Schluß.)

Wenn jedoch Monti mit dem Anblick dieſes Elends verſchont blieb, ſo ſollte er dafür gar bald Dinge inne werden, die wohl geeignet ſchienen, auch dem Unerſchrockenſten den Muth abzugewinnen. Schon bei der nächſten Ecke ſah er franzöſiſche Soldaten beſchäftigt, ein großes ſtattliches Gebäude mit dem furchtbarſten aller Geſchmeide zu verzieren, nämlich mit Pechkränzen; er ſah, wie die Fremdlinge das gaffende Volk mit Kolbenſtößen aus dem Weg trieben, die jammernden Hausbewohner auf eben ſo liebreiche Weiſe zu beſchwichtigen ſuchten, und einen Poſten unter dem Gewehr zu einer lodernden Pechpfanne ſtellten, neben welcher Fackeln aufgeſchichtet lagen. Betreten aber ſtumm ging Monti vorüber und ſchien Erlachs luſtige Erzählungen von allerlei Erlebniſſen mit voller Aufmerkſamkeit anzuhören, obſchon er eigentlich kein Wort davon verſtand; als ſich jedoch alle paar Straßen weit daſſelbe Schauſpiel wiederholte und zur Abwechslung auch hie und da mächtige Scheiterhaufen ſich an die größten und ſchönſten Häuſer lehnten, da konnte er ſich des Ausrufs nicht erwehren: „Aber um aller Heiligen willen, ſag' mir der Herr Kamerad doch, was das vorſtellen ſoll?“ Gleichgültig die Achſeln zuckend, meinte Erlach, er ſey heut nicht vom Dienſt und wiſſe daher auch nichts. Jener fuhr fort: „Der Herr von Chevert wird doch nicht vom Satan ſo beſeſſen ſeyn, daß er die böhmiſche Königsſtadt einäſchert.“ — „Ach Gott, nein,“ ſagte Erlach, „der Herr von Chevert iſt ein guter Knabe, dem ſo etwas auch nicht im Traume beifällt. Es wird nur ein Schreckſchuß ſeyn.“ — „Das denk' ich auch,“ erklärte Monti, aber es war nicht zur Hälfte wahr, weil der Scherz offenbar von der Art war, welche ſich nur allzuleicht in bittern Ernſt verkehrt. „So lange man unſern lieben General Chevert nicht böſe macht,“ ſprach Erlach nach einer Pauſe weiter, „läßt er ſich um den Finger wickeln; er hat ein Herz von Butter und kann ſich über den Tod eines Kanarienvogels betrüben. Da muß ich dem Herrn doch eine Geſchichte . . .“

Das Wort verdampfte ihm auf der Zungenſpitze, weil er, in eine enge Seitengaſſe einbiegend, mit dem Begleiter ſich Kopf an Kopf vor den vordern Pferden eines Viergeſpanns befand, deſſen Nahen ſie nicht hatten vernehmen können, weil die Hufen der Roſſe mit Lumpen umwickelt waren; den Karren, welchen ſie zogen, verhüllten, über Reifen geſpannt, feuchte Tücher, und an den Radfelgen fehlte der eiſerne Beſchlag, ſo daß leicht zu erkennen war, aus was die Fracht beſtand.

„Wohin mit dem Pulver?“ fragte zur Seite tretend der Hauptmann die nur mit Wiſchſtöcken bewaffnete Begleitung des Fuhrwerkes. „Zum Herrn General in ſeine Wohnung,“ lautete der Beſcheid. Dießmal ſagte Monti vollends kein Wort, aber ſein Geſicht ward immer länger und bald unwillkührlich folgte er ſtill und in ſich gekehrt dem Karren, ungehindert von Erlach, der erſt nach einer Weile vor ſich hin brummte: „Wenn ich ein Fremder wäre, mir würd' es wahrhaftig auch nicht gefallen, ohne Ruhm nur ſo beiläufig mit in die Luft zu fliegen, weil der Dienſt des feindlichen Herrn es erheiſcht.“ — Monti verſtand ganz wohl, was der andere meinte, und wurde nur um ſo nachdenklicher. Es war in der That keine reizende Ausſicht, beiläufig in die Luft zu fliegen, ohne durch den Tod ſich Heldenruhm zu gewinnen, und daher ſchon der Mühe werth, auf einen Ausweg zu ſinnen.

Vor dem Waldſteinſchen Palaſt drängte ſich das Volk, aber bei dem Nahen des Pulvers entwich und zerſtob es. Den beiden Ankömmlingen, auf deren einen wenigſtens die Bezeichnung „Luſtwandler“ nicht mehr paßte, ſtürzte Manka mit aufgelöſtem Haar entgegen. „Herr General,“ ſchrie ſie, „rett' Er meinen Vater, oder . . .“ — Ein furchtbarer Drohblick vollendete den Satz. Den Gefangenen überlief es heiß und kalt. „Sey klug,“ ſagte er, das Mädchen bei der Hand faſſend, „und vor allem erzähle mir, um was es ſich handelt.“ Manka berichtete in ihrer leidenſchaftlichen Art: der Franzos habe die angeſehenſten reichſten Bürger der Stadt, darunter auch ihren Vater, zu ſich bringen laſſen, bewahre ſie als Geiſeln für die Ruhe der Einwohnerſchaft, von der er behaupte, ſie ſpinne Verrath, und drohe, bei dem erſten Verdacht einer Meuterei ſie alle über die Klinge ſpringen zu laſſen. Erlach fiel ihr in die Rede: „Die Jungfer braucht nichts zu fürchten. Die Bürger werden ſich wohl hüten, die Geiſeln in Gefahr zu bringen, und der Feind draußen wird uns gewiß lieber freien Abzug mit fliegenden Fahnen gewähren, als zugeben, daß Chevert die ſchöne reiche Stadt anzünde und ſprenge, denn gefangen gibt er ſich nicht, darauf kenn' ich ihn. Gutmüthige Leute, wie er, pflegen, auf's Aeußerſte getrieben, auch das Aeußerſte zu unternehmen.“ — „Ei, daß Er in der Hölle ſäße mitſammt Seinem gutmüthigen Feldherrn!“ rief Monti, „die draußen wiſſen ja nicht, was hier vorgeht.“ — „So muß man ſie's wiſſen laſſen,“ meinte Erlach gleichmüthig. — „Wer ſoll's ihnen ſagen? dem furchtſamen Bürger werden ſie keinen Glauben ſchenken, ſondern den Bericht für übertrieben halten.“ — „Deſto ſchlimmer für uns Alle,“ verſetzte der Hauptmann mit ſeiner verzweifelten Kaltblütigkeit.

„Halt, ich hab's!“ rief Monti, „wenn der Herr nur die Gefälligkeit haben will, mich zum Herrn von Chevert zu bringen, ſo will ich meine Auswechslung verlangen. Ich habe keine Luſt, hier zu verbrennen, und wenn ich mit den Meinen zu reden komme, ſo wird aus dem Verbrennen überhaupt nichts.“ — „Ich will ſehen, was ſich thun läßt,“ verſetzte Erlach, und dieß Monti folgen, dem Manka nachrief: „Wenn Er meinen Vater nicht rettet, ſo ſoll Er mit ihm zu Grund gehen, denn Er iſt Schuld an unſerm Unglück.“ Der General zog ſeinen Begleiter raſch von hinnen, damit er nicht vernehme, was die Dirne rede, und ſie traten mit einander in das Haus.

Monti wurde ſeinem Verlangen gemäß gegen einen Gefangenen ſeines Ranges ausgewechſelt und hatte richtig prophezeit; denn um die ſchöne Stadt nicht zu Grund gehen zu laſſen, bewilligte Maria Thereſias ſiegreicher Feldherr dem ſchwachen Feind freien Abzug mit Wehr und Waffen, mit fliegenden Fahnen unter kriegeriſcher Muſik, und ſogar mit zwei Geſchützen, welche ſich durch das Wappen darauf als Eigenthum Karls VII. auswieſen. Mit hochaufathmender Bruſt ſahen die Bürger von Prag die Fremdlinge ſcheiden, und wenn auch viele Weiber und Mädchen dem Abſchied bittere Zähren weinten, Manka gehörte nicht zu ihrer Zahl, weil der Verrath des ſchönen Fähnrichs und die ausgeſtandene Angſt für ihren Vater ſie gründlich von aller Liebe zu dem gefährlichen Franzoſen geheilt hatte.

Lieder aus der Schweiz.

(Schluß.)

Und der Ueli zieht den Kuß,*
Plärrt der Paternoſter ſieben,
Und bald ſteht, dem Strom zu Trutz,
Glücklich ſeine Heerde drüben:
Sieh die Brandung, wie ſie brodelnd
An der Brücke Wölbung ſtäubt,
Während Ueli luſtig jodelnd
Bergwärts ſeine Sennte treibt!

Wild und ſteinig ſteigt der Weg
Durch die Voralp auf zur Nüſchen;**
Ueli's Heerde folgt ihm träg,
Naſchend von den grünen Büſchen ....
Plötzlich ſteh'n zwei alte Zwerge
Vor dem Senn, ein Bild der Noth:
„Glück zur Fahrt und Heil zu Berge
Und für uns ein Stücklein Brod!“

---

* Kuy, glarn. Provinzialismus = Müye.
** Ueber die Nüſchenalp führt der Weg nach Linmern.

„O der Hunde! Laßt ihr mir
Denn zu Berg und Thal nicht Ruhe?
Nach dem Brodkorb greift ihr hier,
Unten langt ihr nach der Truhe!
Nehmt!“ ... Mit wohlgezieltem Schleudern
Thut er Würfe nach den Zwei'n:
„Bettlern, Lumpen, Hungerleidern
Ziemt für Weißbrod Kieſelſtein!“

Horch, da heult es wunderbar:
Wehe! Wehe! durch die Berge,
Und der Sennte beſtes Paar
Krümmt ſich ſterbend, ſtatt der Zwerge.
Mit zerſchellter Stirn verenden
Beide Thiere brüllend — ha!
Und mit wild gerung'nen Händen
Steht der böſe Küher da!

Und vom Kiſten * tönt's: „Du Filz!
Melke nun die beiden Aeſer,
Drücke Molken aus der Milz,
Anken ** aus den Därmen, Käſer!“
Drauf ergellet eine Lache,
Daß der Senn nicht ſtehen bleibt
Und, wie ein gereizter Drache,
Seine Sente weiter treibt.

Auf der Rüſchen macht er Halt,
Sieht ſchon zu den Limmernſtällen,
Hoch hinauf und mannigfalt,
Seine würz'gen Triften ſchwellen.
Doch auf nächſter Felſenſtufe
Stellt ſich ihm das Zwergepaar
Mit des Elends fleh'ndem Rufe
Wiederum voll Demuth dar.

Huh, wie knirſcht und ſchäumt der Ruch,
Hebt den Stab, den vielgeknorrten ....
Doch ein grauenvoller Fluch
Fährt ihn an mit Donnerworten:
„Gottes Langmuth iſt zu Ende,
Harter Mann, ſo ſey denn hart,
Hart, wie dieſe Felſenwände!
Sey, wie all dein Gut, erſtarrt!“

Grimmig, furchtbar, rieſenhaft
Dehnen ſich die beiden Zwerge;
Ihrer Fäuſte Wetterkraft
Hebt ihn über alle Berge;
Und ſo ſchaut er unbeweglich
Auf der Limmern ſtolze Hub,
Schauet angſtvoll, wie ſie kläglich
Sich in ewig Eis vergrub.

In kryſtallner Haft verſtummt
Ihrer Bäche luſtig Plätſchern;
Rings umpanzert und vermummt
Sich das reiche Gras mit Gletſchern;
Die Lawinen ſtürzen krachend
Mit dem Vieh in Schlucht und Kluft,
Und die Rieſen ſchütteln lachend
Seinen Eigner in der Luft;

Schleudern den verſteinten Leib,
Welchem Angſt und Reu' entwimmern,
In das dicke Schneegeſtäub
Zwiſchen Selbſanft und der Limmern;
Walzen Schutt und Trümmerblöcke
Donnernd von der Felſenwand,
Bis die beiden Firnenſtöcke
Ueli's Rieſengrab verband.

Oberueli heißt der Grat,
Unterueli liegt am Berge,
Wo zuerſt um Zehrung bat
Das geſpenſt'ge Paar der Zwerge;
Auch die feſten Mauerſtücke,
Die der Geiſter Kunſt verband,
Sind noch heut, als Pantenbrücke,
Vielgeſeh'n und allbekannt.

* Der Kiſten bildet den oberſten Grat der Limmern.
** Anken, ſchweiz. Wort für Butter.

Korreſponden;-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

Die deutſch-katholiſche Gemeinde.

Worauf ich in meinem vorigen Briefe hindeutete, das iſt bereits geſchehen. Eine beträchtliche Anzahl hieſiger Katholiken hat ſich entſchieden von Rom losgeſagt und ihren Glaubensgenoſſen in Schneidemühl und Breslau angeſchloſſen. Die erſte Veranlaſſung zu dieſem reſoluten Schritte gab vorzugsweiſe ein kräftiger Aufruf Robert Blums in den „Sächſiſchen Vaterlandsblättern“ unter dem Titel „die Wunder des heiligen Rockes.“ Blum, ſelbſt Katholik und als populärer Redner bei uns bekannt und beliebt, hat als freiſinniger Mann, der vor keinem Hinderniß zurückſchreckt, in ganz Sachſen einen bedeutenden Anhang. Seine Worte fanden daher den lebhafteſten Anklang. Kurze Dankadreſſen wurden im hieſigen Tagblatt an ihn erlaſſen; Fragen, was zu thun ſey, wie man ſich verhalten ſolle? folgen, und bereits in den erſten Tagen dieſes Monats traten zuerſt acht hieſige Bürger katholiſchen Glaubens in der Stadt Rom zu vorläufiger Berathung zuſammen. Von dieſen erging eine Einladung an ſämmtliche hieſige Katholiken zu allgemeiner Verſammlung und Beſprechung. Dieſe Verſammlung, aus weit über 600 Perſonen beſtehend, fand Sonntags den 9. Februar im

großen Saale der Buchhändlerbörse statt. Leider sollte dieselbe nicht ohne Tumult begonnen werden. Die ultramontane Partei hatte es darauf angelegt, durch Schreien und Drohen die ganze Versammlung auseinander zu jagen. Die Tumultuanten, die übrigens zum Theil den gebildeten Ständen angehörten, hofften wohl ihre Gegner zu Thätlichkeiten zu veranlassen, was Schließung des Lokals und möglicherweise das Verbot aller ähnlichen Versammlungen von Obrigkeitswegen zur Folge gehabt haben würde. Geschah dies, so hatte die hierarchische Partei ihren Zweck erreicht. Allein die an der Spitze der Versammlung Stehenden, namentlich Robert Blum, der als Hauptagitator und gewandter Redner das Wort ergreifen wollte und auch späterhin wirklich in langer Rede über den zu thuenden Schritt sich aussprach, durchschaute die Absicht der Ultramontanen und sprach sogleich den Schutz der Behörde an, indem er sofort den Chef der Polizei herbeiholte, in dessen Beisein denn auch die Berathung ohne weitere Störung vor sich ging. Uebrigens sind die Tumultuanten später vor Gericht gefordert worden, um über ihr Betragen Rechenschaft abzulegen. Obwohl diese erste Zusammenkunft noch keine entscheidenden Resultate hatte, erfolgte doch schon wenige Tage später der offene Austritt einer Anzahl hiesiger Bürger aus der römisch-katholischen Kirche, und gegenwärtig beläuft sich die neue deutsch-katholische Gemeinde auf nahe an 200 Seelen. Schon am Tage der Constituirung der neuen Kirche empfing die kleine Gemeinde einen Communionkelch und eine Summe von 1700 Thlr. als Geschenk. Bis jetzt sind die Geldbeiträge, so weit das Publikum Nachricht davon erhalten hat, auf etwa 6000 Thlr. angewachsen. Auch zur Gründung einer deutsch-katholischen Schule wird gesammelt. Die neue Gemeinde, die täglich der Bestätigung von Seiten der Regierung entgegensieht, hält nun ungestört ihre Sitzungen, um sich nach innen und außen möglichst zu befestigen, und hat ihr Glaubensbekenntniß veröffentlicht, das sich in allen Punkten an jenes der Breslauer Deutsch-Katholiken anschließt, so lange, bis eine allgemeine Versammlung aller Gemeinden der neuen Kirche definitive Beschlüsse darüber fassen wird. Interessant ist der Fall, daß bei dem ersten Kinde, welches einem Mitglied der Gemeinde in diesen Tagen geboren wurde, die ganze Gemeinde in der Person ihres derzeitigen Vorstandes Pathenstelle vertreten hat. — In Dresden sind nach Leipzigs Beispiele ebenfalls Schritte zu Gründung einer deutsch-katholischen Gemeinde gethan worden, und in Annaberg gingen alle dortigen Katholiken bis auf vier Mitglieder an einem Tage zur neuen Kirche über. Zu diesem Entschlusse soll der mehrerwähnte Blum, den man so zu sagen nach Annaberg verschrieben hatte, durch sein großes Rednertalent wesentlich beigetragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Provence, Februar.

(Fortsetzung.)

Poesie. — Kunst.

Der von mir kürzlich erwähnte Naturdichter Ch. Poncy, der in den Toulonner Werften als Maurer arbeitet und sich so günstig in seinen Marines ankündigte, hat vor Kurzem eine neue Sammlung seiner Gedichte unter dem Namen le Chantier herausgegeben, worin uns der junge Dichter gereift und gereinigt entgegentritt. Bekanntlich bildete er sich ganz durch sich selbst und lernte seine Sprache weniger in der Schule, als aus einem Bande des Magasin pittoresque. Lange kannte Niemand seine Gedichte, als die andern Arbeiter in Toulon, welche sich höchlich daran ergötzten, wenn sie ihnen Poncy Abends in den Feierstunden vortrug. Schon beim Erscheinen seiner Marines wurde dem Proletarier große Aufmunterung von Paris her; er empfing von Arago, Beranger, Villemain und G. Sand Briefe voll Lob und Aufmunterung. G. Sand zumal hat das Verdienst, die rauhe Hand des Arbeiters nicht gescheut, sondern dem jungen Dichter gleich ihre zarte Rechte gereicht zu haben, um ihn in die höhere Literaturatmosphäre einzuführen, wo sie, aller früheren Mißgriffe ungeachtet, als ein so glänzender Doppelstern da steht. Im erwähnten Chantier drängen sich viele tief gefühlte Lieder zusammen, aus denen ein herrliches Gemüth spricht. — In Toulon lebt auch der junge Schiffslieutenant Aug. Gabeyron, der in seinen Seegedichten ein gar glücklicher Marinemaler ist. Hoffentlich wird bald eine Sammlung davon herauskommen.

Wenn unsere Provence jetzt keine zärtlichen, süßen, schlüpfrigen oder satirischen Ritterdichter mehr hat, so erfreut sie sich dagegen mehrerer durchaus gesunder, aus dem Volke herausgereifter und groß gewordener Dichter, die eine würdigere und höhere Richtung haben, als jene Troubadours, nämlich die Richtung nach großartiger Naturschönheit, nach Erhebung der Armen und Niedrigen durch edle Gesinnung und durch den Blick nach Oben. Der Bäcker Reboul in Nimes und jener Ch. Poncy in Toulon sind in ihren Gedichten durchaus rein und religiös, kein Staub, kein Schmutz haftet an ihnen. Seit Kurzem haben wir wieder einen neuen glücklichen Volksdichter in Marseille, den Fischer Laur. Delpin. Zum Beleg unseres Urtheils führen wir hier nur einige Verse aus seiner Soirée en Mer an:

— — Quelquefois mon oreille au silence ravie,
Entend l'écho des voix de la ville et du port,
Comme le bruit que fait la vie
Près du silence de la mort.
Et je fuis et m'éloigne en ramant, de la rive,
Jusqu'à ce que, perdu dans mon vaste chemin,
La vague empêche qu'il m'arrive
Rien de terrestre et rien d'humain.
Mais triste je reviens, lorsque le ciel se voile,
Quand Dieu se cache à nous sous son noir firmament,
Car une nuit sans étoile
N'est qu'un écrin sans diamant.

Während die Poesie in unserer Provence wieder in mannigfachen lyrischen Blumen gedeiht, leistet auch die bildende Kunst Einiges, wiewohl sie bei uns lange nicht so begünstigt und gepflegt wird, als die Musik. Marseille hat einen guten Landschafts- und Marinemaler an Loubon, jetzt in Paris, von dem in der hiesigen Kunstausstellung zwei Bilder, Ansichten unserer benachbarten kleinen Häfen Martigues und la Ciotat zu sehen waren, zwei Bilder, die durch Treue wie durch sinnreiche Auffassung allgemein anzogen, wiewohl sie ungefirnißt hier ankamen und auch so ausgestellt wurden. Es ging ihnen wie manchen schönen Frauen im Hauskleid und in der Küchenschürze, sie gefallen nicht weniger als im Putz. Der Ecce homo von Alph. Angelin hatte bei der letzten Pariser Ausstellung die goldene Medaille erhalten, gefiel aber darum nicht weniger hier in des Künstlers Vaterstadt, wiewohl Marseille, wie Lyon, nicht leicht Paris in seinen Kunsturtheilen nachlallt. Den ersten Rang auf der Ausstellung nahm unstreitig Courbouan von Toulon mit seinen schönen Landschaften, Seestücken und Genrebildern ein.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. März 1845.

'tis bitter cold,
And I am sick at heart.
Shakespeare.

Wintergedanken im März.

Des Himmels klare blaue Schaale
Iſt von dem reinſten Licht erfüllt,
Doch prallt es ab mit grellem Strahle
Vom Schnee, der rings die Erde hüllt;
Der weiße Schild trotzt undurchdringlich
Selbſt dieſem feurigen Geſchoß;
Hoch thront der Winter, unbezwinglich,
Auf raſcherbautem Zauberſchloß.

Schon weckt zu einer frühen Stunde
Der Vögel Schaar des Morgens Licht,
Doch trügeriſch iſt ſeine Kunde —
Das iſt des Lenzes Sonne nicht!
Sie flattern auf aus dumpfem Schlummer,
Erwacht wie zu des Frühlings Glück,
Und kehren hungernd bald, mit Kummer,
Vom Froſt geſcheucht, in's Neſt zurück.

Der Schwalbe, die zum Neſt, vom frommen
Brauche geſchont, ſo früh ſonſt kehrt,
Ein Gaſt, in jedem Haus willkommen, —
Den Flug die innre Warnung wehrt;
Nur der ſchwerfäll'ge Zug der Raben
Mit Krächzen durch die Lüfte ſchwirrt,
Und froſt'ge Waſſervögel haben
In unſern Winter ſich verirrt.

Sonſt öffnen dieſer Tage Lüfte
Warmſchmeichelnd ſchwarzer Erde Schoos;
Weit ſchickt das Veilchen ſeine Düfte,
Das ſcheu ſich ſelbſt verſteckt im Moos;
Jezt — wandelt Sehnſucht ſich in Bangen,
Weil jeder Lenzesbote ſäumt:
Ob fort im Winterſchlaf, im langen,
Natur nicht unerweckbar träumt?

Ob aus der Bahn, der altgewohnten,
Nicht unſer Erdball ſey entrückt,
So daß am Sommer, dem entthronten,
Nie unſer Herz ſich mehr entzückt?
Ein innrer Schau'r bei dem Gedanken
Geſellt ſich zu des Froſtes Schmerz,
Und kalte Phantaſieen ranken
Sich faſt erſtickend um das Herz.

Der Eiszeit ungeheure Schrecken
Gewinnen plözlich mir Geſtalt;
Die grimmen Froſtesrieſen ſtrecken
Aus ihrer Arme Allgewalt;

Ob Seeen, Flüſſen, Quellen weben
Aus Eiſesfäden ſie ein Netz,
Und beugen ſtumm das warme Leben
In ihrer Herrſchaft ſtarr Geſetz.

Den Weinſtock auf den Bergen hauchen
Sie tödtlich an — er ſinkt zu Grab;
In's Traubenblut, das edle, tauchen
Erkältend ſie den Zauberſtab;
Das Herz im Leibe ſelbſt berühren
Mit unſichtbarer Hand ſie leis,
Des Mitgefühles Puls umſchnüren
Sie mit der Selbſtſucht hartem Eis.

Sie ſchreiten in kryſtallner Rüſtung
Von Berg zu Berg, daß Alles klingt;
Sie ſchleudern Waffen der Verwüſtung,
Wo Hoffnung noch ein Banner ſchwingt;
Geächtet iſt das Grün der Felder
Vom Haß des winterkalten Lichts;
Erſtorbnen Markes ſtehn die Wälder,
Wie Bäume eines Hochgerichts.

Und böſe Ahnung immer bänger
An dem beklommnen Herzen nagt;
Iſt, dieß Geſchlecht zu hegen länger,
Wie bisher, die Natur verzagt?
Ward, ob dem Kampf, der nie geſchieden
Krebsartig fortfrißt, ſie empört,
Und ſtellt ſie her den ew'gen Frieden,
Indem das Leben ſie zerſtört?

Will ſie mit Einem Ruck zertrümmern
Der Blinden unheilbar Geſchlecht,
Die ſich des Lebens Friſt verkümmern
Mit Hadern um Beſitz und Recht?
Zieht ſie erzürnt zurück die Gaben,
Wofür nie Dank ihr ward gezollt?
Wird Schnee die Trotzigen begraben,
Die ſtets um Blüth' und Frucht gegrollt? —

Doch nein! Mir künden Hyacinthen,
In kältſten Tagen aufgeblüht,
Voll ſüßen Dufts, mit warmen Tinten,
Daß fort des Lebens Herd noch glüht;
Und neu gekräftigt ward mein Glaube,
Daß nicht entthront der Sommer ſey,
Als ich die zarte Turteltaube
Sah brechen jüngſt aus ihrem Ei.

O Frühling! hilf dem Lebensdrange,
Der bang in tauſend Pulſen bebt,
Daß er befreit von Winters Zwange
Aus traur'ger Starrſucht neu ſich hebt!
O löſ' des Froſtes bittre Schmerzen
Mit goldnen Lichtes Gluterguß,
Und ſchmilz auch die erſtarrten Herzen
Mit warmer Liebe geiſt'gem Kuß!

Reiſebilder aus Spanien.

(ſ. Nr. 12 — 18.)

Granada, im Auguſt 1841.

„Die ſchönen Tage von Aranjuez" waren bald vorüber und ſchon am 8. Juli, Nachts ½11 Uhr verließ ich dieſen Ort, um meinen Weg nach den geſegneten Gauen Andaluſiens fortzuſetzen. Der kommende Morgen fand uns bereits in der Mancha, die hier ein etwas beſſeres Ausſehen hat als auf der Tour von Valencia nach Madrid. Das Land iſt freilich baumlos und menſchenleer, wie überall, aber doch der Horizont von felſigen Hügelketten begrenzt, welche hier und da mit alten verfallenen Thürmen oder mit Windmühlen gekrönt ſind und häufig eine auffallend rothe Farbe zeigen. Nachmittags gelangten wir in die in Mitten einer gut bebauten Ebene gelegene Stadt Manzanares, deren großer und regelmäßiger Platz von Säulengalerien umgeben und mit einer ſchönen Kirche geſchmückt iſt. Merkwürdig war mir hier ein blindes Mädchen, das mit außerordentlicher Gewandtheit gereimte Verſe in ſpaniſcher und lateiniſcher Sprache (ſie war in einem Kloſter erzogen worden), voll beißenden Witzes, auf jeden beliebigen Gegenſtand improviſirte, wobei denn jeder Reiſende ſeinen Theil abbekam. Dieſe Gabe der Improviſation iſt in Spanien und namentlich in Andaluſien ungemein verbreitet und ſcheint von den Mauren auf die jetzigen Bewohner dieſes geſegneten Landes übergegangen zu ſeyn. Selbſt der gemeinſte Bauer in Andaluſien weiß mit Leichtigkeit einen Vers auf alles zu machen, was ſeine Aufmerkſamkeit erregt, und gewöhnlich paßt er ſeine Poeſie dem beliebten Metrum des Fandango an und ſingt ſie nach dieſer eintönigen Melodie. — Nach Sonnenuntergang verkündeten eine Menge Weingärten die Nachbarſchaft des berühmten Valdepeñas, wohin wir ſpät Abends gelangten.

Von hier an wird die Gegend bergig und die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne ließen die in ruhigen Wellenlinien ſich erhebenden Berge der Sierra Morena im duftigſten Blau vor uns erſcheinen. Nicht lange, ſo erreichten wir die Venta del Indio, die am Eingang eines tiefen felſigen Thales liegt, das vom Rio Guarrizas, einem wilden Gebirgsbach, durchſtrömt wird, welcher die ganze Sierra Morena durchbricht, um ſeine Fluthen

mit denen des Guadalquivir zu vereinigen. Hier wurden die Maulthiere gewechselt und Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen, da von hier bis Carolina die Straße am unsichersten ist. Veranlassung dazu gab theils, daß wenige Wochen vorher die Diligence von dem berüchtigten Räuberhauptmann Navarro angefallen worden war, theils daß sich unter der Reisegesellschaft ein Graf aus Granada befand, und stets mehr Gefahr vorhanden ist, wenn hochgestellte Personen mitreisen, bei denen man Geld oder Kostbarkeiten voraussezt, indem die Herren Bandoleros immer sehr gut vom Reisepersonal unterrichtet sind.

Ungemein wohlthuend nach den verbrannten Ebenen der Mancha ist von hier aus der Anblick der malerischen Thäler und Berge der breiten Sierra Morena, deren Abhänge meist mit niedrigen immergrünen Eichen bedeckt sind, während die üppigsten Gebüsche von Ulmen, Pistazien, Oleander und andern südlichen Bäumen, durch welche sich die hier völlig wilde Weinrebe in zahllosen Gewinden hindurchschlingt, die Ufer der rauschenden Gebirgsbäche einfassen. — Wir betraten den berüchtigten Paß von Despeñasperros, zugleich die romantischste Partie der Sierra Morena. In Ruinen liegende Ventas, die früher den Räuberbanden als Schlupflöcher dienten und deßhalb zerstört worden sind, erinnern nur zu sehr an die Unsicherheit dieses Weges. Doch alle Gefahren läßt die großartige Romantik der Gegend vergessen. Man befindet sich am rechten Abhang eines engen Felsenthales, in dessen Tiefe die in weißem Schaum aufgelösten Wasser des Rio Guarrizas über Schieferblöcke dahin brausen. Beide Abhänge des Thales, namentlich aber der rechte, wo die Straße durch die Felsen gesprengt ist, werden von schroff aufsteigenden riesigen Schieferfelsen gebildet, deren wunderliche, meist Nadeln, Kegel und Pyramiden darstellende Gruppen bei jeder Wendung der engen Thalschlucht die mannigfaltigsten Ansichten darbieten.

Im schnellsten Lauf durcheilten wir den etwa eine Viertelstunde langen Felsenpaß, wo eine Handvoll Leute eine Armee aufzuhalten im Stande sind, und den die Franzosen nach der unglücklichen Schlacht von Baylen nur durch Verrath passiren konnten. Die Sierra Morena besteht von hier an aus breiten abgerundeten Gebirgskämmen, die wenig Fernsichten darbieten und durch ihre Einförmigkeit ermüden. Von der Venta de Cardenas geht die Straße in zahllosen Schneckenwindungen bergauf, bis sie auf den Gipfel eines Berges gelangt, wo ich mit Entzücken zum erstenmal die reizenden Fluren Andalusiens überschauze, und an dessen Abhang links von der Straße der erste Ort Andalusiens, die kleine schwäbische Kolonie Santa Helena, liegt. Obwohl sehr bergig, ist das Land von hier an gut bebaut, und fortwährend zwischen üppigen Mais- und Weizenfeldern, zwischen Olivenpflanzungen und andern Fruchtbäumen kommt man nach der großen Kolonie Carolina, dem Hauptort der Sierra Morena.

Carolina ist eine große, regelmäßig gebaute und sehr freundliche Stadt, deren Umgebungen der deutsche Fleiß in einen wahren Garten zu verwandeln gewußt hat. Man sieht hier, was diese herrlichste Provinz Spaniens seyn könnte, wenn ihre Bewohner arbeiten wollten. Die Einwohner von Carolina sind zwar völlig hispanisirt, aber ihre blonden Haare und blauen Augen verrathen noch ihre deutsche Abkunft. Ich habe einen Veteranen kennen gelernt, einen ehrwürdigen Greis von einigen 80 Jahren, der einen Kramladen besaß und mich gleich als einen Deutschen erkannte. Er war aus der Gegend von Heidelberg, hatte aber seine Muttersprache fast völlig vergessen, so daß ich genöthig war, mich spanisch mit ihm zu unterhalten, da ich sein pfälzisches und außerdem hispanisirtes Deutsch nur schwer verstehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

(Fortsetzung.)

Kunst.

Die ausgezeichneten Marseiller Künstler Papety und Barry hatten hier nichts ausgestellt; das Terrain schien ihnen wohl zu beschränkt. Man erinnert sich wohl des Lobes und Tadels des Pariser Journalismus über Papetys mit geistreicher Sinnlichkeit aufgefaßten St. Hilarion, der, wie St. Hieronymus, im Kampf gegen irdische Lust und Sinnenverführung schwebt? — Für die Bildhauerkunst hat David diesen Sommer auf einer Wanderung in die Provence und bei seinem längern Aufenthalt in Toulouse eine interessante Entdeckung gemacht, die für Frankreich und mit der Zeit auch für Deutschland sehr wichtig werden dürfte. Nach mehrfachen Versuchen fand er, daß der weiße Marmor der Pyrenäen dem statuarischen von Carrara vorzuziehen ist. Dieser hat oft verborgene schwärzliche Adern, die man dem Block von außen nicht ansieht, und auf die der Bildhauer erst stößt, wenn er mitten in seinem Werke, oder wenn es seiner Vollendung nahe ist. Dergleichen Adern entstellen dann manches Gesicht und stechen häßlich von der Weiße eines Arms oder eines andern Körpertheils ab. Der weiße Pyrenäenmarmor mit feinem Korn hat dagegen diesen Uebelstand nicht, er ist durchaus rein und frei von Adern. Leider würdigt man in Frankreich noch nicht die mancherlei in den Pyrenäen enthaltenen Schätze; so sind denn auch noch keine Wege zu den Marmorbrüchen vorhanden. Der Block, den jezt David zu einer Statue für Toulouse verwendet, kostet über sechstausend Franken Transport; um ihn fortbringen zu können, mußten in Tiers sogar einige kleine Häuser weggebrochen werden.

Kein mitteleuropäiſches Land hat ein ſo ſchnell aufeinanderfolgendes buntes Völkergedränge geſehen, als unſere Provence, erſt von Süden nach Norden, dann umgekehrt. Den zuerſt hier Handel treibenden Phöniciern folgten vom Norden her Kelten, und vom Süden die koloniſirenden Phoceer und andere Griechen, mit denen iberiſche, puniſche und ſiciliſche Schiffe wechſelten; darauf zog Hannibal durch mit ſeinen Elephanten; dann drangen die Römer ein und brachten ihre Provincia zu hoher Blüthe, bis der germaniſche Waldſtrom von Norden und Nordoſten heranbrauſete, zuerſt mit Cimbern und Teutonen, ſpäter mit den Weſtgothen und ihren Genoſſen, ſich in ganz Südgallien und Nordſpanien ſtemmend. Bald kamen normanniſche und ſarazeniſche Schiffe zum Handel, ſpäter Mauren aus Spanien in dichten Maſſen, bis das Land als Theil Burgunds unter den Hohenſtaufen Ruhe fand und vor aller fremden Einwanderung geſichert wurde, als Provence in Ritterlichkeit und Poeſie herrlich aufblühte und zuletzt von dem königlichen Frankreich verſchlungen wurde. Alle jene Völker und Zeiten haben im Lande Spuren ihres Daſeyns hinterlaſſen, Gebäude, Inſcriften, Statuen, Münzen, Waffenſtücke, an denen die Muſeen des Landes reich ſind. Auch aus ſpäterer Zeit wird manchmal Intereſſantes gefunden. So fuhren vor einigen Monaten arme Leute, angetriebenes Holz ſuchend, von Vienne am Ufer der Rhone hinunter. Sie fanden auch vom Waſſer losgeriſſene Stämme und Wurzeln und wollten ſchon damit wieder heimfahren, als ein im Waſſer watender Knabe auf etwas ganz Glattes trat. Er griff darnach und fand eine große ſilberne Schüſſel, die noch zum Theil im Sand verſcharrt lag und die ihm ſein Vater zu Tag fördern half. Man denke ſich das freudige Erſtaunen der armen Leute. In Vienne trugen ſie den Schatz zu einem Silberarbeiter, der ihnen die Schüſſel nach dem Gewicht für 500 Franken abkaufte. Großer Zulauf der Neugierigen, denn am breiten Rande der Schüſſel zeigt ſich ein Doppelwappen, das die Heraldiker bald entzifferten. Es gehörte zwei alten, vornehmen und berühmten, durch Heirath mit einander verbundenen Familien, den Chabannes und Melun, die ſeit geraumer Zeit ausgeſtorben ſind. Vor länger denn drei Jahrhunderten, nämlich 1515, heirathete der franzöſiſche Marſchall Jakob II. von Chabannes, Herr von Paliſſe und Pacy, die Wittwe Marie von Melun. Nun wiſſen wir, daß ſich in den Kriegen Franz I. ein Marſchall Paliſſe ſehr auszeichnete und 1524 mit Heeresmacht in die Provence zog, um den Connetable von Bourbon zu vertreiben, der eben Marſeille belagerte. Wahrſcheinlich wurde ihm ſein Gepäck auf der Rhone nachgeführt, und dabei mag ein Schiff mit dem Silberzeug des Marſchalls in den Stromſchnellen der Rhone untergegangen ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Februar.

(Fortſetzung.)

Vorleſungen. — Theater.

Um das größere Publikum, welches weder Zeit noch Gelegenheit hat, tiefer in die geheimen Werkſtätten der Bewegungen unſerer Tage zu blicken, auf anſprechende Weiſe und im Zuſammenhange mit dieſen Bewegungen und ihrem Urſprunge bekannt zu machen, hat Profeſſor Biedermann, Herausgeber der „Monatsſchrift" und des „Herold," eine Reihe Vorleſungen über Zeitfragen angekündigt und bereits vor einer zahlreichen Verſammlung damit begonnen. Biedermann will in möglichſter Gedrängtheit in dieſen Vorträgen die kirchlichen und politiſchen Bewegungen Deutſchlands, deſſen äußere politiſche Verhältniſſe und den deutſchen Bund, ferner den deutſchen Zollverein und endlich die Frage der Aufhilfe der arbeitenden Klaſſen und die ſogenannte ſocialiſtiſche Bewegung beſprechen. Allem Anſchein nach hat Biedermann die Zeit, welche er auf Erledigung ſo wichtiger, in alle Lebensverhältniſſe tief eindringender Fragen verwenden will — nämlich 6 Stunden im Ganzen — nicht wohl berechnet. Um nur einigermaßen das Allerdringlichſte im Zuſammenhang zu geben, dürfte er leicht doppelt ſo viel Zeit beanſpruchen müſſen, wie dieß ſchon aus den bisherigen Vorleſungen über die kirchlichen Bewegungen hervorgeht, die bereits nicht zwei Stunden, ſondern volle drei Abende gedauert haben.

Auf unſerer Bühne erſchien in dieſem Monat wenig Neues, unter dem Neuen nicht viel Gutes. Was ich ſchon früher einmal bemerkte, daß nämlich die Direktion häufig unter neu einlaufenden Stücken, ſeyen dieß Originalwerke, Ueberſetzungen oder ſogenannte Bearbeitungen, eine nicht zu billigende Wahl treffe, das macht ſich im Lauf der Zeit immer mehr geltend. An ſich wäre dieß gleichgültig, da ein ſchlechtes Stück mit einmaliger Aufführung beſeitigt zu ſeyn pflegt; auf dramatiſche Autoren aber und namentlich auf Neulinge äußert dergleichen eine ſehr nachtheilige Wirkung. Das Publikum, vorzugsweiſe das ſtudentiſche, welches am lebhafteſten Beifall und Mißbilligung auszuſprechen pflegt, wird mißtrauiſch gegen alles Neue, geht mit Bedenklichkeiten in's Theater und verſäumt denn auch nicht, ſein Mißfallen ſogleich zu erkennen zu geben, wenn ſich nur irgend etwas vorfindet, das als Berechtigung dazu angeſehen werden kann. Dadurch iſt jedem neuen Stück die Aufnahme bei uns erſchwert und Stücken von deutſchen Autoren insbeſondere, weil es im lieben deutſchen Vaterlande von jeher Sitte und Brauch war, heimiſche Talente ſo wenig wie möglich zu unterſtützen, damit ſie nicht ſtolz werden mögen. Einen Beleg zu dieſer Behauptung lieferte die Aufführung eines kleinen Luſtſpiels von Julius Hammer, „das ſeltene Frühſtück." Die Zuſchauermenge nahm das Stück kühler auf, als man erwarten durfte, und zu ſeinem wohl verdienten Ruf konnte daſſelbe erſt gelangen, als ſich ein lautes Zeichen der Mißbilligung vernehmen ließ. Dieß erweckte Oppoſition, welche raſch durchdrang und der artigen Kleinigkeit wohl verdienten Beifall verſchaffte. Weit raſcher iſt das Publikum bei der Hand, wenn es mit gutem Recht pfeifen und krommeln kann. Wo ſich jetzt die Gelegenheit dazu darbietet, thut es ſich wahrhaft eine Güte darin. Dieſes traurig komiſche Loos traf ein franzöſiſches Luſtſpiel, deſſen Ueberſetzer ſich überflüſſigerweiſe genannt hatte. Ein anderes, ebenfalls dem Franzöſiſchen entlehntes Luſtſpiel, „der Hauptmann von der Runde," gefiel ſehr und wird ſich gewiß längere Zeit auf dem Repertoire halten. Für den Freund dramatiſcher Literatur intereſſant war die Aufführung des Trauerſpiels von Kühne: „Friedrich III. in Prag." Das Stück hat früher ſchon auf den Bühnen in Hannover und Mannheim gefallen, ohne ſich jedoch zu einem Kaſſenſtück aufſchwingen zu können. Zu einem ſolchen fehlt ihm auch zu ſehr die allbeliebte theatraliſche Lebendigkeit, das peinlich Spannende, das erſchütternd Bewältigende.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 8.

Sonnabend, 15. März 1845.

[51] **Beispiellos billig!**

Von dem beliebten Taschenbuche:

Schneeglöckchen

für

das Jahr 1844.

Ladenpreis 1½ Thlr.

übernahm ich den ganzen Vorrath und erlasse das Exemplar für

nur 10 Ngr.! 4 Exemplare für 1 Thlr.

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[46] So eben erschien bei uns:

Der Jesuit.

Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts

von

C. Spindler.

3 Bände. Dritte Auflage. 8. broch.

5 Thlr. 6 Gr. oder 9 fl. rhein.

Stuttgart, im Februar 1845.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

---

[52] Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig ist erschienen:

Winer, Dr. G. B., königl. Kirchenrath und ordentl. Prof. der Theologie u. s. w. Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien, nebst vollständigen Belegen aus den symbolischen Schriften derselben. Zweite verb. und verm. Auflage. 24½ Bogen in gr. 4. 1837. Preis 2¼ Thlr.

---

[50] Bei E. G. v. Puttkammer in Berlin ist so eben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Denkschrift für die Erstrebung der Einheit im deutschen Postwesen durch die Trennung des Brief-Postwesens vom Fahr-Postwesen und die innigere Verbindung des letztern mit den Eisenbahn-Unternehmungen. Allen Regierungen und Eisenbahnbehörden, wie den gesammten deutschen — und preußischen Provinzialständen, und endlich allen Posthaltern Deutschlands gewidmet. 8. broch. Preis 7½ Ngr.

Die Steuer-Reform-Frage für Preußen. Als ein freies und wohlmeinendes Wort den preußischen Provinzialständen gewidmet. 8. Preis 3 Ngr.

---

[45] Bei Friedrich Schultheß in Zürich ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen

aus

Rußland und dem Orient,

aufgezeichnet durch Daniel Wegelin aus St. Gallen während seiner Reisen im Norden, in der Türkei, Palästina, Aegypten und Griechenland.

Herausgegeben von **H. Leemann.**

Mit 13 Ansichten und 2 Plänen. 2 Bde. 8. broch. 3 fl. 54 kr. = 2 Thlr. 14 Ngr.

---

[60] So eben sind bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kölliker, Dr. A., Die Selbstständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Beobachtungen erwiesen. 4. 15 Ngr. oder 54 kr.

Zwicky, Dr. H., Die Metamorphose des Thrombus, mikroskopisch untersucht. Eine von der medicinischen Facultät in Zürich gekrönte Preisschrift. 4. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Heer, Dr. Oswald, Ueber die obersten Grenzen des thierischen und pflanzlichen Lebens in den Schweizeralpen. 4. Mit einer Tafel. 9 Ngr. oder 36 kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[59] Eben ist folgendes, höchst interessante Werk erschienen:

Dorow, K. Preuß. Hofrath Dr. **Wilh.,**

Aufzeichnungen, Aktenstücke und Briefe zur Begründung historischer Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neuesten Zeit. 2 Theile. Auch u. d. Titel:

Dorow, Erlebtes. 3r, 4r Theil. Nebst Namenverzeichniß von 566 in diesem Werke erwähnten Personen. (47 Bog.) gr. 8. Velinp. geh. Leipzig, 1845. **J. C. Hinrichs'sche** Buchhandlung. 3½ Thlr.

---

[53] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's Polytechnisches Journal.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Erstes Januarheft 1845.

Inhalt. Chameroy's neues atmosphärisches Eisenbahnsystem. — Die Dampf-Nietmaschine der HH. Gebrüder Schneider und Comp. Mit Abbildungen. — Ueber die Turbine von Fontaine. — Verbesserte Feder für Eisenbahnwagen und andere Fuhrwerke. Mit Abbild. — Bipondo

verbessertes Cabriolet. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Fabrikation flacher Grubenketten, von Henry Partes, Ankerketten-Fabrikant. Mit Abbild. — Verbesserungen an Pflügen, sowie an Apparaten und Maschinen zum Dreschen, Schneiden und Mahlen für landwirthschaftliche Zwecke; von Robert Ransome, Charles May und A. Biddel. Mit Abbild. — Verbesserte Gießpumpe für Schriftgießereien, von L. Tidow. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Theodor Olivier über die Verfahrungsarten des Hrn. Rouget de Lisle, Fabrikmuster und Stickmuster darzustellen. Mit Abbild. — Beschreibung des Chromograph. eines Instruments zum Kopiren oder Verfertigen von Musterzeichnungen. Beschreibung des Universal-Chalkograph, eines Instruments zum Kopiren von Fabrikmustern (Musterzeichnungen). — Instrument, um Zeichnungen in größerem oder kleinerem Maßstab zu kopiren, von Hrn. Macdonald. Mit Abbild. — Ueber eine Verbesserung des Danger'schen Löthrohrs, von Batka. Mit Abbild. — Ueber den Thee und das Thein, den Kaffee und das Kaffein. — Ueber die Oxydation des zu Kerzen bestimmten Talgs, von J. C. Reibstein. — Ueber die Anwendung der Fettsäuren zur Beleuchtung, von Cambacérès. — Ueber die Gewinnung von Salpeter als Nebenprodukt bei der Bereitung harter Seifen, besonders der Talgseife, von J. C. Reibstein. — Beschreibung und Gebrauchsanweisung eines Zuckermessers, von Franz Schatten. — Ueber die Zersetzung des Kaliumsilbercyanids bei der galvanischen Versilberung, von James Napier. — Ueber ein neues Verfahren der lithotypographischen Abklatschung (Chlorirung) mittelst Zeichnens oder Ueberdruckens auf den lithographischen Stein, von E. Knecht. Mit Abbild. — Ueber Duvoir-Leblancs große Heizvorrichtungen, von Hrn. Malepeyre. — Ueber ein Insekt, welches in den südlichen Departements Frankreichs die Oliven heimsucht und die Oel-Ernte bedeutend beeinträchtigt, von Guerin-Meneville. — Beschreibung eines neuen Systems, die Senkgruben auszuräumen, von Huguin und Comp. — Miscellen. Ueber Eisendrahtseile zum Gebrauch in Bergwerken ꝛc. — Ledru's kalt gestreckte Röhren von Eisenblech. — Gußeiserne Billards. — Ueber Bereitung und Aufbewahrung des Ciders oder Aepfelweins. — Ueber Verfälschung des grünen Thees. — Ueber das neue Pflanzenschwarz. — Verfahren, die Verfälschung ätherischer Oele mit Terpentinöl zu entdecken. — Das Leidenfrost'sche Phänomen auch auf Flüssigkeiten beobachtet. — Ueber Pompejische Malerei. — Ueber den Werth der wasserdichten Zeuge und ihre Anwendung zu Luftmatrazen ꝛc.

Zweites Januarheft.

Inhalt. Verbesserungen an rotirenden Dampfmaschinen und an Apparaten zum Heben und Messen des Wassers, von John Hick. Mit Abbildungen. — Elements Schornsteinkappe und Ventilator. Mit Abbild. — Harrisons verbesserte Hand-Ziegelmaschine. Mit Abbild. — Neues Verfahren, die Chausseen mit Steingrundlager zu wälzen, von H. Schattenmann. — Verbesserungen an Maschinen zum Hobeln, Sägen und Schneiden des Holzes, von Edwin Sheppard. Mit Abbild. — Verbesserungen an Regen- und Sonnenschirmen, von W. Sangster. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an Strumpfwirkerstühlen, von Benj. Bailey. Mit Abbild. — Spicers patentirter Schwimmgürtel. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Zubereitung des Kautschuks und in der Anfertigung verschiedener Fabrikate, bei denen Kautschuk einen wesentlichen Bestandtheil bildet, von Will. Edw. Newton. Mit Abbild. — Ueber die Verfälschung der Cochenille, von Letellier. — Ueber die Wirkung der Knochenkohle bei der Rübenzuckerfabrikation, nebst Beschreibung eines Apparats zur Bestimmung des Kalkgehalts im Beinschwarz, von F. Schatten. — Ueber die Einwirkung der Kohle auf Metallösungen, von Chevallier. — Ueber galvanoplastisches Abformen von Gold- und Silbergegenständen. — Ueber das Amphitypp, ein neues photographisches Verfahren, von John Herschel. — Ueber Bestimmung der Lichtstärke bei Erzeugung photographischer Bilder, von A. Lipowitz. — Ueber Hunts Energytypp, Grove's und Woods photographisches Verfahren. — Die neue (russische) Zuckerrübe. — Neues Verfahren zur Vertilgung der Blattwickler-Raupen an dem Weinstock, von Hrn. Raclet. — Resultate, welche man auf der Elsaßer Eisenbahn mit Lokomotiven aus französischen Maschinenfabriken erhielt. — Miscellen. Ueber den Widerstand auf Eisenbahnen. — Ueber die Leistungen der Repsold'schen Feuerspritze. — Grüels Vorrichtung für Fernröhre. — Ueber einen Wasserstoff-Ofen zum Verglasen und andern Anwendungen der Hitze in chemischen Laboratorien. — Lithographische Uebertragung von Handschriften ꝛc. — Königlich französische Verordnung in Betreff des durch absichtliche Beimischungen als Getränk unbrauchbar gemachten Branntweins und Weingeists. — Neue Nachdruckerfindung. — Preisaufgabe des bayerischen Vereins zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Real-Index
zu Dr. Dingler's
polytechnischem Journal.
Von Band I bis LXXVIII.
Von
Dr. Michael Stecker,
k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.
gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.
Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber Vermögen
und
Sicherheit des Besitzes.
Gespräche
zwischen
dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann.
gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 6 Gr.

Der Herr Verfasser läßt in diesem originellen Buch durch persönliche Repräsentation die drei Hauptelemente des Staates über Eigenthum und Besitz sich in abweichenden Meinungen ergehen, und gibt ein treffendes Bild jener Gegensätze, die sich in unsrer Zeit staatsökonomisch geltend zu machen suchen. In dialogischer Form tauschen die Regierungsgewalt, der Grundbesitz und der Handelsstand ihre Ansichten über den Ursprung und Fortgang des Nationalreichthums aus, über die drückendsten Lasten, die besonders das unbewegliche Eigenthum in seiner Ergiebigkeit hindern, über Staatsschuldenwesen und eine Reihe von Fragen, die mehr oder weniger wirklich hieher gehören oder durch geschickte Seitendiversionen des dialektisch feingebildeten Herrn Verfassers mitheraugezogen werden. Wir sind überzeugt, daß dieses interessante Werk seinen Zweck, populare Anregung, lebenvolle Entfesselung einer starren Wissenschaftsfrage, unmittelbaren Hinweis auf die wirklich vorhandenen Uebelstände, Wünsche und Hoffnungen nicht verfehlen wird.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

[20]

Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bände. 8. 1823—1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

(1818.) 12 gGr. oder 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung.

8. 1818. 16 gGr. oder 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822—1827.) 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. oder 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl.
II. Band. Aristokratie. 2te Auflage. 1835. 2 Rthlr. oder 3 fl.
III. Band. Demokratie. 2te Auflage. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 3 fl. 36 kr.
IV. Band. Politie oder der Staaten Verfassungen. 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. Freundschaft und Liebe. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Zwei Bände. gr. 8.

Preis 6 fl. 54 kr. oder 4 Rthlr. 12 gGr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich der verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung derselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannigfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch der höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Zweite durchgesehene Auflage.

Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche historische Studien haben in unsrer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu spät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit spätern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieser Dichtung, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich wie die erste recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt

von

G. G. v. M.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleinheit möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[43] In Unterzeichnetem erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

In Sachen der Kirche.

Neujahrsbetrachtungen

von

Wolfgang Menzel.

gr. 8. broch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die außerordentliche Nachfrage nach dieser im Menzel'schen Literaturblatt erschienenen Abhandlung war die Veranlassung zum besonderen Abdruck derselben. Gewiß ist nicht zu läugnen, daß mir dieser Schrift ein schöner Beitrag zur Verständigung in Sachen der Kirche und zu gegenseitiger Anerkennung beider Konfessionen gegeben ist.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[44] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

sogenannten Pastoralbriefe

des Apostel Paulus

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ferdinand Christian Baur,

ord. Prof. der Theologie an der Universität Tübingen.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser hat die bekannte Schleiermacher'sche Kritik des ersten Briefs an Thimotheus wieder aufgenommen, und auf die beiden andern Pastoralbriefe ausgedehnt, zugleich aber sich die Hauptaufgabe gesetzt, die die Briefe betreffende kritische Frage auf dem, bisher von den Gegnern und Vertheidigern gleich wenig beachteten Wege der historischen, auf bestimmte Thatsachen sich stützenden, Kritik ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. März 1845.

Let no assembly of twenty be without a score of villains. If there sit twelve women at the table, let a dozen of them be — as they are.

Shakespeare.

Gruppen aus der Geſellſchaft.

Von A. v. Sternberg.

I.

Die Jugendfreunde.

Eine Geſellſchaft alter Herrn und Damen. Man iſt ſehr heiter; das Souper wird eben aufgetragen und kleine Gläſer mit Punſch werden herumgereicht. Es iſt die Rede von einer Dame, die man Eliſabeth nennt und die von allen Anweſenden ſehr geliebt wird.

Ein alter Herr. Aber, meine Damen, wiſſen Sie auch ſchon, daß unſere gute Freundin im Begriff ſteht, ihr ſämmtliches Vermögen zu verlieren?

Allgemeiner Schrecken; man fragt, wo dieſe Nachricht herkomme.

Der Herr. Von meinem Bankier, der mir heute ſagte, daß das Haus, an das die gute Eliſabeth empfohlen iſt, fallirt habe.

Alle Damen im Chor. Das iſt ein gräßliches Unglück! Was ſoll die Arme nun anfangen?

Der Herr. Nichts natürlicher, als daß ſie ſich jezt auf ihre Jugendfreunde verlaſſen wird. Es kann nicht anders kommen, als daß Eine oder Einer von uns ſie in Koſt nimmt.

Allgemeine Stille.

Eine Dame (heftig.) Ich nehme ſie nicht! Um keinen Preis in der Welt nehme ich ſie!

Sämmtliche Damen ſtimmen jezt ermuthigt ein und jede erklärt, daß wenn man ihr die Schätze Golkonda's böte, ſie die arme Eliſabeth nicht zu ſich in's Haus nehmen würde.

Der Herr. Aber weßhalb nicht? Eliſabeth iſt ſanften Gemüths, verträglich, nicht launenhaft; ſie müßte dem Hauſe Glück bringen, wo ſie einzieht.

Zwei Damen zugleich. Nicht launenhaft? O wir wünſchten, wir könnten nicht aus Erfahrung ſprechen. — Es gibt kein Weſen, das widriger für den täglichen Umgang wäre, als gerade Eliſabeth.

Die erſte Dame. Das iſt auch meine Meinung. Sie iſt meine Jugendfreundin, aber ich muß geſtehen, ſo ſehr ich ſie liebe, unter einem Dach mit ihr hielte ich es nicht aus. Zudem wird ſie jezt alt, ſehr alt, und ich habe nicht gerne alte Perſonen um mich.

Die zweite Dame. Sie hat tauſend unangenehme Gewohnheiten; ſie ſchnupft Tabak, ſie behängt ſich lächerlicherweiſe mit allerlei Schmuck noch in ihrem Alter, ſie — Nun, ich will nichts Uebles von ihr ſagen, da ſie meine Jugendfreundin iſt; aber ſie in mein Haus nehmen, hieße mir mein Grab graben.

Die dritte Dame. Und ihren größten Fehler haben wir noch gar nicht berührt: ihre Plauderhaftigkeit, ihren Hang zur Mediſance, ihren Trieb, ſich in

Dinge zu miſchen, die ſie nichts angehen. Davon kann ich am beſten urtheilen, da ich ihre intimſte Jugendfreundin bin und ſie ſich vor mir nie Zwang angethan hat. Ich liebe ſie unbeſchreiblich, aber ſie in mein Haus nehmen, hieße gegen mein eigenes Glück revoltiren.

Die vierte Dame. Ich ſage nur ſo viel, daß ſie mir zuwider iſt. (Leiſe zu ihrer Nachbarin:) Verarmte Jugendfreunde ſind eine von den Plagen, die Moſes den Egyptern aufzulegen vergeſſen hat; er hätte dann die übrigen Plagen ſparen können.

Die Nachbarin (mit einem anmuthigen Lächeln). Boshaft, aber wahr. (Leiſe.) Der Punſch iſt etwas zu ſchwach.

Der Herr. Auf dieſe Weiſe, meine Damen, ſehe ich voraus, daß die arme Eliſabeth, die wir Alle ſo lieben, wird vor fremden Thüren betteln müſſen.

Sämmtliche Damen lachen. Das Geſpräch geht auf einen andern Gegenſtand über. Ein alter, gefühlvoller und frommer Herr gibt Zeichen von auffallender und anhaltender Rührung von ſich. Man wird aufmerkſam und fragt, was ihn ſo bewege.

Der alte Herr. Können Sie noch fragen, meine lieben Freunde und Freundinnen? Die heutige Ernennung des Miniſters — er war mein Jugendfreund; der Himmel ſchenkt mir das Glück, daß ich dieſen edlen Mann nun zur höchſten Staatswürde erhoben ſehe.

Ein anderer Herr. Ihr Jugendfreund? Ei, das hab' ich nicht gewußt. Da wünſche ich Glück.

Der alte Herr (ſehr weich und ſalbungsvoll). Ich ſehe darin eine kleine Vergütung des Himmels für die Mißgeſchicke, die mich ſelbſt in meiner Laufbahn getroffen. Das Glück meiner Freunde iſt mein eigenes.

Eine Dame (neugierig). Aber auf welche Weiſe iſt der Miniſter Ihr Jugendfreund? Ich muß geſtehen, daß ich das nicht recht begreife. Ich denke er iſt zwanzig Jahre jünger als Sie, mein verehrter Freund.

Der alte Herr. Ich kann Ihnen das bald erklären, liebes Kind. Wir, nämlich der Miniſter, der herrliche Mann, und ich ſtudirten zuſammen in Göttingen; das heißt, ich ging eben ab, als er auf die Univerſität kam.

Die Dame. Das iſt rührend. Ja auf den Univerſitäten knüpft ſich immer die Jugendfreundſchaft unter den Männern. Das hat mir mein ſeliger Mann oft geſagt.

Der alte Herr. Drauf waren wir beiſammen, oder vielmehr er, der Miniſter, ging auf Reiſen und ich trat in den Staatsdienſt. Als er von ſeinen Reiſen zurückkam und in der Reſidenz eine Anſtellung erhielt, verließ ich gerade die Stadt; ſo waren wir denn wieder zuſammen.

Ein Herr (leiſe zu ſeinem Nachbar). Es iſt auffallend; ich ſprach vor Kurzem den neuen Miniſter, er weiß nichts von dieſem alten Jugendfreunde.

Der alte Herr. Ich kenne kein größeres Glück, als im Glück ſeiner Jugendfreunde das ſeinige zu finden.

Eine Dame (ihm die Hand unter dem Tiſche drückend), Sie edler, Sie wahrhaft edler Mann!

Der alte Herr. Sie liebes Kind!

(Fortſetzung folgt.)

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die Straße geht nun ſanft bergab, durch ein baumreiches, fruchtbares Land, bis man bei dem von Olivenwäldern umringten Städtchen Baylen, berühmt durch die Schlacht am 19. Juli 1808, in welcher die Franzoſen zum erſtenmal von den Spaniern förmlich auf's Haupt geſchlagen wurden, die Sierra Morena verläßt und in das Königreich Jaen eintritt. Hecken von Aloe und Kaktus, ſo wie eine hohe Palme erinnerten mich, daß ich mich zum zweitenmale im Süden von Spanien befand, und die ausgedehnten Olivenhaine, die ſich bis an die Ufer des Guadalquivir hinab erſtrecken, riefen mir die Umgebungen von Valencia zurück. In Baylen verläßt man die nach Sevilla führende Hauptſtraße Andaluſiens und gelangt auf einem ſchlechten Communikationswege an den hier noch unbedeutenden Guadalquivir, deſſen Ufer mit blühendem Oleandergebüſch bedeckt waren und den man auf einer Fähre überſchreitet. Die Sonne verſank eben hinter den Bergen der Sierra Morena und übergoß die zackigen Felsgipfel der nahen Gebirge von Jaen mit den wundervollſten Tinten, als wir auf der Höhe der entgegengeſetzten Thalwand beim Städtchen Mengibar ankamen.

Die Glocke der Cathedrale von Jaen verkündete eben die zehnte Stunde, als wir in dieſer erſten und kleinſten Hauptſtadt Andaluſſens anlangten, wo die Diligence bis Mitternacht liegen blieb. Ich bedaure ſehr, daß ich dieſe alte Maurenſtadt, und namentlich die ſchöne Cathedrale, nicht bei Tageslicht ſehen konnte; denn obgleich es eine prachtvolle klare Sternennacht war, erſchien doch alles bloß in ungewiſſen Umriſſen. Jaen liegt am Abhang eines Berges und am Eingang eines romantiſchen Felſenthales, das der wilde Fluß von Jaen durchſtrömt. An einer Stelle, die wir gegen Morgen paſſirten, wird dieſes Thal durch einen vorſpringenden Felſen faſt völlig geſchloſſen, ſo daß es nöthig war, hier die Straße durch einen Tunnel zu führen.

Bei dem von dürren, aber ſchön geformten Bergen amphitheatraliſch umſchloſſenen Dorfe Campillo de Arenas

verläßt man dieſes weitverzweigte Gebirgsland und tritt bald darauf in den weſtlichen Theil der Sierra del Rallo ein, deren höhere Partien zur Linken bleiben und die natürliche Grenze zwiſchen den Königreichen Jaen und Granada bilden; aber erſt hinter Puerto Lope auf einer Höhe erblickt man auf einmal wie durch einen Zauberſchlag jene reizende, hiſtoriſch ſo merkwürdige und von den Dichtern beſungene Ebene, die Vega de Granada, den Schauplatz ſo vieler blutigen Kämpfe, begrenzt von dem gewaltigen Walle der Sierra Nevada.

Es iſt unmöglich, eine genügende Schilderung von der Pracht dieſes paradieſiſchen Landes zu liefern. Man denke ſich eine weite halbkreisförmige Ebene von acht bis zwölf Stunden Durchmeſſer, ganz bedeckt mit goldenen Waizenfeldern, mit Waldern von Oliven, mit Weingärten, Pflanzungen von Feigen-, Maulbeer-, Mandelbäumen, Granaten und Orangen, überſäet mit blühenden Dörfern, freundlichen Land- und Winzerhäuſern, Klöſtern und Garten, aus welchen ſich unmittelbar die Sierra Nevada ſchroff emporhebt, deren eiſige Zinnen ſich am dunkelblauen durchſichtigen Himmel ſcharf abzeichnen, und an deren Fuß terraſſenförmig emporſteigend die alte Königsſtadt, jene Stadt, von welcher der Andaluſier begeiſtert ausruft: „Quien no viò à Granada, no ha visto nada!“ (wer Granada nicht geſehen, hat nichts geſehen), überragt von dem immergrünen Hügel der ſtolzen Alhambra mit ihren dreizehn gewaltigen Mauerthürmen. Man denke ſich den grellen Kontraſt zwiſchen der üppigſten Vegetation des Südens und den eiſigen Gefilden des Nordens, den Gegenſatz, den die lieblichen Fluren der Vega mit der großartigſten Romantik der Natur bilden, und endlich den unendlichen Zauber, den Poeſie und Geſchichte über dieſes Land ausgegoſſen haben, das Land, wo länger als ſieben Jahrhunderte hindurch die Künſte und Wiſſenſchaften des Orients, wie nirgends, blühten, und man wird ſich einen ſchwachen Begriff von der Herrlichkeit Granadas machen können.

Und dennoch iſt das heutige Granada nur ein Schatten von dem, was es einſt war. Dieſe gewaltige Stadt, die einſt 1300 Thürme und 400,000 Bewohner zählte, iſt theilweiſe völlig verödet (die jetzige Bevölkerung überſteigt kaum 80,000 Seelen), die prächtigen Moſcheen, in denen man noch vor vierhundert Jahren zu Allah betete, ſind verſchwunden oder haben geſchmackloſen Kirchen Platz gemacht, und ſelbſt die Zauberſäle der Alhambra, die wie durch ein Wunder allen Unbilden der Zeit, der Witterung, den Stürmen der Erdbeben und der Kriege wiederſtanden haben, ſelbſt ſie werden über kurz oder lang dem Looſe alles Irdiſchen unterliegen.

Je näher man der Hauptſtadt kommt, deſto häufiger werden die Landhäuſer und Vergnügungsorte, welche Granada von allen Seiten umgeben. In den maleriſchſten Feſtons ſchlingen ſich die mit koloſſalen Trauben beladenen Weinreben von einem Baum zum andern, oft von dem Wipfel einer üppig belaubten Ulme nach allen Seiten in zahlloſen Guirlanden bis zum Boden hinabhängend. Mannshohe Hecken der großen Aloe, welche hie und da ihre 12—16 Fuß hohen Stengel mit einem gewaltigen Strauß gelber, mit Honig gefüllter Blumen in die Luft emporhebt, umgeben die Oliven- und Weingärten, während die dürren Abhänge der immer näher rückenden Hügel von undurchdringlichen ſtarren Gebüſchen der indiſchen Feige (Cactus Opuntia L.) bedeckt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

(Fortſetzung.)

Kühne's Friedrich III. — Bälle. — Armuth.

Wir ſind jetzt gewohnt, in den beſſern Arbeiten unſerer glücklichen dramatiſchen Dichter, z. B. in Gutkow's und Laube's Stücken, gewaltig viel franzöſiſchen Zuſchnitt zu entdecken, wie denn namentlich Laube der unerſchöpfliche Scribe als Meiſter aller dramatiſchen Poeſie vorzuſchweben ſcheint. Ob dieſe Anſicht zum Gedeihen des deutſchen Dramas führe und unſerer Poeſie überhaupt erſprießlich ſey, bleibe einſtweilen dahingeſtellt. Ich perſönlich bin kein Freund der franzöſiſchen Dramatik, und kann es alſo auch nicht gut heißen, wenn deutſche Talente zu ſehr in die Fußſtapfen der Franzoſen treten. Kühne thut dieß nicht, wenigſtens kann man in ſeinem Friedrich III. nichts von Franzoſenthum entdecken. Dramatiſche Geſtaltung des Stoffes, der an ſich ſpröde und dürftig iſt. Sprache und Charakteriſtik. Alles erinnert an das Studium älterer Meiſter, namentlich an Shakespeare. Das Stück iſt in Verſen geſchrieben, die größtentheils wohltönend ſind, ohne in bloßes Phraſengeklingel auszuarten. Die Sprache leidet eher an Gedankenſchwere als an zu großer Leichtigkeit, und dieß mag ſtellenweiſe dem größern Publikum das ſchnelle Verſtändniß einigermaßen erſchweren, das man einem Drama wünſchen muß, wenn es gefallen, wenn es raſch zünden und durchſchlagen ſoll. Solchen Erfolg errang ſich das Stück auf unſerem Theater nicht und wird ihn auch kaum irgendwo anders ſich erringen können. Es iſt zu arm an eigentlicher Erfindung, ruht zu ſehr ganz allein auf dieſem griesgrämigen, berechnenden, hüſtelnden alten Friedrich und gibt der Charakterentwicklung der übrigen Perſonen zu wenig Spielraum. Selbſt Wlaska, die geächtete Tochter Podiebrads, auf deren Schultern ſich die Tragödie erbaut durch ihr Liebesverhältniß zu Maximilian, dem Sohne Friedrichs, iſt zu dürftig von dem Dichter ausgeſtattet, um nachhaltig auf den Zuſchauer zu wirken. Am ſtörendſten iſt die eingeflochtene Spektakelſcene, wo die Prager Studenten unter Anführung des Kaiſerſohnes die Ungarnburg erſtürmen, um Wlaska zu befreien, die von Ulrike von Ungarn, Maximilians beſtimmter Braut, gefangen gehalten wird. Dergleichen erinnert gar zu ſehr an die alten Ritterſchauſpiele und ſchwächt den günſtigen Eindruck der

vorhergegangenen Scenen, da solche Kämpfe auf unsern Theatern immer komisch wirken. Auch gegen das Ende hin möchte dem Drama eine andere Wendung zu wünschen seyn. Wlasta wird von der eifersüchtigen Ulrike so rasch erstochen, daß man an so übereiltes Handeln gar nicht glauben kann, wenn auch des heißen Ungarnblutes mehrmals gedacht wird. Erfährt man nun vollends gleich darauf den freiwilligen Tod der raschen Mörderin, mit welchem nothwendig das Stück endigen muß, so überschleicht uns ein Gefühl des Unbehagens, des Nichtbefriedigtseyns, das man so leicht nicht wieder los wird. Diesen Eindruck machte die Tragödie auch auf das Publikum; der Beifall war nicht rauschend, er war eher zu schwach, in Betracht der mancherlei trefflichen Einzelnheiten, die das Stück enthält und die wohl lautere Anerkennung verdient hätten. Eine sehr gelungene Figur ist Kaiser Friedrich. Von einem gewandten Schauspieler dargestellt, wird diese Figur sich überall Beifall erzwingen. Sie ist es, die dem Drama, wenn keinen dauernden, doch überall einen gewissen Erfolg bereitet. Gegeben wurde das Stück bei uns ziemlich gut. Marr als Friedrich wäre trefflich gewesen, hätte er nicht, was überhaupt bei ihm Manier ist, durch zu langsames Sprechen die Scenen etwas zu sehr ins Breite gezogen. Auch hustete er gar zu viel, obwohl mit großer Meisterschaft. Fräulein Bernhardt hätte als Wlasta immerhin etwas feuriger spielen können, ohne ihrer Rolle zu schaden. Richter als Max, Bergmann als Stadtvoigt von Prag, Paulmann als Pater Burda und Stürmer als Säckelmeister Wackerbart genügten ihren Rollen; ob Frau Dessoir als Ulrike mehr wirken könnte, als sie wirkte, muß ich bei der dürftigen Ausstattung dieser Rolle, die schwerlich je in eine dankbare zu verwandeln seyn möchte, bezweifeln.

In Paris kann schwerlich mehr getanzt werden, als bei uns. Die Wintermonate hindurch reiht sich hier ein Ball an den andern, das Volk ist wie besessen und wird es nicht müde, sich auf elastischen und unelastischen Tanzböden zu vergnügen. In diesem Winter gab es allein einige dreißig öffentliche Maskenbälle, ohne die vielen kleinen Winkelmaskeraden, die nicht zur Kenntnis des Gesammtpublikums gelangen. Die Vornehmen und Reichen halten außerdem ihre bestimmte Anzahl Jahresbälle in den verschiedenen Gesellschaften, in die sie zerfallen; die Bürger, die Buchhändler, die Communalgardisten tanzen ebenfalls, so lange es Lunge und Börse erlauben, von den zahllosen Familienbällen, deren es in jeder Woche mehrere gibt, gar nicht zu sprechen. Aus alle dem geht hervor, daß Noth und Mangel sich unter unserer Bevölkerung nicht in dem Maße eingenistet haben, wie in vielen andern Städten Deutschlands, wo der Pauperismus leider täglich mehr um sich greift und die bedenklichste Zukunft verheißt. Es gibt bei uns ebenfalls Arme in Menge. Unterstützung an Brod, Holz ꝛc. von den Armenpflegern erhalten meines Wissens über zweitausend, was bei einer Bevölkerung von 55,000 immerhin genug ist. Alle diese Arme sind aber doch nicht so elend, daß man ohne die erwähnte Unterstützung an ihr Umkommen glauben müßte. Bei weitem der größere Theil besitzt nur eben zur Zeit nicht die nöthigen Mittel, um, ohne großer Noth anheim zu fallen, leben zu können, die Aussicht auf bessere Tage ist ihm nicht benommen. Ein solcher Zustand kann immer kein verzweifelter genannt werden, und so dürfen wir wohl sagen, daß es bei uns zwar Nothleidende gibt, der eigentliche entsittlichende und zum Verbrechen aufreizende Pauperismus, der alles Menschenwohl langsam zerstörende Krebsschaden des wuchernden Proletariats aber hier noch nicht zu finden ist.

(Schluß folgt.)

Aus der Provence, Februar.

(Fortsezung.)

Industrie.

Marseille macht nicht nur als Handelshafen mächtige Fortschritte und gelangt zu immer größerer Bedeutung; auch mehrere Zweige seiner Fabrikindustrie heben sich zu vorzüglichem Ruf. Wir reden nicht von seiner Seife, die einst so berühmt war, aber in der neuesten Zeit im In- und Ausland wegen ihrer weniger guten und weniger reinen Oele viel Anfechtung erfahren hat, sondern vorzüglich von den Pianos, die bei der lezten Pariser Ausstellung so großes Aufsehen erregt haben. In dieser Beziehung ist besonders das Haus Boisselot zu nennen. Der Chef desselben begann 1850 mit zwei Arbeitern sein Geschäft; jezt beschäftigt er mehr denn hundert, bloß in Marseille. Zu diesem Emporkommen halfen besonders die neuen Einrichtungen und Vervollkommnungen, die er nach und nach seinen Instrumenten zu geben wußte. Schon bei der ersten Pariser Ausstellung (1834) wurden ihm dafür von der Jury Auszeichnung und Medaillen, ebenso 1839 bei den Ausstellungen in Montpellier und Toulouse, wiewohl er überall mit den vorzüglichsten Pariser Fabrikanten zu concurriren hatte. Seitdem aber hat Boisselot immer mehr Fortschritte in der Vervollkommnung und Verschönerung seiner Instrumente gemacht. Unter denen, welche er vorigen Sommer zur Pariser Ausstellung gebracht hat, waren besonders zwei durch neue Erfindungen merkwürdig, die dem Piano einen ganz andern Charakter geben, ihm seine melodische Beschränktheit nehmen und die Schwierigkeiten des Spiels bedeutend erleichtern. In den Oktaven braucht man nun nicht mehr die ausgespannte Hand und zwei Finger, sondern nur einen, denn durch's Pedal wird der andere Ton zu gleicher Zeit angeschlagen. Die andere Erfindung ist nicht weniger wichtig; sie besteht darin, daß man die Töne des Pianos durch einen Pedalzug nach Willkühr verlängern und dadurch gleichsam singend machen kann, was diesem Instrument bisher fehlte. Thalberg, Bertini, Pixis und Andere haben sich über die große Bedeutung dieser Verbesserungen anerkennend ausgesprochen. Bei der Pariser Ausstellung zog ein Boisselotsches vertikales Piano aus Ebenholz, eingelegt mit Korallen, Perlmutter und Gold, allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Selbst den König beschäftigte lange dieser merkwürdige Mechanismus des piano octavié et à sons soutenus à volonté.

Eine sehr lobenswerthe Einrichtung in Frankreich sind die Generalconseils der Departements, deren Sitzungen jährlich der Präfekt mit einer Rede eröffnet, mit einem Rechenschaftsbericht über alles im laufenden Jahr Geleistete, und über das, was fernerhin zum materiellen, intellektuellen und moralischen Gedeihen der Einwohner nöthig ist. Wir heben hier für unsere deutschen Leser Einiges aus dem lezten Rechenschaftsbericht des Präfekten der Rhonemündungen aus, weil darin mehrmals Deutschlands sehr anerkennend gedacht und es in mancher Beziehung sogar Frankreich als Muster vorgestellt ist. Noch vor wenigen Jahren wäre dieß ein Wagniß gewesen, das die laute Mißbilligung aller Zuhörer, vielleicht selbst Absezung des Präfekten zur Folge gehabt hätte; jezt lobt man ihn darum und ehrt seinen unabhängigen und weiten Gesichtskreis.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 18. März 1845.

Thy wrek's a glory, and thy ruin graced
With an immaculate charm which can not be defaced.
Byron.

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Am 11. Juli Nachmittags kam ich von der furchtbaren Hitze und dem noch unangenehmeren Staub mehr todt als lebendig in Granada an. Das erſte, was in die Augen fällt, iſt die außerhalb der eigentlichen Stadt befindliche große Plaza del Triunfo, in deren Mitte ein Obelisk das Andenken eines unglücklichen Schlachtopfers der lezten Revolution, der Donna Maria de Pineda, verewigt, die hier erſchoſſen wurde. Von hier aus genießt man zugleich eine reizende Ausſicht auf den unter dem Namen des Albaicin bekannten Stadttheil, deſſen Häuſer und Kirchen, durch grüne Gärten von einander getrennt, terraſſenförmig am Abhang des Darrothels ſich erheben und die Alhambra verdecken. Durch die mauriſche Puerta de Elvira, das einzige Thor, welches noch ſteht, gelangt man in die innere Stadt. — Granada iſt noch durch und durch mauriſch. Die Gaſſen ſind eng und krumm, und häufig, wie die nicht ſelten mit Fontainen geſchmückten Höfe der Häuſer, mit kleinen Steinen gepflaſtert, welche Arabesken mit Blumenwerk darſtellen, was ich bisher nur in Granada gefunden habe. Nicht ſelten bemerkt man an alten Häuſern mauriſche, mit Arabesken aus Stuck bedeckte Portale, und deßgleichen erinnern die arabiſchen Namen der Straßen an die große Vergangenheit Granadas. Durch die lange und lebhafte Calle de Elvira kommt man auf die am Fuße der Alhambra gelegene Plaza nueva, wo ſich der große moderne Palaſt des Generalkapitäns erhebt. Von hier führt eine lange, enge Gaſſe nach dem alten Marktplatz der Stadt, früher unter dem Namen der Vivarrambla bekannt, jezt plaza de la constitucion, welcher zur Zeit der Maurenherrſchaft als Schauplatz für die öffentlichen Spiele und Feſtlichkeiten diente. Die enge Gaſſe, welche die Vivarrambla mit der Plaza nueva verbindet, heißt der Zacatin und bildete ehedem mit einigen noch engern Nebengaſſen den alten berühmten Bazar von Granada. Noch gegenwärtig iſt dieſes Quartier, das, obwohl mitten in der Stadt gelegen, unter die Jurisdiktion der Alhambra gehört (dieſe beſizt ihre eigene Gerichtsbarkeit) der Mittelpunkt des Handels und von großen Waarenniederlagen und eleganten Kaufläden erfüllt. Die erwähnten Nebengaſſen ſind ſeit kurzer Zeit in mauriſchem Styl reſtaurirt worden und enthalten geſchmackvolle Kaufhallen, die aus zierlichen mauriſchen Säulenkolonnaden beſtehen. Früher war dieß alles freilich aus Marmor, jezt ſind jene ſchlanken Marmorſäulen durch hölzerne erſezt, und die zierliche Stukkaturarbeit, die einſt die Bögen und Wände bedeckte, wird durch

gemaltes Arabeskenwerk vertreten. Dennoch haben dieſe luftigen Galerien ein ungemein gefälliges Anſehen.

Nachdem ich mich in einer casa de pupilos (daſſelbe, was man in Frankreich hôtel garni nennt) eingemiethet hatte, machte ich noch vor Sonnenuntergang einen Spaziergang nach der Alameda und der Alhambra. Erſtere liegt am ſüdlichen Ende der Stadt längs des rechten Ufers des Jenil, der hier aber ſehr wenig Waſſer hat, indem ſich der größte Theil deſſelben in den zahlreichen Bewäſſerungsgräben der Umgegend verliert. Die Promenade von Granada gehört ohne Zweifel unter die ſchönſten in Spanien. Sie beſteht aus einer vierfachen Allee ſtattlicher Ulmen und beſizt vier Fontänen aus Marmor, welche das kryſtallene Waſſer des Jenil hoch in die Luft emporſchleudern und fortwährend, auch bei der drückendſten Hize, eine angenehme Kühle in dieſen grünen Laubhallen erhalten. Blumengärten und üppige Gebüſche von Pappeln und Ulmen bedecken die Ufer des geprieſenen Jenil, von deſſen Brücke man eine herrliche Ausſicht genießt, nördlich nach der vielthürmigen Stadt, öſtlich nach dem grünen, von Gärten, Weinlauben und blendend weißen Häuſern bedeckten Abhang des Jenilthales, deſſen nördlichſter Vorſprung von den Thürmen und Zinnen der Alhambra gekrönt iſt, weſtlich nach der Vega und endlich ſüdlich nach den immer höher emporſteigenden Bergen der Sierra Nevada, welche die Schneepyramide des nahe an 11,000 Fuß hohen Picacho de Veleta beherrſcht. Von hier führt ein ſanft emporſteigender fahrbarer Weg zwiſchen anmuthigen Landhäuſern und Gärten zur alten Königsburg empor; der Hauptweg aber geht von der Plaza nueva aus, von der man durch die Calle de Gomeles, deren Name an eine der mächtigſten mauriſchen Familien erinnert, welche in den Fehden, die endlich den Sturz der Maurenherrſchaft herbei führten, ſo regen Antheil nahm, zu dem Park der Alhambra gelangt, deſſen Eingang die Puerta de Granada, ein von Kaiſer Karl V. erbautes Thor bildet.

Die Alhambra iſt auf dem äußerſten Vorſprung des Bergwalles erbaut, welcher die Thäler des Jenil und Darro von einander trennt und eine der lezten Verzweigungen der Sierra Nevada iſt. Den nordweſtlichen Abhang dieſes vorſpringenden Hügels bedeckt ein ſchattiger Ulmenhain, in dem man ſeit einigen Jahren angenehme Spaziergänge angelegt hat, welche mit Marmorfontainen geſchmückt und mit Hecken von Roſen, Cypreſſen und Oleander eingefaßt ſind. Der Hauptweg ſteigt in einer Schlucht empor, welche den erwähnten Bergvorſprung in zwei ungleiche Hügel theilt. Auf dem kleineren Hügel rechts liegen die torres bermejas, drei uralte Thürme von braunrother Farbe, deren Erbauung man gewöhnlich den Phöniziern oder Carthagern zuſchreibt, links auf dem größern Hügel die Alhambra. Leztere, welche einen bedeutenden Raum einnimmt und eine kleine Stadt für ſich bildet, dient noch gegenwärtig als Feſtung, obwohl ſie als ſolche von gar keiner Bedeutung iſt, da ſie auf zwei Seiten von bei weitem höhern Hügeln beherrſcht wird.

Das Hauptthor der Alhambra befindet ſich in einem gewaltigen viereckigen Thurme, der der älteſte Theil der Feſtung iſt. Ein ungeheurer mauriſcher Bogen, arco de justicia genannt, weil ehedem die Könige unter demſelben zu Gericht ſaßen, bildet eine Vorhalle zum eigentlichen Thore, welches im Zickzack durch den Thurm hindurch führt. Auf dem Schlußſtein jenes Bogens ſieht man das koloſſale Bild einer Hand, auf dem des innern Thorbogens das eines Schlüſſels. Man weiß nicht, was dieſe von den Mauren herſtammenden Zeichen bedeuten; der Granadiner aber hält am Glauben feſt, es ſeyen kabbaliſtiſche Zeichen, von denen das Schickſal der Alhambra abhänge, und antwortet, darüber befragt, mit geheimnißvollem Lächeln: „Mientras esa mano no se base hasta sacar la clave, ningun artificio magico triumfará del señor de esta colina.“ (Bis jene Hand herabſteigt, um den Schlüſſel zu ergreifen, wird keine magiſche Liſt über den Herrſcher dieſes Berges triumphiren.) Der Erbauer dieſes Thurmes, ein arabiſcher Aſtrolog, der jene Prophezeiung über die Alhambra ausgeſprochen, ſoll noch jezt in den Eingeweiden des Berges leben. Einſt werde die Hand von ſelbſt herablangen und den Schlüſſel ergreifen, darauf ſich der Berg ſpalten und die Alhambra verſinken.

(Fortſezung folgt.)

Gruppen aus der Geſellſchaft.

(Fortſezung.)

Der Nachbar. Inzwiſchen haben Sie an einem andern Jugendfreunde Unglück erlebt. Der Amtsrath Mithold iſt ſeiner Stelle entſezt worden, weil er, wie es heißt, zu freiſinnig und kühn gewiſſe Intereſſen ſeiner Mitbürger vertheidigt hat.

Der alte Herr (mit einiger Aufregung). Dieſer Mithold iſt nie mein Jugendfreund geweſen. Ich habe ihn nur ein paarmal in meinem Leben geſehen.

Der Nachbar (leiſe). Sehr flüchtig: vier Jahre auf der Univerſität, und ſpäter zwölf Jahre in einem Kollegium mit ihm zuſammen gedient.

Die Dame (betrachtet den alten Herrn mit zärtlichen Blicken und ruft dann wieder:) Edler Mann!

Der alte Herr. Sie liebes Kind!

Zwei Damen (zu einem zerſtreut vor ſich hinſtarrenden Herrn). Woran denken Sie? — Sie ſind nicht in der Geſellſchaft, Sie ſind nicht bei Ihren Freunden. — Aber dergleichen muß man einem Gelehrten nicht übel nehmen.

Der Gelehrte. Um Verzeihung! Ich habe allerdings einen Plan im Kopfe. Ich ſchreibe ſo eben an einem Aufſatz über den berühmten, kürzlich verſtorbenen Philoſophen und Dichter Simpleton.

Die Damen. Ach, Sie ſchreiben über Simpleton? O das wird wieder göttlich werden! Man kennt Ihre Feder.

Der Gelehrte (in ſcharfem Tone). Die Arbeit wird nur mittelmäßig werden, denn man hat mir nicht genug Materialien geliefert. Ich muß über meinen Gegenſtand noch allerlei in Erfahrung bringen. (Zu ſeinem Nachbar.) Wiſſen Sie vielleicht etwas Näheres über Herrn Simpleton?

Der Herr. Hm — nein! — Aber wiſſen Sie, wozu ich Ihnen rathe? Gehen Sie zum Kriminalrath Hauling; der erzählt Ihnen mit Bereitwilligkeit eine Menge Beſonderheiten von jenem berühmten Manne. Er wird Ihnen gewiſſe kleine ärgerliche Vorfälle im Hausweſen des Verſtorbenen, ſkandalöſe Anekdoten der beluſtigendſten Art, ſein Verhältniß mit Frauen, kurz eine Menge pikanten Stoffs mittheilen. Niemand kann dieß beſſer als Hauling, denn er war der intime Jugendfreund des Verſtorbenen.

Der Gelehrte. Ah ſo!

Der Herr. Durch ihn hab' ich erfahren, daß Herr Simpleton, der ein Werk über die Heiligkeit des Eides geſchrieben, ſelbſt einmal in ſeiner Jugend einen falſchen Eid geſchworen hat, um ſich von der Verpflichtung der Rückzahlung einer ſchuldigen Summe loszuſagen.

Der Gelehrte. Das iſt höchſt merkwürdig. (Er notirt ſich dieſe Mittheilung in ſeine Schreibtafel.)

Der Herr (lächelnd). Ja, wenn es keine Jugendfreunde gäbe, wüßte man nichts Schlimmes von den berühmten Leuten.

Der Gelehrte. Sehr wahr.

Der alte Herr (erhebt ſich, ſinkt aber gleich wieder in ſeinen Stuhl zurück und ruft, ſein Punſchglas erhebend:) Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber ich halte feſt an der alten Treue und Redlichkeit, ſo wie ich auch die alten guten Lieder gerne höre. Wirklich, man muß lächeln, wenn man ſolch ein altes Stück Inventarium von guter, handfeſter, ehrlicher Geſinnung ſieht, wie ich bin. Aber ein altes Möbel, meine Freunde, iſt darum noch kein unbrauchbares. (Die Damen winken mit den Tüchern, die Herrn neigen ſanft lächelnd das Haupt.) Doch, was wollte ich ſagen? Ja, ich bin kühn genug, ein altes Lied vorzuſchlagen. Das Lied: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb."

Allgemeiner Beifallsruf. Man ſtößt mit den Gläſern an. Der alte Herr ſingt falſch und zitternd den erſten Vers des Liedes; einige Damen fallen in die Melodie des Liedes ein, andere preſſen ſich die Tücher vor die Augen.

Eine Dame (zu ihrer Nachbarin). Ich bleibe dabei, daß der Punſch nichts taugt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Provence, Februar.

(Schluß.)

Bericht des Präfekten.

Der Präfekt äußerte unter Anderem: „Auch im Unterricht der Armen haben wir Fortſchritte gemacht. Es werden immer mehr Schulen errichtet und immer mehr Schüler treten ein; die Methoden der Lehrer werden immer beſſer. Bei alle dem ſind wir noch hinter dem nördlichen Frankreich zurück, wie dieſes hinter Deutſchland... Vieles wirkt zuſammen, um die Kinder vom Beſuch der Schulen abzuhalten, beſonders die Milde unſeres Klimas, die gelinden Winter, die Leichtigkeit, Kinder faſt das ganze Jahr hindurch draußen mit Feldarbeit zu beſchäftigen. Um ſo mehr müſſen wir auf Vermehrung und Verbeſſerung der Kleinkinderſchulen denken, wo die Kinder zu einer Zeit aufgenommen werden, in der ſie ihren Familien faſt nur läſtig ſind. In dieſen Anſtalten gewinnen ſie eine Menge kleiner Kenntniſſe, richtiger Ideen und Grundſätze der Sittlichkeit, die ihnen auch in ſpäterem Alter von großem Nutzen ſind, ſelbſt wenn ſie keinen höhern Unterricht mehr bekommen. Vielleicht wird die Regierung wohl daran thun, wenn ſie dem Beiſpiel Preußens und mehrerer deutſchen Staaten folgt, wo die Familienväter gezwungen ſind, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken. Bei uns wird der Reſpekt für die individuelle Freiheit und die väterliche Autorität viel zu weit getrieben, wenn man dem Vater das Recht zugeſteht, ſeine Kinder in grober Unwiſſenheit aufwachſen zu laſſen... Der Ackerbau hat von der Theorie noch viel, ſehr viel zu lernen und dadurch an Achtung zu gewinnen. In dieſer Hinſicht ſind wir noch weit hinter Deutſchland zurück. Je unterrichteter der Ackerbauer wird, je mehr ſein Acker hervorbringt, deſto mehr wird er ſelbſt an Werth und öffentlicher Achtung gewinnen. Sein Fortſchreiten in der Bildung wirkt weſentlich günſtig auf die Sittlichkeit, auf die moraliſche Kraft des Volks. Deßwegen haben Sie, meine Herren, außer der Aixer Induſtrie- und Handwerksſchule auch eine Ackerbauſchule in Montaurone gegründet. Mit geringen Koſten haben Sie dadurch dem Lande ſehr genützt. Es iſt offenbarer Fortſchritt bei den jungen Leuten zu bemerken, was ſich auch aus ihren Prüfungen und aus dem Bericht der Commiſſion ergibt. Dieſe Muſterwirthſchaft verdient immer mehr ihren Namen. Aus ihr werden fortan junge Leute hervorgehen, welche mit Thätigkeit, Ordnung und Kenntniß der beſten Verfahrungsarten einem Ackerbauweſen mit Verſtand und Erfolg vorſtehen können. Dadurch

wird auch künftig der Ackerbau weniger von der Concurrenz der Industrie und des Handels zu fürchten haben als bisher; denn wenn er einmal mit mehr Intelligenz mehr und wohlfeiler produzirt, wenn sich seine Arbeiter in materieller, intellectueller und moralischer Hinsicht den Arbeitern der blühendsten Fabriken gleichstellen können, dann wird sich das Gleichgewicht zwischen Ackerbauern und Industriellen von selbst machen... Die großen Arbeiten und Unternehmungen, von denen ich gesprochen habe, die Eisenbahnen, Kanäle, Häfen, Heerstraßen, Pönitenzhäuser, Schulen, Arbeiter- und Ackerbau-Seminarien, alles das ist bei uns das Werk einiger Jahre. Sie selbst haben mächtig dazu beigetragen durch energische Maßregeln und Ihr thätiges Betreiben bei der Regierung. Aber auch dieser, der Weisheit ihrer Form und ihres Hauptes gebührt dafür Anerkennung und Ehre. Unter allen vorigen Regierungen, unter der Republik, dem Kaiserthum und der Restauration hätten alle Ihre Bemühungen und Anstrengungen, all Ihr Eifer für die Verbesserung der Arbeiterklassen lange nicht so guten Erfolg gehabt."

Leipzig, Februar.

(Schluß.)

Winter. — Feuersbrünste. — Plan zu einer beständigen Kunstausstellung. — Dr. Winzer.

Der Winter, der sich im Januar so überaus freundlich bezeugte und ohne Pelz und Handschuhe einherging, hat auf einmal seine rauhe Miene angenommen und ist ganz der alte ungastliche Geselle, der er von jeher war. Er hat uns mit einem Schnee gesegnet, wie wir ihn seit langen Jahren nicht mehr sahen. Seit beinahe vier Wochen fahren wir Schlitten, und wenn der März so fortfährt, wie der Februar zu schließen Miene macht, so können wir diesem Wintervergnügen noch lange opfern. Der Verkehr wird durch diesen ungewöhnlich starken Schneefall, zu dem sich nun auch Schneestürme gesellen, ungemein erschwert und tagelang gänzlich unterbrochen. Die Eisenbahnen sind fast unbrauchbar geworden. Auf der Dresdener wie auf der Magdeburger Bahn liegen mehrere Lokomotiven gänzlich eingeschneit, und bei dem immerwährenden Schneefall ist es kaum durch die größte Anstrengung möglich, dieselben wieder flott zu machen. Selbst die kleine Bahnstrecke bis Altenburg kann kaum mehr befahren werden. Kleine Wagenzüge erfordern vier- bis fünffache Lokomotiven, um oft viele Stunden später als Vorschrift ist einzutreffen. Dabei zeigt das Thermometer häufig 10 – 15° R. Kälte, was ein bedeutendes Steigen der Holzpreise zur Folge hat. — Seit Jahr und Tag vom Feuer verschont geblieben, erschreckte uns bereits zweimal in diesem Jahr die Sturmglocke. Beide male brannte es an Orten, wo ein Umsichgreifen der Flammen höchst verderblich werden konnte, indeß gelang es den Löschmannschaften, binnen wenigen Stunden des entfesselten Elements Meister zu werden. Die erste Feuersbrunst entstand in einem gebäudereichen Durchgangshause, bekannt als Quandts Hof, und war deßhalb von einigem Interesse, weil das Feuer an einem Orte auskam, den sich in früherer Zeit die Musen zu ihrem Tempel erkoren hatten. In Quandts Hofe befand sich nämlich im vorigen Jahrhundert noch zu Gottscheds Zeiten das Stadttheater. Hier war es, wo Lessing seine theatralischen Studien machte, wo Goethe mit seinen lustigen Genossen die steifen Tragödien der gelehrten Professoren belachte und verspottete.

Bekanntlich existirt hier seit geraumer Zeit ein Kunstverein, der alle zwei Jahre zur Michaelismesse eine Kunstausstellung veranstaltet. Derselbe Verein pflegt in den Wintermonaten kleinere Ausstellungen werthvoller Gemälde, Kupferstiche, Zeichnungen ꝛc. wöchentlich einmal in den Abendstunden von 6 bis 9 zu arrangiren. Die Actionäre haben zu diesen kleinen Ausstellungen freies Entrée, Jeder Andere kann sich für Erlegung von 5 Neugroschen den Zutritt erkaufen. Auf diesen Ausstellungen sieht man manches Gute, allein sie sind doch zu unbedeutend und auch die Räumlichkeiten zu beschränkt, um eine Ausbreitung derselben in größerem Styl zu gestatten und auch Nichteinheimischen wahren Genuß darzubieten. Um nun eine Art stehender Gemäldegalerie für Leipzig zu schaffen, die alles Neue und Bedeutende, was die Kunst erzeugt, Einheimischen und Fremden auf längere oder kürzere Zeit vorführen könne, macht der Kunsthändler Pietro del Vecchio den höchst zweckmäßigen Vorschlag, eine Gemälde- oder Kunstausstellung zu gründen, deren Säle Jahr aus Jahr ein an mehreren Tagen in der Woche Jedem offen stehen sollen. Er verspricht immer für Herbeischaffung des Besten Sorge zu tragen und verlangt zur Deckung der bedeutenden Kosten, die ein solches Unternehmen erheischt, weiter nichts, als daß diejenigen, welche Sinn dafür haben, ihre Bereitwilligkeit durch Unterschrift des Namens und damit verbundenes Jahresabonnement erklären. Das Abonnement auf das ganze Jahr wird für eine einzelne Person bloß 1 Thaler betragen, für Familien wächst es je nach der größern oder geringern Personenzahl um ein Geringes, so daß eine Familie verhältnißmäßig noch weniger als der Einzelne zu bezahlen hat. Dieser Vorschlag ist so zeitgemäß und für Leipzig, dem es leider an allen Kunstgenüssen noch so gänzlich fehlt, so wichtig, daß der Verwirklichung desselben wohl kein Hinderniß im Wege stehen wird. Bisher besuchten uns Fremde bloß der etwa zu machenden Geschäfte wegen, solche, die nicht auf dergleichen spekulirten, reisten eigentlich bloß durch und würden Leipzig vielleicht gar nicht berührt haben, wenn der Postenlauf sie nicht dazu genöthigt hätte. Findet aber der Reisende, dem es nicht um Gelderwerb, sondern um Einsammlung von Kenntnissen, um geistigen Genuß zu thun ist, in unserer Stadt ein Institut, in dem er täglich einige schöne Stunden im Anschauen alter und neuer Kunstwerke zubringen kann, dann wird er unsern Mauern nicht so schnell und so gelangweilt, wie dieß in der Regel der Fall war, den Rücken zukehren. Und Leipzig gewönne mit einer so gestalteten bleibenden Kunstausstellung ein Institut mehr, das sich unserem großartigen Museum, welches bereits ein Bedürfniß aller Gebildeten geworden ist, würdig an die Seite stellen könnte.

Die Universität hat in diesen Tagen einen ihrer ältesten Professoren der Theologie, den Domherrn Dr. Winzer, durch den Tod verloren. In Chemnitz geboren, studirte Winzer in Leipzig, kam später nach Wittenberg, von da wieder nach Dresden und, wenn ich nicht irre, bald nach dem Befreiungskriege auf die hiesige Universität, wo er sich unter Anderm ein besonderes Verdienst um die lausitzische theologische Gesellschaft erwarb, der er mit großer Liebe vorstand. Am letzten dieses Monats soll die Beerdigung des Verstorbenen unter den üblichen Feierlichkeiten, welche die Universität bei solchen Gelegenheiten zu veranstalten pflegt, stattfinden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. März 1845.

Was mit des Himmels Flammen dich durchglühet,
Was dir ſo ſtürmend in der Bruſt geſchlagen,
Es waren Gottes Stimmen, welche riefen,
Sein ſel'ger Athem, der in dir geſprühet.
Was du gefühlt, es war unſterblich Leben.
Nicht Schatten, die zerrinnen und verſchweben.

J. Ch. v. Zedlitz.

Stimmen der Hingeſchiedenen.

Von Friedrich Rotter.

VI.

Novalis.

Aus edlem Blute deutſchen Ritterſtamms
Im ſtillen Hauſe fromm und ſchlicht erzogen,
Taucht' ſeelenahnend ich die Knabenbruſt
In duft'ger Mährchen dunkellichte Wogen.

Und Spieg'lung wurde für des Aethers Glanz
Den jungen Augen mehr und mehr geliehen;
Schon ob des Staubes Nied'rung ſah ich hell
Der Geiſtertritte Roſenſchimmer blühen.

Und Well' um Welle leis that vor mir auf
Das Leben ſeine heimlich ſüße Tiefe,
Als ob die Kelche eines Lenzesbeets
Des Nachthauchs Odem kündend überliefe.

So wuchs ich auf und zu der Sonne ward
Der Stern, der mir geleuchtet in der Frühe,
Und wie ein Pilger ſtand ich vor der Welt,
Daß ich nach ihrem Heiligthume ziehe.

Da brach die Knoſpe der verjüngten Zeit
Und Frankreichs Schlachtenſturm hört' ich beginnen,
Und jenes Lied vom heil'gen Freiheitskampf
Stieg im Triumph auf ſeiner Feinde Zinnen.

Zu mir, zu mir! „es kam des Ruhmes Tag!"
So rief es götterkündend meiner Seele,
Laut fodernd, daß mich jenes ſtolze Heer
Der freud'gen Sieger zu den Seinen zähle.

Des greiſen Vaters flehend Wort nur hielt
Den Jüngling auf im alten Heimathlande,
Und ſeines Volkes Herz griff in die Bruſt,
Die ſtürmiſch ſich zum Nachbarvolke wandte.

Da auf den offen blieb'nen Schickſalspfad
Ward mir der Frauen Urbild hergetragen,
Und einen Namen fand ich für das All'
Und ſeines Lebens Pulſe fühlt' ich ſchlagen.

Und wie die Woge um die Erde ſich
Fortwinden will in zärtlicher Umarmung,
So wand ſich meine Seele, gottgetränkt,
Jezt um die Welt in heiliger Erwarmung.

Für welches Wort des ſel'gen Himmels ſtand
Fortan mein Ohr nicht töneleitend offen?
Für welches Feſt der ew'gen Liebe ward
Der Raum in meinem Buſen nicht getroffen?

Doch eines Sturmes dunkle Wolke warf
Sich vor den Oſt, der meinen Tag geboren,
Denn die Geliebte ging, zu früh gepflückt,
Hinunter zu des Schattenreiches Thoren.

Und an die ſüße Stätte trat der Schmerz,
Der bleiche Pilger in dem Erdenlenze,
Und drohend griff er mit der greiſen Hand
In meines Hauptes kaum gewund'ne Kränze.

Doch wie ich blickte in den ſchwarzen Kelch,
Deß Tropfen hängen an des Staubs Geſchicken,
Erweichte meine Hände mir der Herr,
Der dunkeln Lilie Balſam auszudrücken.

In linden Wolken floß ihr Duft um mich
Und farb'ge Himmelskinder ſah ich ſpielen,
Die in des Aethers altem Heimathglanz
Hinſchwebten ob der Trauer ſchwarzen Pfühlen.

Sie zeigten mir, es ſey der Erde Gram
Ein Fremdling, der um eine Nacht uns bitte,
Und ſeiner Urne lenzeskräft'gen Thau
Am Morgen in des Gaſtfreunds Becher ſchütte.

So ſah ich zu der Sterne Mutter auf,
Und leiſe hob ſie ihren Perlenſchleier,
Und angeweht von zartem Blüthenſtaub
Sang ich die Hymnen ihrer ſtillen Feier,

Bis ich, von milder Kühlung überwallt,
Hinabſank in die todesſüße Welle,
Und ſie mich ſanft, noch in des Jugend Mai,
Hinweg nahm von des Tages lauter Schwelle.

Auf Morgenröthen trug ſie mich dorthin,
Wo Wahrheit werden alle Blüthenträume,
Und ſtille legt' ich vor des Höchſten Thron
Des Weltgedichtes kaum getrieb'ne Keime.

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Durch dieſes Thor gelangt man auf die Plaza de los Algibes, einen geräumigen Platz, auf dem der unvollendete Palaſt Kaiſer Karls V. ſteht. Dieſer beging die Barbarei, einen großen Theil des mauriſchen Palaſtes, deſſen Ueberreſte ſich hinter dem neuen befinden, niederreißen zu laſſen, um Platz für ſein Schloß zu gewinnen, das durch ſeine Pracht den Sitz der mauriſchen Könige verdunkeln ſollte, was ihm aber nicht gelungen iſt. Von dieſem Platz aus hat man eine ungemein ſchöne Ausſicht auf die Stadt, die Vega, auf das Thal des Darro, die Sierra Nevada und den der Alhambra gegenüber liegenden Albaïcin, den älteſten Theil von Granada, wo ſich vor der Erbauung der Alhambra die Reſidenz der erſten Könige befand. Hier traf ich mit einem Bewohner der Feſtung zuſammen, der ſich ſpäter als der von Washington Irving in ſeinen Erzählungen von der Alhambra verewigte Fremdenführer Mateo Ximenez zu erkennen gab und mich bewog, meine Wohnung auf die Alhambra zu verlegen, wo ſeit einigen Jahren ein zwar kleines, aber ausgezeichnetes Gaſthaus beſteht, das ich allen Reiſenden empfehlen kann. Durch Mateo wurde ich mit den Bewohnern der Alhambra, die größtentheils den niedrigen Volksclaſſen angehören, bekannt, was mir Gelegenheit gibt, im Folgenden einige Worte über das andaluſiſche Volksleben zu ſagen, das, aus der Vermiſchung des Occidents und Orients hervorgegangen, ſo viel Eigenthümliches zeigt.

Faſt über kein Volk hört man ſo unrichtige und unbillige Urtheile fällen wie über die Bewohner der pyrenäiſchen Halbinſel. Dieß kommt ohne Zweifel daher, daß Spanien im Ganzen nur wenig bereist wird, woran theils die bürgerlichen Unruhen, welche dieſes Land faſt ununterbrochen zerfleiſchen, theils die Unbequemlichkeit des Reiſens Schuld ſind. Aber auch Leute, welche ſich längere Zeit in Spanien aufgehalten haben, ſprechen nur zu häufig die ſchiefſten Urtheile über das Land aus. Willig erkennt jeder die großartige Schönheit der Natur an, vorausgeſetzt, daß er Sinn für Natur beſitzt, aber das iſt auch Alles; kommt das Geſpräch auf die Bewohner, ſo hört man von nichts ſprechen als von der Rohheit, der Betrügerei, der Bosheit, dem Müſſiggang, der Vergnügungsſucht der Spanier. „Ce sont des barbares, des bêtes!“ iſt der gewöhnliche Refrain, den die Franzoſen im Munde führen, wenn man mit ihnen von den Spaniern redet. Dieſe ſchiefen Urtheile rühren daher, daß die Herren Reiſenden entweder keine Gelegenheit hatten, das Volk kennen zu lernen, oder es nicht kennen lernen wollten. Die Mehrzahl der Reiſenden, denen man auf der Halbinſel begegnet, ſind Franzoſen, und zwar meiſt jene commis voyageurs, von denen Spanien, beſonders der Süden, und vorzugsweiſe Andaluſien, förmlich überſchwemmt iſt. Dieſe, an und für ſich wenig gebildet und an das bequeme und elegante franzöſiſche Leben gewöhnt, fühlen ſich, wenn ſie die glänzenden Boulevards von Paris mit den alles Luxus entbehrenden Städten Spaniens vertauſchen müſſen, überaus unglücklich und können es nie begreifen, wie es ein gebildeter Menſch in einem Lande aushalten kann, welches

in der Civilisation so weit hinter der „ersten Nation der Welt" zurück ist. Diese Herren, welche ohne Kenntniß des Landes und der Sprache, die ihnen rauh erscheint und die sie nur selten erlernen mögen, und erfüllt von ächt französischer Arroganz nach Spanien kommen, können freilich weder die Sitten noch den Charakter eines Volkes verstehen, das auch gar keine Aehnlichkeit mit den Franzosen hat, und außerdem führt sie ihr Beruf nur mit den mittlern Classen des Volks zusammen, die, wie überall und namentlich im Süden von Europa, nur auf Gewinn und Spekulation bedacht sind, und mit dem jedem Spanier angeborenen Scharfblick augenblicklich die Schwächen und die Unwissenheit des Ausländers errathen und bestens zu ihrem Vortheil nützen.

Daß man aber kein Volk nach diesen Ständen beurtheilen dürfe, und daß ein Reisender, welcher bloß diese Classe kennen zu lernen Gelegenheit hat, nicht befähigt sey, ein Urtheil über den Charakter einer ganzen Nation zu fällen, versteht sich von selbst. Sicher kann ein Volk nur nach seinem innersten Kern beurtheilt werden, welcher überall unbestreitbar der Bauernstand ist. Ich bin weit entfernt, mir ein Urtheil über die gesammte spanische Nation anmaßen zu wollen, dazu kenne ich Spanien viel zu wenig, und außerdem dürfte es schwer, vielleicht unmöglich seyn, eine allgemein gültige Charakterschilderung der Spanier zu liefern, da dieses Volk aus zu verschiedensten Elementen zusammengesezt ist, und jede Provinz ihren eigenthümlichen, scharf begrenzten Charakter hat. Wie ich aber den Charakter des Andalusiers während eines dreimonatlichen Aufenthalts unter den Bebauern der Ebenen, wie unter den Söhnen der romantischen, fast unzugänglichen Gebirge kennen gelernt habe, will ich hier in einigen Umrissen zu schildern versuchen, und kann ich dadurch eine etwas günstigere Meinung über den Andalusier in meinem Vaterlande erwecken, so ist mein Zweck vollkommen erreicht.

Man muß dem Andalusier mit Zutrauen und Liebe entgegenkommen, will man eine gute Aufnahme bei ihm finden. Wie der Spanier überhaupt, so ist auch der Andalusier mißtrauisch gegen jeden Fremden, mit dem er zusammenkommt. Macht man aber keine zu großen Ansprüche, spricht man ihm nicht immer von den Mängeln seines Landes und den oft nur zu sehr übertriebenen Vorzügen fremder Länder, weiß man sich in die Lebensweise zu schicken, redet man die Landessprache leidlich und achtet man Sitten und Gebräuche, so kann man darauf rechnen, nirgends eine herzlichere Aufnahme zu finden, als unter den Bewohnern Andalusiens. Von allen Spaniern ist das Volk von Andalusien ohne Zweifel der schönste Menschenschlag. Nirgends habe ich bisher so schön gewachsene schlanke kräftige Männergestalten gesehen als hier. Der dunkle, von den Gluthstrahlen der Sonne gebräunte Teint, die ausdrucksvollen, scharf ausgeprägten Züge, der halb orientalische Schnitt des Gesichts, die schwarzen blitzenden Augen und das dunkle volle Haar verleihen dem Andalusier, verbunden mit der ihm angeborenen Lebhaftigkeit und Grazie und der malerischen Tracht, einen ungemein poetischen Reiz. Die Sprache ist im Ganzen ein ziemlich gutes Kastilianisch, vermischt mit einer Menge arabischer Wörter. Der Andalusier hat eine sehr weiche Aussprache, welche den Dialekt, namentlich im Munde der Frauen, zum angenehmsten und wohlklingendsten in ganz Spanien macht; da sie aber sehr rasch sprechen und häufig die Endsylben halb verschlucken, so fällt es dem Fremden Anfangs sehr schwer, sie zu verstehen. Der Andalusier spricht viel und am liebsten von sich selber und von den Vorzügen seines Landes, denn er ist im höchsten Grade eitel, was sich auch in der Sorgfalt zu erkennen gibt, die er auf seinen Anzug und Putz verwendet, und die ein Erbtheil seiner orientalischen Vorfahren seyn mag. Nichts desto weniger machen ihn seine offene Herzlichkeit und Vertraulichkeit, mit der er jeden, der ihn zu behandeln versteht, empfängt und Freuden und Leiden mit ihm theilt, zum liebenswürdigsten unter allen Spaniern.

Man ist im Auslande sehr geneigt, die Andalusier für wenig mehr als Müssiggänger und Räuber zu halten. Wahr ist es, die Bewohner keiner andern Provinz haben eine so hervorstechende Neigung zu einem sorgenlosen, ungebundenen, vagabondirenden Leben, und sie selbst sagen lachend von sich: „Nosotros todos somos ladrones" (wir sind alle Räuber). Dieß ist aber nicht so schlimm gemeint, als es klingt, und obwohl der Andalusier das dolce far niente des Neapolitaners, dem er überhaupt verwandt ist, sehr liebt, so glaube man ja nicht, daß er den ganzen Tag über nichts thut, als auf der Bärenhaut liegen und sich vergnügen. Wohl sucht er alle Geschäfte möglichst schnell abzumachen, weßhalb nirgends der Ackerbau so sehr im Argen liegt, wozu die unerträgliche Hitze und die Fruchtbarkeit des Bodens, die Alles von selbst wachsen läßt, das Ihrige beitragen. Weiß man aber den Andalusier zu behandeln und ihn unter Aufsicht zu halten, so kann es keinen flinkeren und unermüdlicheren Arbeiter geben, denn er verbindet mit nicht unbedeutender Körperkraft außerordentliche Gewandtheit.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Carnevals Ende. — Fasten.

Das kurze, aber heftige Carnevalsdelirium wäre also glücklich überstanden. Ich muß Sie indessen bitten, das so

eben gebrauchte Wort nicht in seiner schlimmsten Bedeutung zu nehmen, wenigstens nicht im Sinne eines delirium tremens, eine Bezeichnung, die mir meine gutmüthigen und harmlosen Wiener doch nicht leicht verzeihen dürften. Der Vergleich mit einem allerdings etwas superlativen Champagnerrausche möchte jedenfalls der passendere seyn. Das Erwachen aus einem solchen Zustande, höchstens von flüchtigem Kopfweh begleitet, läßt nicht allzulange die Frische der Sinne vermissen, und weit entfernt, gähnender Unbehaglichkeit Raum zu geben, oder wohl gar in Indigestion auszuarten, führt es schnell das Bewußtseyn unabgestumpfter Genußfähigkeit zurück und widersetzt sich nicht neuen Reizungen des Appetits. Mit andern Worten: den unzähligen Bällen zum Trotze fühlen wir uns nichts weniger als übernächtig und immerhin aufgelegt genug, den nun im vollen Schwange gehenden Soiréen, Reunionen, großen Conversationen u. s. w. wacker zuzusprechen. Man hat die Zahl der von Meister Strauß allein dirigirten Bälle auf 75 berechnet. Er war aber auch der Löwe der Saison, und unsere Blätter haben post festum nicht verfehlt, panegyrisch das zwanzigjährige glänzende Wirken dieses Unwiderstehlichen zu beleuchten und seine neuesten Schöpfungen — hierunter auch eine Vier-Haimonskinder-Quadrille — in das Buch der Unsterblichkeit einzutragen. Von brillanten und außergewöhnlichen Bällen der Aristokratie war heuer weniger als sonst die Rede. Am splendidesten gestalteten sich die Feste des Fürsten Schwarzenberg, dessen Prachtsalons zur Carnevalszeit ein Vereinigungspunkt des höchsten Adels sind. Das Gerücht spricht von der sehr geheimnißvoll betriebenen innern Ausstattung des schon seit mehreren Jahren in der Restauration begriffenen fürstlich Lichtensteinschen Palastes am Minoritenplatze allerlei Außerordentliches; vielleicht sind diese mit fürstlicher Pracht verzierten Räume der künftige Schauplatz blendender Feste, deren Glanz auch außer den Palastmauern einigen Reflex findet. Wien, die Kaiserstadt, die aristokratische Großschaumeisterin der Monarchie, entfaltet nach dieser Seite hin nicht jene imposante, auf Rococo- oder hispanischen Ueberlieferungen beruhende Grandezza, wie man im Rückblick auf frühere Zeiten und Sitten wohl vermuthen möchte. Wie läßt sich dieß wohl erklären? Etwa aus dem sparsameren und anspruchsloseren Geiste des Adels? oder aus dem vorleuchtenden Beispiele des kaiserlichen Hofes? oder aber aus dem mehr und mehr hervortretenden und die äußeren Unterschiede verwischenden modernen Nivellement der Stände? Es wäre dies kein uninteressanter Gegenstand einer besondern Betrachtung, auf die wir jedoch hier nicht eingehen können. Bei dem allgemein verbreiteten günstigen Vorurtheile von der fröhlichen Munterkeit, dem jovialen Sinne, dem allzeit schlagfertigen Witze und immer disponirten Humor des Oesterreichers und namentlich des Wieners dürfte die Erwartung, daß der hiesige Carneval ein ganz besonders lebendiger seyn müsse, sehr natürlich seyn. Sollte in der ewig heitern Kaiserstadt keine tüchtige Narrhalla zu finden seyn, wo wäre sie wohl dann zu suchen! Gewiß muß der Mardi gras des Donau-Paris ein ebenso eigenthümliches, als höchst lebendiges Schauspiel gewähren! Dem ist indessen keineswegs so. Keine Spur von Faschingsaufzügen, Corsofahrten, Pferdewettrennen, Confetti's u. s. w., in so guter Verfassung wir auch dazu wären und so sehr wir überzeugt sind, daß Wien in diesen und ähnlichen Punkten mit dem Giovedi grasso der Tiberstadt und den grotesken Erfindungen der rheinischen Carnevalsgesellschaften zu concurriren vermöchte. Masken sind überhaupt in Wien ein rarer Artikel. Ja, es steckt etwas dahinter! — Allerdings kann man auf den Redoutenbällen einigen auserlesenen Masken begegnen; allein es sind unter der überwiegenden Masse unmaskirter Ballgäste doch nur vereinzelte Erscheinungen ohne tonangebende Wirkung und Bedeutung. Man hat hier nicht den Sinn des Venetianers für Phantasiespiele dieser Art. Hat doch sogar der ehedem übliche und noch vor einigen Jahren mit vielem Humor und drastischer Lebendigkeit ausgeführte Mummenschanz in dem nahen Dornbach — vermuthlich aus polizeilichen Rücksichten — ganz aufgehört. Nur in Daums Elysium scheinen sich Rudera der alten „tollen Wirthschaft" geflüchtet und den „Riesengucklasten charakteristischer Welt- und Zeitbilder" hervorgerufen zu haben; ein vielversprechender Titel, der jedenfalls mehr verheißt, als er erfüllt, zumal dieser hochbelobte „Riesengucklasten" nichts mehr und nichts weniger ist, als eine neue Mise-en scène der längst antiquirten „sieben Schwaben" und der „verkehrten Welt." Indessen, man lernt seine Ansprüche mäßigen. — Das Odeon, von dessen Eröffnung ich Ihnen neulich geschrieben, hatte alle seine Kräfte angespannt und während des kurzen Carnevals zehn Bälle gegeben. Der glänzendste Abend in diesem neuen Etablissement war ohne Zweifel der Faschingsmontag. An 10.000 Menschen hatten sich im großartigen Raume versammelt. Große Anerkennung verdient, daß der Unternehmer die reine Hälfte der Einnahme jenes glänzenden Ballabends — an 5000 Gulden CM. — einem hiesigen Kinderspital überwiesen hat. Den Rest der Wintersaison über ist das Odeon an bestimmten Abenden zu Soiréen geöffnet, denen es bei ermäßigten Eintrittspreisen schwerlich an frequentem Besuche fehlen dürfte. — Wenn ich mich nun anschicke, Ihnen von unsern Fastenzuständen Einiges zu sagen, so setze ich damit eigentlich doch nur das Carnevalskapitel fort, denn den Tanz in praxi ausgenommen, wüßte ich den Unterschied zwischen vor und nach Aschermittwoch wahrlich nicht zu bezeichnen. Dennoch — ich besinne mich eben — gibt es einen solchen, und zwar einen musikalischen. Die vor Aschermittwoch durch den Ballschwindel und andere Zerstreuungen in den Hintergrund gedrängten Concerte brechen nun gleich einem entfesselten Elemente los und füllen das Strombett des musikalischen Genusses bis zum vollen Uferrande. Tritt nur übrigens keine Ueberschwemmung ein, so mögen wir uns den hoch angeschwollenen Strom noch gefallen lassen. — Der nordische Pianist Rudolf Willmers hat sich im Sturme die Herzen des hiesigen musikalischen Publikums erobert. Das von den ungeheuersten Leistungen auf dem Piano verwöhnte, vom Clavierspiel übersättigte Wiener Publikum ist noch eines Enthusiasmus fähig, es schwärmt für einen Claviervirtuosen wie in den schönen Tagen seiner längst entschwundenen musikalischen Jugendempfänglichkeit. Dieses Wunder ist einem fahrenden Künstler aus dem fernen Norden gelungen, oder vielmehr seiner linken Hand, die einen zauberwirkenden Talisman zu besitzen scheint. Sie ist es, deren Kraft, Zartheit, Grazie und unglaublich ausgebildete Gewandtheit von Laien und Kennern einstimmig bewundert wird. Der Raum verbietet mich hier in eine genauere Charakteristik dieses Spiels einzulassen, die bloße Thatsache genüge. Wie traurig hat uns diesen Erfolgen gegenüber die Kunde von dem bedeutenden Verluste berührt, den Moscheles, unser einst mit Recht so gefeierter Landsmann, erlitten! Der Besuch der deutschen Heimath soll ihm einen Schaden von mehr als 800 Pf. St. verursacht haben. Wir wünschen dem gekränkten Künstler reichliche Entschädigung in der opulenten Themsestadt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 20. März 1845.

Oui, Monsieur, vous êtes malade, n'ayons point de querelle là-dessus.
Oui, vous êtes fort malade, et plus malade que vous ne pensez.

Moliere.

Gruppen aus der Geſellſchaft.

Von A. v. Sternberg.

II.

Der Krankenbeſuch.

Der Baron ſizt im Schlafrock mit verbundenem Fuß am Kamin. Der Kammerdiener ordnet einige Kleidungsſtücke und ſchürt das Feuer im Kamin.

Eine Stimme (von außen). Cher baron, ich kann nicht hinein! Man läßt mich nicht zu Ihnen.

Der Baron (zum Kammerdiener). Dummheit! das Fräulein paſſirt unangemeldet. Hab ich's nicht ſo oft ſchon geſagt?

Der Kammerdiener. Gnädiger Herr, der Louis iſt erſt ſeit geſtern in Dienſt genommen.

Der Baron. Oeffne!

Eine ältliche, aber jugendlich gekleidete Dame tritt herein, eilt vor den Spiegel, nimmt Hut und Shawl ab, ordnet das Haar und ſezt ſich dann zum Kranken.

Der Baron. Meine gute, liebe Victoire! Sind Sie wirklich da!

Die Dame. Ei, mein lieber — (der Baron winkt dem Diener, ſich zu entfernen, die Dame fährt fort:) François, wie ſollte ich wegbleiben können, wenn ich Sie krank weiß!

Der Baron (ihre Hand drückend). Ihr gutes Herz, meine theure Victoire!

Die Dame. Was macht der Fuß?

Der Baron. So ſo! Wollen Sie ihn ſehen?

Die Dame. Gewiß.

Der Baron (die Tücher ablöſend). Aber ich bitte, aus der Entfernung. Es würde mir zu große Mühe koſten, das Bein zu heben. So; können Sie jezt ſehen?

Die Dame. Nicht deutlich.

Der Baron. So nehmen Sie Ihre Lorgnette zur Hand, ich werde die meinige nehmen. Wir wollen Beide unſere Beobachtungen anſtellen. (Er ſtreckt den Fuß aus.)

Die Dame (mit der Lorgnette). Ich ſehe nichts als einen rothen Fleck —

Der Baron (gleichfalls mit der Lorgnette). Wo?

Die Dame. Dort —

Der Baron. Halt! Kommen Sie mir nicht mit dem Finger zu nah. Wie? Sie ſehen nicht, dort an der großen Zehe den Brandfleck? Sie ſehen nicht? Zeigen Sie mir einmal Ihr Glas. O dieſes Glas iſt zu ſchwach! Ihre Augen haben ſich verſchlimmert; Sie müſſen ein ſchärferes Glas wählen.

Die Dame. Es iſt wahrlich ſcharf genug; meine Augen ſind ſehr gut. Geben Sie mir einmal Ihre Lorgnette. Ach — mit dieſer ſeh' ich gar nichts.

Der Baron. Das macht keinen Unterſchied; Sie haben ſchon vorher nichts geſehen.

Die Dame. Ihre Augen, lieber François, nehmen in bedauerlicher Weiſe an Sehkraft ab.

Der Baron. Meine Augen ſind die beſten von der Welt. (Beide wechſeln wieder die Lorgnetten und ſtarren wieder auf den Fuß.)

Die Dame. Ich bleibe dabei, ich ſehe nichts.

Der Baron. He! aber jezt — wenn ich den Fuß ſo wende? Nun? Wir wollen das Licht dorthin auf den Teppich ſetzen. Was ſehen Sie jezt?

Die Dame. Wenn dieß ein Brandfleck iſt, ſo iſt er ſicherlich der kleinſte, der je in der Welt exiſtirt hat.

Der Baron. Alſo endlich haben Sie ihn gefunden! Sie wünſchen wohl, er ſolle über den ganzen Körper ſich verbreiten! Oh, und wie ſchmerzt das! Welche Qualen dulde ich!

Die Dame. Guter, lieber François, das menſchliche Daſeyn iſt nie ganz frei von Fährlichkeiten und Bekümmerniſſen.

Der Baron. Ich weiß, das iſt Ihr alter Troſt; aber es gibt Menſchen, die ohne Brandflecke wegkommen, es gibt Menſchen, die immer im Glück leben und immer geſund ſind. Warum muß ich mir den Fuß mit ſiedendem Kaffee beſchütten! Ich, der ich bereits zwanzig Jahre alle Morgen meinen Kaffee ſelbſt mir zubereite, muß gerade jezt zu guter Lezt mir mit dem teufliſchen Dekokt den Fuß verſengen!

Die Dame (erſchrekt). Zu guter Lezt? Das iſt ein hypochondriſcher Gedanke, lieber François. Wir werden uns Beide noch lange des Lebens freuen.

Der Baron. Wie, theure Victoire? Sie beziehen das „zu guter Lezt" auf meinen nahen Tod? Das iſt entſezlich! Ich habe es auf den Kaffee gedeutet, denn ich werde von nun an Morgens Thee trinken.

Die Dame. Auf den Kaffee! Ja nun begreife ich —

Der Baron. Ich aber begreife nicht, wie man Jemanden ſo mißverſtehen kann. In der That, das geht über mein Faſſungsvermögen. Mein Tod! mein Tod! — Das fehlte noch, daß man mir von meinem Tode vorſpricht! (Er lacht krampfhaft.)

Die Dame. Aber, François, wie können Sie Ihre liebevollſte Freundin ſo kränken?

Der Baron. Wahrlich, ich weiß nicht, ob Sie das noch ſind, Victoire. Conſtanze hätte ſo etwas nicht geäußert, und vollends Wilhelmine hätte ſich eher ſelbſt den Tod gegeben, als daß ſie ſich entſchloſſen, zu einer ſo unpaſſenden Stunde von dem meinigen zu ſprechen.

Die Dame (bricht in Thränen aus).

Der Baron (nach einer Pauſe, während welcher er ſeinen Fuß mit der Lorgnette betrachtet hat). Einen Brandfleck nicht zu ſehen — einen Brandfleck faſt von der Größe, daß er den ganzen Fuß bedekt. Ich möchte meinem ärgſten Feinde keinen ſolchen Brandfleck wünſchen.

Die Dame (ſchluchzend). O, hören Sie auf, François!

Der Baron (ſeufzend). Ich habe Unglück mit den Frauen; die, welche ich für gefühlvoll hielt, ſind es nicht, und denen, welche ich kein gutes Herz zutraute, überraſchen mich durch Beweiſe von Empfindung und Mitgefühl. So empfing ich heute Morgen ein Briefchen von Henrietten. Sie ſchreibt mir, ſie habe die Nacht nicht ſchlafen können, einzig weil mein Unfall ihr die Ruhe geraubt. Und ich hatte ihr doch ſagen laſſen, das Uebel ſey ganz geringfügig.

Die Dame. Lieber François, Billete ſchreiben und ſelbſt kommen, das iſt doch ein Unterſchied. Ich bin ſelbſt gekommen.

Der Baron (immer noch das Billet betrachtend). Ein reizendes Briefchen! O wie ſchön fand ich einſt die Hand, die dieſes ſchrieb!

Die Dame (ſchnell). Jezt iſt dieſe Hand häßlich.

Der Baron. Und wenn ich an ihr Auge denke — dieſer ſanfte und doch ſo feurige Blick!

Die Dame. Sie iſt mit dem ſchwarzen Staar bedroht.

Der Baron. Die gute Henriette! Arme junge Frau!

Die Dame. Junge Frau? Sie iſt ſechzig.

Der Baron. Vielleicht wäre ich jezt glücklich, wenn die Ehe damals zwiſchen uns zu Stande gekommen wäre. Eigentlich war ſie doch meine einzige Liebe.

Die Dame (aufſpringend). Nein, das iſt zu viel! Sie brechen nicht allein mein Herz, Sie zermalmen es, François! (Sie will fort.)

Der Baron. Victoire! Welch eine Scene! bleiben Sie!

Die Dame. Ich erſticke an meinen Thränen.

Der Baron (zärtlich). Victoire, auch wir liebten uns einſt.

Die Dame. Nur ich liebte, nur ich! Sie haben mich nie geliebt, und ich heirathete nicht, lediglich um mich ganz dem Freunde zu weihen! O ich Thörin!

Der Baron. Weinen Sie nicht, theure, liebe Victoire! Denken Sie an meinen Fuß! Die Aufregung, der verſchlimmerte Zuſtand —

Die Dame (ſich wieder ſetzend). Gut, da Sie Abbitte thun, bleibe ich. Aber kein Wort mehr von Henrietten! Ich will Ihnen vorleſen. Was haben Sie da?

Der Baron. Ein Werk über römiſche Alterthümer.

Die Dame (lieſt vom Triumphbogen des Trajans).

Der Baron (murmelt). Einen Brandfleck von der Größe eines Thalers nicht zu ſehen! Und dann auf meinen Tod anzuſpielen! Ach die Frauen haben ſich verſchlimmert, die ganze Gattung iſt geringer geworden; wir werden nicht mehr ſo treu und ausdauernd, mit ſo feiner Aufmerkſamkeit geliebt wie unſere Väter.

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

In keiner Provinz Spaniens hat ſich der ritterliche Geiſt ſo friſch unter der Bevölkerung erhalten, als hier. Der Grund davon iſt ohne Zweifel in den langwierigen Kämpfen zwiſchen den Spaniern und Mauren zu ſuchen, in welcher Zeit die vielen romantiſchen Abenteuer zwiſchen den chriſtlichen Rittern und mauriſchen Schönen, von denen noch ſo viele Romanzen erzählen, dem chevalereſken Sinn mehr Nahrung gaben, als irgend anderswo. Dieſes Verlangen, auf verwegene und galante Abenteuer auszugehen, ſucht der heutige Andaluſier theils dadurch zu befriedigen, daß er als Majo das Land durchſtreift und ſich durch Eleganz und Reichthum der Kleidung, durch körperliche Gewandtheit, Liebenswürdigkeit und Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht hervorthut, theils und vornehmlich dadurch, daß er ſich dem Contrabandiſtenhandwerk ergibt, welches ihm bei einem herumſchweifenden, verwegenen Leben ein ſorgenfreies, unabhängiges Daſeyn ſichert. Kein anderer Spanier treibt dieſes Gewerbe ſo eifrig wie der Andaluſier, was ſchon die Nähe von Gibraltar, dieſem Centrum des Schmuggelhandels an der ſpaniſchen Küſte, erklärt.

Neben dieſem ritterlichen, abenteuernden Geiſte beſitzt der Andaluſier eine unverwüſtliche Heiterkeit, die ihn ſelbſt in den bedenklichſten Lagen des Lebens nicht verläßt. Hat er Geld, ſo iſt er verſchwenderiſch, hat er keins, ſo hungert er, ohne zu murren, und begnügt ſich mit einem Stück Brod, einer Zwiebel und einem Glaſe Wein, dem er mehr als die übrigen Bewohner des ſüdlichen Spaniens ergeben iſt. Dieſen ritterlichen, vergnüglichen, wenn man will, leichtſinnigen Charakter des Andaluſiers kann man nicht beſſer ſchildern, als mit den Worten des andaluſiſchen Volksliedes el bague, das man in Sevilla ſo häufig ſingen hört:

„Tu, san Lucar, un cigarro,
y una caña de Jerez,
mi caballo, mi trabuco,
que mas gloria puede haber!“ *

Kein Theil Spaniens iſt ſo reich an Volksgeſängen als Andaluſien, wozu, wie ſchon oben bemerkt, die Gabe der Improviſation kommt, die jedem Andaluſier angeboren ſcheint. So vertreibt ſich der andaluſiſche Carriero die Zeit auf ſeinen einſamen Wanderungen damit, daß er, wenn ſein Vorrath von Romanzen und Liedern erſchöpft iſt, auf jeden Gegenſtand, auf jeden Ort, durch welchen er kommt, auf Jeden, dem er begegnet, einen Vers macht und meiſt nach der beliebten Melodie des Fandango ſingt. Das beliebteſte Thema, von dem die Mehrzahl der andaluſiſchen Lieder oder Coplas handelt, iſt die Liebe, wie es unter einem ſo feurigen, leidenſchaftlichen und chevalereſken Volke nicht anders ſeyn kann. Außerdem verherrlichen die Volksgeſänge die Kämpfe mit den Mauren, die Thaten der ſpaniſchen Helden und mauriſchen Könige, z. B. die des berühmten Almanzor. Eine nicht geringe Menge handelt von den „Maravillas“ von Granada, Sevilla und Cordoba, namentlich von der Alhambra, während andere, beſonders die neueren Lieder, die Stiergefechte, ſo wie die Abenteuer berüchtigter Räuber und Contrabandiſten verewigen. Die Melodien dieſer Coplas ſind zwar ſehr verſchieden, beſchränken ſich aber meiſt auf eine geringe Anzahl von Noten; oft ſind ſie auch improviſirt.

Ohne Geſang, Guitarrenſpiel und Tanz kann der Andaluſier nicht leben; lieber hungern, als ſich dieſes Vergnügen verſagen. Kaum vergeht ein Abend im Sommer, ſey es wo es ſey, ohne daß ſich vor irgend einem Hauſe eine Anzahl junger Leute vereinigen und nach dem Ton einer vielleicht verſtimmten Guitarre ſich mit Nationalgeſang und Tanz vergnügen. Beides geht immer Hand in Hand, und der Andaluſier kann nicht tanzen, ohne zu ſingen. Der gewöhnlichſte Tanz iſt der Fandango; häufig ſieht man auch den graziöſen Bolero, ſeltener die feurige Cachucha, oder den etwas frivolen Ole, den Zapateado, Zorongo, und wie ſie alle heißen. Oft habe ich während meines Aufenthalts auf der Alhambra die Abende in einer ſolchen Geſellſchaft zugebracht, und unter dem grünen Blätterdach einiger dicht belaubten Feigenbäume den Nationaltänzen zugeſehen, welche die Jugend der Alhambra in zierlicher andaluſiſcher Tracht in irgend einem Winkel der Feſtung aufführte, während die ſilbernen Strahlen des von dem dunkelblauen Nachthimmel herabglänzenden Vollmonds die Thürme der Alhambra und die zu Füßen ſchlummernde Stadt in zauberiſcher Beleuchtung erſcheinen ließen.

Nie werde ich einen Abend vergeſſen, den ich in ſolcher Geſellſchaft in einem der groſtartigſten Theile der Sierra Nevada erlebt habe. Es war am Vorabende des Feſtes Santiago, den 25. Juli, wo ich mich im Cortijo de S. Gerónimo, einem ungefähr 5000 Fuß hoch gelegenen einſamen Gehöfte befand. Es ſteht dieſer Cortijo am Abhang des 7000′ hohen Dornajo, an der rechten Wand des großartigen, vom wilden Monachil durchſtrömten Alpenthales, eines der ſchönſten Thäler des Gebirges. Kaum war die Sonne hinter den blauen Höhen der Sierra Morena verſunken, als ſich eine Anzahl junger Hirten, nachdem ſie ihre unförmlichen, aus Eſparto verfertigten Sandalen mit Hanfſchuhen vertauſcht

* Du, St. Lukas, eine Cigarre und eine Flaſche von Jerez, du, mein Pferd, und meine Büchſe, kann es Herrlicheres geben!

hatten, vor der Thüre des Hauſes im Schein eines helllodernden Feuers unter einigen breitäſtigen Weiden zum Tanz vereinigten. Es fehlte an Tänzerinnen; doch war glücklicherweiſe eine junge, recht hübſche Bäuerin aus einem benachbarten Dorfe zugegen, die ſich ſchnell in beſſere Kleidung warf und ſich die Flechten ihrer ſchönen ſchwarzen Haare mit friſchen Roſen ſchmückte. Es war dieß ein Schauſpiel, würdig des Pinſels eines Malers.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortſetzung.)

Oper. — Moritz von Sachſen von Prus.

Die Oper brachte jüngſt eine längſt vorbereitete Neuigkeit, Donizetti's „Dom Sebaſtian," unter des Maeſtro eigener Leitung zur Aufführung. Dergleichen iſt für die Opernenthuſiaſten ein wahres Ereigniß. Dieſes jüngſte Kind der fruchtbaren Muſe des beliebten Componiſten gefiel, aber doch nur bedingungs- und theilweiſe. Man räumt dem neuen Werke bereitwillig Großartigkeit des Styls, reiche Inſtrumentirung ein, und was dergleichen moderne Kunſterforderniſſe ſind, geſtattet ſich aber gleichwohl über dieß und jenes gelegentliche Bemerkungen. Ernſtere Beurtheiler wollen wahrnehmen, Donizetti habe einmal Meyerbeer ſeyn wollen, nur ſcheine es, als ſey er etwas zu ſpät in dieſe Fußſtapfen getreten. Dem vierten Akte werden einige ſchöne Effektnummern, ein Septett und ein Finale zugeſtanden. Im Allgemeinen findet man die Oper mehr breit als großartig erhaben gehalten und jedenfalls viel zu lang (5 Stunden). Auch mit dem Texte kann ſich eine anſpruchsvollere Kritik nicht zufrieden geben. — Schon hat das hieſige Operrupublikum ſein Augenmerk auf die italieniſche Opernſtagione, die legitime Nachfolgerin des Vaudevilles in unſerem Kärnthnerthortheater, gerichtet. Die Tacchinardi-Perſiani iſt wohl der glänzendſte Name des Künſtlerkreiſes, von dem man ſich manche Genüſſe verſpricht. — Das Hofburgtheater hat uns mit „Moriz von Sachſen" von Prus überraſcht. Ueberraſchung muß man es doch nennen, eine ſchon halb und halb aufgegebene Hoffnung plötzlich in Erfüllung geben zu ſehen. Iſt das nicht wirklich ein Ereigniß? Gewiß mehr, als man anderswo vermuthen mag. Doch zuvor muß ich noch ſagen, daß dieſer intereſſanten Neuigkeit eine andere, verunglückte vorangegangen iſt. Leider iſt ſie die Verirrung eines begabten Dichters, der aus fremder Quelle, nämlich der Bremerſchen Novelle „Streit und Frieden" ſchöpfte. Es iſt ein vieraktiges Schauſpiel, „Woldemar," von Franz v. Braunau, dem geiſtvollen Verfaſſer des „Jahrſt." Der Schiffbruch dieſes Stücks hat das plötzliche Verſchwinden einer andern bereits angekündigten Neuigkeit, des Luſtſpiels „der Encyclopädiſt," zur Folge gehabt. Man ſieht, wie nachtheilig der jähe Schreck zuweilen wirkt. Doch nun zu „Moriz von Sachſen." Das überfüllte Haus lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Entwicklung der Handlung, man lohnte einzelne Momente mit warmen Bravo's, ja nach dem dritten Akte machte ſich ein Beifall laut, der dem Dichter zu gelten ſchien. Die Zuſchauer ſahen mit ziemlicher innerer Genugthuung den Vorhang fallen. So viel vom äußern Erfolge, der jedenfalls ein ehrenvoller war, auf den aber der ſich von ſelbſt aufdringende Vergleich mit dem noch ſo friſchen und häufig erneuerten Eindruck des Bauernfeldſchen „ein deutſcher Krieger" nicht ohne Einfluß geblieben ſeyn dürfte. Nehmen Sie das Letztere indeſſen lediglich als individuelle Meinung. — Natürlich zieht der im Mittelpunkte der Handlung ſtehende Held der Tragödie, der Träger des Ganzen, Moriz, zunächſt die Blicke auf ſich. Der Dichter beabſichtigte in ſeinem Moriz einen nicht blos dem Verſtande imponirenden, ſondern auch das Herz erſchütternden Freiheitshelden zur Anſchauung zu bringen. Leider hat er ihn einerſeits mit zu vielen ſentimentalen, andererſeits mit modern philoſophiſchen Elementen ausgeſtattet, eine Miſchung, die nothwendig die Einheit und Conſiſtenz des Geiſtes beeinträchtigen mußte. Daher finden wir einestheils das Rührſpielartige vorſchlagend und ſehen andererſeits das Tendenziöſe zu ſehr herausgekehrt. Der Held durchwandelt, oder vielmehr durchläuft mehrere der Phaſen, die, obgleich im hiſtoriſchen Zuſammenhange, doch mit einander unvermittelt erſcheinen und daher weder tief genug rühren, noch hoch genug erheben. Der hiſtoriſche und poetiſche Moriz haben ſich nicht hinlänglich durchdrungen. Obgleich faſt ausſchließlich rhetoriſch gehalten und nur epiſodiſch auftretend, überragt Carl V. doch beinahe den Moriz durch einfache Größe und Würde. Es iſt begreiflich, daß ſich der Dichter einen ſo großartigen Moment wie die Abdankung Carls nicht entgehen laſſen mochte, doch erſcheint dieſer außerordentliche Akt nicht hinlänglich motivirt. Den einzigen Markgrafen Albrecht, der dämoniſch auftaucht und wieder verſchwindet, ausgenommen, hat der Dichter die übrigen Perſonen zu mehr oder weniger fühlbarer Paſſivität verurtheilt, namentlich den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen. Einige monotone Längen könnten, unbeſchadet des Ganzen, gekürzt werden. Es fehlt nicht an tönenden Phraſen, die nur dem Ohr ſchmeicheln und nicht tiefer dringen. Aber der kühne Wurf, der heute nicht vollkommen gelungen, kann ein andermal glücken, und einem Talente wie dieſes wünſchen wir das Gelingen von ganzem Herzen. Aufrichtigen Dank verdient die Regie des Hofburgtheaters, deren energiſche Verwendung die Zulaſſung des Stücks durchgeſetzt hat. Auch der kaiſerliche Hof beehrte die Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart. In wie fern des Cenſors verhängnißvoller Rötbel in das lebendige Fleiſch des Stücks eingeſchnitten, bleibe ununterſucht. Habent sua fata libelli. Der Wahrheit zur Steuer müſſen wir bekennen, daß den emphatiſchen Freiheitsapoſtrophen großmüthiger Freipaß gegeben war. Die Aufführung war eine durchaus würdige und die Ausſtattung eine glänzende. Die Darſtellung ermangelte nicht jenes feurigen Zuſammenſpiels, wie man es auf dieſen berühmten Brettern gewohnt iſt. Das verbreitete Gerücht von muthmaßlich baldiger Unterdrückung dieſes Trauerſpiels hat ſich zur Zeit nicht beſtätigt, wenigſtens wird es durch die ſeitherigen Wiederholungen zu unſerer Freude widerlegt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. März 1845.

— Data sunt ipsis quoque fata sepulcris.
Juvenal:

Keltiſche Gräber in Helvetien.

Einer unſerer vorjährigen Briefe aus der Schweiz enthielt über die in der Nähe von Solothurn gefundenen keltiſchen Gräber Mittheilungen, welche nachher in mehrere deutſche Blätter übergegangen ſind. Wir glauben ähnlichen Mittheilungen, die wir Ferdinand Keller von Zürich, einem der thätigſten Alterthumsforſcher der Schweiz, verdanken, eine Stelle in dieſen Blättern um ſo eher anweiſen zu dürfen, als das Intereſſe für ſolche Nachforſchungen täglich zunimmt. Iſt es doch, als fühlte man, inmitten einer fieberhaft erregten Zeit, die beruhigende Kraft wiſſenſchaftlichen Strebens, ſelbſt in Kreiſen, denen die Wiſſenſchaft nicht Lebenszweck geworden iſt. Daher erwarb ſich auch Keller kein geringes Verdienſt um ſeine Vaterſtadt, als er, vor mehr als einem Jahrzehnt, den Zürcheriſchen Verein für Erforſchung und Bewahrung vaterländiſcher Alterthümer gründete und auf dieſe Weiſe neue wiſſenſchaftliche Elemente in ein durch Meinungsintoleranz und den Geiſt der Ausſchließung vielfach verkümmertes Leben brachte. — Unter dem Titel: „Der Hahn auf den keltiſchen Goldmünzen Helvetiens," liegt eine handſchriftliche Mittheilung Kellers vor uns, der wir folgende Angaben entnehmen.

Am linken Ufer des Zürichſees, mitten in dem ſtark bevölkerten Dorfe Horgen, wurde vor einiger Zeit bei Erweiterung der Hauptſtraße ein heidniſches Grab entdeckt, deſſen Inhalt theils über das Volk entſcheidet, das dieſe Art von Gräbern angelegt, theils eine Frage beantwortet, welche von den franzöſiſchen Archäologen ſchon mehrmals erörtert, aber bis jezt noch nicht beantwortet worden iſt. — Das Grab, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach zu keiner Zeit durch einen Hügel bezeichnet geweſen war, befand ſich vier Fuß tief im Boden und enthielt zwiſchen zwei Reihen von Steinen, welche übrigens keine eigentliche Kammer bildeten, die Ueberreſte eines menſchlichen Körpers. Unglücklicherweiſe erkannte man die Bedeutung der Stätte erſt dann, als das Grab von den Arbeitern faſt ganz durchwühlt worden war. Es mögen daher einige im Grab befindliche Gegenſtände unbeachtet geblieben oder zerſtört worden ſeyn.

Unter der ausgeworfenen Erde kamen bei genauerem Nachſuchen folgende Gegenſtände zum Vorſchein. An den Knochen des einen Armes ſtaken drei Ringe, einer aus Agat, zwei andere aus blauem Glaſe, inwendig flach, auswendig gewölbt und mit angeſchmolzenen, kreuzweiſe einander durchſchlingenden Perlſchnüren aus demſelben Glaſe verziert. Durch Löthrohrverſuche wurde nachgewieſen, daß die Färbung des einen königsblauen Ringes durch Kobaldoxyd, diejenige des grünlichblauen durch

eben dieſe Subſtanz mit zufällig oder abſichtlich beigemengtem Eiſenoxyd hervorgebracht worden ſey. An einem Fingerknochen fanden ſich zwei Ringe, ein goldener, aus einem ſpiralförmig gewundenen Drahte beſtehend; der andere, ebenfalls aus einem Golddrahte verfertigt, endigte in einem zierlich geſchlungenen Knoten. An einem andern Fingerknochen fanden ſich noch zwei Ringe, ein goldener, welcher dem zuerſt beſchriebenen ganz ähnlich iſt, und ein ſilberner, der einem Petſchaftringe gleicht und eine Gemme von grünem Glasfluſſe einſchließt. Sonderbarerweiſe iſt das Bild, ein langſchnauziges, ſchweinähnliches Thier, nicht nach Außen gewendet und zum Abdrucken beſtimmt, ſondern nach innen gekehrt. Es iſt bekannt, daß das Schwein von den Galliern heilig gehalten wurde und als Symbol der Nation auf den Münzen erſcheint.

Ferner fanden ſich im Grabe eine hübſche ſilberne Haftnadel, zwei Kettchen von Bronze, ein auf der Drehſcheibe verfertigter und am freien Feuer gehärteter Topf von ſchwarzbrauner Erde, ganz denjenigen ähnlich, welche man in den Grabhügeln antrifft, endlich eine keltiſche Goldmünze von dem Typus, der mit geringen Abänderungen in Zürich und deſſen Umgegend in zahlreichen Exemplaren vorkommt. Lelewel in ſeinen Études numismatiques führt einen ähnlichen Typus an, den er in die früheſte Zeit des keltiſchen Münzprägens, in die Periode von 260—330 vor unſerer Zeitrechnung ſezt. Auf der einen Seite iſt ein Kopf dargeſtellt mit einem Diadem, offenbar eine Nachahmung griechiſcher Münzen. Auf der andern Seite erſcheint auf einer Biga ſtehend ein Wagenlenker, der in der rechten Hand eine Peitſche, in der andern die Zügel des Pferdes hält. Ueber und vor dem Kopfe des Pferdes ſind zwei Halbmonde angebracht. Unten erkennt man eine Schrift, beſtehend aus den griechiſchen Buchſtaben *ΠΤΠΟ*. Ein Buchſtab, der auf einigen Exemplaren dem erſten *Π* vorangeht, iſt nicht leſbar. Unter dem Wagen bemerkt man ein Kreuz, nach welchem ſich die Scheidungslinie zwiſchen Bild und Inſchrift hakenförmig aufbiegt. Zwiſchen den Pferden und der Trennungslinie befindet ſich ein Emblem, das zunächſt dieſen Bericht veranlaßt hat, nämlich die deutlich und ſcharf ausgeprägte Figur eines Hahns, ganz ſo geſtaltet, wie man ihn als Wetterfahne auf den Kirchthürmen erblickt. Der Kopf des Thiers iſt aufwärts gerichtet, mit einem großen Auge, Kamme und Schnabel verſehen. Der Schwanz iſt aufwärts gerollt.

Bekanntlich iſt noch vor wenigen Jahren das Nationalſymbol der Gallier ein Gegenſtand ſorgfältiger Unterſuchung und lebhafter Beſprechung unter den Antiquaren Frankreichs geweſen. De la Sauſſaye, bekanntlich einer der ausgezeichnetſten Alterthumsforſcher Frankreichs, behauptet (Revue numismatique, Jahrgang 1840, St. 247) der Hahn komme nie auf keltiſchen Münzen vor, er ſey erſt in viel ſpäterer Zeit zum Nationalſymbol gemacht worden. Auf den keltiſchen Goldmünzen aus der Umgegend Zürichs, aus blaſſem Golde verfertigt, wie es mehrere helvetiſche Flüſſe liefern, zeigt ſich aber wirklich dieſes Symbol auf's beſtimmteſte ausgeprägt, und da nach Lelewels und La Sauſſaye's Anſicht die auf den Münzen angebrachten Embleme die Feldzeichen des Gaues waren, welchem die Münze angehört, ſo iſt durch dieſen Typus, den bisher noch kein Numismatiker beachtet zu haben ſcheint, ſo viel dargethan, daß wenigſtens einer der helvetiſchen Stämme den Hahn als Feldzeichen gewählt hatte. Die Auffindung dieſer Münze und des oben beſchriebenen Ringes liefert aber noch außerdem den kaum zu widerlegenden Beweis, daß diejenigen Gräber — und ihre Zahl iſt in der Schweiz nicht gering — deren Anlage mit dem oben beſchriebenen übereinſtimmt, und in welchen ſich Schmuckſachen aus Gold, Silber, Bronze und Töpfe finden, nicht Germanen, ſondern Kelten zu ihren Erbauern gehabt haben.

Die zulezt geäußerte Behauptung iſt von Keller weiter begründet worden, und zwar in einem uns ebenfalls handſchriftlich mitgetheilten Aufſatze über die Frage, von welchem Volke die vielbeſprochenen Nordendorfer und ähnliche Gräber herrühren.

Schwerlich iſt, ſo ſagt Keller, ein anderes Land an Denkmälern der erwähnten Art ſo reich wie die Schweiz, welche nach dem Berichte der glaubwürdigſten Geſchichtſchreiber urſprünglich von ächt und rein keltiſchen Stämmen bewohnt, dann von den Römern eingenommen und romaniſirt, endlich Anfangs des vierten Jahrhunderts n. Chr. von den Alemannen beſezt worden iſt. — Entſprechend der Zahl der nach einander eingewanderten Völker finden ſich hier auch eben ſo viele verſchiedene Arten von Beſtattungsweiſen.

(Schluß folgt.)

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſezung.)

Es war das reizendſte Bild: die graziöſe, vom Feuer grell beleuchtete Gruppe der Tänzer, die lebhaften Geſtalten der im Halbkreis um den Schauplaz herumſitzenden Hirten, ihre Cigarren rauchend und durch Händeklatſchen und die beliebten Zurufe: „anda, salero! anda, chiquita!“ die Tanzenden aufmunternd, und dazu die großartige Natur, das dumpfe Brauſen des in der dunkeln Tiefe über Marmorblöcke dahinſchäumenden Bergſtroms, das

ſich mit den Tönen der Guitarre und der Kaſtagnetten vermiſchte, das düſtere Thal, während die Schneefelder des nahen Picacho de Veleta in den lezten Strahlen der für uns längſt untergegangenen Sonne noch wie purpurne Roſen am blauen Himmel erglühten.

Obgleich die Tänzer den niedrigſten Claſſen des Volks angehörten, tanzten ſie doch mit überraſchender Anmuth. Dieſe jedem Andaluſier angeborene Grazie fällt dem beobachtenden Fremden ſehr auf, wie der natürliche Anſtand, den auch der gemeinſte Bauer in Gegenwart höher geſtellter Perſonen zu beobachten weiß. Da hört man keine unanſtändige Rede, keine indiskrete Frage, alles bewegt ſich in den Grenzen der Wohlanſtändigkeit. Dabei glaube man ja nicht, daß ſie ſchweigen; im Gegentheil, die Andaluſier ſprechen immer und wiſſen ſich auf's ungezwungenſte mit jedem zu unterhalten. Ich habe manche Nacht unter den Zelten der Hirten in den einſamen Gründen der Sierra Nevada zugebracht, mit Menſchen, die nie in ihrem Leben mit gebildeten Ständen in Berührung, ja oft nicht einmal nach Granada gekommen waren, und außer ihrem Dorfe, einigen benachbarten Ortſchaften und den Wildniſſen ihres Gebirges die Welt nicht kannten; und dennoch wußten dieſe Leute auf eine ſo gewandte und anſtändige Weiſe das Geſpräch im Gange zu halten, daß es eine Luſt war, mit ihnen zu ſchwatzen. Dieſe Grazie und Gewandtheit in der Unterhaltung und im Benehmen beſizt das ſchöne Geſchlecht in noch weit höherem Grade, weßhalb die Andaluſierinnen ſo berühmt und zugleich ſo verführeriſch ſind. Die Weiber, ſelbſt in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, beſizen im Allgemeinen wenig Bildung; oft können ſie kaum leſen und ſchreiben. Dieſer Mangel an Kenntniſſen wird aber vollkommen durch ungemein regen Mutterwiz, ſcharfen Verſtand und feines Schicklichkeitsgefühl erſezt, welche ſie befähigen, ſich Stunden lang mit dem Unbekannteſten zu unterhalten, ohne daß das Geſpräch je in's Stocken geräth.

Die Bewohner Andaluſiens, und wohl die Spanier überhaupt ſind bei weitem gemüthlicher als die Franzoſen, beſizen aber nicht jenes tiefe Gemüth, welches dem Nordländer eigenthümlich iſt. Ein Zug iſt hier beſonders hervorzuheben, nämlich ihr Glaube an geheimnißvolle Naturkräfte, ihr hartnäckiges Feſthalten an Sagen und Mährchen, welches, wie überall, beſonders die Bewohner der Gebirge charakteriſirt. Der Andaluſier iſt ein guter katholiſcher Chriſt; dennoch macht er ſich mit der Religion nicht viel zu ſchaffen. Daher kann man allenfalls über den katholiſchen Cultus und andere religiöſe Gegenſtände ſpotten, ohne daß es ihn ſtört; er ſelbſt ſagt häufig genug, wenn er unwillig iſt: „Maldita sea la virgen santisima!“ Man ſpotte aber über ſeinen Aberglauben, man verdächtige ihm die Wahrheit ſeiner Sagen, und auf der Stelle iſt alles Zutrauen, das er früher gezeigt, völlig verſchwunden. Es hält auch ſehr ſchwer, dem andaluſiſchen Gebirgsbewohner ſeine Sagen zu entlocken; nur wenn man ihn längere Zeit kennt, läßt er ſich bewegen, in einer vertraulichen Stunde bei einem Glaſe Wein Einiges mitzutheilen. Die Sagenwelt Andaluſiens bezieht ſich theils auf geheimnißvolle Kräfte von Kräutern und Thieren, theils, und ſehr häufig, auf von den Mauren vergrabene Schäze, die meiſt von Berggeiſtern, von Zwergen und Ungeheuern bewacht werden und nur in gewiſſen Nächten des Jahres zugänglich ſind, theils auf ſchaurige Ereigniſſe aus den Kriegen mit den Mauren und aus der Vertreibung derſelben, die ſich an zerfallene Burgen und ähnliche Lokalitäten knüpfen. Nicht wenige endlich haben die Alhambra zum Gegenſtand, und lezte re ſind größtentheils bekannt.

Der Fremde, welcher weniger Gelegenheit hat, mit dem Volke ſelbſt in genauere Berührung zu kommen, kann die Sitten und den Charakter der Andaluſier nirgends beſſer ſtudiren, als durch Beſuch der zahlreichen Volksfeſte oder Jahrmärkte. Dieſe „ferias“ knüpfen ſich ſtets an das Feſt eines Heiligen, und hier werden häufig zur Ehre Gottes Stiergefechte gegeben, welche der Andaluſier leidenſchaftlich liebt. Während meines Aufenthalts in Granada waren eine Menge dergleichen Ferias in der Stadt ſelbſt und in der Umgegend. Die Mehrzahl der erſtern iſt unbedeutend und beſchränkt auf einzelne Straßen oder Plätze vor Kirchen und Klöſtern, wo einige Buden mit Früchten, Confitüren, Spielzeug und dergleichen Kleinigkeiten errichtet ſind. — Zu den bedeutendſten Feſten dieſer Art gehört die Feria am Michaelistage, welche in den Umgebungen der auf einem ſteilen Hügel, der Alhambra gegenüber liegenden Kapelle des h. Michael gehalten wird.

(Fortſezung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Ein neues Theater.

Es gibt viel wichtige Dinge in Berlin, ſo wichtige, daß ich eigentlich nicht weiß, womit ich meinen Monatsbericht anfangen ſoll; aber das Allerwichtigſte iſt dießmal das Theater. Dagegen muß die Conſtitution, welche am 3. Februar nicht vom Himmel gefallen iſt, ſondern noch in den Wolken hängt, dagegen müſſen die confeſſionellen Wirren, die berliniſchen Schneidemühler zurückſtehen, auch die Todesfälle der ausgezeichneten Männer, deren Verluſt ſo viele Kreiſe tief erſchüttert hat. Darum erlauben Sie mir vom Theater anzufangen, nicht von dem, welches iſt, noch von dem, welches geweſen iſt ſondern von dem, welches ſeyn wird. Das Futurum beſchäftigt

unſere Gemüther. Ein neues Theater wird erbaut und gegründet werden. Weßhalb? Weil die alten dem Bedürfniß nicht entſprechen. Das wußte man längſt, unſer deutſches Theater iſt, trotz der eingeführten Tantiemen — Nichts von dieſen alten Jeremiaden! Darauf kommt es nicht an, wir leben nicht mehr um dem geiſtigen, ſondern um dem materiellen Bedürfniß zu ſteuern. Beſſer machen die Theater, als ſie ſind, das fällt Niemand ein, aber ein neues ſoll gebaut werden, weil die alten nicht mehr ausreichen. So iſt es. Vor zwanzig Jahren galt es für Wahrheit, daß das neue königsſtädtiſche Theater noch kein Bedürfniß ſey, denn das alte königliche war leer und blieb leer, und das neue wurde auch nicht voll, wenn man nicht die krampfhafteſten Anſtrengungen machte, welche dieſes Volkstheater gänzlich aus ſeiner natürlichen Sphäre gerückt haben. Seitdem kamen für beide pekuniär traurige Perioden. Aber die Eiſenbahnen haben alles anders gemacht. Es iſt Thatſache, daß wenigſtens das königliche Theater täglich, man mag geben was es ſey, ſo voll iſt, daß zu allen den Nöthen, an welchen unſere Stadt leidet, noch die des Mangels an Theaterbilleten hinzukommt. Leſen Sie unſere Lokalblätter und Zeitungen nach, es iſt eine wirkliche Calamität, denn Klagen und Vorſchläge werden für ſchwere Inſertionsgebühren eingerückt, und die Cenſur muß ſie zulaſſen. Die Billetbureaus werden belagert, man klagt über Nepotismus, über ſträflichen Wucher, über Billetſchwindel, denn die Aufkäufer verkaufen die eingeldsten Billete wieder zu ungeheuern Preiſen. Das Publikum klagt, Herr v. Küſtner zuckt die Achſeln und ruft die Polizei um Hülfe, und die Polizei ſagt: ich kann nicht helfen; das iſt Gewerbefreiheit; wer ſich ſtoßen und drängen läßt, um ein Billet zu erhaſchen, muß auch das Recht haben, ſich ſeine Stöße und ſeinen Zeitverluſt bezahlen zu laſſen. Ein Gelehrter ward ſogar die Treppe hinuntergeworfen und der Hut flog ihm vom Kopf, wie er ſelbſt in den Zeitungen erzählt, weil er an einer unrechten Thür anklopfte. Und nun will man ihn noch fiskaliſch belangen, daß er an die unrechte Thür klopfte, daß er ſich die Treppe hinunterwerfen ließ und nicht freiwillig ging. Das königliche Kammergericht ſoll entſcheiden, ob ein Majeſtätsverbrechen geringern Grades dabei im Spiel ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Wien, Februar.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahnen. — Induſtrie.

Jerrmann, der bekannte Darſteller der Doppelrolle des Franz und Karl Moor, der ſeit geraumer Zeit auf dem Hofburgtheater gaſtirt, wurde für dieſe Bühne engagirt. Vermuthlich ſoll er Marr erſetzen. — Die Volks- und Lokalmuſe ſcheint nachgerade allen unſern Bühnen Valet ſagen zu wollen, deſto größere Triumphe feiern die Produktionen der Kunſtreitergeſellſchaft Lejars und Cuzent. Das Publikum ſchwärmt in dieſem Augenblicke faſt nur für ſchöne und ſtattliche Pferdebändiger, höchſt graziöſe und bezaubernd holde Reiterinnen, herrlich dreſſirte und prächtig geſtaltete Roſſe u. ſ. w. Auch dieſes Delirium wird vorübergehen. — Der Bau der hölzernen Induſtrieausſtellungshalle nächſt dem polytechniſchen Inſtitute wird mit eiliger Hand gefördert und man ſtaunt, in wie kurzer Zeit ein ſo ſtattliches Gebäude improviſirt werden konnte. Die Unternehmung ſcheint keine Koſten zu ſcheuen. So wird das Dach mit Kupfer gedeckt, und welchen Aufwand wird die innere Einrichtung in Anſpruch nehmen! Eine zahlreiche Sicherheitswache umgibt Tag und Nacht den Bau. Da ſich heuer Induſtrie- und Kunſtausſtellung begegnen (letztere wird am 5. Mai eröffnet) und beide unmöglich im Polytechnikum Raum finden können, ſo ward der Kunſt für dießmal das alte Ausſtellungslokal im St. Annagebäude (der k. k. Akademie der bildenden Künſte) wieder zugewieſen. — Eiſenbahnen. Dampfſchifffahrt. Induſtrievereine, Handelsgeſellſchaften, Marine, Koloniſation, neue Handelswege, dieß ſind die auf der heutigen Weltbühne von allen Seiten wiederhallenden Stichworte, und die Zeit, die ſie unabläſſig ausſpricht, beantwortet ſie auch ſo gut ſie vermag. Die Menſchheit lernt ſich auf dieſem Planeten von Tag zu Tag beſſer orientiren, jeder Augenblick iſt Zeuge einer neuen Eroberung. Die große öſterreichiſche Eiſenbahnlinie, Nord und Süd verbindend, wird, beſtimmten Verſicherungen zufolge, nach beiden Richtungen hin bald um ein Bedeutendes ihren Zielen näher rücken, ſüdwärts bis gen Cilli, nordwärts bis Prag. Im Spätherbſte ſollen bereits die neuen Bahnſtrecken dem Verkehr geöffnet werden. Hinſichtlich der Betriebsübernahme der Prager Strecke ſpricht man von einer eingeleiteten zweckmäßigen Einigung der Staatsverwaltung mit der Adminiſtration der Ferdinands-Nordbahn. Begierig richten ſich unſere Blicke auf die verſchiedenen wichtigen Auszweigungen der leztern: die Oderberger Linie, die Bochnia-Lemberger Bahn, eine Warſchauer Trace, und endlich auch auf den Anſchluß der ungariſchen Centralbahn. Daß man in Wien, dem Lebenspunkte dieſer Unternehmungen, der zukunftreichen Entwicklung der neuen Verkehrsverhältniſſe begierig entgegenſieht, läßt ſich leicht begreifen. Sowohl die Nordbahn- als die Wien-Glogganitzer Bahnaktien haben in jüngſter Zeit einen bedeutenden Aufſchwung genommen. Die Aktionäre der leztern Bahn dürfen mit den Ergebniſſen des vorigen Jahrs zufrieden ſeyn (21 Gulden CM. per Aktie von 400, alſo eine $5\frac{1}{4}$prozentige Verzinſung). Von dem Vertrage des öſterreichiſchen Lloyd mit der Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft hinſichtlich der Uebernahme einer Anzahl Schiffe der leztern Behufs des Schifffahrtsbetriebs in den levantiſchen Gewäſſern und der Beſchränkung jener Geſellſchaft auf die Donau und ihre Nebenflüſſe, haben die politiſchen Blätter bereits zur Genüge berichtet. Der hieſige niederöſterreichiſche Gewerbeverein hatte kürzlich Einladungen an Alle erlaſſen, die ſich über orientaliſche Handelsverhältniſſe näher zu unterrichten wünſchen, und zu dieſem Ende Ueberſichten der im Oriente gangbarſten Waaren, Muſterkarten, Preistarife und ſonſtige Details in ſeinem Verſammlungslokale zur Einſicht aufgelegt. Mit Recht wendet der öſterreichiſche Kaufmann und Induſtrielle ſeine Blicke gegen Oſten. Warum ſollte der Orient gerade ihnen, die ihm doch um ſo viel näher ſind als andere, verſchloſſen bleiben? Welches Aufſehen die ungariſchen Handelszerwürfniſſe und der Schutzverein hier erregen, können Sie ſich denken. Es iſt über dieſen wichtigen Gegenſtand ſchon ſo viel geſchrieben worden — und noch immer ſind die Akten nicht geſchloſſen — daß ich mir ein Urtheil darüber füglich erſparen kann. So viel iſt aber gewiß, daß die augenblicklichen Folgen jener excluſiven ungariſchen Maßregel in Wien bitter empfunden werden. Der ſo mannigfaltige und einträgliche Waarenabſatz nach jenem Lande ſtockt für den Augenblick zum größten Schaden der Betheiligten. Wie ſoll und wird da geholfen werden?

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22 Mär; 1845.

The feast, the song, the revel here abounds,
Strange modes of merriment the hours consume,
Noor bleed these patriots with their country's wounds.
Byron.

Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Schon mehrere Tage vor der Feria auf dem Michaelsberge beſchäftigte man ſich, auf einem geräumigen Platze hinter der Kapelle eine Menge Buden aufzuſchlagen, und am Nachmittag und Abend des 29. Septembers war der Andrang des aus der ganzen Umgegend herbeiſtrömenden Volkes ſo ſtark, daß man Kavallerie aufſtellen mußte, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die ſehr reiche Kapelle war mit friſchen Blumen geziert und glänzend erleuchtet. Auf der von Weinlauben beſchatteten Terraſſe vor der Kapelle, von welcher man einer zauberiſchen Ausſicht über Granada, die Alhambra und Sierra Nevada genießt, waren Stühle für die Damen geſtellt, um von hier aus bequem dem bunten Treiben des Volkes zuzuſehen, welches theils zu Fuß, theils zu Pferd in eleganter Sonntagstracht überall herumſtrömte und ſich mit Geſang und Tanz oder mit Nationalſpielen vergnügte.

Von leztern liebt der Andaluſier namentlich das juego de pelota, das Ballſpiel, welches ſtets von vier Perſonen mit Federbällen geſpielt wird, ſo wie das juego de bolas oder Kegelſpiel, das aber ſehr verſchieden von dem unſrigen iſt. Die Kegelbahnen ſind ſehr kurz, kaum fünfzehn Schritt lang, und die kleinen Kugeln, deren man ſich bedient, werden nicht geſchoben, ſondern in Bogen geworfen, wie dieß z. B. auch in der franzöſiſchen Schweiz üblich iſt. Ein uraltes, von den Mauren herſtammendes Spiel iſt endlich das juego de la sortija, welches darin beſteht, daß man zu Pferd im Galopp mit einer Lanze einen ſchwebend aufgehängten Ring zu holen ſich bemüht. Außerdem gab es eine Menge Buden mit „cintas,“ kurzen, ſchmalen, aus Seide, Gold und Silber gewirkten Bändern, mit denen ſich die Andaluſier bei ſolchen Gelegenheiten ihre Jacken nach Art der Ordensbänder zu putzen pflegen. Dazwiſchen machen die Fruchtverkäufer, gewöhnlich Zigeuner, die Waſſerträger, Bänkelſänger und Charlatane einen grenzenloſen Lärm, und nicht ſelten kommt zur Abwechslung ein kleiner Zank vor, der dann gewöhnlich mit einigen Dolchſtichen und darauf folgenden Verhaftungen endet.

Die berühmteſten und beſuchteſten Ferias in der umliegenden Gegend ſind die von Dilar, einem Dorfe der Sierra Nevada, und von Moclin, einer Ortſchaft in der Vega, welche ich aber nicht beſuchen konnte. Jedenfalls iſt es intereſſant, einem ſolchen Feſte beizuwohnen, ſchon des bunten Gemäldes wegen, welches die verſchiedenartigen Trachten darbieten. Die andaluſiſche Nationaltracht iſt ſo bekannt, daß es mir überflüſſig

ſcheint, über dieſelbe ausführlich zu ſprechen. Indeſſen iſt das, was man in Deutſchland etwa auf Theatern oder Maskenbällen als andaluſiſche Tracht zu ſehen bekommt, weniger die eigentliche Kleidung der Andaluſier, als die der Majos. Die andaluſiſche Volkstracht beſteht in einer kurzen Jacke, die aber unter den verſchiedenartigſten Formen erſcheint und je nach ihrem Schnitt und dem Stoffe den Namen chaquéta, marsellés, samarra führt, in kurzen, bis an die Knie reichenden, an den Seiten mit Knöpfen beſetzten Beinkleidern, den botines oder gelbledernen, meiſt geſtickten, nach außen offenen Gamaſchen und gelbledernen Schuhen, aus der Leibbinde und dem breiten, aber flachen, ungemein graciöſen portugieſiſchen Hut, ſtatt deſſen ſich jedoch die Landleute des mehr Schatten gebenden ſpitzen Huts bedienen. Dieſe tragen gewöhnlich eine ganz einfache Jacke von grobem braunem Tuch, eine rothwollene Schärpe und Beinkleider und Weſte, leztere mit vier Reihen kleiner, an kurzen Kettchen hängenden Meſſingknöpfe beſezt, von hellblauem Sammt, und ein Tuch loſe um den Hals geſchlungen. Die Männer aus den Mittelſtänden binden ſich um den Kopf ſtets ein großes roth- und gelbſeidenes Tuch, ſo daß zwei große Zipfel nach hinten hinabhängen, während der Hut den übrigen Theil des Tuchs verbirgt. Ihre Jacke von feinem Tuch iſt gewöhnlich bunt und reich geſtickt, oft mit aufgeſchlizten Aermeln, um das feine, blendend weiße Hemd ſehen zu laſſen, und dann mit einer zahlloſen Menge von Knöpfen beſezt. Aus jeder Taſche hängt der Zipfel eines ſeidenen Schnupftuchs hervor, ſo wie auch das meiſt durch einen goldenen Ring gezogene Halstuch aus dieſem Stoff beſteht. Nirgends, ſelbſt Sevilla nicht ausgenommen, iſt die Nationaltracht ſo allgemein verbreitet, wie in Granada, wo auch die höhern Stände, wenigſtens die jungen Leute, an Wochen- und Feſttagen ſich nach Landesſitte tragen. Die Andaluſierinnen, die ſich ſonſt wie die Frauen in Spanien überhaupt kleiden, lieben es ſehr, ſich die Haare mit friſchen Blumen, namentlich mit dunkelrothen Roſen oder Nelken zu ſchmücken, was ſich beim glänzenden Schwarz ihres Haares ſehr gut ausnimmt. Auch iſt es in Andaluſien Sitte, ſtets einige Blumen in der Hand zu tragen, um damit einer Dame, mit der man zuſammen kommt, ein Geſchenk zu machen.

(Schluß des Abſchnitts.)

Keltiſche Gräber in Helvetien.

(Schluß.)

Zur erſten Claſſe gehört die lange Reihe der mit Waffen, Zierrathen, ſchlecht gebrannten Thongefäſſen ausgeſtatteten Gräber und Grabhügel, welche in vorhiſtoriſcher Zeit anhebt und, die verſchiedenen Stufen einer zunehmenden Geſittung uns vor Augen ſtellend, bis in das fünfte oder ſechste Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſich erſtreckt. — In den Gräbern, welche wir als die älteſten dieſer Claſſe betrachten, kommen Keile von Stein, Keile und Sicheln von Erz und Töpfe vor, die aus freier Hand verfertigt ſind; in etwas jüngern Gräbern Keile, Meſſer, Dolche, Schwerter aus Erz, Zierrathen von Gold, rohe Töpfe; in noch jüngern Schmuckſachen von Gold, Silber, Erz, Glas, Meſſer von Eiſen, Töpfe und (in zwei mir bekannten) keltiſche Münzen. Gleichzeitig mit den hier genannten Gräbern tritt nun die große Zahl der bis in die römiſche Periode heraufreichenden Grabhügel auf, welche in Hinſicht auf Thongefäſſe und auf Zierrathen von Gold, Erz und Glas völlig ähnliche Ausbeute wie die vorigen, aber größeren Reichthum an Gegenſtänden von Eiſen darbieten, und in denen Beerdigung des Leichnams und Verbrennung und Beiſetzung deſſelben in einer Aſchenurne mit einander wechſeln.

An dieſe leztern ſchließen ſich auf's Genaueſte die ſogenannten Reihengräber an, welche unter allen Gräbern die größte Mannigfaltigkeit von Schmuckſachen aus den verſchiedenartigſten Stoffen, ferner Waffen und verſchiedene Geräthe von Eiſen und mancherlei gut geformte Gefäſſe aus Thon oder Topfſtein enthalten, und während ſie eine Menge neuer Gegenſtände zu den ſchon bekannten hinzufügen, keine jener in den älteſten Gräbern dieſer Claſſe vorkommenden Beigaben, wie Steinwaffen, Schwerter und Meſſer von Erz u. ſ. w. mehr in ſich ſchließen. Die unzweideutigen Bezeichnungen des chriſtlichen Glaubens, die man in den Reihengräbern antrifft, und die häufig vorkommenden Münzen ſpäterer römiſcher Kaiſer deuten darauf hin, daß die Beſtatteten dem aus Kelten und Römern (d. h. römiſchen Miethtruppen) entſtandenen Miſchvolke angehörten, und unter dem vereinigten Einfluſſe römiſcher und keltiſcher Kultur ſtanden. Dieſe Beſtattungsweiſe ſcheint ſich in der weſtlichen Schweiz, namentlich in der Nähe von Städten noch erhalten zu haben, als ſchon längſt das Land die Herrſchaft germaniſcher Stämme anerkannte.

Eine zweite Claſſe von Grabſtätten verräth ſich durch Beſtattung in ſchön geformten Aſchenurnen und Beigabe einer römiſchen Münze, oder Beerdigung mit heidniſch-römiſchen oder heidniſch-chriſtlichen Symbolen (wie z. B. aus weißer Erde geformten Tauben, Zeichen des Kreuzes auf den Grabdeckeln u. ſ. w.) auf den erſten Blick als römiſch.

Eine dritte Claſſe von Gräbern, die wir in deutſchen Vereinsſchriften ſelten oder nur beiläufig erwähnt finden, und die in unſern Gegenden innerhalb oder in der Nähe faſt jeden Dorfes angetroffen werden,

enthält einen sehr sorgfältig in einer Grabkammer, die aus trockenen Mauern mit einem rohen Steindeckel besteht, eingeschlossenen und meist wohlerhaltenen Körper. Nach dem Umstande, daß diese Gräber sehr zahlreich in den jetzigen Ansiedelungen sich finden, während die Grabhügel meistens nur auf Anhöhen oder am Ufer von Seen und Flüssen und auf Inseln (Ufenau im Zürichsee) vorkommen, glaubte ich berechtigt zu seyn, sie für die Grabstätten der alemannischen Einwanderer vor ihrem Uebertritte zum Christenthum im sechsten und siebten Jahrhundert halten zu dürfen.

Nach diesen Bemerkungen kehren wir zu der ersten Classe von Grabstätten zurück, die meiner Ansicht nach von den frühesten Bewohnern des Landes, den keltischen Helvetiern, herrühren.

Die einzigen Denkmale, welche ganz unbestreitbar dieser Periode angehören, sind jene sonderbaren, aufrecht gestellten Steinmassen (Dolmen, Menhirs), von welchen in der östlichen Schweiz noch mehrere bestehen, während sie in der westlichen Schweiz fast alle zerstört wurden, ferner eine beträchtliche Anzahl keltischer Münzen, endlich sprachliche Denkmale, nämlich eine Menge von Ortsbenennungen, wie Vitodurum, Minnodunum u. s. w., die unzweifelhaft keltischen Ursprungs sind. — Merkmale zur Bestimmung der Herkunft der Gräber geben uns einzig die Münzen an die Hand, und zwar die auf ihnen in großer Mannigfaltigkeit vorkommenden Embleme und Verzierungen.

Unter den den ältern Gräbern und Grabhügeln der ersten Classe enthobenen Dingen fielen mir schon längst kleine bronzene Gegenstände auf, die sich immer in der Brustgegend der Bestatteten vorfanden, z. B. zwei bis drei Zoll lange Messerchen, Beilchen von verschiedener Form, Rädchen, Scheibchen oder halbmondartige und dreieckige Figuren, die fast alle an einem Ende durchbohrt oder in der Mitte mit einem Stift versehen und zum Um- oder Anhängen bestimmt waren.

Anfangs hielt ich diese Gegenstände für Spielzeug, später für Amulette, ohne jedoch dieselben einer genauern Untersuchung zu unterwerfen. Erst kürzlich bemerkte ich auf den keltischen Münzen unserer antiquarischen Sammlung (zu Zürich) und auf den Abbildungen, die sich in der Revue numismatique und in Lelewels Münztafeln finden, Embleme, die diesen Sachen von Bronze so vollkommen ähnlich sind, daß sich mir, wie Jedem, der die Vergleichung angestellt hat, der Gedanke aufdrängt, es möchten sowohl jene Sinnbilder, welche die französischen Numismatiker auf den Cultus der Gallier beziehen, als die an den Kleidern getragenen Zeichen ganz denselben Zweck haben und zur Bezeichnung derselben religiösen Ideen bestimmt seyn. Hat wirklich eine solche dem ganzen keltischen Volk verständliche Symbolensprache bestanden, so muß man annehmen, es habe jeder Gau ein Bild aus derselben gewählt, das er als Emblem des Stammes den Münzen aufprägte und wohl auch als Feldzeichen gebrauchte.

Eine zweite nicht weniger auffallende Thatsache ist die Uebereinstimmung der Verzierungen, welche in Punkten, kleinen Kreisen, Zickzacken und geschweiften Linien u. s. w. bestehen und sich auf den Münzen, auf den Töpfen, auf den bronzenen Brustblechen, auf den bronzenen Armbändern, auf dem bronzenen und goldenen Geschmeide der ältern und jüngern Gräber und Grabhügel in völlig gleicher Zeichnung und Anordnung finden, und die eine eigene keltische Verzierungskunst bilden, welche von der römischen eben so verschieden ist, als von derjenigen, welche in den ältesten Manuscripten der merowingischen und karolingischen Zeit erscheint.

Sollte nun nach dem eben Gesagten das Keltenthum der ältern Gräber und Grabhügel dargethan seyn, so ist auch der Ursprung der Reihengräber, welche im Wesentlichen sich genau an die Grabhügel anschließen, ermittelt. Die Nordendorfer Grabhügel stimmen in Rücksicht auf Anordnung und, mit einziger Ausnahme der Schildbuckel, auch dem Inhalte nach ganz mit den Reihengräbern unserer Gegend überein. Waffen, Geräthe, Schmucksachen, bis auf die Meerschnecken hinab, sind dieselben, wie sie unsere Gräber liefern, und wenn von diesen gesagt werden kann, daß sie von einem römisch-keltischen Mischvolke herrühren, so wird die Behauptung wohl auch von den Gräbern von Nordendorf gelten.

Dürfen wir noch einen negativen Beweis für das Alterthum der Reihengräber anführen, so möchten wir auf folgenden Umstand aufmerksam machen. In der Umgegend von Tuggen und Wangen am obern Zürichsee, wo die irischen Missionäre Gallus und Columban (siehe Vita S. Galli in Pertz. Monum. T. II.) um's Jahr 614 sich einige Zeit aufhielten, um die heidnischen, dem Wodandienste ergebenen Bewohner der Dörfer zum Christenthum zu bekehren, ferner je bei den ältesten alemannischen Niederlassungen sind keine Grabhügel anzutreffen, während auf dem Rücken und an den Abhängen der Berge Grabhügel und in der Nähe keltisch-römischer Ortschaften oder längs der römischen Straßen sogenannte Reihengräber in Menge gefunden werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Militärkapitulation. — Schutzverein für Sträflinge.

Ein ungemein wichtiges, die Theilnahme aller Stände lebendig beschäftigendes Ereigniß ist die laut Patent vom

15ten d. M. publicirte Herabsetzung der Militärdienstzeit von 14 auf 8 Jahre. So hat denn die Weisheit und der entschiedene Wille des Monarchen doch gesiegt über zähe Bedenklichkeit und conservativen Widerstand! Es ist dieß eine für die betreffenden Länder der Monarchie höchst folgenwichtige Maßregel. Die neue Kapitulationszeit kommt bereits der heuer zu rekrutirenden Mannschaft aus den deutschen, gallizischen und illyrischen Landen zu statten (auf diese bezieht sich zunächst die neue Verfügung, denn die ungarischen und italienischen Provinzen hatten bereits früher eine andere Kapitulationsnorm). Auf die bereits dienenden Militärs soll nach Umständen und Thunlichkeit Rücksicht genommen werden. Die Landwehrverhältnisse bleiben vor der Hand unverändert. Man kann sich denken, welch freudige Sensation eine so zeitgemäße Reform hervorgerufen. Demnächst sollen öffentliche Festlichkeiten als Huldigungen des Dankes stattfinden. Schon früher war diesem Beschluß die Befreiung der der Munizipalgarde angehörenden Wiener Bürgerschaft vom Militärdienste vorangegangen. — Der seit dem 1sten November v. J. konstituirte Schutzverein für entlassene Sträflinge hat kürzlich seine zweite Generalversammlung gehalten. Unter 600 Anwesenden befanden sich auch 115 Damen, eine um so interessantere Erscheinung, als es unseres Wissens die erste öffentliche Versammlung in Wien war, wobei sich Damen gewissermaßen offiziell betheiligten. Ein überraschendes Zeichen der Zeit! Der Schutzverein zählt bereits 1600 Mitglieder und 400 Wohlthäter und verfügt über ein bedeutendes Kapital. Die Bemühungen des Vereins sind wenigstens in so fern von glücklichem Erfolg gekrönt worden, als von 60 aufgenommenen Schützlingen gegen 50 entschiedene Beweise der Besserung gegeben haben; nur Ein Rückfall war vorgekommen, 10 Personen hatten sich dem Schutze des Vereins entzogen. Die schwierigste Aufgabe ist die Auffindung von Dienstgebern und Obsorgern. Als großes Bedürfniß stellt sich eine Rettungsanstalt für jugendliche Sträflinge heraus. Dieser beherzigenswerthe Gegenstand wurde denn auch außer einigen andern Projekten im Verein zur Sprache gebracht. Vereinigten die Gefängnisse den Strafzweck mit dem Besserungszwecke, so fänden Schutzvereine, wie der unsere, ein vorbereitetes Feld, und der Samen des Guten, in den gelockerten Boden gestreut, würde kräftiger emporkeimen. Den Damen muß man nachrühmen, daß sie mit Geschenken, unentgeldlichen Wäschespenden u. s. w. nach Frauenart das Gute zu fördern bemüht sind. Der Wunsch, es möchte ein Mitglied des Kaiserhauses das Protektorat des Schutzvereins übernehmen, dürfte wohl Gewährung finden. — Hier ist auch der Ort, des von dem strebenden und gesinnungsvollen Dr. Jos. v. Würth schon vor geraumer Zeit eröffneten und so eben beendigten Cyclus von außerordentlichen Vorlesungen über Criminalgeschichte zu gedenken. Nach einer allgemeinen, den besondern Standpunkt vorbereitenden Einleitung ging er auf die Criminalgeschichte Oesterreichs über und entwickelte in concisem, aber klarem Vortrage die Hauptmomente der österreichischen Strafgesetzgebung in alter und neuer Zeit. Diese interessanten Vorlesungen, die eine Wiederholung verdienten, fanden einen kleinen, aber gewählten Kreis von Zuhörern.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Ein Theatertraum.

Die Calamität ist nicht wegzuläugnen, und dem Uebel muß gesteuert werden. Weil Magistrat und Stadtverordnete und Regierung dem gekränkten Volke nicht zu Hülfe kommen, haben es einige Tänzer und Bankiers unternommen. Sie bauen mit allerhöchster Bewilligung ein neues Theater, welches den gefühlten Bedürfnissen abhelfen wird. Das Hoftheater, Oper wie Schauspiel, hat längst seine wahre Aufgabe außer Augen gelassen. Es muntert nicht genug neuere dramatische Dichter auf und läßt die alten klassischen Stücke ganz außer Acht. Weil es voll wird, was es auch bringe, speist es das Publikum mit dem ewigen Feldlager, der alten Norma und Birch-Pfeifferschen Bearbeitungen ab; die Kräfte der guten Schauspieler verkommen, da sie weder zu guten charakteristischen Lustspielen, noch zum höhern Drama, noch zu den klassischen Tragödien Schillers, Goethes, Shakespeares verwendet werden. Auch in der Oper ist es nicht, wie es seyn sollte, und daß das königsstädtische Theater die Aufgabe, ein Volkstheater zu werden, ganz aus dem Gesicht verloren, weiß jedes Kind. Deßhalb ist ein neues Theater Bedürfniß geworden, eines, dessen erster Zweck nicht der Hof, das bloße Vergnügen, die Frivolität, nein, ein Theater, dessen Zweck das Theater selbst ist, was man zur guten alten Zeit darunter verstand; eines, wo die Costüme, Decorationen, Kronleuchter und goldenen Säulen, wo Musik und Tanz gar nichts, oder doch Nebensachen sind, wo das erste Bestreben ist, tüchtige Schauspieler, wie gutes Ensemble zu gewinnen, und damit gute alte und gute neue Originalstücke, oder Stücke von klassischem Werth des Auslands zu spielen; wo sich wieder eine Schule der Kunst und Wahrheit und, was noch mehr sagen will, ein dafür empfängliches Publikum bilden könne. Das ältere Publikum ist bekanntlich ausgestorben, oder hat sich aus dem Theater ganz zurückgezogen; hier soll es sich wieder zusammenfinden und einer neuen Zukunft entgegen blicken. Sehen die Mimen erst wieder ein für das feinere Charakterspiel, für den ächten Humor, für die edlere Leidenschaft empfängliches Publikum vor sich, werden sie mit demselben weiter streben, und Dichter werden sich dann auch finden. Dichterkräfte sind ja genug da; nur fehlte ihnen bisher die Arena für edlere dramatische Kämpfe. Da wird denn auch, was so sehnlich längst gewünscht wird, unsere deutsche und nächste preußische Geschichte in würdigen Gestaltungen auf der Bühne in's Leben treten, da werden die engherzigen Rücksichten verschwinden, welche unsern Fürsten und Helden auf der Bühne zu erscheinen verboten. Denn das neue Kunsttheater ist nicht das verwilderte von sonst, wo die erhabenen Gestalten des Dramas allerdings bei mancher Berührung ihren Adel nicht ganz unbefleckt erhalten konnten. Da wird die Geschichte dann auf das Volk zurück wirken, patriotische Gesinnungen erweckend. Unsere Jüngeren werden aus dem Nihilismus, aus der Skepsis, aus der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden sich emancipiren; in der Anschauung des menschlich Wahren, Edlen und Großartigen der positiven Vergangenheit werden sie Respekt davor bekommen und sich auch Mühe geben, Positives zu leisten. Und wirklich dazu konnte der Moment nicht günstiger seyn. In welchen Erwartungen leben wir, in welchen großartigen Versuchen, alles Würdige und Große der Vergangenheit wieder auf die Bühne zu rufen! Und endlich ist ein Publikum da, welches vergebens an die verschlossenen Thüren pocht; hier öffnet man sie ihm. Und dieß Publikum ist mit Allem zufrieden, warum nicht auch, wenn man ihm Gutes gibt statt Schlechtem?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 9.

Sonnabend, 22. März 1845.

[70] **Pariser Stutzflügel**

zu verkaufen.

Im Magazin der Unterzeichneten steht ein kleines flügelförmiges Pianoforte neuester Erfindung in elegantem Mahagonygehäuse aus der Fabrik von Henri Herz in Paris zum Verkauf. Dasselbe unterscheidet sich von allen andern Pianofortes in Flügelform dadurch, daß das Gehäuse nicht auf der Seite des Diskantes, sondern auf der des Basses ausgeschweift ist, hat also eine der gewöhnlichen völlig entgegengesetzte Gestalt, wodurch es möglich wird, das Instrument in Bezug auf den Lichteinfall der gewöhnlichen Weise entgegengesetzt zu stellen, für viele Zimmer ein großer Vortheil, welcher hier zum ersten Male erreicht ist. Dabei ist es noch kürzer als die gewöhnlichen Stutzflügel, und von vollem gesangreichem Tone. Der Magazinspreis des Herrn H. Herz für diese Instrumente, welche auf der letzten Pariser Gewerbausstellung große Anerkennung gefunden haben, ist 1800 francs; das fragliche Exemplar kann aber unter besonders vortheilhaften Bedingungen, welche auf portofreie Briefe bei den Unterzeichneten zu erfahren sind, abgelassen werden.

Leipzig, im Februar 1845.

Breitkopf & Härtel.

---

[69] **Aeußerst billiges Confirmationsgeschenk!**

Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu finden:

Nösselt, Das Leben Jesu, gebd. mit 7 Stahlstichen 1 Thlr.

Dasselbe geheftet mit 1 Kupfer ½ Thlr.

---

[68] **Neue Musikalien**

bei **C. F. Peters**, Bureau de Musique, in Leipzig,

durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Bach, J. S., Compositionen für die Orgel. Kritisch correcte Ausgabe von Friedr. Conrad Griepenkerl und Ferd. Roitzsch.

* 1ster Band enthält: 6 Trios in Sonatenform. Passacaglia. Pastorale. 3 Thlr. 15 Ngr.

* 2ter Band enthält: 10 grosse Präludien nebst Fugen. 3 Thlr. 15 Ngr.

* Hieraus ist jede Nummer einzeln zu haben.

Bach, Wilhelm Friedemann, Concert für die Orgel, mit zwei Manualen und dem Pedale. Erste Ausgabe nach dem Autographon von J. S. Bach. 20 Ngr.

Dotzauer, J. J. F., Les temps anciens et modernes. Trois pièces pour le Vcllc. et Pianof. Op. 171. Nr. 1—3. à ⅔ Thlr. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hiller, F., Deux Impromptus brill. pour Piano. Op. 30. Nr. 1—2. à ½ Thlr. 1 Ngr.

Jansa, L., Trois Thèmes de Rossini var. pour Piano et Viol. Op. 67. Nr. 1. 25 Ngr. Nr. 2—3. 27½ Ngr. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kalliwoda, J. W., Scherzo pour Piano. Op. 141. 17½ Ngr.

Oesten, Th., Variations pour Piano. Op. 20. 10 Ngr.

Schumann, R., Lied: „Ich grolle nicht," aus dessen Liedercyclus. Op. 48. 5 Ngr.

Tomaschek, W. J., Grande Sonate pour Piano. Op. 15. Nouv. Edition. 25 Ngr.

Weber, C. M. de, Ouvert. de l'Op.: „Der Beherrscher der Geister." arr. pour Piano à 2 mains. 15 Ngr.

Wolff, E., Nocturne et Romanesca pour Piano. Op. 109. 17½ Ngr.

---

[72] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Anna.

Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit

von

Adele Schopenhauer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendaselbst:

Feld-, Wald- und Hausmährchen.

Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Die Krankheiten und Störungen

der

menschlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfassers „Geschichte der Seele")

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Absterben und neues Aufleben. — 4) Gesetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Isolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geistes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menschenwillens. — 11) Die ursachlichen Momente der Seelenstörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepsie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepsie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zustände der absoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hysterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menschenseele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlassende Ursachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefsten Grades oder die Sinnlosigkeit. — 26) Der Blödsinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenstörungen.

28) Unterschied zwischen Seelenhemmung und Seelenstörung. — 29) Seelenstörung im engern Sinne. — 30) Die Tobsucht. — V. Die Geisteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geisteskrankheiten von den Seelenstörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentschiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnsinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Beiträge
zur
österreichischen
Handels- und Zollstatistik
auf Grundlage
der
officiellen Ausweise über den Verkehr der österreichischen Monarchie mit dem Auslande
vom Jahre 1831 bis 1842.

Von

Siegfried Becher,

Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, z. o. Professor der Geschichte und Geographie am k. k. polytech. Institute, mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Erste Abtheilung.

Dedicirt Sr. k. k. Hoheit dem kaiserlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oesterreich Stephan Franz Victor.

Gr. 8. broschirt. 27 Bogen. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 18 gr. Pr. Cour.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Allgemeine Uebersicht des Verkehrs und der Zollerträgnisse. I. 1–7 Größe des Verkehrs und des Zolleinkommens vom Jahr 1831 bis 1840. II. 8–10. Verbote und hohe Zölle. III. Hauptkategorien des Verkehrs und Zolleinkommens. 11. Südfrüchte und Obst. 12. Tabak. 13. Kochsalz und andere Salze. 14. Oele zum Genusse und technischen Gebrauche. 15. Gummen, Harze und dergl. Oele. 16–18. Farben und Farbestoffe. 19. Gemischte Produkte. 20. Garne. 21. Rohe Stoffe. 22. 25. Baumwolle. 24. Flachs und Hanf. 25. Felle und Häute. 26. Wachs. 27. 28. Seide. 29. Haare, Borsten, Federn. 30–34. Verschiedene andere Rohstoffe. 35–48. Fabrikate. 49. Unedle Metalle. 50. Edelsteine und edle Metalle. 51. Mineralien und Erden. 52. Färbe-Materialien. 53. Arznei und Parfümerie-Waaren. IV. 54–61. Tarifsbestimmungen mit Rücksicht auf die ältere Zeit. 62. Uebersicht des Procenten-Verhältnisses der Hauptkategorien nach dem Waarenwerthe und dem Zollertrage in den Jahren 1831 bis 1840. V. Hauptübersicht des Verkehrs und Zollertrags in den Jahren 1831 bis 1841. A. Hauptübersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr im Verkehre mit dem Auslande während der Jahre 1831 bis 1840. B. Vergleichende Uebersicht in den einzelnen Jahren. C. Der Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den andern in dem Zollverbande befindlichen österreichischen Provinzen vom J. 1831 bis 1840. D. Uebersicht des Zollertrages vom Jahr 1840 im Verkehr mit Ungarn und Siebenbürgen. E. Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen im Jahr 1841. F. Uebersicht des Verkehrs der im Zollverbande befindlichen Länder der Monarchie mit dem Auslande vom Jahr 1841. G. Uebersicht der Ein- und Ausfuhr nach Hauptkategorien im J. 1841. H. Uebersicht des Verkehrs nach den einzelnen Provinzen der Monarchie im Jahr 1841.

Zweiter Abschnitt. Landwirthschaftliche und Natur-Erzeugnisse. I. Schlachtvieh. II. Feldfrüchte. III. Einheimische Gewürze. IV. Samen, Gemüse und Streu. V. Wein. VI. Fische, Schal- und sonstige Wasserthiere. VII. Geflügel und Wildpret. VIII. Thierische Produkte zum Genusse. IX. Kaffee. X. Zucker. XI. Thee, Cacao. XII. Gewürze. XIII. Südfrüchte.

Dritter Abschnitt. Industrie-Gegenstände. I. Flachs, Hanf, Werg und derlei Garne. II. Schafwolle und derlei Garne. III. Baumwolle und derlei Garne. IV. Felle, Häute und daraus gefertigte Waaren. — Felle und Häute. — Leder. — Kürschners-, Handschuhmachers-, Schuhmachers- und Riemer-Arbeiten. V. Borsten, Haare, Federn, Horn, Knochen und Klauen. VI. Oele, Fette und Harze. VII. Chemische Produkte. VIII. Farben und Farbestoffe. IX. Mineralien und Erden. X. Holz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Andenken
an
Bartholomäus Fischenich.
Meist aus Briefen
Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März 1842 äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[63]

Schluß und Gratis-Lieferungen
von
Mozin's grosem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die zweite Hälfte der achten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen. Subscr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

L. bis **Osophagorrhagie.**

Da wir das Erscheinen dieses Wörterbuchs in 8 Lieferungen zugesagt haben, so ist diese Lieferung die letzte, welche wir berechnen.

Es war nicht möglich, den unter den Händen der Bearbeiter täglich sich mehrenden Stoff in 8 Lieferungen zu bringen. Wir werden demnach die weiteren Abtheilungen, welche gleichfalls rasch erscheinen und voraussichtlich in 50—60 Bogen bestehen werden, **unentgeldlich liefern.** Mozin's Wörterbuch ist durch die sorgfältige umfassende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil stärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird seinen lange bewährten Ruf sicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung desselben hinzutreten, genießen oben angeführten Subscriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10 gratis.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Perlen
der heiligen Vorzeit.

Von

Inhalt: Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg).

8. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstl. Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 gGr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, sowie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Kompendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommenerer Beitrag zu nennen seyn, als dieselbe auch eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der praktische Bäcker,

oder

vollständige und faßliche Anweisung,

schmackhaftes und nahrhaftes Brod

aus

jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel

zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch

für

Bäcker und Haushaltungen.

Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.

Von

S. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeister in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der österreichischen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar seyn werden.

Es ist keine Kunst, aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeits-Vorrichtungen, ein gesundes und schmackhaftes Brod herzustellen; es erfordert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht, bei schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Back-Einrichtungen, das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten.

In dieser, für den Bäcker wie für das gemeine Beste, gleich redlichen Absicht, hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weßhalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemein-deutschen Literatur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. März 1845.

This is the prettiest low-born lass, that ever
Ran on the green-sward; nothing shee does, or seems,
But smacks of something greater than herself.

Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

Von W. v. Chézy.

V.

Der Trampel von Niedergereuth.

Er hat freiwilliger Soldat werden müſſen, ſagt des Sprüchwortes Mutterwitz. Juſt ſo iſt es „des alten Kaſthalters Hansjockel von Molße“ ergangen, deſſen Namen auf deutſch: Jean Jacques Judenbräter von Molsheim ausgeſprochen wird. Der alte Kaſthalter,* ſein Großvater, ſtammte von Straßburg her, ſeine Mutter aber war eine Wälſche, aus der Gegend von Montpellier, und von ihr hatte er mit der kleinen zierlichen Geſtalt das leichte Blut geerbt, das ihn zum Tanzen und Fechten trieb, wobei er vom Vater her ſo viel deutſchreichsſtädtiſchen Sinn beſaß, daß er, früh verwaiſt, darauf dachte, dieſe ſeine Neigungen fruchtbringend anzulegen, und nach Paris ging, um ſich auszubilden. Nachdem es ihm aber in der Hauptſtadt geglückt, daß er nicht nur eine Anſtellung als Chortänzer bei der großen Oper, ſondern auch eine runde Zahl von Griſetten und Krämerlehrlingen gefunden, die für ein Billiges bei ihm Tanzen und Stoßfechten lernten, ſo brachen unverſehens die ſchlimmen Tage herein; Hans Jakob mußte Freiwilliger werden und zog als ein kleiner Voltigeur mit einem großen Schnurrbart und einer langen Muskete zu Feld, um dem Kaiſer Napoleon die Welt erobern zu helfen.

Auf dem Alexanderzuge, der ſich damals gegen den ruſſiſchen Koloß richtete, kam eine der Heerſäulen durch ein Ländchen, deſſen Namen ich verſchweige, zu einer Hauptſtadt, die hier Hardau genannt ſey, weil ſie ganz anders heißt, und wo die Herrn vom Generalſtab nebſt andern bevorzugten Weſen in den geräumigen Häuſern der langgedehnten ſchnurgeraden Straßen bequeme Unterkunft fanden, während die minder begünſtigten Abtheilungen in den Dörfern lagerten, und die Voltigeurs nach Niedergereuth vorgeſchoben wurden, das mit ſeinen zerſtreuten Gehöften zwiſchen Hardau und Rußland liegt, wenn ſchon nicht mitten inne, ſondern unverhältnißmäßig näher an der beſagten Stadt, umgürtet von grünen Wieſen, beſchirmt von einem mächtigen Eichenhain, zwiſchen deſſen weit auseinander geſtellten Stämmen unter dem dichten Laubdach ſich's viel anmuthiger luſtwandelt, als in der regelmäßigſten Säulenordnung.

Mit der Austheilung der Lagerſtätten ging es im Dorf nach dem Beiſpiel, welches im Großen von oben herab gegeben ward; die Offiziere kamen zum Herrn Pfarrer und zum Röſſelwirth, Feldwebel und ſonſtige

* Kaſtner, Verwalter (wird Kaſtalter ausgeſprochen).

Unteroffiziere in den Engel und zu reichen Großbauern; unser Johannes aber mußte ziemlich weit seitwärts laufen, bevor er das kleine Haus erreichte, dessen dürftiges Aussehen selbst dem müden Soldaten nicht sonderlich anlockend erschien, so daß er ziemlich mürrisch in die Stube trat, wo ihm ein alter Bauer den Quartierzettel abnahm. „Gott zum Gruß, und nehm' Er sich die Freiheit, sich zu setzen, Er ist beim Bierenmost-Heiner völlig daheim," sagte der Greis mit ruhiger Freundlichkeit und rief dann mit schallender Stimme: „Mutter!" — „Was soll's?" rief es von außen entgegen. „Wir haben Einquartierung." — „Schon wieder? das nimmt ja gar kein Ende." — „Nur Ein Mann für dießmal, und dazu kein Wälscher. Mach, daß er etwas zu essen bekommt." — „Wird's wohl erwarten können."

Die Stimme des Weibes klang gallenbitter und stimmte sogar die bescheidenen Erwartungen des Soldaten noch herab, ohne daß er sich sonderlich getröstet fühlte, als der Bauer mit pfiffigem Lächeln zu ihm sprach: „Mach Er sich keine Sorge, die Bäuerin ist nicht halb so bös, wie sie sich stellt." — Einen wirksamern Trost, als ihn die vernommenen Worte gewähren konnten, brachte der Wirth bald darauf in einem Krüglein Obstwein von eigenem Gewächs; er hieß nämlich nicht umsonst der Bierenmost-Heiner, sondern führte den Uebernamen von dem Most, welchen er aus Birnen zu bereiten verstand wie sonst keiner im Dorf. Bei dem Krug und einer Pfeife Knaster vergaß der Soldat die trüben Aussichten auf die drohende Unzulänglichkeit der Mahlzeit, plauderte unbefangenen Muthes mit dem Bauer, mit den von der Arbeit heimgekehrten Söhnen und Knechten, mit der alten Bäuerin, die eine gewaltige Schüssel voll Kartoffeln hereinbrachte, und in der That nicht so bös war, wie sie sich gestellt.

„Setz' Er sich her, junger Kerl," sagte sie zu Johannes, „wie heißt Er?" — „Hansjockel," versetzte der Soldat. — „Wie Milch und Blut sieht er aus, aber wer weiß, was die Russen noch aus dem armen Tropf machen werden," sprach die Alte zum Heiner, der erklärend einschaltete: „Die Bäuerin, muß Er wissen, hat selber drei solche Springinsfeld unter den Soldaten; wo sie nun einen Muttersohn in zweierlei Tuch vor sich sieht, da fallen ihr auch gleich unsere drei Schlingel ein und es wird ihr ganz weichlich um's Herz herum ..." — „Dir aber gewiß nicht, Alter!" unterbrach ihn das Weib in gutmüthigem Spott.

Während dieser Wechselreden hatten die jungen Männer bereits die Kartoffeln, nach dem Eisenbahnbaukunstausdruck, in Angriff genommen, um vorläufig davon so viel zu enthülsen, als jeder ungefähr zu verzehren gedachte, woraus der Soldat schloß, daß noch etwas nachkommen müsse. Das hatte er richtig errathen, und wenn ihn daher die stattliche Platte voll Pippeleskäs * nicht zu überraschen vermochte, so überraschte ihn doch um so mehr die Trägerin dieser Schüssel. Denkt euch eine Bauerndirne von etwa sechzig Pariser Zoll Höhe, und bei dieser nicht übertriebenen, aber doch nicht ganz gewöhnlichen Größe schier übermäßig voll und rund, von einer Fülle, für deren markige Gesundheit der Ausdruck strotzend ganz eigens gemacht ist, mit brennendrothen Wangen und Lippen, deren in's Zinnoberhafte hinüberspielende Färbung trefflich zu der braunlichen Haut, dem dunkeln Haar und den großen blitzenden Augen sich schickte. Doch ist es nicht genug, daß ihr euch nur eine überkräftige junge Dirne, einen gewöhnlichen „Trampel" vorstellt, ihr müßt diesem Wesen auch regelmäßig hübsche Gesichtszüge verleihen, deren Reiz nicht allein auf dem Jugendschmelz ihrer sechzehn Jahre beruht, ihr müßt der Agathe so feine Hände und Füße zuerkennen, als sie bei den Arbeiten der Hirtin und Mäherin irgend nur denkbar sind, und vor Allem dürft ihr nicht aus den Augen setzen, daß in Zügen und Benehmen ein gewisser tiefsinniger und entschlossener Ernst sich zeigte, den auch ihre Reden nicht der Lüge zichen, und welchem sie es verdankte, daß sie an jedem Morgen ihren Milchkarren nach Hardau hinein bringen konnte, ohne sich vor den Zudringlichkeiten nicht nur der jungen Herrn fürchten zu müssen, denn diese sind gewöhnlich nicht allzuschwer abzuweisen, sondern auch unbehelligt von grauen Hagestolzen, von Wittwern, und sogar von schmeerbäuchigen Hausvätern zwischen vierzig und sechzig Jahren, den allerschlimmsten Hechten in Städten, wo die altbürgerliche Zucht und Sitte für Aberglauben gilt, wo der Handwerker Morgens um zehn Uhr beim Frühstücksschoppen sich in der Wirthsstube einen Platz für den Abend bestellt, damit er Weib und Töchter nicht etwa durch seine Gegenwart belästige, und wo ... Doch was gehen uns die Türken an!

(Fortsetzung folgt.)

* Weißer Käse, in Norddeutschland Quarkkäse genannt.

Die Bedeutung der Meteorsteine und Sternschnuppen für das Weltall und die Erde.

Eine wissenschaftliche Phantasie.

Wenn wir nicht vor Kurzem aus Humboldts Kosmos den Abschnitt über Sternschnuppen und Meteorsteine gegeben hätten (s. Nr. 39—45), so müßten wir vielleicht Anstand nehmen, die folgende wissenschaftliche Phantasie mitzutheilen. Da nun aber der große deutsche Beobachter den Lesern auseinander gesetzt hat, was man auf dem

heutigen Standpunkt der Forſchung über jene kleinſten Weltkörper wirklich weiß oder mit Wahrſcheinlichkeit vermuthet, ſo iſt durchaus keine Gefahr dabei, wenn man ihnen jene merkwürdigen und räthſelhaften Erſcheinungen zur Abwechslung in phantaſtiſcher Beleuchtung vorführt.

Wenn man in einem dunkeln Zimmer hinter ein Licht eine kreisrunde, undurchſichtige Scheibe ſtellt, ſo wirft dieſe Scheibe an die gegenüberſtehende Wand einen Schatten, deſſen Formen je nach der Lage der Scheibe und des Lichts ſehr verſchieden ſind. Hat die Scheibe gleiche Richtung mit der Wand, wird ſie mit ihr parallel geſtellt und befindet ſich das Licht gerade hinter der Scheibe, ſo hat der Schatten die Form eines Kreiſes. Wird aber die Scheibe gegen das Licht etwas ſchief geſtellt, ſo bildet der Schatten einen gedrückten Kreis, der mehr lang als breit iſt und den man in der Sprache der Wiſſenſchaft eine Ellipſe nennt. Neigt ſich die Scheibe noch ſchiefer gegen das Licht, ſo wird das Verhältniß der Länge zur Breite noch größer, der Kreis noch mehr gedrückt, die Ellipſe noch länger und ſchmäler. Bei ſehr ſchiefer Stellung des Lichts und der Scheibe endlich erhalten wir Formen, die nur noch auf der einen Seite durch eine Wölbung ſtreng begrenzt ſind, auf der andern aber ohne Grenze ſich ausdehnen, alſo unendliche Schatten. Die Formen dieſer unendlichen Schatten nennt die Wiſſenſchaft paraboliſche und hyperboliſche Linien.

Alle Formen, welche man vom Schatten der Scheibe erhält, zuſammen auch Kegelſchnitte genannt, kann man daher eintheilen in ſolche, die von allen Seiten begrenzt ſind, und in unendliche. Die begrenzten Schatten, alſo die elliptiſchen, und die unendlichen, alſo die paraboliſchen und hyperboliſchen, ſtehen aber nach der Berechnung in einem merkwürdigen, ſich gegenſeitig ergänzenden Verhältniß. Die elliptiſchen Linien verhalten ſich nämlich zu den hyperboliſchen, wie die Verneinung zur Bejahung, das Negative zum Poſitiven, ſo daß man durch die Umkehrung der Werthe die Größen der entgegengeſezten Linien finden kann, während die paraboliſchen, in der Mitte zwiſchen beiden ſtehend, die Verbindung derſelben darſtellen. — In jeder geſchloſſenen Linie der erſten Art, in jeder Ellipſe, liegt gleichſam wie in einem Kern oder Ei eine entgegengeſezte Linie mit den unendlichen Flügeln einer Hyperbel verborgen. Man kann aber auch umgekehrt einer jeden ſolchen unendlichen Figur durch die Umkehrung der Werthe die Flügel zerbrechen und ſie in den engen, begrenzten Raum einer Ellipſe einſchließen.

Dieſe Linien zuſammen bilden den Vorhof in das große, unermeßliche Reich der höhern Geometrie. Sie ſind von großer, weitgreifender Bedeutung in vielen Zweigen der angewandten Mathematik. Beſonders ſind ſie vom größten Werth für die Sternkunde; denn die Bahnen aller Planeten ſind Ellipſen, wie zuerſt der große Kepler nachgewieſen hat. In der neueren Zeit hat man die Bewegungen von fünf- bis ſechshundert Fixſternen zu beobachten begonnen und auch bei dieſen elliptiſche Bahnen gefunden. Auch die Kometen bewegen ſich in Ellipſen, wenn gleich in ſehr langgeſtreckten, ſo daß man der einfacheren Berechnung wegen ihre Bahnen oft als paraboliſche annimmt und ihre Umlaufszeiten nur durch die Vergleichung mit früheren Erſcheinungen deſſelben Weltkörpers findet.

Nun lehrt aber die höhere Mechanik, daß alle Weltkörper nicht bloß in elliptiſchen, ſondern auch in paraboliſchen und hyperboliſchen Bahnen ſich bewegen können. Die Wiſſenſchaft zeigt, daß bei einem Uebergewicht der Schwerkraft über die Schwungkraft die Bahnen elliptiſche, alſo in ſich geſchloſſene, nach allen Seiten begrenzte ſind, während bei einem umgekehrten Verhältniß die Bahnen unendlich, nämlich paraboliſch oder hyperboliſch ſeyn müſſen. Ein Weltkörper mit einer ſolchen Bahn wird ſich nur einmal um ſeinen höhern Schwerpunkt bewegen, um ſich ſodann in's Unendliche von demſelben zu entfernen und niemals zurückzukehren, auf dieſem Weg aber andern Mittelpunkten ſich zu nähern. — Da nun alle bis jezt bekannten Weltkörper, alle Planeten, Kometen und Fixſterne nur in elliptiſchen, geſchloſſenen, in ſich zurückkehrenden Bahnen ſich bewegen, die Wiſſenſchaft aber ſo beſtimmt zeigt, daß dieſe Bahnen nur einen Theil, und zwar den kleinern Theil der möglichen Bewegungen ausmachen, ſo iſt man zu der Frage veranlaßt, ob es nicht auch Weltkörper gibt, die in den andern möglichen Linien laufen, in paraboliſchen oder hyperboliſchen?

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Theaterweſen.

Indeſſen iſt der Plan doch etwas anders. Der Tänzer Taglioni und ſeine Schweſter, Marie Taglioni in Paris, und ſeine Schwägerin, auch eine Tänzerin, und noch einige Andere haben ihre Nothpfennige zuſammengelegt, und was an anderthalb Millionen, nämlich in preußiſchen Thalern, fehlte, haben einige kunſtliebende Bankiers zugelegt. Dafür haben ſie verſchiedene Häuſer in der Jägerſtraße gekauft und die daran ſtoßenden in der Parallelſtraße, der franzöſiſchen. Durch dieſe Häuſer wollen ſie Paſſagen, nach dem Pariſer Muſter, mit Glasüberdachungen brechen laſſen, ſo viel ich weiß, zwei von der Jägerſtraße nach der franzöſiſchen und durch dieſe im rechten Winkel noch eine längere Paſſage, welche in der Wallſtraße münden ſoll. Dadurch wird den Berlinern ein großer bedeckter Spaziergang und den

Kaufleuten werden gegen hundert bis zweihundert Prachtläden eröffnet, in welchen die Berlinerinnen bei Regenwetter trockenen Fußes von Laden zu Laden spazieren können. Berlin wird ungemein verschönert, es wird Baulichkeiten erhalten, die ihm bisher fehlten, und in den Rang der größten Städte vermittelst dieses Bazars erhoben werden. Außerdem wird, weil die Miethen der Kaufläden schwerlich die Interessen der anderthalb Millionen decken dürften, an dem einen Ausgang der Passage nach der Wallstraße zu ein Theater erbaut. In dieses Theater wird Jedermann, der bezahlt, Zutritt erhalten, es werden keine Abonnements eingerichtet, und die Gensdarmen und Polizeibeamten sollen sich wenigstens öffentlich so wenig als möglich zeigen. Dann wird Alles, so weit es sich thun läßt, für Bequemlichkeit, Unterhaltung, Vergnügen und Lust der Einwohner, mehr aber noch der Fremden eingerichtet seyn. An Restaurationen, an Foyers, wo die, welche sich in dem großen Berlin vergebens suchen, leichter finden können, wird es nicht fehlen. Für Augen und Ohren wird gesorgt seyn, Marmor, Spiegel, Gold und Purpur soll die Wände decken, so daß Berlin wirklich zu Ehren kommen wird vor dem Auslande, und so viel ich höre, wird auf dem Theater selbst alles, was die Lachlust und die Sinne einer gebildeten Stadt kitzeln kann, sich versuchen. Das in lezterer Zeit so sehr vernachläßigte Ballet soll hier weder von Sophokles, noch Shakespeare, noch Tieck und Aristophanes beeinträchtigt werden, und auch gegen die unangenehme Politik, welche dem Theater überhaupt jezt so viel schadet, hoffen die Unternehmer einen siegreichen Kampf zu bestehen. Die Concession und das Geld ist da, und das Publikum wird auch nicht fehlen. So geben wir denn mit Vertrauen einem neu Werdenden entgegen, welches allerdings etwas von dem abweicht, was wir erwarteten; aber Niemand kann leugnen, daß es etwas ist, was in die Zeit eingreift.

Der rüstige, geschickte und bewegliche Schauspieler und Schriftsteller Schneider wird als Hauptdirigent genannt. Andere wollen behaupten, daß derselbe das königsstädtische Theater kaufen wolle. Lezteres hielte ich für wünschenswerther. Das Königsstädter Theater wäre das rechte Feld für seine Kraft. Ich zweifle nicht, daß gerade Hr. Schneider daraus noch etwas machen könnte. Da gehören derbe Skizzen, starke Schlaglichter hin, in denen er als Schriftsteller und Darsteller Meister ist; auch ist der Humor, wie er in Berlin zu Tage kommt, ihm nicht fremd. Schneider würde freilich einige Arbeit haben, denn bevor er schaffen könnte, müßte er fortschaffen; aber wir trauen ihm die Energie und die Ausdauer zu. Was die Herren und Damen in dem Theater futurum an der Passage wollen, das können sie selbst ausrichten, es wird nach Pariser Vorbildern kopirt werden, und Herr Schneider ist dazu nicht nöthig. Man sagt indeß, der zeitige Besizer des Theaters, der Ritter Ecrf, wolle die Kunst nicht ganz aus der Hand geben, sondern sie nur verpachten, Hr. Schneider wolle sie aber eigenthümlich erwerben. Ich habe seit Jahren dieses Theater nicht besucht und will den Versicherungen nicht unbedingt Glauben schenken, daß der Schauspieler Kunst, welcher jezt dort gastirt, das einzige an Kunst Erinnernde in diesen Hallen sey. Da werden jezt lauter hochtragische Dramen gegeben, Otto von Wittelsbach, Wilhelm Tell u. s. w.; ja selbst Shakespeares geharnischter Schatten würde über die Bretter schreiten, wenn derselbe nicht so unvorsichtig gewesen wäre, auf die Titel seiner Dramen das Wort Tragödie zu schreiben. Denn nur darauf kommt es an, ob ein tragisches Stück dort gegeben werden darf oder nicht. Ein Wink für künftige Dichter, vorsichtiger als Shakespeare zu Werke zu gehen, damit man ihre Werke à deux mains gebrauchen, nämlich auf zwei Theatern, dem Hof- und Volkstheater, spielen kann. Auf den Inhalt kommt es gar nicht an, nur auf die Bezeichnung.

Sonst wird noch mancherlei vom Theater gesprochen. Die Waage, auf der Spontini und Graf Brühl balancirten, schwebt noch immer zwischen Meyerbeer und v. Küstner. Daß Jeder den Andern in die Luft schnellen möchte, liegt in der Natur der Sache; Beide können sich nie vertragen, wenn sie es mit ihrer Sache ernst meinen. Hier wird auch die neue Constitution nichts helfen; selbst wenn wir ein Ober- und Unterhaus bekommen, läßt sich die Sache dennoch nicht arrangiren. Es sind zwei uranfängliche, gleich berechtigte Potenzen. Warum wagt man nicht den Schnitt, der sie theilt? warum die Concession zu einem ganz neuen Theater, wo es weit leichter war, beide zu trennen und aus den Theilen zwei Ganze herzustellen? Weil es dem Publicum nicht anvertraut werden soll, daß das Schauspiel sich selbst erhalten könnte, aber die Oper der Zuschüsse bedarf? Die Zuschüsse sind ja aber ein unleugbares Factum. Warum will man es nicht eingestehen, daß man sie der Oper und dem Ballet gewährt? Selbst eine Nationalrepräsentation würde dagegen nicht viel einzuwenden haben; es ist eine Luxusausgabe, die ein großer Staat verantworten darf. — Auch von einem andern Streit, zwischen Fräulein v. Hagn und Madame Crelinger, wird viel gesprochen, von einer Cabinetsordre über das Alterniren ihrer Rollen; da aber das Alterniren der bisherigen Besizerin der Rollen nicht gefiel, und sie, auf ihre Rechte trozend, ihren Vertrag für gebrochen erklärte und kündigte, erfolgte eine Declaration aus unserem bekannten Berichtigungsbureau, welche den Sinn jener Ordre umdrehte. In dieser Berichtigungskunst macht unsere Zeit Epoche; die ganze Bedeutung derselben wird aber erst die spätere Geschichte zu würdigen wissen. — Zu Maria von Webers deutschem Denkmal ward seine Eurvanthe gegeben und hat einen reichen Ertrag abgeworfen. Ueber Tiecks Blaubart verspare ich mir einen Bericht auf ein nächstes Mal; die Krankheit eines Schauspielers hat die Wiederholungen einstweilen aufgeschoben. Von einem neuen Dichter, Wiener, ist ein Trauerspiel: „die Waise von Lucca," über die Bretter gegangen. — Ob der Zufall oder der ehemalige Oberist Brederek das Opernhaus 1843 in Brand gesteckt hat, weiß ich nicht zu sagen. Seine Selbstanklage ist außer Zweifel, und daß er ein Mensch ist, zu dem man sich der That vielleicht versehen kann, auch daß er viele Umstände angegeben hat, welche sie, wenn nicht wahrscheinlich, doch möglich machen. Auf der andern Seite sind aber in lezter Zeit so viele falsche Selbstanklagen vorgekommen, und es ist gewiß, daß viele Herumtreiber, namentlich im Winter, im Gefängnisse und Zuchthause ein besseres Unterkommen suchen und finden, als ihnen die Straße und die Zufluchtsorte der Armuth und des Verbrechens gewähren, so daß Polizei und Justiz durch die Erfahrung zur äußersten Vorsicht genöthigt sind. In früheren Zeiten würde das Urtheil freilich auf solche Anzeigen schnell erfolgt seyn; hier kann nur eine sehr strenge und geheim gehaltene Untersuchung die Wahrheit ermitteln. Damit sey nichts zu Gunsten des geheimen Gerichtsverfahrens gesagt; aber jedem Criminalprozeß, der nicht öffentlich genug seyn kann, muß eine geheime Voruntersuchung vorangehen, die nur so eingerichtet seyn muß, daß sie nachher vor der Oeffentlichkeit sich nicht zu scheuen hat.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. März 1845.

Labant philosophorum menies sub norum lapidum ponderibus.
P. M. Terzago.
1660.

Die Bedeutung der Meteorſteine und Sternſchnuppen für das Weltall und die Erde.

(Fortſetzung.)

Sollte hier der Menſchengeiſt reicher, produktiver ſeyn als der ſchöpferiſche Gottesgeiſt? ſollte ſich dieſer gerade mit dem beſchränkteſten der möglichen Fälle begnügt haben, mit der Form, bei welcher die Negation gilt ſtatt der Poſition, wo die verneinende, zuſammenziehende Schwerkraft herrſcht über die vorwärts ſtrebende Fliehkraft? Sollte es nicht auch Weltkörper geben, in denen die Schwungkraft über die Schwere herrſcht, und die in ihrem Sieg unendliche Linien, alſo hyperboliſche oder paraboliſche Bahnen durchlaufen? Sollte es nicht auch Welten geben, in denen die Bejahung gilt, ſtatt der Verneinung, Welten, bei denen die Gefangenſchaft des Seyns unter die Schwere aufgehoben iſt, wo die Siegel der Beſchränkung gelöst ſind?

Es iſt zwar immer ein gewagter Schluß, aus der Möglichkeit einer Form auf ihre Wirklichkeit; aber hier, beim innigen Wechſelverhältniß, in welchem Ellipſen und Hyperbeln immer zu einander ſtehen, ſo daß beide nur als die Kehrſeiten eines Ganzen anzuſehen ſind, drängt ſich ein ſolcher Schluß unwillkührlich auf, und damit die Frage nach den Weltkörpern, in welchen die Bejahung herrſcht. Indeſſen zeigt uns die ſorgfältigſte Beobachtung aller bekannten Weltkörper auch nicht die Spur davon. — Von einer ganz andern Seite, auf ganz unerwartete Weiſe iſt aber die Wiſſenſchaft in neuerer Zeit der Auflöſung dieſer Frage näher gekommen.

Durch nähere Beobachtung der Lufterſcheinungen überzeugte man ſich von der Thatſache, die man früher für unmöglich gehalten hatte, daß hin und wieder Steine vom Himmel fallen. Bald machte ſich auch die Anſicht geltend, die immer mehr ſich befeſtigt und Anerkennung findet, daß dieſe herunterfallenden Steine nicht im Luftkreis entſtanden ſeyn können, ſondern aus den weiten Räumen herkommen, in denen die größern Weltkörper ſich bewegen, daß ſie ſelbſt kleine Weltkörper ſind, die mit der eigenthümlichen Geſchwindigkeit der großen, alſo in einer Sekunde mehrere Meilen weit, forteilen. Als man, auf dieſe Erſcheinungen aufmerkſam geworden, ſie ſorgfältiger beobachtete, fand man auch bald, daß ſie weder ſo ganz ſelten, noch der Maſſe nach ſo ganz unbedeutend ſeyen. So fiel, um nur einige neuere Fälle zu erwähnen, im Jahr 1834 in Braſilien, ſechzig Meilen von Rio Janeiro, mit donnerähnlichem Getöſe ein förmlicher Regen von Steinen, welche eine Strecke von zehn Meilen bedeckten, mehrere Schuh tief in den Boden einſchlugen, viele Thiere tödteten und 1 bis 80 Pfund ſchwer

waren. Im Jahr 1841 fiel ein Steinregen bei Iwan in Ungarn, wodurch eine Fläche von mehreren Quadratſtunden mit einer großen Menge, über 300,000 Centnern Bohnerz ähnlicher Steinchen bedeckt wurde. Nach Schreibers Berechnung ſollen in einem Jahr gegen 600 größere und kleinere Steinfälle vorkommen. Höchſt wahrſcheinlich ſind aber die Maſſen, welche zu uns herunter kommen und ſichtbar werden, nur ein ganz kleiner Theil derer, die, uns unſichtbar, in unſerer Nähe vorbeiziehen, und ein noch kleinerer Theil der überhaupt im Weltraum beſtehenden. — Im Zuſammenhang mit dieſen Maſſen ſtehen vielleicht auch die beſonders von Schwabe in neuerer Zeit beobachteten Lichtfunken oder Lichtflecken von ſehr weißem, intenſivem ſonnenähnlichen Lichte, die ſich zwiſchen der Erde und der Sonne zu bewegen ſcheinen, ſo daß jene kleinen Weltkörperchen nicht bloß verbrannte und todte Schlacken, ſondern auch Wolken von Dunſt und Feuer zu ſeyn ſcheinen, und das, was zu uns herunter kommt, nur verbrannte Reſte derſelben.

Die Bahnen, welche dieſe Meteore verfolgen, haben nun nach den bis jezt vorliegenden Erfahrungen ſämmtlich die Formen der Parabel und Hyperbel, und nicht der Ellipſe. Sie ſcheinen dadurch gerade den Gegenſatz der Bahnen darzuſtellen, welche die großen Weltkörper beſchreiben. Die Bahnen ſind parabolisch bei denjenigen jener Körper, welche auf die Erde herunter fallen, und hyperboliſch bei denen, welche ſich, wie man oft bei Sternſchnuppen ſieht, bei der Annäherung nur gegen die Erde hinunter neigen, um dann, ohne ſie zu berühren, wieder aufwärts zu ſteigen und im unendlichen Weltraum ſich zu verlieren.

Man kann nun freilich dieſe Meteore nur dann beobachten, wenn ſie in unſern Luftkreis kommen, und man könnte deßhalb annehmen, ihre paraboliſche oder hyperboliſche Bahn ſey nur durch die Annäherung an die Erde, durch den ſtörenden Einfluß, den dieſelbe auf ſie ausübt, durch die Perturbationen bedingt, und die urſprüngliche Bewegung vor dieſer Störung erfolge auch in der Linie der Ellipſe. Zeigt ja doch die Beobachtung, daß auch die großen Weltkörper bei ihren Annäherungen an einander von ihren elliptiſchen Bahnen abgelenkt werden, daß ſie Perturbationen auf einander ausüben und während dieſer Störungen ihre Bahnen vorübergehend eine hyperboliſche Form annehmen. Aber bei der Kleinheit und der großen Menge dieſer Weltkörperchen müſſen Perturbationen bei ihnen viel häufiger vorkommen und weit bedeutender ſeyn, und ſo könnten denn die dieſen Störungen entſprechenden hyperboliſchen Linien hier nicht Ausnahmen, ſondern die Regel ſeyn, ſo daß ſie nicht um einen Mittelpunkt kreiſten, ſondern in wellenförmiger Bewegung, gegen viele Anziehungspunkte ſich neigend, den Weltraum durcheilten und ſo dazu beſtimmt wären, zwiſchen allen Theilen des großen Ganzen eine Verbindung herzuſtellen.

(Schluß folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Der gute Molsheimer war von dem Anblick der Dirne ſo betroffen, daß er zweifelsohne keinen Biſſen hinuntergebracht hätte, wäre nicht das allgewaltige Bedürfniß eines zwei-und-zwanzigjährigen Magens nach einem Tagmarſch unter dem Gewehr mit Sack und Pack geweſen. Indeſſen darf nicht verſchwiegen werden, daß Johannes bedeutend weniger Erdäpfel verſpeiste, als er ohne Agathens Erſcheinung zu ſich genommen haben würde, ſo daß der Bauer ihm bemerkte, er möge beileibe keine Umſtände machen, die Koſt ſey ihm von Herzen gegönnt, was übrig bleibe, komme doch nur in den Treg für die Schweine, und von den Schweinen ſelber könne er erſt etwas erhalten, wenn er um Weihnachten zur Metzelſuppe wieder kommen wolle. „Wer weiß, wo zu Weihnachten die polniſchen Wölfe Ihn gefreſſen haben," meinte die Bäuerin; „darum laſſ' Er ſich's ſchmecken, ſo lang Er noch beißen kann." — Agathe aber ſezte lachend hinzu: „Wenn Er einmal mit den Herrſchaftspaßen fliegen muß, ſo wird Er zu allerlezt verhungern, ſo wenig braucht Er, um ſatt zu werden." — „Ich will ſchon beſſer einhauen, Jungfer," verſezte Johannes, „wann wir zwei einmal Mann und Frau ſind." — „Das wird ſchön ſeyn," verſezte ſie gleichmüthig, „bis Er mir etwa unverſehens in den Melkkübel rutſcht und darin erſäuft."

Nach dem Eſſen hieß die Bäuerin ihre Tochter den Gaſt zur Ruhe bringen. Das Mädchen ergriff mit der Linken das Gewehr und den Torniſter und führte an der Rechten den Soldaten im Dunkeln eine ſchmale Stiege hinauf zu einer Kammer, wo ſie, die Muskete in die Ecke lehnend, ſprach: „Schlaf' Er wohl, und wenn Er im Bett verloren geht, will ich Ihn morgen Früh herausklauben. Jezt aber laſſ' Er meine Hand los." — „O liebe Agathe," ſeufzte Johannes, „Sie hat mir's wahrlich angethan," wobei er ihren vollen, ſteinharten und doch ſo lebenswarmen Arm an ſein Antlitz drückte. „Was ſchwazt Er doch ſo buntſcheckig!" verſezte ſie leis und weich. „O du herzige Agathe," fuhr er fort, „könnteſt du mich nur halb ſo lieb haben, wie ich dich, ich wär' der glücklichſte Menſch unter der Sonne!" Sie gab keine Antwort, und der kühne Werber hielt den Augenblick für geeignet, der Angebeteten zu Füßen zu fallen, wie er es

in Paris gelernt hatte. Nun hätte die ländliche Schöne es allenfalls gelten laſſen, wenn er den Arm um ihre Hüfte gelegt, weil die „buntſcheckigen“ Redensarten des närriſchen kleinen Burſchen ihr eben nicht mißfielen; unbekannt jedoch mit den großſtädtiſchen Ueberſchwänglichkeiten bei einer Liebeserklärung, erſchrack ſie über das plötzliche Niederfallen, und glaubte ſich im Stande der gerechteſten Nothwehr zu befinden, als ſie ihren Anbeter mit allzu unbefangener Derbheit von ſich ſchüttelte und dabei ausſchlug wie ein wildes Füllen, das ſie war. Als ſie jedoch in ihrer einſamen Schlafkammer angelangt, nicht gleich entſchlummern konnte, wie ſonſt, kamen ihr allerlei Gedanken über den Auftritt, ſtieg ihr die Ahnung auf, ſie könne ſich doch geirrt und übereilt haben, und behielt endlich die Ueberzeugung von ihrem eigenen Unrecht die Oberhand, bevor ſie voll bitterer Reue und angſthafter Unruhe einſchlief, um ſich einer bisher ihr ganz unbekannten Pein überantwortet zu ſehen. Agathe nämlich hatte „noch nie geträumt,“ wie wir uns auszudrücken pflegen, wenn wir ſo einen recht derbgeſunden, bärenhaften Schlaf bezeichnen wollen, aus welchem auch nicht der ſchmalſte Steg der Erinnerung von der Seelenthätigkeit im Traum zum wachen Zuſtand hinüber führt; nun träumte ſie zum erſtenmal in ihrem Leben, und die neue Bekanntſchaft war keine angenehme.

Am Morgen ließ die Dirne ſich nicht vor dem Gaſte blicken, der ſeine Suppe auslöffelte, den eingeſchenkten Schnaps trank, mit einem „'gelt's Gott!“ dem Bauer und der Bäuerin zum Abſchied die Hand reichte, und in ſeinem verſtockten Sinn auch nicht einmal nach der Agathe fragte. Durch das Fenſter rief ihm die Alte noch nach, ihre drei Buben im Feld zu grüßen. „Werd' nicht ermangeln,“ gab er zur Antwort, bog um die Ecke und that nicht dergleichen, als nähm' er Agathen wahr, die mit der Sichel das bethaute Gras am Rain neben dem Weg abſchnitt, und ebenfalls that, als ſäh' und hörte ſie nichts. Die Weiber beſitzen eine ganz eigene Kunſt, heimlings durch die Wimpern zu ſchielen; davon aber wußte der Johannes noch nichts, obſchon er ſogar länger in Paris geweſen war wie jener, der von ſeinen „zwei Jahren“ ſo viel Aufhebens macht; er glaubte daher in allem Ernſt ſich nicht bemerkt, daher in der Erwartung getäuſcht, ſtramm und trotzig vor den Augen des Trampels vorüberzuziehen, und um die mangelnde Aufmerkſamkeit zu erregen, rief er: „Guten Morgen, Jungfer, bleib' Sie geſund und tugendhaft, und Gott vergelt's, was Sie mir zu Liebe gethan.“ — Im erſten Augenblick wollte Agathe ſpöttiſch antworten: es habe leicht ſeyn können, und der Herr Soldat möge einſtweilen ſo vorlieb nehmen; und ſicherlich würde eine ſolche Entgegnung eingeleitet haben, was das Mädchen ſehnlichſt wünſchte, nämlich Red' und Wiederrede, worin eine Erklärung über das grobe Verſehen hätte vorkommen können. Statt deſſen jedoch behielt ſie die ſpitzige Antwort für ſich, ſchon darum, weil ſie nicht im Stande war, ſo in aller Geſchwindigkeit nur einen Laut über die Lippen zu bringen, und ſtarrte den Fremdling aus großen Augen an, der ihr Erröthen nicht wahrnehmen konnte, weil die hohe Färbung des Antlitzes keine auffallende Steigerung mehr zuließ, und der, mit einem höhniſchen Gruß vorübergegangen und nimmer umblickend, die Thränen nicht ſah, wie ſie, den erſten großen Tropfen eines Gewitterregens vergleichbar, über die ſtrammen Wangen auf das Buſentuch niederperlten. Dieſe Thränen hätten ihn ſicherlich gebannt, wenn er ſie geſehen, und wär' er ſo eilig geweſen wie er es nicht war, da er noch überflüſſig Zeit hatte, zum Verleſen recht zu kommen.

Niemand wird es Kaſthalters Hannsjockel verdenken, wenn er auf den blanken Schneegefilden Rußlands die rothen Backen der Dirne vergaß, welche ſein zärtliches Entgegenkommen ſo ſchlecht vergolten hatte, und es iſt kein Wunder, daß er das ganze Land nicht wieder erkannte, als er nach irgend einem Treffen des ſchlachtenreichen Jahres Dreizehn nach Hardau kam, und von Niedergereuth ſo wenig mehr wußte, als von des Bierenmoſt-Heiners Trampel. Er hatte überhaupt keinen andern Gedanken im Kopf, als an den Ueberdruß, welchen ihm der Soldatenſtand verurſachte. Nicht jeder iſt zum Helden geboren, und der Johannes war es ſchon gar nicht, obſchon er ſich's nie hatte anmerken laſſen, wie ungern er in's Feuer ging, wie das Blitzen und Knallen ihn verblüffte, und wie leid es ihm that, nach einem Menſchen zu ſchießen oder zu ſtechen. „Denn hat nicht jeden,“ pflegte er zu ſich ſelber zu ſagen, „jeden einzelnen von allen den vielen Tauſenden, eine Mutter ganz eigens geboren, geſäugt, gepflegt, und hat ſie nicht für ſein Leben gebetet, als hinge das Heil der ganzen Welt daran? Im Krieg aber wird das ſo liebreich und ſorgfältig aufgezogene Menſchengewächs abgemäht wie der Klee, der alle vier Wochen wieder nachwächst. Das iſt verdrießlich, und wenn ich mich auf gute Art von dem wüſten Geſchäft losſchrauben könnte, ſoll mich Gott! ich thät's.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Die Conſtitutionellen. — Confeſſionelle Zwiſte.

Sehr kluge Leute haben immer ſehr kluge Hypotheſen. Das Theater! in Berlin! und zu Anfang des Jahrs 1845! oben an in der Unterhaltung! das hat ſeine Bedeutung!

Warum läßt die Censur dieſe Artikel über den Billetverkauf zu, welche offenbar nach Artikel IV. der Censurverordnung zur Erregung des Mißvergnügens gegen die Obrigkeiten verleiten? Iſt denn den rheiniſchen Cenſoren nicht unterſagt, Bittſchriften zuzulaſſen, welche ſchon abſchläglich beſchiedene Geſuche erneuern, weil dieß Unzufriedenheit gegen die Regierung hervorrufe? Und ſind dieſe Bittſteller um Theaterbillets nicht in demſelben Falle? Was wollen ſie anders, als die Gemüther aufregen gegen den königlichen Intendanten, Herrn v. Küſtner! Weßhalb wird er preisgegeben, wenigſtens einſtweilen, den Angriffen der Berliner Volkswuth? — Ja, es geben hier wunderbare Dinge zu, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen ließ; ich meine nämlich die gegenwärtige Staatsphiloſophie, die Schellingſche. Die vormalige Staatsphiloſophie, die Hegelſche, träumte und träumt zwar noch viel davon, aber eine abgeſetzte Philoſophie kommt hier nicht in Betracht. Es iſt ein Gegenſtand, von dem ſich ſo viel ſagen ließe, daß ich lieber gar nichts davon ſage, um nicht zu viel oder zu wenig geſagt zu haben. Der 9te Februar iſt vorüber, aber wie Caſſius fragt: was iſt ein Name? ſo frage ich: was iſt ein Tag? Dreihundert fünf und ſechzig hat das Jahr, warum ſollte gerade der neunte Februar zur Geburt von Verfaſſungen beſonders prädeſtinirt ſeyn? Die Wolke ſchwebt noch über unſerem Horizont. Ob ſie ſchwanger iſt mit einem befruchtenden Regen, mit zuckenden Blitzſtrahlen, oder nur mit Donnerſchlägen, wer weiß es! Conſtitution, das Wort, welches für ſo Viele einen Zauberklang übt, hat hier nicht dieſelbe magiſche Wirkung. Kluge Leute fragen wohl: was iſt ſie, und was bringt ſie, und wer hat ſie gemacht? Die hieſige Stimmung iſt im Grunde nicht anders als in unſern Provinzen; aber hier, wo man dem Quell, dem Herz, dem Focus näher iſt, und die Hände und Arme und Geiſter näher kennt, welche in der Conſtitutionsſchmiede arbeiten könnten, kann man die Hoffnungen, die auswärts laut werden, nicht ſo unbedingt theilen. Kann uns ein Wort, ein Name glücklich machen, wird es uns das zurückbringen, was wir ſchon längſt unſer wähnten, was aber der Mährchentraum der letzten Jahre wieder in weite Nebelfernen zu entrücken ſchien? Werden damit nicht neue Nebel kommen? — Noch hundert Fragen mehr, von den verſchiedenſten Standpunkten aus, vielleicht recht thörichte Fragen, aber ſie ſind ſo natürlich. Unſere eigenen Provinzialſtände, wenn wir ſie uns als Reichsſtände denken, flößen uns nicht das Zutrauen ein, daß ſie es beſſer machen würden, als es iſt. In den Provinzen iſt es freilich anders. Der ſeltſamen Spannung ungeachtet iſt daher die Erwartung eigentlich gering, und man wartet ab, mehr mit Faſſung als mit Ungeduld, was da kommen wird. Das Volk ſtand in der Spandauerſtraße vor dem Landſchaftshauſe und gaffte hinauf nach den Fenſtern, ob ſie ſich an jenem Sonntage nicht öffnen würden und ein Herold die Conſtitution herauswerfen. So ganz äußerlich hat es die Sache aufgefaßt, nämlich die Sache, mit der das Gerücht ſchwanger ging. Daß hinter der Windgeburt ein ernſthafterer Kern ruht, verbergen ſich die Ernſthafteren nicht. Daß dieſer Kern ſchon zu einem unſichtbaren Baum aufgewachſen iſt, deſſen Wurzeln und Aeſte ſich weit verzweigen, im Bewußtſeyn und Gefühl der Nation, daß dieſer Baum ſchon ſo ſtark iſt, daß er gegen Grillen und Vorurtheile, gegen die Luftzüge aus Weſten und Oſten feſt ſteht, daß er nur des Wortes bedarf, um aus dem Unſichtbaren in die Erſcheinung überzugehen, darüber iſt unter denen, die ſehen wollen, kein Zweifel. Daß dieſes energiſche Wort aus voller, freier, königlicher Ueberzeugung kommen werde, iſt die Zuverſicht oder die Hoffnung der alten Preußen, die an ihrem hiſtoriſchen Staate feſthalten; nur iſt ihr preußiſch hiſtoriſcher Staat ein anderer, als die hiſtoriſch chriſtlich germaniſche Schule uns aufreden möchte. Sie mögen ſich nicht von dem Vertrauen losreißen, daß der König die Verkörperung der nach vorwärts ſtrebenden freien Gedanken ſey, und daß dieſer Gedanke nicht abirren könne von dem Ziele, welches er ſeit mehr als hundert Jahren verfolgt. So begrüßten ſie denn auch das Gerücht wenigſtens als ein freudiges Zeichen, daß ihr Vertrauen gerechtfertigt ſey. Sonſt ſteht die Eröffnung des märkiſch-lauſitziſchen Landtags mit den hieſigen Sympathien in gar keinem Connex. Was dort in der Spandauerſtraße geſprochen und beſchloſſen wird, iſt für Berlin ganz gleichgültig. Es circuliren hier allerdings Petitionen um Preßfreiheit, Judenemancipation und andere Dinge, welche dort abgegeben werden ſollen, und es mag praktiſch von Nutzen ſeyn, wenn dieſe Fragen recht oft und eindringlich wiederholt werden; denn wenn etwas immer und immer wieder geſagt wird, ſo öffnen ſich doch am Ende auch die verſchloſſenſten Ohren; aber da man für den Augenblick gar nichts davon erwarten kann, halten Viele dieſe Petitionen für zwecklos und ſogar für die gute Sache herabſetzend. Doch können darüber die Anſichten verſchieden ſeyn.

Der Magiſtrat und die Stadtverordneten ſind auch verſchiedener Anſichten, nicht darüber, ſondern über verſchiedene andere Dinge. Bei dem Mangel an jedem Organ weiß man indeß nichts Beſtimmteres darüber, als was das Gerücht und demnach die Zeitungen mittheilen. Deſto offener werden die confeſſionellen Kämpfe beſprochen. Die gute Wirkung, daß man hier keiner Aengſtlichkeit Raum gab, zeigt ſich ſchon jetzt. Ergehen ſich etwa die katholiſchen Diſſidenten in vagem Geſchwätz, in deſtruktiven Theorien? Es mag Manches noch ſeyn, wie es nicht ſeyn ſollte, aber es klärt und läutert ſich, da Jeder offen ausſpricht, was er denkt und will. Täuſchung findet hier nicht ſtatt, und die Exceſſe, welche bei einigen der erſten Verſammlungen vorfielen, hatten ihren ſehr ſpeziellen Grund, welcher zum Theil mit in der erſten Unbekanntſchaft mit dem lag, was man wollte. Jetzt fangen die Elemente, die nicht mehr zuſammen gehören, an ſich zu ſcheiden. Daß die Conſervativen und Anhänger Roms das Ihrige thun, den Abfall zu verhindern, daß ſie in Heftigkeit gerathen, iſt ja ſo natürlich und menſchlich, daß man vernünftigerweiſe nicht darüber ſo außer ſich gerathen und denuncciren ſollte. Aber auch auf dieſer Seite müßte man ſich eigentlich darüber freuen, daß der Diſcuſſion keine Schranken geſetzt ſind. Werden die Gegengründe etwa nicht gehört? Die Rede des Kaplan Ruland über die Reliquienverehrung hat hier verdiente Aufmerkſamkeit gefunden. Dagegen bedauern wir, wenn es gegründet iſt, daß dem Kaplan Ruland die Herausgabe einer katholiſchen Zeitſchrift nicht geſtattet worden. Wenn man, mit vollem Recht, der neuen Entwickelung oder Löſung in der katholiſchen Kirche nicht entgegen tritt, ſondern ſie verſuchen läßt, ihren eigenen Weg zu finden, ſo müßte man auch den Gegnern die in der natürlichen Freiheit begründeten Waffen der Abwehr und des Angriffs laſſen. Ich möchte daher jenes Verbot noch bezweifeln. Wäre es doch angemeſſen, in dieſem Kampfe um Selbſterhaltung und Bewahrung ſo alter Rechte die gewöhnliche Cenſur am allermildeſten zu interpretiren.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. März 1845.

Weßhalb verbergen ſich dieſe Künſte? Iſt dies eine Weis darnach, Tugenden unter den Scheffel zu ſtellen? Ich dachte wohl, nach dem vortrefflichen Baue deines Beines, es müßte unter dem Gestirn der Gaillarde gebildet ſeyn.

Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Dieſer Wunſch des Loskommens wurde noch lebhafter durch das, was der Voltigeur in Hardau erlebte. Wenn nämlich dieſer kleinen Hauptſtadt auch ſo manches fehlte, eine Oper mit ſtattlichem Ballet mangelte ihr ſogar nicht in der ſchweren Kriegszeit. Die Sänger und Sängerinnen insgeſammt ſtammten aus Italien und wurden Molinaro geſchrieben, wenn ſie etwa zufällig Müller hießen, die Leute vom Ballet dagegen waren ohne Gnade Franzoſen, die in gleichem Fall ſich der Umwandlung in Meunier unterwerfen mußten. Nun fügte es ſich, daß Johannes zum Lampenputzer in's Quartier gelegt wurde, der an nichts Ueberfluß beſaß, als an Kindern, und zu dem Soldaten ſprach: „Wenn Ihnen mit einem Billet für die heutige Vorſtellung gedient iſt, ſo bedienen Sie ſich; es iſt das Einzige, was ich Ihnen zu bieten vermag, da ich vorausſehe, daß Sie nicht geſonnen ſind, die Krabbelwaare da für Spanferkel zu nehmen.“ — Gutmüthig lachend entgegnete Johannes: „Schmierig genug wären die Krapauzen allenfalls dazu, lieber Herr Flaſchenmayer, aber viel zu dürr.“ — „Wie ſollten ſie fett werden?“ ſeufzte der Lampenputzer, „ſie eſſen faſt gar nichts.“ — Dem Soldaten hüpfte das Herz im Leibe vor Vergnügen, einmal wieder nicht nur in's Theater zu kommen, ſondern auch tanzen zu ſehen, und um ſo mehr rührte ihn die Bemerkung, die Kinder äßen faſt gar nichts, denn er begriff auf der Stelle die trübſelige Urſache ſolcher Enthaltſamkeit, und in ſeiner aus Rührung und Behaglichkeit gemiſchten Stimmung theilte er mit der Familie ſein Commisbrod und eine Speckſeite, die er im lezten Nachtlager erobert, ohne eine Wurſt darnach zu werfen; die Wurſt hatte er vielmehr gegeſſen und den Speck ganz einfach mit dem Bajonnet aus dem Rauchfang gegabelt.

Den Abend hindurch ſchwamm er bei dem langvermißten Anblick der Lampen und alles deſſen, was ſie beleuchteten, namentlich aber der geſtrickten Hüllen der Herren und Damen Meunier, in einem Meer von Entzücken, und ſeine Begeiſterung war ſo gewaltig, daß ſie ihn in den Stand ſezte, ſeinem erſtaunten Wirth zu Hauſe einige der geſehenen Schritte und Wendungen in einer Weiſe wieder vorzutanzen, welche dieſen, einen Kenner durch lange Erfahrung, zu dem Ausruf bewog: der Soldat müſſe nothwendigerweiſe einigen Unterricht in der höheren Tanzkunſt genoſſen haben, worauf der antwortete: „Ich war ein Balletänzer zu Paris, und wollte der Himmel, ich wär's wieder, denn das Soldatenleben iſt mir höchlich verleidet.“

Als am nächsten Vormittag der Kriegsmann vom Verlesen wieder heimkam, empfing ihn Flaschenmayer mit geheimnißvoll wichtiger Amtsmiene, zog ihn in eine Ecke und sprach leise zu ihm: „Sie sagten doch gestern Abend, Sie würden für Ihr Leben gern einmal wieder bei einer Vorstellung mitwirken?“ — „Ja freilich hab' ich's gesagt.“ — „Sehen Sie, Sie sind ein gar liebenswürdiger junger Mensch, und so hab' ich mich befleißigt, die Gunst der Kleinen mit Ihnen aufzuführen. Merken Sie wohl auf, mein Werthester. Wie ich vorhin just meine Arbeit für den Morgen beschließe, indem ich die Lampen in der großen Mittelloge aufhänge, kommt der Herr Intendant herein mit dem Theaterdiener, um hochselbst ihm zu zeigen, wie Lehnsessel und Stühle für den Abend zurechtgestellt werden sollten. Die allerhöchsten Herrschaften erhalten nämlich vornehmen Besuch, und des Herrn Oberstbofmeisters Excellenz haben deßwegen ein ausführliches Schreiben an die Hoftheaterintendanz erlassen, damit ja nichts versehen werde. Der Theaterdiener geht, um das Nothwendige zu besorgen, und der Herr Intendant stellt sich an die Brüstung und sieht auf die Bühne, wo just eine Dekorationenprobe gehalten wird. „Aber was machen Sie denn?“ ruft er dem „Resischör“ zu, „weßhalb lassen Sie die Grotte weg?“ — „Wir brauchen sie nicht, Herr Graf,“ antwortet der von unten her, und wird mit dem „sie“ wohl die Grotte gemeint haben, denn es ergab sich, daß der Grottentanz nicht stattfinden solle, weil der eine Waldteufel krank geworden sey, dessen Rolle die andern Choristen nicht übernehmen können, die Solos aber als zu gering nicht wollen. Der Herr Graf fluchte und wetterte nicht übel. Die ganze Vorstellung sey verpfuscht, meinte er. Es ist nämlich zu wissen, daß Fräulein Liddy's Triumph just der Grottentanz ist, und sie es dem Intendanten gewiß nimmermehr vergäbe, wenn sie vor den französischen Offizieren und den fremden Herrschaften dieses Triumphes beraubt würde. Ich nahm mir ein Herz und sagte: „Halten zu Gnaden, Herr Graf, ich könnte vielleicht helfen.“ — „Er?“ fragte der Herr, „Er wird wieder etwas Schönes vorbringen.“ — Ich ließ mich nicht abschrecken, erzählte tapfer von meinem Soldaten, der eigentlich ein Tänzer aus Paris sey, gestern Abend Proben seiner Kunst abgelegt habe . . .“ — „O,“ unterbrach Johannes den Redseligen, „den Waldteufel hab' ich wohl zwanzigmal getanzt.“ — „Das haben Sie mir ja gestern erzählt, ich hab' es nicht vergessen, und nun kommen Sie zur Probe.“ — „In der Uniform?“ — „Man wird Ihnen in der Garderobe ein passendes Gewand geben, auf Befehl des Herrn Intendanten, der ausdrücklich bemerkt hat, daß weder Ihre Vorgesetzten, noch die Zuschauer oder die übrigen Theaterleute zu wissen brauchen, wer der Waldteufel eigentlich sey. Kommen Sie, mein allervortrefflichster Plänkler, und lassen Sie Ihre Künste spielen.“

Der Soldat erhob zwar noch einige Einwendungen, weil ihm im Grunde nicht gar wohl bei der Sache war; aber es hieß hier mit doppeltem Recht, daß dem leicht gepfiffen ist, der gern tanzt, und in der nächsten halben Stunde genoß Johannes die lang entbehrte Wonne einer Probe, die er ganz leidlich und zur völligen Zufriedenheit derer bestand, die hier zu entscheiden hatten; denn wenn auch dem erfahrenen Blicke nicht entging, daß der Tänzer ein wenig aus der Uebung gekommen, so wollte Liddy doch um jeden Preis einen Waldteufel, weßhalb sie wohl auch mit einem so schlechten vorlieb genommen hätte, als ihn ohne völlige Zerstörung des Eindrucks zuzulassen nur möglich gewesen wäre, und der neue Tänzer war nichts weniger wie schlecht, sondern nur ein Bischen — verlegen läßt sich nicht sagen, weil er sich weder befangen zeigte, noch in dem lezten Jahr auf der Bärenhaut gelegen hatte. Liddy erklärte sich zufrieden; was Liddy recht war, nannte der Intendant gewiß nicht unrecht, und was dieser befahl, mußte der Regisseur, in der Theatersprache „Resischör“ genannt, wohl oder übel vollführen, wenn er es nicht heimlich hintertreiben konnte.

(Fortsezung folgt.)

Die Bedeutung der Meteorsteine und Sternschnuppen für das Weltall und die Erde.

(Schluß.)

So hätten wir uns denn die Räume zwischen den großen Weltkörpern nicht leer vorzustellen, sondern erfüllt mit unzähligen Massen und Stoffen, die, wie sich auch ihr Totalgewicht zu der Masse der großen Weltkörper verhalte, dieselben an Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit weit übertreffen, in denen die endlos vorwärtsstrebende Schwungkraft statt der Schwerkraft herrscht, das Positive überwiegt statt des Negativen, in denen die unendlichen Linien statt der endlichen zur Entwicklung gekommen sind.

Wäre dem aber so, ließe sich da nicht auch ein bedeutender Einfluß dieser kleinen Weltkörper auf die großen, und zunächst auf unsere Erde denken? Sollte nicht schon die innige, sich gegenseitig ergänzende Wechselwirkung, in welcher die elliptischen mit den parabolischen Bahnen stehen, darauf hinweisen? Ein solcher Einfluß erscheint aber auch nach andern Betrachtungen möglich. Diese kleinen Körper können allerdings keine Störungen auf den Lauf der großen ausüben, wie dieß bei den

Annäherungen dieſer untereinander der Fall iſt. Deſto bedeutender könnten aber jene, wenn ſie der Erde nahe kommen, auf einzelne Theile derſelben, ja ſogar auf einzelne Weſen einwirken. Je mächtiger die Anziehungskraft eines großen Weltkörpers auf einen kleinen iſt, ohne daß dieſer die Einwirkung im Ganzen erwidern kann, deſto mehr könnte lezterer fähig werden, die erlittene Störung an den einzelnen Theilen und Geſchöpfen deſſelben zu vergelten, ſie namentlich von den Banden zu erlöſen, in denen ſie die Uebermacht des Ganzen, ſeine Anziehungs- oder Schwerkraft gefangen hält.

Bei der Geſchwindigkeit der Meteormaſſen, welche die einer Kanonenkugel wohl fünfzigmal übertrifft, ließe ſich ſelbſt ein mechaniſcher Einfluß plauſibel machen. Ein ſolcher ſoll aber, als ſicher der geringſte und unwahrſcheinlichſte, hier aus dem Spiel bleiben. — Da aber dieſe Maſſen in den höhern Regionen nicht ſowohl Haufen von Steinen zu ſeyn ſcheinen, als vielmehr Wolken von Feuermaſſen, die erſt in unſerer Atmoſphäre, zu Schlacken verbrennend, zu Steinen werden, ſo läßt ſich eine viel bedeutendere dynamiſche Einwirkung derſelben denken, die ſich vielleicht nicht augenblicklich, ſondern erſt nach längerer oder kürzerer Zeit äußert. Damit könnte die nächſte Urſache zu vielen Erſcheinungen auf der Erde, die bisher unerklärlich erſchienen, gegeben ſeyn. Bereits hat die Wiſſenſchaft die auffallende Witterungsveränderung an beſtimmten Tagen des Jahres mit den regelmäßig zu denſelben Zeiten ſich in großer Menge zeigenden Sternſchnuppen in eine freilich nur mechaniſche Verbindung gebracht. — Könnte aber nicht überhaupt die Witterung in vielen ihrer Momente durch ſolche kosmiſche Einflüſſe, und zwar dynamiſch, bedingt ſeyn, ſo daß etwa die herrſchenden Krankheitserſcheinungen, das Entſtehen und Vergehen der Seuchen, ja wegen der innigen Verbindung, in welcher die geiſtigen Kräfte mit den körperlichen ſtehen, mittelbar ſogar Geſinnung und Gemüthsſtimmung der Menſchen in gewiſſen Beziehungen und Graden vom Zuge jener Meteormaſſen abhängig wären?

Es iſt dabei noch in's Auge zu faſſen, daß die Größe der Einwirkung auf einen einzelnen Theil der Erde weſentlich bedingt wäre, durch die Richtung der vorbeieilenden Weltkörper und die Lage terreſtriſcher Gegenſtände gegen denſelben. Man weiß aus der Mechanik, daß die Wirkung eines Stoßes nur in einer einzigen Richtung von vielen tauſend möglichen die größte iſt, und noch dazu, daß die Wirkung eines in Form eines Bogens ſtatt in gerader Linie erfolgenden Stoßes nur in einem einzigen Punkte ihr Maximum erreicht. Beim großen Weg, den die vorbeieilenden Schwarme kleiner Aſteroiden zurücklegen, müßte ſich die geringſte Abweichung von der Richtung in der Wirkung bemerklich machen, und es könnte daher ein irdiſcher Körper durch die Annäherung einer Meteormaſſe ſtark, ein anderer benachbarter wenig oder gar nicht berührt werden. Auf dieſe Weiſe ließen ſich neben den Einwirkungen, die ganze Länder und Diſtrikte beträfen, auch ſolche denken, die ganz individuell nur für einzelne Weſen fühlbar würden. Dieſe vorbeieilenden und während der Annäherung an die Erde ſich gegen dieſelbe in einem hyperboliſchen Bogen herunter neigenden Wolken von Steinen, Feuer und Dunſt erinnerten an die Geſchoße, mit denen nach der Vorſtellung der Hellenen Apoll ſeine Opfer niederwarf; dieſe im raſchen Fluge ſich neigenden und über die Erde wegeilenden Wolken könnten aber auch die Träger ſegensreicher Kräfte ſeyn, ſolcher, welche in ganz anderer Weiſe als der Tod den Menſchen befreiten. Viele Räthſel des Erdenlebens könnten auf dieſem Wege eine Aufklärung erhalten. Jedenfalls werden wir jezt, da ſich einmal die Aufmerkſamkeit darauf gerichtet hat, von der Natur dieſer bisher ſo räthſelhaften Körper mehr und mehr kennen lernen, wenn auch zunächſt nur in mechaniſcher Beziehung, da dieſe von der Schwerkraft mehr befreiten Weſen in ihren Bewegungen nicht weniger feſten Geſetzen folgen werden als die bisher bekannten Weltkörper.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

Der Winter.

Bereits leben wir im Frühlingsmonat, kurz vor dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders, und noch immer knirſcht der gefrorene Schnee wie im kälteſten Hochwinter unheimlich unter den Tritten des Wanderers; ein ſcharfer, ſchneidender Oſtwind ſcheint ſich mit Gott weiß welchen telluriſchen, kosmiſchen und atmoſphäriſchen Einflüſſen gegen die belebenden Strahlen der Sonne verſchworen zu haben, welche nach einigen gelindern, bald wieder mit Schneefall verbundenen Tagen ſeit faſt einer Woche an der unverändert blauen Azurglocke des Himmels prangt, freilich mit einigen Flecken ausgeſtattet, denen Gruithuiſen die herrſchende Kälte wie gewöhnlich zur Laſt gelegt hat. Auf den Feldern liegt der Schnee fußhoch, an den Seiten der gangbar gemachten Feldwege und an den Stellen, wo man den Schnee aus den Straßen und Plätzen der Stadt auszuladen pflegt, hügelähnlich angehäuft. Die Sonne allein vermag ſchwerlich dieſe Maſſen hinwegzuſchmelzen; um ſo eher fürchtet man Ueberſchwemmungen, wenn ein mit warmem Regen verbundenes Thauwetter eintreten ſollte. Auch erinnert man ſich ſchon mit einiger Beſorgniß an den alten Kalenderſpruch: „Märzenſchnee thut den Früchten weh,“ obſchon der in den erſten Tagen des März gefallene Schnee nur Spielerei zu nennen iſt gegen den wahrhaft verſchwenderiſchen Schneefall, womit uns der Februar bedacht hat, der in dieſem Jahre ein gar ſtrenger Deſpot war. Die älteſten Leute können ſich eines ſo hartnäckigen, bis in die Mitte des Frühlingsmonats hinein

verlängerten Winters nicht erinnern. Wir haben an dem kälteſten Märztage in den Frühſtunden nicht weniger als 21° R. gehabt.

Natürlich leidet bei dieſer Winterſtrenge hier wie überall die ärmere Menſchenklaſſe außerordentlich; ja die Folgen dürften ſich auch noch künftig fühlbar machen, da ſo manche Erwerbszweige ohnehin im Winter in Stockung gerathen und viele arme Familien gezwungen ſind, ihre geringen Erſparniſſe bei einer ſo ſtrengen und hartnäckigen Kälte zuzuſetzen. So drängt ſich die große Frage der Zeit, der Pauperismus, mit doppelter Macht dem denkenden und fühlenden Menſchen auf. Man ſieht ein, daß alle Wohlthaten und wohlthätigen Anſtalten, an denen München wahrlich reich genug iſt, um ſich in dieſer Hinſicht mit jeder andern Hauptſtadt meſſen zu können, immer nur eine partielle Abhülfe gewähren. Nicht in der Ungleichheit an ſich zwiſchen Reich und Arm, Vornehm und Gering liegt das eigentliche Uebel, ſondern vielmehr in dem ſchlimmen, vielleicht nicht genug berückſichtigten Umſtande, daß der Aermere ſeinen Bedarf an Holz und Lebensmitteln unverhältnißmäßig theurer bezahlen muß als der Reiche, indem er nie ſo viel beiſammen hat, um wie dieſer ſeine Einkäufe in größern Maſſen und Portionen und daher wohlfeiler bewerkſtelligen zu können. Während z. B. der Reiche für ſeinen Holzbedarf zu gelegener Zeit, wenn Holz und Torf niedriger im Preiſe ſtehen, zu ſorgen und ſich Vorräthe in großen Maſſen aufzukaufen vermag, ſpart ſich der arme Arbeiter vielleicht ein paar Kreuzer am Brode ab, um ſeine Kinder nicht frieren zu laſſen, und kauft bei einem ſogenannten Salzſtößler eine Handvoll Scheite, ohne zu wiſſen, wovon er morgen ſein Stübchen warm machen ſoll. Die Salzſtößler aber verkaufen nach dem ſogenannten Apothekerpreiſe, und mit Recht äußert ein hieſiges Lokalblatt, daß ſich doch einmal ein fertiger Rechner finden möchte, um genau auszurechnen, wie hoch ein Klafter Holz, die Etuisſtückchen der Salzſtößler zum Maßſtab genommen, zu ſtehen kommen würde? Mit den Lebensmitteln iſt der Fall ganz derſelbe; in je geringeren Portionen man ſie kauft, um ſo theurer muß man ſie bezahlen. Alſo nicht darin, daß das Geſchick überhaupt eine Ungleichheit der Stände zugelaſſen hat, liegt die eigentliche Bosheit, ſondern darin, daß der Reiche, um in ſo größerer Ueppigkeit ſchwelgen zu können, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe wohlfeiler hat als der Arme, der, ſo ſeltſam dieß klingt, dem Wucher mehr ausgeſezt iſt als der Reiche. Und doch ließe ſich gegen dieſe Wucherei manche wirkſame Abhülfe treffen, worüber indeß ſich weiter zu verbreiten hier nicht der Ort iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Graf E. Raczinski. — Houwald.

Die Ronge-Czerskiliteratur hat für den Augenblick den Sieg über jede andere davon getragen. Ich fragte meinen Barbier, als einen Mund des Volkes, ob man von den Conſtitutionsgerüchten und der Spandauerſtraße viel ſpreche? Dazu hat man nicht Zeit, war ſeine Antwort, denn man ſpricht nur von dem Herrn Ronge und den neuen Katholiken. Alſo auch nicht mehr von dem Lokalverein für das Arbeiterwohl! Was aus dieſer Angelegenheit werden, ob man ſie im Kanzleiwege unter den Akten begraben wird, weiß Niemand. Sie würde dort neben dem Schwanenorden ruhen. Verſchiedene Induſtrielle hatten ſich neulich privatim verſammelt, um ſich nicht mehr über Grundſätze, ſondern über den effektiven Zuſtand der hieſigen Arbeiter zu beſprechen. Was davon bekannt wurde, klang praktiſch und vernünftig. Eine polizeiliche Bekanntmachung ſcheint auch dieſe Verſammlungen nicht mehr dulden zu wollen.

Drei betrübende Todesfälle erwecken ernſte Gedanken über die geiſtigen Richtungen, welche ſie vertreten: Graf Raczinski, Ernſt v. Houwald und Henrich Steffens. Graf Eduard Raczinski gehörte uns nur ſehr entfernt an; er wird oft irrthümlich mit dem Kunſtliebhaber, dem Grafen Anton Raczinski, ſeinem Bruder, verwechſelt, welcher, gegenwärtig als preußiſcher Geſandter in Liſſabon, ſeine koſtbare Gemäldegalerie hier, und darunter Kaulbachs Hunnenſchlacht, dem Publikum geöffnet hat. Graf Eduard Raczinski war und blieb Pole und Ariſtokrat, beides im edelſten Sinne des Wortes. Er konnte weder die nun wieder hinausgerückte und doch in der Ferne als Nothwendigkeit drohende Germaniſirung des Poſener Antheils ſeiner Nation, noch den eben ſo unabwendbaren, wenn zwar gleichfalls jezt wieder hinausgeſchobenen Prozeß, der zum demokratiſchen Nivellement der Stände führt, mit Gleichmuth anſehen. So wenigſtens wird er uns von denen, welche ihn näher kennen wollen, geſchildert; er ſey dem Unmuth über das, was nicht abzuwenden war, erlegen. Andere wollen den Grund nur in einem organiſchen Uebel ſuchen. Er ſtand uns fern, ſagte ich, aber ſein Schickſal flößt die regſte Theilnahme ein. Wir haben hier ſolche Ariſtokraten nicht, die ihr Vermögen und ihre ganze Thätigkeit patriotiſchen Ideen widmen und endlich ſich ſelbſt einem Gedanken opfern. — Der liebenswürdige Dichter Ernſt von Houwald war ſchon ſeit langen Jahren von der dichteriſchen Laufbahn abgetreten, welche ihm einſt einen gefeierten Namen erworben hatte. Dieſe ſanften Töne dringen nicht mehr durch in den Stürmen der Gegenwart; aber die gänzliche Vergeſſenheit, in die Houwald als Dichter verſunken war, mahnt uns an die oft gerügte Ungerechtigkeit unſerer Nation in dieſem Felde. Wer einmal ſo gewirkt, wer ſo entzückt hat, der lebte unter andern Nationen wenigſtens literarhiſtoriſch fort. Seine Dramen, ſeine Gedichte, ſeine Schriften ſcheinen aber faſt ſpurlos verſchwunden; kaum daß in literariſchen Notizen ſein Name erwähnt wird. Und man erinnere ſich, wie oft ſein „Bild," ſein „Leuchtthurm," ſeine „Heimkehr" auf den deutſchen Bühnen gegeben wurden, wie dieſe ſeine Dramen auch im Buchhandel reißend abgingen! Wären damals ſchon die Tantiemen eingeführt geweſen, ſo wäre Houwald, ehemals begütert, wieder ein wohlhabender Mann geworden. Er war den harten Schlägen, welche ihn getroffen, nicht erlegen; die allgemeine Achtung, welche den von der edelſten Humanität durchläuterten Ehrenmann überall begleitete und empfing, ein glücklicher Familienkreis und ein ehrenvolles Amt als Syndikus der Lauſitzer Stände hatten ſeine lezten Jahre verſüßt, obwohl auch dieſe von ſchmerzlichen Ereigniſſen für den Vater und Menſchen nicht frei waren. Als Syndikus war er auch bei den hieſigen Ständeverſammlungen thätig und ſogar, wer ſollte es glauben? von Arbeiten überlaſtet: Akten und Protokolle, auch wo nichts gefördert wird. Er ſelbſt ſoll ſich wohl in vertrauten Kreiſen darüber ausgeſprochen haben. Liberal durch Geburt, Vernunft und Sinnesrichtung, war er doch von zu ſanfter Gemüthsart, um das zu ändern, was er als gegeben verfand.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. März 1845.

Ninive war eine große Stadt Gottes, drei Tagereiſen groß. Und da Jona anfieng hineinzugehen eine Tagereiſe in die Stadt, predigte er.

Jona.

Die Stadt in England.

(ſ. Nr. 27—30.)

VI.

Ich rede nicht von meiner eigenen Erfahrung; ſo oft ich aber nach London gekommene Landsleute und Andere gefragt, welchen vorherrſchenden Eindruck die erſte Wanderung durch die Stadt auf ſie gemacht, war es meiſt der einer verwirklichten Idee der Grenzenloſigkeit. Und das begreift ſich leicht. Nehmen wir an, der Fremde wohne im Mittelpunkte der City und beginne von da ſeine Wanderung. Stunden lang geht es durch enge, ſchmutzige Gaſſen, wo bei jedem Schritte Karren und ſchweres Fuhrwerk aller Art ihn zwiſchen den gewichtigen Rädern und der nahen Mauer zu zermalmen drohen, und er iſt fortwährend in der City, von deren Glanz und Reichthum die geſchwärzten Speicher, die finſtern Gäßchen und die abgelegenen Schreibſtuben, in welchen am Schreine Mammons eine ewige Lampe brennt, dem Uneingeweihten einen ärmlichen Begriff geben. Gleichwohl pulſirt hier das Herzblut Englands; aber es fehlt an Zeit und Willen, an Raum und Gelegenheit, Glanz zu entfalten, ſich mit Reichthum zu blähen. Wie in Hamlets Bruſt iſt „das darin, was über's Zeigen geht,“ und ohne Führer bemühe ſich kein Fremder, den engen Hof zu entdecken, wo Rothſchild im Stande wäre, wenn auch nicht wankende Throne zu ſtützen, doch bankerotten Regierungen neuen Kredit zu verſchaffen. Für wen große Geſchäfte und viel Lärm untrennbare Dinge ſind, der ſieht ſich vergebens nach den Firmen um, deſſen Stehen oder Fallen irgendwie die Handelsintereſſen der ganzen Welt berührt. Hier herrſcht der Handel ruhmvoll und ſchrankenlos ohne das Geplärr und den Flittertand der Herrſchaft. Auf demantenen Felſen thronen hier Vertrauen und Kredit, und von hier aus bewäſſert der Strom der Unternehmung alle Länder, befruchtet ſie in ſeinem Laufe und fließt nur zurück, um zu neuer Befruchtung auszuſtrömen. Die Speicher krächzen unter der Laſt aufgehäufter Produkte aller Welttheile; eine ungezählte Handelsmarine trägt im Fluge friedliche Botſchaften von Pol zu Pol; Kapitaliſten greifen nach Gutdünken in die Geſchicke ferner Nationen und fürſtliche Kaufherren halten mit der Rechten und Linken die äußerſten Endpunkte zweier Indien. Solchen Verhältniſſen thut es keinen Eintrag, wenn der Gouverneur der Bank von England in einer beſcheidenen Taverne neben einem jungen Commis gleich dieſem eine Schöpskotelette ſpeiſt, wenn der Direktor des Oſt-Indien-Hauſes und ein Ladengehülfe an derſelben Schenkſtatte zu ihrem Mittagsbiskait ein Glas Sherry trinken und der Eigner von hundert

Schiffen am Tiſche eines Kaffeehauſes in einem düſtern Seitengäßchen von Cornhill mit dem Oberſteuermann eines Kauffahrteifahrers die Tagesneuigkeiten beſpricht.

Längs einer der ſtärkſten Schlagadern der Metropole, durch das große Thor, welches die City vom Weſtende ſcheidet, tritt der Fremde, von einer Menſchenfluth umwogt, aus der Fleetſtraße auf den Strand und erblickt mit ſtaunendem Auge, was bei weniger innerem Werthe mehr äußern Glanz hat. Die Gewölbe der Goldſchmiede, von der Diele bis zur Decke voll der reichſten Schätze, die Shawlgewölbe, hinter deren Spiegelſcheiben die erleſenſten Waaren jeder Auswahl genügen, die Emporien für Werke der Kunſt und „virtu,“ die in ihrer Anordnung Lehren des guten Geſchmacks geben, die unermeßlichen Lager der Gelehrſamkeit, die das Auge des Geiſtes gefangen nehmen — dieß und tauſend Anderes erdrückt, verwirrt den Fremden und macht ihn faſt glauben, daß alle Pracht und aller Reichthum der Welt hier zur Schau verſammelt ſeyn müſſe. Was würde er erſt denken und fühlen, kennte er die Geſchichte auch nur eines jener Gewölbe, die ſeine Aufmerkſamkeit theilen!

Der Fremde iſt auf Caring-Croß, zu ſeiner Linken der Palaſt des Herzogs von Northumberland, vor ihm die kleine Reiterſtatue Karls I., rechts auf hoher ſchlanker Säule Nelſon, in deſſen Rücken Georg IV. zu Pferd, weiter zurück neben der Kirche St. Martins in the fields die Nationalgalerie. Nach den Regionen der großen Kaufherrn und der Krämerariſtokratie befindet er ſich in den Regionen ihrer Kunden und der Konſumenten. Welcher Wechſel! In dieſem Stadttheil ſizt der Stolz auf prangendem Throne; Karoſſen mit Wappenſchildern in Menge, Schmetterlinge der Mode überall, prunkender Reichthum, kein produzirender Fleiß. Hundert Schritte weiter, und inmitten eines lebendigen Verkehrs, wo jede Quadratelle Grund und Boden Goldſtücke werth iſt, ſieht man vor einer kahlen Mauer. Vermuthlich ein Arbeitshaus oder ein Gefängniß? Nein, das maſſive Thor rollt auf eiſernen Schienen langſam und leiſe auseinander; ein blanker Poſtzug vor prächtiger Karoſſe tradt heraus und läßt einen geräumigen Hof gewahren mit Bildſäulen und Vaſen, im Hintergrunde einen koſtbaren Palaſt. Der Fremde will die offenbarte Herrlichkeit beſchauen; ein wohlbeleibter Cerberus wehrt es, wirft dem neugierigen Fremden einen Blick des Unwillens und das ſchwere Thor vor der Naſe zu. — Erzähle man nur von der Eiferſucht des Großtürken und von den Hütern ſeines Harems, von der Abgeſchloſſenheit eines Kloſters und der Unzugänglichkeit der Hôtels im Faubourg St. Germain. Da überall hineinzukommen, iſt Kinderſpiel im Vergleich zu der verlorenen Hoffnung, die erkluſive Abgeſchloſſenheit der Magnaten des Londoner faſhionablen Lebens zu durchbrechen. Und nichts gibt vielleicht einen klarern Begriff von den unermeßlichen Einkünften Mehrerer derſelben, als daß ſie unberechnete Summen an den Luxus ſetzen, ihre Stadtpaläſte mit Gärten, dieſe mit öden Mauern zu umgrenzen. Bei manchen würde der ſo angelegte Grund und Boden, zu Bauplätzen zerſchlagen, einen Zins abwerfen, größer als die Revenüen dieſes und jenes kleinen deutſchen Fürſten. Ein vom Fuße eines ſolchen Gartens abgetrenntes, zu einem Werft genommenes Stück bringt dem adligen Beſitzer jährlich achttauſend Pfund, über fünfzigtauſend Thaler ein, und für Abtretung des übrigen Gartens ſind ihm weitere 180,000 Pfund geboten und von ihm zurückgewieſen worden.

(Fortſetzung folgt.)

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Die Probe war vorüber, Johannes folgte dem Balletmeiſter und einem Geiger in ein Zimmer, um verſchiedene einzelne Wendungen nochmals einzuüben, womit ſie eben angefangen hatten, als draußen auf der Gaſſe die Trommeln den Generalmarſch raſſelten. Nun war der junge Mann mit Seel und Leib bei der Ausübung ſeiner Kunſt, aber — Es iſt freilich nicht ſchön, einen Menſchen mit einem Hund zu vergleichen, indeſſen ging es dennoch dem Johannes mit der Trommel um kein Haar anders als einem Ramaſſe, Othello oder Bruno mit dem Pfiff ſeines Herrn, den er nicht vernehmen kann, ohne ſogar im tollſten Rennen ſich plötzlich herumzuwerfen, als drängen ihm unter dem Ruck der Abrichtungsleine die Korallen in's Fleiſch wie in jenen unvergeßlichen Tagen, da er die Ausbildung zu ſeinem Beruf bei ſchmaler Koſt und reichlichen Prügeln erhielt. Hansjockel ſtürzte wie wahnſinnig von dannen, um ſeine Uniform aus der Garderobe zu holen, und es war ſicherlich nicht die Schuld ſeines böſen Willens, daß er ſich in den dunkeln Gängen verirrte, überall an verſchloſſene Thüren anprallte, und darüber die Gelegenheit verpaßte, überhaupt aus dem Gebäude herauszukommen. Am Ende mußte er ſich noch glücklich ſchätzen, nach zweiſtündigem Umherirren nur Licht, Luft und Ausſicht zu gewinnen, um von einer Speicherlucke aus zuzuſchauen, wie ſeine Kameraden in geſchloſſenen Reihen draußen auf freiem Felde den anrückenden Feind empfingen, bald darauf aber, von der Uebermacht hart gedrängt, einen Rückzug antraten, welcher einer Flucht ſo ziemlich ähnlich ſah.

Die Rolle des Zuſchauers hatte allerdings etwas Gemüthliches für Jemand, der, wie Johannes, dem

blutigen Handwerk nicht hold, dießmal nicht mitzumachen brauchte; aber die Lage hatte auch viel Bedenkliches, weil er weder als Ausreißer noch als Kriegsgefangener sonderlich lockende Aussichten vor sich erblickte. Indessen fügte sich alles freundlicher, als er in seiner Sorge gemeint. Sein Gönner, der Lampenputzer, legte ein gutes Wort bei Liddy und dem Intendanten für ihn ein; Abends tanzte er den Waldteufel vor einem zahlreichen Generalstab, der, wenn er auch keine französischen Uniformen trug, sich darum nicht minder artig gegen Liddy erwies, so daß diese bei dem Tausch durchaus nicht zu kurz kam, was sie sehr heiter und mithin zur Mildherzigkeit stimmte. Am andern Tag war Hansjockel ein angestelltes Mitglied des Balletchors und nannte sich Leblanc, nach dem Familiennamen seiner Mutter, da er, abgesehen von allen übrigen Rücksichten, durchaus einen französischen Namen führen mußte, und sich doch nicht füglich Brulejuif oder gar Rôtisseur de juifs schreiben konnte, obschon derlei abenteuerliche Uebersetzungen, im Scherz gesagt und im Ernst gemeint, wie der bekannte fromage de dôme aus dem Münsterthal, zu Straßburg manchmal vorkommen, und die Familie Judenbräter in der That ihren Jahrhunderte alten Namen von der Bedeutung seines Wortlautes herleitet; just aber die Erinnerung an den Wortlaut war zu vermeiden, weil Niemand zum Voraus wissen konnte, ob der Kaiser nicht eines Morgens plötzlich wieder nach Hardau kommen würde, um den Landesherrn zu bestrafen, der sich nach dem Abzug der Franzosen den Verbündeten zugesellt hatte, und um den Ausreißer beim Kragen zu nehmen, so derselbige fahnenflüchtige Soldat etwa wieder erkannt würde.

Vor den Franzosen hatte jedoch Jean Leblanc, im Munde des Theatervolks „der Tanzknopf" geheißen, gute Ruhe; der Kaiser dachte seiner nicht mehr, und es wär' ihm alles recht und lieb gewesen, hätten nicht die Nachwirkungen der in Rußland ausgestandenen Mühseligkeiten ihn in den ersten Wochen seines Hardauer Aufenthaltes auf das Krankenlager geworfen, wo er sich um so unglücklicher fühlte, als sein Uebel einer sorgfältigen Abwartung bedurfte, die er nicht erhalten konnte. Die Leute, bei denen er sich eingemiethet, waren viel zu herzlos, sich seiner anzunehmen; einen Schatz besaß er noch nicht, sein Freund und Gönner, der Lampenputzer, konnte kaum so viel Zeit erübrigen, ihn auf Augenblicke heimzusuchen; in's Spital aber wollte er sich nicht bringen lassen, weil in den von Kriegsgefangenen überfüllten Räumen desselben der Typhus wüthete. Aber Gott verläßt keinen Deutschen, auch keinen Deutschen von „drüben herüber," und sandte seinen Boten unter der Führung jenes wunderlich eigensinnigen Geistes, den wir Zufall nennen, wie wir ja auch von den Kometen sagen, sie wandelten regellose Bahnen, weil wir die Gesetze ihres Kreislaufes nicht verstehen, wir Layen nämlich, wie hier ausdrücklich bemerkt sey, um nicht die Gelehrten vom Fach vor den Kopf zu stoßen, oder gar die viel empfindlicheren Gelehrten aus Liebhaberei, die bekanntlich alles, und sogar noch etwas darüber wissen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Henrich Steffens.

Ein wie ganz anderer Geist, und doch in Gemüthsart ihm so verwandt, Henrich Steffens! Welche Revolutionen gingen in diesem ausgezeichneten Genius vor, welche Revolutionen hat er selbst mit angeregt, wie schwebte er in kühnem, trunkenen Fluge auf den Höhen der Menschheit und griff kühn in die Mysterien der Natur und der Gottheit, und blieb doch dabei der liebenswürdigste, der kindlichste Mensch! Steffens ist, wie ich schon anderwärts aussprach, einer der wenigen großen Geister, die keinen Feind hatten. Seiner Natur nach mußte er stets angreifen, er mußte von Zorn und Entrüstung sich fortreißen lassen und in der Kampfeswuth über die Schnur hauen, aber seine Waffen waren nie vergiftet. Die Wunden heilten; dem Zauber seiner Persönlichkeit konnte Niemand widerstehen. Er hat selbst sein Leben geschrieben, ohne es zu vollenden; aber es war so bedeutend, so eingreifend in eine große Zeit, daß es immer noch einmal von einer andern Feder geschrieben werden kann. Man ist einig darüber, daß seine Werke selbst, die er hinterläßt, weder in der Philosophie, noch in der Naturkunde, noch in der Aesthetik ihm das Denkmal setzen, welches seines Lebens Werth ausspricht. Es war die belebende Naturkraft, der Hauch Gottes in ihm, der ewige anregende Dichtergeist, der ihn zu einem bedeutenden Manne für seine Zeit gemacht. Es war eine große, eine lange Zeit, wo er gewirkt hat, aber diese Zeit war nun abgelaufen. Hier in Berlin stand er nur noch als eine Ruine, aber als eine großartig schöne Ruinie da, als eine Memnonssäule, welche dann und wann noch wunderbare Klänge von sich gibt. Er vertrug den Schmerz, daß seine Naturphilosophie nicht gesiegt, daß sie nur angeregt hatte, er bescheid sich selbst, daß er, anstatt an der Spitze einer herrschenden Ideengewalt, nur noch an der Spitze einer Opposition stand. Er vertrug sich freundlich mit denen hier, die seine Gegner seyn mußten, so in den Naturwissenschaften als in der Philosophie. Seine Milde ging in die Demuth über, daß er sich als Schüler zu Füßen Schellings niedersetzte, und von diesem Meister erwartete, was er selbst zu erringen aufgeben mußte. Er hatte sich nicht überlebt, aber die neue Zeit war ihm über den Kopf gewachsen. Er war kein Politiker, aber in poetischer Vorliebe den alten Traditionen anhängend, fand er sein Behagen nur in dem Spiele gesonderter Stände und Interessen. Er mochte sich in Momenten gestehen, daß eine neue Zukunft einbricht, vor der dieses schöne Spiel nicht mehr bestehen kann; aber vermöge seiner Schauer vor dem Geist Gottes in allen seinen Offenbarungen

unterließ er es in der lezten Zeit, gegen die neuesten Ideen feindlich zu Felde zu ziehen; vielleicht nachdem er selbst erkannt, wie unglücklich sein lezter Feldzug gegen dieselben in seiner lezten Novelle: die Revolution, abgelaufen war. Gern sich unterwerfend vor jeder Macht, die er anerkannte, so vor der des Geistes als der des Standes und der Geburt, war er doch nichts weniger als servil. Sein Freiheitssinn, sein Rechtsgefühl war unerschüttert. Die religiösen Kämpfe für das Altlutherthum waren die lezten, die er mit Anstrengung führte, aber auch darin war er sehr milde geworden.

(Schluß folgt.)

München, März.

(Fortsetzung.)

Kleiderluxus der dienenden Klassen. — Verein gegen Thierquälerei.

Ueberhaupt verfährt die bevorzugte Menschenklasse in ihren Urtheilen meist sehr schonungslos und unbillig gegen die geringere. Auch in München klagt man über den steigenden Kleiderluxus und schreibt ihm gern die angeblich oder wirklich steigende Noth in den untern Schichten der menschlichen Gesellschaft zu. Dieser Vorwurf könnte nur die dienende Klasse treffen; aber man bedenkt nicht, daß die Vornehmen selbst die Schuld tragen, indem sie es nicht bloß lieben, sondern es auch zur Sache des Anstands machen, daß ihre Mägde sich nicht bloß reinlich, was sich von jeder von selbst verstanden hat, sondern auch möglichst stattlich, selbst vornehm kleiden. Man puzt sie aus wie Luxusartikel, mit denen man Staat machen will, ja man verlangt sogar von ihnen ein gewisses vornehmes Gethue, eine Art Repräsentation. Mit der männlichen Bedienung, mit den Soldaten, die, nachdem sie jahrelang als Zierpuppen einherstolzierten, sich freilich wenig eignen, hinter dem Pfluge im Bauernkittel einherzugehen, ist der Fall ganz derselbe; kurz, man impft ihnen Allen Kleiderluxus, Vornehmthuerei und Ungenüge an ihrem angeborenen Stande ein, und wundert sich schließlich, daß sie sich überheben, wie vornehme Damen kleiden, wie vornehme Herren geberden, sich durch ihren Aufwand ruiniren, falsche Begriffe von Ehre entwickeln; wahrlich, diese Beschuldigungen sind eben so unhaltbar, als wenn man die jüngere Welt überhaupt der Ueberklugheit und Altemannsweisheit beschuldigt, denn es ist Niemand überklug durch sich selbst, sondern durch Erziehung und Verwöhnung. Jene Sucht, etwas äußerlich zu gelten und darzustellen, ist bei der dienenden Klasse in München freilich nicht so hervortretend, als an manchen andern Orten, doch macht sie sich vielfach bemerkbar und hat unter andern dazu beigetragen, die kecken Riegelhäubchen und das altbayerische Mieder immer mehr zu verdrängen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient der Münchner Verein gegen Thierquälerei, dem die meisten übrigen in Deutschland bestehenden Vereine gleicher Tendenz nachgebildet wurden, ohne ihn wenigstens an Umfang der Wirksamkeit und Menge der Filialvereine zu erreichen. Der Verein hatte hier Anfangs, wie sich von selbst versteht, mit allerlei Spöttereien und Vorurtheilen zu kämpfen, und noch hat er sie wohl nicht in allen Richtungen niedergekämpft, trotz der bedeutsamen und segensreichen Erfolge, die er errungen hat. Die Rohheit der niedern Volksklassen war natürlich gegen ihn, und Bequemlichkeit, Schlendrian und Hängen an alten Gewohnheiten suchen ihm auch jezt noch hemmend in den Weg zu treten. Aber auch in den höher gebildeten Klassen zeigte man sich, wenn auch weniger gehässig, doch lange Zeit gleichgültig gegen ihn, so lange man seine Tendenz verkannte; man glaubte ihn abgefunden zu haben mit der Aeußerung, daß ein Verein gegen die Menschenquälerei zuvörderst viel wünschenswerther und ein dringenderes Bedürfniß sey. Mehr und mehr nahm man aber wahr, daß das Bestreben des Vereins nicht bloß direkt gegen das Quälen und Peinigen der Thiere sich richte, obgleich auch in dieser Hinsicht die wohlthätigsten Folgen dieser Stiftung sich nicht verkennen ließen, sondern daß er überhaupt auf Humanisirung der roheren Volksklassen ausgehe. Sein Hauptprinzip, zu dem er sich in seinen Programmen bekennt, ist die Ansicht, daß Mitleid mit den Thieren die Menschen nothwendigerweise auch unter sich milder stimmt. Man brauche nur, wie es in den Programmen heißt, die berühmtesten Sammlungen merkwürdiger Criminalfälle, z. B. Pitaval, Pfister, Feuerbach zu lesen, um in den meisten Biographien der verstocktesten Verbrecher Grausamkeit gegen Thiere als einen hervorstechenden Charakterzug schon in ihren Kinderjahren zu entdecken. So habe sich der gräßlichste Vatermörder, der in diesen Schriften erwähnt werde, altenmäßig schon als Knabe daran ergözt, Hühnern die Augen auszustechen und sie dann vor sich herumtaumeln zu lassen. Der Verein sucht sich zu seinem Zwecke der Journalistik zu bemächtigen, namentlich der Volks- und Lokalblätter, und durch unentgeldliche Vertheilung von Druckschriften in möglichst weiten Kreisen auf das Volk zu wirken. So wurde 1843 eine Schrift „über die Mißhandlung der Thiere" nebst dem Jahresbericht in 20.000, 1844 eine Schrift ähnlichen Inhalts nebst dem Jahresbericht in 100.000 Exemplaren vertheilt. Das lezjährige Programm spricht mit Freuden von den schon errungenen Resultaten. Man könne jezt, wie es darin heißt, täglich auf der Straße sehen, wie sich die Hartherzigen vor der öffentlichen Meinung fürchten, wovon früher keine Spur wahrzunehmen gewesen sey; die öffentlichen Behörden, deren viele sich ehemals gar nicht darum gekümmert, wirkten immer mehr im Sinne des Vereins; die Spötter über Vereine und Strafen gegen Thierquälerei, „früher sehr zahlreich und eifrig in ihrer unedeln Thätigkeit," seyen schon sehr selten geworden und finden nur noch in wenigen Gesellschaften Anklang; die Schulkinder nähmen aus den Kirchen, aus den Schulen eine mildere Gesinnung mit nach Hause, das gemeine Volk, durch die öffentlichen Blätter unterrichtet, fange sich immer mehr seiner Grausamkeiten zu schämen an u. s. f. Von den Fortschritten des Vereins ist dieß ein Beweis, daß die Zahl seiner Mitglieder noch im Laufe des Jahrs 1842, wo er sich konstituirte, von 266 auf 1000, im Jahr 1845 aber auf 5000 angewachsen war, und daß schon im lezten Jahr im Umfange des Königreichs beinahe 80 Filialvereine bestanden. Gründer des Vereins ist bekanntlich der Hofrath Dr. Parner, ein Mann von ausgezeichneter Thätigkeit. Ihm gebührt das Verdienst, die Nüzlichkeit, ja die Nothwendigkeit eines solchen Vereins für München zuerst erkannt, oder doch die Idee, die ihm zu Grunde liegt, realisirt zu haben. Vorstand ist gegenwärtig der Bruder J. M. der Königin, Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg, unter dessen Auspicien der Verein an Ausbreitung, Einfluß und Ansehen ungemein gewonnen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. März 1845.

In love, the heavens themselves do guide the state;
Money buys lands, and wives are sold by fate.
Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

(Schluß.)

Das Milchmädchen, welches die Straße allmorgendlich mit Rahm und Milch, oder was ſo heißen mußte, zu verſorgen pflegte, war erkrankt, hatte deßhalb die Bedienung ſeiner Kunden einer Geſpielin aufgetragen, und weil dieſe nun in den Häuſern noch nicht recht Beſcheid wußte, ſo fügte es ſich, daß ſie, von dem eben bezeichneten Geiſte getrieben, die unrechte Thür öffnete, die aber juſt die rechte war, und bei dem Kranken eintrat. Ihr errathet, wer das Milchmädchen war, und zwar ſo leicht, daß ich mich ſchier es auszuſprechen ſchäme. Bei dem Anblick der ſtattlichen Dirne fiel es dem Johannes wie Schuppen von den Augen, und urplötzlich ſich erinnernd, wie er auf dem Hinweg nach Rußland durch Hardau gezogen, dachte er auch wieder an das vergeſſene Dorf Niedergereuth, an den Bierenmoſt-Heiner und an deſſen handfeſte Tochter. Nur den Groll hatte er vergeſſen, mit dem er dazumal an Agathe ſo trotzig vorbei und von dannen gegangen; vielleicht war es auch nur das Gefühl ſeiner verlaſſenen Lage, was ihn dem bekannten Geſicht gegenüber ſo weich ſtimmte; ſo viel aber iſt gewiß, daß er die Erſtaunte mit den Worten empfing: „Grüß' dich Gott, herzliebe Agathe.“ — „Ei,“ verſetzte ſie, näher tretend, „wenn er einen Schnauzbart hätte, würd' ich Ihn für den Hansjockel halten.“ — „Ich hab' ihn abgeſchnitten,“ erläuterte er. — „Ja ſo, er läßt ſich abſchneiden,“ ſagte ſie, ergriff die ſich ihr entgegenſtreckende feuchtkalte Hand und ſezte treuherzig hinzu: „Gott, Er iſt mir nimmer bös? Ich hab' es wahrhaftig nicht ſo ſchlimm gemeint, und gereut hat mich's hernach, Er glaubt gar nicht wie ſehr.“

Wehmüthig lächelnd beſchwichtigte Johannes dieſen kleinen Kummer, und zwar nicht ſowohl durch die Troſtgründe, an denen er es allerdings nicht fehlen ließ, als durch den größern Kummer, welchen die beiläufige Erwähnung ſeiner Lage der theilnehmenden Agathe verurſachte. Zwar lachte ſie, aber der Kranke verſtand recht wohl, daß es Thränen waren, die ſie in ſich zurücklachte, und nahm's ihr daher ſo wenig übel als die Bemerkung, er ſey doch ein recht armer Tropf, der ſich auch gar nicht zu helfen wiſſe. „Ich will dir aber ſchon helfen,“ fügte ſie hinzu, und hielt Wort.

Das ging fortan einen Tag wie den andern. Früh Morgens kam Agathe zur Stadt, richtete zuerſt ihre Schritte in das Haus, worin Johannes lag, um ihm guten Morgen zu ſagen und ſeine Kiſſen aufzulockern, dann verkaufte ſie ſo raſch als irgend möglich ihren Milchvorrath und was ſie etwa ſonſt noch von ländlichen Marktwaaren mitgebracht, und widmete den übrigen Tag

ganz ſeiner Pflege oder ſeiner Unterhaltung mit einer Aengſtlichkeit und zarten Fürſorge, welche einer dem Trampel nicht ſo leicht zugetraut hätte, weil nicht jeder weiß oder wenigſtens nicht immer daran denkt, daß in des Menſchen, vor allem in des Weibes Bruſt die Begeiſterung eines aufgehenden Gefühls einen beſſern Lehrmeiſter abgeben kann, als die ſorgfältigſte Erziehung, namentlich wenn die Begeiſterung in einer urſprünglich kräftigen und edeln Seele aufgeht, und daß die Erziehung mit allen ihren Berechnungen an einem erbärmlichen Geſchöpfe zu Schanden wird. Was die zwei, der Trampel von Niedergereuth und ſein „Schatz," in der langen Zeit alles mit einander geredet, haben ſie mir nicht anvertraut; ſie werden eben, denk' ich mir, einen kleinen Roman durchgeſpielt haben, der bei Agathens natürlicher Treuherzigkeit und unbefangener Aufrichtigkeit ohne überſchwängliche Schwärmerei und ohne allzufeine zerbrechliche Spitzen ſeinen Verlauf genommen haben mag, ſo wie auch nicht zu fürchten ſteht, daß die Dirne jenes Ausſchlagen wiederholt habe, welches Johannes ihr einſt ſo übel genommen, während er jezt ſie darum lobte. Auch hab' ich nicht erfahren können, was Agathe mit ihrem Vater geſprochen und was der alte Heiner zu dem Tänzer geſagt, aber ſo viel iſt gewiß, daß ſich eines Tags in der Stadt das Gerücht verbreitete: der Tanzknopf und der Trampel von Niedergereuth ſeyen ein Brautpaar.

Jean Leblanc lebt noch heutigen Tages als ein munterer Fünfziger, der ſich's wohl ſeyn läßt und ſeit einigen Jahren bequem macht, indem er ſeinen Ruhegehalt verzehrt und die Leitung der von ihm gegründeten Tanz- und Fechtſchule ſeinem zweiten Sohn übergeben hat; der älteſte Sohn iſt ſtädtiſcher Stallmeiſter, die Tochter eine auf Lebenszeit mit Zuſicherung eines Ruhegehaltes angeſtellte Hoftheatertänzerin, und aus dem Trampel von Niedergereuth iſt eine gute dicke Frau Mama geworden, die für ihr Leben gern in's Theater geht und ziemlich genau wieder zu erzählen weiß, was ſie hinter den Lampen hat vorgehen ſehen. Es iſt freilich wahr, daß ſie den Inhalt des Schauſpiels wie etwas wirklich Erlebtes in der vergangenen Zeit berichtet, aber das thut meine Nachbarin, die Frau Hofräthin, auch, und die hat doch von Kindesbeinen auf tagtäglich Schuh und Strümpfe getragen und nie einen Heurechen in der weißen Hand geführt.

Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Der Fremde geht ſeines Wegs weiter, und noch eine Zeitlang dauert der Wettkampf zwiſchen Kaufläden und Privatwohnungen fort. Dann hören erſtere auf und der Fremde ſieht ſich in einer herkömmlich ſogenannten „genteelen" oder anſtändigen Umgebung. Eine oder zwei engliſche Meilen weiter werden Raſenplätze und Stechpalmen in hölzernen Kübeln Mode. Vor den Fenſtern ſtehen Töpfe mit Reſeda, Hyacinthen, Geranium, Schlüſſelblumen und Oleander, und in ſchlimmer Selbſttäuſchung wähnt der Fremde, daß er gewiß nun dem Ende der Stadt ziemlich nahe ſey. Bald bemerkt er ſeinen Irrthum; was vor ihm, dehnt ſich länger, als was hinter ihm liegt. Vor ihm liegt das ungeheure London außerhalb der Stadt, und wenn der Abend ſeine Schatten wirft und die vorſtädtiſchen Fleiſcher ihre Gasflammen anzünden, iſt er etwa am Ende von Kenſington, beim Anfang von Turnham Green. Matt und müde verzichtet er auf ſeinen Entſchluß und kehrt in die City zurück, von nichts mehr überzeugt, als daß London wahrhaftig eine grenzenloſe Stadt iſt.

Das Ungeheure des vorſtädtiſchen London unterſcheidet die Stadt in England weſentlich von den größten Städten des Continents. Eine viertel, eine halbe Stunde über Paris hinaus wechſeln Sandhügel mit Gypsbrüchen, Felſen mit Windmühlen; vor den Mauern Roms breitet ſich in buchſtäblichem Sinn eine unabſehbar öde Fläche aus. London umgürtet ſich mit ſich ſelbſt. Gleich funfzig an einen Faden gereihten Aepfeln hängt Vorſtadt an Vorſtadt. Und dieſe Orte, die der witzige George Colman die Heimath der Elementarſchulen genannt, haben ein ſo eigenthümliches Gepräge, daß, wer ſie einmal geſehen hat, ſie nie verkennen kann. Sie ſchwärmen für Gartenbau und insbeſondere für einen Baum, oft nur ein Bäumchen in einem Kübel; ſie gefallen ſich in gleichförmiger Häßlichkeit und tödten einen mit ihrer ewigen, drei Fenſter breiten Fronte und einer kleinen, grün angeſtrichenen Hausthüre. In hoher Würde haben ſie ſich eine abgemeſſene Zahl Ellen von der Landſtraße zurückgezogen und laſſen ſich durch eine Leibgarde von Lanzen, die auf einer niedrigen Mauer aufgepflanzt ſind, gegen alle Zudringlichkeit vertheidigen. Sie radotiren für ausländiſche und lächerliche Namen. So heißen ein Dutzend an einander gedrangte Häuſer, mit der Ausſicht vorn auf eine kahle Mauer, hinten auf ein Irrenhaus, Optic Terrace; ein anderes Dutzend mit wenig beſſerem Proſpekt nennt ſich Paradise Prospect, und ſechs, zwei und zwei zuſammengewachſene Häuſer erfreuen ſich der Benennung: Mogg's Villas, Bugsby's Cottages und Gemini Place. Die Bewohner dieſer ausländiſchen Gegenden ſind minder reich als anſtändig; ſie wohnen hier aus Rückſicht für ihre Geſundheit und ihr — Einkommen, und wer ſie beſucht, gegen den erſchöpfen ſie ſich im Lobe einer mit Staub angefüllten Atmoſphäre, welche ſie ganz ernſthaft unter dem verführeriſchen Titel: friſche Luft, als überaus heilſam empfehlen.

Die hier angeſiedelten Krämer und Profeſſioniſten ſind in der Regel theuer und ſchlecht. Was man an Lebensbedürfniſſen braucht, läßt man aus der „Stadt" kommen und geht bloß in Fällen der Noth zu den vorſtädtiſchen Händlern, und dafür rächen und entſchädigen ſich dieſe durch ſchlechte Waare und hohe Preiſe. Es iſt Sache der Erfahrung, daß das Fleiſch weſtlich von der City jede Meile einen Penny — acht Pfennige — theurer wird, und ſo alles Uebrige, Hauszins und Steuern ausgenommen.

Neben der wirklichen Idee des Grenzenloſen drängt ſich dem beobachtenden Fremden Londons unendliche Mannigfaltigkeit auf, ſeine Unerſchöpflichkeit nicht bloß in Straßen und Squares, Gaſſen und Gäßchen, Höfen und Durchgängen, ſondern auch in menſchlichen Erſcheinungen, Beſchäftigungen und Zuſtänden. Die meiſten Städte Englands haben einen entſchiedenen, ihnen vorzugsweiſe eigenen Charakter. Es gibt Seeſtädte, wie Liverpool und Briſtol, Fabrikorte wie Birmingham und Mancheſter, Univerſitätsſtädte wie Cambridge und Oxford, Militärorte wie Chatam und Woolwich, Flottenſtadte wie Portsmouth und Plymouth, Bad- und Vergnügungsorte wie Cheltenham, Leamington, Brighton, Harrowgate, Bath. Die Stadt in England allein iſt Alles in Allem, Handels-, Fabrik-, Militär-, Univerſitäts-, See-, Vergnügungs-, geſchäftige, müſſige Stadt. Daher die endloſe Verſchiedenheit des Charakters in Londons überfüllten Straßen. Der Herzog und der Aſchenkärrner, der gemeine Soldat und der Prinz, der Matroſe und die Königin haben in London ihre Hauptquartiere. Wer Geld erwerben und Geld verthun will, kommt nach London. Der Maler und der Dichter, die in der Provinz ſich bekannt gemacht haben, kommen nach London, ihre Belohnung zu empfangen. Der Künſtler, der ſich auszeichnen will, kommt nach London zum Wettkampfe mit ſeinen Genoſſen. Wer Beſchäftigung ſucht, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, der ſucht ſie in London, gutmüthig meinend, ein ſo großer Ort müſſe auch für ihn Raum haben.

Dieſe vielfarbigen Schattirungen des Lebens und Charakters machen ſich ſchon durch die Straßen bemerkbar. Faſt jede Klaſſe bewegt ſich in einem beſondern Stadttheile, wo ſie anerkannt, gleichſam legitim, und ihr „Intereſſe" das überwiegende iſt. Die Geldleute ſchaaren ſich natürlich unter dem ſchützenden Fittig ihrer großen Mutter, der Bank. Mancheſter hat ſeine meiſten Niederlagen in den engen Gaſſen und Gäßchen nördlich von Cheapſide und die Woodſtraße iſt ihr Hauptſammelplatz. Dieß bezeugen die langen Fenſterreihen, deren untere Hälfte mit Papier beklebt iſt, die zum Aus- und Einſchroten der Waarenballen weit geöffneten Thore und die ſtämmigen Träger mit Laſten auf den Köpfen, größer und ſchwerer als ſie ſelbſt, die durch einen breiten über die Stirn gelegten Riemen im Gleichgewicht erhalten werden. Die oſtindiſchen Händler treffen ſich in Cornhill und in der Leadenhallſtraße. Hier hauſen auch die Lieferanten, die überſeeiſchen Geſellſchaften und die Emigrantenwerber. Ehe Dampf und Eiſenbahnen alles Reiſen monopoliſirt hatten, waren die Gaſthöfe zum Bull and Mouth, zum Saracen's head, zum Swan with two necks und zum Spread Eagle im Oſten und Weſten Londons die großen Karavanſereien der Reiſenden. Die Zahl der Leztern iſt in's Unglaubliche geſtiegen, aber ſtatt durch die Thorwege jener Gaſthöfe ſich zu drängen, zerſtäuben ſie von den Bahnhöfen nach allen Richtungen.

Knotenpunkt — in mehr als einem Sinne — für die literariſche Welt iſt die Paternoſtergaſſe, kurzweg the row, das Centrum der Intelligenz, das Senſorium, das Gehirn der Maſſe. Hat der Literat hier in intellektuellem Luxus geſchwelgt, ſo bleibt er vielleicht vor dem koloſſalen Emporium der Longmans ſtehen, kenntlich an der vierzehn Fenſter breiten Fronte, an den kleinen joniſchen Pilaſtern und an dem eiſernen Krahn, einem verdächtigen Wahrzeichen der bleiernen Laſten, von welchen alle Verleger bisweilen wund gedrückt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortſetzung.)

Verein für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe. — Die General-Oberin der barmherzigen Schweſtern.

Wie ſehr man hier bemüht iſt, das Volk zu humaniſiren, ſeinen Charakter zu veredeln, ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, davon zeugt ferner der bereits früher vorläufig erwähnte, unter Protektion Sr. K. Hoheit des Kronprinzen ſtehende „Verein für die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe durch gemeinfaßliche Schriften," deſſen Statuten ſo eben in öffentlichen Blättern zur Kenntnis des Publikums gebracht worden ſind. Der erſte Paragraph dieſer Statuten ſpricht den Zweck des Vereins dahin aus: gediegene Belehrung aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, der geſammten Technik und der Wirthſchaftslehre denen zugänglich zu machen, welchen theils zum Studium ſtreng wiſſenſchaftlicher Werke Zeit und Vorbereitung, theils zum Ankauf von Büchern zu den gewöhnlichen Preiſen die Mittel fehlen. Deutlich macht ſich hier die Richtung auf das Gemeinnützige und Aufklärung des Volks Bezweckende geltend, welche der unvergeßliche König Max Joſeph's Zeit ſeines Lebens verfolgte. Bei dieſer Gelegenheit ſey daran erinnert, daß König Max unter Andern auch die Kalender zu dieſem Zwecke verwendet wiſſen wollte. Zufolge ſeiner Vorſchrift vom 1. Juni 1808 ſollte der Kalender als das einzige, wenigſtens beliebteſte Leſebuch des gemeinen Mannes vornehmlich dazu benüzt werden.

unter den mittlern und niedern Volksklassen richtige Begriffe zu verbreiten über die Natur der Dinge, die ihre Sphäre berühren, über öffentliche Anordnungen und Verfügungen, durch deren Erläuterung der gute Wille belebt und der Gemeingeist gehoben werden kann u. s. w. Diese Richtung hat auch der „bayerische Nationalkalender," der hier seit dem Jahr 1821 bei Finsterlin erscheint, ziemlich consequent verfolgt, er wird aber, wie man vernimmt, mit dem nächsten Jahrgange noch schärfer in die alte Bahn wieder einbiegen, die er sich ursprünglich vorgezeichnet hatte.

Eine wahre Familientrauer erregte in München der in den lezten Tagen des Januars erfolgte Tod der wohlehrwürdigen Frau Ignatia Jorth, Gründerin und erste Generaloberin des Ordens der barmherzigen Schwestern in Bayern. Die Verehrung, in welcher die Verstorbene hier bei Hoch und Niedrig, bei Männern und Frauen stand, war grenzenlos und zeigte sich in aller Fülle bei ihrem Ableben. Ihrem Begräbniß wohnten auch der Minister v. Abel, der königliche Staatsrath und Regierungspräsident v. Hörmann, viele andere hochgestellte Männer und eine unzählbare Menge Volks bei. Auch an den Schaufenstern aller Buch- und Bilderläden hing ihr Porträt aus, welches einen reißenden Abgang fand. Ihr Leben hat der Beichtvater der barmherzigen Schwestern, der als Verfasser zahlreicher katholischer Gebetbücher und Erbauungsschriften bekannte Michael Sintzel, in einer Broschüre beschrieben, über deren wohlwollenden Sinn man die mancherlei stylistischen Ueberschwänglichkeiten gern vergißt. Man erfährt daraus, daß die Verstorbene 1780 zu Schlettstadt im Elsaß geboren war, und 1809 im Mutterinstitute zu Straßburg die feierliche Ordensprofeß ablegte. Sie war bereits Oberin und hatte als solche in der Pfründner-, Waisen- und Krankenanstalt zu Hagenau, wie im großen Bürgerspitale zu Straßburg die wesentlichsten Dienste geleistet, als sie mit der Schwester Apollonia 1832 nach München berufen wurde. Hier fand sie so viel Schwierigkeiten, daß sie die alternative Erklärung aussprach: „Entweder laßt uns barmherzige Schwestern seyn oder uns in Frieden ziehen," worauf des Königs Wort lautete: „Lasset sie barmherzige Schwestern seyn und verkümmert nicht ihren Ordensgeist." Mit fast männlicher Energie überwand sie nun alle Hindernisse, übernahm später auch die Sorge für das Spital zu St. Elisabeth, für die Armenanstalt am Anger und das k. Spital zu St. Joseph, und veranlaßte und beförderte die Stiftung von den Filialinstituten zu Landshut, Aschaffenburg, Regensburg, Ingolstadt, Eichstädt, und selbst im Auslande zu Innspruck und Grätz. Von einem stattlichen Aeußern, war sie wegen ihrer Verdienste um die hiesigen Krankenanstalten so angesehen und wegen ihres persönlichen Umgangs so beliebt, daß fast alle hohen Durchreisenden sie besuchten, und daß unter Andern Karl August Graf von Reisach bei seiner jedesmaligen Anwesenheit in München nie unterließ, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Februar.

(Schluß.)

H. Steffens. — Das Fest der Freiwilligen. — Heinsius.

Steffens war der Mann, eine träge oder wüste Jugend zum geistigen Leben zu erwecken. So hat er in Halle, in Dänemark, so im Befreiungskriege, in Breslau gewirkt. In ähnlicher Absicht sollte er in Berlin wirken. Wenn ihm hier von der andern Seite zu viel Potenzen entgegen standen, die der nordische Bergstrom nicht mit sich fortreißen konnte, so hätte man doch von Seiten derer, welche ihn berufen, Alles thun sollen, um ihn zu heben. Was ist nicht für Schelling gethan, freilich ohne daß es das wirkt, was man will! Anfangs stand Steffens sein Altlutherthum im Wege; aber weßhalb der liebenswürdige Mann, der an den Symbolen der Loyalität wohl ein harmloses Vergnügen fand, so wenig mit äußern Auszeichnungen bedacht wurde, ist nicht recht bekannt geworden. Er ging in die Gruft selbst ohne den Orden pour le mérite. Auf Vergleichungen der Ansprüche und des Werthes uns einzulassen, kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen, die Frage drängt sich aber doch unwillkührlich auf: weßhalb ihn und die Seinen nicht mit etwas erfreuen, was für ihn Werth gehabt, während Andere es gern aufgegeben hätten? Ein langes Krankenlager war ihm erspart. Die lezte Ehre, die ihm ward, entsprach der Bedeutung des Mannes. Nachdem schon Frühlingslüfte herrschten, trat plötzlich an seinem Beerdigungstage ein stürmischer Winter ein. Schneewirbel und eine empfindliche Kälte begleiteten den langen Zug von Wagen und Fußgängern bis auf den Kirchhof, wo Steffens in der Nähe von Schleiermacher ruhen wird. Aber nachdem die Erde aufgeworfen war, schien eine helle Wintersonne auf das Grab des edelsten Gastes, welcher den Norden verlassen, um sich bei uns einzubürgern.

Um ein Jahr älter trafen sich die Freiwilligen abermals zur Feier des Aufrufs vor 32 Jahren. Es will nicht unbedingt gut thun, die Erinnerungen durch Anspielungen auf die Gegenwart aufzufrischen. Die Erinnerung ist so großartig, aber auch so eigenthümlich in ihrer Art, daß sie immer für sich allein bestehen kann. Man muß nicht künstlich die Jugend erzwingen wollen. Ein wehmüthiges Fest wird es bald genug werden. Ist es nicht eigentlich schon jezt eines, wenn man erwägt, wie die Mehrzahl der hervorragenden Geister von 1813, die damals eine neue Zeit machten, voll Feuereifer aus todten Steinen Funken schlagend, Reformatoren, Revolutionäre gegen das, was bis da gegolten hatte, wie sie jezt in ihrer Mehrzahl, sage ich, von einer andern Zeit überflügelt sind, und der göttliche Funke in ihnen ward zur trüb brennenden Lampe, in deren Schein sie das Streben der Gegenwart wie ein vor Gott verlorenes ansehen. Nicht Alle freilich, aber wie Viele von ihnen siechen hin an der Niebuhrkrankheit. — Das Jubiläum eines Veteranen aus einer noch früheren Zeit, des Professor Heinsius, als Schriftsteller um die deutsche Sprache und Aesthetik wohl verdient, ward mit besonderer Lust mehrere Tage hindurch von seinen ehemaligen und jezigen Schülern begangen. Die Männer aus jener Zeit, freilich nicht berauscht und emporgetragen von der Glaubens- und Hoffnungsgluth der romantischen Revolution, haben sich in der Regel ihre Klarheit, ihre geistige Gesundheit bis in's hohe Alter bewahrt. — Der Winter trat wieder mit aller Gewalt ein. Das Schneetreiben hat die Eisenbahnen verschüttet und die Züge verspätet. Unsere Armen frieren wieder, da sie eben hofften, mit der Kälte sich abgefunden zu haben; dagegen gewähren die Ruischberge in Monbijou der fashionablen Welt eine ungemeine Ergötzlichkeit, wenn gleich die überwiegende Mehrzahl nur die Rolle der Zuschauer spielt. Die Schneeberge thürmen sich auf's Neue, indem ich den Brief schließe, und wir scheinen im tiefsten Winter.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. März 1845.

I saw a vision in my sleep,
That gave my spirit strength to sweep
Adown the gulph of Time.
Thomas Campbell.

Das junge Geſchlecht.

Eine Viſion von A. v. Sternberg.

Ich lag am Abhange eines Hügels, ein ſchwerer Schlaf und ein noch ſchwererer Traum hatten auf mir gelaſtet; als ich die Augen aufſchlug, ſah ich die Sonne in einer glühenden Abendröthe verſinken. Mein Lager war ein kleiner Raſenvorſprung, dicht über mir wölbten Aehren ihr Dach; ich lag am Rande eines unabſehbaren Kornfeldes. Es war ein ſchwüler Abend, die Atmoſphäre brannte, es regte ſich kein Lüftchen, und die zarten Stiele der Aehren, die leicht beweglichen goldenen Fruchtkapſeln ſtanden unbeweglich über mir. Der Himmel war mit grauen Wolken gefüllt, die in ihren ſtarren und feſten Umriſſen wie Gebirge von Erz ausſahen, unheimlich angeglüht von der Feuermaſſe im Weſten. Ich ſah durch dieſe finſtere Wölbung keinen Vogel ſeinen Flug nehmen, dieſen geſpenſtiſchen Wolken nahte ſich kein Aar, es war, als ob die leichten und glücklichen Bewohner der Luft von irgend einem magiſchen Schrecken auf die Erde gebannt würden. Aber auch die Erde, ſo wie ſie mir hier erſchien, war kein Aufenthalt mehr für lebende Weſen; ſo üppig dieſe Saaten ſtanden, ſo voll und ſchattend der nahe Wald erſchien, ſo leuchtend die Farben der Abendröthe ſpielten, dennoch war dieſe fürchterliche Stille, dieſe niederdrückende Schwüle auch hier geeignet, alles Leben zu verſcheuchen und zu lähmen. Es war das bange Stocken der Naturpulſe vor dem Ausbruche eines Erdbebens.

Ich richtete mich auf und ſah von meinem erhöhten Standpunkte herab auf die Ebene. Ich erblickte Dörfer und Städte, ich ſah Landſtraßen und Flüſſe, aber es wandelte und ſchiffte Niemand auf dieſen Land- und Waſſerwegen, es ſchien Niemand in dieſen Städten und Dörfern zu wohnen, ſie alle waren in die rothe Glut des Abendſcheins gehüllt, ſtille und trauernde Denkmale eines ausgewanderten Geſchlechts. Aber warum waren dieſe blühenden Wohnungen, dieſe ſchönen Städte verlaſſen worden? Weßhalb lag eine Gegend einſam und verödet, die ſo werth ſchien, bebaut und bewohnt zu werden? Oder hielt irgend eine bange Erwartung eines Ereigniſſes, das nahe bevorſtand, auch das zitternde Geſchlecht der Menſchen, ſo wie die übrigen Geſchöpfe der Erde, in ſichere Schlupfwinkel gebannt? Doch was war es, was man erwartete? Welch ein Geſchick ſoll eintreten? Iſt irgend eine Prophezeiung auf dem Wege, ſich zu erfüllen? Erwartet die Welt einen Urtheilſpruch? So muß es auf der Erde ausgeſehen haben, als man einen Gott kreuzigte, als das Menſchengeſchlecht ſich mit einer ewigen, nie zu tilgenden Schuld für alle Zeiten belaſtete.

Ich wand mich auf dem verdorrten Graſe des Hügels unruhig hin und her. Es war mir peinvoll, in die Glut

der Abendröthe zu ſehen, ich erwartete, daß ſie endlich am Himmel verlöſchen würde, um der Nachtkühle Platz zu machen, aber ſie verloſch nicht. Es blieb immer daſſelbe warme flammende Roth, das ſeine purpurnen Strahlen in das Gewölbe des Himmels und auf die Ebenen der Erde ſandte. Ich warf mich nieder, mit dem Geſicht gegen den Himmel, aber ich erſchrack, als ich immer dieſelben ſchwarzen ehernen Wolken wieder fand; ſie hatten weder ihre Form, noch ihren Stand verändert. Wie entzückt war ich, als ich die Aehren über meinem Haupte ſich wiegen ſah; da war doch Bewegung; allein mein Athem hatte ſie geſtreift, jezt, da ich mich wegwandte, ſtanden ſie wieder unbeweglich, wie in Kryſtall eingeſchloſſen. So war ich denn das einzige lebende Weſen, weit, weit im Umkreiſe des Erſchaffenen. War dieſer Athem, der meine Bruſt hob, nicht eine Läſterung gegen die allgemeine Stille und Lebloſigkeit? mußte auch ich nicht bald in dieſem weichen, ſchwülen, brennenden Tod untergehen, um der Welt zu gleichen, die mich umgab? Und ich erwartete meine Auflöſung. Der Ring meines Auges zog ſich unter Schmerzen immer enger zuſammen, immer widriger und unerträglicher wurden mir die rothen Flammen des Weſtens; ſie erſchienen mir jezt trübe und erſtarrt, wie eine Lache geronnenen Blutes, das zwiſchen Felſenwänden ſich geſammelt hat. Dieſe ſtarre blühende Erde ſchien mir ein Aufenthalt des Entſetzens, der Segen der vollen Aehren über mir ſchien mir ein geſpenſtiſcher Hohn, ich erſchrack über die nahe Blume, wie über das Antlitz einer Leiche. Mit Grauen und Widerwillen hüllte ich mein Haupt in meine Hände und lehnte mich mit dem Antlitz gegen den Hügel.

Ich mochte lange ſo gelegen haben, als eine leiſe Berührung an der Schulter mich aufſchreckte. Als ich emporſah, ſtand eine Geſtalt von übermenſchlicher Größe und Schönheit vor mir. In den Zügen dieſes wunderſamen Weſens verſchmolzen ſich Jugend und Alter auf eine geheimnißvolle und kaum zu bezeichnende Weiſe. Die Jugend gab die Fülle und Kraft, das Alter den Ernſt und die Weisheit zu dieſem Bilde. „Erhebe dich," ſagte das Phantom, „ich bin erſchienen, um dich über das zu belehren, was du ſiehſt, und wo möglich deine Zweifel und deine Schrecken zu bannen. Gib mir die Hand und folge mir."

Ich that, wie mir geheißen, und ich und mein Führer ſchritten jezt den Hügel hinab, den bebauten Gegenden zu. Je näher wir den Wohnungen der Menſchen kamen, deſto grauſenvoller that ſich die Stille kund; nirgends der Klang eines Schrittes, nirgends eine ſich öffnende Thür, nicht der Ruf einer Stimme. Unbeweglich ſtanden die Gipfel der hohen Bäume, die ihre Schatten auf die verödeten Häuſer warfen. Auf den Treppenſtufen lagen zerriſſene und hingeſtreute Blumenkränze, goldene Pokale ſtanden unbewacht auf dem Sims der offenen Fenſter, prunkende Gewänder waren auf den Eſtrich hinausgeſchleift, und blitzendes Geſchmeide hing aus offenen Thüren hervor. Dieß prägte dem Auge ein Bild des Reichthums, aber auch des Ueberdruſſes und der Geringſchätzung deſſelben ein.

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Mit freudigem Staunen iſt der Literat Augenzeuge der ſchnellen und exakten Sortirung einer ungeheuern Büchermenge, des Einrangirens derſelben in die betreffenden Fächer und der methodiſchen Ordnung und Ruhe, mit welcher alles geſchieht. Er blickt nach den Fenſtern des erſten Stocks, und wo er die carmoiſinſeidenen Vorhänge ſieht, iſt das Speiſezimmer desjenigen Compagnons, der die Woche hat und während dieſer im Hauſe wohnt. Jezt öffnet ſich die Privatthüre der Verlagshandlung. Ein kleiner unterſezter Mann tritt heraus, mit kurzen, ſtarken, aber wohlgeformten Gliedern, einem merkwürdig komiſchen Zug im Geſicht und einem unbeſchreiblich liſtigen Augenblinzeln; er kichert hörbar. Vermuthlich hat er auf ſeinen Verleger einen ſeiner überſprudelnden Witze losgelaſſen. Wer es iſt? — In Paternoſter-row kennt ihn jeder Menſch: es iſt Peter Plymley, Peter Pith, und wie er ſich außerdem genannt haben mag, jener Spiegel reſidirender Domherren, der ehrwürdige Sidney Smith, Vater des Edinburgh Review. *

Nächſt Longmans dürfte der literariſche Peripatetiker von dem großen Hauſe der Herren Whittaker and Comp. angezogen werden. Es reicht bis in die halbe Ave Mariagaſſe und ſpringt über ein kleines niedliches Viereck, das aus einem Raſenplätzchen und einem einſamen Baume beſteht und wo die an Geld und Einfluß reiche Company of Stationers ihre anſpruchsloſe Halle hat — die Buchhändlerbörſe. Auch der weitſchichtige Markt für leichte Literatur unter der Aufſicht der Herren Simpkin and Marſhall iſt ganz geeignet, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und zwiſchendurch kommt der Freund alter Literatur nicht ohne Verzug an den old book-shops vorüber, den Antiquarhandlungen, wo ſchweinslederne Folianten hinter beräucherten Fenſtern lehnen und ein Herr in ſchwarzem Frack, mit hoher Stirn und umſilberten Schläfen, einem ſeiner modrigen Kirchenväter ähnlicher als einem Buchhändler des neunzehnten

* Obiges war nur wenige Tage vor Sidney Smiths am 22. Februar 1845 erfolgten Tode geſchrieben. Geboren war er 1768 zu Woodford in Eſſex.

Jahrhunderts, das Gewünſchte reicht und literariſche Fragen willig und kundig beantwortet. Uebrigens erkennt auch ein Blinder, daß er in dieſer Gegend literariſche Luft athmet. Wie in Paternoſter-row, ſo duftet es in den einmündenden Höfen und Gäßchen von alten und neuen Büchern und Druckerſchwärze. Vor Jahren vereinigte ſich aller Londoner Buchhandel in der Row, jezt nicht mehr. Er iſt ebenfalls läufiſch und faſhionabel geworden und wohnt unter andern in der Albemarleſtraße bei Murray und inmitten der Clubhäuſer auf Pall-mall bei den Blackwoods.

Eine imponirende und ihrer würdige Umgebung hat die Jurisprudenz gewählt. Sie liegt zu beiden Seiten von Holborn und der Fleetſtraße und wird als medius terminus durch Lincoln's Inn und die Chancerygaſſe verbunden. Ob der Fremde ſich hier rechts wendet, durch die innere Tempelgaſſe nach der klöſterlichen Umgrenzung der beiden Tempel, oder links die Chancerygaſſe entlang durch Lincoln's Inn, Sergeant's Inn, Gray's Inn, Furnival's Inn, Thavies' Inn, und wie die Behauſungen der Rechtsgelehrſamkeit ſonſt heißen, er wird den markirten Unterſchied bemerken zwiſchen einer Handels- und einer Amtsgegend. Alles ſtill, ruhig, anſtändig; eine Art mönchiſcher Zurückgezogenheit in den Gaſſen mit breiten Trottoirs, in den gepflaſterten Höfen mit plätſchernden Brunnen und in den düſtern Stuben. Nebenbei die geräumigen Vereinshallen mit ihrem vornehmen Aeußern und den in die Fenſterſcheiben eingebrannten Wappenſchildern der ausgezeichnetſten Glieder, beſonders die Sergeants' Hall, die Richterhalle in der Chancerygaſſe. Kein Leierkaſten darf hier die gelehrten und ſtudirenden Herrn ſtören, kein Mädchen und kein Knabe ſich mit dem Spiel des Reiftreibens vergnügen. Tiefe Ruhe ringsum; nur das ferne Gemurmel der lebenden Katarakte in der Fleetſtraße und auf dem Strande vernehmbar.

Der Beruf der Aerzte bringt es mit ſich, daß ſie nicht beiſammen wohnen. Barber-Surgeon'shall exiſtirt zwar noch; es niſtet in einem engen Gäßchen, das Monkwellſtreet heißt. Bis unter Heinrich VIII., der den Barbier vom Chirurgen trennte, wurden dort chirurgiſche Vorleſungen gehalten und anatomiſche „Exercitia" gemacht. „Biſt du je in Barber-Surgeon'shall geweſen, Einen zerſchneiden zu ſehen?" fragt Jemand in einem alten engliſchen Luſtſpiel. Aber jezt beſchränkt ſich das dortige Tranchiren auf die Quartal-Diners der achtbaren und nüzlichen Barbierzunft. Ihre „gelehrten Freunde," die Chirurgen, haben ſammt Sägen, Scalpells und Amputationsgeräthen ein ſchönes Gebäude in Lincolns Inn Fields bezogen. Auch muß ich erwähnen, daß das ehemalige College of Physicians in der Warwickgaſſe — Spötter behaupten, aus Anhänglichkeit an die früheren Bewohner — in ein Schlachthaus verwandelt worden iſt. Dennoch gibt es Straßen, in welchen die Jünger Aeskulaps ſich vorzugsweiſe angeſiedelt haben; ſo Saville Row, Old Burlingtonſtreet, Brookſtreet, Conduitſtreet. Da beherbergt ungefähr ein Haus um das andere einen praktizirenden Arzt. — Fragt man, wo die meiſten Apotheker wohnen, ſo iſt die richtigſte Antwort: an den Straßenecken, und wo nicht ein Apotheker, gewiß ein Speiſewirth; aber jene überwiegen.

Militärdiſtrikte ſind der Tower, Birdcage-walk, die Portmanſtraße, Knight'sbridge, St. John's Wood und der Regentspark. Hier ſind die Wachen und Kaſernen der Leibgarde zu Fuß und zu Pferd, welche allein die Londoner Beſatzung ausmacht und kaum irgend anderswo erblickt wird. Ihre Anweſenheit gibt den genannten Gegenden ein unverkennbares, wenn auch keineswegs empfehlendes Aeußere. Schenken, Tavernen, Tanzhäuſer, Conzertſäle, ſind „das Feldgeſchrei" und weder in phyſiſcher noch in moraliſcher Hinſicht übt die kriegeriſche Nähe auf die friedlichen Umwohner einen vortheilhaften Einfluß.

Von den geiſtlichen Diſtrikten tritt meines Wiſſens nur einer in entſchiedenem Charakter auf — Dean's Yard in Weſtminſter, wo die Würdenträger der Weſtminſterabtei wohnen. Schon die Form der Gebäude, einem Kreuzgange ähnlich, verräth das vorherrſchende geiſtliche Element, und wer hier ein- und ausgeht, Herr oder Diener, Frau oder Magd, ſieht geiſtlich aus.

Was demnächſt unter die allgemeine Kategorie der Privathäuſer gehört, iſt ſchwer, wenn auch nicht unmöglich zu claſſifiziren. Einen Verſuch dazu theilen wir in einem folgenden Artikel mit.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Herzog von Nemours und die italieniſche Oper. — Die franzöſiſchen Dichter und die Librettimacher.

Die Vorſtellungen der italieniſchen Oper gehen jezt bald zu Ende. Der Direktor derſelben hat vor Kurzem einen Prozeß gewonnen, der kaum Erwähnung verdiente, wenn nicht ein Prinz der königlichen Familie dabei betheiligt geweſen wäre, ſo daß der Prozeß einigermaßen eine politiſche Bedeutung gewonnen hat. Der Herzog von Nemours hat ſeit einiger Zeit eine Opernloge gemiethet; dieſe Loge ſtößt an eine andere, welche an einen gewiſſen Hrn. v. Halley ſeit einigen Jahren vermiethet war und die dieſer, dem Brauche nach, koſtbar hatte einrichten und möbliren laſſen; die Miethe allein koſtete ihn an 6000 Francs. Dieſer Hr. v. Halley gehört aber, wie es ſcheint, zur legitimiſtiſchen Partei, und mag mithin der herrſchenden Dynaſtie nicht hold ſeyn. Da nun die Logen nur durch eine leichte Bretterwand getrennt ſind und vorne zuſammenſtoßen, mag dem Herzog von Nemours ein ſolcher Nachbar nicht angenehm geweſen ſeyn, und er äußerte daher den Wunſch, oder man ſuchte in ſeinem Namen die an die ſeinige ſtoßende Loge ebenfalls zu miethen.

Man bot Hrn. v. Halley eine andere Loge, er nahm sie aber nicht an, und so sagte der Operndirektor, um dem königlichen Prinzen einen Gefallen zu thun, dem bisherigen Besitzer jener Loge, dessen Miethe übrigens mit dem Jahr 1844 zu Ende ging, die Miethe auf und stellte sie zur Verfügung des Herzogs. Der Miether zog nun deßhalb den Operndirektor vor Gericht. Es fragte sich, ob Leon Pillet, der Direktor, das Recht habe, Jemanden eine von ihm gemiethete Loge vor dem Ablauf der Miethzeit aufzusagen und sie an einen Andern zu vermiethen. Der Kläger behauptete, dieß könne er nicht, nur dem Miether stehe es zu, aufzusagen. Das Gericht wies den Kläger ab, und daß einer, der etwas vermiethet, das Recht hat, den Miethkontrakt, wenn derselbe zu Ende geht, aufzusagen, versteht sich ja von selbst. Zwar geschieht dieß beim Logenvermiethen höchst selten; dieß mag sogar der erste Fall dieser Art seyn; allein das Recht dazu hat die Direktion unstreitig. Das Eigene bei der öffentlichen Verhandlung dieses Prozesses war, daß der Gerichtspräsident sich dem Advokaten Eremieux gegenüber sehr ängstlich bewies und ihn auf alle Art zu hindern suchte, den jetzigen Inhaber der vielbesprochenen Loge, nämlich den Herzog von Nemours, namhaft zu machen. Allein je ängstlicher er war, desto mehr leuchtete die Sache Allen ein, und es ist zu bedauern, daß der Herzog, welcher nöthig hat, sich beim Publikum beliebt zu machen, diesen ihm ungünstigen Vorfall nicht auf jede Art zu vermeiden gesucht hat. Hr. v. Halley hat sogleich an ein höheres Gericht appellirt. — Ein sonderbares Hinderniß ist dem Direktor der italienischen Oper diesen Winter noch mehr als bisher bei seinen Vorstellungen aufgestoßen. Die Verfasser der Libretti oder italienischen Textbücher sind eigentlich keine Dichter; sie erfinden nichts, sie schneiden meist nur aus einem bekannten Schauspiele den Text zu einer italienischen Oper in zwei Aufzügen heraus, und diesen Text zu reimen fällt ihnen nicht schwer, da die Sprache die Reime in Fülle liefert. Seit langer Zeit geben ihnen die französischen Theater hinlänglichen Stoff zu solchen Libretti, denen insgemein alles poetische Verdienst abgeht. Nun wollen aber einige Pariser Dichter ihre dramatischen Dichtungen nicht länger durch die Librettimacher verhunzen lassen, und da die französischen Gesetze das geistige Eigenthumsrecht mit großer Strenge wahren, so untersagten sie dem Operndirektor die Aufführung der betreffenden Libretti. Victor Hugo besonders hat sich den Vorstellungen der Donizetti'schen Lucretia Borgia widersetzt, weil der Text ganz aus seinem Trauerspiele genommen sey und mithin als eine „Contrefaçon" seines Werkes betrachtet werden müsse. Eben so haben es andere Dichter gemacht, so daß die Darstellung mehrerer neuen Opern von beliebten Tonkünstlern unterbleiben muß.

(Fortsetzung folgt.)

München, März.

(Fortsetzung.)

Kunstverein. — v. Gärtners Jubiläum.

Auf interessante Erscheinungen im Gebiete der Kunst, des Theaters und der Literatur übergehend, erwähne ich zuerst die Verloosung der vom hiesigen Kunstverein für das Vereinsjahr 1844 erworbenen Kunstwerke. Der Verein, welcher gegen 5000 Mitglieder zählt, hat auf den Ankauf von Kunstgegenständen nicht weniger als 50,000 Gulden verwandt, welche 150 hier lebenden Künstlern zu gut gekommen sind. Hie und da hört man Klagen laut werden, daß man auch sehr viel Mittelmäßiges angekauft und nicht immer das höhere Kunstinteresse im Auge behalten habe. Dieß ist freilich im hohen Grade wahr. Indeß hat die Maxime, durch möglichst viele Gewinnnummern auch eine möglichst große Zahl von Mitgliedern zu befriedigen, junge Talente durch den Ankauf wenn auch nicht meisterhafter, doch versprechender Bilder aufzumuntern und in Dürftigkeit gerathene Künstler durch dasselbe Mittel zu unterstützen, viel für sich. Man darf an den Kunstsinn unserer Kunstvereine und ihrer Mitglieder überhaupt keinen zu hohen Maßstab legen, ohne einen gewaltigen Irrthum zu begehen. Den meisten Mitgliedern wird es z. B. angenehmer seyn, ein mittelmäßiges, wenn nur ähnliches Porträt der Fanny Elsler, ein lustiges Genrebild aus dem gewöhnlichen Leben, als ein Gemälde streng historischen Charakters zu gewinnen. Der Sinn für ächte Kunst und Poesie steht in Deutschland im Allgemeinen gar nicht auf einer so hohen Stufe, als man sich einbildet. Indeß will ich auch keineswegs diejenigen tadeln, welche im Interesse der Kunst an die Kunstvereine das Ansinnen stellen, daß sie wenigstens in keiner Weise der puren Mittelmäßigkeit Vorschub leisten und in der Wahl der anzukaufenden Kunstgegenstände wenn auch nach keinem hohen und idealen, doch wenigstens immer nach einem noblen Maßstab verfahren. Ich erwähne noch, daß das Schiedsgericht, aus vier Künstlern und sieben Kunstfreunden bestehend, seine unbeschränkte Macht verloren hat, insofern die von ihm getroffene Auswahl von Verloosungsgegenständen zur Bestätigung fortan der lezten Entscheidung des Verwaltungsausschusses bedarf. Ueberhaupt dürfte wohl bei allen dergleichen Instituten der Künstlerschaft und bloßen Kunstfreundschaft eine zu große, der Kritik und Aesthetik eine zu geringe Macht eingeräumt seyn, und ich erinnere hier an Quandts wahren und vortrefflichen Ausspruch: der Künstler und Kunstfreund *beseben* ein Kunstwerk, nur der Dichter und Aesthetiker *schauen* es.

Ein schönes Fest wurde am 27. Februar dem Direktor der Akademie der Künste, Herrn v. Gärtner gefeiert. An dem genannten Tage vor fünfundzwanzig Jahren wurde Herr v. Gärtner aus England, wo er sich für die Dauer fesseln zu lassen im Begriff stand, für sein Vaterland wieder gewonnen, indem er an des verstorbenen Karl v. Fischers Stelle zum Professor der Baukunst ernannt wurde. Am Abend vor der Hauptfeier brachten ihm die Schüler der Akademie — die nie so zahlreich als jezt, nämlich von 215 Schülern, hierunter 87 Ausländern, besucht ist — einen glänzenden Fackelzug. Die Hauptfeier selbst bestand aus einem Festmahl, welches dem Jubilar in dem nach seinem Plane erbauten Hotel zum bayrischen Hof gegeben wurde. Den Eintretenden begrüßte ein sinnreich und künstlerisch angeordnetes Transparent, eine in historischer und artistischer Hinsicht gleich interessante Zusammenstellung der zahlreichen von dem berühmten Architekten in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von sechzehn Jahren ausgeführten öffentlichen Bauten und Denkmäler: das Bibliothekgebäude, die Ludwigskirche, die Gebäude der Universität, des Damenstifts, des Priesterseminars, des Blindeninstituts, des Salzamts, ferner die Feldherrnhalle, der königliche Palast zu Athen, die bronzene Fontäne am Universitätsplatz, die im Bau begriffene Kelheimer Befreiungshalle und das aus weißem feinem Kalkstein zu errichtende Ludwigsthor, der Wittelsbacher Palast, das Kurhaus zu Kissingen und das pompejanische Haus bei Aschaffenburg. Ansprechende Gedichte und Toaste trugen wesentlich zur Erhöhung der Festesfreude bei.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 10.

Sonnabend, 29. März 1845.

[62] In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer

Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

Königl. Württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes vor Allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Auslande über Gewerbs-Verhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Konkurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w. Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an, und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt, und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann und muß, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publikums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Herrn Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-, Geflecht- und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Herrn Obersteuerrath Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren oben bezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen auf's deutlichste was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbsfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unserer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwärtigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrikation, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot, dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in unserem Vaterlande auf's Zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse. Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unserer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weitausgedehnte Gewerbszweig der Tabletteriewaaren ist es, der dem Herrn Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaaf- und Baumwollen-Verarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate auf's Zweckmäßigste und Verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrikation von Wollmusseline, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe, die Produkte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsere Märkte überschwemmt, ist, wie der Herr Verfasser nachweist, nur die Schuld unserer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsere Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Klasse am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen, er wird finden, daß wir in unserem Lande, in unsern Händen Mittel genug haben, der einreißenden Verarmung zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurück bleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Klassen der Bevölkerung.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[71] Neu erscheint so eben bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

eines

Oesterreichers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im März 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[67] Im Verlag von **C. F. Peters**, Bureau de Musique in Leipzig, wird am 15. April d. J. erscheinen:

Döhler, Th., Un été à Lucques, 12 mélodies italiennes avec accomp. de Piano. Oeuv. 57.

— — Douze Romances sans paroles pour le Piano. Oeuv. 57.

---

[74] Bei C. F. Winter, akademische Verlagshandlung, in Heidelberg, ist so eben erschienen:

Geschichte des Pfluges

von

Dr. K. H. Rau,

Geh. Hofrath und Professor in Heidelberg.

Mit Holzschnitten.

gr. 12. 16 gGr. (20 Sgr.) oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Wir empfehlen dieses Büchlein allen denkenden Landwirthen, es ist interessant und sehr belehrend.

---

[78] Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben:

Die Philosophie des Lebens der Natur

gegenüber

den bisherigen speculativen und Natur-Philosophien.

Allen wissenschaftlich Gebildeten gewidmet

von **Heinrich Vogel.**

gr. 8. geglättetes Velinpapier. geh. Preis 1½ Thlr.

Braunschweig, Februar 1845.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[81] **Wichtige Anzeige**

für

Militärpersonen und Geschichtsforscher.

Den vielen, uns seit Jahren zugegangenen Wünschen, Kaußler's Atlas durch eine Ermäßigung des Preises auch Privatbibliotheken zugänglich zu machen, nachgebend, bemerken wir, daß von jetzt an, so weit der Rest der Auflage reicht:

Kaußler's Schlachten-Atlas der alten, mittlern und neuern Zeit vollständig in 44 Lieferungen, jede in 15 Blättern in Royal-Folio und 120 Bogen Text in 4. (in deutscher und französischer Sprache) für 30 **Rthlr. pr. Cour.** (früherer Ladenpreis 99⅓ Thlr.) durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Mehr noch hinzuzufügen wäre wohl unnütz, da sich das Werk durch seine Großartigkeit und Gediegenheit am besten selbst empfiehlt, auch bereits allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Zur größeren Bequemlichkeit der Herren Interessenten kann dasselbe auch in einzelnen Lieferungen bezogen werden.

Merseburg, im März 1845.

Anlandt'sche Buch- und Kunsthandlung.

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. — Oden und Verwandtes. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Roma's Erwachen. — Die Weine. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager,

Fürstl. Schwarzb. Educationsrath, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentlichem Mitgliede.

Zwei Theile.

Neue Auflage.

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. (gr. 8. XXXII u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 1 fl. oder 16 gGr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch** für untere Classen. Erster Band. (gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 32 kr. od. 8 gGr. Zweiter Band. (gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 56 kr. od. 14 gGr.

Dieses Schulbuch ist aus der doppelten Absicht hervorgegangen, den französischen Sprachunterricht sowohl dem Inhalte als der Methode nach gründlich zu reformiren, und denselben auf einen Standpunkt zu erheben, auf welchem er in Wahrheit ein Bildungsmittel heißen dürfe. Zu dem Ende mußten im Sprachbuche einerseits statt der willkührlichen und conventionellen, dabei sehr oft nicht einmal richtigen Regeln, wie sie seit hundert und fünfzig Jahren eine „grammaire" immer der andern nachschreibt, die organischen Gesetze des französischen Wort- und Satzbaues entwickelnd dargelegt und durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet werden, und das in einer Schülern verständlichen Weise; andrerseits mußte die hergebrachte grammatistische Methode verlassen und es durfte eben so wenig die Hamilton-Jacototsche Methode gewählt, es mußte vielmehr die genetische Methode gesucht wer-

den, und zwar für dieses für 10—15jährige Schüler bestimmte Buch die elementarisch-genetische Methode. Für die überaus reiche Beispielsammlung im Sprachbuche, so wie für das Lesebuch entstand dann die Forderung, einen Inhalt zusammenzubringen, der, ohne je in die Trivialität und Leerheit der Bonjouriaden und Anekdötchen zu versinken, doch die constitutiven Elemente der französischen Conversation gäbe, zugleich aber einen durchaus gehaltvollen — dabei wohl organisirten — Stoff, aus dem die Jugend ihre bessere Substanz bereiten, an dem sie geistig und gemüthlich wachsen und erstarken und aus dem sie nebenbei Realkenntnisse erwerben könne. Der schnelle Eingang, den das französische Elementarwerk bei höher gebildeten Schulmännern gefunden hat — die erste Auflage erschien vor zwei Jahren, verbunden mit den durchaus anerkennenden Urtheilen der Meister der heutigen Sprachforschung und Didaktik, läßt uns für diese neue Auflage eine gleich günstige Aufnahme hoffen. Der Herr Verfasser hat das Sprachbuch — dem die früher besonders gedruckte dritte Abtheilung: „Wörterbuch und Fibel" jetzt einverleibt ist — im Einzelnen vielfach verbessert und es seinem „Deutschen Sprachbuch" zu nähern gestrebt, wobei die so wünschenswerthe parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert worden. Das Lesebuch — früher ein Band von 320 Seiten — erscheint in völlig neuer Gestalt: aus Einem Bande sind zwei geworden, die besonders zu haben, der erste Curs ist um 81, der zweite um 151 Seiten vermehrt; dabei ist namentlich im zweiten Bande auch auf die Oberclassen solcher Schulen Rücksicht genommen worden, die ihre Schüler nicht an höhere Schulen abgeben, sondern dieselben mit 14 — 15 Jahren ins bürgerliche Leben übergehen sehen.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den unteren Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen zu dem „Tableau anthologique de la littérature francoise" den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittleren Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die oberen Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

A. P. de Candolle's Organographie der Gewächse,

oder kritische Beschreibung der Pflanzenorgane. Eine Fortsetzung und Entwicklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. F. Meisner.

2 Thle. gr. 8. mit 60 Steintafeln. Preis 6 fl. 45 kr. oder 4 Rthlr.

A. P. de Candolle's Pflanzen-Physiologie,

oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Eine Fortsetzung der Pflanzen-Organographie, und eine Einleitung zur Pflanzen-Geographie und ökonomischen Botanik. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. Röper.

2 Thle. gr. 8. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Diese beiden Werke des berühmten Verfassers sind für den Botaniker von Fach, wie für den Forstmann, Gärtner, Gartenfreund und Landwirth in gleichem Grade empfehlenswerth, ja unentbehrlich. Sie enthalten nicht allein eine sehr faßliche Darstellung des Pflanzenlebens (Wachsthum, Ernährung, Fortpflanzung, Keimung u. s. w.), sowie eine Darstellung des Einflusses, den Luft, Wärme, Kälte, Näße, Dürre u. s. w. darauf äußern, sondern außerdem alle praktischen Erfahrungen der Landwirthschaft. Sie handeln von der Bewässerung, vom Einflusse des Bodens und der verschiedenartigen Dungarten auf die Vegetation, von den schädlichen Thieren und Pflanzen, von der zweckmäßigen Aufeinanderfolge der Getreide und Futterkräuter, von der vortheilhaften Eintheilung der Felder, den Unkräutern, dem Beschneiden der Fruchtbäume u. s. w. u. s. w.

Zum täglichen Gebrauch in den Ateliers der Chemiker, Apotheker, Materialisten ꝛc. wurde besonders daraus abgedruckt:

Tabellarische Uebersicht der Elementarzusammensetzungen der einfachen Pflanzenverbindungen, mit einer Anweisung zum Gebrauche derselben.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Prälat.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Luther'schen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Fabeln
und
poetische Erzählungen
von
Gottl. Conr. Pfeffel,
in Auswahl herausgegeben von
H. Hauff,
Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schutz und Wehr
gegen
Unglücksfälle
oder die
Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Land und Wasser.
Ein Lesebuch
für Schule und Haus.
Von
Johann Heinrich Moritz v. Poppe.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Nur zu oft hört und liest man von plötzlichen Unglücksfällen, die sich an jedem, nur etwas größern Orte fast alle Jahre ereignen, und von dem Jammer, den solche Unglücksfälle über brave Familien verbreitet haben. Sollte daher nicht jeder Beitrag zur Verminderung solcher Unglücksfälle, jedes Schutzmittel gegen dieselben die ehrenvollste Anerkennung, die dankbarste Aufnahme finden?

Und doch hätten die meisten Unglücksfälle durch Vorsicht, kluge Maßregeln und mancherlei Schutzmittel verhütet, ja oft hätten Menschen aus schon eingetretener Gefahr herausgerissen werden können! Auf welche Art man im Stande gewesen wäre, dieß Alles ins Werk zu richten und wie viel Unglück man überhaupt auf Erden zu verhüten vermöchte, das lehrt gegenwärtiges Buch.

Wenn es als Lesebuch in Schulen eingeführt würde, so erhielte die Jugend eine vollständige Uebersicht von allen möglichen plötzlichen Lebensgefahren und Unglücksfällen, deren der Mensch bei seinen täglichen Beschäftigungen, selbst bei seinen Vergnügungen ausgesetzt seyn kann, nebst Belehrungen, wie diesen Gefahren auszuweichen wäre und wie der Mensch sich aus schon eingetretenen Gefahren zu retten vermöchte. Als Haus- und Lesebuch für Familien würde es, wenn man sich nach und nach den Inhalt desselben einprägte, oder wenn man es bei irgend einer drohenden Gefahr zu Rathe zöge, gewiß großen Nutzen stiften.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Beiträge
zur Kenntniß der
Württembergischen Landwirthschaft.
Unter Mitwirkung
mehrerer vaterländischer Landwirthe
verfaßt von
Karl Göriz

Professor der Landwirthschaft an dem königl. land- und forstwissenschaftlichen Institute zu Hohenheim.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. 1. Zustand der Landwirthschaft unter Herzog Karl. Fortschritte derselben durch die Anordnungen der Regierung. 2. Begünstigung derselben durch die damaligen Zeitverhältnisse. Neu aufkommende Kulturen. Verdienstvolle Männer. 3. Die Landwirthschaft unter den nachfolgenden Regenten bis auf König Wilhelm. 4. Beförderung der Landwirthschaft durch König Wilhelm. 5. Erhebung der Landwirthschaft zu einer ehrenvollen Beschäftigung. 6. Gründung von Vereinen für landwirthschaftliche Zwecke. 7. Herbeiführung einer guten landwirthschaftlichen Ausbildung der Jugend. 8. Aufstellung guter Beispiele. 9. Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse durch gute Schriften. 10. Aufmunterung durch Prämien, Geldvorschüsse, landwirthschaftliche Feste u. s. w. 11. Wegräumung der die landwirthschaftlichen Fortschritte störenden Hindernisse. 12. Erfolg der Beförderungsmittel der Landwirthschaft. 13. Klima und Boden. 14. Feldbau. 15. Dünger. 16. Feldbearbeitung und Ernte. 17. Die Wiesen. 18. Die Waiden. 19. Die einzelnen auf dem Acker gebauten Pflanzen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Israelitische Gedichte
von
Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 31. März 1845.

Dieß, Senner, iſt der Alhambra,
Wunderswürdig aufgeführt,
Jenes iſt der Gen'ralife,
Iſt ein Garten ſonder Gleichen.

Spaniſche Romanze.
(Herders Stimmen der Völker.)

Reiſebilder aus Spanien.

(ſ. Nr. 54—70.)

Granada, Oktober 1844.

Granada bietet als Stadt betrachtet weniger Sehenswürdigkeiten dar, als andere Städte Spaniens. Unter den zahlloſen Kirchen nimmt die Cathedrale, ziemlich im Mittelpunkt der Stadt gelegen, den erſten Platz ein. Sie iſt an der Stelle und vielleicht nach dem Grundriß der ehemaligen Hauptmoſchee in römiſchem Styl ganz aus Marmor erbaut und, ſtellt eine geräumige Rotunde dar, in deren Centrum ſich der Hochaltar unter einer ſchönen, mit Freskogemälden geſchmückten Kuppel befindet. Ihre Thürme ſind nicht vollendet. In der großen Capilla real befinden ſich in einer Gruft vor dem Altar die Särge Ferdinands von Arragonien und Iſabellas der Katholiſchen, ſo wie die Philipps I. und ſeiner Gattin Johanna, der Eltern Kaiſer Karls V. Ueber der Gruft auf dem Platze vor dem Altar ſtehen die ſehr ſchön aus weißem Marmor gearbeiteten Sarkophage dieſer zwei Fürſtenpaare, ein Werk Karls V. Eine ſchöne ſehenswürdige Kirche iſt ferner die des Hoſpitals von San Juan de Dios, wo in einer prachtvollen marmornen Kapelle der Körper des Heiligen in einem Sarge von maſſivem Silber aufbewahrt wird, ſo wie die in der Nähe der Promenade gelegene parroquia de nuestra señora de las augustias, deren Façade mit zwei gothiſchen Thürmen geziert iſt. In der Mitte des Kloſters des h. Hieronymus befindet ſich das Grabmal des berühmten Don Fernando Gonzalez de Cordoba, des Siegers von Granada, mit der Marmorſtatue des Helden, welcher in voller Rüſtung knieend dargeſtellt iſt. Auch die in der Vega, eine halbe Stunde von Granada gelegene Karthauſe, ebenfalls in römiſchem Styl erbaut und mit einem unglaublichen Luxus ausgeziert (als Beweis diene nur, daß faſt alle Thüren aus höchſt kunſtvollem Moſaik von Schildkröte, Elfenbein, Perlmutter, Silber und Gold beſtehen), verdient den Beſuch des Fremden.

Das im ehemaligen Dominikanerkloſter befindliche Museo de pinturas iſt höchſt unbedeutend und aus den Gemälden der aufgehobenen Klöſter gebildet; indeſſen enthält es eine Sammlung guter Gemälde von Atanaſio und einige werthvolle Holzreliefs aus dem zerſtörten convento de los martyres, deſſen Ruinen auf dem Hügel der Alhambra liegen. — Das Theater iſt ziemlich groß und ſehr einfach, aber geſchmackvoll verziert; die Schauſpieler taugen aber nicht viel, und eben ſo wenig Oper und Ballet. — Wohl keine Stadt Spaniens bietet ſo viele Spaziergänge dar wie Granada. Nach welcher Richtung man geht, immer findet man wieder neue, noch nicht geſehene, überraſchende An- und Ausſichten.

Der maurische Palast auf der Alhambra ist schon so oft und so genau in allen seinen Einzelnheiten beschrieben worden, daß es überflüssig wäre, hier darauf zurückzukommen. Wer kennt nicht den berühmten Hof der Löwen mit seinem von 164 schlanken Marmorsäulen getragenen Portikus, und jenen famosen, auf dem Rücken von zwölf Marmorlöwen ruhenden, in so vielen arabischen und spanischen Romanzen besungenen Springbrunnen? — Wie oft schon sind der großartige Saal der Gesandten, der berüchtigte blutgetränkte Saal der Abencerragen, der prachtvolle Saal der zwei Schwestern mit seinen ungeheuren Marmorplatten, seinem eleganten Arabeskenwerk und seiner luftigen vergoldeten Kuppel, und andere Gemächer dieses Feenpalastes der Gegenstand von Gedichten und Romanen gewesen! — Auf demselben Vorsprunge, auf welchem die Alhambra sich erhebt, doch getrennt von dieser durch eine Schlucht und höher gelegen, steht die berühmte maurische Villa, el Generalife (Haus der Liebe) genannt, ehemals die Sommerwohnung der Sultanin. Es ist ein parkähnlicher Garten von bedeutender Größe, gegenwärtig Privateigenthum des Marques de Genova, dessen weitläufiges maurisches Schloß noch mancherlei Sehenswürdigkeiten einschließt und wundervolle Aussichten von seinen Galerien und Balkonen darbietet. In einem der Säle hängen die Porträts mehrerer maurischen Könige; ich erwähne nur die Bilder des Tyrannen Boabdil, des lezten Königs von Granada, und seines von ihm entthronten Vaters, des weisen Muley Hassem, einer ehrwürdigen Greisengestalt. Im Garten sieht man noch die ungeheuren Stämme der uralten, von den Mauren gepflanzten Orangen und Cypressen, so wie noch der Rosenstrauch gezeigt wird, wo die Königin Zoraïda, Gattin Boabdils, von den Zegries mit Abenhamet, dem Haupt der Abencerragen, angetroffen worden seyn soll, worauf jene scheußliche Ermordung der Abencerragen in dem nach ihnen benannten Saale der Alhambra erfolgte, wie wenigstens die Sage erzählt. Die Escalera de las Cascadas, eine lange, mit einer Menge von Fontänen gezierte Marmortreppe, ist ein wunderbares Werk. All das Wasser, welches die zahllosen Springbrunnen der Generalife und Alhambra speist, kommt aus dem Darro. Eine Legua nämlich oberhalb der Alhambra, beim ehemaligen Jesuitenkollegium Jesus del Valle beginnt eine große, von den Mauren angelegte Wasserleitung, welche am linken Abhang des Darrothales und größtentheils in einem unterirdischen, theilweis durch Felsen gearbeiteten Kanale fortläuft, damit das Wasser so frisch als möglich in die Alhambra komme. Aus der Generalife geht es auf einem gewaltigen Bogen in die Alhambra hinüber, aus der es sich in den Park verbreitet.

Oberhalb der Generalife liegt ein steiler Hügel, la silla del Moro (der Stuhl des Mauren), wo sich mehrere Höhlen befinden, welche die uralten Grabstätten der maurischen Könige seyn sollen. Vom Gipfel dieses Berges, woselbst man mehrere Schanzen aus der Zeit des lezten Pronunciamiento bemerkt, genießt man eine prachtvolle Aussicht, namentlich bei Sonnenuntergang. Gerade im Vordergrunde zu unsern Füßen liegt die Alhambra, Abends in der wundervollsten duftigsten Beleuchtung, während im Rücken die sich hier in ihrer ganzen Majestät entfaltende Sierra Nevada emporsteigt, deren schneebedeckte Kuppen noch lange, nachdem die Sonne hinter der aus drei kolossalen Kegelbergen bestehenden Sierra de Elvira verschwunden ist, wie glühende Kohlen leuchten. — Die Alhambra selbst bietet zwar auf allen Punkten die herrlichsten Aussichten dar; nichts aber läßt sich mit der Aussicht von dem höchsten Mauerthurme, dem Torre la Vela, vergleichen, der auf dem äußersten Vorsprung des Berges zu Häupten der Plaza nueva steht. Wie eine geöffnete Granate liegt hier Granada mit seinen Thürmen und Palästen im Halbkreis um den Fuß der Alhambra herum, die gleichsam den Mittelpunkt der Stadt bildet; rechts sieht man in das romantische Thal des Darro, welcher die Stadt durchströmt, um sich mit dem Jenil zu vereinigen, dessen reizendes Thal zur Linken sich öffnet; jenseits des Darro steigen die Häuser und Gärten des Albaïcin empor und die mit indianischen Feigen bedeckten Abhänge des Michaelsberges mit einer Menge von Höhlen, jezt, wie fast der ganze Albaïcin, von Zigeunern bewohnt, ehemals die Wohnungen der maurischen Armen; im Rücken erhebt sich die Sierra Nevada, und vor uns breitet sich die reizende Vega aus, begrenzt von den blauen Gebirgen von Loja, Santa Fé und der Sierra de Elvira. M. W.

Das junge Geschlecht.

(Fortsezung.)

„Was ist hier geschehen?“ fragte ich meinen Führer. „Hat ein Krieg diese Gegend verödet? oder welches andere Mißgeschick hat hier gehaust und diese Fluren entvölkert?“ — „Erkennst du hier die Hand gewaltsamer Zerstörung?“ sagte mein Begleiter. — „Nein,“ entgegnete ich. „Wo ich hinblicke, finde ich weder Spuren des Mords noch der Verwüstung.“

„Erfahre den Grund dieser Erscheinungen,“ hob mein Führer wieder an. „Was du erblickst, ist nicht die Erde, wie du sie kennst und täglich beschreitest, auch der Himmel ist ein anderer, und jene Abendröthe, die nicht erlischt, hat nichts zu schaffen mit der sanften Glut, wie sie dir oft beim Heimgang bei deinen abendlichen Spaziergängen geleuchtet hat. Dieser geheimnißvolle Abend, in dessen Bereich du dich befindest, ist ein Symbol. Denke

dir die Perioden der Welt- und Völkergeſchichte in das Zeitmaß von Tagen eingetheilt, ſo ſiehſt du hier den Abend eines ſolchen Welt- und Völkertages. Ein Geſchlecht von Generationen geht zur Ruhe, ein neues wird mit den Strahlen des kommenden Tags erſtehen. Aber der Abend dieſes Geſchlechts iſt, wie du ſiehſt, kein freudiger, friedlicher." — „Es iſt ein ſchwerer, beängſtigender!" rief ich. — „Und doch war der Morgen ſo ſchön!" ſagte mein Begleiter. — „Der Morgen?" fragte ich heftig erſchüttert. „Hab' ich dieſen Morgen erlebt?" — Der Genius ſchüttelte das Haupt und erwiderte lächelnd: „Dein Leben iſt der kurze Athemzug einer Sekunde. Eine lange Reihe von Geſchlechtern in aufſteigender Linie ſah nicht mehr den Morgen; du aber biſt beſtimmt, den Abend zu erleben." — „Eine troſtloſe Beſtimmung," rief ich, „eine ſo ſchwüle, bange Zeit zu erleben!" — „Doch biſt du noch glücklich," entgegnete mein Führer. „Es kommen nach dir welche, die den Einbruch der Nacht und ihrer Schreckniſſe erleben. Aber freilich, die Nacht iſt ſo kurz, daß, während auf der einen Seite alle Qualen der Finſterniß das Herz bedrängen, es auf der andern Seite ſchon von den früheſten Strahlen des jungen Tages geküßt wird." — „Und wo iſt das Geſchlecht geblieben, mit dem ich meine Tage verlebte?" fragte ich. — „Sein Tagewerk iſt vollbracht, es zieht aus. Willſt du es ziehen ſehen?" — „Zeige es mir."

Wir verließen die verödete Stadt und traten auf's offene Feld hinaus. Hier zog ſich über eine unabſehbare Wieſe ein breiter Fußpfad hin. Auf dieſem zog paarweiſe eine nicht endende Pilgerſchaar dahin. Sie wandelten der mitternächtlichen Gegend des Himmels zu, das glühende Abendroth warf die Schatten der Geſtalten rieſig groß über den Teppich der Wieſe hin. Der Zug ſchritt klanglos und ohne irgend ein Zeichen der Freude und des Glücks dahin; alle Merkmale der Zufriedenheit und der Ruhe waren von dieſen Geſichtern, dieſen Körpern weggewiſcht, ſie zeigten nur Ueberdruß und Müdigkeit. Voran dem Zuge ſchritten die Fürſten; die Häupter mit den ſchweren Kronen tief auf die Bruſt geſenkt, die langen Purpurmäntel hintennach ſchleppend, gingen ſie unwillig und düſter daher. Ihre Blicke waren geſenkt, ihre Stirnen gefurcht. Sie ſchienen ſich ſelbſt zu zürnen und den Schatten ihrer Träume mit abgewendetem Auge zu fliehen. Hinter ihnen her folgten die Weiſen, die Lehrer und Erzieher des Menſchengeſchlechts; auch ihre Mienen zeigten Unmuth und Beſchämung. Die Blicke Einiger waren ſtarr und leblos in die Ferne gerichtet, Andere ſchauten mit einem Ausdruck von Qual auf den ehernen unbeweglichen Himmel, während die ihnen zunächſt Wandelnden ein ausdrucksloſes kaltes und leeres Lächeln zeigten. Sie gingen dem Auge wie aufrecht in der Luft wandelnde Geſpenſter vorüber, ſo grell leuchteten im Dunkel ihre weißen Talare, ſo ſtarr und gerade waren ihre Körper, ſo wenigen Zuſammenhang ſchienen ihre Füße mit dem Erdboden zu haben, der wie eine dunkle Wolke unter ihnen ſich hinbreitete. Auf dieſe hochmüthige Schaar weißer Phantome blickte der nachfolgende Zug der Menge mit Abſcheu und Unwillen. Doch ſie beachteten dieſe Zeichen des Zornes nicht, ihre Geberden blieben ſich immer gleich, voll Anmaßung und Kälte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

(Schluß.)

Oper. — Weichſelbaumer.

So lang auch die gegenwärtige Korreſpondenz zu gerathen droht, ſo mag ich doch das Theater nicht gänzlich mit Stillſchweigen übergehen. Namentlich iſt das Luſtſpiel „Er muß auf's Land" zu erwähnen, welches hier wie allerwärts ein Zugſtück geworden iſt. Aus dem Beifall, den dieſes Stück gefunden, erkennt man abermals, wie ſicher ein dramatiſcher Autor ſeines Erfolges iſt, wenn er es unternimmt, die unter allen Zonen und unter allen Völkern, welche es zu einigem Witz gebracht haben, anrüchig gewordene Scheinfrömmigkeit zu entlarven. Das Stück enthält einige Situationen, welche in ihrem draſtiſchen Auftrage auch den Ernſteſten zum Lachen zwingen; ſonſt iſt die Intrigue ſehr unbedeutend, ja gewöhnlich, die Behandlung flott und franzöſiſch leichtſinnig, aber ohne alle Tiefe. Wie ſchwer würde es ſich ein Deutſcher gemacht haben! In dieſem franzöſiſchen Luſtſpielchen löst ſich zuletzt Alles in das Bedürfniß auf zu tanzen, auf den Ball zu gehen und mäßig ein Glas Champagner zu nippen. Ein Deutſcher würde in einem ſolchen Stücke wie gewöhnlich Moral predigen, die Frommen ärgern und das Publikum zur Erbitterung gegen die Scheinheiligkeit ſtacheln wollen, und ſich dadurch das Spiel verderben; der Franzoſe entſagt jeder moraliſchen Schönthuerei, predigt den leichten Lebensgenuß und gewinnt das Publikum, weil er mit ihm tändelt. So geräth der Franzoſe freilich auf den entgegengeſetzten Abweg, daß er bei dem anmuthigen Scheine ſtehen bleibt und ſich leichtſinnig mit den innern Gebrechen und faulen Flecken der menſchlichen Geſellſchaft abfindet, weil ſie auf eine dem gewöhnlichen Auge wohlthuende Weiſe überfirnißt ſind. Man ſieht dieß dem grazibs mit dem Leben tändelnden Franzoſen nach, bei dem Deutſchen würde man dieſe Leichtfertigkeit unverzeihlich finden; auch beſitzt der Deutſche die Kunſt nicht, mit Grazie und ohne Plumpheit leichtfertig zu ſeyn. Das Stück ſpielt den Darſtellern in die Hände. Dagegen wollte das neue Luſtſpiel: „der Mörder," von der erlauchten Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit," hier nicht gefallen. — Von dem hieſigen Kapellmeiſter Stuny, der als Liederkomponiſt hier mit Recht außerordentlich beliebt iſt, wurde eine neue Oper, „Maria Roſa." dargeſtellt, deren Text nach einer in den Novellen von Phantaſus (Herzog Max in Bayern) enthaltenen Erzählung, aber ſo durchaus undramatiſch und untheatraliſch behandelt iſt, daß der ſchöne novelliſtiſche Stoff ganz verdorben erſcheint und das Libretto als die Klippe an-

geſehen werden muß, an der die Oper, wie man ſich gerechterweiſe nicht verhehlen kann, geſcheitert iſt. Bei der zweiten Darſtellung, für die man wenigſtens einige der unerträglichſten Längen weggenommen hatte, gefiel die Oper etwas mehr, aber doch nicht in dem Grade, um ihr einen längern Beſtand und eine weitere Verbreitung prophezeien zu können. Man klagt allgemein über die Langweiligkeit der deutſchen Opernexte; ſehr natürlich, da die deutſchen Componiſten ſich mit Vorliebe faſt immer nur an bloße Dilettanten wenden und von einer freieren theatraliſchen Behandlung des Textes Schaden für die Gründlichkeit ihrer Muſik fürchten. Auch die Muſik zu Maria Roſa iſt ohne Zweifel ſehr gründlich, ſehr durchgearbeitet, ſehr ſtudirt, aber es fehlt ihr an jenem melodiſchen Fluß, wodurch die Geſangſtücke unmittelbar an Gemüth und Gehör verſtändlich und faßlich ſich anſchmiegen. Zwiſchen einem Lieder- und Opernkomponiſten iſt die Kluft nicht ſo gering, als es ſcheint; wer gute Opern komponirt, der komponirt freilich auch gute Geſänge, Quartette u. ſ. w., wer treffliche Dramen ſchreibt, dem gelingt auch meiſt das Lied und die Ballade, denn Oper und Drama ſind die höhern Gattungsbegriffe; aber der bloße Liederkomponiſt und der eigentliche lyriſche Dichter mögen wohl mit ſich zu Rathe gehen, ehe ſie ſich an eine umfaſſende dramatiſche Compoſition wagen. Doch bin ich in der Muſik zu ſehr Laie, um mich in eine ſpezielle Kritik einzulaſſen; aus dem gleichen Grund ſchweige ich auch über die zweite Aufführung von Mozarts „Idomeneo," da ich über ein ſo gewaltiges Werk nicht bloße Gefühlsergüſſe geben mag und überhaupt nicht zu den Vielen gehöre, die für Alles und Jedes ein Urtheil in Bereitſchaft haben und dadurch nach allen Seiten hin die Kritik in Verwirrung bringen. Namentlich hat dieſer Unfug auf dem Gebiete der muſikaliſchen Kritik eine traurige Rolle geſpielt und zu allerlei enthuſiaſtiſchen Sprüngen und Phantaſtereien Anlaß gegeben, wofür T. A. Hoffmanns bis zum Fratzenhaften geſteigerter Muſikenthuſiasmus verantwortlich zu machen iſt. Es klingt paradox, wenn ich ſage, daß man zwar die Muſik nicht hoch genug ſtellen kann, daß man ſie aber dennoch zum Schaden der übrigen Künſte in neueſter Zeit viel höher geſtellt hat, als ſie verdient.

Auf Karl Weichſelbaumers unter dem Titel „Ein deutſches Lied" erſchienene patriotiſche Phantaſien habe ich bereits in einer früheren Korreſpondenz aufmerkſam gemacht. Der Verfaſſer hält ſich fern von der Höllenſteinbeize der modiſchen politiſchen Dichter, in denen die Politik die Lyrik und die Lyrik die Politik zerfrißt. Seine Sprache hat vielleicht etwas Altväteriſches, aber auch Ehrbares und Kernhaftes. Mit inniger Hingebung feiert er das große einige Deutſchland; in kräftigen Worten beklagt er die Wunden, die es ſich ſelbſt ſchlug, und mit überzeugendem Nachdruck mahnt er die Deutſchen auf, ein großes Volk ſeyn zu wollen, um es auch zu werden, zum Heldentode Muth zu haben, um ewig zu leben, die einzelnen Glieder zu einem Ganzen zu verſchmelzen, damit in Europas Herzen auch Europas Pulſe wieder treiben mögen. Er fühlt — und dieß iſt rührend für einen Binnenländer — daß es uns Noth thut, die deutſche Flagge auf den Meeren wehen zu laſſen, und die über die ferniſten Enden der Welt ſchutzlos zerſtreuten deutſchen Brüder durch eine Flotte mit dem Mutterlande enger zu verknüpfen; das Meer ſoll uns wieder groß ziehen und uns durch den geſunden Athem der Freiheit erfriſchen. In ſolchen und ähnlichen patriotiſchen Phantaſien ergeht ſich der Verfaſſer, und man fühlt mit ihm, daß es ſchon etwas Schönes darum iſt, ſich auch nur groß zu träumen, ſich als die „weltberühmte deutſche Nation" zu denken, die wir vor Zeiten geweſen ſind.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Theater.

Der Direktor der italieniſchen Oper hat jedoch ein Mittel gefunden, eine dieſer Opern wieder in Gang zu bringen, ohne daß die Dichter ſich darüber zu beſchweren haben. Er hat von einem Librettomacher einen andern Text der beliebten Muſik unterlegen laſſen, und mit dieſem wird die Oper jetzt wieder gegeben. Man wird einwenden, der Tonkünſtler habe ſeine Muſik nicht für dieſen Text geſetzt und ſomit könne keine Uebereinſtimmung zwiſchen beiden herrſchen. Mit dieſer Uebereinſtimmung iſt es aber bei italieniſchen Opern überhaupt nicht weit her; wenn nur die Muſik gefällt und gut geſungen wird, ſo iſt das reiche Publikum, welches die italieniſche Oper beſucht, zufrieden und verlangt nichts weiter. In einer Roſſini'ſchen Oper wird Jemand unter Begleitung einer walzerähnlichen Muſik zum Tode abgeführt; kommt nun ein Librettomacher und legt dem traurigen Texte einen heitern unter, ſo bleibt, wenn der Kapellmeiſter nur den Takt beſchleunigt, alles in der Ordnung, und die Zuſchauer merken es nicht einmal, daß der Muſik ein anderer Text untergelegt worden iſt. Dieſe Gleichgültigkeit der Zuhörer hinſichtlich der Operntexte macht aber eben, daß dieſe Texte ſo werthlos ſind; es gibt zwar Ausnahmen, ſie ſind aber ſelten. — An neuen Stücken fehlt es gegenwärtig auf den hieſigen Bühnen ſo wenig als je; namentlich im Odeon ſieht man faſt jede Woche etwas Neues. Unter den Dichtern, welche auf dieſem Theater leichte Siege hoffen, ſind ſogar Polen, Spanier und Italiener, meiſtens Flüchtlinge, welche ſich in ihrer leider zu langen Verbannung die franzöſiſche Sprache zu eigen gemacht haben und ſich fähig halten in derſelben zu dichten. Im Grunde genommen gewinnen die jungen Leute ſehr wenig dabei; nach einigen Vorſtellungen werden ihre Stücke bei Seite gelegt und es iſt weiter keine Rede davon. Aber die Dichter ſind zufrieden, weil doch ihre Erſtlinge dargeſtellt und ihre Namen in den Feuilletons angeführt worden ſind. Das Théâtre français gibt gegenwärtig ein neues Luſtſpiel, welches aber nicht ſehr luſtig iſt. Aus dem Stoff hätte aber ein gewandter Dichter ein Meiſterſtück machen können, was es unter den Händen der zwei noch unerfahrenen jungen Verfaſſer, Leonce und Molery, keineswegs geworden iſt. Die Hauptperſon iſt einer der vier ſehr zahlreichen hommes d'affaires, ein Mann, welcher ſich durch das Beſorgen der Geſchäfte Anderer bereichert, indem er an guten Spekulationen Theil nimmt, Geld auf hinlängliche Sicherheit und gegen ſtarke Zinſen verleiht, ausſtehende Gelder für Andere einkaſſirt u. ſ. w. Einen ſolchen Mann haben die beiden Verfaſſer ſo hartherzig geſchildert als möglich, grob und plump noch dazu, was aber in der Wirklichkeit nicht immer der Fall iſt. Er hat eine Tochter, die er zu verheirathen wünſcht, jedoch ſo, daß er ſo wenig Ausſteuer als möglich mitzugeben braucht. Er wählt alſo einen jungen Commis, und dieſen Eidam behandelt er fortwährend wie einen Commis; die Tochter empfängt nur vom Vater das Nöthige und auch der Eidam hängt beſtändig vom Vater ab. So ſieht ſich der junge Mann in einer ſehr peinlichen und demüthigenden Lage, welche im Stücke ganz gut geſchildert wird.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 33 und Monatsregiſter März.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neununddreissigster Jahrgang.

1845.

April.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Zeiten Dante's. Von F. Notter. 84.
Das Eisenkönigsstück. Von E. Reinhold. 87. 88.
An den Genius des Frühlings. Von G. Zimmermann. 90.
Verlornes Glück. Von N. L. 98.
Zu Kaulbachs „Zerstörung von Jerusalem." Von Friedrich Beck. 99.
Gedichte von Lebrecht Dreves. 103.

Erzählungen.

Das junge Geschlecht. Von A. v. Sternberg. 78, 79.
Ich war schon Major. Von W. Alexis. 94—102.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Kulturgeschichtliche Betrachtungen über den Zusammenhang der antiken und modernen Welt, in ihren socialen Ideen. Von W. E. Weber. 78. 79. 80. 81. 82. 83. — 94. 95. 96. 97. 98.
Der Hofstiroler. Von J. F. Lentner. 85—91.
Die Stadt in England. 80—82.
Briefe über die Auvergne. 85—86.
Skizzen aus dem südlichen Schweden. 89—95.
Etwas über das moderne Lustspiel. 92. 93.
Villeggatur in Baden. Von E. v. Niendorf. 100—105.

Korrespondenz.

Elberfeld. 78. 79. 80. 81. — Paris. 78. 79. 80. — 85. 86. 87. — Frankfurt a. M. 81. 82. 85. — Hamburg. 82. 85. — Dresden. 84. — 93. 94. 95. — London. 87. 88. 89. 90. — Köln. 88. 89. 90. 91. — Wien. 92. 93. 94. — Mainz. 95. 96. 97. — Berlin. 96. 97. 98. 99. 100. 101. — Leipzig. 99. 100. 101. 102. 103.

Literatur-Blatt.

Nro. 54.

Neuestes Werk über Rußland. Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841 von J. H. Blasius.

Nro. 55.

Neuestes Werk über Rußland. Reise im europäischen Rußland ꝛc. (Schluß.) — Geschichte. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. R. John.

Nro. 56.

Postwesen. Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung, nebst Erörterungen über das Verhältniß Preußens ꝛc., das Postrecht Würtembergs und das rechtliche Verhältniß der Post zu Eisenbahnen, von Karl Stängel. — Sagen. 1) Der ungenähte Rock oder König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte. Gedicht des zwölften Jahrhunderts übersezt von Karl Simrock. — 2) Melusine. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Apel.

Nro. 57.

Neuhebräische Literatur. Die ersten Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan des Charisi nebst dessen Vorrede. Nach einem authentischen Manuscripte aus dem Jahr 1281 herausgegeben, in's Deutsche übersezt und erläutert von Dr. S. J. Kämpf. — Geschichte. La barbarie franke et la civilisation romaine, études historiques par P. A. Gérard. — Kolonialwesen. Die belgischen Kolonien in Guatemala und Brasilien. Versuch einer Darstellung des Thatsächlichen, mit einem Hinblick auf die Hoffnungen, welche sich daran knüpfen. Zum Besten des Kölner Dombaus.

Nro. 58.

Novellen. Die Sylvester-Glocken. Eine Geistergeschichte von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. — Vermischte Schriften. Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes von Dr. J. Goldschmidt.

Nro. 59.

Reisen. Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. Dritter und vierter Theil. Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien 1844. Zwei Theile. Von C. D. L. von Arnim. — Lyrische Dichtkunst. Junges Leben. Dichtungen von Ferdinand Wendeborn.

Nro. 60.

Schweizergeschichte. 1) Geschichte der eidgenössischen Freischießen. Von M. A. Feierabend. — 2) Vorlesungen über die Geschichte der Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft und die Umbildung derselben in eine helvetische Republik. Von Hottinger. — 3) Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. — 4) Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges, von K. Wegelin. — Roman. Harry Lorrequers Geständnisse. Irländisches Charakterbild von Charles Lever. Aus dem Englischen von C. Richard.

Nro. 61.

Anthropologie. Blicke in's Leben. Von Karl Friedrich Burdach. Dritter Band. Sinnenmängel und Geistesmacht. Lebensbahnen.

Nro. 62.

Der neueste Roman der Verfasserin von Godwie Castle. — Lyrische Dichtkunst. Bilder und Lieder vom Rhein und Main von Bernhard Werner. — Denkschrift. Denkschrift über die Hinrichtung des Kämmerers K. F. Schulz und des Kaufmanns K. F. Kersten durch die Franzosen in Kyritz am 8ten April 1807. Von Oberprediger H. Bauer.

Nro. 63.

Journalistik. Deutscher Zeitungs-Katalog. Verzeichniß der in deutscher Sprache erscheinenden periodischen Schriften, mit Einschluß der politischen Zeitungen, der Tages-, Wochen- und Intelligenzblätter. — Geldwesen. 1) Von den periodischen Schwankungen der edeln Metalle. Eine historisch-ökonomische Monographie von Dr. J. Helferich. 2) Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Wechselrechts mit Wünschen für die Zukunft und seine gleichförmige Kodification in ganz Deutschland. Von Hofrath Dr. J. L. U. Dedekind.

Nro. 64.

Sittengeschichte. Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker, von Archivar Ch. L. Stock. — Dichtkunst. See- und Waldmährchen von F. Brunold.

Kunst-Blatt.

Nro. 26.

Director von Gärtner und die Münchener Akademie der bildenden Künste. — Archäologie. 1) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. 2) Antiquarische Mittheilungen aus Basel. Die Grabhügel in der Hardt, eröffnet und beschrieben von Prof. W. Vischer. 3) Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. 1. Die römischen Inschriften des Kantons Basel von Dr. K. L. Roth. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 27.

Die Marmorstatuen mailändischer Bildhauer im Belvedere zu Wien. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 28.

Kunstliteratur. Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. — Schinkelfest in Berlin. — Denkmäler. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 29.

Kunstliteratur. Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. (Fortsetzung.) — Ornamentik. Neue Ornamente von Heinrich Ärmus. Musterblätter für Architekten, Fabrikanten, Bauhandwerker und Künstler. Vorlegeblätter für Kunst-, Bau- und Gewerbeschulen. — Malerei. — Medaillenkunde. — Plastik.

Nro. 30.

Kunstgeschichte. Jeux de cartes Tarots et de cartes numérales du XIV. au XVIII. siècle, représentés en C planches d'après les originaux, avec un précis historique et explicatif. — Kunstliteratur. Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. (Schluß.) — Plastik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 31.

Kunstgeschichte. Jeux de cartes Tarots et de cartes numérales du XIV. au XVIII. siècle, représentés en C planches d'après les originaux, avec un précis historique et explicatif. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Erfindungen. — Statistik.

Nro. 32.

Kunstgeschichte. Jeux de cartes Tarots et de cartes numérales du XIV. au XVIII. siècle, représentés en C planches d'après les originaux, avec un précis historique et explicatif. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte und Kritik der Bilder. — Neue Kupferstiche. — Bilderwerke. — Lithographie. — Literatur.

Nro. 33.

Cornelius in München im März 1845. — Kunstgeschichte. Jeux de cartes Tarots et de cartes numérales du XIV. au XVIII. siècle, représentés en C planches d'après les originaux, avec un précis historique et explicatif. (Schluß.) — Netrolog. — Persönliches.

Nro. 34.

Ueber einige Werke von Dürer und Holbein in der Kunstsammlung des Directors Böhm zu Wien. — Cornelius in München im März 1845. (Schluß.) — Ausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

---

[62] In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer

Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

Königl. Württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes vor Allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Auslande über Gewerbs-Verhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Konkurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w. Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an, und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt, und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann und muß, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publikums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Herrn Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-, Geflecht- und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Herrn Obersteuerrath Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren oben bezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen auf's deutlichste was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbsfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unserer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwärtigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrikation, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot, dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in unserem

Vaterlande auf's Zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse. Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unserer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weitausgedehnte Gewerbszweig der Tabletteriewaaren ist es, der dem Herrn Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaaf- und Baumwollen-Verarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate auf's Zweckmäßigste und Verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrikation von Wollmusseline, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe, die Produkte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsere Märkte überschwemmt, ist, wie der Herr Verfasser nachweist, nur die Schuld unserer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsere Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Klasse am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen, er wird finden, daß wir in unserem Lande, in unsern Händen Mittel genug haben, der einreißenden Verarmung zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurück bleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Klassen der Bevölkerung.

---

[89]

Schluß und Gratis-Lieferungen
von
Mozin's grosem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die zweite Hälfte der achten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,
nach den neuesten und besten Werken
über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen. Subscr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

L. bis Oesophagorrhagie.

Da wir das Erscheinen dieses Wörterbuchs in 8 Lieferungen zugesagt haben, so ist diese Lieferung die letzte, welche wir berechnen.

Es war nicht möglich, den unter den Händen des Herrn Professor Peschier täglich sich mehrenden Stoff in 8 Lieferungen zu bringen. Wir werden demnach die weiteren Abtheilungen, welche gleichfalls rasch erscheinen und voraussichtlich in 50—60 Bogen bestehen werden, **unentgeldlich liefern.** Mozin's Wörterbuch ist durch die sorgfältige umfassende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil stärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird seinen lange bewährten Ruf sicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung desselben hinzutreten, **genießen oben angeführten Subscriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10 gratis.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. April 1845.

Seyd willkommen, edle Gäſte,
Jedem ächten deutſchen Sinn;
Denn das Herrlichſte, das Beſte
Bringt allein dem Geiſt Gewinn.

Goethe.
Antike.

Kulturgeſchichtliche Betrachtungen

über den Zuſammenhang der antiken und modernen Welt in ihren ſocialen Ideen.

Von Wilhelm Ernſt Weber.

Tauſendfältig wurzelt unſer modernes Leben in den Bräuchen und Gewöhnungen der Vergangenheit, und jene Kluft, nach der wir uns in der gewöhnlichen Vorſtellungsweiſe in ungeheurer Dimenſion gerade von dem Daſeyn der antiken Völker getrennt wähnen, verengt ſich gar ſehr, ſobald wir dieſes Daſeyn in ſeinen Einzelheiten an der Hand der geſchichtlichen Forſchung betrachten. Dieß haben wohl unſere frühern Erörterungen * über das Leben der antiken Welt auch ohne ausdrückliche Fingerzeige dargethan. Es iſt aber ein großes Gefühl, es befeſtigt den Glauben an die Einheit und Folge einer höheren Idee, welche unſerer Beſtimmung zum Grunde liegt, es mehrt den Muth und die Zuverſicht, in der Geſammtheit und dem gemeinſamen Streben unſeres Geſchlechts auch ſelbſt einen feſten Standpunkt einzunehmen und für die Ueberzeugung des Rechten und Guten denſelben mit freudiger Wehrhaftigkeit zu behaupten, wenn man bis auf die leiſeſten Richtungen des täglichen unmittelbaren Bedürfniſſes ſich zuſammenhängend denkt mit den Generationen ferner Jahrtauſende und entlegener, ja ausgeſtorbener Nationalitäten; wenn man, durch Veranſchaulichung einer bis in's Kleinſte gehenden Verwandtſchaft, ja Identität des Empfindens, Begehrens und täglichen Dahinlebens, ſich zur Sympathie geſtimmt ſieht mit allen Geſchlechtern, die vor uns die Erde beſchritten; wenn man aus dem eigenen innerſten Gemüthe die Gefühle aufſteigen zu ſehen glaubt, welche einſt die edelſten und würdigſten Menſchen der Vorzeit beſeelten. So blüht nach drei Jahrtauſenden die der Mumie in den Sarg mitgegebene Zwiebel, an's Licht gegraben, zur Lilie auf; ſo tragen, aus den Schachten verſchütteter Städte heraufgeförderte Getreideſamen nährendes Korn.

Gleichgültig gehen wir in den Paläſten heutiger Könige an goldenen Wänden, an koſtbarem Hausgeräthe, an allem ausgebreiteten modernen Luxus vorüber; wenn wir nämlich in dieſen Paläſten an nichts als an die Pracht eines königlichen Luxus gemahnt werden. Eine kleine thönerne Lampe aus Pompejis Ruinen, ein verroſteter Haarpfeil, ein unſcheinbares Götterbildchen durchdringt uns mit einem wunderbaren, aus Wehmuth

* Siehe in den Monaten September bis Oktober 1843, Februar und Mai 1844 die Aufſätze über römiſchen Tafelluxus, über die Verhältniſſe der Frauen im Alterthum, über das antike Virtuoſenthum u. ſ. w.

und Ehrfurcht gemiſchten Affekte; mit heiliger Scheu nehmen wir dieſe Kleinigkeiten in die Hand, ſie regen uns zu den lehrreichſten Betrachtungen an. Wie ſollten ſie nicht? Verſetzen ſie uns doch in die Mitte einer Welt, welche das Größte, was der Menſchheit begegnen konnte, in friſchem Jugendmuthe vorweggenommen; bringen ſie uns doch die lebenswarmen Strömungen, die die Herzen dieſer Welt bewegten, unmittelbar auch ſelbſt an's Herz; ſtellen ſie uns doch, ſo unbedeutend, ſo ſehr dem Alltäglichen entlehnt, ſo wenig koſtbar ſie ſcheinen, eine Geſetzgebung des Geſchmacks und der Schönheit dar, die ihre unvergängliche Wahrheit durch den Zauber legitimirt, welchen ſie fortwährend auf's friſche Leben übt.

In den gothiſchen Hallen einer zerſtörten Burg fällt uns das Gefühl der Vergänglichkeit an; wir wittern der Verweſung Moder, wir ſtreben alsbald an die friſche Luft heraus, um uns unter dem Rauſchen der grünen Wipfel, im lichten Sonnenglanze aus der Ferne an dem maleriſchen Anblick der zerfallenden Mauern zu weiden. In einem Schloſſe aus der Ludwige Zeit bedrückt uns das Geſuchte, Steife, geiſtlos Anſpruchsvolle und ideenarm Prächtige der Umgebungen; wir fühlen, daß dieß verlebte Dinge ſind, wie der Puder, die Stelzenſchuhe und Fontangen der Perſonen, die dieſe Räume bewohnt haben, und die nun in St. Denys oder bei dem Pater la Chaiſe ſchon lange verfault ſind. Aus den Ueberbleibſeln des Alterthums begrüßt uns ein ewig junger, blühender, lächelnder Genius; auch das kleinſte Stück einer Mauerbekleidung, ein abgebrochenes Ornament, ein vereinzelter Dachziegel bildet die Regel, die Zweckmäßigkeit, die Sicherheit genialiſcher Meiſterſchaft und nicht zu übertreffender Vollendung vor; noch aus dem Tode ſprüht unaustilgbares Leben. Auf Sarkophagen feiert man Hochzeit, Dionyſus mit ſeinen ſchwärmenden Chören ſchwingt den begeiſternden Thyrſus, die Fülle des Wohlſtands und des Genuſſes begegnet uns in tauſend anmuthvollen, glücklichen Bildern.

Sollten wir eine Scheu empfinden, in die Grüfte hinab zu ſteigen, aus denen zu dem Schönſten, was uns an Bequemlichkeiten und Zierrathen umgibt, die Formen hervorgehen? wo täglich neue, ſtaunenswerthere Muſter der ſinnigſten Erfindungskraft aufgedeckt werden? wo an einzelnen Hervorbringungen des Kunſtfleißes mehr zu lernen iſt, als an den Maſſen, die ſich in der Rumpelkammer der Zeit aus den flachen, genieloſen, verkünſtelten Perioden der lezten Jahrhunderte angehäuft haben? Unſer jetziger Hausrath, ſoweit er ein Produkt des Geſchmacks und Kunſtſinnes zu ſeyn begehrt, was ſtellt er uns dar, als die Seſſel, auf denen die Bürger Roms ſich niederließen, die Tafeln, an denen ſie ſpeiſten, die Lampen und Leuchter, die ihren Abend erhellten? Unſere Wände und Plafonds entlehnen von den ihrigen ihre Zierden, die Modelle ihrer Gewebe und Stickereien ſchimmern uns aus den Teppichen unſerer Zimmer entgegen, wir glauben, und mit Recht, erſt jezt die Reize des Luxus mit einer gewiſſen geiſtigen Würde zu veredeln und uns dem Lebensgenuſſe ehrenvoller hinzugeben, ſeitdem die Lebensgewöhnungen des Alterthums aus unſern häuslichen Räumen wiederleuchten und wir den Veränderlichkeiten des modernen Sinnes ein Gepräge antiker Einfalt, Gediegenheit und großartigen Weſens aufgedrückt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Das junge Geſchlecht.

(Fortſetzung.)

Ihnen folgte die Schaar der Krieger und Helden mit beſtaubten Lorbeerkränzen auf hochmüthig und heroiſch zurückgeworfenen Köpfen. Das Blut an den Panzern war der Widerſchein des Abends, nicht die Spur ehrenvoller Kämpfe; denn dieſe Helden waren ergraut, ohne den Schlachtenlärm und den Tumult der Waffen erlebt zu haben. Sie hatten eben ſo unnütz und vergeblich gelebt wie die Prieſter, wie die Weiſen und wie die Könige; dennoch waren ſie ſtolzer und wo möglich noch hoffärtiger als ihre Vorgänger. Den Kriegern folgten die Sänger; es waren ſchöne, aber gebrochene Geſtalten; Schmerz und Mißbehagen ſchienen ihre Leiber zur Erde zu ziehen; ſie gingen, ihre goldenen Harfen in der Hand haltend, zögernden Schrittes und mit geſenkten Blicken dahin. Dieſe lautloſe Schaar von Sängern hatte etwas Erſchütterndes; ſie, die lebendigen Zungen der Zeit, waren ſo ſtumm, ſo ſteinern; mit keiner Abſchiedshymne begleiteten ſie das auswandernde Geſchlecht. In den Geſichtern einiger dieſer trauernden Barden lag gekränkter Stolz, ſie hatten die Saiten ihrer Harfen zerriſſen, voll Erbitterung und Haß auf eine ſtumpfe Zeit, auf ein harthöriges eitles Geſchlecht, das die Geſänge nicht hörte und nicht würdigte; in den Blicken Anderer flammte jenes raſche und geheimnißvolle Prophetenfeuer, das die geweihten Sänger der heiligen Zeiten bezeichnet; aber der Strahl war zu ſchwach, um den in Sünden und Ueberdruß verſunkenen Sinn der Zeitgenoſſen aufzuwecken. So gingen ſie denn ſelber ruhmlos mit den Ruhmloſen dahin.

Ihnen folgten die Frauen. Auch die Schönheit dieſer Geſtalten war durch die häßlichen, immer wiederkehrenden Züge von Ueberdruß und Hochmuth entſtellt; ohne Liebreiz und ohne Jugend trugen ſie eine früh gewelkte Blüthe zur Schau. Kein Blick der Liebe und des Frohſinns

ſtrahlte aus dieſen Augen, die groß und theilnahmlos geöffnet ſtanden und in das Weite ſtarrten. Die Fürſtinnen wie die Bäuerinnen in dieſer Schaar, eine Jede zeigte daſſelbe kalte und ſteinerne Antlitz; weder Leid noch Luſt ſpiegelte ſich in dieſen Zügen, die ſatt der Erde und des Lebens ſchienen.

Nun folgte eine unabſehbare Menge, Menſchen allerlei Standes und von jedem Alter. Sie alle drängten unruhig vorwärts, als läge ihnen daran, die Erde, den Schauplatz eines thörichten und verhaßten Daſeyns, ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Doch mit dieſer Eile war keine Hoffnung auf ein nahes freudiges Ziel verbunden; Niemand in dieſem endloſen Zuge ſchien auf eine höhere und glücklichere Exiſtenz zu warten; es war nur der Drang, müde Körper und verbrauchte Seelen ſo bald als möglich der Vernichtung zu übergeben. Es war das Herausſtrömen ſatter Nachtſchwärmer, die den dampfenden, ſtaubigen Sälen mit den verlöſchenden Lampen und den umgeſtürzten Tiſchen raſch entflohen. Auch nicht auf einem Geſichte lag der Wunſch ausgedrückt, noch länger auf der Erde zu verweilen, auch nicht ein Blick wandte ſich ſehnſüchtig, und nach irgend etwas Liebem ſuchend, rückwärts.

„Und dennoch," hob mein Begleiter an, „waren ſie reich beſchenkt vom Leben. Die Erde war nie ſo freigebig geweſen, als gerade für dieſes Geſchlecht. Die Armen hatten es von den Reichen erzwungen, daß eine gleiche Vertheilung der Güter der Erde ſtattfand, aber wie wenig dieſe Güter an und für ſich glücklich zu machen im Stande ſind, ſiehſt du hier. Kein Geſchlecht verließ ſo ſatt und übellaunig die Erde, als dieſes, keines hat jemals ſo wenig Hoffnung und Vertrauen auf ein Jenſeits gehabt, keines wußte es der Gottheit ſo wenig Dank, daß ſie es zum Daſeyn rief. Ich habe Geſchlechter auswandern ſehen, drohend und den Himmel mit gräßlichen Verwünſchungen läſternd, aber ich ſah noch keines, das ſo dumpf und abgeſchwächt, ſo unfähig weder zu Zorn noch Liebe, hinauswanderte." — „O, und warum?" rief ich; „warum dieſe troſtloſe Erſcheinung? — „Warum?" wiederholte mein Führer. „Weil der Glaube und die Demuth fehlen."

Wir ſchwiegen Beide, indem der geräuſchloſe Zug ſich vor unſern Augen immer fortbewegte. Ich mochte nicht mehr hinſehen. Von dem vollen Sturm meiner bittern Gefühle gedrängt, warf ich mich an die Bruſt meines Führers und rief: „O zeige mir eine andere Zeit, ein anderes Geſchlecht, gleichviel welches, nur daß ich dieſen Anblick vergeſſe." — „Dein Begehren ſoll erfüllt werden," ſagte der Genius. „Du ſollſt in die Zukunft ſehen. Mache dich bereit, das junge Licht eines neuen Tages zu ſchauen." — „Meine Augen werden es mit Wonne trinken!" rief ich freudig bewegt.

Das geheimnißvolle Weſen wandte ſich, indem ich dieſe Worte ſprach, mit einer raſchen, gebietenden Bewegung gegen Weſten. Der entweihte Altar der Sonne ſtürzte um und das trübe Opferblut ſeiner Kelche ſtrömte auf den Boden. Die Glut verloſch, nachdem ſie ſich in hundert kleine purpurne Bäche getheilt hatte, die zwiſchen den grauen Felsmaſſen des Gewölks hinglitten, gleich glühenden Schlangen, die in die Tiefe hinabzüngelten. Statt des dunkeln Roths lagerte ſich jezt ein ſchillerndes Silbergrau über den weſtlichen Himmel. Zu gleicher Zeit zerriß die ſtarre Wolkendecke über unſern Häuptern und grünliche und weiße Strahlen ſchoſſen aus den ſich öffnenden Spalten hervor. Ein unterirdiſcher Donner rollte und weckte ein dumpfes Echo in den Wolken. Wunderſame Stimmen erklangen, und indem die fliehenden Nachtſchatten wie ſtürzende Wolkenberge ſich gegen Weſten verbargen, floß aus den ſich öffnenden Thoren des Oſtens ein unbeſchreiblich kühlender und belebender Windhauch. Aber noch herrſchte Tumult auf der Erde. Die Donner rollten nun auch in den Lüften, Geheul und Wehklagen erſchallten, und wie ein fallendes Schneegeſtöber, ſo flogen Schatten durch die Luft, gepeitſcht von den Fittichen eines wilden Orkans, der aus dem Geklüfte uralter Felſengründe emporheulte. Ich hielt mich an die Schulter meines Führers, um nicht hingeriſſen zu werden oder zu Boden zu fallen. Als ich aufſchaute, hatte das neue Licht die Siegespalme errungen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, März.

Freiligrath. — Communiſtiſche Verſammlungen.

Vor Allem müſſen wir bei den Leſern dieſer Blätter Abbitte thun dafür, daß wir ſie in einem frühern Berichte myſtificirt haben. Wir waren indeſſen ſehr unſchuldig dabei und wußten nicht was wir thaten; auch uns hatte man angeführt, und wir dürfen uns um ſo weniger ſchämen, dieß zu geſtehen, als die hochweiſe Obrigkeit unſerer Stadt gleiches Schickſal mit uns theilt. Man urtheile alſo, welch ehrbares Gewand die Lüge angelegt haben muß. Wir hatten gemeldet, Freiligrath ſey vor Kurzem hier durchpaſſirt, und waren gutmüthig genug geweſen, daraus zu ſchließen, der vielbeſprochene Befehl, „auf den Dichter zu fahnden," müſſe lediglich ein Mährchen ſeyn. Nun können wir heute ganz im Gegentheil verſichern, daß Freiligrath nicht hier geweſen iſt und man dennoch auf ihn „gefahndet" hat. Die Geſchichte verhält ſich folgendermaßen. Im öffentlichen, tagtäglich erſcheinenden Fremdenverzeichniſſe hieſiger Stadt figurirte eines Morgens der Name des Dichters, mit dem ausdrücklichen Zuſatz: Literat aus Sankt Goar. Wer ſollte alſo, trotz allgemeiner Verwunderung, an der Richtigkeit der Sache zweifeln? Wir glaubten, und die hohe Obrigkeit glaubte ebenfalls. Im erſten Amtseifer verfügte ſie ſich mit etlichen Häſchern ſofort in das Gaſthaus zum Schwan, um den Exilirten in ſichern Gewahrſam zu bringen. Es war aber ſchon

zu spät: Freiligrath, hieß es, sey bereits wieder abgereist und habe nichts zurückgelassen als seinen Namen im Fremdenbuch. Das Buch wurde sofort aufgeschlagen und das Blatt mit der incriminirten Handschrift herausgerissen. Der Namenszug wurde sodann verschiedenen Bekannten Freiligraths vorgezeigt; aber sie erklärten einstimmig, dieß seyen keineswegs die Schriftzüge des Wüstendichters, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach rühren die Schnörkel von irgend einem Weinreisenden her, der dem hochweisen Magistrat eine Probe seines Geistes habe hinterlassen wollen. Hiermit hatte denn die Untersuchung vorläufig ein Ende.

In den lezten Wochen sind hier ungewöhnlich interessante Dinge vorgegangen, Dinge, von denen man fast sagen könnte: „es ist nicht zu glauben, ohne es zu sehen," wie die Ausrufer vor Jahrmarktsbuden zu sagen pflegen. Es wurde zu wiederholtenmalen in einem öffentlichen Lokale hiesiger Stadt eine Art communistischer Meetings gehalten. Die erste dieser Versammlungen war nur klein, da noch nicht Viele darum wußten; bei der zweiten fanden sich bereits an 200 Personen ein, und das drittemal war der Andrang so groß, daß bei weitem nicht Alle Platz finden konnten in dem sehr geräumigen Gastbaussaale. Den Impuls zu der Sache gaben zwei junge Publizisten, von denen einer, ein Rheinländer von Geburt, sich gegenwärtig in Elberfeld aufhält, während der Andere in seiner Vaterstadt, dem benachbarten Barmen, wohnt. Ersterer ist der bekannte Dr. Heß, einer der Redakteure der weiland Rheinischen Zeitung; Lezterer ist ein junger Kaufmann, der sich unter dem Namen Friedrich Oswald durch verschiedene Artikel in Zeitschriften, unter andern den deutschen Jahrbüchern, so wie durch ein paar kleine Broschüren bekannt gemacht hat. Diese Beiden waren die Stimmführer der communistisch Gesinnten, und eine ziemliche Anzahl der intelligentesten jungen Leute, auch aus dem Kaufmannsstande, schloßen sich ihnen an. Zweck der Versammlungen war zunächst, das Wesen des Communismus zur allgemeinern Anschauung zu bringen und über die Nothwendigkeit einer Reform der socialen Zustände, so wie die Heilsamkeit und Möglichkeit der Einführung communistischer Institutionen zu debattiren. Um der Sache übrigens einen möglichst harmlosen Anstrich zu geben, hatte man Harfenmädchen bestellt, und so konnte das Ganze für eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung gelten; Einige wollten es sogar für eine Verlängerung der Carnevalssitzungen angesehen wissen. Zur Eröffnung der Verhandlungen wurden, nachdem besagte Harfenistinnen präludirt, etliche Gedichte von Wolfgang Müller und H. Püttmann vorgetragen, deren Stoff dem socialen Leben der Gegenwart entnommen war und die ihre Wirkung auf die Gemüther der Anwesenden nicht verfehlten. Heß und Oswald traten sodann auf mit gut durchdachten Vorträgen, die aber, da Beiden eigentliches Redetalent mangelt, weit weniger Effekt machten als die darauf folgenden Reden zweier rheinischen Juristen, die sich mit ihnen verbündet hatten und sehr freimüthig sprachen. Außer diesen Vorträgen wurden Berichte zum Besten gegeben über den gedeihlichen Zustand kleiner communistischer Gemeinden in Nordamerika u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

Zulezt kann es der Commis nicht mehr aushalten und verläßt das schwiegervaterliche Haus, ein Schritt, der ihm desto leichter wird, da er eben eine beträchtliche Summe durch Privatspekulation gewonnen hat und also füglich sich seiner Abhängigkeit entreißen kann. Nun überfällt die Reue die leichtsinnige Tochter, welche bisher gewohnt war, nicht zu ihrem Mann, sondern zu ihrem Vater aufzublicken; sie eilt jenem wieder zu und gelobt ihn nicht mehr zu verlassen. — Solche Zustände kommen in der wirklichen Welt vor, und es kommt nur darauf an, sie mit Kunst und Phantasie zu schildern. Daran haben es leider, wie gesagt, die beiden Verfasser fehlen lassen. Dennoch findet das Stück Beifall; es heißt „der Eidam eines Millionärs." — Das Variétestheater scheint keine Kosten zu scheuen, um sich einen bedeutenden Schauspieler zu verschaffen, wie es ehemals an Brünet und Potier welche hatte. Brünet lebt zwar noch, aber, wie es heißt, in kümmerlichen Umständen, nachdem er ein reicher Mann, einer der Inhaber dieses Theaters und ein ausgezeichneter Schauspieler gewesen war. Er hat sein Vermögen verloren und keinen Antheil mehr am Theater. Vor zwei Jahren zwang ihn die Noth, wieder als Schauspieler aufzutreten, nachdem er längst die Bühne verlassen hatte. Aber sein Talent war weg; das heutige Publikum fand am Spiel des Mannes, der eine frühere Generation so unendlich ergözt, kein Gefallen; er wurde kalt aufgenommen. — Die Variétés haben vor einiger Zeit Bouffé, den gefühlvollen Komiker, engagirt und dem Gerüchte nach 100,000 Franken an das Gymnase dramatique bezahlt, um ihn von diesem Theater zu bekommen. Wenn es auch nur die Hälfte gewesen ist, so bleibt es immer eine hübsche Summe, denn Bouffé's Gehalt war in jenem Kapital nicht einbegriffen. Jezt haben die Variétés auch noch die Dejazet bekommen, welche jahrelang das Publikum des kleinen Palais-royal-Theaters durch ihr muthwilliges, zuweilen freches, aber sehr lustiges Spiel ergözt hat und von den jungen Leuten bis in den Theaterhimmel erhoben worden ist; leider ist weder Bouffé noch die Dejazet mehr jung, und andere Theater haben die Blüthe dieser Schauspieler genossen; die Variétés bekommen die überreifen Früchte und müssen dieselben so theuer zahlen, als die andern Theater die herrliche Blüthe bezahlt haben. — Den Winter hindurch bemüht sich auch der Cirque olympique möglichst Aufsehen zu machen. Eine Zeit lang hatte er Carter mit seinen wilden Bestien; aber Carter liegt im Prozesse mit den englischen Eigenthümern seiner Menagerie. Mit dem Spektakelstück „Don Quixote und sein Knappe" hat der Cirque olympique kein Glück gemacht, so viel er sich auch davon versprochen hatte. Don Quixote gefällt nur in dem Cervantes'schen Roman. Somit hat die Reitertruppe wieder zu dem alten Stoff ihre Zuflucht genommen, welcher während der ganzen Restauration das Volk ergriffen und die Theaterkasse gefüllt hat, zu Napoleons Schlachten. So werden denn diese, etwas anders zugerichtet, den Zuschauern abermals mit vielen Aufzügen von Pferden und Truppen in anderthalb Dupend sogenannten Gemälden vorgeführt. Dieß glückt freilich nicht wie früher, wo der Zudrang ungeheuer war und das Volk sich nicht satt sehen konnte an all den Gefechten, in welchen die Franzosen natürlich immer die herrlichste Rolle spielten. Jezt hat sich diese Lust ein wenig gelegt; man ist nicht mehr so kriegerisch gesinnt und findet große Vortheile im langen Frieden. Um den Stoff ein wenig aufzufrischen, hat man die Schlacht von Isly, als etwas ganz Neues, den Schlachtgemälden aus der Kaiserzeit angeflickt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. April 1845.

Ein Oſtern, Auferſtehungsfeſt, das wieder
Des Frühlings Hauch auf Blumengräber ſä't!
Ein Oſtern der Verjüngung, das hernieder
In's Menſchenherz der Gottheit Athem weht!

Anaſt. Grün.

Das junge Geſchlecht.

(Schluß.)

Die Thore des Himmels flogen auf und ein ſchimmernd weißer Strahlenregen übergoß die zitternde Erde. Er fiel herb, kalt und friſch auf meine Bruſt; kaum konnte ich's ertragen. Dieſes Licht war ſo wunderbar, es war ſo jung, es war ſo überkräftig, daß es hätte morden können. Ich wußte mich nicht zu ſchützen gegen dieſe Morgenfriſche einer neuen Welt; mein Führer, mild und gütig, breitete ſeinen azurfarbenen Mantel über mich hin.

Wie ich meine Blicke neugierig ſpähend umher ſandte, ſah ich das junge Grün der Erde ſproſſen; es war ein ſilbernes, im kalten Morgenhauche ſpielendes Laub, gleich dem kalten, aber friſchen Grün der Silberpappel. Unter dem Schatten der Baumgruppen waren Hütten aufgerichtet, deren ſchmuckloſe Wände aus den Trümmern zerſtörter Paläſte gebildet worden. Marmorſtufen führten zu einer elenden, aus rohen Balken zuſammengefügten Kammer, und der Rauch des Herdes drängte ſich aus Fenſteröffnungen, die mit den zerſchnittenen Gemälden Titians und Raphaels dürftig gegen den Andrang des Wetters verwahrt waren. Im Innern der Hütte diente die verſtümmelte Gruppe der Grazien Canovas zum Träger einer rohen Tiſchplatte, auf der ein noch rauchendes, eben getödtetes Reh und ein Eber lagen. Die Fetzen eines Königsmantels waren ausgebreitet, um eine klaffende Spalte in der Wand zu verdecken, und mehrere im Winkel aufgeſchichtete Lorbeerkränze dienten wilden Tauben zum Neſte. Haufen goldener und ſilberner Münzen lagen zuſammengekehrt in der Spreu des Herdes, und das Seil, an dem die Pechpfanne von der Decke herabhing, war aus koſtbaren Perlenſchnüren gewunden, einſt auf ſchönen Nacken ſich wiegend, von Alabaſterſchultern niederfallend.

Staunend betrachtete ich noch dieſe Wandlung, als ein helles, durchdringendes Geſchrei, ein Tumult vieler Stimmen durcheinander mich aus meinen Träumen verſcheuchte. Ich wandte mich raſch nach der Gegend hin, von wo die Töne kamen, und erblickte das neue Geſchlecht, wie es von den Bergen herabkam, die Erde in Beſitz zu nehmen. Es hatte etwas von dem Brauſen und der Wildheit junger Quellen an ſich, die erſt, wenn ſie ſich in die Ebene ergießen, zu ſtolzen, majeſtätiſchen Strömen werden. Voran dem Zuge ſprang ein junger Held daher, wild und ſonnenverbrannt. Sein Haar kräuſelte ſich und flog wie die Mähne des jungen Löwen um ſeine nackten Schultern; Blut färbte ſeine gebräunten Schenkel und Knie, ein zerriſſenes Fell, um die hochklopfende breite Bruſt zuſammengeknüpft, rauſchte im Winde. Er führte in den Händen einen Speer und eine Axt, die er

abwechſelnd in den Lüften ſchwang und dazu jenes kriegeriſche, wilde Siegesgeſchrei ausſtieß. Die Erſcheinung dieſes kühnen und rieſenmäßigen Wildfangs paßte zu der Umgebung vollkommen, ein ſolcher König mußte in einen ſolchen Palaſt einziehen, und Palaſt und König konnten nur in ſo friſcher Morgenwelt exiſtiren. Dem Häuptling folgten ſeine Getreuen, blutgerötbete wilde Schaaren, koloſſale Geſtalten, voll wilder, noch nie geſchauter Schönheit. Alles, was die Phantaſie des Künſtlers und Dichters erfinden mag, reicht kaum wie bleicher Schatten an die Energie dieſer Muskelbildungen, an die Stärke und Prägnanz dieſer Formen, an die Glut dieſer jugendlichen Farben, an das Feuer dieſer ungeſchwächten Blicke. Mit ſolcher Heldenſchaar bezwingt man die Erde, die widerſpenſtige junge Erde, mit ihren ebenfalls noch ungeſchwächten Ungeheuern, Schreckniſſen und Gefahren.

Den Kriegern folgten einige, doch nur wenige Greiſesgeſtalten, die Patriarchen und Propheten der jungen Welt, begeiſterte Seher, die, zugleich Dichter, kunſtloſe, aber ſtürmende Seelenglut hauchende Sprüche in die Siegeshymne der Krieger miſchten. Die Blicke der nachfolgenden Menge hingen mit frommer Ehrfurcht an dieſen väterlichen milden und ſchönen Geſtalten, und der Morgenſchein bekleidete ſie mit dem aus dem bläulichen Schimmer in blaſſe Roſenfarbe übergehenden Lichte. Die Frauen dieſes Zuges waren keine Geſtalten, wie ſie uns die Künſtler zeigen, wenn ſie ferne, von der Kultur unſerer Tage nicht berührte Zeiten uns vorführen wollen; es waren keine Ledas und Danaës mit kokettem Faltenwurf um entblößte Hüften, es waren nicht Brunhilden und Thusnelden, affectirt in ihrer Derbheit, noch weniger waren es Evas, die mit der ganzen Grazie moderner Toilettenkunſt nackt ſich an den Stamm eines alten Apfelbaums ſchmiegen; nein, es waren urſprüngliche und nicht gekünſtelte wilde Blumen, es waren die mit dem Morgenthau gefüllten Kelche der Feldlilien, deren Blätter ſo feſtes Fleiſch haben, die ſo ſchimmernd weiß ſind, deren Blüthenkolben ſo feſt ſchließt, daß, wie aus einem Becher getriebenen Silbers, kein Tropfen des Thaues zur Erde gleitet, deren Stiel ſo hart und feſt iſt, daß der Sturm der Haide über ihre Häupter dahinblaſen kann, ohne mehr zu vermögen, als ſie nur leiſe und gleichſam ſpottend ſich bewegen zu machen. Dieß waren die jungfräulichen Geſtalten, die einſtigen ſtarken Mütter des neuen Geſchlechts.

Und nun, wer zählt die Tauſende, die nun folgten! Ein prächtiger Teppich, geſtickt mit einem Blumengewinde von friſchen und derben Menſchenantlitzen. Welche Hoffnung und welcher Muth in allen dieſen Blicken, welche Kraft und welch ein Leben in dieſen ſtarken und nervigten Geſtalten! und dennoch lag die Neugier und die Unerfahrenheit des Kindes in den Mienen aller dieſer Ankömmlinge. Sie hatten noch nichts erlebt, die Glücklichen; es laſteten noch keine Berge von Wiſſen auf ihnen. Die alte Welt mit ihren Archiven, mit ihren babyloniſchen Thürmen aus Büchern zuſammengebaut, mit ihrer entſetzlichen und markausſaugenden Gelehrſamkeit war fortgeſchwemmt; dieſe frohen und wilden Kinder, bevor ſie die alte Gouvernante Kultur wieder in die Schule nahm, konnten noch eine Weile frei ſpielen und auf Feld und Wieſe ſich tummeln.

Ich blickte noch unverwandt auf die einzelnen Geſtalten dieſes Zuges, als das Geſtirn im Oſten ſeine mächtige Strahlenkrone aus dem Schooß der Wolken empor hob. Die Welt war von Glanz erfüllt, wie eine Opferſchaale von ſilberner Quellenfluth bis an den Rand. Alsbald hielt der Zug an und dieſe Menſchenmenge von Millionen warf ſich auf ein gegebenes Zeichen zu Boden nieder, alle Antlitze gegen den aufſteigenden Tag gerichtet. Ein erſchütternder Choral, wie die anbetende, jubelnde Hymne eines ganzen Jahrhunderts, drang in die Lüfte. Immer ernſter wurden die Klänge, immer länger und getragener, ſie nahmen die Formen einer ungeſuchten, aber in ihrer ſtarren Einfachheit mächtig ergreifenden Kunſt an. Keine Inſtrumente, von Menſchenhänden gefügt, leiteten und ordneten den Zug dieſer Töne, kein Gewölbe einer Kirche gab ihnen Fülle und Widerhall, und dennoch wie ſtark, wie geordnet und wie mächtig waren ſie! Es war das Gebet eines Kindes, aus Millionen ſtarker Männerherzen emporgetrieben, es war die unmittelbarſte und natürlichſte Sprache des Erzeugten mit dem Erzeuger, des liebenden und vertrauenden Geſchöpfes mit ſeinem Schöpfer. Es öffnete ſich der ſilberweiße Himmel, um Schaaren von höhern Geiſtern zu zeigen, die ſich einander leiſe zuwinkend Einer dem Andern zuflüſterten: „Stille, das junge Geſchlecht betet!“ Die Harfen des Himmels ſchwiegen, denn auf dem Pſalter der ewigen Liebe war kein Ton ſo rein, ſo urſprünglich und glühend als der, der eben jezt von der Erde emportönte, und durch alle Himmel ging der flüſternde Wink: „Stille! das junge Geſchlecht betet!“

Wehmuth ergriff mich und dunkle Schauer regten meine bange Seele an. Ich wandte den Blick ab von den Millionen Betender, und jenes düſtern, ſchwülen Abends gedenkend, rief ich: „Du ſagſt mir nicht, wann dieſe Zeit erſcheinen wird. Kann das Geſchlecht meiner Enkel ſie ſchon erleben?“

Mein Führer ſchüttelte das Haupt und ſagte: „Forſche nicht; du biſt glücklicher, wenn du nicht weißt, wann die Stunden der Nacht ſchlagen; doch laß dich nicht täuſchen von dem Ruf falſcher Lichtbringer. Die Erſcheinungen ragen in die Nacht hinein. Das feſte und ſtarke Herz weiß aber, daß auch in der Nacht das ewig göttliche Herz ſeine Pulſe ſchlägt und für uns macht.“

Kulturgeſchichtliche Betrachtungen.

(Fortſetzung.)

Ueberlaſſen wir uns Gedanken der Art, wie wäre es nicht natürlich, wenn bei einer Ueberſicht der Civiliſationsepochen unſeres Geſchlechts das Alterthum bei weitem den erſten und überwiegendſten Platz einnimmt, wenn auf dieſe Zeit alle Betrachtungen zurückführen, wenn von ihr ſich loszureißen, um den ſpäteren Entwicklungen der menſchlichen Geſittung zu folgen, keine anlockende Aufgabe erſcheint? Es iſt, wie wenn man aus der Sonnennähe zu den Polarzonen zu reiſen hätte, wenn man aus dem Glanze und Lichte der antiken Welt in des Mittelalters dunkle, farbloſe Regionen hinüber ſoll; und nur in dem Maaße, als aus der Mittelzeit allmählig wieder dieſelben Gefühle, Anſichten und Beſtrebungen hervortauchen, die das Alterthum durchdrangen, nur verklärt und vergeiſtigt durch die Weihe und Milde des Chriſtenthums, in eben dem Maaße auch wird es uns heiterer und freier um's Herz, wir athmen eine uns ſelbſt homogenere Luft, wir ſagen uns, daß in die Sinnes- und Vorſtellungsweiſe unſerer eigenen Vorzeit zurückzufallen unſer Gemüth ganz und gar niederdrücken und in ſeinem eigenſten Selbſt zerſtören würde, während wir in den Ideen der claſſiſchen Vorwelt uns mit Freudigkeit und Stolz einheimiſch fühlen.

Dieſe Ideen, was ſind ſie anders, als was jezt in Deutſchland und in Europa nach einem ungeheuern Umſturze alles deſſen, was man verlebt und mittelaltrig nennen konnte, alle Herzen bewegt, Freiheit, Vaterland, Recht des Bürgers, Herrſchaft der Geſetze ſtatt blinder Gewalt, Entwickelung aller einzelnen Kräfte zum Wohl des Ganzen? Dieſe Ideen betrachtete das Alterthum als den Lebensathem aller menſchlichen Exiſtenz, oder vielmehr ſie waren deſſelben geiſtige Naturanlage, ſo daß es ſie als ſein eigenſtes inneres Leben hegte und pflegte und in aller Weiſe großartig und erſchöpfend in den äußeren Formen des Staats hinzuſtellen bemüht war. Daher die überall als ſich von ſelbſt verſtehend vorausgeſezte Anſicht, daß das Individuum nur etwas ſey, in ſo weit es mit dem Staate ſich völlig verſchmelze; daher die ruhige Hingebung des eigenen Selbſt, als einfache Pflicht, im Tode für's Vaterland; daher der koloſſale Großſinn, deſſen Sturz nicht zu überleben, und ein aus der Hand des Siegers geſchenktes Daſeyn als unerträglich zu fliehen.

Dieſe Ideen wurden im Laufe der Zeit, wie es die Natur des Menſchlichen mit ſich bringt, ihrer Friſche und Herrlichkeit entkleidet; das öffentliche Leben ward durch das Gift alles Edeln und Großen, den Egoismus, angenagt und untergraben, und der Glanz der antiken Weltſonne erblich im Sumpfe der Sinnenluſt und ſittlichen Fäulniß. Dieſelbe freudigſtolze Kraft der perſönlichen Entſagung zur Verherrlichung des Ganzen und Allgemeinen; das würdige Selbſtgefühl auf eigenem ſittlichem Werthe ruhender Geiſteshoheit und Weltherrſchaft; die kecke Zuverſicht auf angeborenen Vorzug, auf eine von Haus aus und von Natur gegebene Ueberlegenheit über die Barbaren und ausſchließliche Berechtigung zur Bildung und Humanität, dieſe an ſich ſelbſt ſchönen und großen Züge mußten aus ſich ſelber den Wurm erzeugen, der die Fülle ſo vieles Herrlichen abfraß. Uebermacht gebiert Uebermuth, die Gewalt verführt, der Ruhm iſt reizender als die Gerechtigkeit. Im grenzenloſen Ueberſchreiten alles Maaßes und aller Schranken, in der Hoffahrt Alles zu vermögen, in dem Wahnſinn, eine einzige Stadt zum Depoſitär alles Glanzes und Ruhmes der Welt zu machen, grub ſich die antike Weltepoche ihr eigen Grab und ließ ſich von der Nemeſis übereilen. Sie hatte den künftigen Jahrhunderten gezeigt, welche Wunder der auf geſunden und feſten Füßen ſtehende Menſch völlig aus eigenen Mitteln vermag; ſie ſollte ihnen aber auch zeigen, zu welcher bodenloſen Entſittlichung eben derſelbe verſinken muß, wenn er im Gebrauche dieſer eigenen Mittel der Vernunft das Scepter entreißt und den Leidenſchaften es übergibt.

Die ernſte, tragiſche Lektion, welche das freudige, friſche, geiſtreiche Leben der alten Welt ſich ſelbſt bereitet hatte, wurde auf's wunderbarſte den verzagten und am Göttlichen ſchier verzweifelnden Zeitgenoſſen durch die verſöhnende Erſcheinung des Chriſtenthums zugleich heilſam eingeſchärft und milde verſüßt. Die Welt, die verderbte Welt, hinzugeben, und die Hoffnung auf das Zeitliche, welche in ſo namenloſem Ungeſtüm ausgeſchöpft und vergeudet war, mit einer ewigen Zuverſicht zu vertauſchen, das zeigte der Stifter als den einzigen Rettungsanker in der allgemeinen zerſtörenden Fluth. Für den Augenblick ſchien vielen die Erde ganz zu verſchwinden, die verſchmachtenden Herzen erfaßten das Evangelium mit einer Begeiſterung, einer Treue, einer Kindlichkeit, welche die erſten Zeiten des Chriſtenthums zum erbaulichſten, tröſtlichſten Abſchnitte der Weltgeſchichte macht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Horace Vernet. — St. Marc Girardin, Mérimée, St. Beuve, Akademiker.

Die Maler ſind ſchon ſeit einigen Jahren mit der Darſtellung der kriegeriſchen Vorfälle in Algerien beſchäftigt. Ludwig Philipp hat bekanntlich einen eigenen Saal im ungeheuern Verſailler Muſeum zu den algieriſchen Gemälden

einrichten lassen, und in einigen Tagen wird bei der Kunstausstellung im Louvre ein 40 Fuß langes und 28 Fuß hohes Gemälde des flinken Horace Vernet zu sehen seyn, welches die Wegnahme der berüchtigten Smala Abdel-Kaders darstellt. Ein anderer Maler hätte wohl Jahre bedurft, um ein so ungeheures Gemälde, welches eine ganze Wand des großen, hohen Saals im Louvre füllen wird, zu vollenden. Horace Vernet hat es in Zeit von einigen Monaten fertig gemacht, und wahrscheinlich noch andere Gemälde daneben. Was man auch von Vernet als Künstler denken mag, seine Gewandtheit im Malen ist etwas ganz Außerordentliches. Er hat überhaupt viel Auffallendes in seinem Wesen. Er ist im Orient wie im Occident zu Hause, fährt mit einer russischen Equipage, lebt auf vertraulichem Fuße mit Königen und Fürsten, raucht wie ein Türke, ist thätig wie ein um's Brod arbeitender Handwerker, verdient viel Geld und macht bedeutenden Aufwand. Er hat seine Tochter dem geschickten Maler Paul de la Roche zur Ehe gegeben, und man behauptet, Leopold Robert sey aus Kummer gestorben, weil er sie nicht bekommen. Als Horace Vernet Direktor der französischen akademischen Anstalt zu Rom war, wurde sein Haus von Prinzen, Gesandten und Kardinälen besucht und gehörte zu den angesehensten in der Stadt, und in Paris gibt er zuweilen Feste, welche durch ihre originelle Einrichtung großes Aufsehen machen. Erst neulich haben die Zeitungen von dem Feste gesprochen, welches er den arabischen Häuptlingen vor ihrer Rückkehr nach Algerien in seiner Werkstätte zu Versailles gegeben hat. Der König hat ihm daselbst das in der ersten Revolution berühmt gewordene Manège zu seiner Werkstätte eingeräumt, ein ungeheurer Saal, in welchem Vernet ein gewaltiges arabisches Zelt aufschlagen lassen konnte, ohne sich zu beengen, und der für seine übergroßen Gemälde gar nicht zu groß ist. — Vor Kurzem wurden drei Schriftsteller auf einmal in die französische Akademie aufgenommen, Saint Marc Girardin, Mérimée und Sainte Beuve. Der Erste ist Mitglied des Oberraths für den öffentlichen Unterricht und der Deputirtenkammer und Professor an der belletristischen Fakultät der Universität. Mérimée hat den eigens für ihn errichteten Posten eines Oberinspektors der öffentlichen Kunstdenkmäler in Frankreich erhalten, einen Posten, welcher ihm die angenehme Pflicht auflegt, in den Sommermonaten ein wenig umher zu reisen, sich nach dem Zustande der Denkmäler umzuschauen und etwas darüber an den Minister des Innern zu berichten. Sainte Beuve ist Conservator an der Mazarinischen Bibliothek, was ihm eben so viel Muße läßt als seinem jetzigen Kollegen Mérimée, um sich mit Schriftstellerei zu beschäftigen. Diese drei Herren sind an die Stelle der verstorbenen Campenon, Rodier und Casimir Delavigne von der Akademie schon vor mehr als einem halben Jahre gewählt worden, und ich weiß nicht, weßhalb man so lange mit ihrer feierlichen Aufnahme gezögert hat; vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil sie im Winter, gerade wie die Schauspieler, auf ein glänzenderes und zahlreicheres Publikum rechnen konnten als im Sommer, wo Pairs und Deputirte und ein großer Theil der eleganten und reichen Welt abwesend ist.

(Schluß folgt.)

Elberfeld, März.

(Fortsetzung.)

Communistische Versammlungen.

An Gegnern des communistischen Prinzips fehlte es natürlich nicht, denn eine namhafte Anzahl der angesehensten Kaufleute unseres Thals war bei der zweiten und dritten Versammlung gegenwärtig. Die meisten dieser Herren verhielten sich sehr passiv, nur Einzelne opponirten mitunter in unartikulirten Lauten, mit jeweiligem Hohngelächter; als eigentlicher und alleiniger Wortführer derselben trat Roderich Benedix, der Lustspieldichter, auf. Seine wohlgesetzte Rede wurde von Seiten der meisten „Besitzenden" mit großem Beifall aufgenommen; je mehr Gründe er gegen die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Reform des Bestehenden vorbrachte, um so lauterer Applaus ward ihm zu Theil. Fast rührend war es zu sehen und zu hören, mit welcher Innigkeit und Herzlichkeit ein dicker, champagnerseliger alter Herr aus den Reihen der Notabilitäten dem wackern Vertheidiger des Eigenthums ein „Prosit!" zurief, als dieser eben das Glas zum Munde führte, um sich für die Fortsetzung seiner Rede zu stärken. Auf Benedix' Bemerkungen und Einwürfe folgten verschiedene lebhafte Erwiderungen, und die Debatten wurden zuletzt sehr heftig. Auf welcher Seite der Sieg geblieben, das wollen wir unentschieden lassen; so viel ist aber gewiß, daß bei den Reden der Reformer nicht weniger Bravo's laut wurden als bei der Benedix'schen, und ferner ist es ein Factum, daß dieser bei der lezten Versammlung gar nicht erschien, und auch sonst Niemand weiter als Opponent auftrat, wenigstens nicht als Sprecher. Unter solchen Umständen konnte es nicht unerwartet kommen, daß die Behörde selbst sich nunmehr veranlaßt fand, die Mühe des Opponirens zu übernehmen; sie that das Ihrige und — siegte; das heißt, die Zusammenkünfte wurden verboten und den Anstiftern bedeutet, sie sollten sich dergleichen Volksaufwiegeleien nicht wieder in den Sinn kommen lassen, wenn sie nicht sofort nach der Strenge des Gesetzes als Rebellen behandelt seyn wollten. Schade war's um die angekündigte vierte Sitzung, denn in dieser sollte gerade die Möglichkeit der Einführung und Durchführung des Communismus bewiesen werden; eine Möglichkeit freilich, an welcher selbst viele Freunde des neuen Prinzips für's Erste bescheidentlich zweifeln. — Mag man über die Sache denken wie man will, jedenfalls bleibt es ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß dergleichen hier auftauchen konnte. Wie wir es bereits früher auszusprechen Gelegenheit hatten, treten namentlich in der hiesigen Gegend, wo Alles von und durch Fabriken lebt, die grellen Mißstände der gesellschaftlichen Verhältnisse mitunter schneidend hervor. Darum ist auch Elberfeld ganz der Ort, um daselbst ein „Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen" zu gründen, ein Unternehmen, das wirklich hier in's Leben tritt, und mit dem wir die Leser etwas näher bekannt zu machen wünschen. — Im Verlage des sehr thätigen hiesigen Buchhändlers Julius Bädeker erscheint unter der Redaktion des oben genannten Dr. Heß eine Monatsschrift, betitelt: „Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart." Die Redaktion sagt in ihrem als Manuscript gedruckten Rundschreiben an die Mitarbeiter im Eingang: „Das edle Streben, der leidenden Menschheit zu Hülfe zu eilen, welches sich zur Ehre des neunzehnten Jahrhunderts gegenwärtig überall kund gibt, hat in Deutschland noch kein Centralorgan, worin einestheils die Uebel, denen abgeholfen werden soll, anderntheils die zur Abhülfe vorgeschlagenen oder bereits in Ausführung gebrachten Mittel publizirt und in ihrer gedeihlichen oder verfehlten Wirksamkeit näher beleuchtet werden."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 3. April 1845.

— The great world, — which being interpreted,
Meaneth the west or worst end of a city,
And about twice two thousand people bred
By no means to be very wise or witty.

Byron.

Die Stadt in England.

(ſ. Nr. 74—76.)

In London ſind kaum zwei Straßen in Bezug auf ihre Bewohner ſich gleich. Bekanntlich iſt nur das Weſtende faſhionabel. Was man im engſten Sinne anſtändige Leute nennt, dieſe wiſſen nicht, dürfen nicht wiſſen, daß es über das Weſtende hinaus andere Enden gibt, und wie ſehr auch im Norden, Oſten und Süden Pracht und Reichthum ſich brüſten und blähen, die faſhionable Welt nimmt keine Notiz davon, für ſie ſind Nord, Oſt und Süd unbekannte Himmelsſtriche. Indeſſen hat das Weſtende wieder ſeine Stufen, ſeine Grade. Vielleicht theilt es ſich am verſtändlichſten in das excluſive, das ultrafaſhionable, faſhionable und quaſifaſhionable, das gemiſchte, ſehr anſtändige, minder anſtändige und zweideutige.

Die Zahl der excluſiven Straßen iſt ihrer Natur nach eine beſchränkte. Voran ſteht unſtreitig Piccadilly, weſtlich von Devonſhire-Haus. Seine königliche Hoheit der Herzog von Cambridge geruht, dieſer Straße die Weihe zu ertheilen. Der Held von Waterloo in Apsley-Haus erhebt Hyde Park-corner zu claſſiſcher Erde. Die Herzoge von Devonſhire und Albans, der Marquis von Northampton, die Grafen Cardigan und Roſeberry, Lord Willoughby d'Eresby und ſiebzehn andere, wenn ich recht gezählt, der adligſten Herren in Großbritannien drücken Piccadilly, doch, wie geſagt, nur von Devonſhire- bis Apsley-Haus, den Stempel des höchſten Bonton auf. Wäre dieſer Reichthum einer Erhöhung fähig, ſo fehlte es auch daran nicht. Miß Bourdett-Courts und Baroneſſin Rothſchild, die hier wohnen, tragen Millionen Reize bei. Und könnte die Lage weitere Reize bieten, ſo findet ſich auch das. Keine Straße in London gewährt eine herrlichere Aus- und Fernſicht als die Fenſter dieſer Paläſte ohne gegenüber ſtehende Häuſer; man überſieht die Parks und hat die wellenförmigen Hügel von Surrey vor ſich.

Die meiſten in St. James's Park, Green-Park und Hyde-Park ausmündenden Straßen mit einem Blick in's Freie haben zwar ein Anrecht auf excluſiven Rang, werden jedoch bisweilen — was nicht zu ändern, obſchon es in den Augen der Nachbarſchaft ein Gräuel iſt — durch gemeinen, ſich eindrängenden Reichthum entwürdigt. Wer wohnt hier? fragt man vor einem jener köſtlichen Häuſer, deren Inſaſſen den Genuß der friſchen Luft mit den Freuden des Stadtlebens verbinden. „Der Herzog So und So, der Marquis Der und Der, die Gräfin Die und Die.“ Aber wem gehört dieſer Palaſt, der ſchönſte von allen? — „Ja, wem doch? Jetzt entſinne ich mich, es iſt die Stadtwohnung des geadelten deutſchen Schneiders, Baron Stultz.“

Zu jenen ausmündenden exclusiven Straßen gehören namentlich Arlington Street und Park lane, von ersterer jedoch bloß eine Seite. Der benachbarte Grosvenor Square muß sich schon mit Wenigerem begnügen, er nähert sich nur dem Exclusiven, bildet eigentlich den Uebergang zum Ultrafashionabeln, eine Classe, in welcher Portman-, Cavendish- und Belgrave Square obenan stehen. Einfach fashionable Straßen gibt's die Menge. Es sind das so ziemlich alle diejenigen, die nach den vorzüglichsten Squares führen und auf welche deßhalb vom Glanze ihrer aristokratischen Nachbarn etwas abfällt. So ist „George Street, Hanover Square," d. h. die Georgestraße, welche in Hanover-Square einmündet, auf der eigenen oder eines Freundes Karte ganz gut, während „George Street, Bloomsbury," d. h. die Georgestraße, durch welche man nach Bloomsbury-Square gelangt, auf der Namenskarte unwiderbringlich von fashionabler Gesellschaft ausschließt.

Ich habe in Frankreich, Deutschland und der Schweiz spöttische Bemerkungen darüber gehört, daß reisende Engländer, die in London heimisch sind, bei Einzeichnung ihrer Namen in die üblichen Fremdenbücher ihre Londoner Wohnung angeben. Es leitet sie dabei viel weniger die Absicht, sich dadurch ihren Bekannten in's Gedächtniß zu rufen, als der Wunsch, anzudeuten, daß sie einen Fuß in der fashionablen Gesellschaft haben, daß sie nicht Bruder Schneider und Gevatter Handschuhmacher sind. Wer in London lebt und in vornehme Kreise Eintritt finden will — ich vertheidige es nicht, aber es ist so — der muß bei der Wahl seiner Wohnung sich sehr vorsehen. Er mag der sittlichste Mensch seyn, ein Muster von guter Lebensart und Liebenswürdigkeit, sich auf das Feinste kleiden, Dienerschaft und Equipage halten, steht auf seiner Karte Russel Square, Tottenham-court-road oder eine ähnliche unfashionable Lokalität, so ist das sein Verdammungsspruch und bei jedem Versuche, Eintritt in fashionable Gesellschaft zu erhalten, wird er entdecken, daß seine Karte keine Einlaßkarte ist. Ein solcher lebe wie er will oder muß, darauf kommt nichts an; nur wohne er in einer fashionablen Gegend. Er wähle, wenn er will oder muß, eine Dachstube, nur sey es eine Dachstube in der Lower Mount-, der Arlington-, der Brook- oder der Parkstraße. Darin kann er die Vorsicht nie zu weit treiben. Miethet er sich in einer Straße ein, wo Branntweinpaläste existiren, Zahnärzte und Doktoren ihre Schilder an den Thüren haben, so hat er seine Absicht durchaus verfehlt. Ist er Junggeselle, so mag er allenfalls in Bond-street die erste Etage über einem Juweliergewölbe beziehen, vorausgesezt, daß er einen Kammerdiener hat. Ist er aber verheirathet und thut dieß, so ist er und seine Familie verstoßen, und um seine Töchter bewirbt sich, wie Theodor Hook zu sagen pflegte, höchstens der Bediente einer anständigen Herrschaft.

(Fortsezung folgt.)

Kulturgeschichtliche Betrachtungen.

(Fortsezung.)

Als aber unter dem Einsturze alles äußerlichen Glanzes und Glücks die Welt mit Freuden das Kreuz auf sich nahm und in Strömen edlen Blutes besiegelte, daß sie noch würdig blieb, ein neues Heil zu empfangen, da waren die alten bösen Gewalten nur in den Hintergrund gescheucht, nicht ein für allemal vertrieben. Kaum hatten die Wasser der Verwüstung sich verlaufen und die das Himmelreich verheißende Lehre umspannte, als Regenbogen eines neuen Bundes, den Morgen und den Abend, so krochen jene aus ihren Schlupfwinkeln hervor und verkümmerten den gewonnenen Segen. Wie die kaiserliche Tyrannei von Rom aus die seufzende, blutende, lechzende Erde unter die Füße getreten und jeden freien Athemzug erstickt, jeden bürgerlichen Aufschwung gehemmt, jedes gesellschaftliche Heil in seinen Wurzeln zerrüttet hatte, so begann nun die hierarchische Tyrannei den Krieg wider die Geister.

Es ist eine von dem einen Thoren dem andern nachgesprochene Modephrase seichter Köpfe, das Mittelalter als eine Zeit absoluter Verfinsterung und wüster Ideenlosigkeit auszuschreien; wer von Geschichte nichts versteht, hat gut in diesen Ton einstimmen. Aber eben so wenig kann ein ruhig Denkender sich dem Rausche hingeben, dem der Himmel dieser Epoche voll lauter Geigen hängt. Das Mittelalter war die Zeit des Uebergangs, ganz eigentlich die Vermittlung, die Brücke der alten Zeit in die neue, gar nicht eine bequeme, aus prächtigen Quadersteinen aufgeführt, auf stolzen, unzerstörlichen Pfeilern ruhend, im unten breit, still und hell dahinfließenden Strome sich spiegelnd; nein, es war eine Nothbrücke, an schweren und gefahrvollen Felshängen von einer Riesenhand über Abgründe geworfen, durch welche trübe Waldwasser, bald Alles in ihren Wirbel reißend, mit dem Gepolter des Donners dahin toben, bald zwischen gräßlichen Engen sich ächzend hindurchwinden, von Zeit zu Zeit in schwarzen stygischen Mooren, Alles weithin versumpfend, sich zu verlieren scheinen.

Wir haben aber das Mittelalter hier zunächst aus dem Gesichtspunkt zu betrachten, in dem es nur als eine Wiederholung der Zeit erscheint, welche auch der Civilisation des Alterthums vorherging, jener titanischen

unruhvollen Periode, wo ſich das Völkerleben erſt aus dem Chaos geſtaltete, wo alle die Grundzüge, welche dieſer neuchaotiſchen Zeit zur Unterlage dienen, ſchon ganz nach denſelben Erſcheinungsformen hervortreten, die Völkerwanderungen, das Lehenweſen, die Leibeigenſchaft, der Glaube an zweierlei Menſchenracen, die gottgeliebten wehrhaften Freien, und die gottverhaßten ehr- und rechtloſen Unterworfenen; die daraus folgende Kaſtenherrſchaft, das alle Geiſter bevormundende Prieſterregiment, die abenteuerlichen Züge in ferne Lande, und auf dieſe endlich die Anfänge einer von Zeit zu Zeit immer wieder geſtörten feſten Geſittung.

In unbekannte, ein ungleich höheres Alter unſeres Planeten, als man ihm gewöhnlich gibt, vorausſetzende Zeiten verlieren ſich die Spuren jener einzelnen Völkerſtämme, von denen wir annehmen müſſen, daß ſie durch den Aufbruch kaukaſiſcher Schwärme, der Celten, Cimmerier, Iberer, Pelasger, vorzüglich aber aller derer, aus welchen allmahlig die hiſtoriſche Bevölkerung Griechenlands und Italiens gleichſam als ein Niederſchlag zurückgeblieben, ausgetilgt worden, oder in Vermiſchung und Knechtſchaft untergegangen ſind. Genug, daß überall eine Urbevölkerung vorhanden war, welche durch ſiegreiche Einwanderer in einen Stand an die Scholle gebundener Unterthanen verwandelt wurde. Die Maſſen der ſiegreich eingedrungenen Fremdlinge wurden einander ſelbſt zur Laſt, neue Auswanderungen wurden nöthig, Eiferſucht der Stammhäupter, Fehden, ungeheure Glückswechſel fanden ſtatt; wer heute Herr war, wurde morgen Knecht; der Geringere ſuchte den Schutz des Stärkeren, einzelne, bei Theilungen leer ausgegangene oder unbillig verkürzte Führer, vertrauend auf Schwert und Glück, warben ein Gefolge, eroberten anderswo ein Stück Land, belohnten ihre Getreuen mit angewieſenen Looſen gegen die Verpflichtung, bei erneuerten Auszügen ſich wiederum unter ihr Kommando zu ſtellen.

So finden wir das Vaſallenweſen im älteſten Griechenlande nach allen den Abſtufungen, vom unterſten ſchmählichſten Grade der Hörigkeit bis zum Lehnsverbande des für ſein Erbland ſelbſtſtändigen Fürſten unter einem noch mächtigeren Oberlehnsherrn, ganz ſo gegliedert, wie daſſelbe im Mittelalter wiederkehrt. Was iſt Agamemnon beim Homer anders als der Kaiſer von Griechenland, auf deſſen Aufgebot die Fürſten und Stammhäupter der verſchiedenen Landſchaften mit mehr oder weniger Neigung dem Heerbann gefolgt ſind, je nachdem ſie ſelbſt mehr ein kriegs- und thatenluſtiger Sinn beſeelt, oder ſie lieber, wie es mit Odyſſeus der Fall geweſen, bei Weib und Kind daheimſäßen? Alle waren durch Vaſalleneid gebunden. Die Sage freilich ſtellte dieſen Eid ſo dar, als habe ein ritterlicher Schwur, auferlegt von Tyndareos, Helenas Vater, die Freier derſelben verpflichtet, demjenigen, welchen er ſeiner Tochter zum Bräutigam geben würde, gegen jedweden Widerſacher Beiſtand zu leiſten. Allein die alten Herren, welche dieſem Kriege beiwohnten, Idomeneus, König von Kreta, und Neſtor, König von Pylos, waren ja längſt Ehemänner geweſen, als Helena geboren wurde, und für eine Freierſchaft ihrerſeits hätte ſich die geprieſene Schönheit ohne Zweifel von vorn herein bedankt. Eben ſo waren nicht alle die jüngeren Fürſten, welche wir als Mitſtreiter aufgeführt finden, auch Mitbewerber um Helenas Hand geweſen; es war vielmehr die auch an vielen Stellen der Ilias beſtimmt hervortretende Lehnsoberherrlichkeit Agamemnons, welche ihre Theilnahme an dem vielbeſungenen Kampfe veranlaßt hatte. Die Dichter freilich, welche einige Zeit hinterher jene Thaten durch ihre Lieder verherrlichten, hatten keinen Begriff mehr von dem politiſchen Zuſammenhange der Sache; denn zu ihrer Zeit hatten ſich die Verhältniſſe bereits geändert.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, März.

(Fortſetzung.)

Der Geſellſchaftsſpiegel.

Ein ſolches Centralorgan alſo ſoll dieſer Geſellſchaftsſpiegel werden, und gewiß muß jeder Menſchenfreund der Zeitſchrift das beſte Gedeihen wünſchen. Im beſagten Proſpektus heißt es ſodann weiter: „Der Geſellſchaftsſpiegel wird alle Krankheiten des geſellſchaftlichen Körpers vor ſein Forum ziehen; er wird allgemeine Schilderungen, Monographien, ſtatiſtiſche Notizen und einzelne charakteriſtiſche Fälle veröffentlichen, welche geeignet ſind, die ſocialen Verhältniſſe aller Klaſſen in ihr rechtes Licht zu ſtellen und den zur Abhülfe geſellſchaftlicher Uebel ſich bildenden Vereinen an die Hand zu gehen; er wird ſich durchaus auf den Boden der Thatſachen ſtellen, nur Thatſachen und das unmittelbar auf Thatſachen beruhende Raiſonnement bringen — ein Raiſonnement, deſſen Schlußfolgerungen ſelbſt wieder evidente Thatſachen ſind.“ Die Lage der arbeitenden Klaſſen wird ſonach den Geſellſchaftsſpiegel vor Allem beſchäftigen, als das ſchreiendſte aller Uebel der heutigen Geſellſchaft; ſowohl die geiſtige, intellektuelle und moraliſche, als auch die phyſiſche Lage der Arbeiter ſoll beleuchtet werden. Der Geſellſchaftsſpiegel wird in dieſer Hinſicht beſonders in's Auge faſſen: 1) die großen Städte, die ohne eine zahlreiche, auf kleinen Raum zuſammengedrängte beſitzloſe Klaſſe nicht beſtehen können. Hier werden namentlich ſolche Schilderungen willkommen ſeyn, die über das Dunkel der ſogenannten ſchlechten Viertel unſerer größern und kleinern Städte Licht verbreiten. 2) Die Induſtrie- und Fabrikbezirke, deren Exiſtenz ebenfalls auf einer zahlreichen beſitzloſen Klaſſe beruht. Hier ſollen beſonders folgende Punkte beachtet werden: a) die Natur der Arbeit an und für ſich; einzelne Arbeiten, die durch ihre Beſchaffenheit, ihre ungeeignete oder übermäßig lang anhaltende Betriebsweiſe der Geſundheit nachtheilig ſind; Arbeit von

Kindern, Arbeit von Weibern in den Fabriken und die Folgen davon u. ſ. w. b) Die Abhängigkeit der Arbeiter von ihrem Brodherrn. In Beziehung auf dieſe Rubrik wird ſich's der Geſellſchaftsſpiegel zur Pflicht machen, die Vertretung der ſchutzloſen arbeitenden Klaſſe gegen die Macht und die Uebergriffe der Kapitaliſten zu übernehmen. Jeder einzelne Fall von Unterdrückung der Arbeiter, ſowie er der Redaktion bekannt wird, ſoll der Oeffentlichkeit preisgegeben werden, mit Namen, Ort und Datum. Beſonders das infame ſogenannte „Truckſyſtem" — den Arbeitslohn ſtatt in Geld in Waaren auszuzahlen — will der Geſellſchaftsſpiegel, unter welchen Geſtalten und Umhüllungen es auch auftritt, ſtrengſtens verfolgen. c) Die Vernachläſſigung der Arbeiter durch die Geſellſchaft im Allgemeinen, wenn ſie durch die Concurrenz, durch Einführung vollkommenerer Maſchinen, durch Anſtellung von Weibern und Kindern, durch kommerzielle Schwankungen u. ſ. w. brodlos, oder durch Krankheit, Verſtümmelung und Alter arbeitsunfähig geworden ſind. — Neben der beſitzloſen ſoll aber auch die beſitzende Klaſſe in ihrer äußern und innern Lage geſchildert werden. Durch Thatſachen wird der Geſellſchaftsſpiegel zu beweiſen ſuchen, daß die freie Concurrenz der Privaterwerber ohne Organiſation der Arbeit und des Verkehrs den Mittelſtand verarmt, um den Beſitz in den Händen Einiger zu concentriren; daß die Parzellirung des Grundbeſitzes den kleinen Grundbeſitzer ruinirt und indirekt den großen Grundbeſitz wieder herſtellt; daß der Kampf der Concurrenz die Grundfeſten der Geſellſchaft untergräbt und die ganze Geſellſchaft durch brutalen Eigennutz demoraliſirt. Alle hieher einſchlagenden Thatſachen, als Handelsbetrügereien, Bankerotte, Spekulationen, Börſenſpiel in Aktien und Staatspapieren u. ſ. w. geben paſſende Beiträge für den Geſellſchaftsſpiegel.

(Schluß folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Die neuen Akademiker und ihre Vorgänger.

Der Akt der Aufnahme in die Akademie iſt noch immer derſelbe wie vor 150 Jahren; der Aufzunehmende hält eine Rede, worin er ſeinen Vorgänger lobt und daneben die Akademie, und beſcheiden von ſeinen eigenen Leiſtungen ſpricht, worauf ihm dann vom Vorſtande in einer Antwort hinſichtlich dieſer Leiſtungen alle Aengſtlichkeit benommen wird. Es verſteht ſich, daß der Vorſtand auch nicht verſäumt, den Verſtorbenen zu loben. Als Ingredienz mußte ſonſt noch, dem Brauche nach, das Lob Ludwigs XIV. und des Kardinals Richelieu in die beiden Reden eingeflochten werden. Dieß iſt mit der Zeit weggefallen, da in der That die jetzige Akademie von der unter Ludwig durch den Kardinal geſtifteten himmelweit verſchieden iſt und die Kluft einer Revolution zwiſchen beiden liegt. Schon im vorigen Jahrhundert ſahen die großen Geiſter die Nothwendigkeit ein, vom alten Schlendrian abzugehen und irgend ein Thema aus der Literatur in ihrer Antrittsrede zu behandeln. So ſind Buffon, Voltaire, d'Alembert und Andere verfahren. Jetzt ſcheint die Sache eine andere, für die Redner bequemere Richtung zu nehmen. Die drei kürzlich Aufgenommenen haben eine Art biographiſcher Notiz über ihre Vorgänger gegeben und einiges Lob der Akademie eingeflochten. Von den drei Akademikern, welche die Neuaufgenommenen zu ſchildern hatten, war Campenon der unbedeutendſte. Er war ein regelrechter Dichter, der mit Geſchmack am Collège de France Vorträge über lateiniſche Dichtkunſt hielt, ſelbſt einige Gedichte machte und ſo klug war, ſein Leben ruhig und gemächlich auf ſeinem Landgute zu beſchließen wie Horaz; er iſt wohl der Glücklichſte von allen Dreien geweſen. Sein Nachfolger und Lobredner, Saint-Marc Girardin, hat nur das mit ihm gemein, daß er auch Profeſſor iſt; ſonſt führt er ein viel bewegteres Leben, ſtrebt auch höher, iſt in die politiſchen Debatten verflochten, ſchreibt im Journal des Débats, und kann wohl einmal Miniſter des öffentlichen Unterrichts werden. Seine belletriſtiſchen Schriften zeugen aber mehr von Geiſt als von Tiefe und ſind bis jetzt nicht ſehr bedeutend. Den beſten Stoff zu einer akademiſchen und biographiſchen Rede hatte Mérimée. Nodiers Leben war eine Reihe von Abenteuern und Abwechſelungen, und der Charakter dieſes Mannes ein ſehr ſonderbarer. Er war Privatſekretär, Revolutionär, Botaniker, Politiker, Dichter, Bibliograph, Setzer in einer Druckerei und Gott weiß was noch geweſen, er hat den Republikanern, den Ultraroyaliſten, den Liberalen gehuldigt, über Alles geſchrieben, ſich für Alles intereſſirt, hatte ſein Vermögen ſehr luſtig durchgebracht und ſeiner Familie nichts als ſeine Schriften hinterlaſſen. Es iſt zu bedauern, daß dieſer geiſt- und phantaſiereiche Mann ſich zu ſehr dem bequemen, trägen Leben hingegeben hat, ſobald er im Stande war, ein ſolches zu führen; mit ſeiner Begabung hätte er ſicher viel Größeres leiſten können. Seine geſchichtlichen Arbeiten ſind ganz wunderlicher Art. Während er Thatſachen der Zeitgeſchichte erzählte, ließ er ſeinen Phantaſien freien Lauf, und aus ſeinen Erzählungen wurden Mährchen, aus welchen, da ſie ganz ernſthaft vorgetragen wurden, die Leſer nicht klug werden konnten. So iſt von ſeiner Geſchichte der royaliſtiſchen Verſchwörungen unter Napoleons Herrſchaft beinahe nichts wahr, eben ſo wenig in ſeinem dernier banquet des Girondins und andern Bruchſtücken aus der Zeitgeſchichte. Mérimée, ſein Nachfolger, konnte dieß nicht verſchweigen, er machte aber den Punkt mit einer witzigen Wendung ab. Er ſagte in ſeiner Rede, Plutarch ſey es ſo wenig um Wahrheit zu thun geweſen, daß er keinen Anſtand genommen haben würde, Pompejus ſingen zu laſſen, wenn dadurch ſeine Phraſe eine größere Rundung bekommen hätte. In dieſer Hinſicht ſey Nodier ein wahrer Plutarch geweſen. Mérimée übt ſich wie Nodier in kleinen Erzählungen; er hat mehr Witz als Phantaſie. Vor einiger Zeit verſuchte er ſich gleich Nodier im Hiſtoriſchen; er log zwar nicht unwillkührlich wie dieſer, aber ſein Verſuch gelang nicht, oder fand doch nicht ſo viel Beifall wie ſeine Erzählungen und Novellen, die er vermuthlich auf ſeinen Amtsreiſen dichtet. — Sainte Beuve, ein Gelehrter, der ſich beſonders mit Literaturgeſchichte beſchäftigt, und neulich ſeine in den Zeitſchriften zerſtreuten biographiſch-literariſchen Aufſätze geſammelt, auch eine Geſchichte des berühmten Kloſters Portroyal geſchrieben hat, wurde es leicht, ſeinen Vorgänger Caſ. Delavigne zu loben, einen Dichter, welcher mit aller der frühern Zeit eigenen klaſſiſchen Eleganz dem Zeitgeiſte ſehr gewandt gehuldigt hat, ſo daß ihn alle literariſchen Parteien verehren und die Nation ihn wegen ſeines ſelbſtſtändigen Charakters hochſchätzt. Unter den Zeitgenoſſen in Frankreich hat ſich kein Schriftſteller ſo allgemeine Achtung erworben. Es hält ſehr ſchwer, in einer ſo bewegten Schriftſtellerwelt, wie die Pariſer, einen fleckenloſen Ruf zu bewahren, von Niemand angefeindet zu werden, mit Niemanden zu zerfallen. Caſ. Delavigne lebte in Eingezogenheit, dichtete viel, nahm lebhaften Antheil an den Zeitbegebenheiten, behauptete aber ſtets ſeine Unabhängigkeit. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. April 1845.

Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas lauter Wettern.
Goethe.

Kulturgeschichtliche Betrachtungen.

(Fortsetzung.)

Die Kreuzzüge, ihrer materiellen Beziehung nach, haben die auffallendste Aehnlichkeit mit der Argonautenfahrt. Hier und dort soll eine den Herrschenden unbequeme, wegen ihrer Kraft und Unternehmungslust gefahrdrohende kriegerische Jugend unschädlich gemacht werden: nur daß es im christlichen Zeitalter die Päpste sind, welche den ihrem Einflusse allzu lästigen weltlichen Gebietern in fernen Abenteuern etwas zu thun geben wollen; in der griechischen Begebenheit will dagegen ein sein böses Gewissen fühlender Usurpator den Anspruch des rechtmäßigen Thronerben beseitigen. Indessen fehlt selbst hier die religiöse Beziehung nicht; denn auch die Heimholung des goldenen Vließes hängt mit Verpflichtungen göttlichen Dienstes zusammen. Das heilige Widderfell ist ein Kleinod, welches für den vaterländischen Kultus zurückgewonnen wird. In beiden Fällen muß das Höhere zum Vorwande sehr selbstsüchtiger irdischer Zwecke dienen, in beiden Fällen wirkt der dem Nationalstolz und dem Selbstgefühl, welches verachteten Barbaren einen Besitz, dessen sie unwürdig sind, entreißen soll, gegebene Impuls elektrisch auf eine ganze Generation; alle kräftigen Herzen, alle rüstigen Arme bieten sich zu dem frommen Werke wetteifernd dar. Die realsten und bleibendsten Resultate sind hier wie dort die angeknüpften Handelsverbindungen und der Umschwung, welcher durch solche Unternehmungen dem Handelsverkehr gegeben wird.

Wir sind weit entfernt, die Objekte beider Unternehmungen zusammen zu stellen, weit entfernt, den gläubigen Eifer, welcher im christlichen Europa Jung und Alt, Groß und Klein, Reich und Arm trieb, mit solcher Hingebung sich das Zeichen der Welterlösung auf das Kleid heften zu lassen, nach keinem höheren Werthe anzuschlagen, als die Begeisterung, welche im mythischen Heidenthume jene junge Griechenwelt entzündete, den wilden Kolchiern eine griechische Trophäe zu rauben. Wir haben ausdrücklich bemerkt, daß wir diese Vergleichung lediglich in materieller Hinsicht anstellen. Aber selbst die große Weltlichkeit der Gesinnungen, welche trotz des heiligen Zwecks bei einzelnen der Anführer obwaltete, die reine Spekulation, die Frivolität, welche gelegentlich zum Vorschein kam, würden interessante Punkte genug bieten, um darzuthun, daß auch hier, in so weit auseinander liegenden Zeiten, unter so ganz heterogenen Bedingungen der Nationalitäten und Sitten, die Gleichartigkeit der Menschennatur ihre Gewalt übte, und die Aehnlichkeit, welche die Leidenschaften zwischen den

Sterblichen erzeugen, größer bleibt, als die Verschiedenheit, welche Zeit, Ort, Gewohnheiten und Religion zu bewirken vermögen.

Die einen starren Kastengeist nährende altheidnische Entgegensetzung einer doppelten Menschengattung, der Herren und Knechte, der Sieger oder Besiegten, Adligen oder Gemeinen, oder wie sonst noch diese schroffe, unmenschliche Vorstellung bezeichnet worden ist (denn dafür haben die Gelehrten ganze Register aufgestellt), ging aus einer Bigotterie hervor, die wir ganz so im Mittelalter wiederfinden. An den Erfolg der Waffen knüpfte jene Heidenzeit die Voraussetzung göttlicher Gunst oder Ungunst. Der Unterliegende war als solcher ein durch die Ungnade des Himmels Gezeichneter, es verstand sich von selbst, daß er dem Ueberwinder preis gegeben blieb und von Glück sagen konnte, wenn ihm dieser das Leben ließ. Die Ordalien oder Gottesgerichte, wo zur Aushülfe der Gerechtigkeit, selbst in bürgerlichen Sachen, entweder ein Zweikampf oder eine Probe mit glühendem Eisen, auch wohl eine Wandelung mit bloßen Füßen durch angezündetes Feuer diente, haben in dieser Voraussetzung ihren Ursprung. Und daß solche Gottesurtheile nicht minder dem ältesten Heidenthum, als dem Mittelalter angehören, thun Belege der Literatur dar. Der Zweikampf der Horatier und Curiatier, und vor diesem der der Spartaner und Tegeaten über die Landschaft Thyrea, sind auch aus den Compendien der Weltgeschichte bekannt. Die anderweitigen Proben eignet Sophokles in seiner Antigone der heroischen Zeit zu, wo die Wächter, welche des Polonices Leichnam haben hüten sollen, damit ihn Niemand bestatte, als sie gleichwohl denselben mit Erde bedeckt finden, sich bereit erklären, zu Reinigung ihrer selbst sowohl glühendes Eisen mit den Händen zu tragen, als auch durch Feuer hindurchzuschreiten.

Was auf Einzelne in besondern Fällen zu Erforschung göttlicher Meinung anwendbar erschien, mußte natürlich im Großen und Ganzen sich noch weit energischer darstellen. Besiegte Völker, wie hätte man sie Eines Werthes, Eines Rechtes mit dem Sieger halten sollen? In den Zeiten des römischen Heroenthums, während jener titanischen Stürme zwischen Patriciern und Plebejern, behauptet ein Appius Claudius geradezu, die Plebejer seyen eine andere Nation; er sieht das Ineinanderheirathen beider Stände als eine gottlose Befleckung des reinen patricischen Blutes an, eine Ueberzeugung, die dem Feudaladel des Mittelalters aus der Seele genommen ist, und von den unverfälscht denkenden Mitgliedern desselben noch bis zur Stunde gehegt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortsetzung.)

Hieraus ist in neuerer Zeit der Gebrauch entstanden, wie schon früher Briefe aus, so seine Karte nach dem Club zu adressiren, von welchem man Mitglied ist. Die fashionable Welt läßt sich dadurch nicht täuschen, sie erklärt es für ein Geständniß, daß man sich seiner Wohnung schäme, und nennt den Gebrauch „eine Allianz zwischen Armuth und Hochmuth." Sie gestattet indessen zwei Ausnahmen. Die erste macht sie bei Parlamentsmitgliedern. Das M. P. hinter einem Namen ist ein vollgültiger Beweis des Rechts auf Zulassung in die beste Gesellschaft; da verschwindet die Wohnungsrücksicht. Gleichwohl benutzen dieß im Allgemeinen nur diejenigen M. P's., deren Wohnung ihnen keinen gesellschaftlichen Lüstre gibt, während andere, bei denen dieß der Fall ist, solches häufig bloß eventuell thun, d. h. dann, wenn sie sich in ihrer Wohnung nicht wollen finden lassen. Ich kenne zwei oder drei dieser Herren, die zweierlei Kartenetnis bei sich führen, in einem Karten mit ihrer Wohnung, im andern Karten mit ihrem Club. Sie begegnen einem ihrer Constituenten, der, vielleicht weil er nichts für sich thun will, ihnen dringend anliegt, etwas für ihn zu thun, dem sie aber nicht helfen wollen oder nicht helfen können. „Wie lange bleiben Sie in der Stadt?" fragt das M. P. — Acht Tage. — Das M. P. gibt ihm eine Karte mit seinem Club, hütet sich, während der acht Tage den Club zu einer Stunde zu besuchen, wo er sich von jenem dort erwartet glauben kann, und bedauert bei der nächsten Wahl — die Erreichung seiner Absicht. So bei ähnlichen Vorkommenheiten. — Die andere Ausnahme ist zu Gunsten von Offizieren, die, ob in aktivem Dienst oder auf halbem Sold, sich nur kurze oder unbestimmte Zeit in London aufhalten. — Diese Befreiung von einer starren Regel berechtigt jedoch den Privilegirten keineswegs, einen an ihn Empfohlenen in seinen Club zu Tisch zu bitten. Hat er eine Häuslichkeit, so muß er den Gast in sein Haus, hat er keine, muß er ihn in ein renommirtes Hotel einladen. Die Einladung in den Club ist eine Geringschätzung, und unter zehnmal hebt es den Fremden neunmal in der Achtung des Einladenden, wenn er das merken läßt und die Einladung ablehnt.

Wie einfach fashionable Straßen, gibt es quasifashionable in Menge. Zähle ich dahin insbesondere die nördlichen Theile des stark bevölkerten Kirchspiels Marylebone — an 300,000 Seelen — die neuen Straßen und Squares um und in der Nähe von Regentspark und die gesammte Nachbarschaft von Pimlico, so dürfte lezteres wohl überraschen, da Buckingham-Palace in Pimlico liegt und die

Königin hier ihre Reſidenz hat. Dennoch iſt es ſo; somewhere about Pimlico, irgendwo in der Gegend von Pimlico, iſt ſprüchwörtliche Bezeichnung eines Stadttheils, den man in vornehmer Geſellſchaft nicht kennt, und dieß erſcheint als eine der vielen Anomalien des engliſchen Denkens und Seyns, die ſich ſchwer oder gar nicht erklären laſſen. In gegenwärtigem Falle iſt die Anomalie wenigſtens ein Beweis, daß ſelbſt die königliche Reſidenz ihre Umgebung nicht faſhionabel, geſchweige excluſiv machen kann, und daß die Londoner excluſive Welt unerſchütterlich an ihrer geographiſchen Lage hängt. Einen zweiten, wenn auch ſchwächern Beweis dieſer Art bietet der Umſtand, daß Spring Gardens, wo Sir Robert Peel wohnt, trotz dem ſchlechterdings nur einen quaſifaſhionablen Charakter hat, wobei ich zugebe, daß jene Gegend erſt ſeit einigen Jahren den faſhionablen Charakter verloren hat und Sir Robert vieljähriger Beſitzer ſeines Hauſes iſt. Daſſelbe gilt von Privy Gardens, May Fair und den von Piccadilly oberhalb Devonſhire-Haus ablaufenden Straßen.

Unter gemiſchten Theilen des Weſtende verſtehe ich Straßen, die einen verſchiedenen, bisweilen ganz kontraſtirenden Charakter haben. Piccadilly z. B., excluſiv zu einem Drittel, kaum faſhionabel zum andern Drittel, iſt entſchieden gemein — vulgar — im lezten Drittel. Jede Hausnummer unter fünfzig auf einer Karte wäre in den Augen eines Excluſiven der geſellſchaftliche Tod des Inhabers. Eine Seite der Arlingtonſtraße iſt anerkannt excluſiv, die andere höchſtens anſtändig, u. ſ. w. Alſo kommt es nicht bloß darauf an, in welcher Straße, ſondern auch auf welcher Seite und in welcher Hausnummer man wohnt, und merkwürdig genug iſt dieſe Kenntniß den meiſten Londonern ſo geläufig, daß jenes zu ſehen oder zu hören, beifällig zu nicken oder mißbilligend den Kopf zu ſchütteln, ſich im Momente folgt, wohl der beſte Beweis, für wie wichtig es geachtet wird.

Beiſpiele ſehr anſtändiger Diſtrikte ſind die Baker- und Glouceſterſtraße, Portman-Square, ſämmtliche zwiſchen der St. James's Straße und dem Green-Park befindliche Gaſſen. Sie werden meiſt von den Nachkommen reich geſtorbener Kaufleute und von entfernten Verwandten adeliger Familien bewohnt, die ſich faſt ſämmtlich durch eine korrekte, mit ihren Einkünften in abgemeſſenem Verhältniſſe ſtehende Lebensweiſe auszeichnen und einen thatſächlichen Beleg liefern, daß gebildeter Geſchmack mit jährlich tauſend Pfund mehr zu leiſten vermag als gemeiner Reichthum mit jährlich zehnmal ſo viel. Denn was in London über die Bedürfniſſe des Lebens und über die Forderungen des Anſtandes hinaus geht, bedarf der Beihülfe des guten Geſchmacks, um in der öffentlichen Achtung zu ſteigen, ſtatt zu fallen. Eine einfach geſchmackvolle Equipage, und wäre es eine mit kleinen Pferden, a pony-chaise, erregt vielleicht in Hyde-Park allgemeine Bewunderung, während ein mit Gold und Farben überladener Sechsſpänner verlacht wird.

Zu den minder anſtändigen Diſtrikten zähle ich unter Andern die New Road, Paddington, Pimlico, Bayswater, Clapham, Upper Clapton. Hier gibt es eine unglaubliche Menge Penſionen, unbeſezte möblirte Quartiere, Koſt- und Logirhäuſer und zur Bequemlichkeit der Bewohner alle fünf Minuten vorüber raſſelnde Omnibus — im Londoner Idiom Buſſe. Dürfte man den Bekanntmachungen, Anſchlägen und aushängenden Zetteln trauen, ſo fände man dort halb umſonſt „ein wahrhaft comfortables Hausweſen," „liberale Tafel," „Häuſer voll der exquiſiteſten Bequemlichkeit," „muſikaliſche und erleſene Geſellſchaft mit und ohne Harfe oder Piano," „eine eben ſo geſunde als freundliche Lage," und „eine limitirte Zahl Hausbewohner." Was man aber jedenfalls findet, ſind Wittwer mit zwei oder mehr Frauen, Damen, deren Ehemänner in See gegangen, Beamte, von denen bloß zweifelhaft iſt, welches Amt ſie bekleiden, franzöſiſche Tanzmeiſter, die ſich für Grafen, und Polen, die ſich für glorreiche Verbannte ausgeben.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Der Winter. — Frühlingsmeſſe. — Deutſch-katholiſche Kirche.

Nicht allein die Thaten der Menſchen, auch die der Natur tragen den Charakter des Außergewöhnlichen jezt mehr als je. Der Kalenderanfang des Frühlings iſt nahe und noch befinden wir uns in der Mitte des Winters. An ſtrenge Winter ſind wir wohl in Deutſchland gewöhnt, aber nicht an ſo lang andauernde. Am frühen Morgen haben wir immer noch 9 — 10 Grad Kälte und der ſcharfe Nordoſt ſpottet der Wärme der Sonnenſtrahlen. Ein ſolcher Winter ſteigert das Elend und die Noth der Armen auf dem platten Lande, wo ſich weder Armenanſtalten befinden, noch der Wohlthätigkeitsſinn durchgreifend iſt, auf eine höchſt bedauerliche Weiſe. Die anhaltende Verdienſtloſigkeit wirkt hier um ſo drückender, da die Wenigſten nur einigen Vorrath an Lebensmitteln und Brennmaterialien beim Eintritt der ſtrengen Jahreszeit beſitzen. Man braucht eben nicht Communiſt zu ſeyn, um laut über das allgemeine Elend zu ſchreien. Eins thut Noth! und das iſt Verbeſſerung der Lage der unterſten beſitzloſen Stände. Wie die hungrigen Raben das Aas, ſo umkreiſet die Armuth den Wohlſtand, und lezterer möge ſich wohl hüten, daß er von erſterer nicht verſchlungen werde. — Trotz dem nun aber der Winter in aller Strenge noch anhält, fängt es in unſerer Stadt ſchon an frühlingsmäßig zu werden, d. h. es ſind für die Frühjahrsmeſſe, welche nächſtens beginnt und im ſtillen vorbereitenden Großhandel ſchon begonnen hat, die Buden aufgeſchlagen. Das hat man aber

noch nicht erlebt, daß die Ostermesse bei strenger Winterkälte ihren Anfang nimmt. Auch ist es außergewöhnlich, daß ein Theil der Meßbuden in der Mitte der Stadt, auf dem Roßmarkte, aufgeschlagen werden muß. Nicht mit Unrecht besorgt man nämlich, daß bei dem Eintritt des Thauwetters (und im Fichtelgebirge soll der Schnee 12—15 Fuß hoch liegen) der Main stark aus seinen Ufern tritt und somit den in der Regel am Main aufgeschlagenen Buden und deren Inhabern großen Nachtheil bereiten würde. So wird dießmal das Meßleben sich weiter als gewöhnlich in der Stadt verbreiten. — Unsere Messen sind nicht mehr das, was sie waren, allein doch immer noch von Bedeutung und nicht, wie man sich so gern ausdrückt, zu bloßen Jahrmärkten herabgesunken. Einen glänzenden Wiederaufschwung verheißt ihnen aber jedenfalls die Entfaltung des Eisenbahnnetzes in Deutschland. Kann man erst von allen Grenzen Deutschlands auf dem Schienenwege in einem Tage nach Frankfurt gelangen, dann werden die Sagen der alten Zeit von dem Glanze und der Wichtigkeit unserer Messen zu neuer Wahrheit werden, ohne daß es nöthig seyn wird, das Institut der Geleitsreiter wieder in's Leben zu rufen. — Großes Gewicht legt man hier auf den Bau der Eisenbahn von Bamberg nach Aschaffenburg, resp. Frankfurt, weil unsere Stadt dadurch mit Leipzig, dem wichtigsten Meßplatz Deutschlands, in eine so nahe Verbindung gebracht würde. Doch läßt man auch der Forderung der alten Reichsstadt Nürnberg, daß diese Eisenbahn, statt von Bamberg, von Nürnberg nach Würzburg geführt werde, volle Gerechtigkeit widerfahren, denn Nürnberg ist als Handelsstadt immer noch bedeutungsvoll, und besonders für Bayern. Indessen wird das allgemeine Interesse jezt auch, ja noch mehr von einer andern, tief in's öffentliche Leben eingreifenden Angelegenheit in Anspruch genommen: von der Bewegung und dem Abfall in der katholischen Kirche. Es ist hier nicht der Ort, den Charakter dieser kirchlichen Bewegung näher in's Auge zu fassen, allein das sey uns zu bemerken erlaubt, daß die ultramontane Partei, wie dieß auch hier vielfach sich zeigt, in großem Irrthum befangen ist, wenn sie der Proselytenmacherei des Protestantismus den Abfall ihrer Gläubigen zuschreibt. Es fehlt auch nicht an geistreichen Federn, welche dem Drang nach einer selbstständigen katholischen Kirche in Deutschland eine heitere Seite abgewinnen wollen; damit ist aber nichts gewonnen und nur der Verlegenheit des Augenblicks eine Schminke aufgelegt. Unsere Zeit läßt keine Täuschung mehr zu, und was sie einmal mit klarem Blicke und festem Willen erfaßt, das bringt sie auch zur völligen Reife.

(Fortsetzung folgt.)

Elberfeld, März.

(Schluß.)

Der Gesellschaftsspiegel. — Theater.

Der Gesellschaftsspiegel wird sich übrigens in seinen Darstellungen nicht auf statistische Notizen und wirkliche Historien aus dem Leben beschränken, sondern auch Dichtungen in Prosa und Versen, sofern sie das Leben getreu schildern, in seine Spalten aufnehmen. Endlich wird diese Zeitschrift sich auch mit den Bestrebungen beschäftigen, die den socialen Uebeln und der gesellschaftlichen Unordnung zu steuern suchen, also sowohl mit den Vereinen und deren Thätigkeit, als auch mit den Zwangsmitteln, die gewisse Uebel in Schranken halten, um andere zu erzeugen. Es wird die Rede seyn von den verderblichen Wirkungen der entehrenden Verurtheilungen, die den Verbrecher für immer außerhalb der Gesellschaft stellen, von der Art der Gefängnißstrafen, von den zahlreichen Morden im Gefolge der Wildschadensgesetze, von Stand und Handhabung der Armengesetze u. s. w. — Das erste Heft des Gesellschaftsspiegels wird binnen Kurzem erscheinen. Verschiedene rheinländische Publicisten und etliche Dichter haben ihre eifrigste Mitwirkung zugesagt und zum Theil bereits bethätigt. Aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands sind schon passende Beiträge eingelaufen. Der Preis wird, dem eigentlichsten Zwecke dieses Organs für unbemittelte Klassen gemäß, äußerst billig gestellt seyn. Daß es übrigens einem solchen Unternehmen an Gegnern nicht fehlen kann, ist ganz natürlich; gar Mancher möchte diese drohende Chronique scandaleuse im Keim erstickt, im Voraus vernoten wissen. Daß jeder Korrespondent für die Richtigkeit seiner Angaben bürgen muß, versteht sich von selbst; die Verantwortlichkeit der Publikation dagegen übernimmt natürlich die Redaktion.

Schließlich ein paar Worte über das Theater. Das Interesse für unsere Bühne hat in den lezten Monaten immer mehr abgenommen und die Vorstellungen finden meistens bei halbleerem Hause statt. Unser Repertoire ist und bleibt aber auch gar zu trostlos; klassische Stücke gibt's gar keine mehr, und von neuen deutschen Originalproduktionen führt Benedix fast nur seine eigenen vor. Wir sind jedoch weit entfernt, ihn deßhalb einer übertriebenen Eitelkeit zu beschuldigen; es ist möglich, daß er just keine andern neuen Sachen zur Hand hat, oder sie nicht bezahlen kann, oder die Herrn Schauspieler sie nicht spielen wollen. Uebrigens ist uns jezt das Urbild des Tartuffe von Gutzkow versprochen, und ein neues Stück verwandter Tendenz ging bereits viermal über unsere Bühne, das bekannte, aus dem Französischen übersezte: „Er geht auf's Land." Man fand auch hier großen Spaß an der ergötzlichen Schilderung des Muckerthums. Im Grunde aber ist das Stück unbedeutend, und der Effekt, den es überall macht, hauptsächlich aus dem Stoff zu erklären. — Die darin geschilderte Sekte spielt in den verschiedensten Farben; man weiß nicht, sind es katholische oder protestantische Pietisten, Jesuiten oder Herrenhuter, die man vor sich hat. Troyeem hat das Stück hier gehörig rumort und es ist sogar von den Kanzeln heras dagegen geeifert worden, daß man „die Kinder Gottes im Schauspielhause öffentlich verhöhne und lästere;" „die Theaterstraße" — so hieß es in einer Predigt Krummachers bei dieser Gelegenheit — „wird morgen Abend wieder wimmeln von den Zügen der Weltkinder, wie der breite Weg, der zur Verdammniß führt." Es bleibt übrigens ausgemacht, daß der ächte Pietismus, wie er namentlich auch im Wupperthale zu Hause ist, d. h. wenn er auf Ueberzeugung und nicht auf Heuchelei beruht, viel eher ein tragischer als komischer Stoff genannt werden muß. — Zum Benefiz des Hrn. Benedix wurde dieser Tage dessen neuestes Stück: „der alte Magister," gegeben; es soll ein recht wirksames Bäumenstück seyn. Das Haus war ausnahmsweise sehr besezt, namentlich alle Logenplätze, und man will behaupten, daß zu diesem für den Dichter und Benefizianten gleich erfreulichen Umstande dessen neuliche anticommunistische Rede wesentlich beigetragen habe.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. April 1845.

London, the needy villain's gen'ral home,
London, where all are slaves of gold. —
Johnson.

Die Stadt in England.

(Schluß.)

Wenn ich oben die lezte Abtheilung des Weſtende die zweideutige nannte, ſo meinte ich damit diejenigen Regionen, wo Privathäuſer, Kaufgewölbe und Fabriken in heterogenem Gemiſch neben einander liegen. Dergleichen ſind Lambeth, Southwark, Vauxhall und ſo ziemlich Alles over the water, jenſeits des Waſſers, d. h. auf dem rechten Ufer der Themſe. Dort wohnt in der Regel wirklich nur, wer anderswo nicht wohnen kann, und ich geſtehe, daß ich noch Niemand getroffen habe, der mit Jemand auf der Surreyſeite geſellſchaftlichen Umgang pflegte.

Hinſichtlich der öffentlichen oder Amtswohnungen iſt es in London nicht wie in Paris, Wien, Rom, Petersburg und andern Hauptſtädten, daß über viele derſelben Ein Dach ſich wölbt. Erſtens gibt es deren in London verhältnißmäßig wenige und dann ſind dieſe wenigen vereinzelt. Das Manſionhaus, ein großartiger Palaſt, die Reſidenz des Königs der City, des Lord Mayor, erhebt ſich in ernſter Majeſtät. In Guildhall ſitzen die Cityrichter; die Hallen der verſchiedenen Zünfte, jede in ihrer Art bemerkenswerth, liegen die eine da, die andere dort. Das reiche Schnitzwerk, die verzierten Fenſter, die trotzigen Porträts der ſtädtiſchen Würdenträger und die klöſterliche Abgeſchiedenheit der Höfe kontraſtiren ſehr gut gegen das Geräuſch, den Lärm, die Geſchwätzigkeit der Straßen. In Somerſet-Haus und Whitehall, dem Admiralitäts- und dem Schatzkammergebäude vereinigt ſich faſt der ganze Regierungsmechanismus, und beinahe ſollte man es für eine Folge des in London herrſchenden Congregationsprinzips halten, daß Künſtler faſt nur im Bereich des Soho- oder Fitzroy-Square, Hutmacher bloß in Southwark, Goldſchmiede, Uhrmacher und Juweliere nirgends anders als in Clerkenwell, Juden vorzugsweiſe in Houndsditch, St. Mary Axe und Petticoat lane ſich gefallen und prosperiren.

So wahr es nun aber iſt, daß die vielfarbigen Schattirungen des Londoner Lebens ſich ſchon durch die Straßen markiren, ſo treten ſie nicht minder an den Bewohnern hervor. Welcher Unterſchied zwiſchen dem reichen Manne der City und dem reichen Herrn des Weſtende! Jener breitſchulterig und bausbackig, phyſiſch und kommerziell ein Mann von Gewicht und Gehalt; ſein ſchwarzer Rock vom feinſten Tuch, aber nicht ſonderlich gemacht, ſein Hut mit niedrigem Kopfe und breiter Krempe; eine Traube altväteriſcher Petſchafte an dicker, goldener Kette unterhalb ſeines wohlgenährten Leibes; ſein Ausſehen das eines ſorgſamen, keineswegs ſorgenſchweren, eines klugen, obſchon ungelehrten, eines ernſten, aber nicht

ſtrengen Mannes; ſein Schritt feſt, kräftig und ſicher; ſein Gang eher langſam als ſchnell. Auf ſeinem Wege durch die engen Gäßchen der City zieht er bisweilen aus ſeiner geräumigen Bruſttaſche ein braunlederues Porteſeuille, nimmt länglich geſchnittene Papierſtreifen heraus, tritt bei dieſem und jenem Bankier ein und ſieht dann und wann nach ſeiner Uhr mit dem berechnenden Auge eines Mannes, für den Zeit Geld und Geld Leben iſt. Wie anders der reiche Herr, der die Bondſtraße herabſchlendert! Schlank und mager, in bequemem, aber anſchließendem Rocke von anſpruchsloſer Farbe; der Hut locker auf dem Kopfe und an dem geordneten Haar die Hand des Kammerdieners ſichtbar; der Ausdruck des Geſichts wie Ennui oder wenigſtens wie Gleichgültigkeit gegen irdiſche Dinge; der Gang leicht, aber nachläſſig und ſchwankend. Er ſieht auch oft nach ſeiner Uhr, die, von der Dicke einer Auſterſchaale, an goldenem Trichinopolykettchen mit einem Weſtenknopfe in Rapport ſteht; aber ſein Blick iſt der eines Mannes, dem weniger daran liegt, den Feind, die Zeit, zu beſchäftigen als zu tödten.

Eine ganz andere Erſcheinung iſt der Krämer, der aus ſeinem Geſchäfte kommt. Kein einigermaßen geübtes Auge kann ihn verkennen. Er iſt mehr als zu gut gekleidet, aber die Harmonie fehlt. Ein paar plumpe Stiefeln, ein nagelneuer Hut, und eine blitzende Weſte verrathen ihn. Er trabt eher als daß er geht, und ſchießt um die Ecken, als wäre er der einzige Fußgänger. Seine Haltung iſt die eines über den Ladentiſch Gebeugten; in ſeinem Auge liegt ein Gemiſch von Pfiffigkeit und Demuth, und bevor er die Lippen öffnet, Jemand anzureden, ſpielt ein eigenthümliches Lächeln um den Mund, falls er ſagen will, er habe nächſten Mittwoch eine ſtarke Zahlung zu leiſten und hoffe deßhalb durch die Bitte um Berichtigung eines kleinen Conto nicht zu verſtoßen.

Die charakteriſtiſchen Merkzeichen des Profeſſioniſten und Handarbeiters bedürfen keiner Erwähnung; ſie ſpringen von ſelbſt in die Augen. Dagegen gibt es in den Londoner Straßen eine Maſſe zweideutiger Charaktere, denen man in ihre Schlupfwinkel gefolgt ſeyn oder die man, von ihnen unbemerkt, genau beobachtet haben muß, um ſie zu durchſchauen. An jener Straßenecke ſtehen drei junge Männer, tadellos fein gekleidet, mit vollem Bart und Cigarren im Munde. Sie ſind Mitglieder des ſogenannten swell mob, auf Deutſch Spitzbuben, Beutelſchneider. Das ſcheinen ſie allerdings nicht, ſie ſehen aus wie Gentlemen, koſen ſo unbefangen und tauſchen ihre Karten. Aber die Karten ſind Verſatzzettel über das geſtern Geſtohlene und — eben naht ein Polizeidiener. Inſtinktmäßig — es iſt der Trieb der Selbſterhaltung — drücken ſie die Karten krampfhaft in die Weſtentaſchen und drängen ſich an einander wie Hühner, wenn ein Habicht in der Luft ſchwebt. Noch werden ſie nicht „gebraucht" — wanted — d. h. noch iſt kein Verhaftsbefehl gegen ſie erlaſſen, aber der Polizeidiener kennt ſie, weiß, was ſie ſind, und vermuthet, daß er früher oder ſpäter auf ſie fahnden wird. Er betrachtet ſie feſt und ſcharf, ſie wenden die Geſichter weg. Er geht vorüber, ſie lachen — ein erzwungenes Lachen, und in der nächſten Minute iſt das Trio zerſtäubt.

In einer andern Straße tölpeln zwei Landleute einher. Als ſolche bezeichnet ſie ihre Kleidung und dem Anſchein nach ſind es gute, ehrliche Männer, die eben zur Stadt gekommen, vielleicht um London zu ſehen oder um Arbeit zu ſuchen. Alles Täuſchung. Kein Proteus kann ſich ſchneller metamorphoſiren und Merkur hat nicht gelenkere Finger als ſie. Es ſind zwei abgefeimte „buttoners," nicht Knopfmacher, was das Wort ſynonym mit button-maker bedeutet, ſondern Gehülfen, Zubringer der bei Wettrennen und auf Jahrmärkten unter dem Namen thimbleriggers wohlbekannten betrügeriſchen Spieler. In der Zwiſchenzeit beſuchen ſie London und machen Geſchäfte für eigene Rechnung. Am Tage rekognosciren ſie die Gegend, auf welche ſie es für den Abend abgeſehen haben, und ſollte ihnen heute das Glück ungünſtig ſeyn und ſie nicht wenigſtens mit einem geſtohlenen Schinken oder Käſe in ihre Herberge zurückkehren, ſo iſt es ihnen doch gewiß gelungen, ein paar falſche Silber- oder Goldſtücke abzuſetzen.

Kulturgeſchichtliche Betrachtungen.

(Fortſetzung.)

Mit Zurückdämmung des prieſterlichen Einfluſſes, mit Verwandlung der Theokratien in reine Monarchien oder Republiken, hat bei den antiken Völkern, wie bei den modernen, die Emancipation des öffentlichen Lebens begonnen. Die Griechen haben ſich auch hierin als ein vor andern Stämmen genialiſch freidenkendes Volk erwieſen, daß bei ihnen das Kaſtenhafte, welches allem klerikaliſchen Weſen anklebt, in der gelindeſten Geſtalt aufgetreten und deſſen Wirkſamkeit in der Entfaltung bürgerlichen Daſeyns ſo frühzeitig verſchwunden iſt, daß es hiſtoriſch kaum bemerkbar erſcheint. Dort findet ſich zuerſt die Maxime als ſich von ſelbſt verſtehend gehandhabt, daß die Kirche (um dieſen Ausdruck als den die Sache für das heutige Verſtändniß am klarſten bezeichnenden zu brauchen) unter dem Staate ſteht, während ſie in Rom allerdings ſich demſelben in der Art zu amalgamiren weiß, daß ſie mittelſt der Auſpicien ihre Hand in allen Geſchäften hat, nur daß, da das Perſonal der Prieſterſchaft meiſtentheils ein und daſſelbe mit dem der Staatsverwaltung iſt, ungleich öfter der Prieſter ſeine

Maske dem Staatsmann, als dieser die seine dem Priester leiht.

Die praktische Klugheit des Alterthums zeigt sich aber in ihrer ganzen Evidenz bei der Stiftung der römischen Monarchie, wo Augustus, sobald nur der noch in den republikanischen Zeiten gewählte Oberpriester Lepidus die Augen zuthut, dieses Amt als ein an eine besondere Person zu knüpfendes ein für allemal aufhebt und mit der kaiserlichen Würde auf immer vereinigt. Hätten die christlichen Herrscher, welche den Bischof zu Rom mit dem Blute ihrer eigenen Gewalt großnährten, diese scharfsichtige Politik niemals verlassen, so würde zu keiner Zeit jener unnatürliche Konflikt zwischen Papst und Kaiser entstanden seyn, welcher die Geschichtsblätter des Mittelalters füllt und uns noch im neunzehnten Jahrhundert mit dem scheußlichsten Phänomen der Barbarei, einem Religionskriege, bedroht.

Ungleich schwieriger als die Beschränkung der Priestermacht, wurde dem ältesten Griechenland die Aufhebung der Leibeigenschaft. Es ist hier nicht von dem eigentlichen Sklaventhum die Rede (denn dieses hat in der alten Welt bis zuletzt bestanden), sondern von derjenigen Classe der Landeseinwohner, welche aus den Ueberresten der Urbevölkerung bestehend, als hörige Leute den Landbau der großen Grundherren betrieben oder als Hirten deren Vieh warteten. In Athen wurde dieses Verhältniß durch die solonische Verfassung vernichtet und alle Grundholden in freie Bauern verwandelt. Die Oligarchien, Sparta, Thessalien, theilweise Böotien, haben Spuren dieser Ungleichheit ihrer Staatsangehörigen bis zum Ende behalten. In Rom schmolzen die Klienten sehr bald mit den Plebejen, d. i. mit dem freien nichtadeligen Bürgerstande zusammen, und erfuhren mindestens keine bürgerliche Beschränkung, die sie persönlich herabgedrückt hätte.

In allen diesen Dingen sehen wir bei den Alten ohne Zweifel deßhalb eine größere Liberalität sich frühzeitig entfalten, weil bei ihnen die Verhältnisse dadurch minder complicirt wurden, daß nicht zugleich ein besonderes priesterliches Interesse neben dem des Adels in Frage kam, sondern lediglich eine adeliche Minderzahl der Mehrzahl freier Gemeinen gegenüber stand, wo der Streit um so leichter zu schlichten war, als das Nachgeben von Seiten der schwächeren Partei zur einfachen Forderung eines Naturgesetzes wurde.

Es dürfte sich aus diesen Erörterungen ergeben, daß die herkömmliche Eintheilung unserer Weltgeschichte in eine alte, mittlere und neue Zeit der eigentlichen Natur der Thatsachen widerspricht, und lediglich zwei große Epochen, die des Alterthums und der modernen Welt, sich gegenüberstehen, beide eingeleitet durch einen langen Zeitraum unter einander gährender, ungeklärter Zustände, aus denen sich allmählig die Versuche zu einer festen, sichern Gestaltung des bürgerlichen und volksthümlichen Daseyns mit mehr oder minderem Glücke hervorringen und realisiren. Auch diese zwei Epochen sind unter einander nicht so getrennt, daß der Menschheit Geist in der einen anders als in der andern erschiene. Lediglich das bewirkt dabei einen, aber ungleich mehr idealischen als materiellen Unterschied, daß die alte Welt von einem rein realen Standpunkte ausging; daß sie, ohne eine andere Offenbarung, als die Kraft ihres eigenen, jugendlichen Genius, aus ihrer reinen menschlichen Anlage alles das Große und Schöne, was wir am Alterthume bewundern, entband, eben daher aber, weil der sich selbst überlassene Menschengeist seinen Erfolgen kein Ziel gesetzt glaubt, am Uebermaaße des eigenen Gedeihens zu Grunde ging; während die christliche Zeit in dem Elemente, von welchem sie eben die christliche heißt, einen Halt hat, der sie gegen die Ueberschätzung sinnlicher Größe zu schützen und den Mißbrauch des Menschenvermögens, an welchem die Herrlichkeit der alten Welt gescheitert ist, zu verhüten vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Theater.

Endlich ist Gutzkows „Urbild des Tartuffe" auch hier gegeben worden. Der Erfolg der ersten Aufführung war ein glänzender zu nennen. Die Urtheile in unsern Lokalblättern lauten sehr widersprechend; meine eigene Ansicht verspare ich auf ein andermal. — „Die Marquise von Villette" der Charlotte Birch-Pfeiffer, welche sechsmal ein volles Haus machte, mußte wegen der Urlaubsreise der Madame Lenz, der vortrefflichen Darstellerin der Maintenon, vor der Hand zurückgelegt werden. Eben so scheint „der letzte Maure" von Dr. Wolfheim vorläufig ganz vom Repertoire verschwunden; der Autor beschuldigt die Direktion der Absichtlichkeit; sie habe jeden Abend, wenn das Stück zur zweiten, dritten Vorstellung angesetzt war, einen Aufschub bewirkt, damit das auswärtige Publikum und die Theaterdirektionen glauben sollten, das Stück habe nicht gefallen. — Das neueste deutsche Originalstück, welches nächstens hier gegeben wird, ist Bauernfelds „deutscher Krieger." — Grunert hatte unbegreiflicher Weise zu seinem Benefiz Victor Hugo's schlechteste Arbeit gewählt: „der König amüsirt sich" (für die deutsche Bühne bearbeitet von Runge). Es gereicht dem Bearbeiter sicher nicht zur Ehre, ein solches Sudelwerk auf deutschen Boden verpflanzt zu haben, eben so wenig aber der Direktion, daß sie eine solche Entweihung ihres Kunsttempels zugab. Schmutzig, zotenhaft, aller Poesie und Charakteristik baar, graß bis zur Albernheit, das Erhabene zum Lächerlichen verzerrend, kann dieß Stück auch nicht einen einzigen Vorzug aufweisen, nicht einmal den der Unterhaltung. Dazu kommt, daß der Bearbeiter die vulgäre Geschäfts- und Umgangssprache mit großer Ungenirtheit beibehalten hat, so daß die Diction so gemein ist wie

der Inhalt. Die Aufführung ging denn auch nicht ohne Spektakel vorüber. Die drei ersten Akte hindurch überwiegt einigermaßen ein grobes Interesse die innere Elendigkeit des Stücks; das Publikum ward zwar schon ungeduldig, aber die zu beiden Flügeln der Galerie postirten Freibilletler schlugen so tapfer in die Fäuste, daß Grunert mehrmals gerufen ward. Aber der vierte Akt, welcher recht gräßlich seyn soll, veranlaßte das Parterre zu so lautem Gelächter, daß die Pfeifer obsiegten; nichts desto weniger schrieen die auf der Galerie ihr „Grunert heraus!" und dazwischen kam einigemal der Ruf: „Pöbel hinaus!" So unter grauenhaftem Getöse ging das Zerrbild eines Dramas weiter; man muß die Schauspieler bewundern, die unter solchen Umständen ihre Fassung nicht verloren; Fräulein Lebrun, welche gerade die höchste Angst darstellen sollte, mag durch das Mitspiel des Auditoriums in ihrer Rolle sehr unterstützt worden seyn; ich sah die junge Dame nie in größerer Bewegung. Es ist streng zu rügen, daß aus purer Gewinnsucht ein so jämmerliches Produkt den vielen müssig liegenden Erzeugnissen vaterländischer Autoren vorgezogen worden ist. Am Schlusse der Vorstellung wurden „lebende Nebelbilder" gegeben; das heißt, die lebenden Bilder steckten hinter einem blauen dicken Nebel, der sich sehr langsam verzog, um sie allmählig vor das Auge zu führen. — Die Oper: „Alessandro Stradella" macht fortwährend Glück; sie ist bereits zum siebzehntenmale wiederholt und ihre Melodien hört man schon auf allen Straßen, an der Spitze der Bataillons, wie auf den Drehorgeln; sie werden auf den Instrumenten der feinen Welt gespielt und in den Kneipen gesungen.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Religiöse Bewegungen. — Deutsche Schriftsteller im Ausland.

Auch in unserer Stadt ist vielfache Anregung zur Bildung einer solchen Gemeinde gegeben und bereits hat eine vorbereitende Versammlung von Katholiken stattgefunden.* Andererseits fehlt es aber auch nicht an der Geltendmachung romanischer Bestrebungen, und von den Kanzeln herab werden Verdammungen gegen die Abtrünnigen geschleudert. — In einem Irrthume ist man ferner befangen, wenn man glaubt, daß die Beschwerde, welche der Vorstand der katholischen Gemeinde unserer Stadt bei der Bundesversammlung neuerdings eingereicht, mit der kirchlichen Bewegung unserer Tage zusammenhänge. Schon oft hat die katholische Gemeinde — nachdem sie bei den Staatsgewalten unserer Stadt vergeblich zu dem von ihr behaupteten Rechte zu gelangen gesucht — bei der Bundesversammlung Beschwerde geführt wegen der Dotation des Schul- und Kirchenfonds und über Verhältnisse des Gymnasiums, besonders in Bezug auf die Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts. Noch einmal hat nun der Gemeindevorstand den Weg der Beschwerde eingeschlagen, nachdem der katholische Professor Steingaß sich bereit erklärt hatte, die Beschwerden bestens zu unterstützen. Aus seiner Feder floß denn auch die im Druck mit allen Beilagen vierzig Bogen gr. Fol. starke Beschwerdeschrift. Die Dotationsfragen sind mehr materieller Natur, ganz anderer Art aber der Wunsch der Katholiken für eine Aenderung des Religionsunterrichts am Gymnasium. Der katholische Religionsunterricht wird und wurde seither von einem Kaplan ertheilt, allein darin erblickt der Gemeindevorstand Gefahr für die katholische Religion. Ein zuverlässiger ständiger Lehrer soll angestellt, ja, wenn nur die Möglichkeit vorhanden wäre, ein katholisches Gymnasium errichtet werden. Unsere Behörden scheinen aber bei diesen Fragen festen Sinnes bleiben zu wollen. — Bei dem lebhaften Interesse, das man hier für die kirchliche Bewegung an den Tag legt, darf der starke Absatz, welchen die kirchlichen Streitschriften finden, nicht überraschen. Die Strömung geht aber mit dem Fortschritt und der Reform. Unsere Censur ist indessen in der kirchlichen Debatte etwas vorsichtiger geworden, was sie unter den Augen des Bundestages werden mußte. Es wird aber schwer halten, mit der Censur in diesem Punkte viel auszurichten, da Deutschland nicht allein so viel Censuren als Staaten besitzt, sondern selbst in einem und demselben Staat jeder Censor seiner individuellen Neigung folgt. Es scheint, das Zustandebringen eines gemeindeutschen Censurgesetzes ist ein babylonischer Bau: die vielen Sprachen verwirren sich bei der Aufführung, und so wird er wohl nie zu Stande kommen. Nicht aber bloß die deutsche Presse des Inlands, sondern auch die des Auslands zog in jüngster Zeit große Aufmerksamkeit auf sich. Es konnte nicht gleichgültig bleiben, daß die Schweiz, Frankreich und Belgien mehr und mehr die flüchtigen deutschen Literaten und Schriftsteller, die in den Augen der Regierungen nicht ihrer guten Werke wegen das Vaterland verlassen, in großer Zahl aufnehmen. Freiligrath wollte den deutschen Journalsonnenaufgang in Belgien nicht abwarten, sondern hat das Land verlassen und sich, nicht über Aachen und Köln, sondern über Thionville, Metz und Straßburg nach der Schweiz begeben, um sich dort ein ländlich ruhiges Asyl zu suchen. Vorerst wird das aber schwer halten; der Winter und die Wirren der Eidgenossen halten noch an. Karl Heinzen wird wahrscheinlich auch bald die Schweiz aufnehmen, und wenn Karl Marx, wie es heißt, es auch nicht mehr lange in Brüssel aushalten kann, wird bald für Deutsche dort nichts mehr zu thun seyn. — Karl Marx und Friedrich Engels haben kürzlich in der (von Dr. Löwenthal aus Mannheim gegründeten) „literarischen Anstalt" dahier eine Schrift erscheinen lassen, betitelt: „Die heilige Familie, oder Kritik der kritischen Kritik;" sie ist gegen Bruno Bauer und Consorten gerichtet. — Der neulich in demselben Verlage erschienenen, bereits viel verbreiteten Schrift von Heinrich König: „Eine Fahrt nach Ostende," worin die katholischen Zustände von einem Excommunicirten scharf besprochen werden, wird bald ein neues Werk des geistreichen Verfassers folgen, und dasselbe wahrscheinlich auch einem Zeitinteresse gewidmet werden. Die „literarische Anstalt" hat auch die Herausgabe der gesammelten Werke Karl Gutzkows (ausschließlich der dramatischen) übernommen, und die beiden ersten Bände werden nächstens ausgegeben werden. Auf den ersten Band darf man besonders gespannt seyn, da er neue Gedichte und neue Xenien bringen wird.

(Schluß folgt.)

* Aus den öffentlichen Blättern ist bekannt geworden, daß sich auch in dem nahen Offenbach eine über vierhundert Seelen zählende deutsch-katholische Gemeinde, an deren Spitze der den Lesern der „Didaskalia" bekannte Dichter Pirazzi steht, gebildet hat. Diese will nun, so heißt es, den frühern protestantischen Pfarrer Dr. Lorenz Diefenbach — der wohl auch als Dichter und Schriftsteller, aber besonders als Sprachforscher bekannt ist und in Großsteinheim bei Hanau seit wenigen Jahren lebt — zu ihrem Geistlichen wählen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 11.

Sonnabend, 5. April 1845.

[81] **Wichtige Anzeige**
für
Militärpersonen und Geschichtsforscher.

Den vielen, uns seit Jahren zugegangenen Wünschen, Kaußler's Atlas durch eine Ermäßigung des Preises auch Privatbibliotheken zugänglich zu machen, nachgebend, bemerken wir, daß von jetzt an, so weit der Rest der Auflage reicht:

Kaußler's Schlachten-Atlas der alten, mittlern und neuern Zeit vollständig in 44 Lieferungen, jede in 15 Blättern in Royal-Folio und 120 Bogen Text in 4. (in deutscher und französischer Sprache) für 30 **Rthlr. pr. Cour.** (früherer Ladenpreis 99⅓ Thlr.) durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Mehr noch hinzuzufügen wäre wohl unnütz, da sich das Werk durch seine Großartigkeit und Gediegenheit am besten selbst empfiehlt, auch bereits allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Zur größeren Bequemlichkeit der Herren Interessenten kann dasselbe auch in einzelnen Lieferungen bezogen werden.

Merseburg, im März 1845.

Neulandt'sche Buch- und Kunsthandlung.

---

[68] **Neue Musikalien**
bei **C. F. Peters**, Bureau de Musique,
in **Leipzig**,
durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Bach, J. S., Compositionen für die Orgel. Kritisch correcte Ausgabe von Friedr. Conrad Griepenkerl und Ferd. Roitzsch.
* 1ster Band enthält: 6 Trios in Sonatenform. Passacaglia. Pastorale. 3 Thlr. 15 Ngr.
* 2ter Band enthält: 10 grosse Präludien nebst Fugen. 3 Thlr. 15 Ngr.
* Hieraus ist jede Nummer einzeln zu haben.

Bach, Wilhelm Friedemann, Concert für die Orgel, mit zwei Manualen und dem Pedale. Erste Ausgabe nach dem Autographon von J. S. Bach. 20 Ngr.

Dotzauer, J. J. F., Les temps anciens et modernes. Trois pièces pour le Vcllc. et Pianof. Op. 171. Nr. 1—3. à ⅔ Thlr. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hiller, F., Deux Impromptus brill. pour Piano. Op. 30. Nr. 1—2. à ½ Thlr. 1 Ngr.

Jansa, L., Trois Thèmes de Rossini var. pour Piano et Viol. Op. 67. Nr. 1. 25 Ngr. Nr. 2—3. 27½ Ngr. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kalliwoda, J. W., Scherzo pour Piano. Op. 141. 17½ Ngr.

Oesten, Th., Variations pour Piano. Op. 20. 10 Ngr.

Schumann, R., Lied: „Ich grolle nicht," aus dessen Liedercyclus. Op. 48. 5 Ngr.

Tomaschek, W. J., Grande Sonate pour Piano. Op. 15. Nouv. Edition. 25 Ngr.

Weber, C. M. de, Ouvert. de l'Op.: „Der Beherrscher der Geister," arr. pour Piano à 2 mains. 15 Ngr.

Wolff, E., Nocturne et Romanesca pour Piano. Op. 109. 17½ Ngr.

---

[82] Bei Fr. Hofmeister in Leipzig ist erschienen:

Chopin, 3me Impromptu p. Pfte. Op. 51, arr. à 4ms. 15 Ngr.

Czerny, la jeunesse docile. Rondinos p. Pfte. sur des thèmes favoris. Op. 721. Cah. 2. 15 Ngr.

Kalkbrenner, Souvenir de Carlsbad. 2 Polka et un Galop de Labitzki, variés p. Pfte. 20 Ngr.

Mayer, Ch., 2de Tonata p. Pfte. Op. 75. 15 Ngr.

— — Air italien varié p. dº. Op. 76. 20 Ngr.

— — 3 romances sans paroles p. dº. Op. 77. 17½ Ngr.

— — Polonaise brillante p. dº. Op. 78. 25 Ngr.

— — Frühlingslied f. dº. Op. 79. 10 Ngr.

Pirkhert, Fantaisie de Concert p. Pfte. sur 3 thèmes de Mozart (le Nozze di Figaro). Op. 12. 25 Ngr.

Pixis, Scène populaire de Rome, Fantaisie p. Pfte. Op. 145. 17⅓ Ngr.

Rosenhain, Scène dramatique p. Pfte. Op. 27. 20 Ngr.

— — Souvenir d'Oberon. Divertissement brillant et non difficile p. Pfte. 20 Ngr.

---

[80] Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Mystères de Bruxelles.
Par Suau de Varennes.
Edition in-8. sur papier-vélin. I. et II. vol.
Prix 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. 24 kr.

Geheimnisse von Brüssel.
Von Suau de Varennes.
Frei übertragen von **Heribert Rau.**
I. II. Band. 8. elegant geh. 2 Thlr. = 3 fl. 36 kr.

Ueber dieses zeitgemäße und interessante Buch berichtet die Augsburger Allg. Zeitung 1845, Nr. 45, aus Brüssel Folgendes:

„Kaum 14 Tage sind die ersten Bände im Buchhandel erschienen und schon sind 2500 Exemplare vergriffen. Dieser Erfolg wird, glaubt man, nur das Vorspiel noch eines anderen seyn. Der Verfasser ist Suau de Varennes, ein Gleichgesinnter Eugen Sue's."

„„Auf jeder Seite"" urtheilt Letzterer sehr bezeichnend über die Schriften Suau's „„findet man sowohl im Styl als in der Handlung lebhafte, schneidende, kühne Gegenstellungen der Begriffe: bald eine derbe, kräftige, bilderreiche, launige Sprache, bald geschmeidige und verliebte Worte, süße und einfache, je nach dem so glücklich angeordneten Wechsel des Gegenstandes. Und was nach meinem Urtheile dem Werke Suau's de Varennes einen hohen moralischen Werth verleiht, ist, daß alle diese so anziehenden und wahren

Abenteuer sich auf eine ergreifende Weise um den Hauptgegenstand gruppiren.""

Gustav Oehler,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

---

[79] Im Verlage von Adolf Gumprecht in Berlin erschien unter dem Titel: **Moderne Reliquien**, herausgegeben von Arthur Mueller

eine Sammlung von Nachträgen

zu den Schriften der nachfolgenden Autoren, wovon bis jetzt noch nichts weder in deren gesammelten Werken, noch in den Nachträgen zu denselben, noch in einzelnen ihrer Schriften enthalten ist, vielmehr erscheinen diese Sachen hier zum ersten Male edirt, Vieles sogar zum ersten Male gedruckt. — Alle Jugendversuche blieben ausgeschlossen. Nämlich:

I. Band. **Wilhelm Müller:** Lieder, Romanzen, Reimsprüche, Ritornellen ꝛc., ein Feenmährchen, Blumendeutungen, Bozzaris (biogr. Skizze), Bilder aus dem neugriechischen Volksleben. **Chr. Grabbe:** Der Eid (Oper), ein Brief an den Kronprinzen von Preußen. **Goethe:** Denkmal Ulrichs von Hutten ꝛc. **Maler Müller:** Lessings Tod, Rie und Luitberta, Gedichte. **Jean Paul:** sechs einzelne Aufsätze. **Hölderlin:** Gedichte, Pathmos.

II. Band. **Ludwig Börne:** Vermischte Aufsätze, als: d. kl. Haman, Nachträge zum Convers.-Lexikon, Freiheit und Gleichheit, die Korrespondenz mit dem Schauspieler Urspruch, Kunst alt zu werden, vertrauliche Briefe ꝛc., Kritiken, Fragmente und Aphorismen. **E. T. A. Hoffmann:** ein dramatisches Capriccio, Briefe an Fouqué. **Sallet:** Gedichte und die entdeckten Spitzbuben. **E. Ferrand:** Gedichte, Novelletten, ein Besuch bei Tieck, 56 norddeutsche Volkssagen.

2 Bände, brochirt. Preis 3½ Thlr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[85] So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Chronologisches Register
der
fränkischen Revolution

von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung,
22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799

von

Dr. C. L. Posselt,
bedeutend vermehrt und fortgesetzt
von
C. Jochmus,
Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem Band ist das ganze Werk geschlossen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Register, wodurch der Werth dieser für den Geschichtsfreund so wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bände auf
8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.
ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[84] Wir haben so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Sprech- und Sprachschule,

ein Lesebuch für die deutsche Jugend
zur Beförderung ihres Sprachvermögens

von

Dr. W. Lange,
Oberprediger zu Burg.

Dritte verbesserte Auflage.

gr. 8. Velinp. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Für die Vortrefflichkeit dieses Buches spricht die Zahl seiner Auflagen, und der niedrige Preis hat bei seiner Brauchbarkeit die Einführung in sehr vielen Lehranstalten zur Folge gehabt.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Erbrecht

in

welthistorischer Entwickelung.

Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte

von

Dr. Eduard Gans.

4 Thle. gr. 8. Herabgesetzter Preis fl. 12. od. Rthlr. 7.

Der nun verstorbene berühmte Verfasser, der sich der ungeheuren Aufgabe unterzog, in Beziehung auf das gesammte Familien- und Erbrecht alle Quellen der Weltgeschichte, die für das Recht eine Wichtigkeit haben, zu durchlaufen, hat hier ein Werk ausgearbeitet, das Gelehrte vom Fache, wie Freunde der Wissenschaft gleich sehr befriedigen und Zeugniß ablegen muß von seinen tiefen Studien, seinem Scharfblick und seiner geistvollen schon zur Genüge bekannten Auffassungsweise. Was deutscher Fleiß und Gründlichkeit vermag, das beweist dieses klassische Werk.

Um den Ankauf derselben zu erleichtern, haben wir den früheren Preis aller vier Bände zusammen genommen von fl. 15. 48 kr. oder Rthlr. 9. 8 Gr. auf fl. 12. oder Rthlr. 7. herabgesetzt, bei einzelnen Bänden jedoch bleiben die bisherigen Ladenpreise in Kraft.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Cidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[83] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Text zu Eduard Gerhard's

Antiken Bildwerken.

In drei Lieferungen.

Zweite und dritte Lieferung. gr. 4. geh. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Der Herr Verfasser hat dafür gesorgt, daß dieser erklärende Theil der „Antiken Bildwerke" reichhaltiger und umfassender genannt werden darf, als seit Winckelmann andere bisherige Unternehmungen dieser Art es waren. Darum dürfen wir dieses Werk mit Recht allen einsichtigen Kunst- und Alterthumsfreunden ohne Anstand empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[86] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

28ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Die

heutigen Syrier

oder

gesellige und politische Zustände der Eingeborenen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg

geschildert

nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden.

Aus dem Engl. übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Der Herr Verfasser hat durch eigene Anschauung drei Jahre lang die Zustände der Länder kennen gelernt, welche gegenwärtig die Blicke Europas auf sich ziehen. Wir lernen aus seinem Buche das Feld kennen, auf welchem sich ein interessanter Theil des Dramas der orientalischen Wirren entwickelt, und erhalten ein eben so belehrendes als unterhaltendes Bild über die Zustände Syriens.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1845. 2tes Heft.

[88] Heute versenden wir:

das 2te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1845.

April—Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die Studentenverbindungen auf deutschen Hochschulen. — Unsere Ströme. — Religion und Poesie. — Das Corpus Juris und die historische Schule in ihrem Verhältniß zur deutschen Rechtsentwicklung. — Die Behandlung fremder Eigennamen. — Das literarische Eigenthum und seine

Fortbildung in Deutschland durch Gesetzgebung und Praxis nachgewiesen an dem Schelling-Paulus'schen Rechtsstreite. — Das Rowland Hill'sche Portosystem vom deutschen Standpunkte. — Die Majestät gegenüber dem deutschen Volke. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, 1. April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[89]

Schluß und Gratis-Lieferungen
von
Mozin's grosem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die zweite Hälfte der achten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen. Subscr.-Preis 24 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

L. bis Osophagorrhagie.

Da wir das Erscheinen dieses Wörterbuchs in 8 Lieferungen zugesagt haben, so ist diese Lieferung die letzte, welche wir berechnen.

Es war nicht möglich, den unter den Händen des Herrn Professor Peschier täglich sich mehrenden Stoff in 8 Lieferungen zu bringen. Wir werden demnach die weiteren Abtheilungen, welche gleichfalls rasch erscheinen und voraussichtlich in 50—60 Bogen bestehen werden, **unentgeldlich liefern.** Mozin's Wörterbuch ist durch die sorgfältige umfassende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil stärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird seinen lange bewährten Ruf sicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung desselben hinzutreten, genießen oben angeführten Subscriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10 gratis.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

Neue elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 7. April 1845.

Es erhebt ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe,
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute.
Goethe.

Briefe über die Auvergne.

15. An Frau von V. R.

Clermont-Ferrand, 12. Sept. 1844.

Endlich iſt es mir geſtattet, dich in meinen Reiſebriefen auf das bei weitem anziehendſte Terrain der Auvergne, in den gebirgigen Theil derſelben zu führen. Erſt nachdem ich vielfach geſehen und wieder geſehen, durfte ich ein ſo intereſſantes, aber auch die gründlichſte Anſchauung bedingendes Thema zum Gegenſtande meiner Berichte machen. Dieſe Vorſtudien, welche mich von Genuß zu Genuß führten, ſind beendigt; möchte es mir nun auch gelingen, dem erhaltenen Reſultate durch meine Darſtellung nicht ganz den ihm eigenen Reiz zu nehmen.

Es gibt unſtreitig unendlich viele Gebirge, welche reicher an maleriſchen Schönheiten ſind, als die Kette des Puy de Dôme und ſelbſt als die in concentrirten Berggruppen ſich darſtellenden Maſſen des Mont d'Or und des Cantal; aber ich bin überzeugt, daß, wenigſtens in Europa, kein vulkaniſcher Boden exiſtirt, der als ſolcher ſich mit dem Gebirgslande der Auvergne meſſen dürfte. Der Naturforſcher, welcher eines der anziehendſten Phänomene der Erde, die vulkaniſche Kraft, in den Spuren ihrer Wirkungen verfolgen will, findet hier unſtreitig reichern, mannigfaltigern Stoff, als ſelbſt Aetna und Veſuv zu bieten vermögen. Was ſind dieſe beiden vereinzelnen Zeugen einer, trotz ſo vieler ſinnreichen Theorien, noch immer mit geheimnißvollem Dunkel umgebenen Operation der Natur gegen die ungeheuern vulkaniſchen Zuckungen, welche hier in der Auvergne einſt ein ganzes Land umgewälzt haben, Ereigniſſe, welche einem hier mit einer Friſche und Klarheit vor Augen liegen, als ſchrieben ſie ſich von geſtern her, und welche die anziehendſte Reihe von Schlüſſen von der Wirkung auf die Urſache an die Hand geben.

Bei jedem Schritte ſtößt du hier auf Meilen lange und verhältnißmäßig breite Lava- und Baſaltſtröme, auf Lager von Schlacken, von Puzzolanerde, von Lapilli und vulkaniſcher Aſche; überall erheben ſich ſonderbar regelmäßig geſtaltete Berge und Hügel, in deren ſchroffe Flanken oder abgeſtumpfte Gipfel tiefe Krater eindringen. Bald ſiehſt du dieſe leztern ſich als Abgründe zu deinen Füßen öffnen, bald dir den Spiegel eines Sees entgegen halten; hier hat die Lava einen Fluß aus ſeinem Bette verdrängt, dort ſich als Damm vor den Ausgang eines Thals gelagert und, Quellen und Bächen den Abfluß verſperrend, daſſelbe in eine weite Waſſerfläche verwandelt; hier ſind große Strecken Landes durch eine Decke von vulkaniſchen Produkten auf immer zu Wüſteneien geworden, dort hat in dem Staube, mit

welchem ungezählte Jahrhunderte die zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt scheinende Lavakruste bedeckten, eine kräftige Vegetation Wurzel geschlagen, und dort wieder hat ein Krater, statt die Ebene mit Fluthen flüssig gewordenen Gesteins zu überschütten, Berge von Schlacken und Sand, wie einen Wall, um sich aufgethürmt.

Und dieser Boden, auf welchem das Feuer überall mit unverkennbaren, unauslöschlichen Zügen die Spuren seiner dereinstigen Herrschaft zurückgelassen hat, ist fast unbegreiflicher Weise bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts als vulkanisches Terrain unbekannt geblieben. Die Druiden errichten hier Altäre aus Basaltblöcken; Cäsar stürzt die aus Lava erbauten Mauern der Städte um und lagert auf Basaltströmen; Plinius, der Naturforscher, welcher doch den Aetna und seine Produkte kannte, beschreibt Tempel und Statuen der Auvergne, Sidonius Apollinaris besingt die Reize seines Landhauses, das an einem durch einen Lavastrom gebildeten See und unfern von zwei bedeutenden Vulkanen liegt; der große Pascal selbst wird am Fuße einer aus Vulkanen zusammengesezten Bergkette, in einer aus Lava erbauten Stadt geboren und erzogen, und alle diese Männer, alle diese Quellen für eine Menge unbedeutender Details über die Auvergne blieben stumm in Beziehung auf eine der merkwürdigsten und am entschiedensten in die Augen fallenden Seiten des Landes! Erst im Jahr 1751 kündigten zwei Mitglieder der französischen Akademie der Wissenschaften, Guettard und de Malesherbes, welche unmittelbar nach dem Besuche des Vesuvs durch die Auvergne kamen, ihren erstaunten Landsleuten an, daß es in Frankreich Gegenden gebe, welche reicher als jedes andere Land an ausgebrannten Kratern, an Lava, an Schlacken und Puzzolane seyen.

Das Gebirge des Puy de Dôme bietet sich dem Fremden, welcher mit dem Vorsatze, die Berge zu durchstreifen, in der Hauptstadt der Auvergne anlangt, als nächstes Ziel dar, denn dasselbe steigt von den Thoren der Stadt an. Das lange Thalbecken der Limagne wird, wie ich dir schon früher gesagt zu haben glaube, in Osten und Westen durch eine hohe und zum Theil sehr steile Thalwand eingeschlossen. Clermont liegt am Fuße der westlichen, von deren oberem Rande aus sich ein weites Plateau nach Westen hinbreitet. Auf diesem leztern nun erheben sich die Monts Dômes, eine auf eine Strecke von acht Stunden von Südosten nach Nordwesten hinstreichende, aus meist vollkommen isolirten und sich der conischen Form mehr oder weniger nähernden Kuppen zusammengesezte, von ihrer bedeutendsten Höhe, dem Puy de Dôme, den Namen entlehnende Bergkette. Die Summitäten des Landes haben sich hier gesucht und einen Bund zu Verewigung ihrer Namen geschlossen. Blaise Pascal, welcher in Clermont geboren ist, ermittelte durch Versuche auf dem Puy de Dôme das Gesetz von der Schwere der Luft, und seit diesem durch einen der größten Geister an dieser Stelle erhaltenen Resultate sind die Namen des Berges und des berühmten Gelehrten unauflöslich an einander geknüpft. — Ich bemerke dabei, daß nicht Pascal selbst, welcher zur Zeit jener für die Wissenschaft so wichtig gewordenen Entdeckung nicht in Clermont anwesend war, sondern sein Schwager Perier, im Auftrage und nach Anleitung des großen Mathematikers und Philosophen, die erwähnten Versuche auf dem Puy de Dôme anstellte. Jene große Wahrheit war in Pascals Kopfe bereits zur Reife gediehen und bedurfte nur noch der Weihe der Erfahrung.

Der gewöhnlich zum Ausfluge nach dem Puy de Dôme gewählte Weg ist die große Heerstraße nach Limoges. Von jedem Punkte des Weges rückwärts bietet sich die entzückendste Aussicht auf die unter dem Reisenden liegende Stadt, auf die Limagne und auf das die Ebene derselben einschließende Gebirge dar. — Nachdem man eine gute Stunde lang gestiegen ist und einen breiten Lavastrom, welchen die Straße durchschneidet, hinter sich gelassen hat, kommt man bei der Baraque, einem aus mehreren, zum Theil erträglichen Wirthshäusern bestehenden Dorfe an, welches somit mehr bietet, als der aus frühern Zeiten und Zuständen sich herschreibende Name verspricht. Was aber diesem nur noch eine halbe Stunde vom Fuße des Puy de Dôme entlegenen Weiler ein großes Interesse gibt, ist die Ansicht des Berges von da aus.

Man sieht von hier einen riesigen Kegel mit etwas abgestumpfter Spitze vor sich, dessen vollkommene Regelmäßigkeit bei seiner Masse durch einige aus seinen schroffen und dicht berasten Flanken hervorbrechende weißliche Felsmassen keineswegs beeinträchtigt wird; denn der Puy de Dôme erhebt sich 1468 Metres oder 4404 Fuß über die Meeresfläche, 3300 Fuß über die Clermont umgebende Ebene und 504 Fuß über den kleinen Puy de Dôme. Wenn der leztere sich nicht an seinen mächtigen Nachbar und Namensvetter auf der Nordseite desselben in gleicher Weise wie der kleine an den großen Brocken anlehnte und von der Baraque wenigstens zum Theil als Appendix des kolossalen Berges sichtbar wäre, so würde dieser leztere vollkommen alleinstehend erscheinen.

(Fortsezung folgt.)

Kulturgeschichtliche Betrachtungen.

(Fortsezung.)

Die Aufgabe der Civilisation ist für die alte und für die neue Zeit eine und dieselbe: Entwicklung des

Völkerlebens durch die edlen Begriffe Vaterland, Freiheit, Gemeinwohl in der Art, daß jedes Individuum sich im Ganzen und das Ganze in jedem Individuum einem Ziele möglichster Vollkommenheit nahe gebracht sehe. Nur die Art und Weise, wie die Aufgabe in beiden Epochen erfüllt wird, modifizirt sich nach dem höheren oder geringeren Werthe des Prinzips, welches dem Gesammtleben beider zu Grunde liegt. Um dieß wiederholt auszusprechen: das Prinzip des antiken Lebens, das niedrigere, eine Vollendung des volksthümlichen und menschlichen Daseyns mehr äußerlich und der Form nach, als im tiefsten Wesen und Kerne gestattende Prinzip, ist die sinnliche Schöne und Herrlichkeit. Was im Reiche der ästhetischen Formen Glorreiches und Glänzendes geleistet werden kann, hat diese Welt geleistet, und wir staunen ihren Geist und ihre Kraft noch in den Ueberresten als unübertrefflich an und nehmen sie mit Recht zum Muster und Vorbild alles dessen, was auch wir in der Schönheit Reich zu unternehmen versuchen. Auch konnte dieses Leben in den Sinnen und in der Schönheit nichts Tadelhaftes haben, so lange der Geist dabei die Oberhand behielt und dieser formalen Herrlichkeit den Stempel einer inneren Nothwendigkeit, ein auf Maaß, Begrenzung und Würde beruhendes Gesetz verlieh. Denn er allein beseelt die Form, die ohne den Hauch eines von ihm ausgehenden Lebens gleichgültig und werthlos bleibt. Sobald aber dieses Maaß, diese Würde, diese innere Nothwendigkeit von dannen weicht, reißt, mitten in das Prunken und Gleißen der äußerlichen Fülle und Herrlichkeit, die Verwesung ein und stiftet um so gräßlichere Verheerungen, als man eben im Sinnlichen selbst und allein das wahre Leben, den Halt einer ewigen Dauer gesucht hat.

Diesen Halt, diese Dauer, diese die Form überlebende ewige Kraft hat nun dem Streben der Menschheit in deren zweiter Epoche das Christenthum zum Ziele gesezt. Es ist unmöglich, daß der Mensch wirken wolle, was nicht gesehen noch begriffen werden kann; eine sinnliche Form, eine äußere Gestalt bedarf das, was der Christ schaffen soll, wie es die Schöpfung des Heiden bedurfte; und die Formen der menschlichen Ideen, für die wir leben sollen, können in unsern Tagen keine andern seyn, als die der Heiden waren. Auch jezt noch bleibt also das Edelste und Würdigste, woran wir das Wirken unseres Daseyns knüpfen können, lediglich Staat, Gesetz, Freiheit, Vaterland, Gemeinwohl. Aber eben, weil wir nicht bei Formen stehen bleiben sollen, weil unser Streben nicht begrenzt seyn darf durch das bloße äußerlich Erscheinende, sind uns alle diese besondern Sphären angewiesen als untergeordnet und sich erst abschließend in einem idealischen Ganzen, der Menschheit, das, in dem durch den Geist fester Treue, tiefer Liebe, thatfroher Begeisterung geleiteten Streben Aller unablässig sich auferbauend, dem Irdischen eine göttliche Weihe ertheilt, das Bewußtseyn, nicht bloß für eine Spanne Zeit, sondern für Ewigkeiten zu wirken, zur Unermüdlichkeit im Guten spornt, und in dem lebendigen Glauben an eine Alles zum Ziele führende Vorsehung dem ermattenden Kämpfer Trost und Ermuthigung bietet.

Zu dieser höheren Ansicht von der menschlichen Bestimmung durch die Lehre Christi erhoben, ist uns eine doppelte Waffe gegeben, unsern Posten in Vertheidigung der fortgeschrittenen Civilisation zu behaupten, und diese selbst nicht wieder in die Barbarei zurücksinken zu lassen, aus der dieselbe einmal die gebildeten Völker der klassischen Vorwelt, und zum zweitenmale jene Heroen gerissen, die durch die Reformation die geistige wie die politische Mündigkeit des neuen Weltalters begründet haben. Diese Waffen sind einmal der Geist, die Weisheit und die Erfahrungen eben jener klassischen Völker, wie sie in deren Schriften, im Studium ihrer Alterthümer und in der Geschichte der Menschheit niedergelegt sind; und dann, der Geist voll Kraft und Freudigkeit, der Geist der Liebe, Geduld, Zuversicht und der unwandelbaren Hoffnung, die wir aus dem Christenthum schöpfen. Darum auch werden für und für die Grundlagen aller ächten Bildung im Sinne reiner Humanität einerseits die Bibel und andererseits die Schriftsteller Roms und Griechenlands bleiben, und keine Erziehung, die etwas mehr will, als eine nothdürftige Dressur für das alltägliche gemeine Bedürfniß, wird ungestraft diese Grundlagen verlassen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Schluß.)

Buchhandel. — Bauten. — Theater.

Unsere Presse und mit ihr der Verlagsbuchhandel unserer Stadt hat einen, in Vergleich mit den lezten Jahren bedeutenden Aufschwung genommen. Um so größer sind die Anstrengungen unserer Buchhändler, Frankfurt zum Sitz des süddeutschen Buchhändlervereins zu machen. Sie erkennen, daß sie dem Verein Vertrauen zu unserer, sonst so sehr bevorzugten Stadt nur dann einflößen können, wenn dem hiesigen Buchhändlergremium vom Senate Corporationsrechte verliehen werden. Mehrmals mit diesem Gesuche abgewiesen, wollen die Buchhändler noch einmal dem Senate die Wichtigkeit ihres Gesuches vor Augen legen, und sie hoffen diesmal die Einsprüche der jüdischen antiquarischen Buchhändler um so leichter aus dem Felde schlagen zu können, da sich in einer jüdischen Zeitschrift, in dem in Leipzig

erscheinenden „Orient," eine jüdische Stimme auf vernichtende Weise gegen das antiquarische Treiben der hiesigen jüdischen Buchhandlungen erhoben hat. Immerhin wird es aber schwer halten, den Senat zu bestimmen, einem Handelszweige — und als solchen betrachtet er den Buchhandel — Corporationsrechte zu verleihen, da er das freieste Handelsprinzip aufrecht erhalten und keinem Zweige einen Vorzug einräumen will. Der Buchhandel will aber mehr vom intellektuellen und politischen, als vom rein kommerziellen Standpunkt aus beurtheilt seyn. Man ist gespannt, in welcher Weise der Senat endlich in dieser Sache entscheiden wird. — Mit der äußern Vergrößerung Frankfurts schreitet die innere Verschönerung der Stadt Hand in Hand. Das alterthümliche Aussehen schwindet mit jedem Jahre, und man hegt sogar den Plan, Sachsenhausen eine neue protestantische Kirche zu geben, statt die jetzige zu renoviren. Der Bau einer neuen jüdischen Synagoge wird auch zur Ausführung kommen, obgleich das geldmächtige Haus Rothschild aus Orthodoxie demselben seine Unterstützung versagt hat. Außer den Rothschilds gibt es aber noch viele reiche und der Fortbildung des Judenthums huldigende Juden hier, und diese wollen ihre Säckel öffnen. — Die ganz neu hergestellte St. Nikolaikirche wird im nächsten Herbst dem protestantischen Gottesdienste übergeben werden können; der projektirte Ausbau des sogenannten Pfarrthurms (des Doms) scheint aber des Kostenpunkts wegen aufgegeben zu seyn. — Sehr Noth thut unserer Stadt der Bau eines neuen Gymnasialgebäudes; der Raum des jetzigen reicht nicht allein für die große Menge der Schüler nicht aus, sondern es fehlt dem Gebäude selbst ein Hofraum, in welchem die Schüler in den Zwischenstunden frische Luft schöpfen könnten. Andere meinen, dem ganzen Gymnasium thue eine Reform Noth. — Aufgegeben oder doch ad calendas graecas vertagt ist auch der Bau eines neuen Theatergebäudes, und höchstens wird das jetzige in nächster Zeit ein neues Podium erhalten, damit Fanny Elsler auf demselben tanzen kann und nicht Gefahr läuft, die Beine zu brechen. Unterdessen hat unser Theater als Kunstanstalt wirklich in diesem Jahre an Selbsterkenntniß gewonnen und sucht das Repertoire des Schauspiels und der Oper gediegener und mannigfaltiger zu gestalten. Wie auf so vielen Bühnen Deutschlands sind im Augenblick auch hier das an und für sich unbedeutende, aber ein Zeitgebrechen geißelnde Lustspiel: „Er muß auf's Land," und Gutzkows „Urbild des Tartuffe" an der Tagesordnung. Das neue Stück, an dem Gutzkow arbeitet, soll kein sogenanntes Tendenzstück seyn und in Schottland spielen. — Die Oper fährt fort, uns die Werke der alten guten Meister in's Gedächtniß zurückzurufen, und so kam auch das Dittersdorfsche „rothe Käppchen" mit seiner unserer Zeit entfremdeten Naivetät wieder an die Reihe; es erheiterte durch den einfachen, ansprechenden Melodienfluß und überraschte durch die treffliche Instrumentirung. Die von Aloys Schmitt neu componirte Oper: „die Tochter der Wüste" (Text von Robert Benedix) kommt nächstens zum erstenmale zur Aufführung auf unserer Bühne. Möchte sie nicht das Schicksal seines „Osterfestes" und der meisten neuen deutschen Opern haben!

Hamburg, März.

(Schluß.)

Theater. — Mannigfaltiges.

Marschners „Kaiser Adolph von Nassau" wurde unter Leitung des Componisten vor sehr vollem Hause gegeben und fand rauschenden Beifall. Der Text von Heribert Rau ist, wenn auch kein poetisches Meisterstück, doch besser als sehr viele unserer deutschen Operntexte. Marschner hat eine recht melodiöse und in mancher Hinsicht originelle Musik geliefert. Imagina, des Kaisers Geliebte, hat eine Romanze („Einstens nah der Väter Schloß") zu singen, die zu den schönsten dieser Gattung zählt. Ein hübsches Ave Maria, ein neues Rheinlied, ein Soldatenlied und einige Duetts sind von großer Wirkung. — Im Thaliatheater war neu F. Kaisers dreiaktige Posse „der Kesselflicker, oder zehntausend Gulden;" sie machte keinen besondern Eindruck. Mehr Erfolg hatte ein Liederspiel in vier Aufzügen von Heinrich Ewald (H. Ludolphi): „Aus dem Leben zweier Sängerinnen, oder Anfang und Ende." Auch in Weimar fand kürzlich ein Stück desselben Verfassers Beifall. Genanntes Liederspiel hat sogar vor der hiesigen Kritik Gnade gefunden. Ferner brachte die Thaliabühne: „Madame Lafarge." Drama in fünf Aufzügen, nach dem Französischen (la dame de St. Tropez). Den Inhalt zeigt der Titel schon an; es versteht sich, daß Madame Lafarge hier unschuldig ist und die Vergiftung einem Intriguanten zur Last fällt. Die deutsche Bearbeitung schreibt man dem Dr. Wollheim, Verfasser des „lezten Mauren," zu. — Als ein Beitrag zur Künstlergeschichte darf wohl mitgetheilt werden, daß Demoiselle Heigel, ein beliebtes Mitglied der Thaliabühne, mit 1120 Mark Courant Insolvenz erklärte, als sie gegen den Schauspieldirektor Spielberger in Köln einen Prozeß mit den Kosten verloren hatte. Spielberger hatte sie wegen Contraktbruchs bei hiesigen Gerichten verklagt; die Entschädigungssumme, die sie an Spielberger zu zahlen hatte, betrug nebst den Prozeßkosten genau jene 1120 Mark. Die Nutzanwendung ergibt sich von selbst.

Viel Aufsehen erregten hier eine glänzende Schlittenpartie und ein Ball en costume, welche unser reiche Senator Jenisch veranstaltete. Auf lezterem wurde von unsern höchsten Beamten und einigen Mitgliedern des diplomatischen Corps „Thomas Tyrnau" dargestellt. Eben so machte es viel Gerede, daß der Baulgeber um diese Zeit an einer Lieferung von Eisenbahnschienen, welche er übernommen, etwa eine halbe Million Mark Banko verdient haben soll, eine Folge der rasch gestiegenen Eisenpreise. — Die Concurrenzpläne zur St. Nikolaikirche füllen noch immer die Spalten unserer Lokalblätter. Es soll bereits ein Entschluß gefaßt seyn. Prof. Semper in Dresden, ein geborener Hamburger, hat den ersten Preis (150 Louisdor) errungen; der Plan seines Neubaus ist zugleich als der edelste, originellste und praktischste erkannt worden; der Lieblingsplan des Publikums, der des Engländers Scott, so wie ein Entwurf von Prof. Strack haben jeder den zweiten Preis (100 Dukaten) zu gewärtigen. Scott hat sich hier durch seinen Plan so wie durch die Bescheidenheit und Würde seiner Erläuterungen dazu einen schönen Ruf erworben. Doch hat das Publikum auch Sempers Verdienste gewürdigt. — Ungewöhnliches Interesse in den gebildeten Ständen erregt die vom hiesigen Rheder Sloman beabsichtigte Lustfahrt um die Erde auf einem seiner großen Schiffe. Er muß zwischen dreißig und vierzig Passagiere dazu haben; die Reise ist auf zwei Jahre berechnet und wird den Passagier in Allem auf etwa 2000 Thaler preuß. zu stehen kommen. Für alle Comforts ist gesorgt; in den bedeutendsten Häfen wird längere oder kürzere Zeit verweilt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 8. April 1845.

An aller Strême Borden
War's da geworden frühlingsmild
Bis hoch hinauf zum Norden;
Zu eigner Blüthe ſchön gedieh
Die Wunderblume Poeſie,
Um die der weitgereiſte
Phantaſ'ſche Vogel kreiſte.

Rückert.

Die Zeiten Dante's. *

Von Friedrich Notter.

Einmal hat im Oſt und Weſt
Gleicher Herzensſchlag begonnen,
Einmal ſtrahlten, Licht an Licht,
Sie dem Auge wie zwei Sonnen;

Einmal als durch's Abendland
Töneten der Minne Lieder,
Und ihr Hall im Morgen klang
In Schirin und Leila wieder.

Da, zu jener Sänger Zeit,
Ward dem Höchſten Wort gegeben,
Denn des Dichtergeiſtes Ziel
Iſt: zu Gott ſich zu erheben.

Da, zur Zeit des Liebesſangs,
Stand die Welt vor Gottes Thoren,
Denn der Lieb' Geheimniß iſt,
Daß ſie ſey aus Gott geboren.

Zeit der Minne und des Lieds,
Frei gewordner Himmelsmächte,
Nie entſproß ein Mai wie du
Vor dem irdiſchen Geſchlechte!

Allwärts wurde deines Hauchs
Zarter Keimetrieb verrathen,
Allwärts forderten Geſang
Wunderbarer Liebe Thaten.

* In dieſelbe Zeit, in welcher Dſchelaleddin, Saadi und andere Sufi's des Orients ihre gottbegeiſterten (freilich auch gotttrunkenen) Lieder ſangen, in und kurz vor die Zeiten der Kreuzzüge und des Minnegeſangs, fällt eine entſprechende Begeiſterung der abendländiſchen Völker für die göttlichen Dinge, und rief z. B. unter den Deutſchen die religiöſen Lieder eines Gottfrieds von Straßburg, eines Reimar von Zweter u. A. hervor. Zu gleicher Zeit ging durch Abend- und Morgenland ein Gefühl vom Hereinbrechen des Weltgerichts, und wie damals in Italien das erſchütternde Dies irae, dies illa gedichtet wurde, ſo erklangen im Orient nicht minder tief empfundene Schauder über den Tag,

Wo Gott der Götter Blatt zerreißt,
Und Allmachtsſturm die Erde kehrt,
Wo Mittelpunkt zum Umkreis wird,
Und Weltalls Tempel wird zerſtört ꝛc.

Beide Richtungen des gotterfüllten Menſchengemüths, die übrigens in ihrer Art keineswegs ohne krankhafte Beimiſchung waren, ſchloß in Europa Dante mit ſeinem unſterblichen Werke ab.

Von des Provenzalenſtrands
Mild umwehtem Töneſchooße
Bis in jenes Land des Lichts,
Wo erſchaffen ward die Roſe, *

Wie von Einem Blüthenſtaub
Windgehaucht von Land zu Landen,
War ein raſch geborner Lenz
In den Seelen auferſtanden.

Lenz an Nachtigallen reich,
Sel'gen, melodienvollen!
Lenz, Verkünder heil'ger Macht,
Durch des Donners nahes Rollen!

Ihren Schleier ſchlug zurück
Die Natur vom Götterherzen,
In den Himmel drang der Blick
Und zum Abgrund tiefſter Schmerzen.

Aſien und Europen war,
Fordernd jedes Glaubens Zungen,
Von dem ewigen Gericht
Jenes Wort des Zorns erklungen.

Allwärts fuhren aus dem Schlaf,
Hoch, der Erde alte Schrecken,
Stimme fand die dumpfe Qual,
Die mit Nacht die Gräber decken.

Doch die Stimme war vereint
Jenen himmliſchen Accorden,
Die in Dante's Liede ſind
Zu dem Lied vom Himmel worden.

Doch ein klangverſtehend Ohr
Fanden jene ſüßen Grüße,
Die durch jeden Erdenlenz
Ziehen aus dem Paradieſe.

Glaube mit dem Glauben ſtritt,
Wem das Herz der Welt gehöre,
Aber durch die Kämpfe ſchritt
Schon des höchſten Glaubens Lehre.

Von dem Odem, deſſen Hauch
Jeden Odem hat durchdrungen,
Sang im Oſt Dſchelaleddin,
Wie kein Dichter noch geſungen.

Von dem Tempel, deſſen Dienſt
Jeder Andacht ſich vermähle,
Ging im Weſt die Ahnung ſchon
Durch des größten Kaiſers Seele. *

Ja, durch jene Sängerzeit
Zog ein Strahl der Himmelsſphäre,
Wie des Frühlichts Streifen ſchwankt
Unabſehbar auf dem Meere.

---

* Perſien, das Vaterland der Suſi's, ſoll auch das Vaterland der Roſe ſeyn.

* Friedrich II.

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Die Gegend unmittelbar um die Kette der Monts Dômes hat einen höchſt traurigen, monotonen Charakter. Ein baumloſes Plateau, auf welchem nur Heidekraut und Ginſter natürliche Produkte zu ſeyn ſcheinen, wo die einſt von zahlreichen Vulkanen umhergeſchleuderten Schlacken und herabgefloſſenen Lavaſtröme den Andau jeden Fußbreit Landes ſtreitig machen und wo die abſolute Höhe und die Nähe des Gebirges eine winterliche Temperatur der Luft den größten Theil des Jahres über heimiſch machen, paßt ganz zu der Reihe jener kahlen, nur mit einer dünnen Grasdecke bekleideten koniſchen Berge.

Es gibt zwei Wege, mittelſt welcher man zum Gipfel des Puy de Dôme zu gelangen pflegt. Der eine führt an der Südſeite, der andere, des ihn bedeckenden ſchwarzen Sandes wegen „la gravouse" genannt, an der Nordſeite hinauf. Le Grand d'Auſſy, ein geiſtreicher, aber häufig durch ſeine zu lebhafte Phantaſie zur Uebertreibung hingeriſſener Reiſebeſchreiber aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, ſagt ſeinen Leſern in Beziehung auf die Steilheit der Flanken des Puy de Dôme, daß nur junge Leute, auf die Gefahr hin, hundertmal den Hals zu brechen, eine Erſteigung des Berges außerhalb der beiden genannten Wege zu verſuchen geneigt ſeyn könnten. — Ich bin, wie du weißt, unlängſt erſt aus den Pyrenäen zurückgekommen, deren bis zu 10,000 Fuß Höhe ſich erhebende Felſengipfel und mit Eis und ewigem Schnee bedeckte Ports oder Päſſe ich ſehr oft erklommen hatte. Unter ſolchen Umſtänden fühlte ich vor dem Puy de Dôme als Höhe keinen großen Reſpekt, und gegen den die Schwierigkeiten der Erſteigung dieſes Berges ſchildernden, in der Ebene geborenen und erzogenen Pariſer regte ſich in mir ein Gefühl, ähnlich

dem, mit welchem ein Matroſe der franzöſiſchen Marine ſeine die Binnengewäſſer fahrenden Afterkollegen „des marins d'eau douce“ nennt. Es war alſo genug, daß ich mich am Fuße des Puy-de Dôme der Worte Le Grand d'Auſſy's erinnerte, um den Berg an der mir eben zugewendeten ſteilſten Südoſtſeite gerade aufwärts ſteigend zu erklettern. Das Unternehmen kann ermüdend, aber keineswegs halsbrechend genannt werden, und ich würde jeden meiner Landsleute, der nicht ſehr zum Schwindel geneigt und einigermaßen mit dem Bergſteigen vertraut iſt, rathen, im vorkommenden Falle ſeinem etwaigen Gelüſte nach den botaniſchen Schätzen des Puy de Dôme freien Lauf zu laſſen und zu dem Ende die gewöhnlichen Fußſteige gegen die Gras- und Blumendecke der Abhänge des Berges zu vertauſchen. Der hier ausgebreitete Pflanzenreichthum, welcher lange allein die Blicke der Freunde der Natur auf ſich zog, iſt ſo bedeutend, daß er den Bewohnern des Landes zu einer beſondern Induſtrie die Hand bietet. Der größte Theil der kleinen Papierrollen mit Kräutern, welche mit der Deviſe „Vulnéraires de Suisse“ in Frankreich verkauft werden, enthält lediglich Erzeugniſſe des Puy de Dôme.

Man gelangt binnen einer Stunde bequem vom Fuße des Berges zu dem ziemlich weitläuftigen und zahlreiche Unebenheiten darbietenden Plateau, welches die Spitze deſſelben bildet. Auf den erſten Blick iſt man, namentlich bei ſolcher Nachbarſchaft und Umgebung, verſucht, die ſich hier zeigenden Höhen und Tiefen für die Reſte ehemaliger Krater zu halten, eine Meinung, welche eine nähere Betrachtung vollkommen widerlegt. Auf der Südſeite des erwähnten Plateaus findet man einige Trümmer einer Kapelle, welche im Jahre 1648, wo Pascals Schwager die Bewegungen des Queckſilbers in einer Glasröhre beobachtete, noch vollkommen erhalten war. Es verdient nicht unbemerkt zu bleiben, daß dieſe aus ſchwarzer Lava beſtehenden Ruinen nicht aus den Produkten des Berges ſelbſt gebaut ſind, ſondern aus fremdem, vielleicht zur Erfüllung eines Gelübdes dahin geſchafften Baumaterial beſtehen.

Das hier im Munde des Volkes beſtehende Sprüchwort:

„Si Dôme était sur Dôme.
On verrait les portes de Rome“

deutet hinlänglich auf die Aus- und Umſicht hin, deren man vom Gipfel dieſes alle umliegenden Höhen weit überragenden Berges genießt, und welche unſtreitig eine der großartigſten und zugleich eigenthümlichſten in ganz Frankreich iſt. — Zunächſt feſſelt den Blick wie mit magiſcher Gewalt die Kette der Monts Dômes ſelbſt. Sechzig bis ſiebzig ſonderbar geformte, dicht neben einander ſtehende und doch bis zu ihrem Fuße von einander geſonderte Kuppen ragen hier in unabſehbarer Folge zu beiden Seiten des Puy de Dôme empor, bald von dunkeln Lavaſtrömen, bald von Lagern ſchwarzer Puzzolanerde und rothen Mapillos umgeben, bald ganz aus verſchiedenfarbigen Schlacken aufgebaut, welche hier vollkommen zu Tage liegen, dort durch tiefe Furchen in den begraſten Hängen der Höhen ſichtbar werden, oder auch unter einer Hülle von Kräutern und Blumen ganz verſchwinden.

Unter den dem Puy de Dôme zunächſt gerückten Bergen fallen beſonders auf der petit Puy de Dôme, mit ſeinem von den Anwohnern ſehr bezeichnend „le nid de la poule“ genannten Krater, ferner der Sarcouy, welcher der ſanft abgerundeten Kuppel eines Tempels gleicht, dann der von Höhlen durchzogene Clierzon, weiterhin der Pariou, mit dem beſt erhaltenen und regelmäßigſten Krater der Auvergne, und endlich der einen ſo wunderbaren Anblick darbietende, in Form eines Daches aufſteigende, von tiefen Riſſen und Klüften durchfurchte, hie und da nur mit einzelnen Raſenfetzen bedeckte Puy de Chopine, oder Schoppenberg, welcher ſeinen durch ihre Farbe an Rothwein erinnernden Flecken dieſen Namen verdankt.

Doch wie ſollte ich dir alle die wunderſam geſtalteten Höhen herzählen, welche der Beobachter vom erhabenſten Standpunkte dieſes ſo eigenthümlichen Gebirges herab beherrſcht! Wenden wir uns lieber einen Augenblick nach Oſten, wo ſich unter uns die Limagne hinbreitet. Dieſer auf der uns entgegengeſetzten Seite durch die maleriſche Bergkette von Forez begrenzte und in unbeſchreiblichem Farbenglanze ſtrahlende, mit Städten, Dörfern und Schlöſſern gleichſam beſäete, mit Hügeln und Bergen geſchmückte Garten von Frankreich ſetzt ſich in unverminderter Schönheit nach Norden fort, bis er ſich in der ungewiſſen, nebeligen Ferne der Ebenen des Bourbonnais verliert. Im Weſten ſchweift das Auge über die Provinzen La Marche und le Limouſin hin, während es im Süden durch den See von Aydat, die Monts d'or und die in blauer Ferne hinter dieſen auftauchenden Gebirge des Cantal gefeſſelt wird. So umfaßt man hier mit einem Blicke ein Panorama von vier bis fünf Provinzen und einen Flächenraum von 140 Quadratſtunden.

Die bei weitem intereſſanteſte Seite des Puy de Dôme iſt aber die Maſſe ſelbſt, aus welcher er beſteht und für welche, weil ſie einzig in ihrer Art iſt, Leopold von Buch den Namen Domit erfunden hat.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Eisenbahnen. — Die deutsch-katholische Gemeinde. — Theater. — Kunst.

Schon seit längerer Zeit gehören die Eisenbahnen zu den wichtigsten Gesprächsgegenständen unter allen Klassen der Gesellschaft. Ganz besonders war solches in der neuesten Zeit wieder der Fall, als es sich um den Ort handelte, wohin der neue Bahnhof für die sächsisch-böhmische Eisenbahn gelegt werden sollte. Mehrere Monate gingen diesem bevorstehenden bedeutenden Ereignisse die zahlreichsten mündlichen und schriftlichen, zum Theil leidenschaftlich geführten Debatten voraus. Vorzüglich wurde unausgesetzt, mitunter in umfangreichen Beilagen der Zeitungen und nicht ohne Scharfsinn, zur Schau gelegt, wohin nothwendig der Bahnhof kommen müsse, und Jedem das Kapitel gelesen, der es wagen wollte, sich eine andere Meinung zu bilden, bis zuletzt, nachdem im fortdauernden Kreuzfeuer der Worte manche Invektive sich Luft gemacht hatte, eine öffentliche Erklärung mit der größten Klarheit herausstellte, warum von einigen an sich recht zweckmäßigen Propositionen abstrahirt werden müsse, und die Wahl des Raums zum Bahnhofe einzig auf ein Feld vor dem Dippoldiswaldaer und Plauenschen Schlage habe fallen können. Uebrigens ist hiebei zugleich mit zu erwähnen, daß am 28. Februar der erfolgte ungemein große Schneefall die Leipzig-Dresdener Eisenbahn zum erstenmale für diesen Winter zum Stillstand brachte. — Als eine recht dankenswerthe neue Einrichtung bei dieser Bahn betrachtet man die für den nächsten Sommer an Sonn- und Feiertagen projektirten Extrazüge. Der Zug soll immer zu gleicher Zeit früh um 5 Uhr von Leipzig und von Dresden abgehen und am nämlichen Tage Abends um 7 Uhr zurückkehren. Es bleibt also dem Reisenden zu Umschau und Erlustigung oder zu Geschäften in einer der beiden Städte eine Zeit von 8½ Stunden übrig, wofür er nur die einfache Taxe der Postzüge zu bezahlen hat. Dieser Spekulation wird gewiß ein recht glänzender Erfolg nicht fehlen, da besonders ihre Wohlfeilheit sie auch solchen sehr empfiehlt, welche ein höherer Preis abhalten würde. — Wenn das Eisenbahnwesen zunächst das materielle Interesse der europäischen und zum Theil auch schon der überseeischen Völker vorzugsweise in Anspruch nimmt, so hat ein anderer Gegenstand die Geister und Gemüther der Menschen auf eine Weise angeregt, wie noch vor wenigen Monaten solches Niemanden im Traum eingefallen wäre. Seit länger als drei Jahrhunderten fand keine so tiefe und umfassende Bewegung im Kirchenglauben statt, wie in der neuesten Zeit, eine Bewegung, die, von Deutschland ausgegangen wie die Reformation, auch weit über letzteres hinauszureichen und deren Ziel im Voraus völlig unberechenbar scheint. Obschon die Zahl der hiesigen Katholiken im Verhältniß zu der protestantischen Einwohnerschaft nur gering zu nennen ist, auch ein großer Theil derselben vermöge unzureichender Subsistenzmittel vielleicht außer Stande ist, sogar in religiösen Meinungen ihre Unabhängigkeit zu behaupten, so hat doch hier ebenfalls nach den Beispielen zu Schneidemühl, Breslau, Berlin, Leipzig u. s. w. ein ansehnlicher Verein achtbarer Personen sich zu einer „deutsch-katholischen Gemeinde" konstituirt. Da das Anfangs zu ihren Versammlungen benutzte Lokal nicht mehr ausreichen wollte, so haben die Dresdener Stadtverordneten ihnen neuerlich zu diesen Versammlungen ihren so geräumigen als zweckmäßig eingerichteten Sitzungssaal dargeboten. Die rings um denselben laufenden Tribünen füllen sich immer mehr mit Theilnehmenden aller Confessionen, die um so lebendiger der neuen Gemeinde anhängen, da die in ihr gehaltenen Vorträge dem Geiste des Christenthums völlig gemäß und dabei an sich meist recht anziehend sind, zudem in den wenigen bereits stattgefundenen Versammlungen alles schon berücksichtigt wurde, was zum Fortbestehen eines Instituts dienen kann, das auch die hiesigen Protestanten nach Kräften unterstützen zu wollen scheinen. Eine Kirche ist der deutsch-katholischen Gemeinde ebenfalls bereits für ihren öffentlichen Gottesdienst eingeräumt worden.

Unser Bühnenrepertoire hat abermals eine erwünschte Bereicherung durch H. Laube's Trauerspiel „Struensee und die Deutschen in Dänemark" erhalten. Es hatte sich einer sehr guten Aufnahme sowohl beim ersten Erscheinen auf hiesiger Bühne, als bei der nachherigen Wiederholung zu erfreuen. Nur die unmittelbar nach letzterer eingetretene Abreise Emil Devrients, dessen geistvolles Spiel unstreitig sehr viel zum Erfolg der Aufführung beitrug, ist Ursache, daß das Stück nicht noch mehreremal hinter einander gegeben wurde. Ein zweites zum erstenmal hier aufgeführtes Stück, die Oper: „Johanna d'Arc," von Hoven, durch Prechtler nach Schiller bearbeitet, fand ebenfalls zahlreiche Freunde, besonders durch viele ihrer einzelnen Partien und Gesänge. — Mehr als je zuvor scheint in Dresden die Tonkunst durch Studium und Fleiß den Rang rühmlich behaupten zu wollen, zu welchem sie an einem Orte berufen ist, dem zwei so ausgezeichnete Institute wie die Hofkapelle und das Hoftheater zum vorzüglichen Schmucke gereichen. Schon das eifrige Streben unserer Musikvereine deutet hierauf erfreulich hin. Außer den sehr zahlreichen, zum Theil ungemein befähigten Musiklehrern, welche zu diesem Zwecke kräftig mitwirken, kündigt so eben ein Herr Grimmer einen Musiksalon für theoretischen und praktischen Unterricht, so wie für gemeinschaftliche und Soloübungen im Gesang und Pianofortespiel, wie auch für Lektüre und freie Unterhaltung über Gegenstände aus dem Gesammtgebiete musikalischer Erscheinungen an. — Seit einer langen Reihe von Jahren hat die ganze Umgegend nicht unter so dickem Schnee begraben gelegen wie dießmal, und zwar noch im Frühlingsmonat, und der Elbstrom, der in der ersten Hälfte des Februars seiner winterlichen Gefangenschaft überhoben zu seyn glaubte, ist nur gar zu lang statt mit Schiffen mit Schlittschuhläufern bedeckt gewesen.

Der ununterbrochene Zufluß ausgezeichneter einheimischer und auswärtiger neuer Kunstwerke zur Aufstellung im Lokal des sächsischen Kunstvereins gewährt den Mitgliedern desselben und den durch diese Eingeführten fortdauernd vorzüglichen Genuß. So fand erst in den letzten Wochen ein Familiengemälde von dem bereits rühmlich bekannten Maler Mey, einem Zögling unseres Bendemann, wegen der geistvollen Auffassung und Ausführung der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee und wegen technischer Vollendung großen Anklang bei Künstlern und Kunstfreunden. Bei Gelegenheit der nächsten öffentlichen Kunstausstellung, wo es, dem Vernehmen nach, wieder erscheinen soll, werde ich mir erlauben, auf dasselbe zurück zu kommen. — Nach den so häufigen betrübten Todesfällen, einzig durch Vernachlässigung der Ofenreinigung entstanden, sollte man glauben, daß wenigstens in den größern Städten und deren Nähe die Erfahrung hinreichende Warnungstafeln aufgestellt habe. Allein nachdem erst vor Kurzem im benachbarten Plauenschen Grunde vier Personen auf diesem Wege umgekommen waren, hat dieses Schicksal wieder eine arme Familie in hiesiger Friedrichsstadt getroffen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. April 1845.

— Si ridiculum hominem quaeret quispiam,
Venalis ego sum, cum ornamentis omnibus.
Plautus.

Der Hoftiroler.

Ein Beitrag zur deutſchen Memoirenliteratur! Wir wiſſen, daß nationale Beſcheidenheit unſere großen Männer und Frauen leider abhält, von ſich ſelbſt zu reden und von dem Antheil, den ſie an der Geſtaltung unſerer Zuſtände genommen. Wohl könnte man mit einiger Spitzfindigkeit auch auf den Schluß verfallen, als ſey es überhaupt nicht die Sache guter Spieler, Andere in die Karten ſehen zu laſſen; indeſſen wollen wir gutmüthig annehmen, daß das Geheimthun zu unſern beſondern Gelüſten gehöre, denn wer es erlebt, wird ſich überzeugen, daß der lezte unſeres Volks ſich gewiß den Titel „wirklicher geheimer Deutſcher" beilegt.

In neuerer Zeit haben zwar Etliche aus der Schule geſchwazt und man hat ſie einerſeits ob ihrer Offenherzigkeit ſehr bekomplimentirt, andererſeits aber auch belehrt, daß man an den hohen Pforten die Stummen am meiſten zu ſchäzen wiſſe. Die Neuzeit rüttelt überhaupt an den ſchönſten Tugenden unſerer Väter, und wie wir bemerken müſſen, daß ſich unſer Patriotismus ſogar über die geographiſchen Grenzen unſeres Geburtslandes erſtreckt und von einem Vaterlande an der Elbe und am Rheine redet, wenn er es eigentlich nur an der Iſar zu ſuchen hat, ſo ſchrumpft am Ende unſere Beſcheidenheit ſo eng zuſammen, daß wir Memorabilien von Leuten zu leſen bekommen, an denen kein deutſcher Menſch von ehedem etwas Memorables aufzufinden gewußt hätte.

Für ein dergleichen Opus dürften die „Denkwürdigkeiten" gelten, mit welchen ich die Leſer bekannt zu machen beabſichtige, die Memoiren des ſogenannten „Hoftiroleers" — eine Reliquie aus dem vorlezten Decennium des verfloſſenen Jahrhunderts. — Bekanntlich greifen in jeder Periode der Geſchichte einzelne Menſchen dem Geiſte ihrer Zeit zuvor. Damals, wo die zahlloſen Miniſter, Generale, Hofmarſchälle und Hofkaplane es ſo unverzeiblich verabſäumten, die Denkwürdigkeiten der zahlloſen Reſidenzlein und Unmittelbarkeiten im heiligen römiſchen Reiche aufzubewahren, ſchrieb ein Hofnarr die Geſchichte ſeines Lebens und gönnt uns dadurch einen Einblick in die Vertraulichkeiten und humoriſtiſchen Studien unſerer großväterlichen Durchlauchten, nebenbei aber auch eine Belehrung über die wunderliche Stellung, in welche damals ein deutſches Völklein ſeinen übrigen Vettern gegenüber beinahe gerathen wäre, durch den Umſtand, daß einige ſeiner reiſenden Söhne in einer Rolle aufzutreten beliebten, für welche ſich nachgerade in den andern deutſchen Landſchaften nicht mehr die nöthige Einfalt oder auch die ergänzende Verſchlagenheit vorfand.

Das Buch, in welchem uns dieſe Geheimniſſe eröffnet werden, führt den Titel: „Leben und Ereigniſſe des Peter Prosch, eines Tirolers von Ried im Zillerthal, oder das wunderbare Schickſal.“ Es erſchien zu München bei dem Hof-, Akademie- und Landſchaftsbuchdrucker Anton Franz im Jahre 1789, und wahrſcheinlich in geringer Auflage gegeben, ſind die Exemplare deſſelben zerſtreut und ſelten geworden. Auf dem Titelblatte führt es die eigenthümliche, etwas emphatiſche Inſchrift: „Geſchrieben in den Zeiten der Aufklärung.“ Der ſchlaue Zillerthaler nimmt die Parole ſeiner Zeit ziemlich voll in den Mund, um dadurch eine gewiſſe Berechtigung zu gewinnen, etwas ungebunden und vorlaut die erlauchten Launen und Scherze auszuplaudern, die gerade nicht ſtark vom Lichte jener Tage durchdrungen ſind. Ein Tiroler verſchanzt ſich in demſelben Augenblicke hinter die Joſephiniſche Aufklärung, in welchem ſeines Landes Väter und Vertreter mit Händen und Füßen ſich gegen die Zumuthung ſträuben, mit den Beſtrebungen ihres Fürſten zu ſympatiſiren; ein Branntweinbrenner lehnt ſich an das Toleranzedikt, um der Welt begreiflich zu machen, daß er die lutheriſchen Thaler des Ansbacher Markgrafen mit eben ſo ruhigem Gewiſſen ſich angeeignet habe, wie die katholiſchen der Fürſtbiſchöfe; ein Handſchuhhändler bekleidet ſeine ſchriftſtellernde Fauſt mit der ſchimmernden Schlangenhaut der Philoſophie, um nicht einen Cenſurklapps zu bekommen auf die ſchreibluſtigen Finger. Das alles that Peter Prosch im Jahre 1789, und liefert dadurch mindeſtens den Beweis, daß ſeine Zeit Aufklärung genug beſaß, es einem Menſchen nicht zu verargen, daß er aufgeklärt ſcheinen wollte. — Um fünfzig Jahre ſpäter würde man des guten Autors Verſuch wenig zu ſchätzen gewußt haben, und zweifelsohne bemühte er ſich jezt, in Erdmannsdorf einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Gegend und dem Zillerthal heraus zu finden.

Sein Werk iſt wie ſein Leben das Reſultat der vollendetſten Schlauheit, Verſtellungskunſt und Gewinnſucht, die im Schäferkleide der Einfalt, Geduld und Armuth auftrat und ſich von hohen Händen die Schellen und Eſelohren der Thorheit anheften und die Püffe hochgeborenen Muthwillens in tölpiſcher Submiſſion beibringen ließ, natürlich „nie umſonſt,“ wie er ſelbſt geſteht. So ſehr der Styl deſſelben einen freundlichen, milden Naturton annimmt und kleine Derbheiten und Uebernatürlichkeiten mit vieler Unbefangenheit in die idylliſirende, ſcherwenzelnde und ſtellenweiſe frömmelnde Erzählung einzuſtreuen verſteht, ſo lichert doch unwillkührlich der Schelm hinter einzelnen Phraſen heraus, und es ſcheint mir, als habe ſich Peter Prosch ganz nach ſeiner Weiſe gerächt, indem er die nicht immer geiſtreichen, noch menſchenfreundlichen Späße ſeiner Gönner, in denen er die Dulderrolle übernommen hatte, mit dem Anſcheine ſüßer Erinnerung und aufopfernden Dienſteifers der Welt bekannt macht. Sein Buch mag in demſelben Sinn für ein Naturprodukt gelten, wie die Jodler der Naturſänger ſeines Heimaththales, wenn ſie ſich in patriotiſche Tendenzen hineingurgeln.

Ohne jedoch der Autorwürde des vielgewandten Peterl zu nahe zu treten, ſcheint mir ſeine Selbſtbiographie nicht ganz frei vom Einfluſſe eines etwas ſentimentaliſirenden Schriftſtellers vom Handwerk. Irgend ein vergeſſener Münchner Poet mag wohl an die Roharbeit des Zillerthalers die äſthetiſche Feile angelegt haben; jedenfalls that er's mit großem Takt und ſeine bayeriſche Natur half ihm glücklich hinweg über die Nonchalance des Tirolers. Als Vorrede gibt uns Peter Prosch ein Gedicht in etwas banalen Redensarten über Arm und Reich mit einigem Lobſalm auf ſeine Gönner. Seine Jugendgeſchichte beginnt mit der Erwähnung der großen Armuth und Ehrlichkeit ſeiner Eltern. Zu zehn lebendigen Geſchwiſtern wurde er im Jahre 1745 als das eilfte geboren, unter Hunger und Schlägen entwickelte ſich ſein Schalkstalent, und in Schwaz beim jungen Tannenberger Grafen gewöhnte er ſich zuerſt zum Pudelhund vornehmer Launen, bis Vater und Mutter ſtarben und ſeines älteſten Bruders böſes Weib ihn behend aus dem Hauſe jagte.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortſetzung.)

Der den Kern des Puy des Dôme bildende Fels iſt ein weißgrauer Stein von ſehr feinem Korn und von einem glanzloſen, erdigten Bruch. Dem Körper dieſes Felſens, welcher an einzelnen Stellen des Berges ſo hart iſt, daß er unter dem Stahle Feuer gibt, während er an andern unter dem Drucke der Finger zerbröckelt, ſieht man, obwohl in geringer Menge, Kryſtalle von Feldſpath, Blättchen von weißem Glimmer und hier und da ſelbſt kleine Nadeln von Schörl einverleibt. An den Wänden der Spalten und Klüfte in den Felſen an der Südſeite des Berges findet man in Menge Eiſenglanz, welchen die Franzoſen mit dem den dünnen, durchaus ebenen und glänzenden Täfelchen ganz entſprechenden Namen „fer speculaire“ bezeichnen. Ich habe über einen Zoll im Quadrat meſſende Blätter dieſes Minerals geſehen, welche durch ihre ſchöne Politur vollkommen einem Metallſpiegel gleichen. Größere Stücke dieſes Metalls ſind ſelten, aber in kleinen, der Eiſenfeile ähnlichen Theilchen kommt es an einigen Stellen des Puy de Dôme in ſolcher

Menge vor, daß der Weg auf der Südſeite des Berges damit ganz bedeckt iſt und, wenn die Sonne darauf ſcheint, wie ein mit Silber durchwirkter Stoff glänzt. — Unter dem Löthrohr verwandelt ſich der Stein des Puy de Dôme in ein weißes, mit eiſenhaltigen Punkten durchſäetes Glas. Der weißgrauen, am größern Theile des Berges vorherrſchenden Farbe des Domit miſchen ſich oft die lebhafteſten, angenehmſten Nüancen, als roth, gelb, grün u. ſ. w. bei. — Sauſſure erwähnt in ſeiner Alpenreiſe, daß er Stücke dieſes Geſteins vergebens den bedeutendſten Naturforſchern ſeiner Bekanntſchaft gezeigt und daß dieſe eben ſo wenig, wie er ſelbſt, demſelben einen Platz in der Reihe der bekannten Mineralien anzuweiſen gewußt haben.

Ein ſo mächtiger Berg, wie der Puy de Dôme, welcher einen feſten, in ſich zuſammenhängenden, gleichartigen Kern aus einem durch die Wirkung des Feuers unkenntlich und zur Ausnahme gewordenen Felſen bildet, ohne daß dieſer, gleich den Eingeweiden der umliegenden Berge, in Fluß gerathen wäre, ein ſolches Phänomen mußte nothwendig die Phantaſie und den Scharfſinn nicht bloß der Naturforſcher, ſondern ſelbſt der gleichgültigſten Laien im Gebiete der Naturwiſſenſchaften lebhaft anregen. Auch hat ſich an der Anatomie und Erklärung ſeines rieſigen Leibes der Blick der Meiſter in der Wiſſenſchaft, wie der anſpruchloſen Liebhaber derſelben unzählige Male geübt und es iſt der Theorien über Herkunft und Schickſale des fremdartigen Gaſtes kein Ende.

Demareſt, Mitglied der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, ſprach, nachdem er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Vulkane der Auvergne mehrmals beſucht und namentlich den Puy de Dôme gründlich ſtudirt hatte, zuerſt die Anſicht aus, daß derſelbe urſprünglich ein Granitfelſen geweſen und als ſolcher, ohne alle Erſchütterung und Verrückung ſeiner Maſſe, durch vulkaniſches Feuer dergeſtalt erhizt worden ſey, daß er dadurch ſeine heutige Beſchaffenheit erhalten habe. Andere Naturforſcher pflichteten dieſer Theorie der Hauptſache nach bei, nur ließen ſie ſtatt des Granits, als Baſis des Domits, einen thonartigen Felſen treten. Auch Sauſſure unterſtüzte mit ſeiner Autorität den erſten Theil der von Demareſt ausgeſprochenen Behauptung, aber er wollte, daß der den Puy de Dôme bildende Fels aus einem erdichten Feldſpath hervorgegangen ſey. Wenn aber Sauſſure den zweiten Theil der Meinung Demareſts aus dem Grunde verwirft, weil der Granit unter dem Einfluß der höchſten uns bekannten Hizegrade nie das erdichte Anſehen gewinnt, welches der Domit zeigt, ſo glaube ich, daß dieſes Mittel ſeiner Beweisführung auf ſchwachen Füßen ſteht; denn was wiſſen wir bis jezt Beſtimmtes über die Natur des vulkaniſchen Feuers? Iſt es nicht mehr als wahrſcheinlich, daß daſſelbe in ſeinen Wirkungen, wie in ſeiner Urſache, unendlich verſchieden iſt von dem Feuer unſerer Schmelzöfen? Kann nicht der Einfluß dieſes oder jenes Gaſes, dieſer oder jener Säure, ja eines uns noch unbekannten Stoffes ein durch vulkaniſches Feuer geſchmolzenes Geſtein in eine ganz andere Subſtanz verwandeln, als die, welche wir erhalten, wenn wir daſſelbe in unſern Tiegeln zum Fluſſe bringen?

Oeſtlich vom Puy de Dôme, und von dieſem nur durch den Petit Puy de Dôme getrennt, liegen drei Berge, der Puy de Sarcouy und der große und kleine Clierzou. Obgleich dieſelben ihrer Höhe nach neben dem rieſigen Nachbar zu wahren Hügeln zuſammenſchrumpfen, ziehen ſie doch die Aufmerkſamkeit des Reiſenden durch die Regelmäßigkeit ihrer halbkugelförmigen Geſtalt ſogleich auf ſich. Der Sarcouy zeichnet ſich beſonders in dieſer Hinſicht aus und gleicht ſeinen Umriſſen nach einem in koloſſalen Verhältniſſen dargeſtellten Käppchen, wie es die Geiſtlichen tragen, oder, wenn du willſt, einem umgeſtürzten Keſſel. In die Flanken des Petit Clierzou dringen überdieß mehrere Höhlen ein, welche von ehemaligen Steinbrüchen herrühren und jezt den Heerden und Hirten beim Unwetter zur Zuflucht dienen. Der Grand Clierzou endlich zeigt ebenfalls und zwar in viel größerer Zahl und an allen Seiten ſeines Umfangs die gähnenden, finſtern Eingänge alter Steinbrüche, in welche man hie und da nur kriechend hinein gelangt. Aber in den auf die oft enge Pforte folgenden weiten Räumen entdeckt man beim Scheine einer Fackel eine Menge nur halb ausgehauener und noch mit den Felswänden zuſammenhängender Sarkophage, wie man ſolche noch heute in der Umgegend von Clermont häufig ausgräbt. Es hatten alſo hier wahrſcheinlich ſchon die alten Gallier dem Innern des Berges Särge für ihre Todten abgewonnen.

Aber nicht allein der Alterthumsforſcher findet in dieſer unterirdiſchen Werkſtätte Befriedigung; dem Naturforſcher bietet ſich hier ebenfalls Stoff zu intereſſanter Betrachtung dar. Was ihn zuerſt überraſcht, iſt der Umſtand, daß dieſe Berge aus demſelben Geſtein beſtehen, welches den Puy de Dôme ſo merkwürdig macht, und da überdieß ihre äußere abgerundete Form ein neue Analogie, wenn ich ſo ſagen darf, eine neue Familienähnlichkeit mit lezterem Berge bildet, ſo läßt ſich mit Recht für alle hier in Rede ſtehenden Höhen auf eine gleiche Art der Entſtehung ſchließen. Unter dieſer Vorausſetzung gewinnt eine dem oberflächlichen Beobachter leicht entgehende, dem Scharfblicke des in der literariſchen Welt rühmlich bekannten Grafen Montloſier aber nicht verborgen gebliebene Erſcheinung große Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Wiener Tänzerinnen. — Dujarrier.

Obgleich die Pariſer ſeit dem Carneval nicht mehr öffentlich tanzen können, ſo haben ſie doch das Vergnügen, nach wie vor tanzen zu ſehen, und der Operndirektor hat Maßregeln getroffen, um einſtweilen die kleinen Wienerinnen behalten zu können, indeß die Tageblätter über die wirkliche oder vorgebliche Mühe ſpotten, welche ſich die öſterreichiſche Geſandtſchaft geben ſoll, um die Kinder wieder zu bekommen und nach Wien zu expediren. Es iſt in der That eine Luſt, die lieblichen Mädchen nach der Muſik ſich herumtummeln und die Beinchen ſo ſchnell heben und ſenken zu ſehen, als ob ſie eilten, ihr Tagewerk zu vollenden. Die Zuſchauer hätten wahrlich Unrecht, ihnen vorzuwerfen, daß ſie ihr Honorar nicht verdienen, denn die Kinder arbeiten im buchſtäblichen Sinne, und es iſt, als ob ſie von ihrem Herumtummeln ihr Abendbrod erwarteten. Nach Hof ſind ſie nicht berufen worden. Es heißt, die Königin mißbillige das Auftreten der Kinder auf der Bühne und finde es unpaſſend, dieſe kleinen Tänzerinnen gerade zu der Zeit, da man die Kindertheater in Paris aufheben will, auf dem Hoftheater ſpielen zu laſſen. Deſto häufiger werden ſie in Privatcirkel eingeladen. — Die ſpaniſche Tänzerin Lola Montes, welche bekanntlich auf der hieſigen Opernbühne kein Glück gemacht hat, begnügt ſich mit dem Beifall, der ihr in der Porte St. Martin gezollt wird, wo das ſogenannte Volk die Hauptmaſſe der Zuſchauer bildet und mithin keine ſo ſtrengen Forderungen an den auftretenden Virtuoſen gemacht werden, wie in der großen Oper. Dieſe Lola Montes ſcheint vom Schickſal dazu beſtimmt, in Abenteuer und Scandal verwickelt zu werden. Man erinnert ſich, daß ſie zu Berlin mit Noth einem Criminalprozeß entgangen iſt. Hier iſt ihretwegen kürzlich ein in der Journalwelt bekannter, ja faſt berühmter Mann um's Leben gekommen. Die Leute, die hier an der Spitze großer Journalunternehmungen ſtehen, ſpielen eine wichtige Rolle; nicht nur nehmen ſie viel Geld ein, Virtuoſen, Gelehrte, ja Staatsmänner bewerben ſich um ihre Gunſt; man macht ihnen den Hof, wie den Mächtigen der Erde; keine beſondere Vorſtellung auf den Theatern, keine Zuſammenkunft irgend einer Art findet ſtatt, ohne daß ſie dazu eingeladen werden. Sie ſtehen mit den vornehmſten Theaterdirektionen in Verbindung und haben Zutritt zum Foyer der Schauſpieler, als ob ſie mit zum Hauſe gehörten. Sind ſie nun lebensluſtige Leute, ſo kommen ſie faſt nothwendig mit Schauſpielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen in nähere Verbindung. Solche Zerſtreuungen ſind zwar ſehr koſtſpielig, aber an Geld pflegt es dieſen Herrn nicht zu mangeln, wenn ſie nicht allzu toll damit umgehen. Ein ſolches Leben führte auch Dujarrier, der verantwortliche Gerant des Journals La Preſſe. Er war ein guter Freund jener ſpaniſchen Tänzerin. Der Herausgeber eines wenig verbreiteten miniſteriellen Blattes, le Globe, beſuchte die Tänzerin ebenfalls. Zwiſchen beiden kam es zu einem eiferſüchtigen Streit, und Beauvallon, der Herausgeber des Globe, forderte den Herausgeber der Preſſe. Dujarrier, welcher eine Ahnung ſeines traurigen Schickſals haben mochte, ſezte ſeinen lezten Willen ſchriftlich auf, ehe er ſich auf den Kampfplatz begab, und neben vielen Verfügungen vermachte er jener Tänzerin achtzehn Actien einer Theaterunternehmung, was beweiſt, daß ſich Dujarrier auch mit andern als Journalſpekulationen abgab. Er nahm dieſes Teſtament mit ſich auf den Kampfplatz; er ſchoß zuerſt, fehlte ſeinen Gegner und wurde von dieſem erſchoſſen. Bei der Beerdigung Dujarriers, welcher eine Menge Menſchen beiwohnte, weigerte ſich die Geiſtlichkeit, das übliche Seelenamt in der Pfarrkirche zu halten, und der Zug mußte ſich daher geradewegs zum Friedhofe begeben. — Die Polizei iſt jezt ziemlich ſtreng gegen Duellanten, weil ſich die Geſetze beſtimmt darüber ausſprechen; dennoch ſind die Duelle nur allzu häufig. So hat neulich ein Zögling der polytechniſchen Schule, während dieſe der Unruhen wegen geſchloſſen war, einen Studenten der Medizin erſchoſſen. Die Veranlaſſung des Streites war, wie gewöhnlich, eine ſehr geringfügige. Der überlebende Sieger wurde vor Gericht gezogen. Dieſes hat ihn zwar freigeſprochen; der königliche Anwalt hat aber an ein höheres Gericht appellirt, und dieſes hat den Ausſpruch des erſten kaſſirt und entſchieden, daß der Freigeſprochene vor ein Gericht in der Provinz zu ſtellen ſey, wo alſo der Prozeß von Neuem beginnen wird. Dujarriers Tod wird für die „Preſſe“ bedeutenden Nachtheil haben. Ihm war es vorzüglich zu verdanken, daß ſich dieſes Tageblatt ſo ſehr gehoben und ein ſo ausgebreiteles Leſepublikum bekommen hat. Zwar hatte er an dem induſtriöſen Emil de Girardin einen gewandten, thätigen Gehülfen gefunden; aber dieſer allein hätte ſchwerlich ſo viel geleiſtet. Die Preſſe hat es zuerſt gewagt, das Zeitungsabonnement herabzuſetzen, und dieſem Beiſpiele ſind bald andere Journale gefolgt. Zwar konnte die Preſſe ihr Anfangs gegebenes Verſprechen nicht halten und mußte ihren Abonnementspreis wieder etwas erhöhen, um beſtehen zu können; allein da ſie nun einmal ein zahlreiches Publikum gewonnen hatte, konnte ſie auch dies wagen. Mit Ausnahme des Journal des Débats, welches ſeinen alten hohen Preis noch immer beibehält, aber dagegen ſein Format vergrößert hat, haben alle Tageblätter ihre Preiſe mehr oder weniger herabgeſezt. Das Journal des Débats groll darüber und verhehlt nicht, wie ungern es alle in der Deputirtenkammer auftauchenden Verſuche ſieht, die Stempeltaxe der Zeitungen herabzuſetzen oder gar aufzuheben; denn wenn dieß geſchähe, müßten die Abonnementspreiſe der Zeitungen noch mehr ſinken, und es würden wohl neue Zeitungen entſtehen. In dieſem Jahre iſt der Angriff auf die Stempeltaxe mißlungen; aber ſicher wird er im folgenden erneuert werden, und da die Taxe allerdings viel zu hoch iſt, ſo wird man ſie zulezt doch herabſetzen müſſen, zumal wenn man Volksblätter haben will, woran es bis jezt fehlt. Bei den jezigen hohen Preiſen der Zeitungen können die Volksklaſſen höchſtens auf ein Sonntagsblatt abonniren, welches in der Kürze die Begebenheiten der vergangenen Woche darſtellt. Dujarrier vorzüglich hatte die Sitte aufgebracht, Romane beliebter Tagesſchriftſteller in Feuilletons zu geben. Mit den meiſten derſelben hatte er Kontrakte geſchloſſen, durch welche ſie ſich anheiſchig machten, der „Preſſe“ einen neuen Roman zu liefern, und man weiß ja, daß er ſogar auf die Chateaubriandſchen Memoiren, welche erſt nach dem Tode des Verfaſſers erſcheinen dürfen, ſein ſpekulirendes Auge geworfen und für die Preſſe erworben hat, trotz der von dem genialen Verfaſſer deutlich ausgeſprochenen Abneigung gegen den Abdruck derſelben in den Feuilletons.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 10. April 1845.

Wer gibt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht.

Goethe.

Briefe über die Auvergne.

(Schluß.)

Die im Allgemeinen für ſich ganz gleichartige Maſſe von hellgrauem Domit, aus welcher der große Clierzou beſteht, ſchließt nicht nur einzelne viel dichtere Stücke deſſelben Geſteins, ſondern ſogar Klumpen dunkler Lava ein. Daſſelbe wiederholt ſich am kleinen Clierzou, am Sarcouy und ſelbſt am Puy de Dôme. Damit nun aber fremdartige Körper, wie dergleichen Stücke Lava, in die Maſſe dieſer Berge eindringen konnten, mußte dieſelbe offenbar einſt weich ſeyn. Du ſiehſt, daß dieſer unabweisliche Schluß die Theorie Demareſts, Sauſſure's und Anderer von der bloßen Calcination eines den Puy de Dôme von Hauſe aus in ſeiner heutigen Geſtalt darſtellenden Granits oder eines ſonſtigen Geſteins umſtößt. Montloſier nimmt daher an, der Puy de Dôme und die ſo große Analogie mit ihm zeigenden Berge, von denen keiner Lava in die Ebene ergoſſen hat, ſeyen aus im Schooße der Erde und durch die vulkaniſche Kraft nicht geſchmolzenen, ſondern nur pulveriſirten und in dieſem Zuſtande auf die Oberfläche geworfenen Materialien entſtanden. Er wird in dieſer Meinung noch durch den ſüdlich und unfern vom Puy de Dôme gelegenen Puy de Manſon beſtärkt. Dieſer hat nämlich ebenfalls keinen Lavaſtrom, aber einen ungeheuer großen und tiefen Krater, deſſen Rand auch aus dem Geſtein des Puy de Dôme beſteht. Hier zeigt ſich nach Montloſier die erſte Form der vulkaniſchen Operation, welcher er die Entſtehung des Puy de Dôme zuſchreibt, d. h. es wurden die durch einen beſondern Prozeß im Innern der Erde zerriebenen Beſtandtheile des künftigen Berges durch die Exploſionskraft des Vulkans mit ſo großer Gewalt empor- und umhergeſchleudert, daß der Krater offen blieb und nur der ihn einſchließende Rand durch die Anhäufung des niederfallenden Staubes entſtand. Beim Sarcouy und den beiden Clierzous verfuhr die Natur mit denſelben Stoffen auf dieſelbe Weiſe; nur fiel unter dem allmähligen Erſterben der vulkaniſchen Kraft die zermalmte Maſſe wieder in den Krater zurück und füllte denſelben aus, ſo daß daraus die ſphäriſche Geſtalt der drei Kuppen hervor ging. Auf ganz ähnliche Weiſe erhob ſich endlich der Puy de Dôme aus den Tiefen der Erde, nur wirkte das Feuer hier heftiger auf einzelne Stellen der Maſſen, oder dieſe waren durch Mitwirkung beſonderer Nebenumſtände für den Einfluß der Hitze empfänglicher als andere; daher denn auf der Südſeite und am Fuße des Puy de Dôme eine kleine Lavaergießung, welche entſchieden dieſem Berge ſelbſt angehört.

Dieß ſind ungefähr die verbreitetſten Theorien über die Bildung dieſes merkwürdigen Berges, die ich an Ort und Stelle der Wirklichkeit gegenüberhalten konnte. —

Ich geſtehe indeſſen aufrichtig, daß mich keine von allen befriedigt hat, ſo ariſtokratiſchen Urſprungs im Gebiete der Wiſſenſchaften ſie zum Theil ſeyn mögen. Wenn meine Einbildungskraft auf der einen Seite vergebens ſich ein Bild von der Operation zu ſchaffen ſucht, mittelſt welcher dieſer ungeheure Berg durch unterirdiſches Feuer von ſeiner Sohle bis zum Gipfel dergeſtalt erhizt und calcinirt wird, daß er aus Granit, oder Feldſpath, oder Thon in eine durch und durch homogene und eigenthümliche Maſſe übergeht, ſo ſträubt ſie ſich auf der andern Seite, einen Akt der Natur zu begreifen, durch den Stein- oder Erdmaſſen im Schooße der Erde, unter dem Einfluſſe des vulkaniſchen Feuers, nicht flüſſig, ſondern nur zerrieben werden und ſo zu Tage kommen, um in einer Anhäufung von der Ausdehnung des Puy de Dôme, unerſchüttert durch die Angriffe des Waſſers, der Stürme und der rund umher tobenden vulkaniſchen Ausbrüche, bis zum Zeitpunkte liegen zu bleiben, wo ſie ſich wieder in Stein verwandeln konnten.

Sollte ſich mit allen den oben erwähnten Eigenſchaften des Puy de Dôme nicht noch eine andere Annahme vertragen, welche ich als eigene Anſicht, nach Anführung ſo vieler berühmter Autoritäten, nur dir zu vertrauen wage? Scheint es dir nicht auch natürlicher, daß dieſer Berg, ſo wie ſeine ihm verwandten Nachbarn, Sarcouy, petit und grand Clierzou, als eine in den Eingeweiden der Erde durch unterirdiſches Feuer calcinirte Maſſe von der vulkaniſchen Kraft ganz fertig empor gehoben worden, wie ſich das in ähnlicher Weiſe noch jezt nicht ſelten mit im Meere aufſteigenden Inſeln oder in der Nähe deſſelben ſich erhebenden Bergen ereignet? Oder ſollten endlich die ſphäriſche Form dieſer Höhen und die ſo charakteriſtiſche Abweſenheit der Lavaergießungen ſich nicht dadurch erklären laſſen, daß die vulkaniſche Kraft hier nur hinreichte, um die im Innern der Erde flüſſig gewordene Maſſe, anſtatt ſie ſchnell und gewaltſam emporzuwerfen, langſam aus dem Krater hervorquellen und während des allmähligen Ueberfließens über den Rand des Feuerſchlundes erkalten und erſtarren zu laſſen? Konnte und mußte denn nicht füglich mit dem Erſterben der vulkaniſchen Kraft der lezte Theil der flüſſigen Maſſe nur noch bis zum Kratermunde emporgehoben werden, dieſen ſchließen und dem Berg die oben erwähnte abgerundete Form geben?

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, ſtieg ich den Weg auf der Nordſeite des Berges hinab, welcher ſo bequem iſt, daß man auf demſelben den Gipfel ohne alle Gefahr zu Pferd erreicht, und der außerdem den Vortheil gewährt, daß man von da aus im Vorbeigehen mit dem Petit Puy de Dôme und ſeinem Krater, dem mehrgenannten Nid de la Poule Bekanntſchaft machen kann. Der kleine Puy de Dôme gehört in die Reihe der gewöhnlichen Vulkane; er hat den ganzen vulkaniſchen Apparat, Krater und Lavaſtrom, nebſt Schlacken, Sand und Aſche aufzuweiſen. Wie wunderbar ſind dieſe ſo großen und durchgreifenden Verſchiedenheiten unter den vulkaniſchen Bergen, welche hier auf einem ſo engen Raume dicht neben einander ſtehen!

Dieſer an Erſcheinungen und Betrachtungen für mich ſo reiche Tag, ſollte noch durch ein eigenthümliches Schauſpiel beſchloſſen werden. Als ich auf dem Rückwege an dem Punkte anlangte, wo der Weg jenſeits der Baraque nach Clermont hinabfällt, ſah ich das ganze Becken der Limagne mit einem dichten weißen Nebel angefüllt, aus welchem nur die ſpizen Kuppen der zahlreichen Baſalthügel der Ebene, einige hoch gelegene Schlöſſer und Ruinen und die Thürme der Cathedrale der Stadt wie Inſeln aus einem Meere hervorragten. Die Täuſchung ward dadurch noch vollſtändiger, daß die Bergregion um mich herum in der ſtrahlendſten Glut der ſinkenden Sonne lag. Bald aber verwandelten ſich beim Hinabſteigen die Fluthen dieſes ſcheinbaren Meeres in die unangenehme Wirklichkeit einer feuchtkalten, faſt das Athmen erſchwerenden Atmoſphäre. — Aber die Leichtigkeit, womit meine Phantaſie hier einem ihr ſchmeichelnden Bilde, ſelbſt im Widerſpruch mit der unzweifelhaften, wohlbekannten Wirklichkeit, Realität und Leben gab, ließ mich ernſtlich über mein Tagewerk nachdenken. Welch große Gefahr, ſagte ich mir, läuft die Wahrheit jedenfalls bei unſerer Neigung, Theorien und Syſteme zu ſchaffen, und wie mißtrauiſch ſollte uns unſere Leidenſchaft für ſolche Reſultate des Verſtandes machen, wenn wir, ſelbſt gegen unſere wohlbegründete Ueberzeugung, ſo leicht ſehen, was uns Vergnügen macht!

Der Hofttiroler.

(Fortſezung.)

Sein junges Elend erzählt er in einer ſo einfältigen und dabei bildſamen Art, daß wir an dieſen Stellen den treuherzigen Bauernbuben auf den erſten Blick, ſelbſt unter den maleriſchen Zuthaten, herausfinden, mit welchen ihn hier ſein Münchner Textpolirer ausſtaffirte. Hier gibt ſich ſeine Art zu denken und zu empfinden noch in der unverfälſchten und geſunden Ungebundenheit und Kraft, die er ſpäter nachzukünſteln ſich bemüht, und unwillkührlich hat er ſelbſt die Wahrhaftigkeit ſeiner Jugendzeit ſo treu wiedergegeben, daß man ſpäter nur zu leicht erkennt, wie geläufig es ihm geworden, ſie nachzugaukeln.

Nach dieſem Vorwort betrachten wir ſeine Geſchichte näher. — Ein Kohlenbrenner verſchafft dem verwaiſten Buben für 3 fl. 9 kr. einen Quackſalberkram und ſchickt ihn hauſiren nach Bayern und Schwaben. Damals durch-

ſtrichen die Zillerthaler mit ihren Theriakbüchſen, Geiſtern und Mithridaten die halbe Welt, ſeit der ſalzburgiſche Feldarzt Peter Schragl zu Kaltenbach zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſeine lateiniſche Küche gebaut und die Wunderelixire getreue Schüler zu brauen gelehrt hatte. Dieſe wandernden Apotheker und Doktoren hieß man „Oeltrager," und ihre Tinkturen und Pulver halfen zugleich Vieh und Menſchen. Peter, der zehnjährige Hirtenbube, ward ſo ein Heilkünſtler, doch blieb er ehrlich genug, ſeine Medikamente nicht um ſündtheures Geld, ſondern nur um Dampfnudeln hinzugeben.

Zu Diſchingen in Schwaben fiel zuerſt der günſtige Sonnenblick eines fürſtlichen Auges auf den armen Peterl. Auf einer Jagd lief der neugierige Junge hinter den Läufern her, und Fürſt Alexander von Taxis verſuchte es, aus dem Tirolerbuben in weiten Hoſen ein zierliches Läuferchen zu bilden. Damals trieben ihn noch das unbequeme „Gnadenweſen" und das Heimweh alsbald zurück in ſein Tirol, und arm wie zuvor hütete er die Schafe, hungerte und ſchlief in den Scheunen. Auf ſeinem Heulager beſuchten ihn aber die ausſchweifendſten Träume von dem Glück und den Gnaden, welchen er den Rücken gekehrt hatte, und unter dieſen tauchte beſonders einer deutlich auf, in welchem ihm die Kaiſerin Maria Thereſia ſeinen Hut mit Dukaten füllte und auf einem gewiſſen Flecke im Dörflein eine Branntweinſchenke bauen ließ. Ueberzeugt von der baldigen Erfüllung ſeines Traumes, kaufte er mit erborgtem Gelde den bezeichneten Boden — etwa ſieben Schuhe im Quadrat — um zwei Gulden, ein Scapulier und ein Glas Branntwein, und obwohl verlacht von Sippen und Nachbarn, machte er ſich, ein Fläſchchen Kirſchengeiſt im Sack, ohne einen Kreuzer auf, die Kaiſerin zu ſuchen.

In Innsbruck, wo die großen Herren ſeyen, meinte er ſie zu treffen, aber unterwegs belehrten ihn die Stiftsdamen in Hall eines Beſſern. „Die ſchwarzen Weibsbilder mit den Biretten auf den Köpfen, wie die Jeſuiten," behielten eine Weile den närriſchen Buben, er mußte miniſtriren und Branntwein brennen. Peter aber phantaſirte nichts deſto weniger immer fort von dem Beſuche bei der Kaiſerin, und endlich gaben ihm die Fräulein Geld und Briefe und ſchickten ihn auf dem Inn zu Schiffe nach Wien. Es müſſen dazumal die Tiroler noch für die civiliſirten Menſchen in demſelben Grade ein Gegenſtand der Neugierde geweſen ſeyn, wie heutzutage kaum eine achtfärbige Rothhaut oder ein geprüfter Chineſe. Seine eigenen gräflichen Landsleute, welchen er die Briefe gebracht hatte, führten ihn bei Eminenzen und Excellenzen umher, vor denen er nur allzubald mit ſeinem Naturburſchenthum ſo viel Effekt machte, daß er ſich wohl hütete, es abzulegen. Am Katzentiſchlein fütterte man ihn mit Confekt und neue Siebzehner fielen hageldicht in ſeine Pumphoſen. Graf Künigl ließ ihn ſodann ein Memorialſchreiben an die Kaiſerin verfaſſen, wo in er ſie „ein gutes Menſch" nennt und für ſie all ſein Lebtag zu beten verſpricht, und übergab dieſes der Fürſtin bei der Tafel. Launig genug, Laune zu verſtehen, beſchied ſie den Peterl vor ſich. Im ſpiegelvollen Saal mit den Hofdamen und auf dem glatten Parket lieferte der Bube der Herrin und dem Gefolge ergötzliche Scenen genug, erzählte der erſteren ſeinen Traum und ſie zauberte ihn auch in die Wirklichkeit herein, ſchüttelte in ſeinen Hut funkelnde Kremnitzer Dukaten und verordnete ſeinen Kneipenbau. Noch einmal ließ man ihn vor allen Erzherzoginnen mit des General Daun Tochter tanzen und dann wieder heim laufen in ſeine Berge.

An einem Sonntage kam er an und ward als ein „Wundermenſch" betrachtet ob ſeiner Wiener Reiſe und ſeines Glückes. — Noch hatte er ſeinen Hausbau nicht begonnen, ſo dachte der Bube ſchon an Hausvaterſchaft und Ehe; doch das Gelüſte, auf reicher Leute ſcherzhafte Laune und kurzgemeſſene Menſchenkenntniß zu ſpekuliren, trieb ihn nur zu ſchnell hinaus aus dem Thale, in welchem ein tölpiſcher Geſelle keine Dukaten erntete, wenn er auf die Naſe fiel, und nun ward er zu dem, was er ſich niemals ſelbſt zu nennen getraut — zu einem Hofnarren. Zum leztenmale vernimmt man in ſeiner Geſchichte ehrliche, lebensfriſche Klänge, wenn er von ſeiner frühzeitigen Hochzeit und ſeinen Flitterwochen redet. Kaum ſechzehn Jahre alt, nahm er Maria Fiechtlin, ein armes Mädchen, zum Weibe und kümmerte ſich nicht um den Jammer der Haller Stiftsdamen, die den allzujungen Ehemann beklagten, ihm aber doch Haus und Küche einrichteten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Fürſt Tufinkin. — Scribe. — Etienne. — Villemain.

Ein anderer lebensfroher und das Leben in vollen Zügen genießender Mann iſt kurz vor Dujarrier aus der Welt gegangen, doch auf ruhigere und natürlichere Weiſe: der ruſſiſche Prinz Tufinkin, von dem die Pariſer Tageblätter viel zu erzählen haben, wie er denn auch durch ſeine Lebensart zu vielerlei Gerede im Publikum Anlaß gab, und zuletzt noch durch ſein Teſtament beluſtigte, in welchem weit mehr Vermächtniſſe an die tanzenden und nicht tanzenden Schönen vorkommen, als im Dujarrierſchen. Der Fürſt Tufinkin, dem es in Paris beſſer gefiel als in Petersburg oder Moskau, hatte nicht ohne große Opfer von der ruſſiſchen Regierung die Erlaubniß erhalten, ſeiner Neigung zu folgen; nur unter der Bedingung, daß er ſeine Güter ſeinem nächſten Verwandten und Erben abtrat und ſich mit dem lebenslång-

lichen Mißbrauche der Einkünfte begnügte, durfte er sich ganz in Paris niederlassen. Da aber diese Einkünfte sehr beträchtlich waren, setzten sie ihn in Stand, ein herrliches Leben zu führen. Dieß that er denn auch in vollem Maße; er gab sehr glänzende Feste, und sein ganzer Haushalt war auf einen prächtigen Fuß gestellt. Der Mann war leider gar nicht schön und trug den Kopf zur Seite. Man erzählt, sein Wagen habe einmal ein Höckerweib auf der Straße umgeworfen, der Fürst sey sogleich voll Mitleid aus dem Wagen gesprungen und habe der Verletzten die Adresse seines Arztes gegeben, damit sie sich von demselben auf seine Kosten heilen lassen könne; hierauf soll das Weib ihn angesehen und erwidert haben: „Ach, Herr! wenn dieser Arzt Euch den Kopf nicht hat zurechtsetzen können, so wird er mir auch schwerlich mein Bein wieder zurechtsetzen.“ Dennoch war der Fürst äußerst beliebt bei den Schönen, welche in der Umgegend der Kirche Notre Dame de Lorette wohnen, und welche man deßhalb les lorettes zu nennen pflegt. Diese Schönen sollen sammt und sonders in seinem Testamente bedacht und die Liste derselben so lang seyn, wie die, welche Leporello im Don Juan entrollt. Schade, daß der Prinz nicht den Druck seines Testaments verordnet hat, wie der Buchhändler Panckoucke, welcher verfügt haben soll, daß sein lezter Wille, der, wie man sagt, beinahe einen Band füllen wird, zu 8000 Exemplaren abgedruckt werde. In diesem Testamente verordnet der wohlhabende Buchhändler, daß man ihm auf seinem Landgute zu Fleury in der Umgegend von Paris ein Grabmal errichte mit einer Kapelle, in welcher wöchentlich, und zwar auf ewige Zeiten, eine Seelenmesse gelesen werden soll; ferner, daß an dem Jahrestage seines Todes sein Haus zu Paris schwarz behangen werde, und zwar ebenfalls auf ewige Zeiten. Mehrere dieser Verfügungen würden so große Kosten verursachen, daß wahrscheinlich die Gerichte die Erben von der Vollziehung derselben dispensiren werden. An russischen Fürsten, und zwar an reichen, verschwenderischen, hat es in Paris seit Anfang dieses Jahrhunderts nimmer gefehlt, außer etwa in den lezten Jahren der Napoleonschen Zeit; was aber Paris noch nicht gehört hat, ist russische Musik und russischer Gesang. Solcher wird ihm jezt geboten in einem der vielen Conzerte, welche sich Schlag auf Schlag folgen.

Eine neue Aubersche Operette, natürlich mit Scribeschem Texte, soll nächstens aufgeführt werden. Auber scheint sich durch seine vielen Compositionen ziemlich erschöpft zu haben, und seitdem er an der Spize der Hofmusik steht, braucht er sich auch keine große Mühe mehr zu geben. Auber ist ein wohlhabender Mann geworden, freilich nicht ganz wie Scribe, der reichste und unerschöpflichste aller Schriftsteller. Scribe wird wahrscheinlich bis in sein spätes Alter fortschreiben. Gewisse Theaterdirektionen hier werden sehr verlegen werden, wenn Scribe einmal aufhört, sie mit neuen Stücken zu versehen. So lange er für sie arbeitet, können sie im Voraus auf den Erfolg rechnen. Es ist noch keines der zahlreichen Scribe'schen Stücke durchgefallen. Man sucht ihn jezt in die Romanenfabrik für die Feuilletons der großen Tageblätter hineinzuziehen, und er hat wirklich schon etwas dafür geliefert und noch Größeres versprochen. Er wird aber besser thun, wenn er sich an's Dramatische hält. Ein gewandter Theaterdichter, welcher vor Scribe glänzt, aber durch die Politik dem Theater entrückt worden ist, Etienne, ist kürzlich mit Tod abgegangen und mit großem Gepränge als Staatsmann beerdigt worden. Etienne schrieb seiner Zeit Operettentexte für Nicolo, wie seitdem Scribe für Auber, er gab Lustspiele am Théâtre français, ebenfalls wie Scribe; aber dieser ist dem Theater treu geblieben, dem er seinen Ruhm und Reichthum verdankt, Etienne dagegen hat es bei einer kleinen Anzahl von Stücken bewenden lassen und sich unter Napoleon zur Journalistik gewandt; welche damals große Biegsamkeit und ein großes Lobrednertalent erforderte. An diesen Eigenschaften fehlte es Etienne nicht, und er erntete reichen Lohn dafür. Während der Restauration arbeitete er an dem damals verbreitetsten Oppositionsblatte, dem Constitutionnel, vermehrte dadurch sein Vermögen, kam in die Deputirtenkammer, und wurde unter der jezigen Regierung zum Pair ernannt; es fehlte nur noch, daß er Minister wurde, um wie Thiers zu zeigen, welch große Rolle in Frankreich seit der großen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts schriftstellerisches Talent spielt. An Etienne's Grabe hielt ein ehemaliger Minister, Villemain, welcher sich ebenfalls durch sein Talent zu den höchsten Staatswürden emporgeschwungen hat, eine Rede, welche bewies, daß im Kopfe dieses Mannes Alles wieder in Ordnung ist. Es ist erfreulich, daß er für die Wissenschaft nicht verloren gegangen ist; der Minister wird sich leicht ersetzen lassen, und genau besehen, sind seine literarischen Leistungen weit besser als seine ministeriellen. Villemain hat auch sein Amt als Secrétaire perpétuel der Académie française, welches während seines Ministeriums von einem seiner Kollegen versehen wurde und einen Gehalt von 6000 Franken einbringt, wieder angetreten, nicht so seine Professur; damit scheint es aus zu seyn, wie auch Guizot wahrscheinlich nie mehr den Katheder besteigen wird. Es scheint, hohe politische Würden machen gleichgültig gegen die gelehrten, oder rauben dem Geiste die nöthige Ruhe. Cousin ist schon lange nicht mehr Minister und beschäftigt sich nach wie vor mit Philosophie; aber seinen philosophischen Lehrstuhl läßt er immer noch von einem Andern betreten. Dagegen aber tritt er zuweilen in der Pairskammer als Redner auf, und in der lezten Zeit hat er hier pro aris et focis gegen die ultramontanischen Uebergriffe zu kämpfen gehabt.

Dem Kriminalprozeß gegen den Belgier Hasnaer, welcher die Jesuitenkasse bestohlen hat, ohne daß sie es sogleich merkten, daß ihnen 200,000 Francs fehlten, sieht man noch immer als einer Tagesbelustigung entgegen. Aber die Verhandlungen werden immer aufgeschoben, man weiß nicht, aus welchem Grunde; man argwohnt aber, daß die Herrn Patres den Kassier gerne laufen ließen, um nicht als Kläger auftreten zu müssen und so die ganze Welt wissen zu lassen, daß sie Inhaber von Kassen sind, aus denen man 200,000 Fr. baar stehlen kann. Sie hatten bisher im Verborgenen gelebt und gearbeitet, weil ihnen die Zeit noch nicht gekommen schien, öffentlich aufzutreten, so daß ihre Verehrer noch immer dreist behaupten konnten, es gebe keine Jesuiten in Frankreich und besonders nicht in Paris. Unter welchem Namen sollen sich da die Patres vor Gericht stellen? wie wollen sie ihre volle Kasse erklären? wo kommt dieses Geld her? wozu ist es bestimmt? Lauter Fragen zudrängender Neugier, welche laut werden, sobald der Criminalprozeß beginnt. Am klügsten wäre es, wenn aus andern Ländern, wo die Jesuiten schon festern Fuß gefaßt haben, die entwendete Summe hergeschossen würde, und die Patres behaupteten, sie seyen gar nicht bestohlen worden, sie haben das Geld bloß verlegt und in einer Schublade wieder gefunden; man habe also dem Kassier, welcher so viele Beweise guter Gesinnung gegeben, zu viel gethan.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. April 1845.

Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Goethe.

Das Elfenkönigsſtück.

„Zeuch aus, mein Sohn! Du biſt's nun werth.
Ich hab' dich Alles wohl gelehrt.
Dein Ohr iſt fein, die Stimme klar,
So nimm die Geige wunderbar,
Nimm ſie zu deinem Glücke!
Was du begehreſt, ſpielet ſie.
Nur zwing' ſie nie
Zum Elfenkönigsſtücke!"

Der Meiſter ſpricht's. Der Schüler geht;
Der Wind in ſeinen Locken weht.
Die Vögel rufen ihm: „Glückauf!
Und, kannſt du was, ſo ſpiel' uns auf!"
So ſpielet er im Wandern.
Und, wer's vernimmt von Ort zu Ort,
Zieht mit ihm fort,
Die einen um die Andern.

Willkommen iſt er überall.
So lieblich iſt der Geige Schall,
Als wenn ein ſüßes Liedchen ſpricht,
Und ſehen's doch die Augen nicht,
Vor Freuden möcht' man weinen.
„O bleib' bei uns, du wackres Blut!
Sollſt's haben gut
Bei Großen und bei Kleinen."

Doch Abends geht er jedes Mal.
Der kühle Wald, der iſt ſein Saal,
Tiefblau gewölbt, mit Sternen drin.
Am Bache ſezt er dort ſich hin.
Dann regt ſich's in den Zweigen;
Aus Büſchen und aus Bäumen ſpringt
Und um ihn ſchwingt
Der Elfen Volk den Reigen.

Dann weckt ihm friſche Lieder auf
Der Sonne neugeſtärkter Lauf,
Und ruhet nicht, und raſtet nicht; —
„O Welt ſo ſchön, o Welt ſo licht,
Wie freudig zu durchſchreiten!
Zum Meere fort, da ſteht mein Sinn,
Und drüber hin,
Weit in die blauen Weiten!"

Und einmal kommt er an ein Schloß,
Da wühlt und drängt der Dienertroß. —
„Der Spielmann, ſieh!" — Er blickt empor,
Und ſieht das ſchönſte Antlitz vor

Sich aus dem Fenſter neigen.
„Bringt ihn mir her!“ — In raſchem Lauf
Eilt er hinauf,
Nun gilt es, dich zu zeigen.

Der Saal von Gold und Marmor glänzt,
Mit Blumen iſt er rings umkränzt;
Und kühne Ritter, zarte Frau'n,
Sie wandeln, herrlich anzuſchau'n.
Das Alles ſieht er nimmer,
Nimmt nicht das Brod, und nicht den Wein,
Und trinkt allein
Des ſchönſten Auges Schimmer.

Und wie er ſtreicht die Saiten an,
Da hat er's Allen angethan.
So lieblich ſang die Geige nie,
Mit neuen Zungen redet ſie;
Sie ſpricht aus ſeinem Herzen.
Da ſprang ein Quell, ſo voll und ſtark,
Dringt ihm durch's Mark
Mit wonneſamen Schmerzen.

Doch ſie, die Schönſte, lächelt hold,
Die Kette reicht ſie ihm von Gold.
„Bewirthet mir den Knaben fein!
Der liebſte Gaſt ſoll er mir ſeyn.“
Er ſchleicht ſich fort mit Schmerzen.
„O wie ſo hold ſah ſie mir nach!
Doch ſpür' ich's, ach!
Sie fühlet nichts im Herzen.“

Und morgen wieder iſt's, wie heut.
Er härmt ſich, wenn ſich Alles freut.
Sie zieht ihn über Berg und Thal,
Und lacht ſo freundlich ſeiner Qual.
Und froh bei Nacht alleine
Zu ihrem Fenſter ſpielt er auf:
„Herz, thu dich auf!
Sey einmal nur die Meine!“

Und morgens ſpricht ſie: „Dieſe Nacht
Bin ich an einem Traum erwacht;
Da war ich wieder froh zum Schmaus
In meines Vaters goldnem Haus.“
Er fragt: „Wo iſt's zu finden?“
Da lacht ſie: „Tief im Berge drin;
Du dringſt nicht hin,
Kannſt reiten nicht auf Winden.“

Das Wort, wie hat's ihn froh gemacht!
Den Elfen ſagt er's in der Nacht:
„Gewiß, ſie iſt euch anverwandt.
So bin ich gar an euch gebannt.
Sagt, wie ich ſie gewinne?
Ich trag's nicht mehr, es kann nicht ſeyn;
Vor Luſt und Pein
Verbrennen mir die Sinnen.“

Die Elfen um ihn ſchwingen ſich:
„O thöricht Kind, was grämſt du dich?
Haſt du die Geige doch, dein Glück.
Spiel drauf das Elfenkönigsſtück!
Sie muß ſich dir ergeben.
Da ſeufzt er: „Ach, das Stück iſt ſchwer.
O nimmermehr!
Es koſtet mir mein Leben.“

Die Elfen lachen: „Armer Wicht!
Es koſtet dir dein Leben nicht.
Haſt du von vorn geſpielt das Stück,
Spiel's nur von hinten gleich zurück!
Das mußt du wohl behalten.
Verſuch's, ſo winket dir ein Thron.
Doch, fehlt ein Ton,
Wird dir das Herz zerſpalten.“

Und ſinnend tritt er aus dem Wald,
Und eilet bald und weilet bald.
Oft hat der Meiſter in der Nacht
Das Stück geſpielt; er nahm's in Acht,
Und denket, nicht zu fehlen.
Er ſpüret ſchon der Liebſten Kuß,
Und glüht und muß
In Einſamkeit ſich ſtehlen.

(Schluß folgt.)

Der Hoftiroler.

(Fortſetzung.)

Sein beſcheidener Traum hatte ſich erfüllt, aber das Hofleben gefiel ihm beſſer und ſo ließ er Haus und Weib im Zillerthale und lief, den Apothekerkaſten pro forma am Rücken, hinaus „in's Deutſchland,“ wo man dazumal ohne Anſtrengung an einem Tage ſieben regierender Herren Länder kreuz und quer durchmeſſen und bei jedem noch eine Audienz abmachen konnte. Dieſe Höfe waren für Peter Proſch die Miſtbeete, auf denen ſein Witz und nebenbei ſein Vortheil an der Sonne großmächtigſter Gunſt ſtaudenhoch aufwuchs. Wir finden ihn nicht

ſtabil in einem Fürſtenhauſe, er hatte ſich gewiſſe Kundſchaften geſucht und bei dieſen ſprach er alljährlich zu, blieb überall etliche Wochen oder Monate, galt während der Zeit als ein hochwichtiges Mitglied des kleinern Cortège, als eine Art Intimus der Durchlauchtigen, und nach Einkaſſirung ſeines Soldes trabte er wieder auf ein paar Wochen heim zu ſeiner Maidal.* So finden wir ihn in Würzburg beim Fürſtbiſchof Adam Friedrich, in Augsburg beim Biſchof Joſeph, in Regensburg bei Taxis, bei dem Fürſten von Ellwangen und den deutſchen Herren von Mergenthal, beim Kurfürſten in München und beim Markgrafen in Ansbach, in Salzburg und in Brüſſel.

Die Schilderungen dieſer Umfahrten ſind es, die uns einen Blick gewähren in das Kabinetsleben wie auf die ungebundenſte Schauſtellung großherrlichen Muthwillens, der eben ſo ſehr auf die Wirkung des angeborenen Nimbus vertrauend, als auf die treugehorſamſte Verblüfftheit des deutſchen Michels, vielfach in einer Weiſe ſich äußerte, die einen Leſer von heute nachdenklich macht über die damalige Stellung von Fürſt und Volk.

Es iſt bekannt, daß höfiſches Ceremoniel und herriſches Formenweſen niemals zu einer höhern Bedeutung und Heiligung gelangten, als gerade zu jener Zeit, wo leider die Gewaltigen meiſt nichts anderes beſaßen, um ſich ihren Völkern bedeutungsvoll und heilig zu machen, und wo die Völker halb verwahrloſt und halb treuherzig die Fürſten nicht nach der Menge ihrer Tugenden, ſondern nach der Geringfügigkeit ihrer Laſter taxirten. Dennoch erzählt uns Proſch hundert Späße, die alle geradezu die hochwichtigen Geſetze der Courtoiſie verhöhnen und die glänzendſten Würden und Ehren zu lächerlichen Auszeichnungen eines Poſſenreißers umwandeln. So ernennt der Fürſtbiſchof von Würzburg den Tiroler Schalk zu ſeinem erſten Kammerherrn; er bittet ihn mit allen Förmlichkeiten zu Gevatter bei ſeiner Eſelin und läßt ihn gleich dem Geſandten eines Königs einholen nach ſeiner Feſtung Marienberg, um ihm dort das Zeughaus zu zeigen. Die fürſtbiſchöfliche geſammte Generalität muß den Peterl zu Pferd begleiten, die Huſaren paradiren, und der Kommandant bekomplimentirt ihn am Thore. Der Brixener Biſchof behandelt ihn ebenfalls gleich einem Ambaſſador und zieht ihn zur Tafel; der bayeriſche Kurfürſt aber verleiht ihm eine goldene Münze mit der Inſchrift: Gratia principis, und ſtellt ihm mit eigenhändiger Unterſchrift ein Dekret aus, das den Peterl zum Hofnarren ernennt, in ziemlich derber Parodie ähnlicher Papiere.

Wie hochwichtig erſchien damals jedem Reichsgliede ſeine zwölf Mann ſtarke Armee, wie ſtolz muſterte einer der kleinen Großen ſeinen ſcheckigen Heerhaufen, der mit Grenadieren und Muskетieren, Leibdragonern und Gardehuſaren, mit zwei Kanonen und jedenfalls einem zahlreichen Generalſtab an der Spitze, haarzopfſteif und blank gepudert an ihm vorüberdefilirte; wie viel bedeutete der Soldatenſtand und das Regiment des Korporalſtocks in den Ruhmestagen eines Friederich und Laudon! Und doch, wie oft ſehen wir in Peters Geſchichte Kriegsleute allen Rangs benützt, um in den Poſſen, in denen er den duldenden Helden agirt, als Comparſen aufzutreten. Seine wirkliche oder verſtellte Furchtſamkeit veranlaßt ſeine Gönner, ihn wiederholt zum Scheine zum Soldaten zu machen. Vornehme Generale und Oberſten müſſen ihn werben, zum evangeliſchen Contingent wird er mit Gewalt gepreßt, immer deſertirt er, zu dutzendmalen wird er auf die Wache geſperrt und von ſchnurrbärtigen Grenadieren mit den Bajonetten gekitzelt, Kriegsgericht über ihn gehalten, auf der Würzburger Parade wird er öffentlich arretirt, und bei der Muſterung des Kerpiſchen Kreisregiments vor allem Volk aufgegriffen, in den Soldatenrock geſteckt, mit Patrontaſche und Muskete beladen, und ſo läßt man ihn etliche Stunden im Glied mit marſchiren, im Feuer exerziren und ſeiner Angſt mit dem Haſelſtocke des Korporals abhelfen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Dreckferchen. — Die Kleaten.

Ich bin geſtern Augen- und Ohrenzeuge einer Todtenſchau — coroner's inquest — oder richtiger einer Steckenſchau geweſen, bei welcher die im Laufe der Unterſuchung zur Sprache gekommenen Thatſachen mir auf's Neue bewieſen haben, daß man in London nicht auslernt, daß hier nicht bloß ober-, ſondern auch unterhalb der Erde Dinge geſchehen, die an's Fabelhafte ſtreifen, von denen in keiner Beſchreibung ein Wort ſteht, und die dem Eingeborenen oft eben ſo unbekannt ſind, wie dem Fremden. Häufig wenn ich zur Ebbezeit über die Blackfriars- oder Waterloobrücke ging, ſah ich Männer und Knaben, bisweilen auch Weiber, bis zum Gürtel aufgeſchürzt, mit Körben auf dem Rücken oder am Arme längs des Ufers knietief im Schlamme waten. Was die Fluth angeſchwemmt und zurückgelaſſen, gilt ihnen, ſofern es des Aufhebens werth iſt, für herrenloſes Gut und ſie ſammeln es mit Ameiſeneifer in ihre Körbe. Auch macht es ihnen Niemand ſtreitig, ſchon weil, was ſie finden, meiſt nur Holz- und Kohlenſtücke ſind. Letztere von den Kohlenbarken verzettelt, die aus dem ſogenannten Pool, wo die großen Kohlenſchiffe ankern, die Ladungen derſelben nach den

* Maria.

stromaufwärts gelegenen Werften verführen. Diese guten, wenigstens fleißigen Leute erfreuen sich des Ehrentitels: mud-larks, Drecklerchen, synonym mit dem deutschen Mistfinken, und stehen durchaus nicht im Geruche der Ehrlichkeit. Sie sollen mitunter eine dunkle Nacht benutzen, um von Schiffen und Barken zu entwenden, was in der Schnelligkeit und ihren Kräften angemessen sich davontragen läßt. Doch ist das entweder Verleumdung, oder ein seltenes Glück mit ihnen im Bunde, denn wie regelmäßig ich auch seit Jahren die Polizeiberichte lese, eine wegen Diebstahls eingefangene mud-lark ist mir noch nicht vorgekommen. Eben so wenig habe ich freilich bis gestern gewußt, daß diese armen Menschen ihr schmutziges Geschäft weiter als längs des Ufers, daß sie es unter der Stadt in den Kloaken betreiben. Um das überhaupt für möglich zu halten, muß man bei Reparatur einer Hauptschleuße einen Blick in die Tiefe hinabgeworfen, man muß gesehen haben, wie viele Röhrenlagen für Gas und Wasser zu beseitigen sind, ehe die Arbeiter zu dem aus Backsteinen gewölbten breiten Schleußenkanal gelangen. Die einmündenden Nebenschleußen sind aber weit enger und niedriger, und bedenkt man, welch ungeheures Netz solcher Schleußen unterhalb des ungeheuern London sich ausbreitet, daß es von den äußersten Enden bis an den Fluß reicht, mit zahllosen Knotenpunkten, deren jeder von vielleicht zwanzig Seiten aufnimmt, was sich dann eine kurze Strecke in einem einzigen Kanale fortwälzt, bis er sich wieder in zwanzig Richtungen abzweigt, so hält man es kaum für möglich, in dieses Labyrinth ohne unvermeidliche Gefahr des Verirrens einzudringen, es wäre denn unterm Schutze eines Ariadnefadens. Eben so bedenklich müßte die aus dem Zusammenflusse alles Londoner Unrathes entstehende Stickluft erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß mehrere der Hauptschleußen die Betten kleiner Flüße sind, die vor Londons jetziger kolossaler Größe seine Wiesen wäßerten; so der Fleet, der von Islington durch Bagnigge Wells, Clerkenwell, Fieldsham, Holborn und die Farringdonstraße sich in die Themse ergießt und auf welchem vor Zeiten kleine Kauffahrteischiffe bis nach Holborn fuhren; ferner der Walbrook, der von Moorfields am Mansionhause und der St. Stephanskirche vorüber bei Dowgate in die Themse fällt; endlich der Lang oder Long Bourne, von welchem noch heute ein Londoner Stadttheil den Namen hat. Diese Wasserströme reinigen zwar die Luft, sie schwellen aber oft rasch an. Die mud-larks trotzen all diesen unterirdischen Gefahren. Sie waten nicht selten bis an den Gürtel, bei trübem Wetter mit einer Fackel, außerdem im Vertrauen auf das durch die vergitterten Oeffnungen in den Rinnsteinen einfallende Licht, durch den Kloakenschmutz, umherspähend und mit Händen und Füßen fühlend, ob sich etwas findet, das der Mühe lohnt. Sie gehen zwei und drei englische Meilen weit, und würden weiter, bis an die Endpunkte der Schleußen gehen, wenn die Fluth ihnen dazu Zeit ließe. Was sie finden, sind Gegenstände, die entweder von fahrläßigen Mägden weggegossen, oder durch die Oeffnungen in den Rinnsteinen hereingerollt, vielleicht auch von Dieben, denen die Polizei auf den Fersen war, herein geworfen worden: Kartoffeln, Rüben, Knochen, Kupfer- und Silbermünzen, Messer, Gabeln und Löffel von edlem und unedlem Metall, und dergleichen. Merkwürdig aber und charakteristisch für London ist es, daß selbst dieses elende Gewerbe eine starke Genossenschaft zählt und jede Hauptschleuße ihre regelmäßigen Kunden hat, die keine fremden Zuläufer dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Schillers Wallenstein auf dem Odeontheater. Sonderbares Schicksal dieser französischen Bearbeitung.

Nicht ohne Interesse für Deutschland ist die Aufführung einer Bearbeitung des Schillerschen Wallensteins, die schon seit zwanzig Jahren fertig ist und dem Bearbeiter vielleicht mehr eingetragen hat, ehe sie auf die Bühne kam, als jetzt, da sie gegeben wird. Es verhält sich damit so. Das Stück war vor etwa zwanzig Jahren von der Direktion des Theaters der Porte St. Martin angenommen worden und der Direktor hatte sich verbindlich gemacht, es binnen einer bestimmten Zeit zu spielen. Da dieß aber nicht geschah, so klagte der Dichter, und das Gericht verurtheilte die Direktion zu einer Entschädigung von etwa 1500 Francs. Der Dichter bekam somit dieses nicht unbeträchtliche Honorar, ohne daß sein Trauerspiel aufgeführt wurde; er ließ es nun liegen, bis vor einigen Jahren das Odeon eine neue Direktion bekam. Auch hier mußte er wieder einige Jahre warten, und erst jetzt wird sein sehnlicher Wunsch erfüllt. Am wenigsten hat den Parisern Wallensteins Lager behagt; in Zustände, wie die hier geschilderten, kann sich das hiesige große Publikum nicht hineindenken, und trotz der vom Bearbeiter vorgenommenen Milderungen kommt ihm das Ganze allzu grell, allzu fremdartig vor. Aus dem Kapuziner des Originals hat Villenave einen mit der Gerte bewaffneten Schulmeister gemacht, der nun freilich sich Freiheiten herausnimmt und Dinge vorbringt, wovon man nicht begreift, wie ein Dorfschulmeister in einem Lager dazu kommt. Die Art, wie der Schauspieler Ballande die Rolle Wallensteins gibt, würde dem deutschen Publikum nicht behagen und hat auch dem französischen nicht sehr gefallen. Am meisten Beifall hat Dlle. Fitzjames in der Rolle Thekla's gefunden und man ihr sogar Blumenkränze zugeworfen. Leider gehen die neuen Stücke auf der Odeonbühne wie ein Schattenspiel an der Wand vorüber; die Studenten, welche die Mehrheit im Parterre bilden, und wenn sie die Langeweile überfällt, die Polka vom Orchester verlangen (die Polka hat die Marseillaise verdrängt, wornach sie sonst immer verlangten), machen sich einen Zeitvertreib daraus, die Stücke, die ihnen nicht behagen, auszupfeifen; auch bei der ersten Aufführung Wallensteins (aus welchem zufolge französischer Euphonie Wallstein geworden ist) ließen sich manche ihrer Pfeifen hören. Dieses Vergnügen verschafft sich die hiesige Jugend auch in andern Theatern sehr gern, und vor einigen Abenden hatte das arme Vaudeville eines sehr vornehmen Herrn darunter zu leiden, nämlich des Grafen von Castellan, welcher sich einmal ganz bürgerlich in der Dramatik versuchen wollte. Das Stück war mit vielem Bombast in den Tageblättern vorher angekündigt worden, als es aber so unbarmherzig ausgepfiffen, belacht und bespottet worden war, wagte der vornehme Verfasser nicht, seinen Namen herzugeben, und ließ, da das Publikum aus Spott darnach verlangte, einen andern Namen nennen. Vermuthlich wird es Graf v. Castellan bei diesem verunglückten Versuch bewenden lassen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. April 1845.

Der Bauer baut ſein Feld nicht um des Bauens an ſich, der Zimmermann zimmert nicht um des Zimmerns an ſich willen; der Paraſit dingegen verfolgt keine andere Abſicht, ſondern ſein Geſchäft iſt zugleich ſein Zweck. — Die andern Künſte haben jede ihren Lehrmeiſter; die Paraſitik braucht keinen; ſie wird, wie die Dichtkunſt nach Socrates, unmittelbar als göttliches Gnadengeſchenk zu Theil.

Lucian.
Der Paraſit.

Der Hoftiroler.

(Fortſetzung.)

Die geiſtlichen Herren wußten ebenfalls nach ihrer Art mit ihm zu ſpaßen. In Augsburg wählten ihn die Domherrn zum Biſchof von Trier und vollzogen an ihm die Weihe, indem ſie ihm einen ehrwürdigen Flachsbart anheſteten, eine Inſel auf's Haupt ſezten und dann mit brennenden Lichtern laut pſalmodirend um ihn herumzogen, ihn mit Waſſer beſprengten, zulezt Bart und Mütze anzündeten und über den verbrannten Biſchof ſo höchlich ſich ergözten, daß „einer da, einer dort lag vor lauter Lachen.“ Trotz dem ermahnen ihn ſeine hochwürdigſten Gönner ſtets zu einem „chriſtlichen Lebenswandel,“ der Würzburger Biſchof läßt ſich ſogar ſeine Schwänke erſt „nachdem er die Meſſe gehört,“ erzählen und der Kurfürſt zeichnet ihm alle Morgen das Kreuz auf die Stirne, nachdem er ihn etwas beim Schopfe geſchüttelt.

Es könnte uns dieſe ſeltſame Art zu ſcherzen, dieſe parodiſirende Benuzung von Hof- und Kriegskomödien vielleicht als Beweis gelten, daß die geſunde Vernunft der erhabenen Spaßvögel ſich hier eine kleine Rache erlaubt habe an den Geſetzen und Gebräuchen, von denen ſie ſelbſt tyranniſirt wurden; wir möchten recht gerne den unverwüſtlichen deutſchen Humor darin erkennen, der eben ſo gemüthlich als freimüthig ſich luſtig macht über die fremdländiſche Unſitte und die einheimiſche Albernheit, der man eben nicht anders beikommen kann; doch das flüchtigſte Blättern in der Geſchichte jener Tage belehrt uns, daß wir eine ſolche Auslegung uns nicht erlauben dürfen, wenn wir uns erinnern, daß man ſich damals als Vorwurf ſagte: on vous prendrait pour un Allemand, daß Friſeure und Muſiker Miniſter wurden, daß man vor jeder würtembergiſchen Schildwache den Hut abnehmen mußte und daß der Kurfürſt von Mainz mit ſeinen „Hofdamen“ in der Loge ſaß, während er einen Preis für die Vertheidigung des Cölibats ausſchrieb.

Peter Proſch berichtet uns noch manche Ergözlichkeiten, bei welchen er den Erlauchten den duldſamen Michel vorgaukelte und ſich dann die Schmerzensthaler einholte, daher ihm auch „die Plager am liebſten waren.“ Er reitet ſtättige Pferde, läßt ſich durch Kanäle ziehen, von Bären und Wildſchweinen hezen, mit der Elektriſirmaſchine zu Boden ſchlagen, im Luftballon zum Himmel jagen, ſtatt des verlangten ſammtenen, mit dem eiſernen ſpaniſchen Mantel beſchenken, er trägt Salzſtücke in Zuckerhutform von Salzburg nach Hauſe und verzollt ſie ſündtheuer als Zucker.

Seine Art, ähnliche Späße in der ernſthafteſten Weiſe hinzunehmen und mit der treuherzigſten Dummheit

in die plumpſten Fallen zu gehen, ſcheint ihm beſonders das Wohlgefallen und die Gnade ſeiner „lieben, vortrefflichen, beſten Herrſchaften“ erworben zu haben, da ſie an ihn die wohlfeilſten Witze gegen die reichlichſte Schmeichelei verkaufen konnten. Die verſchiedenen Herren, in deren Dienſt er ſich verdingte, wurden ordentlich eiferſüchtig, wenn er bei einem länger verweilte als beim Nachbar, man ſchickte ihn mit Empfehlungsbriefen von einem hypochondriſchen Abte zu einem andern, an Langeweile laborirenden Sereniſſimus, und ſelbſt geringe Kavaliere, Pagen und Lakaien ſezten ihm Jahrgelder aus, damit er pünktlicher erſcheinen und ihnen behülflich ſeyn ſollte, ihre Herrn bei guter Laune zu erhalten.

Mit dieſem ambulanten Narrendienſte verband aber Peter Proſch ein Handelsgeſchäft, das ſeitdem als erbliches Monopol auf ſeine Landsleute übergegangen iſt, den Handſchuhhandel. Insbrucker Handſchuhe galten ſeiner Zeit als vorzügliche Waare, und ſo kam es, daß der Augsburger Domherr Graf Kümburg den Oelhändler aufforderte, ihm neun Dutzend glacirte Frauenhandſchuhe von dort mitzubringen. Dem induſtriöſen Zillerthaler erſchien dieſer neue Handelszweig alsbald ergiebiger und mit ſeiner hoffähigen Perſon verträglicher, und ſo ward er „der erſte und bisher alleinige Handſchuhhändler aus Tirol.“ Er führte ſich mit dieſem Galanterieartikel um ſo leichter in den Putzzimmern der wichtigſten Damen, wie in den Kabineten ihrer dienſtbefliſſenen Anbeter ein und verwerthete ſeine Handſchuhe gleich theuer wie den beigegebenen Humor. Seinen vorzüglichſten Gönnern machte er auch damit Geſchenke, wie z. B. der Kaiſerin in Insbruck ein Dutzend weiße und bei dem hier erfolgten Tode ihres Gemahls ſogleich ſechs Dutzend ſchwarze; auch Marie Antoinette beſchenkte er bei ſeiner Verſailler Viſite in gleicher Weiſe. Seine ehrliche Dummheit erlaubte ihm immerhin zu begreifen, daß die Gegengeſchenke jedenfalls den Kaufpreis eintragen würden. Eben ſo war er naiv genug, der Kaiſerin regelmäßig die drei Kreuzer Grundzins ſeines Häusleins nach Wien zu bringen, da ſie ihm mit Kremnitzern ausgewechſelt wurden, wobei er auch viel zu erzählen wußte, was man in Tirol von ihr ſpreche. In Wien ſchien er ſeine Rolle übrigens mit weniger Wirkung durchzuführen, und dem Kaiſer Joſeph, den man nicht ohne Beigeſchmack „den Andern“ nannte, fehlte für „die Natur und das aufrichtige Gemüth“ dieſes Tirolers das nöthige Verſtändniß.

Einer ſeiner beliebteſten Tummelplätze war der Hof des Würzburger Biſchofs, Adam Friedrich, eines Grafen von Seinsheim, an welchem er, nebſt dem ihm beſonders mundenden Frankenwein, zu rühmen wußte, daß er „ein frommer, auferbaulicher und wahrer Biſchof, Soldat, Jäger, Muſikant, Baumeiſter, Gärtner und wahrer Vater aller ſeiner Unterthanen, auch daß er in Würzburg und Bamberg unſterblich geweſen ſey.“ Deſſen Nachfolger, ein Herr von Erthal, erklärte freilich, „er wiſſe nicht mit Narren umzugehen,“ und ſo litt denn Peterls Würzburgiſche Glorie einen bedeutenden Abbruch. Zu Ansbach bei dem Markgrafen Alexander fühlte er ſich ebenfalls ganz behaglich, ſo große Verzagtheit ihn auch befallen hatte, daß hier „alles lutheriſch ſey,“ ſo daß er nur in einem katholiſchen Wirthshauſe zu übernachten wagte und erſt durch das markgräfliche Konfekt und Trinkgeld überzeugt wurde, „daß es unter Lutheranern auch ſo gute Herrſchaften gebe, wofür er dem vorſichtigen Gotte dankte.“

(Fortſezung folgt.)

Das Elfenkönigsſtück.

(Schluß.)

Ein Morgen, ſchön wie keiner, tagt.
„Wohlauf denn! heute ſey's gewagt!“
Das Schloß iſt voller Duft und Glanz,
Dem Kampfſpiel folgt der heitere Tanz.
Wie tummeln ſich die Gäſte!
Die Schönſte Jedem freundlich ſcheint,
Und jeder meint
Geheim: ich bin der Beſte.

O wie ihr alle Thoren ſeyd!
Der Spielmann ſtehet ohne Neid,
Sieht tanzen euch, wie Spreu im Wind,
Wie Mücken, in der Sonne blind.
Er harret wohl der Schönen,
Bis ſie ihn in die Mitte ruft:
„Nun füll' die Luft
Mit deinen Zaubertönen!“

Er tritt hervor, er prüft nicht lang;
Die Seele fließt ihm in Geſang.
Er hat es Alles wohl bedacht
Und nimmt den kleinſten Ton in Acht,
Daß er ihn wieder treffe,
Wenn er nun ſpielen muß zurück
Das ganze Stück,
Und ihn kein Zauber äffe.

Er ſteht ſo ſchön, er ſteht ſo kühn;
Die Locken wehn, die Augen ſprühn,
Der Bogen zieht ſo ſüß und weich
Durch ſeiner Töne Himmelreich —
Das iſt kein irdiſch Singen.
Den Athem alle halten an.
O ſtill! Er kann
Die Götter niederzwingen.

Und immer ſüßer wird das Lied,
Die Herzen wie zum Sterben zieht.
Dann plötzlich rauſchend jauchzt es auf,
Ein trunkner Held im Siegeslauf,
Der ſtürmen will den Himmel.
Und, wie ein Blitz, durchläuft's den Saal,
Wird auf einmal
Ein jubelndes Gewimmel.

Die Ritter glühn im Schwerterkranz,
Und rings der Frau'n lebend'ger Kranz,
Er wogt und wallt im Ringelreihn;
Die Vögel drängen ſich herein,
Berauſchet drüber kreiſen;
Die Bäume draußen ſingen all.
O ſüßer Schwall
Von niegehörten Weiſen!

Und, der das Alles rührt und regt,
Der Spielmann ſtehet unbewegt.
Ja, kluger Junge, ſieh dich vor,
Das Auge ſchließe, ſchließ' das Ohr!
Noch biſt du nicht zu Ende.
Die Elfen ſtürmen ſchon heran.
Steh' als ein Mann,
Daß nicht das Spiel ſich wende!

Und, wie ein Fels im Meer, voll Ruh'
Sieht er dem wilden Wirbel zu.
Da horch! Was trifft ihn auf einmal,
Wie Regenſturz in's trockne Thal?
Er höret ſeinen Namen;
Ein Ruf — die Seele liegt darin!
O ſieh' nicht hin,
Woher die Töne kamen!

Sie ſelber iſt's in trunknem Lauf,
Die Locken los, die Arme auf,
Ihr Volk von Elfen mit heran —
Sie fliegt ihm zu, ſie faßt ihn an:
„Du Liebſter mir von Allen!
Gegeben haſt du mir ein Herz.
Laß mich in Schmerz
Und Luſt an's Deine fallen!"

Und kniet vor ihm ſo ſchön, ſo lieb:
„Und fühlſt du, Liebſter, keinen Trieb?
Was blickſt ſo kalt von oben her?
O nein, ich laſſ' dich nimmermehr."
Er ſchließt das Aug erſchrocken.
Da ſpringt ſie auf, umfaßt ihn wild;
Weg, ſüßes Bild!
Ach, tödtlich iſt dein Locken.

Er macht ſich los, er ſtehet frei.
Das wilde Lied, es wird zum Schrei.
Zurück, o Spielmann, nun zurück
Voll Muth das Elfenkönigsſtück!
Die Bäume wandeln draußen,
Die Decke kreiſt, der Säulen Kranz
Schlingt ſich zum Tanz,
Herein die Wolken brauſen.

Und Waſſer ſtürzt, und Feuer flammt,
Die Elfen tanzen alleſammt.
Die Andern fliehn. Nun halt' dich gut!
Es wächst der Brand, es ſteigt die Fluth,
Und rast ihm um die Ohren,
Und faßt ihn in den Wirbel ſchon, —
„Weh mir! Den Ton,
Ich hab' ihn nun verloren!"

Da zuckt's ihm, wie ein Blitz, im Hirn,
Der Tod kehrt ein auf ſeiner Stirn,
Er ſinket hin. Die Geige klingt,
In tauſend Stücke ſchmetternd ſpringt.
Im Nu ſind weg die Geiſter,
Kein Waſſer mehr, kein Flammenſchein, —
Aufrecht allein
Im Saale ſteht der Meiſter.

„Erwach', mein Sohn, aus Fiebernacht!
In Aengſten hab' ich dein gedacht,
Und ſchwang mich her, ſtand hinten frei,
Und ſchnitt die Saiten raſch entzwei,
Das war zu deinem Glücke.
Wie machten dich die Geiſter blaß!
Komm nun, und laß
Die Elfenkönigsſtücke!"

E. Reinhold.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Köln, April.

Berathungen für einen allgemeinen Hülfs- und Bildungsverein.

Eines der wichtigſten Zeichen der deutſchen Entwickelung iſt bekanntlich das jetzt allwärts ſich kund gebende Beſtreben, durch Aſſociation, d. h. im Wege eines gemeinſamen Wirkens, im Allgemeinen Wohlſtand und Bildung in einem höhern Grade zu befördern, als dieß dem Einzelnen möglich iſt, und insbeſondere der geiſtigen und leiblichen Noth derjenigen Abhülfe zu ſchaffen, die von ihrer Hände Arbeit leben. Die Idee ſolcher Vereine zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klaſſen hat in Preußen vorzügliche Anregung durch unſern König erhalten, wozu derſelbe durch die unglücklichen Vorgänge in Schleſien und Böhmen veranlaßt worden war. Nach dieſer Anregung traten in allen bedeutenderen Städten der preußiſchen Monarchie patriotiſche Männer zur Begründung ſolcher Vereine zuſammen und die öffentlichen Blätter

haben jeweils über den Verlauf dieser Bestrebungen nähere Mittheilungen gebracht. In Berlin wollte ein „Centralverein zum Wohl der arbeitenden Klassen" gestiftet werden, dessen wirkliches Zustandekommen jedoch bis jetzt an ungehörigen Einmischungen politischer Prinzipfragen scheiterte, indem einige der lautesten Wortführer die Gelegenheit der Statutenberathungen zu ungeeigneten Ausbrüchen politischer Parteileidenschaften benutzten, anstatt ihre diesfallsigen Neigungen und Abneigungen dem vorragenden praktischen Zweck zum Opfer zu bringen. Unter den Städten, wo sich für diese Sache gleich von Anfang an die lebendigste Werkthätigkeit kund gab, befand sich Köln, und bereits am 4ten Dezember v. J. erschien als Beilage zur „Kölnischen Zeitung" ein erschöpfender Statutenentwurf zur Begründung eines „allgemeinen Hülfs- und Bildungsvereins" in unserer Stadt. Allein das Oberpräsidium der Rheinprovinz fand diesen Statutenentwurf nach seinen Hauptbestimmungen zur amtlichen Genehmigung so wenig geeignet, daß es die nachgesuchte Erlaubniß zur Abhaltung einer Generalversammlung zum Zweck der Berathung dieser Statuten verweigerte. Zwischen dem in der ersten Versammlung gewählten Vereinscomité und dem Herrn Oberpräsidenten fand nun über die Entwerfung zulässiger Statuten der nöthige Austausch statt, der endlich zur Folge hatte, daß ein neuer Statutenentwurf zu Stande kam, auf dessen Grund die Regierung den Zusammentritt einer Generalversammlung zur Berathung dieses modificirten Entwurfs gestattete. Am 16ten März fand diese Generalversammlung unter einem außerordentlichen Zulauf der Bürgerschaft von Köln und Deutz statt; aber obwohl die Versammlung in Folge musterhafter Leitung der Berathungen durch den Advokaten Dr. Compes der Versuchung ungehöriger Ausschreifungen nach Möglichkeit widerstand, so verlor sich die Diskussion der prinzipiellen Paragraphen des neuen Entwurfs, der durch seine Nachgiebigkeit gegen die frühern Ausstellungen der Regierung Vielen ein Anstoß wurde, doch so sehr in die Breite und in lärmende Abweichungen, daß die Berathungen nur bis zum §. 8. des in 14 Paragraphen bestehenden Entwurfs in einer Zeit von fünf Stunden vorschritten. Es fand daher am 31sten März, an welchem Tage (statt am 25sten März, wie der Kalender haben wollte) in der hiesigen Erzdiöcese das Fest von Mariä Verkündigung gefeiert wurde, eine neue Berathung statt, die aber wiederum so bewegt war, daß man mit den noch ausstehenden 6 Paragraphen nicht fertig werden konnte, und deßhalb zur Schlußberathung bereits eine neue Generalversammlung auf Sonntag den 6ten dies zusammenrief. Das bis jetzt gewonnene Resultat der Berathungen restituirte den Entwurf in seinem ursprünglichen Inhalt, und es läßt sich daher aus dieser Thatsache ohne Schwierigkeit voraussagen, daß der Entwurf die amtliche Genehmigung nicht erlangen wird, demnach alle bisherigen Anstrengungen zur Begründung eines Lokalvereins in hiesiger Stadt vergeblich gewesen sind. Die Verantwortung dieser Erfolglosigkeit wird denjenigen anheimfallen, welche politische Lieblingsmeinungen und unverkennbare communistische Sympathien einem fast unwiderstehlichen Bedürfnisse der Gegenwart zu opfern nicht vermocht haben.

(Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Die Saison. — Die italienische Oper.

Die Veranlassung zu dem erwähnten coroner's inquest war folgende: Einer von denen, welche die Fleet-Kloake begehen — so genannt nach dem Flüßchen dieses Namens — war ungefähr eine Meile von der Ausmündung aufwärts gekommen, als er beim Scheine seiner Fackel an der Verbindungsecke zweier kleinen Kanäle eine menschliche Gestalt sitzen sieht. Er ruft sie an, erhält keine Antwort, nähert sich, leuchtet der Gestalt in's Gesicht und erblickt einen Todtenschädel. In demselben Momente gleitet er aus und läßt die Fackel fallen, die im Wasser verlöscht. Mühsam findet er den Rückweg, theilt seinen Genossen das Abenteuer mit und folgt ihrem Rathe, es der Polizei anzuzeigen. Der Auftrag, den Mann nach der Stelle zu begleiten, mag nicht beneidet worden seyn, wird aber ausgeführt, und man trifft ein menschliches Gerippe, Kleider und Fleisch sichtbar von Ratten abgefressen und zernagt, nur ein Theil der Schuhe unversehrt und im Schlamme einige Metallknöpfe. Alles das wurde herausgeschafft, lag nun dem Coroner und den Geschworenen vor, und wurde in Folge der Untersuchung für die Ueberreste eines alten Mannes erklärt, der zur Fleetgenossenschaft gehört hatte und seit Wochen vermißt worden war. Wie er umgekommen, war nicht zu ermitteln, vermuthlich am Schlagfluß. Das Verdikt der Geschworenen lautete einfach: todt gefunden.

Unbekümmert um solche dunkle Ereignisse bewegt sich die Saison im ersten Stadium ihres gewohnten Glanzes. In das zweite mit gesteigerter Pracht tritt sie bekanntlich nach Ostern, um von Juni bis August allmählig zu erlöschen. Da aber, wie die politische Saison von der Eröffnung des Parlaments, die fashionable vom Beginn der italienischen Oper datirt, so ist sie nun, seit vor wenigen Tagen letztere ihren Anfang genommen, in vollem Zuge. Was den Politikern Sir Robert Peels Budget, das war den Fashionablen Lumley's Programm, denn so heißt der dermalige Pächter des Hauses und Director der Gesellschaft. Sir Robert warb durch seinen vortrefflichen Finanzplan um den Beifall der Nation, Lumley durch sein verkündigtes Opernarrangement um das Geld der Abonnenten. Der Premier will alle Steuern aufheben, der Impressario verspricht neue Künstler. Jener wird von der politischen, dieser von der fashionablen Welt gelobt und damit haben Beide vor der Hand ihre Zwecke erreicht. Aber rücksichtlich der Einheit der Tendenz muß St. Stephen's dem Opernhause weichen. In der dortigen Versammlung mag es fast eben so viele Absichten als Mitglieder geben; in der diesseitigen vereinigt Ein Zweck alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. Von der gekrönten Königin in ihrer üppigen Loge bis zum niedrigsten Handwerker auf der hölzernen Bank im Hintergrunde der obersten Galerie, Staatsmänner und Feldherren, Dichter und Maler, Künstler und Literaten, was London an reichem, vornehmem, feinem und kunstsinnigem Publikum besitzt, alles das strömt in das Opernhaus, mehr oder weniger um des höchsten musikalischen Genusses willen, den London bietet. Andere vom Auslande eingeführte Genüsse sind der Mode unterthan und wechselnd, wie diese, ihre Launen. Die italienische Oper allein hat sich eine feste Herrschaft gegründet, und es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß im selben Maße, in welchem Empfänglichkeit für Musik sich in den niedern Ständen des englischen Volks verbreitet, die italienische Oper aufhört eine verwerfliche Neuerung gescholten zu werden, daß die früher so gehässigen Ausfälle gegen ihre Beschützer — die Königin vor Allen — immer mehr verstummen. Und Allem nach steht eine ganz besonders glänzende Opernsaison bevor.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 12.

Sonnabend, 12. April 1845.

[67] Im Verlag von **C. F. Peters**, Bureau de Musique in Leipzig, wird am 15. April d. J. erscheinen:

Döhler, Th., Un été à Lucques, 12 mélodies italiennes avec accomp. de Piano. Oeuv. 57.

— — Douze Romances sans paroles pour le Piano. Oeuv. 57.

---

[81] **Wichtige Anzeige**
für
Militärpersonen und Geschichtsforscher.

Den vielen, uns seit Jahren zugegangenen Wünschen, Kaußler's Atlas durch eine Ermäßigung des Preises auch Privatbibliotheken zugänglich zu machen, nachgebend, bemerken wir, daß von jetzt an, so weit der Rest der Auflage reicht:

Kaußler's Schlachten-Atlas der alten, mittlern und neuern Zeit vollständig in 44 Lieferungen, jede in 15 Blättern in Royal-Folio und 120 Bogen Text in 4. (in deutscher und französischer Sprache) für 30 **Rthlr. pr. Cour.** (früherer Ladenpreis 99⅓ Thlr.) durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Mehr noch hinzuzufügen wäre wohl unnütz, da sich das Werk durch seine Großartigkeit und Gediegenheit am besten selbst empfiehlt, auch bereits allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Zur größeren Bequemlichkeit der Herren Interessenten kann dasselbe auch in einzelnen Lieferungen bezogen werden.

Merseburg, im März 1845.

Mulandt'sche Buch- und Kunsthandlung.

Der ungenähte Rock

oder

König Orendel

wie er den grauen Rock gen Trier brachte.

Gedicht des zwölften Jahrhunderts
übersetzt von

Karl Simrock.

gr. 8. Velinp. broch. Preis fl. 1. 45 kr. od. Rthlr. 1. —

Mit Freuden werden die zahlreichen Freunde deutscher Poesie und Sage diese, bis vor Kurzem noch unbekannte Dichtung begrüßen, die ihnen durch Herrn Simrock's geschickte Hand hier in ansprechender Gestalt vorgeführt wird. Der unbekannte Verfasser, aus der Schule der fahrenden Sänger, erzählt darin, indem er eine uralte deutsche, in heidnischer Vorzeit wurzelnde Sage mit der christlichen Legende vom heiligen Rocke in Verbindung bringt, eine jener anziehenden Brautfahrtsagen, eine Odyssee in kleinerem Rahmen, wie sie das Mittelalter vorzugsweise liebte; die aber gerade jetzt auch für die Gegenwart von doppeltem Interesse seyn dürfte.

Obwohl einfach und kunstlos in der Form ist dieses Gedicht doch voll jenes frischen und ursprünglichen Hauches, der fast die meisten poetischen Erzeugnisse des 12ten Jahrhunderts durchweht. Dieses und die vielfachen Beziehungen zur deutschen Heldensage, die der Herausgeber in der Einleitung auf eben so ansprechende als erschöpfende Weise auseinandersetzt, werden dem Büchlein vor allen den zahllosen Schriften, die die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier hervorgerufen, seinen bleibenden Werth sichern, der noch dauern wird, wenn die Wogen der Aufregung und Erbitterung, die im Augenblick über Deutschland zusammenschlagen, längst verrauscht seyn werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das evangelische

Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

Dr. F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorstehende Schrift, welche die so wichtige und doch lange Zeit so wenig bekannte und beachtete Sache der Mission nach ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen übersichtlich darstellt, hat sich in kurzer Zeit einen Leserkreis gewonnen, und erscheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neuesten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unserer an raschen Entwicklungen so reichen Zeit auch dieser Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte, in den letzten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, desto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieser Seite faßt, für dieses neu angeregte Interesse Vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erweiterung
des
deutschen Handels und Einflusses
durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.
Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer
süddeutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft.
Von
Gustav Höfken.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[90]

Monatblätter

zur Ergänzung der

Allgemeinen Zeitung.

Unter diesem Titel erscheint seit dem laufenden Jahr in Monatsheften eine Zeitschrift, die vorzugsweise getragen wird durch die überfließenden Mittel der zu Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung, zunächst aber bestimmt ist für diejenigen Gegenstände eine Besprechung zu eröffnen, die eine Behandlung von erschöpfenderem Inhalt, somit größerer räumlichen Ausdehnung erheischen, als daß sie sich in die Spalten eines Tagblattes einfügen ließe. Die Allgemeine Zeitung ist während ihres bald fünfzigjährigen Bestands schon öfter im Fall gewesen Plan und Umfang zu erweitern. Nach Maßgabe der Zeitforderungen wurde dem raisonnirenden oder wissenschaftlichen Theil, den Discussionen des öffentlichen Rechts, den Völker- und Länderschilderungen, der National-Oekonomie und der Litteratur größerer Platz eingeräumt. Derselbe genügt aber immer noch nicht, da mit der Ausdehnung des Blattes auch die ihm aus fast allen Weltgegenden zufließenden Mittheilungen in einer Weise zugenommen haben, daß, wenn nicht sehr werthvolle Arbeiten unbenützt bleiben sollen, der Zeitung ein Ergänzungsblatt an die Seite gestellt werden muß. Ohnedieß verlangt man in Zeiten ungestörten Friedens, wie die unsrigen sind, neben der Tagsdebatte noch eine tiefere wissenschaftliche Erörterung der wichtigsten Fragen, welche die Geister bewegen. Für eine solche soll die neue Monatsschrift Raum schaffen.

In demselben Geist, der seinen Standpunkt außerhalb der Parteien sucht, werden auch diese Ergänzungsblätter der Allgemeinen Zeitung, unter besonderer Leitung und Verantwortlichkeit, einestheils auf der positiven Ordnung fußen, anderntheils nicht weniger beflissen seyn dem gesetzlichen Fortschritt zu dienen, den mannichfaltigen Strebnissen der materiellen Interessen wie des geistigen Lebens im Vaterland ein förderliches Organ zu bieten.

Wie unsere zu Augsburg erscheinende Allgemeine Zeitung ohne eigentliche örtliche Grundlage, wenden sie sich unmittelbar an das deutsche Gesammtpublikum. Die Gegenstände, die sie in ihren Kreis ziehen werden, speciell aufzuzählen, dürfte nicht nöthig erscheinen; das weite Gebiet auf dem sich die Beilage der Allgemeinen Zeitung bewegt, wird auch das ihre seyn, nur mit einer Ausdehnung desselben etwa in der Art der ehemaligen Posselt'schen Annalen, der Zschokke'schen Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, oder des Edinburgh-Review und der Revue des deux Mondes, so daß außer den Lebens- und Charakterskizzen bedeutender Persönlichkeiten der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit auch die wissenschaftlich socialen Zustände, die parlamentarischen Verhältnisse und Entwickelungen, die in Staat und Kirche gepflogenen Controversen ꝛc. eine fortlaufende Aufgabe umfassender kritischer Berichterstattungen seyn werden. In gleicher Weise wird auch die litterarische Rubrik, unter besonderer Berücksichtigung des historisch-politischen und ethnographischen Faches, eine entsprechende Ausstattung erhalten und neben der Kritik der bedeutenderen deutschen Werke auch die ausländische Litteratur nicht vergessen werden, um sie je nach der Bedeutsamkeit der neuen Erscheinungen bald in kurzen Anzeigen, bald in erweiterten Beurtheilungen in der deutschen Lesewelt einzuführen. Endlich werden werthvolle Originalmittheilungen von deutschen und fremden Reisenden, wie sie in der Allgemeinen Zeitung eine stehende Rubrik bilden, einen nicht unbedeutenden Raum auch in der neuen Zeitschrift einnehmen.

Da viele der bedeutendsten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung und eine große Zahl anderer Gelehrter dem Unternehmen ihre Mitwirkung schon zugesagt haben, so darf dasselbe von der Erwartung begleitet auftreten, daß es vielleicht beitrage der Redaktion und der Verlagshandlung der Allgemeinen Zeitung ihre moralische Verantwortlichkeit vor dem Publikum zu erleichtern, das in demselben da und dort die Ergänzungen einzelner Lücken finden wird, welche ein Tagblatt wie die Allgemeine Zeitung unendlich schwer vermeiden kann, mögen auch diejenigen welche bei derselben vorzugsweise thätig sind, täglich den redlichen Kampf sie auszufüllen erneuern und in ihrem Bemühen sie verschwinden zu machen nicht ablassen. Eine Monatschrift wird nicht mit dem Maßstabe des Tageseindruckes gemessen, und so werden ihre umfassenderen Betrachtungen auch ruhigere, vielleicht von mehr als einer Seite billigere Beurtheilung finden.

Die erschienenen drei ersten Hefte enthalten:

Januar.

Zur Einleitung. Einst und Jetzt. — Edmund Burke. — Rückblicke und Aussichten auf dem Gebiete der schönen Litteratur. — Fragmente aus Thessalien. — Die Petersburger Deutschen. — Ueber den Stand der Litteratur und

der Gebildeten zu den Parteien in den Vereinigten Staaten. — Blicke auf die philosophischen Zustände der Gegenwart. — Weil's Einleitung in den Koran. — Resultate des deutschen Zollvereins. — Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Niederland.

Februar.

Edmund Burke. — Italienische Familien. — Hamburg. — Fragmente aus dem Orient. — Besuch bei Mehemed Ali. — Reisen in Armenien. — Agassiz's Gletscherreisen. — Allgemeine Geschichte des großen Bauernkriegs. — Preußens Garantien für die Richter. — Deutsche Bücher in England. — Charles Dickens. — Volks- und staatswirthschaftliche Fortschritte der Vereinigten Staaten von Nordamerika innerhalb fünfzig Jahren. — Bündnisse und entente cordiale.

März.

Die oceanischen Straßen des Welthandels. — Fernerfahrt im Oetzthale. — In den Ostseeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten). — Das Pariser Journal Asiatique im Jahre 1844. — Eine Skizze von Smyrna. — Ueber deutsche Publicistik. — Die letzte hannover'sche Ständeversammlung, ihre Thätigkeit und ihre Erfolge. — Die Ermordung Pauls I. — Die Synodalverfassung in der protestantischen Kirche (eine Lebensfrage für Kirche, Staat und Wissenschaft). — Charles Churchill.

Das einzelne Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften kostet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Post können dieselben bezogen werden, in welchem Falle der Preis sich von uns nicht für jeden Verkaufsort, sondern nur durch die betreffenden Postämter bestimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überschreiten.

Stuttgart, im April 1845.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[87] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

29ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Istrien und Dalmatien.

Briefe und Erinnerungen

von

Heinrich Stieglitz,

gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Dieses Werk schließt sich an das frühere in der gleichen Sammlung als 21ste Lieferung unter dem Titel:

Ein Besuch auf Montenegro

erschienene an.

Inhalt: I. Istrien. Triest. — Isola und Kapodistria. — Pirano. — Montana. — Pisino. — Dignano. — Pola. — Quarner. — Lussin Osero. — Cherso. — Veglia. — Fiume. — II. Dalmatien. Zara. — Oreskowitsch. — Tommaseo. — Fort San Niccolò. — Sebenico. — Spalato und Salona. — Pogliza. — Lesina. — Lissa. — Curzola. — Meleda. — Bocche di Cattaro. — Oestreichisch Albanien. Ragusa.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[83] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Text zu Eduard Gerhard's

Antiken Bildwerken.

In drei Lieferungen.

Zweite und dritte Lieferung. gr. 4. geh. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Der Herr Verfasser hat dafür gesorgt, daß dieser erklärende Theil der „Antiken Bildwerke" reichhaltiger und umfassender genannt werden darf, als seit Winckelmann andere bisherige Unternehmungen dieser Art es waren. Darum dürfen wir dieses Werk mit Recht allen einsichtigen Kunst- und Alterthumsfreunden ohne Anstand empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, März 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lehrbuch
der
speciellen Technologie,
vornehmlich zum Gebrauch
auf Universitäten und in andern Lehranstalten.
Nach dem jetzigen Zustande
der Naturwissenschaften und den neuesten Erfindungen und Entdeckungen
bearbeitet von
Joh. Heinr. Moritz von Poppe,
Doctor der Philosophie und Staatswirthschaft, Prof. der Technologie auf der Universität Tübingen, Ritter ꝛc. ꝛc.
Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 6 Steindrucktafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs der speciellen Technologie hatte bald nach dem Erscheinen das Glück, nicht bloß auf vielen Universitäten (in einer italienischen Uebersetzung auch in Padua), sondern auch in andern Lehranstalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind aber fast alle technischen Gewerbe mit gar vielen wichtigen neueren Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt sind sie sehr vervollkommnet worden. Dieses Neue und Bessere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abschnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenstände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln versehen ist. Die Unterzeichnete darf wohl hoffen, daß aus diesen Gründen, so wie wegen des immer mehr wachsenden Interesses, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbschulen und anderer technologischer Lehranstalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erste.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ansichten
über
Natur- und Seelenleben
von
Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,
Kanzler der Universität Tübingen,
nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne
Hermann Friedrich Autenrieth,
ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der gegenwärtige Zustand
der
Vaccination
von
John Baron, M. D.
Aus dem Englischen
von
F. G. Gmelin,
Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. April 1845.

Er komme, der, mit ſtrafendem Geiſelhieb,
Nach Affen dem ſtumpfnäſtrige Sklaven peitſcht.

Platen.

Skizzen aus dem ſüdlichen Schweden.

(ſ. Nr. 2—7.)

Nationalität.

Der Menſchenſchlag, den man im ſüdlichen Schweden findet, iſt kräftig und ſchön. Im Geſichtsſchnitt wie im Körperbau erſcheinen ſie als zum germaniſchen Stamme gehörig. Das Haar blond, das Auge blau, der Blick frei und offen, zuverſichtlich und Vertrauen erweckend — das iſt die Mitgabe der überwiegenden Mehrzahl der Bewohner Schonens. Trotz der großen Dürftigkeit, in welcher ein bedeutender Theil des Landvolkes lebt, zeigt ſich doch ſelten in ihren Geſichtszügen der Ausdruck des Gedrücktſeyns, der demüthigen Unterwürfigkeit, der ſklaviſchen und ſlaviſchen Willenloſigkeit, die nur in däniſcher Bosheit die Reſte eines eigenen Willens concentrirt. Den Tirolern ähnlich erſcheinen die Bewohner des ſüdlichen Schwedens friſch, fromm, frank und frei.

Solche Phyſiognomien machen auf den Fremden einen angenehmen Eindruck, der um ſo wohlthuender wirkt, wenn man im Stande iſt, Vergleiche mit contraſtirenden Nationalitäten anzuſtellen. So war ich vom Zufall begünſtigt, daß ich zu gleicher Zeit ſchwediſche, däniſche und ruſſiſche Maſſen vor mir ſah. Die Verſchiedenartigkeit des Geſichtsausdrucks zu ſtudiren, ſtellte ich mir ſogleich zur Aufgabe.

Im Sunde, faſt in gleicher Entfernung von Helſingborg und Helſingör lag die große ruſſiſche Flotte. In Helſingborg warf ich noch einen lezten prüfenden und meine früheren Beobachtungen controlirenden Blick auf die ſchwediſchen Phyſiognomien. Nach Verlauf nicht ganz einer Stunde war ich auf Dänemarks Boden in Helſingör und hatte hier Gelegenheit, die im Weſentlichen geringe Verſchiedenheit der Nationalität, Sprache und Phyſiognomie der beiden Völker wahrzunehmen. Zu der auf der Rhede von Helſingör ankernden ruſſiſchen Flotte führte das kleine Boot in weniger als einer halben Stunde. Der ſtrengere, ovale ſchwediſche Schnitt geht beim Dänen mehr in's Breite, das Blonde mehr in's Braune; das geiſtige Leben iſt ungetrübt daſſelbe. Beim Ruſſen dagegen verflachen ſich die Züge zur vollſtändigſten Unſelbſtſtändigkeit und Charakterloſigkeit; das geiſtige Leben iſt ausgetrieben. Ein Ausdruck iſt noch geblieben, aber das iſt ein kränkender, das Gefühl des denkenden Mannes empörender oder je nach Umſtänden niederſchmetternder Ausdruck thieriſcher Stupidität, ſklaviſcher Furcht und abſoluter Stumpfſinnigkeit oder blödſinniger Neugier. — Das ſind die drei Nationen in ihren ungebildeten Maſſen. Die Gebildeten, die Beamten, die Offiziere haben allerdings

noch ihren Nationaltypus, die Schärfe des Contrastes tritt aber weit mehr bei den Ungebildeten hervor.

Der Seedienst ist ein beschwerlicher, das ist nicht zu leugnen, und unbedingter Gehorsam ist unbedingtes Erforderniß. Aber diese Nothwendigkeit, sich dem Gebote des Befehlshabers zu fügen, die sich ja auch in andern, namentlich militärischen Verhältnissen wiederfindet, zieht keineswegs von selbst die Ertödtung der Würde der Persönlichkeit im Menschen, die Degradirung des Individuums zur Maschine nach sich. Wenn nur in dem Gehorchenden das Bewußtseyn herrscht, daß nicht übermüthige, beliebige Willkühr, sultanischer Despotismus dem Befehlenden seine Befehle einflößt, sondern der Sinn der Gerechtigkeit und die äußere Nothwendigkeit, daß auch über dem Befehlenden das strenge Gesetz wacht, wenn nur der Gehorchende mit dem Befehlenden auf einerlei Rechtsboden sich weiß, so ist der Mensch im Menschen gerettet. Und davon liefert unzweideutiges Zeugniß, was schweigend das Auge und die Züge des Gehorchenden sprechen.

Ich habe außer den so eben genannten verschiedene Marinen gesehen, französische, holländische, österreichische, jede in ihrem Lande; ich habe außerdem in den Häfen und auf offenem Meere manchen bedeutenden Repräsentanten der übrigen Seemächte gesehen; — überall strengen, unbedingten Gehorsam, überall Mühseligkeiten und Beschwerden, aber dabei doch überall Menschen, denkende, fühlende, wollende Menschen, nirgends entwürdigte, entmenschte Creaturen.

Das Russenthum ist in Deutschland gar wenig beliebt. Sollte es ja hier oder da Jemanden geben, der im Stande wäre, bei sonst richtig organisirtem Innern für's Russenthum sich auszusprechen, der brauchte nur ein einzigesmal die verschiedenen, so nahe sich berührenden und doch so sehr sich abstoßenden Nationalitäten neben einander zu sehen, um von seiner Laune geheilt zu werden.

Schweden und Russen stoßen sich gegenseitig ab, wie nur Deutsche und Russen sich abstoßen können. Die Antipathieen gegen Rußland habe ich wirklich in Frankreich nicht so groß gefunden, als in Schweden und Dänemark. Es ist dieß übrigens auch erklärlich. Diese beiden Völker haben zu viel von dem nachbarlichen Koloß zu fürchten. Auch ist es ein festgegründetes Gesetz, daß, wie die Extreme sich berühren, so das nahe aneinander Grenzende sich abstößt. Die nachhaltigste Erbitterung findet man immer in den nächsten Kreisen, ja in der Familie; der unversöhnlichste Haß ist der nicht durch die Sache, sondern durch die Person hervorgerufene, der persönliche Haß.

Der Russenhaß spricht sich in Schweden und Dänemark ganz unumwunden bei jeder Gelegenheit, in allen Sphären der Gesellschaft aus. Die Schweden können zudem es noch nicht verschmerzen, daß sie ihre schönen, umfangreichen Ostseeprovinzen gegen Rußland haben einbüßen müssen, daß die Abtretung derselben eine gar zu trübe Säcularfeier jener Tage war, da ihr Karl im Herzen von Rußland stand und seine schwere Geißel über den rohen Horden des Zaren schwang. Wie in früheren Zeiten die Türken von den Deutschen als der Erbfeind betrachtet wurden, später nach den Freiheitskriegen die Franzosen, jezt aber einzig und allein die Russen, so haben die Schweden ihre früherhin auch nach andern Seiten gerichteten politischen Antipathieen jezt sämmtlich gegen Rußland concentrirt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hoftiroler.

(Fortsetzung.)

Nirgends verweilte er lieber als in München bei dem guten Maximilian, daher er sich den „bayerischen Hoftiroler" nennt und nach des Kurfürsten Tode sogar den „verwittweten," womit er andeuten wollte, daß er in den Diensten der Kurfürstin Wittwe geblieben, an deren Hoflager im einsamen Fürstenried er eben so geläufig wehklagte als Possen riß und dafür doppelte Steuern erhob. Wie familiär er sich übrigens zu geben wußte, mag uns eine Scene klar machen, wie er sie selbst beschreibt. Sie ist nicht ohne Interesse, da er in ihr eine Vorahnung von des Kurfürsten Tode aufzeichnete.

„Eines Tages auf den Abend," schreibt er, „war ein erstaunliches Schneegestöber; ich saß in dem rothen Kabinet der Kurfürstin auf einem Hundskissen vor dem Kamin, den Kopf in beiden Händen haltend, ganz niedergeschlagen und betrübt. Die Kurfürstin saß an ihrem Arbeitstischl, die Gräfin von Seefeld hatte damals den Dienst und saß am Fenster. Auf einmal kam der Kurfürst zum Kabinet herein und sagte: „Was fehlt dir?" Ich sagte: „Nichts, es kömmt mich halt hart an, von einer so guten und gnädigsten Herrschaft wegzugehen; einen weiten Weg und wildes Wetter hab ich vor mir, und wer weiß, ob und wann ich dich wieder einmal sehe!" Er kam zu mir, nahm mich beim Kopf, küßte mich auf den linken Backen und sagte: „Du armer Narr! schau mich noch einmal recht an, und wenn du hörst, daß ich gestorben bin, so bete für mich ein Vaterunser." Ich that aus Wehmuth einen lauten Schrei, lief zum Kabinet hinaus und rehrte * und heulte so erbärmlich, daß

* Rehren: weinen.

ich der Herrschaft ganz Leid gemacht. Mir war auch das Herz so voll, daß ich selbst nicht wußte, was es bedeuten soll, denn in meinem Leben hab ich niemals so hart von diesem gnädigsten Kurfürsten Abschied genommen; mich dünkte, es sey gar nicht möglich, daß ich mich von ihm trennen soll."

Wohlthuend gibt sich in diesem ahnungsbangen Auftritte des „guten Maximilian" milde Herzlichkeit, wie die dankbare, unverstellte Anhänglichkeit seines Possenreißers kund; damals ging's dem Peterl von Herzen, in seinem feinen Kopfe aber entstanden die Bettel- und Schmeichelreden, womit er die Finger seiner Patrone gelenkig machte und in wohlgewählten Augenblicken die grobkörnige Offenherzigkeit des Schalksnarren zur schranzenhaften Geschmeidigkeit verkehrte. Nie verfehlte er an Geburts- und Namensfesten Verse zu schmieden und zu deklamiren. Im offenen Tafelsaal unter allen Höflingen erschien er und trug seine Gedichte vor, immer mit dem schönsten Kleide angethan, wie ein Kind, und zum Lohne auch immer mit Süßigkeiten und neuem Gelde begabt. In Würzburg half ein Herr von Quadt, wahrscheinlich Hofpoet, seiner Begeisterung nach, und sie Beide flicken die geistreiche Strophe zusammen:

„Salomon war ein Bärenhäuter
Gegen dir, du bist gescheidter,
Ja du bist auch beim Altar
Frömmer noch als Aaron war."

Noch pastoser und greller trägt er seine poetischen Glanzlichter in den Gedichten auf, die er dem Ansbacher Markgrafen widmete. Er nennt ihn „vom Himmel auserkoren, Gleim und Haller sollten von ihm reden, dessen Thaten und Geschichten Fama jeden Tag besingt, und er hofft zu Gott:

„Er wird dich fernerhin für deine Staaten sparen:
Bleib stets der nämliche, der milde, gute Fürst,
Dem es mit jedem Tag nach neuen Gnaden dürst.
Bleib Vater deines Volks, das ist der Wunsch von Allen,
Das ist der Wunsch von mir, o mög' er dir gefallen!"

Man wolle sich hierbei erinnern, daß der also Besungene jener Alexander von Ansbach war, der fünfzehnhundert seiner Unterthanen als Soldaten in die englischen Kolonien verkaufte und sie in Ketten abführen ließ, als sie sich zu gehen weigerten, derselbe, den die Engländerin Craven zu den tollsten Verschwendungen hinriß, die sein armes Volk zu Grunde richteten. Mit der Craven reiste er im Jahr 1786 nach Paris, von welcher Reise auch Peter erzählt, da der Fürst trotz aller Vorliebe für alles Fremde unter den suffisanten Franzosen den deutschen demüthigen Hanswurst alsbald schwer vermißte und ihn mit der Post nachschicken ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Schluß.)

Theater.

Neben den gefeierten Namen einer Grisi, Brambilla und Rosetti, eines Moriani, Mario, Lablache, Fornasari und Corelli erscheinen die ebenfalls gut klingenden Namen Anaide Castellan aus Petersburg, Rita Borio aus Madrid und Rossi Caccia aus Lissabon, Barroilhet aus Paris und Botelli aus Mailand als wirkende Künstler an der italienischen Oper. Die Oper wurde mit Verdi's Ernani, nach Victor Hugo's Hernani, eröffnet. Vor ungefähr zwei Jahren wurde diese Oper zum erstenmale in Rom mit großem Beifall gegeben. In Paris ist sie noch nicht gegeben worden, und es ist, glaub' ich, noch nie vorgekommen, daß ein Direktor der hiesigen italienischen Oper ein Stück zur Aufführung gebracht hat, bevor die Pariser Kritik ihn dazu gleichsam berechtigt hatte. Dieß ist jedenfalls ein Beweis, daß Lumley ein eigenes Urtheil geltend machen und statt auf den Füßen der Pariser Kritiker auf seinen eigenen stehen will. Einige der bereits erschienenen Berichte haben ihm das hoch angerechnet, denn wie freundlich auch die Tagblätter gegen Frankreich thun, eine gewisse Abneigung John Bulls bricht bei jeder Gelegenheit unwillkührlich durch. — In Coventgarden habe ich kürzlich ein chinesisches Drama gesehen. So nannte es der Anschlagzettel mit dem Titel: Schatten im Wasser, oder der klügste Mann in China, und Verfasser soll ein Dr. Millingen seyn, von dessen literarischem Ruhme ich bis jezt nichts weiß. Die erste Hälfte des Titels ist die Kritik des Stücks, wohl eines der nüchternsten und wässerigsten, die je aus einer Feder geflossen. Das einzige, was mit dem Stück versöhnte, waren vortreffliche Dekorationen und ein reizendes Ballet, das Laternenfest. Dagegen kann ich nur mit Anerkennung seines ungewöhnlichen Werthes von einem in demselben Theater gegebenen fünfaktigen Drama sprechen, das den einfachen Titel führt: Honesty, Ehrlichkeit. Es ist von einem noch jungen Dichter, Henry Spicer, der auch eine Tragödie: The Lords of Ellingham, und einige kleinere Stücke geschrieben hat, die von der Tagespresse viel Lob geerntet haben. Honesty ist aber sein erstes Stück, das auf die Bühne gekommen, und auch dieses ist schon Jahr und Tag im Druck erschienen. Es mag jedoch demselben gegangen seyn wie den meisten Dramen, die ihren Weg nicht über die Bühne in's Publikum finden — sie bleiben ungelesen. Wenigstens ist ein ungespieltes Stück in der Regel ein bleierner Artikel im hiesigen Buchhandel. Ein Recensent macht wohl im Auftrage der Redaktion eines literarischen Blattes eine Anzeige davon und schreibt, um sich die Arbeit zu erleichtern, einige Stellen als Stylproben ab. Das genügt dem Publikum in den meisten Fällen, und haben dann die Exemplare den Verleger lange genug geärgert, so verkauft er den ganzen Vorrath in Bausch und Bogen an einen Antiquar, der sie unter ein Gemisch vergessener Novellen, politischer Flugschriften, frommer Traktätchen und alter ABC-Bücher in eine hölzerne Kiste vor seinem Laden schüttet mit der Aufschrift: only twopence each — Stück für Stück sechs Kreuzer. Sind sie vier Jahre lang von Sturm und Wetter heimgesucht worden, so wandern sie, „um damit zu räumen," als Makulatur zum Käse- und Tabakskrämer und verschwinden. Für dieses Schicksal ist

Spicers Stück zu jung, doch zweifle ich, ob an den Exemplaren, welche seit der ihm vor der Bühne zu Theil gewordenen günstigen Aufnahme als zweite Ausgabe feil geboten werden, etwas anderes neu ist als das Titelblatt und ein kurzes Vorwort des Verfassers, worin er bemerkt, daß er sich weniger bestrebt, schöne Phrasen zu machen, als korrekt und den vorgeführten Charakteren angemessen zu schreiben. Lezteres ist denn auch geschehen. Seine Sprache ist der Ausdruck eines innigen, ächt poetischen Gefühls und ein freundliches Gewand für Gedanken, die der guten alten Dramatiker würdig sind. — In einer frühern Korrespondenz sprach ich von zwei hier gastirenden Amerikanern, dem Komiker Marble und dem Tragiker Hudson Kirby. Beide sind seitdem durch zwei Andere ersezt worden, den Komiker Hackett und den Tragiker Forrest. Erstern, der in Coventgarden spielt, habe ich noch nicht gesehen. Er soll Marble weit übertreffen. Daß dieß bei Forrest, welchen die Direktion des Prinzessintheaters gewonnen hat, in Vergleich zu Kirby der Fall ist, glaube ich verbürgen zu können. Forrest macht der Londoner Bühne seinen zweiten Besuch. Es mögen fünf oder sechs Jahre seyn, daß er hier „neu" war und keine Ursache hatte, mit der gefundenen Aufnahme zu grollen. Irre ich nicht, so ist auch damals über ihn ausführlich im Morgenblatte berichtet worden. Die Zwischenzeit hat ihn durch Uebung und Erfahrung gereift. Man wollte damals an ihm tadeln, daß er mehr physische als geistige Kraft entwickle, mehr seinem Aeußern als seinem Innern vertraue. Das läßt sich ferner nicht von ihm sagen. Er ist bisher im Gladiator von Bird und im Othello aufgetreten, und war meines Erachtens in beiden Titelrollen eher zu ruhig als zu heftig. Er wurde stürmisch begrüßt, blieb aber kalt. Die Versammlung ergriff jede Gelegenheit, ihm Beifall zu rufen; es erwärmte weder ihn, noch sein Spiel, und fast sah es aus, als bewache er sich, um Tadlern nicht Veranlassung zu dem Ausspruch zu geben, daß er „die Bescheidenheit der Natur verletze." Als ein Ganzes ist sein Spiel sorgsam abgewogen und genau berechnet, es zeugt von bedeutendem Talente, wenn auch nicht von Genie, und er ist jedenfalls beim jezigen Zustand der Schauspielkunst eine interessante Erscheinung. — In Sadlers Wells wurde eine neue Tragödie des bekannten Serle gegeben, und da dieses Stück, wie das erwähnte von Spicer, zur Kategorie des sogenannten legitimen Drama's gehört, und in derselben Woche zwei Shakespearesche Stücke in andern Theatern auch volle Häuser gemacht haben, so scheint wirklich eine Reaktion zu Gunsten des ächten Schauspiels eintreten zu wollen. Das Serle'sche Trauerspiel heißt the Priest's daughter — die Pfarrerstochter — und spielt in Frankreich in jener bewegten Geschichtsepoche, wo in den Tagen des englischen William Rufus die Normandie von innern Wirren zerrissen wurde. Es ist sicher eines der besten Stücke, die in der lezten Zeit geschrieben und auf die Bühne gebracht worden sind.

Köln, April.

(Fortsezung.)

Wassersnoth. — Dombau.

Wie leider an so vielen andern Orten hat auch hier der lange und herbe Winter die Noth der untern Klassen bis auf's Höchste gesteigert und außerordentliche Maßregeln der Wohlthätigkeit nöthig gemacht, um wenigstens dem äußersten Elend zu steuern. Eine besonders ehrenvolle Thätigkeit in dieser Hinsicht entfaltete der hiesige Frauenverein, und eines der schönsten Werke des nie rastenden Wohlthätigkeitssinnes der hiesigen Einwohner ist eine öffentliche Speiseanstalt, welche dem Bedürftigen, dem durchaus Hülflosen angemessene Nahrung unentgeldlich verabreicht. Zu all der schon vorhandenen großen Noth ist nun in den lezten Tagen noch eine solche Ueberschwemmung des Rheins getreten, wie sie seit dem verheerenden Jahre 1784 nicht mehr erlebt worden. Der Rhein bietet seit fünf Tagen — wir schreiben diese Zeilen am 1sten April — einen furchtbaren Anblick dar. Der Schnee des so harten Winters hat ungeheure Wassermassen entstehen lassen, die jezt viele Fuß hoch das Strombett überfluthen. Alle am Rhein gelegenen Straßen sind überschwemmt. Furchtbar wüthet das entfesselte Element in unserer Nachbarstadt Deutz, welche halb im Strome steht und einer Meeresinsel gleicht. Oberhalb und unterhalb unserer Stadt hat der Strom die Dämme durchbrochen und fluthet nun weit in's Land hinein, alle tiefer gelegenen Dörfer, deren Häuser meist aus Lehm gebaut sind, mit Vernichtung bedrohend. So steht das eine Stunde von hier am linken Ufer gelegene Dorf Niehl, das gegen 150 Wohnungen zählt, mit Ausnahme weniger Häuser bis an die Dächer unter den Fluthen, ja über ein Dutzend Wohnungen ist von denselben schon verschlungen worden. Das benachbarte Städtchen Mülheim steht fast ganz unter Wasser. In und bei Königswinter flüchteten sich die Rheinanwohner in's Gebirge, ihre Wohnungen der Gnade Gottes anheimstellend. Die Noth ist entsezlich und jeder Augenblick trägt aus den benachbarten Gegenden zu uns die Kunde eines neuen Unglücks. — Trotz des langen Winters sind die Arbeiten am Dom nur in geringem Maße unterbrochen gewesen und es haben namentlich in den Bauhütten stets gegen 300 Arbeiter Beschäftigung gefunden. Sowohl an dem südlichen als an dem nördlichen Kreuzgiebel wird gegenwärtig eifrig gearbeitet, und noch in diesem Frühjahr soll dabei mit Einwölbung der Eingangshallen begonnen werden, indem dieselben bereits bis auf die Thürfüßen fertig sind. Sie werden mit reich verzierten Baldachinen versehen werden, in deren Nischen Heiligenbilder ihren Platz finden. Eben so thätig ist man mit dem Ausbau der beiden Seitenschiffe beschäftigt, von welchen das südliche mit seinen zwölf Gewölben bereits fertig ist, so daß es schon im Monat Mai beim Gottesdienst benüzt werden soll, worauf alsdann mit dem nördlichen begonnen werden wird, von welchem gleichfalls die sieben alten Gewölbe schon ausgebaut sind. Den hohen Chor betreffend, so sind von den über demselben befindlichen Galeriefenstern schon wieder einige in farbigem Glase hergestellt, und auch mit Wiederherstellung der untern Fenster der Seitenschiffe und Chorkapellen ist man thätig beschäftigt, was um so wünschenswerther erscheint, da der treffliche Maler Steinle die Freskomalereien in den Gurtbögen des hohen Chors noch in diesem Jahre vollenden wird und hiemit also die völlige Wiederherstellung des Chors im genauen Zusammenhange steht. Was die Schönheit der Arbeiten in den Werkhütten betrifft, so ist dieselbe wahrhaft überraschend und steht in keiner Beziehung an Zierlichkeit und künstlerischer Auffassung und Ausführung den Leistungen einer frühern Zeit nach.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. April 1845.

Wherein is he cunning, but in craft? wherein crafty, but in villainy? wherein villainous, but in all things? wherein worthy, but in nothing?

Shakespeare.

Der Hoftiroler.

(Fortsetzung.)

Peters Abenteuer in Paris sind einfach die eines Menschen, der nicht französisch kann, welchen Umstand er klug genug höchlich bedauerte, da er den Ducs und Duchesses seine Naivetäten leider nicht so vortheilhaft verdollmetschen lassen konnte, als er beabsichtigt hatte. Selbst seine Landsmännin, die Königin, redete mit ihm nur französisch. Uebrigens mangelte es dem Zillerthaler, wie er leise andeutet, nicht an Geschmack für die Vergnügungen jener Stadt, die er in Miniaturkopien ja schon im lieben Vaterland hatte kennen lernen.

Wie er denn das Schlaraffenleben und die „Aufklärung" der Höfe bequemer fand, als ein ehrbares thätiges Wohnen und Schaffen in Heimath und Haus, so entblödete der „Hoftiroler" sich nicht, mit den bäuerlichen Sitten die alte, von den Vätern überkommene Tracht seines Thales gegen die Lappen und Flitter zu vertauschen, mit welchen ihn seine Freunde behingen. Der Ellwanger Fürst steckte ihn förmlich in ein Hanswurstkleid; auf dem Rücken seines grünen Röckleins trug er ein H und W (Hanswurst) von rothen Bändern, einen Spitzhut und einen hölzernen Säbel. An jedem Hofe vermummte er sich in einen andern Kittel; blau und roth lief er beim Taris in Regensburg umher, papageigrün und ponceau in Würzburg, braun und goldbordirt in München, grasgrün in Ansbach. Als er einmal also wunderlich aufgeputzt mit Pistolen und Büchse im bayerischen Städtlein Aichach einfuhr, ward er als der bayerische Hiesl, jener damals weitberühmte Wildschütze, angesehen und verhaftet.

Daheim schien ihm der Aufenthalt unerträglich, obwohl er allmählig zu einer Art von Wohlhabenheit sich aufschwang. Er hatte eine Wirthsgerechtsame in Wien sich erbettelt, trotz des Widerstandes des Innsbrucker Guberniums, das ihm nie besonders grün war; Grundrechte hatte er erkauft, ein zweites Haus, Güter — er konnte als ein gemachter Mann gelten. Zu diesen Erwerbungen hatte er das Geld größtentheils von seinen Gönnern entlehnt und es etwas später ihnen abgejammert. Auch mit den Geistlichen seines Ortes stand er nicht auf dem besten Fuße. Sie wollten nicht zugeben, daß er in seiner Scheuke Tanz und Hochzeiten abhalte; als die Hochwürdigen aber damit umgingen, in Ried eine Kirche zu bauen, war er alsbald als der Bereitwilligste und Eifrigste bei der Hand. Auf den Tisch seiner Wirthsstube zeichnete er den Riß mit Kreide, ließ sich als Unterhändler brauchen, sammelte Beiträge, ließ aus eigenem Beutel eine Glocke gießen und schenkte ein

Meßkleid und einen Altarſtein in das neue Gotteshaus. Da ſchienen für eine Weile der Wirth und der Pfarrer die beſten Freunde, aber Peter meint, „man wiſſe ohnehin, daß ein Pfarrhof und ein Wirthshaus nicht wohl zuſammen taugen," und die geiſtlichen Herren verſchrieen ihn durch ein „geweihtes Protokoll" beim Kreisamte ein für allemal als einen liederlichen Wirth, „weil er keinen Betbruder nicht machen konnte."

Mit großer Bündigkeit berichtet Proſch auch die Begebniſſe ſeines Familienlebens. Seine Maidal ſtarb jung und er heirathete („verzeih mir's Gott," ſezt er bei) eine flinke Kellnerin, mit der er, wie er ſich ausdrückt, „ſo zu gleichen Füßen forthauſet," was da ſagen will, ſo einträchtig als es eben gehen wollte. Fünf Kinder däuchten ihm ziemlich viel, ſeine älteſte Tochter gab er blutjung einem getreuen Knecht zum Weibe und eine Schenke zur Ausſteuer, ſeine zwei Buben ſchleppte er mit ſich nach München. Den einen nahm ihm die Kurfürſtin ab, den andern trug er zu Würzburg in einem Sacke zum Biſchof und ſagte ihm, er habe nun den längſt verſprochenen jungen Gamsbock bei ſich. Der Fürſt behielt den Buben und Peter erwähnt beider Fälle immer mit dem einfachen Beiſatze: „nun hatte ich um ein Maul weniger zu ernähren."

Ein Kapitel ſeines Buches lieſt ſich nur mit dem peinlichſten, ekelſten Nachgeſchmack, jenes, in welchem er mit widerlicher Gelaſſenheit von der krankhaften Schwermuth erzählt, welche ihn einmal in ſeiner Heimath befiel und alſo verwirrte, daß er ſein eigener Henker geworden war und nur durch einen Zufall gerettet wurde. Und dieſe Begebenheit diente ſeinen hohen Gönnern dutzendfach zu heitern Witzſpielen, ja er ſelbſt erwähnt ſpäter äußerſt launig ſeines „ſitzlichen Halſes." Die Unterſuchung dieſes Falles durch den feindſeligen Bahnrichter von Rottholz brachte Petern auf zwei Jahre in's Zuchthaus nach Innsbruck, wo man dazumal auch die Narren einſperrte. Proſch hatte zwar ein ärztliches Zeugniß, er ſey vernünftig und geſcheidt, „welches wohl wenige bei itziger Zeit aufweiſen können," fügt er bei; dennoch vertraute er in ſolcher Geſellſchaft ſeinem Verſtande nicht ganz und wußte zu entkommen. Sein Weib vermittelte durch einen Fußfall bei der Kaiſerin die ſeltſame Rechtsſache. Unter dem leichtfertigen Geplauder ſeines Schranzen- und Narrenlebens klingen dieſe Bekenntniſſe noch frivoler und die eingeflochtenen Stoßgebetlein ſtimmen den ſchneidenden Mißklang zu keinem reumüthigen Miſerere um.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem ſüdlichen Schweden.

(Fortſezung.)

Die Schweden haben zwar auch gegen einzelne andere Nationen keine ſonderliche Zuneigung, ſo namentlich nicht gegen die Holländer. Indeß derartige, durch den Conflikt von Handelsintereſſen hervorgerufene Abneigungen ſind nur äußere, ſie geben nur den äußern Menſchen, den materiellen Vortheil an, ſie treffen nicht das Herz. Auch die Deutſchen gerathen oft mit den Holländern in unfreundliche Berührung, aber eben nur aus gleichen, materiellen Gründen. Sie wiſſen ſich doch mit ihnen wie mit dem geſammten human gebildeten Europa als eine Familie im Gegenſatz gegen das Ruſſenthum.

Haß iſt das Widerſpiel der Liebe; beide ſind nur Aeußerungen derſelben Kraft. Können die Schweden haſſen, ſo können ſie in gleichem Maaße lieben. Wie ſie ihren Haß im höchſten Maaße gegen Rußland, im minderen Maaße und aus andern Gründen gegen Holland wenden, ſo wenden ſie ihre Liebe im höchſten Maaße den ſtammverwandten Skandinaviern zu, im minderen Maaße und aus andern Gründen den Deutſchen und Franzoſen. — Es wird auffallend erſcheinen, daß die Sympathien der Schweden dieſe Richtung genommen; aber es iſt thatſächlich. In früheren Zeiten fand bekanntlich ein ganz anderes Verhältniß ſtatt; aber die Lage Europas iſt eine andere geworden, die Intereſſen der Menſchheit ſind andere geworden.

Früher herrſchte Abneigung, Feindſchaft und daher ſo oft auch offener Kampf zwiſchen Schweden einerſeits und den beiden andern ſkandinaviſchen Reichen andererſeits. Früher, d. h. in den Zeiten der bloßen Kabinetspolitik, wo das Wort „Intereſſe der Völker" eine Art Hochverrath in ſich ſchloß, in den Zeiten, wo der Preuße eben ſo gern gegen den Sachſen und Oeſterreicher, als gegen den Franzoſen und Ruſſen kämpfte, der Portugieſe eben ſo gern gegen den Spanier als gegen den Holländer, der Venezianer eben ſo gern gegen den Genueſen als gegen den Türken — früher kämpfte auch der Schwede eben ſo gern gegen den Norwegen und Dänen, als gegen den Ruſſen.

Aber früher iſt nicht heute. Die Politik iſt keine bloße Kabinetspolitik mehr, die öffentliche Meinung hat ihren Antheil daran, die öffentliche Meinung, durch deren Macht Napoleon auf St. Helena erklärte, geſtürzt worden zu ſeyn. In den Völkern iſt das Gefühl der Volkseinheit, der Nationalität erwacht, und das iſt ein bedeutender Faktor bei den großen Rechnungen der Politik, das iſt ein Gefühl, welches in allen Claſſen, auch auf den Thronen Herrſchaft gewonnen hat. Dieſes Gefühl ſezt Einigkeit an die Stelle des alten Zwieſpalts und erweckt

die Idee, durch Einigkeit eine Einheit nach innen und außen zu erwirken. So herrschen jezt in Europa große Ideen, die im Laufe der Zeiten der Politik durch große Nationalverbindungen vielleicht eine noch andere Wendung geben mögen; so herrscht auf der einen südlichen Halbinsel die iberische Idee, auf der andern die italische, im Herzen Europas die germanische, im Norden die skandinavische, und im Osten regt sich eine slavische.

Die skandinavische Idee hat eine große Herrschaft gewonnen, und von Tag zu Tag gewinnt sie noch immer in gleicher Weise extensiv wie intensiv. In den Grenzgegenden von Schweden und Norwegen findet freilich noch manche persönliche Abneigung statt; indeß derartige Erscheinungen findet man überall wieder, sogar inmitten eines und desselben Landes auf den Grenzen von Provinzen, in denen eine bestimmte provinzielle Eigenthümlichkeit sich ausgebildet hat. Auch muß, bei aller Herrschaft der skandinavischen Idee, eine Differenz zwischen Schweden und Norwegen bleiben, so lange die Verfassungen beider Länder von einander so sehr abweichen, wie es jezt der Fall ist.

Die skandinavische Idee bezieht sich aber nicht bloß auf die Bewohner der nordischen Halbinsel, sondern in gleicher Weise auch auf Dänemark. Und wie sehr sie hier Anklang gefunden hat, das beweisen einerseits die Bestrebungen des Danismus in den deutsch-dänischen Herzogthümern Holstein und Schleswig, andererseits die gegenseitigen massenhaften Besuche von andern Leuten als nur Studenten.

Die Zuneigung der Schweden zu den Franzosen und den Deutschen ist anderer Natur. Im Norden Schwedens zeigt man mehr Vorliebe für jene, im Süden mehr für diese. Stockholm hat schon vor langen Zeiten als das Paris des Nordens gegolten, seine Bewohner waren stolz auf den Ruhm, als die nordischen Repräsentanten der Pariser Sitten und Moden zu erscheinen. In Stockholm herrscht auch jezt noch von fremden Sprachen die französische vor, besonders in der höhern Welt. Diese Eigenthümlichkeit hat ihre alte Begründung und schreibt sich nicht erst aus den Zeiten des Königs Karl Johann (Bernadotte) her. Aber neue Nahrung mußte die Beschäftigung mit dem Französischen, leichtern Eingang mußte französische Sitte, Sprache, Denkweise unter der Regierung eines Mannes finden, der nie aufgehört hat Franzose zu seyn, französisch zu fühlen, zu denken, zu sprechen, der nie die Sprache seiner neuen Heimath hat erlernen mögen oder können.

Im Süden Schwedens theilen die Deutschen die Liebe des Volks mit den Franzosen; ja in vielen Sphären sind sie lieber gesehen und höher geschäzt als diese. Dieß findet besonders bei den gelehrten Ständen statt. Ja man kann sagen, im Allgemeinen sind Adel und Militär mehr französisch erzogen und gesinnt, Juristen, Aerzte, Geistliche und die übrige gebildete Welt mehr deutsch. Deutsche Kunst und Wissenschaft wird außerordentlich hoch geschäzt. Deutsche Lehrbücher findet man in den Schulen, deutsch spricht jeder Gastwirth des südlichen Schwedens, und jeder Gebildete versteht wenigstens so viel, um dem deutschen Reisenden aus der Noth zu helfen. — Auch der deutschen Schriftzüge und Typen bedient man sich noch häufig, die man aber hier schwedische Buchstaben nennt. Mehrere Zeitschriften erscheinen noch bis auf die heutige Stunde in Schweden, Norwegen und Dänemark mit deutschem Drucke, und die große vom König Karl Johann ausgefertigte Pergamenturkunde für das Hofgericht von Christianstadt ist mit deutschen Buchstaben geschrieben.

Das Deutsche zu erlernen wird dem Skandinavier auch leichter als allen übrigen Nationen, höchstens die Holländer ausgenommen. Die Verwandtschaft der Sprachen ist sehr groß, wiewohl man nicht glauben darf, das Schwedische und Dänische seyen nur plattdeutsche Dialekte. Es sind entschieden selbstständige Sprachen, die in ihrem innern Bau sogar solche Eigenthümlichkeiten besitzen, daß sie dadurch von dem romanischen sowohl wie germanischen Sprachstamm sich unterscheiden. So z. B. wird der Artikel nicht wie sonst überall dem Worte voran, sondern nachgesezt. (Hæstar Pferde, hæstarne die Pferde).

(Fortsezung folgt.)

An den Genius des Frühlings.

Orientalisch.

Komm', o Jüngling im grünen Gewand, o komm' von des Lebens
Paradiesischem Quell — Eilfer, verjünge die Welt.
Schling' dein grünendes Haar um knospende Sträucher und Bäume;
Hauch' mit schaffendem Mund Kräuter und Blüthen hervor.
Schmelze die Banden hinweg von schleichenden Bächen und Quellen,
Breite den Teppich aus über die grünende Flur;
Web' in des Teppichs hellen Smaragd buntfarbige Blumen,
Bienen und Käferchen auch als Arabesken hinein.
Rasch wie der eilende Fuß und klar wie das Aug' der Gazelle,
Hüpfe der junge Bach über den Teppich dahin.
Siehe, die Erde harrt, es harren die sterblichen Menschen —
Jüngling im grünen Gewand, komm' und verjünge die Welt.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, April.

(Fortsetzung.)

Die Bonner Hochschule.

Das wissenschaftliche Leben der untern Rheinlande hat seinen Mittelpunkt in der Universität Bonn, die seit ihrer Begründung unter den hohen Schulen Deutschlands einen vorzüglichen Rang eingenommen hat und dem rheinischen Wissen jene Achtung sicherte, auf welche die gleich reichen und elastischen Geisteselemente der Rheinländer im Voraus so großen Anspruch haben. Welche vorwiegende Bedeutung für die gesammte wissenschaftliche Cultur Deutschlands die rheinische Hochschule auch heutigen Tages besitze, beweist der einfache Hinblick auf eine Zahl dort wirksamer Männer, deren Namen zu den bedeutendsten und glänzendsten der deutschen Gelehrtenwelt zählen. Wir heben bloß folgende Namen hervor: E. M. Arndt, Dahlmann, A. W. v. Schlegel, Hüllmann, Löbell, Harleß, Perthes, Aschbach. Mit der bloßen Nennung dieser Männer ist eine Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes der rheinischen Hochschule in den leitenden Hauptzügen gegeben, doch soll durch diese theilweise Voranstellung älterer Celebritäten der Ruhm eines jüngern Nachwuchses nicht geschmälert werden, der eben jezt im Begriffe ist, seine Fittige kraftvoll zu regen. Die Professoren v. Sybel und Gildemeister begegnen uns in dieser Gruppe, dieselben, welche gemeinschaftlich das berühmt gewordene Buch über den heiligen Rock zu Trier und die zwanzig andern ungenähten Röcke verfaßten, und dadurch mit der bloß archäologischen Frage der heiligen Röcke eine Polemik anregten, deren heftige Schwingungen bis zur Stunde noch nicht verebbt sind. Die Hauptkräfte unserer rheinischen Hochschule finden sich in der philosophischen Fakultät, und zwar in der historischen Abtheilung derselben, vereinigt, was einfach durch die Bemerkung ersichtlich werden mag, daß Arndt, Dahlmann, Hüllmann, Löbell, Aschbach, v. Sybel u. s. w. fast ausschließlich auf diesem Boden wirksam sind. Beispielsweise mag hier angeführt werden, daß im bevorstehenden Sommersemester Prof. Dahlmann über römische Geschichte bis auf die Zeit der Kaiser, Arndt über die Geschichte der Ursprünge der Hauptvölker Europas, v. Sybel über Geschichte des Mittelalters und des neunzehnten Jahrhunderts, Aschbach über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und Prof. Löbell über die Geschichte des preußischen Staates liest. Neben seinem geschichtlichen Collegium hält Dahlmann auch eine Vorlesung über Staatswirthschaft und Finanzen. In den beiden theologischen Fakultäten findet sich das kirchliche Bewußtseyn der neuesten Zeit scharf ausgeprägt und zittern geheime Gährungen fort, wenn gleich der Hermesianische Streit so gut wie abgethan ist. Die lezte Wirkung, die in dieser Sache offenbar geworden, zeigt sich in der gegenwärtigen nothgedrungenen Unthätigkeit der katholisch-theologischen Professoren Achterfeldt und Braun, deren gebotene Passivität in Bonn bereits tief genug empfunden wird. Als ein eigenthümlicher ehrenwerther Zug der akademischen Bürgerschaft an der rheinischen Hochschule ist von jeher deren offener Sinn für gesezmäßige Lehrfreiheit hervorgetreten, ein Zug, der in jüngster Zeit nicht bloß in der Suspensionsangelegenheit der eben genannten zwei Professoren, sondern auch bei Gelegenheit der Erörterungen, welche die Sybel-Gildemeistersche Schrift hervorgerufen hat, wieder deutlich zum Vorschein kam. Eine wissenschaftliche Pflanzschule, wo Lehrer und Lernende von der gleichen Liebe für eine freie Entwickelung des Geistes erfüllt sind, wird in ihrer Mitte vereinzelten Richtungen des geistigen Rückschritts, in welcher Art sie immer auftauchen möchten, niemals Raum geben, und so steht Bonn in jeder Hinsicht mit voran im Kreise jener deutschen Hochschulen, welche ächte Pflanzstätten der geistigen Nationalentwicklung sind. — Unter den literarischen Erscheinungen, welche in neuester Zeit von der rheinischen Hochschule ausgegangen sind, nimmt noch immer der „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" vom Vater Arndt eine der ersten Stellen ein, und es läßt sich von diesem Buche in Wahrheit behaupten, daß es sowohl in der Auffassung als in der Darstellung seines Gegenstandes einzig dastehe. Der Sybel-Gildemeisterschen Schrift haben wir schon gedacht. Das Hauptverdienst dieses Buchs besteht in der strengen unbefangenen Forschung bei einem gänzlichen Absehen von den durch die Trierer Manifestationen wieder hervorgerufenen confessionellen Wirren. Es konnte daher auch keiner in Folge der eben erwähnten Vorgänge entstandenen Schriften mit weniger Recht der Vorwurf der Parteilichkeit gemacht werden, als jenem durchaus auf dem Boden freier wissenschaftlicher Forschung sich haltenden Buche. Recht erfreulich ist es, wahrzunehmen, wie neuerlichst von unsern jüngern wissenschaftlichen Kräften der Bearbeitung der rheinischen Landesgeschichte größere Sorgfalt als früher zugewendet wird, und daß namentlich in diesem Augenblick zwei bedeutende Talente, jedes auf seinem eigenen Wege, sich eine erschöpfende Darstellung der Geschichte des Römischen Landes zur Aufgabe gemacht haben. Wegen der Schwierigkeiten, welche auf diesem Spezialgebiete der rheinischen Geschichte die Quellenforschung darbietet, hatte bis jezt eine der wichtigsten und interessantesten Partien der rheinischen Geschichtschreibung vergebens auf einen gründlichen Bearbeiter gehofft. Der eine dieser Schriftsteller ist der frühere Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln, Dr. Hennes, jezt Gymnasiallehrer in Mainz, ein tüchtiger Historiker, der dem Vernehmen nach so glücklich gewesen ist, alle irgend wichtigen Quellen für seinen Zweck in den zahlreichen Bibliotheken unseres Rheinlandes ausfindig zu machen und zu benützen; der andere ist Professor v. Sybel in Bonn, der vor seinem Concurrenten das an historischer Darstellungskunst voraus haben dürfte, was dieser an Quellenforschung und Material voraus hat. Jedenfalls kann diese Concurrenz für die deutsche Geschichtschreibung nur von Gewinn seyn, und so darf man mit Spannung den Resultaten der beiderseitigen literarischen Unternehmungen entgegensehen. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich füglich eines seit mehreren Jahren in willkührlichen Lieferungen erscheinenden Buches unter dem Titel: „Kölns Legenden, Sagen, Geschichten, nebst Volksliedern, Schwänken, Anekdoten, Sprüchwörtern u. s. w.," unter Mitwirkung mehrerer rheinländischer Alterthumsforscher herausgegeben von Ernst Weyden. Keine Stadt in Deutschland dürfte an merkwürdigen Legenden, Sagen und Geschichten so reich seyn, wie das altehrwürdige Köln mit seinen engen winkeligen Gassen, seinen zahlreichen Kirchen, seinem Dom und seinem Gürzenich. Man kann in der „heiligen Stadt Ebüen" um keine Straßenecke biegen und auf keinem Platze stehen bleiben, ohne daß eine wundersame, zum Theil selbst unheimliche Vergangenheit ihre dunkeln Feueraugen auf uns richtet und unser lebhaftestes Interesse fesselt. Deßhalb ist denn auch das eben erwähnte periodische Werk selbst für ein größeres Publikum recht lesenswerth, ja in mehrfacher Hinsicht für den Historiker instruktiv und immer anziehend.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. April 1845.

— Mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.

Juvenal.

Skizzen aus dem südlichen Schweden.

(Fortsetzung.)

Höflichkeit.

Die große Höflichkeit der Schweden, die viel dazu beigetragen hat, sie mit den Franzosen zu vergleichen, ist doch ganz anderer Natur als die französische. Bei den Franzosen erscheint sie durchaus in der Form der Glätte, als Ausdruck der eleganten, leichten Gewohnheit. Bei den Schweden erscheint sie in der Form der Gemüthlichkeit, als Ausdruck liebevoller, freundlicher und biederer Gesinnung. Daher bei den Schweden auch das kräftige, brittische Händeschütteln.

Da der herzliche Händedruck bei ihnen von so großer Bedeutung ist, so hat sich der Fremde vor einem Verstoße sehr zu hüten, der besonders beim Begegnen auf der Straße einem leicht begegnen kann. Es wird nämlich für eine beleidigende Unart gehalten, die Hand mit angezogenem Handschuh darzureichen. Es ist nun zwar in der Natur nicht bloß der Schweden, sondern eines jeden Menschen begründet, beim Händedruck die Hand des Freundes fühlen zu wollen, nicht seinen Handschuh, und man entblößt daher auch überall unwillkührlich die Hand, wo man von dem Andern das Anerbieten des Handschlags erwartet; kommt dieses aber unerwartet, so erscheint es uns als Pedanterie, große Ceremonien und Umstände zu machen. Dort indeß ist man in dieser Beziehung sehr genau, und es sieht bisweilen wirklich drollig aus, wenn auf der Straße zwei einander begegnen, der eine, etwa ein höher gestellter, zuerst die Hand bietet, und der andere ihn nun mit ausgestrecktem Arm eine lange Weile stehen läßt, bis es ihm gelungen ist, den gepreßt anschließenden, fest geknöpften Handschuh, der in freudiger Hast bisweilen zerrissen wird, abzuziehen.

Häusliche Sitten.

Strenge in Beobachtung der eingeführten Formen verlangen die Schweden trotz aller Gemüthlichkeit. Nirgends tritt dieß mehr hervor als in dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern und zu Erwachsenen überhaupt. Da waltet noch ganz die Strenge, ja selbst äußere Kälte, wie sie im vorigen Jahrhundert in vielen ehrsamen Kreisen Deutschlands herrschte. Nie wird ein Kind es wagen, in Gegenwart der Eltern oder anderer Erwachsener sich harmlos zu setzen, oder mit andern Kindern sich hörbar zu unterhalten. Die Kinder küssen Vater und Mutter nicht herzlich Mund auf Mund, sondern ehrerbietig nahen sie sich der Mutter und küssen ihr die Hand sowohl beim ersten frühen Morgengruß, als bei

Aufhebung der Tafel und überhaupt. Kinder, selbst halb erwachsene junge Leute müssen durchaus schweigend sich verhalten und dürfen höchstens auf einzelne Fragen antworten. Ich schien einen großen Verstoß zu begehen, als ich im Kreise einer lieben Familie bei Tisch mit einem Sohn vom Hause, einem jungen Menschen von etwa sechzehn Jahren, quer über die Tafel zu sprechen anfing. Ich that es absichtlich, um der Unterhaltung etwas Wechsel zu geben, aber alle übrigen verstummten plötzlich und es trat eine peinliche Pause ein.

Die materiellen Genüsse.

Bei Tische herrschen eigenthümliche Sitten. Was dem Fremden dabei am meisten auffällt, sind zwei Dinge: das Branntweintischchen und die Reihenfolge der Speisen.

Daß der Branntwein eine große Herrschaft in Schweden gewonnen hat, ist eine ziemlich bekannte Sache. Ich bin nie in Rußland oder Polen gewesen, und da mag es in dieser Beziehung noch ärger seyn; aber wie viel man auch in Deutschland über den starken Verbrauch des Branntweins klagen mag, in Schweden ist dieses Uebel außer allem Vergleich größer. Das rauhe nordische Klima mag mehr äußere Veranlassung geben zum Genuß spirituoser Getränke; immer muß es aber als ein Unglück für die Nation angesehen werden, wenn dieser Genuß zur Sucht ausartet. Hier finden die Mäßigkeitsvereine noch ein reiches Feld für ihre Thätigkeit, hier können sie ein Segen für das Volk werden. Sie werden wohl schwere Arbeit haben und nur langsam ihrem Ziele näher kommen, aber sie werden nicht, wie es in Rußland geschehen, auf Widerstand von Seiten des Staates stoßen. Im Gegentheil, König Oscar, der einen klaren Blick für die Uebel und Schwächen des Landes wie für die Hülfsquellen und Lichtseiten desselben zu haben scheint, sucht dem Uebel mit aller Kraft entgegen zu arbeiten.

Bei andern Völkern wird der Branntwein nur von den untersten Classen stark verbraucht, der mittlere Bürgerstand genießt ihn hin und wieder und in mäßiger Weise, beim Frühstück oder in außergewöhnlichen Fällen als eine Art Medizin. Die höheren Stände kennen ihn gewöhnlich gar nicht. — Dieß ist in Schweden ganz anders. Der Branntwein erscheint hier durchaus nicht als plebejischer und deßhalb von ganzen Classen der Gesellschaft gemiedener Genuß, er ist in allen Ständen heimisch, ja, bis auf König Oscar, selbst an der Königstafel.

Es herrscht nämlich in Schweden die Sitte, jede Mahlzeit mit Branntwein zu beginnen. Dazu ist eine ganz besondere Einrichtung getroffen. In dem Speisezimmer befindet sich abseiten vom großen Speisetisch noch ein kleines Tischchen, und darauf Brod, Butter, Käse und ganz gewöhnlicher farbloser Schnaps (Kümmel, Pomeranzen, Anis). Meistens stehen nur zwei Gläser dabei, wenn auch die Gesellschaft bedeutend größer ist. Bevor man zu Tisch geht, treten die Herren in's Speisezimmer, nähern sich dem freundlich winkenden Tischchen, der Wirth ergreift das eine Glas, der vornehmste Gast das andere, beide verneigen sich gegen einander, setzen auch ein Wörtchen, wie „Wohl bekomms" oder dergleichen hinzu und thun sich dann gegenseitig Bescheid. Das Glas wird dabei nicht immer geleert. Mit Benutzung des gebliebenen Restes werden die Gläser wieder gefüllt und es treten in die Stelle des Wirthes und des bedeutendsten Gastes zwei der andern Gäste, die in gleicher Weise verfahren, bis sämmtliche Mitglieder auf solche Art ihren Appetit gewürzt haben. — Sind die Damen bis dahin im Nebenzimmer geblieben, so erscheinen sie jezt und nun erst geht man wirklich zu Tische.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hoftiroler.

(Schluß.)

„Lange und tiefe Betrachtungen" möchte er am Schlusse seines Buches anstellen, er meint auch bei seinem Umgang mit den großen Herren doch seinen Vortheil nicht so recht verstanden zu haben; es bangt ihm vor seinen alten Tagen, und durch die moralischen Reime, mit welchen er sich empfiehlt, murrt katzenjämmerlich ein Mißbehagen, in welches sich die Zufriedenheit verwandelt, von der er sich ein Liedlein vorzupfeifen bemüht. Staffler sagt uns auch, er habe so manche frühere Verirrung bitter bereut in seinen lezten Jahren. Peter Prosch starb im Jahr 1804, also sechzig Jahre alt; in seinem vier- und-vierzigsten, als er zum erstenmal Großvater geworden, schrieb er seine Memoiren. In einem der „Jugend- und Tugendspiegel" des bekannten Leopold Chimani hat der Hoftiroler originell genug als ein Muster frommer Sitteneinfalt einen Platz gefunden, an dem er sich wahrscheinlich selbst nicht suchen würde. In seinem Vaterlande hat sich sein Name in entsprechender Würde dadurch erhalten, daß der Held eines volksthümlichen Puppenspiels im Style unseres Autors, nach seinem Namen befragt, stets antwortet: „ich heiß den ganzen Tag Peterl," daher das Schauspiel auch „Peterlspiel" genannt wird, und zweifelsohne den Hoftiroler zum Erfinder hat, da er öfter erwähnt, er habe vor den Herrschaften, unter andern auch vor dem Prinzen Maximilian von Zwei-

brücken in Straßburg (dem nachmaligen König Max. Joseph I. von Bayern) das Peterlspiel aufgeführt.

Peter Prosch, wenn auch der einzige, welcher seine Erlebnisse wichtig genug hielt, sie drucken zu lassen, war nicht der alleinige Vertreter der „scheinbaren derben Naivetät," wie Staffler sein Talent bezeichnet, den Tirol oder eigentlich das Zillerthal dem Auslande zukommen ließ. In unserm Buche finden wir einen Urban Mayr als „Hoftiroler" in Mannheim, welcher mit kaum zu besänftigendem Grolle seinen Landsmann einmal in seinem Reviere erscheinen sieht. Eben so geht aus andern Andeutungen hervor, daß da und dort bei den großen und kleinen Souverainen im Reiche sich unterhaltende Wanderschälle nach Peters Muster einfanden. Nebenbei wollen wir erwähnen, daß diese Tiroler jenes Vorrecht, das Zwerchfell der Hochgeborenen nützlichst zu erschüttern, damals mit den Juden zu theilen hatten. Peter fand meist in einem Sohne des Volkes Gottes den Gefährten seiner Leiden und Freuden. In Augsburg hieß sein Partner Jäcerle und figurirte als Husar, in Bamberg war es der Nathan und noch Etliche.

Es wäre sicher eine Unbilligkeit, wenn man behauptete, Peter sey der erste Zillerthaler gewesen, der in allzu ausgedehntem Erwerbseifer die schlichte Thalsitte und den biedern Mutterwitz seiner Heimath zur Karrikatur mißbraucht habe, oder wenn man ihn verantwortlich machen wollte für ähnliche Mißgriffe, die wir heute noch am nächst besten Jahrmarkte wahrnehmen können. Seit die Zillerthaler auf Handelschaft zu wandern pflegen, blieb mit dem Staube der fremden Heerstraße und mit dem Schmutze der großen Städte auch die leichtfertige Sitte und die raffinirte Industrie an ihnen kleben, der sie dort begegneten. Ihre mitgebrachte Schlauheit lehrte sie nur zu schnell aus dem Nutzen ziehen, was sie daheim nicht verwehrten konnten, aus dem launigen Freimuth und der gutherzigen Einfalt der Gebirgskinder, die den Flachländer so schnell zutraulich macht. Der beschränkte Lebens- und Wissenskreis eines Thalbauern gerieth, wenn er die Krare auf den Rücken nahm und seinem Kirchthurm B'hüt-Gott sagte, aus seinen Fugen, und mit manchem Brauchbaren und Guten kam auch genug in den erweiterten Bereich, was vom Uebel war. Damals brachte ihr Handelseifer die Zillerthaler vielfach in Berührung mit den höhern Ständen, und so griffen sie bald nach der einträglichen Rolle eines Lustigmachers, hatte sie auch längst durch ausländischen Einfluß jene ernstere, im deutschen Humor begründete Bedeutung verloren, mit der wir sie im Mittelalter Schellenhut und Kolbe führen sehen. Noch heute treten die saubern Buben ja am liebsten im eleganten Boudoir und im Bazar eines Kurorts mit ihren unschuldsvollen Schalksmienen auf, und ich kenne einen dieser Naturbursche, der mit Proschens diplomatischer Feinheit auf der einen Seite seiner Leibbinde den kaiserlichen Adler, auf der andern das bayerische Wappen gestickt hat und sie gehörigen Orts wohl umzuwenden versteht. Peter mag also als die Blüthe dieser Gesellen angesehen werden, als ein Urbild der „Zillerthaler," wie er auch den Handschuhhandel zuerst in Schwung brachte.

Als Eigenthümlichkeit darf es jedoch erscheinen, daß unter den Tausenden, die in jährlich wiederholten Wanderungen die Berge verlassen, um in der Fremde ihr Brod zu suchen, gerade die Bewohner des Zillerthals ausschließlich geneigt sind, in dieser gaukelhaften Weise aufzutreten, und am bereitwilligsten das Fremde in ihre Heimath verpflanzen. Sie gelten im Lande als die „Pfiffigsten." — Jene Rückhaltigkeit und jener Scharfblick, den man zusammen Verschlagenheit nennen könnte, die dem Tirolercharakter im Allgemeinen zukommt, und die Immermann vom steten Verkehr mit einer gefahrenreichen, trotzigen Natur herleitet, ist in größerer, aber auch leichter erkennbarer Dosis den leichtblütigen und lebenslustigen Söhnen der grünen Höhen am Ziller zu Theil geworden. Der Etschländer, am altererbten Boden festklebend, die Traditionen alter Rechte und Freiheiten wiederkäuend, darum freisam und bauernstolz, oftmals im besten Sinne, zeigt jene Schattennuancen der nationalen Physiognomie ganz anders; bei ihm schminkt auch die bäuerische, harmlose Art in Wort und Brauch, mit welcher der Zillerthaler prunkt, meist nur den treffenden Spott, den er gerne und am liebsten gegen Herrenleute verbraucht. Der Vintschgauer wird, was die Falschheit anbelangt, von den eigenen Landsleuten am derbsten berußt.

Alles das, womit die Zillerthaler im Ausland Parade machen und was sie daheim desto entschiedener verleugnen, ihr affektirtes „Du" nebst dem ganzen Zubehör eines saubern „Vettersmann aus Tirol, der nach Kreuzern rechnet," mag man allenfalls noch suchen in den wildesten Thalenden und in einsamen Hochdörfern, in welchen ein einzelner Auswanderer als Meerwunder gilt. Ich habe diese Hirtentugenden, diese rührende Einfalt in Rede und Sitte, diese frommen Vermächtnisse der Altvordern wohl auch gefunden in keuscher, kräftiger Blüthe in manchem verborgenen Dörflein, in manchem stillen Hofe hoch am Berge oder tief im Thale, und rede um so lauter und lieber davon, als ich die Unsitte eines sonst so liebenswürdigen Völkleins mit derselben Unumwundenheit rügte, mit welcher Staffler in seinem wahrheitstreuen Werke über Tirol das Betragen solcher Zillerthaler zur Ehre Tirols förmlich desavouirt.

Hätte der ehrenwerthe Autor dieses Buches zu der Zeit gelebt, als Peter Prosch seine Memoiren schrieb, so

würde er wohl auch eine Kritik derselben schlecht und recht mit denselben Worten geschlossen haben.

J. F. Lentner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, April.

(Schluß.)

Rheinische Literatur. — Theater.

An anderweitiger Literatur mag das „deutsche Bürgerbuch" erwähnt werden, das Hermann Püttmann, einige Zeit Redakteur des Feuilletons der Kölner Zeitung, vor Kurzem unter Mitwirkung meist rheinischer Schriftsteller in Darmstadt herausgegeben hat. Das „junge Rheinland," welches eine starke Vorliebe für den Communismus hat, scheint dieses Buch als Vorposten erweiterter Bestrebungen, die der Zukunft vorbehalten sind, vorgeschoben zu haben. Uebrigens lieferte K. Buchner im „Bürgerbuch" einen sehr dankenswerthen Aufsatz über das frühere peinliche Verfahren in Deutschland, der sich zwischen den Arbeiten eines frühern Mitredakteurs der „Rheinischen Zeitung" und des in neuester Zeit viel besprochenen Karl Heinzen vortheilhaft ausnimmt. Dieser eben erwähnte Autor, der seinen Wohnsitz in Köln hatte, ist bekanntlich in Folge der Veröffentlichung seines Buchs: „die preußische Bureaukratie," wegen dessen eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, nach Belgien entflohen. Wegen des im Buche enthaltenen „frechen Tadels der Landesgesetze" ist er zu halbjähriger Freiheitsstrafe verurtheilt worden. Heinzens willkührliches Märtyrerthum hatte unter seinen frühern Mitbürgern eine so allgemeine Theilnahme erregt, daß in kürzester Frist eine bedeutende Sammlung für ihn gemacht war, welche ihn in den Stand sezte, der nächsten Zukunft sorglos entgegenzusehen. Ist es an diesem Orte erlaubt, über das viel besprochene und bald nach seinem Erscheinen in Preußen verbotene Buch Heinzens ein unbefangenes Wort zu sagen, so wollen wir die Meinung nicht unterdrücken, daß demselben von dem öffentlichen Dafürhalten eine zu große Wichtigkeit beigelegt und daher auch der Sympathie für den Verfasser offenbar eine falsche Richtung gegeben wurde. Der wesentliche Inhalt des Buchs besteht in einer Zusammenstellung derjenigen Aussprüche über die preußische Bureaukratie, welche zwei in Preußens Neuzeit hoch berühmte Staatsmänner, die Staatsminister von Stein und von Schön, zu ihrer Zeit bei Erörterung preußischer Staatsfragen gethan haben. Diese Zusammenstellung war aber natürlich nicht das eigentlich Gravirende der Schrift, sondern die ihr vom Herausgeber beigefügte Absetzungs-, resp. Quiescirungsgeschichte seines eigenen Vaters, der im höhern Forstfache angestellt war. So erschien hier der Herausgeber als Cicero pro Domo, was bei Erörterung öffentlicher Interessen niemals der Fall seyn sollte und zum mindesten gegen die objektive Haltung des Autors immer gerechte Zweifel aufkommen läßt. Uebrigens zeigte das Heinzensche Buch neuerdings, welche breite Grundlage alle derlei pikante Behandlungen wichtiger innerer Fragen unseres neuesten Staatslebens im politischen Bewußtseyn und in den Stimmungen der Rheinländer haben, welche die Freiheit der öffentlichen Diskussion aus innerster Seele heraus für eines der höchsten Güter der Menschheit betrachten.

Die socialen Fragen der Zeit absorbiren jezt viele der besten literarischen Kräfte; daher kommt es, daß die poetischen Quellen am Rheinstrom neuerlichst nicht mehr so lebendig und kraftvoll fließen. Doch hört man mit großem Vergnügen, daß unser trefflicher Simrock mit andauerndem Fleiß an der Herausgabe des sechsten Theils seines „deutschen Heldenbuchs" beschäftigt ist, womit sodann dieses ausgezeichnete Unternehmen seine Vollendung erhalten wird. Smets' Muse schweigt seit einiger Zeit. Nicolaus Becker, der Sänger des Rheinlieds, bekanntlich als Gerichtsschreiber in Köln angestellt, hat in der jüngsten Zeit eine schwere Krankheit durchmachen müssen, von der er sich nur langsam wieder erholt. Noch am meisten rührt sich Gustav Pfarrius, der mit seinem bedeutenden Talente noch nicht so bekannt ist, wie er verdient. Von ergreifender Wirkung ist sein, leider nur wenig bekannt gewordenes, in Bonn bei E. Weber erschienenes Gedicht: „Karlmann," worin sich epische Kraft mit lyrischer Fülle auf wundersame Weise vereinigt. Eine gleich vortreffliche Produktion desselben Dichters ist: „Das Nahethal in Liedern," worin die Sagen und Legenden einer der schönsten Landschaften des deutschen Vaterlandes wahrhaft schön besungen sind. Pfarrius, aus dem Nahethal stammend und gegenwärtig als Professor an dem protestantischen Gymnasium in Köln angestellt, beschäftigt sich auch seit geraumer Zeit mit einer Geschichte der ehemaligen Gaugrafen seiner Heimath, von der man dankenswerthe Aufschlüsse für die rheinische Geschichte erwarten darf. Wilhelm v. Waldbrühl (v. Zuccalmaglio), der talentvolle Romanzendichter, unterhalb Mülheim am Rhein auf dem Lande wohnend, hat seit längerer Zeit die Concession zur Herausgabe eines schönwissenschaftlichen Blattes, doch scheint sich für die Verwirklichung eines solchen Unternehmens kein Verleger finden zu wollen. Der Grund liegt darin, daß die meisten unserer rheinischen, zum Theil sehr viel gelesenen Zeitungen mit Feuilletons versehen sind, welche das Bedürfniß einer entsprechenden Unterhaltungslektüre sattsam befriedigen. Selbst der sonst so gravitätische „Rheinische Beobachter" des Herrn Prof. Bercht hat es nicht verschmäht, seinem politischen Blatt allwöchentlich zwei belletristische Beilagen anzuhängen, in denen gründlichst auch über die Leistungen des Kölner Stadttheaters berichtet wird. Auf dieser Bühne sind jüngst als Neuigkeiten Gutzkows „Urbild des Tartuffe" und „die Marquise von Villette" von Ch. Birch-Pfeiffer zur Darstellung gekommen, aber in Folge mangelhafter Besetzung so schlecht, daß von Kunstleistung die Rede nicht seyn kann. Dessen ungeachtet fanden die beiden Stücke sehr günstige Aufnahme und wurden bereits öfter wiederholt. Es ist eine alte Klage, daß das Theaterwesen am Rhein nicht recht gedeihen will, und unter unsern Städten gibt es auch wirklich nicht eine, die sich eines leidlichen Theaters rühmen könnte. Selbst das täglich mehr zu seinem frühern Glanze im sechzehnten Jahrhundert zurückkehrende, immer reicher werdende Köln mit seinen 80,000 Menschen steht mit seinem Theater hinter mancher kleinen süddeutschen Provinzialbühne weit zurück, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß es in der nächsten Zukunft damit besser werden könnte. Die politischen, socialen und kommerziellen Fragen und Interessen wiegen bei uns allzeit zu sehr vor und für alle Aktienunternehmungen findet sich zahlreiches Geld, nur nicht für Theateraktien. Die dramatische Kunst wird deßhalb auf rheinischem Boden vor der Hand zu keinen großen Erfolgen gelangen. Dagegen hat die bildende Kunst ein besseres Schicksal. Doch nähere Erörterungen über diesen Punkt sparen wir auf ein andermal.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. April 1845.

Die Deutschen ziehen in ihrem Komischen das Kräftige dem Nuancirten vor. Mit jeder Zartheit des Herzens sind sie bekannt, nur die Feinheit des gesellschaftlichen Geistes und Witzes ist ihnen nicht lustig genug; die Mühe, ihn aufzusuchen, benimmt ihnen einen Theil des Genusses.

Frau v. Staël.
Deutschland.

Etwas über das moderne Lustspiel.

Bei Gelegenheit der Darstellung des Lustspiels Rococo von Laube auf der Berliner Hofbühne mag es gestattet seyn, ein paar Worte über die Lustspiele und Lustspielstoffe unserer Tage zu sagen.

Während das Trauerspiel so gut wie ganz ruht und auf lange Zeit ruhen zu wollen scheint, zeigt das Lustspiel eine wunderliche Erregtheit, von der man noch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob es ein künstlich gemachtes Leben ist, oder ob wirklich in unserer Zeit nach dieser Richtung ein neues Leben sich regt. Lezteres ist kaum denkbar, wenn man den Verfall der Bühne betrachtet und nach dem Gang der dramatischen Kunst bei uns erwägt, welche Stoffe vom deutschen Publikum immerdar als Lustspielstoffe anerkannt und dankbar hingenommen worden sind. Es sind dieß durchaus nie und nirgends Produktionen, die mit dem Intriguenstück, wie Scribe es in die Mode gebracht hat, Aehnlichkeit haben. Unsere neuesten Lustspieldichter haben sich aber durchweg Scribe zum Muster gewählt. — Betrachten wir etwas näher diesen dramatischen Jongleur, diesen Intriguentausendkünstler, so finden wir für's Erste den bekannten prickelnden, in tausend Quecksilberkügelchen des Witzes hin und her springenden, gleitenden, hüpfenden Dialog; dann das dreiste, mit Taschenspielergewandtheit vollführte Zerreißen der Situationen, um überraschende Intermezzos hinein zu schieben; wir sehen ferner die alte Untugend des Lustspiels, die Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit, auf die Spitze getrieben, und das sogenannte Spiel des Zufalls auf das schaamloseste und mit einer in den laxesten Formen schwebenden Technik geübt. Und zu diesen Mißständen rechne man endlich noch hinzu eine auffallende Dürftigkeit und Unbedeutenheit der eigentlichen Fabel. Wenn wir dieß alles zusammenhalten, so muß nach aller Erwartung und nach dem Codex der Aesthetik ein recht schlechter Lustspieldichter entstehen; und siehe da, es ist ein sehr guter, ja vortrefflicher Lustspieldichter entstanden. Aber wohlverstanden, nur für Franzosen und die französische Bühne.

Die Engländer, die geschlossener sind in ihrer Nationalität und darum auch in ihrem Nationalgeschmack, mit welcher Kälte, mit welchem Widerwillen haben sie das berühmte Scribe'sche Lustspiel, „das Glas Wasser," von sich gewiesen! Und wir Deutsche, wenn wir etwas mehr Nationalegoisten, und nebenbei, was unsern eigensten Geschmack betrifft, ehrlich seyn wollten, müßten dieses Lustspiel ebenfalls zurückweisen; schon aus dem Grunde, weil wir gar keine Bühnenkünstler haben, die es darstellen können. Es ist geradezu unmöglich, den seiltanzenden Dialog, die Virtuosität der Sprachformen, die angelernte

Mimik des Salons, und zwar des Pariſer Salons, irgendwie im Deutſchen wiederzugeben. Das Aroma des Luſtſpiels geht verloren und der halb unverſtändliche, halb poſſenhafte und läppiſche Inhalt bleibt nackt vor uns ſtehen.

Im „Glas Waſſer“ ſehen wir eine Königin ſich mit ihrer Favoritin auf die plumpſte Weiſe um einen dummen Jungen von Liebhaber ſtreiten. Alles vom Wirbel bis zur Zeh am Stück iſt Unwahrſcheinlichkeit. Die Geſchichte läuft wie eine zerlumpte bettelnde Magd der Poeſie auf der Ferſe nach und bekommt von ihr gelegentlich Fußtritte, gelegentlich aber auch eine Gratifikation für einen beſtellten Liebesbrief. Ein Polichinell, in die Uniform eines Staatsminiſters geſteckt, ſpielt mit Englands großartiger Politik wie ein Knabe mit einem Federball, und immer fällt der Federball, von der Hand des Allzugütigen Zufalls gelenkt, gerade demjenigen auf die Naſe, den er treffen ſoll. Das iſt Alles zum Tollwerden für einen deutſchen Kritiker, aber für einen franzöſiſchen Luſtſpielzuſchauer iſt's zum Todtlachen. Und keines ſeiner Jongleurſtückchen iſt Scribe ſo gut gelungen als dieſes. Er ſpielt zum Bewundern geſchickt mit zwei, drei, vier Stäbchen und wirft abwechſelnd ein halbes Dutzend Kugeln in die Luft, ohne je eine fallen zu laſſen.

Wenn der Vorhang ſinkt, ſo nimmt der franzöſiſche Zuſchauer auch nicht die ſchwächſte poetiſche Geſtalt in der Phantaſie mit nach Hauſe, aber er hat das angenehme Bewußtſeyn, ſich ſehr gut amüſirt zu haben. Dieſes Gefühl hat der deutſche Zuſchauer nicht, er geht nach Hauſe und ſagt ſich: „Wie das geſchickt zuſammengearbeitet iſt! Der Tauſend, wie muß der Mann Stiftchen an Stiftchen zu dieſer Moſaik aneinander gefügt, Witz an Witz mit verzweifelter Anſtrengung zuſammengekettet haben! Wer ihm das nachmachen könnte! Aber ſchwer muß es ſeyn, ſehr ſchwer!“ — Das denkt der deutſche Zuſchauer nur, weil er das Aroma des Luſtſpiels nicht mit erhält; der Franzoſe dagegen fühlt, wie alles das leicht aus dem Kopfe ſeines Dichters ſprudelt, wie ſeine Sprache, die auf ihre eigene Hand ſchon ſo viele Luſtſpiele geſchrieben, auch an dieſem ſtark mitgearbeitet hat, und wie das Alles ſo und nicht anders kommen mußte, wenn man in unſern Tagen ein amüſantes Luſtſpiel dichten will.

Ob Scribe lange der bewunderte Stern am Luſtſpielhimmel bleiben wird, iſt ſehr die Frage. Die Franzoſen haben Muſter in der edelſten und gediegenſten Luſtſpielgattung; ſie ſind durch Molière mit wahrhaft unſterblichen Luſtſpielfiguren beſchenkt worden. Es kann ſehr bald eine Zeit kommen, wo die Raffinerie der bloßen witzigen Combination, ohne alle Hinzuziehung wirklicher Menſchen und pſychologiſch begründeter Charaktere, auch der franzöſiſchen Bühne zur Laſt fällt und dann ſchnell bei Seite geworfen wird. Aber in Deutſchland, dieß glauben wir annehmen zu dürfen, hat Scribe eigentlich nie feſten Boden gefaßt, und es muß leicht ſeyn, einen Eroberer zu vertreiben, der eigentlich noch nichts erobert und nur ſeine Fahnen und Zeichen hier und da aufgepflanzt hat. Leider haben aber einige unſerer beſten Talente ſich dieſer Farben und Zeichen bemächtigt.

Wenn Frau von Staël von Jean Paul ſagt, ſeine Werke ſeyen Gemälde, auf die Wand des deutſchen Volkes gemalt und daher nicht von ihr ablösbar, ſo iſt von allen Produktionen franzöſiſcher Literatur und Kunſt gerade das Luſtſpiel das auf die Wand franzöſiſcher Eigenthümlichkeit, Sitte und Sprachweiſe gemalte Bild, das ſich auf keine Weiſe und durch keine noch ſo getreue und ſogar geniale Kunſt der Uebertragung uns zuführen läßt, man müßte denn die ganze Wand mitnehmen. Das franzöſiſche Trauerſpiel, beſonders das alte, läßt ſich, da die Franzoſen es ihrerſeits auch entlehnt hatten, obgleich ebenfalls mit großen Schwierigkeiten, zu uns überſiedeln. Aber in ſeinem Luſtſpiel ſteckt der Franzoſe ganz und gar drinnen; es wird ihm als Kind ſchon umgeworfen, er wächst in dieſem Kleide auf, es iſt ein Stück von ſeinem eigenen Leben. Da verſuche man es zu überſetzen! Die beſſeren Köpfe ſind auch unter uns eingeſtändig, daß dieß nicht thunlich und rathſam iſt; aber ſie wollen dem deutſchen Geſchmack, der deutſchen Bildung ähnliche Stoffe, wie Scribe ſie gewählt, und in ähnlicher, faſt gleicher Bearbeitung bieten. Auch dieß geht nicht, auch dieß iſt, nach unſerer Ueberzeugung, ein verfehltes Unternehmen. Die Kälte des Publikums, ſchon jezt ſehr fühlbar, wird immer fühlbarer werden und das Widerſtreben gegen die ganze Gattung wird ſich, wenn wir uns nicht ſehr täuſchen, endlich ſehr entſchieden zeigen.

Die Deutſchen haben beim Luſtſpiel immerdar das Komiſche der Situationen dem witzigen Intriguenſpiel vorgezogen. Gehen wir das Repertoire aller Luſtſpiele durch, die Wirkung gehabt und ſich auf der Bühne erhalten haben, wir werden dieſen Satz bewahrheitet finden. So verwerflich Kotzebue ſich in ſeinen Motiven bei ernſten Compoſitionen zeigt, ſo gehaltlos und unwahr ſeine Weltanſchauung ſich überall ausweiſt, in eben dem Grade wird er ſehr oft den Anforderungen des Luſtſpiels gerecht. Seine ſogenannten feinen Luſtſpiele ſind eben auch nicht fein, aber ſie ſind doch Luſtſpiele, ſie enthalten bei dürftiger Intrigue einen rohen, aber uns zuſagenden Stoff der Komik. Wir wollen uns an „die beiden Klingsberge“ erinnern. Welch komiſche Gruppirungen, und wie ungezwungen ſcheinen ſie herbeigeführt! Abgeſehen von der Moral des Stücks, die nach Kotzebue'ſcher Art den Mantel nach dem Winde hängt, läßt ſich aus dieſem Stück viel für das moderne Luſtſpiel lernen. So ſind die Luſtſpiele Raupachs, obgleich faſt alle zur Poſſe ſich neigend,

doch empfehlenswerth, was die Einfachheit und Wirksamkeit der Motive und das Derbe, Faßliche der Situationen betrifft. Man glaube doch nicht, daß das Lustspiel jemals einer gewissen Derbheit entbehren kann; die dramatische Malerei fordert überall scharfe und starke Conturen, das Lustspiel aber noch in erhöhtem Grade.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem südlichen Schweden.

(Fortsetzung.)

In den bürgerlichen Familien ist in Schweden die Sitte noch herrschender als bei uns, vor und nach der Mahlzeit ein gemeinschaftliches stilles Gebet zu halten. Das erste dieser beiden Gebete fällt zwischen den Schnaps und die wirkliche Mahlzeit. Man sagt, daß auch die Damen bisweilen den Nationalgebrauch des Schnapses vor Tisch mitmachen und daß für sie dann feiner Liqueur gegeben wird. Gesehen habe ich das nicht.

Die Zubereitung der Speisen und Getränke ist durchschnittlich sehr gut. Die Schweden wissen, was eine gute Küche ist. Besonders fein und schmackhaft bereiten sie Fischpasteten und ähnliche Speisen. Geflügel bekommt man häufig und gut. Die Erdbeeren sind berühmt, aber nicht vorzüglicher als bei uns. Die Schweden lieben den Zucker sehr und gebrauchen ihn häufiger in Speisen als wir. Außerdem wird immer noch eine Schaale fein gestoßenen Zuckers zu beliebigem Gebrauche mit aufgetragen. Diese Schaale ist gewöhnlich von Silber und zwar von schwerem Silber. Ueberhaupt ist das Silberzeug, wo es sich findet, durchschnittlich sehr gediegen. Dünne, leichte Löffel von Silber habe ich nirgends gesehen. Auffallend aber ist die weite Verbreitung des silbernen Geräthes, die mit der übrigen Armuth des Landes sehr stark kontrastirt. Löffel und Zuckerschaalen habe ich in den meisten Bauerhöfen, wo die Pferde gewechselt wurden, von Silber gefunden, selbst wenn alles Uebrige sehr dürftig war. Messer und Gabel dagegen sind verhältnißmäßig sehr selten von edlem Metall.

Das schwedische Brod war ehemals so übel berüchtigt wie das italienische. In beiden Ländern findet sich noch die ältere, unsern Gaumen wenig zusagende Art Brod, daneben aber auch ein ganz schmackhaftes Gebäck. Das nationale Brod heißt Knäckebröd, ist etwa einen Viertelzoll dick, lang und breit, und steinhart, so daß es nie geschnitten, nur gebrochen wird. Es verdirbt nicht leicht und wird daher wie Zwieback mit auf die See genommen.

Wie die Schweden sich gut auf die feine und dabei doch kräftige Küche verstehen, so haben sie ihre Zunge auch in hohem Grade für die Getränke kultivirt. Man wird sich darüber wundern, nach dem, was ich eben über den Genuß des Branntweins gesagt habe; denn bei uns pflegt, wer für die edle Rebe glüht, selten für den Korn- oder Kartoffeltrank zu schwärmen. Indeß, die Söhne des rauhen Nordens wissen beides wohl zu vereinigen. Man trinkt in Schweden fast lauter schwere Weine; die leichten französischen und deutschen Weine kommen sehr selten zum Vorschein. Am meisten sind Portwein und Madeira beliebt, und zwar werden diese schweren Getränke nicht bloß zum Frühstück oder in traulicher Dämmerungsstunde vorgesezt, sondern auch als Tischwein. Außerdem trinkt man viel kalten Punsch. In jedem Gasthof findet man denselben Flaschenweise vorräthig. Die feinere Sorte dieses Punsches, in ganz Schonen unter dem Namen „Banko" oder „Hofgerichtspunsch" bekannt, ist so vorzüglich, wie gewiß selten anderswo in Europa. Die Ingredienzien desselben beschränken sich auf Arak und Zucker. Die Zubereitung ist sehr schwierig; nur noch in den westindischen Kolonien soll man sich ebenfalls darauf verstehen.

Sind die geistigen Getränke gut und stark, fein und schwer, so kann man von einem andern, in ganz Europa jezt zum Bedürfniß gewordenen Getränke, vom Kaffee, nicht in gleicher Weise rühmend sprechen. Der schwedische Kaffee ist kaum zu genießen. Nur durch die gute Milch bekommt er einen erträglichen Geschmack, ohne dieselbe möchte er von einem Fremden selten getrunken werden. Die Güte des Kaffees steht mit der Güte der andern Getränke und der feinen Kuchen im umgekehrten Verhältniß.

Man hat wohl sagen hören, das sey überall der Fall. Die Studien, die ich auf diesem Gebiete gemacht, haben mir das Resultat geliefert, daß sich darüber nichts Allgemeines aussagen läßt. Für Deutschland möchte sich als sicher ergeben, daß im Westen und Süden, wo der Wein und das Bier in reicher Fülle und Güte produzirt werden, jener orientalische Trank und mit ihm das feine Backwerk vernachlässigt wird. Im Norden und Osten hat man diese beiden Seiten des Zungengenusses zu großer Vervollkommnung gebracht. Vor einigen Jahren gab es in den Rheingegenden äußerst wenige sogenannte Conditoreien, nur hier und da in den großen Städten; sie werden vertreten durch die zahlreichen Weinhäuser. Die Eßwaaren sowohl als der Kaffee konnten dort auch nicht im Entferntesten einen Vergleich aushalten mit dem, was in dieser Beziehung der Norden bietet, Städte wie Magdeburg, Braunschweig, Berlin, ja unbedeutende kleine Orte, wie Brandenburg, Halle u. a. Berlin hat jezt 141 Conditoreien, ungezählt die bloßen Kaffeehäuser. Das feine Gebäck findet man in Paris selten von der Güte wie in Berlin. Der feine Marzipan stammt noch weiter von Nordosten her; er kommt aus Königsberg und der Umgegend.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Winter. — Osterfeier. — Ausstellungen. — Kunstnotizen.

Auch wir haben im langen Winter vom Frost, seitdem vom Wasser viel zu leiden gehabt; ich mag aber nicht wiederholen, was die Zeitungen berichtet haben. Mit unbegreiflicher, oft mit dem dichtesten Schneegestöber wetteifernder Raschheit hat man die innern Stadträume von den aufgestapelten Schneeschichten befreit, so daß diese Massen wie auf einen Zauberwink verschwunden scheinen. — Die Osterfeier war ihrem herkömmlichen Typus treu geblieben. Contemplative Ruhe und Stille darf während der Charwochentage hier nicht gesucht werden, im Gegentheil erscheinen Straßenleben und öffentlicher Verkehr gesteigert und erhöht. Allerdings trägt der am Gründonnerstag beginnende Kirchenbesuch viel dazu bei; welchen Antheil gläubige Andacht dabei gehabt, wollen wir nicht untersuchen. Die feierliche Fußwaschung im Ceremoniensaale der kaiserlichen Hofburg bot auch heuer wieder sowohl durch das herkömmliche Gepränge der Handlung, als durch die bei dieser Gelegenheit versammelte Elite von Greisen und Greisinnen ein eigenthümliches Schauspiel, zu dem sich das Publikum begierig drängte. Der älteste der Greise war ein 111 Jahre zählender Mann, sein jüngster Kollege war 84 Jahre alt. Die älteste der Frauen zählte 94 Jahre, die jüngste 85. Man berechnet das Gesammtalter dieser in ihrer Art interessanten Greisenversammlung auf 2091 Jahre. Da kein guter Katholik versäumen will, am Charfreitag die heiligen Gräber zu besuchen, so ist natürlich das Gedränge in den Kirchen sehr groß. Eine Kritik der heiligen Gräber in ästhetischer Hinsicht will ich mir nicht erlauben, obgleich der Gegenstand dazu herauszufordern scheint und ein Wort darüber vielleicht nicht ganz zur Unzeit wäre; allein circa sacra will man einem profanen Referenten und Laien kaum ein Urtheil einräumen. Nach dem starken Kirchenbesuche zu schließen, darf sich die Kirche über die Glaubenstreue und den religiösen Eifer ihrer hiesigen Bekenner freuen und die Gefahr des Dissentismus scheint noch ferne. — Der empfindlichen Kälte wegen hat die feierliche Auferstehungsprozession in der k. k. Hofburg — nächst dem Fronleichnamszuge der glänzendste Aufzug in Wien — dießmal nicht im Freien stattgefunden; aber auch die Ostermontagsprater-Fahrt — sonst das festlichste Vorspiel des ersten Mai's — hat heuer nicht das bewegte, glänzende Schauspiel wie sonst dargeboten. — Eine Oase mitten in der Winterwüste bildete die Blumenausstellung in den Baron Hügelschen Glashäusern in Schönbrunn. Diese jährlich eine Reihe gleichartiger Ausstellungen eröffnende Exposition der reichsten, ausgewähltesten und sorgfältigst gepflegten exotischen Gewächse ist der Sammelplatz aller Liebhaber. In der That findet sich hier auf sinnige, geschmack- und phantasievolle Weise zusammengestellt und vereinigt, was die Flora Schönes und Seltenes bietet. Mit Primeln, Hyacinthen und Veilchen beginnend, steigt diese ausgezeichnete Blumenlese einerseits bis zur Palme und verliert sich andererseits in den phantastischen Formen der Orchydeen und anderer Blumenmysterien. — Blumen in anderer Art möchten wir die in der Charwoche im Kunstvereinslokal öffentlich ausgestellten weiblichen Handarbeiten nennen, worunter mehr als ein Meisterstück der Arachne sich befand. Es sind diese Ausstellungen — heuer bereits die siebente — eine Veranstaltung des adelichen Damenvereins zur Förderung des Guten und Nützlichen, und haben neben der Aufmunterung des weiblichen Kunstfleißes durch ausgesetzte Preise und Ankauf die Erreichung irgend einer andern wohlthätigen Absicht zum Zwecke, wozu die eingehenden Entréegelder dienen. Auch ist mit der Exposition eine Verloosung in Verbindung gesetzt. Der Catalog enthielt 560 Nummern; Bewunderung erregte ein von den Händen blinder Frauen gestickter Teppich. — Mit gespannter Erwartung sehen wir der nahen Kunstausstellung entgegen, obgleich zu besorgen ist, daß auch heuer wieder die Schöpfungen mehrerer unserer besten Meister nicht im Kunstsalon zu finden seyn dürften. Die Akademie der bildenden Künste hat kürzlich die Arbeiten ihrer Schüler mit Bezeichnung der verschiedenen zuerkannten Preise zur Schau ausgestellt. Es befinden sich darunter, namentlich im Historien- und Landschaftsfache, einige bedeutende Anfänge. Besonderes Aufsehen erregte ein verdientermaßen mit dem ersten Preise belohntes, im großen Maßstabe ausgeführtes und mit breitem, kühnem Pinsel gemaltes Historienbild: „der Traum des egyptischen Joseph." In Zeichnung, Composition und Farbe verräth das Bild den künftigen Meister. Der junge Künstler heißt Wurzinger; irre ich nicht, so sind wir ihm bereits bei früheren Ausstellungen begegnet. — Seit geraumer Zeit ist hier eine Subscription auf einen neuen Abdruck von des verewigten Rahl ausgezeichnetem Kupferstiche „die Schlacht bei Aspern" (nach Kraffts berühmtem Originalgemälde) eröffnet, und zwar zum Besten invalider Krieger. Die anfänglich nur auf eine bestimmte Anzahl von Exemplaren beschränkte Subscription hat so sehr an Umfang gewonnen, daß man sich veranlaßt gesehen, das Bild allgemein zugänglich zu machen. Außer der Trefflichkeit des Stiches trägt wohl der sehr mäßige Subscriptionspreis viel zu dieser gesteigerten Theilnahme bei. Eine andere Subscription hat eine Reihe von fünfzehn Standbildern österreichischer Feldherren aus dem sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zum Gegenstand. Dieselben stellen vor: Kaiser Max I., Graf Niklas Salm, Ritter Georg von Frundsberg, Kaiser Karl V., Lazarus Schwendi, Wallenstein, Montecuculi, Starhemberg, Eugen von Savoyen, Daun, Loudon, Lascy, Erzherzog Karl und den Fürsten Karl Schwarzenberg. Die Statuetten sind sehr charakteristisch aufgefaßt und trefflich ausgeführt. Mehrere derselben waren bereits auf früheren Kunstausstellungen zu sehen und fanden Anerkennung. Sie sind, dem Vernehmen nach, auf Anregung des Freiherrn von Hügel entstanden; ein strebender Künstler, Karl Alexis (aus der Zips in Ungarn), modellirte sie in Thon, und ein Wiener Erzgießer, Michael Lorenz, führt sie nun in Metall aus. — Die Cosmoramen des Salzburger Künstlers Sattler, von denen ich bereits bei früheren Gelegenheiten gesprochen, erfreuen sich fortwährend eines starken Zuspruchs. Bekanntlich sind diese Bilder auf den weiten Reisen der Familie Sattler entstanden und sind demnach Produkte unmittelbarer Anschauung, daher auch die ungemeine Lebendigkeit der Auffassung. Besonderer Gunst erfreuen sich die orientalischen Ansichten; sie zogen in den Osterfeiertagen das große und kleine Publikum an, da es Vielen unerläßlich schien, neben dem Besuch der heiligen Gräber in den Kirchen die Bilder der sämmtlichen heiligen Stätten in Palästina und Syrien in die fromm gestimmte Seele aufzunehmen. Hubert Sattler, der Sohn, ist so eben auf einer Kunstreise in Egypten begriffen und gedenkt ein reiches Portefeuille mitzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. April 1845.

Cibos suos homini narrabimus. Nemo id parvum ac modicum existimaverit, nominum vilitate deceptus.

Plinius.

Skizzen aus dem südlichen Schweden.

(Schluß.)

In andern Ländern herrschen andere Verhältnisse. In Paris und eben so im übrigen Norden und Osten Frankreichs, wie in Rouen, Havre, Metz, Straßburg ꝛc. ist der gewöhnlich getrunkene Kaffee besser als der gewöhnlich getrunkene Wein. Der Wein ist leicht, der Kaffee ausgezeichnet und als solcher berühmt. Der Kuchen kommt an Güte dem norddeutschen selten gleich. Conditoreien gibt es fast gar nicht; der Kaffee wird in den Kaffeehäusern, das Backwerk beim Kuchenbäcker (Patissier) genommen. Eben so ist es im nördlichen Italien; man trinkt durchschnittlich leichten Wein und sehr guten Kaffee. In Holland liebt man den schweren Wein, der Kaffee wird durch den Thee verdrängt, der Kuchen spielt keine Rolle. In Dänemark oder vielmehr in dem das ganze Land repräsentirenden Kopenhagen hat man in allen sinnlichen Genüssen eine bedeutende Kultur erlangt, daher man hier in gleicher Weise den schweren spanischen und feinen französischen Weinen einerseits, so wie dem edlen Mokka und dem feinen Gebäcke andererseits huldigt. Im südlichen Schweden, wie gesagt, ist der Kaffee gänzlich vernachlässigt, man trinkt aber schweren und guten Wein und ißt feinen Kuchen. Wer das feine Gebäck unberührt läßt, beleidigt die Damen des Hauses. Wer in ihrer Gunst steigen will, muß dem Kuchen stark zusprechen.

Das Zutrinken der Schweden ist eine ganz eigenthümliche Sitte. Der höfliche Gast darf nie sein Glas leeren, ohne sich gegen einen der Tischgenossen zu verbeugen und mit ihm anzustoßen. Er muß sich übrigens hüten, dieß mit dem Wirthe zu thun, weil er dann genöthigt ist, mit diesem drei Gläser zu trinken. Gern wird es gesehen, wenn der Gast mit jedem Mitgliede der Gesellschaft trinkt. Ein jeder schätzt sich dieß zur Ehre. Die Trinksprüche sind dabei an der Tagesordnung; man hört schöne, kräftige extemporirte Reden, nimmt indeß auch vorlieb, wenn nur einige freundliche Worte gesprochen werden.

Bettelei.

Wie wenig und wie geringe Hülfsquellen das südliche Schweden darbietet, ist schon aus früheren Andeutungen klar. Das Land ist arm. Um so freudiger war ich überrascht, als ich auch nicht einen einzigen wirklichen Bettler antraf. Betteleien finden zwar statt, aber sie beschränken sich auf die immer noch sehr bescheidenen und Mitleid erregenden Bitten der Kinder, die dem Reisenden die früher erwähnten Thore auf den Landstraßen

öffnen. Sobald das mit Lumpen bedeckte Kind in weiter Ferne den Reisenden erblickt, eilt es zur nächsten Barrière, sie zu öffnen, von da oft noch zur zweiten, die zwar häufig sehr nahe, bisweilen aber auch fast eine Viertelstunde entfernt ist. Der Lohn ist dann ein Kupferstück von wenigen Pfennigen Werth.

Es ist dieß allerdings eine sich beständig wiederholende Bettelei. Indeß hat sie einen ganz andern Charakter als die erwachsener, kräftiger, arbeitsfähiger, aber arbeitsscheuer Faullenzer, wie sie in Italien und selbst in Frankreich dem Reisenden zur Last fallen. Diese armen schwedischen Bauerkinder leisten dem Reisenden doch wirklich einen Dienst und überheben ihn der Unannehmlichkeit, bei jeder Barrière anzuhalten. Man gewöhnt sich auch sehr bald daran, betrachtet die Kinder als die gewöhnlichen Pförtner und bezahlt die wenigen Pfennige so gern oder ungern wie in andern Ländern das sogenannte Chausseegeld. Da übrigens solcher Barrièren sehr viele sind, die kleine Abgabe in Kupfergeld also sich sehr häufig wiederholt, so thut man wohl, vor der jedesmaligen Abreise sich mit einer größeren Menge Kupfermünzen zu versehen.

Geldwesen.

Mit dem schwedischen Gelde kann überhaupt der Reisende leicht in Verlegenheit kommen. Anders als auf dem gesammten Continente, besteht das cirkulirende Geld fast nur in Papier und in Kupfer. Goldmünzen existiren gar nicht und Silbermünzen sind in so geringer Menge im Umlauf, daß sie immer als Rarität erscheinen. Daher kommt es auch, daß während in Deutschland das Landvolk vom Städter nur ungern Papiergeld annimmt und immer den Argwohn hegt, dabei in irgend einer Weise übervortheilt zu werden, in Schweden das umgekehrte Verhältniß herrscht und die Bauern sich entschieden weigern, Silbergeld an Zahlungsstatt anzunehmen.

Das Kupfergeld ist groß und massenhaft, ähnlich dem russischen. Das Papiergeld existirt hier in so kleinem Nennwerthe wie wohl nirgends sonstwo. Es ist von allen möglichen Farben, roth, grün, gelb, blau, weiß. Die Ein-, Zwei-, Dreithalerscheine sind färbig und etwa von der Größe der preußischen Kassenanweisungen. Diese Scheine sind auch meistens gut erhalten. Anders ist es mit den Scheinen von geringerem Werthe, die die gewöhnliche Scheidemünze vertreten müssen und deßhalb oft in Ekel erregendem Zustande sind, schmutzig, zerrissen, verklebt. Ursprünglich soll ihr Papier weiß seyn und ihre Gestalt ein Quartblatt von etwa fünf Zoll Höhe und eben so viel Breite. In solcher Ursprünglichkeit erscheinen aber nur sehr wenige, auserlesene, wohl verwahrte und aufgesparte Exemplare. — Diese Scheine steigen herab bis zum Werthe von 24, 16, 12, ja 8 Schillingen Banco, so daß man also, den Schilling Banco zu 4½ Pfennigen Preußisch, oder 1¼ Kreuzer Rheinisch gerechnet, in Schweden Papiergeld im Werthe von 2¾ Silbergroschen (sächs. Neugroschen) oder 10 Kreuzern hat. — Börsen sieht man daher auch in Schweden so gut wie gar nicht; sie sind eine durchaus überflüssige Sache. Sie werden ersezt durch einen großen starken ledernen Beutel für die Kupfermünze, und durch eine große Brieftasche für das Papiergeld.

Etwas über das moderne Lustspiel.

(Schluß.)

Da es hier nicht darauf ankommt, eine kritische Abhandlung zu schreiben, so wollen wir zu dem Laube'schen Lustspiele zurückkehren und an diesem beibringen, was wir über diese Gattung ungefähr noch zu sagen haben. Unser Autor hat sich eine unendlich verwickelte Spitzbüberei ausgedacht, und da man nun einmal das Zeitalter Ludwigs XV. jeder vornehmen Gaunerei, sie mag Namen haben welche sie will, fähig hält, so sind denn auch hier die Marquise von Pompadour, ein scheinheiliger Abbé und ein paar alte Narren und Libertins zu Trägern einer Miserabilität sonder Gleichen gemacht. Man bekommt da einen alten französischen Edelmann zu sehen, der ein von ihm verführtes Mädchen in die Hände seines Jugendfreundes übergehen sieht und nun achtzehn Jahre Hausfreund in diesem entweihten und innerlich zerrütteten Hause bleibt. Dann sehen wir einen andern Edelmann, der Wucher treibt und so wenig von den Stammtugenden seines Geschlechts behalten hat, daß er über das entdeckte Geheimniß seines spitzbübischen Hausfreundes lacht und dessen Tochter sehr gern für die seinige erklärt. Das Alles ist schon entsetzlich, aber nun erhält man noch eine königliche Geliebte, die ein unschuldiges Mädchen dem König und einen ebenfalls unschuldigen, etwas bornirten jungen Mann sich zuführen will. Und dann hat man noch einen Parlamentsrath, der ebenfalls nichtswürdig ist und ebenfalls in seiner Jugend verführt und betrogen hat. Durch diesen Haufen jämmerlicher Personnagen läuft ein Vagabund von Abbé, stiehlt Briefe und sezt nun die ganze Maschinerie in Bewegung. Es läßt sich voraussehen, daß, wenn diese vor Jahren verübten Gaunerstreiche zur Sprache kommen wollen, alle Welt sich dagegen stemmt, und da das nun geschieht, so ist Stoff zur Genüge für ein fünfaktiges Intrignenstück da. Aber es ist in keiner Weise ein Lustspiel.

Das Ding ist mit großer geistvoller Combinationsgabe zusammen gearbeitet, aber ein einziger Hauch wirklicher Komik wirft das ganze ängstlich zierliche Gebäude über

den Haufen. Warum lacht die Menge nicht? Oder soll sie nicht lachen? — soll sich nur hie und da ein Mund zu jenem feinen Lächeln verziehen, dem Merkmal des geistigen Verständnisses einer kleinen Kostbarkeit an Witz und Tiefsinn? Wahrscheinlich soll dieß und nur dieß durch „Rococo" bezweckt werden. Oder soll man gar nicht lachen, auch nicht lächeln, sondern innerlich schaudern und sagen: „wie abscheulich! welch nichtswürdige, welch entsetzliche Zeit!" Dann ist's kein Lustspiel, auch nicht ein sogenanntes feines, sondern schlechtweg gar keines; es ist verfehlt und paßt in keine Gattung.

Man sage nicht, Scribe habe eben solche Stücke geliefert; dem ist nicht so. Scribe, abgesehen davon, was wir schon oben bemerkt haben, daß der Art Stücke lediglich für Franzosen geschrieben sind, hat doch unendlich viel mehr wirkliche Komik in seinen Compositionen. Das Scribe'sche Lustspiel „une chaine" ist in äußerer Maschinerie der Intrigue völlig dem Rococo ähnlich; aber die Verdorbenheit der handelnden Personen erzeugt im Scribe'schen Stück Lächeln, während sie im Laube'schen Lustspiel nur Widerwillen erzeugt. Scribe ist selbst da, wo er die grasseste Unnatur ist, doch immer graziös, leicht, flüssig, und dieß ist durchaus seine Tugend und zugleich seine Entschuldigung. Warum einen frivolen Stoff nehmen, wenn man so ganz ohne Heiterkeit an dessen Bearbeitung geht? Es gibt wahrlich Viele, die sich nicht im mindesten um die Moralität in einem Lustspiel kümmern, und diese würden sicherlich recht gern über die Laube'schen alten Sünder und ihre Jugendthorheiten lachen, wenn diese alten Herrn nur etwas komischer wären; sie würden sich ferner von Herzen amüsiren über diese schöne und frivole Marquise, diese weltberühmte diplomatische Kokette und tragische Lustspielfigur auf der Bühne des achtzehnten Jahrhunderts; aber diese köstliche Libertine entfaltet weder ihren Liebreiz noch ihre Verderbniß, sie kommt und verschwindet. Soll man nun über den Abbé lachen? er ist gar zu elend und dürftig schlecht; oder über diesen Diener Toulpe, oder über diese Liebenden, oder über diesen Tanzmeister Gavotte? — Nein, nein, all dieß dramatische Menschenvolk ist marionettenartig hingehängt, um nach dem Schema der Intrigue bald hierhin, bald dorthin aufzuzappeln. Es ist sehr viel Kunst, sehr viel feine Berechnung, aber kein komischer Nerv im Stück. Die wahre Komik geht immer Hand in Hand mit der Sinnlichkeit und die lächerlichsten Verwicklungen nimmt sie immer von da her, wo zugleich das Trauerspiel seine grausamsten, empörendsten Motive hernimmt, aus den Geschlechtsverhältnissen.

Es scheint sehr nahe zu liegen, daß man in einer Zeit, die so baar an allem Humor und aller frischen Lust ist wie die unsrige, darauf verfällt, das Intriguenspiel mit einer solchen Feinheit und Kunstfertigkeit auszubilden; allein damit ist der Bühne nicht gedient. Seyd mehr Poeten, ihr Herrn Dramatiker! greift mit sicherer, kecker Hand in's Leben, schnitzelt, feilt und arbeitet nicht so fein bei der Studirlampe; geht auf den Markt und sucht euch da eure Figuren, oder nehmt aus dem schon so sehr ausgebeuteten Salon die wirklich noch vorhandenen komischen Gegensätze und Uebertreibungen. Vielleicht sollen wir aber auch kein Lustspiel haben, so wie wir notorisch kein höheres Drama haben. Auf dem Baume der dramatischen Poesie reifen die Früchte; schüttelt nicht knabenhaft die unreifen vom Stamme.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Winter. — Musik. — Theater.

Die sonst, zumal im Winter so beliebten Sonnenstrahlen sind unsern Landwirthen am 2ten Februar allzeit ein Dorn im Auge. Sie behaupten, an diesem Tage den Wolf lieber in ihrem Schafstalle, als die Sonne am Himmel zu sehen, weil ihr Nichterscheinen am Lichtmeßtage für die beste Bürgschaft gelten könne, daß kein Nachwinter erfolgen werde. Und sie war heuer am verhängnißvollen Tage wirklich so gütig, sich mit den dichtesten Nebeln zu umschleiern. Dessen ungeachtet aber lag der früher ganz ausgebliebene Schnee bis zu Ende des März doch aufgethürmt auf Feldern und Straßen. Kein Wunder daher, daß wir mit dem Schnee zugleich auch der Schlittenfahrt zuletzt völlig überdrüssig wurden. Das hatte wenigstens einen günstigen Einfluß auf die Conzert- und Ballsäle. Besonders spielte der Tanz lange keine so glänzende Rolle als in den letzten Wochen des jetzigen Winters. Die Polka gelangte, in Folge vielfacher Uebung, aus einem eine Zeitlang ziemlich unbeholfenen Naturalismus in die schöne Sphäre der Zauberin Terpsychore. Das weibliche Geschlecht leistete aber hierin ungleich mehr als das männliche. Wenigstens wollen Kenner wahrgenommen haben, daß manche Tänzer das Massive und Eckige ihrer Sprünge noch immer zu wenig unter die Scheere der Kunst nehmen. Allerdings laufen sogar diese deßhalb keine Gefahr, ihren Tanzbedarf im Ballsaale unbefriedigt oder auch nur beschränkt zu sehen. Vielmehr leidet, bei der gewöhnlichen Ueberfülle der tanzlustigen Jungfrauen im Verhältniß zu der Zahl aktiver Tänzer, jener Trost, auf den die Faunen im zweiten Theil von Goethe's Faust vertrauen, auch auf dergleichen Herren volle Anwendung:

> Dem Faun, wenn er die Patsche reicht,
> Versagt die Schönste den Tanz nicht leicht.

Bekanntlich gehört Dresden im Allgemeinen durchaus nicht zu den mit Glücksgütern vorzugsweise begabten Städten. Um so mehr gereicht ihm der unverkennbare Eifer zur Ehre, womit in der Regel selbst der Unbemittelte keine Gelegenheit leicht vorüber läßt, seinen Sinn für wohlthätige Zwecke zu bethätigen. Auf die mannigfachste Weise tritt dieß ans Licht; so unter anderem bei der sogenannten geistlichen Musik,

welche jährlich am Palmſonntag zum Beſten des Wittwen- und Waiſenfonds der muſikaliſchen Kapelle im vormaligen großen Opernhauſe aufgeführt wird. Ein großer Theil der Zuhörer ſcheint beim Ankauf der Billets weit mehr den wohlthätigen Zweck als den Genuß im Auge zu haben. Die Leiſtung am dießmaligen Palmſonntage ließ übrigens nichts zu wünſchen übrig, und es bewährte ſich an der ganzen Zuhörermaſſe, daß man die Wahl der Muſik: Haydns ſo anmuthvolle und großartige „Schöpfung" und Beethovens zauberreiche „C-moll-Symphonie," als das Erwünſchteſte anerkannte, was dem Ohr und Herzen nur hätte geboten werden können.

Das Wiederaufnehmen alter, werthvoller Stücke auf unſerer Bühne erweiſt ſich immer mehr als ein Zeit und Umſtänden angemeſſenes Beſtreben. So wurde Winters klangvolle Oper „das unterbrochene Opferfeſt" ſehr gut aufgenommen und immer von Neuem gewünſcht. Auch Dittersdorfs „Doktor und Apotheker" behauptet fortdauernd ſein altes gutes Recht, ſo daß die Theaterkaſſe dabei ſchwerlich Einbuße leidet. Die Einſicht und der Takt der hieſigen Direktion zeigt ſich aber auch darin, daß ſie der Kaſſe kein Veto gegen ſolche Stücke, welche ihr nur wenig Rente verſprechen, einräumt, wenn die Stücke zu den Heiligthümern der Kunſt gehören. So war die Wiederaufnahme von Shakespeare's „Julius Cäſar" gewiß ein verdienſtvolles Werk, beſonders auch durch die höchſt verſtändige Rollenbeſetzung. Das Gerücht, daß man darauf denke, auch ſolche Stücke des unſterblichen Dichters, welche bisher noch nicht auf der deutſchen Bühne erſchienen, der hieſigen zuzuführen, kann dem ächten Kunſtfreunde nur höchſt willkommen ſeyn. Mit der Rückkehr Emil Devrients nach kurzer Abweſenheit erfreut ſich übrigens das Publikum wieder der vielen neuen Stücke, deren wichtigſte Rollen es am liebſten in ſeinen Händen ſieht, wie des Urbilds des Tartuffe, Struenſee's u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Wien, März.

(Fortſetzung.)

Muſik. — Theater.

Ein guter Theil der Oſterwoche wurde mit Conzerten ausgefüllt, zumal die Theater dieſe Zeit über geſchloſſen bleiben. Einen großen muſikaliſchen Genuß gewährte die Aufführung des Oratoriums „Noah," von Vicehofkapellmeiſter Preyer, im Hofburgtheater, einer geiſtvollen und im würdigen Oratoriumsſtyle gehaltenen Compoſition. Es war dieß die vierte Produktion dieſes gediegenen Tonwerks, welches ſo viele Anerkennung fand, daß es am folgenden Abend abermals aufgeführt wurde. Ich könnte Ihnen eine lange Conzertliſte geben, wenn ich vorausſetzen dürfte, daß Sie ſich für dieſe Spezialitäten intereſſiren. — Das Kärnthnerthortheater brachte kürzlich eine neue Oper von Hoven: „der Liebeszauber," die leider Schiffbruch litt, während deſſelben Componiſten „Johanna von Arc" gleichzeitig an andern Orten gut aufgenommen wurde. Schade um das in der That gute Opernſujet, das kein anderes als Kleiſts „Käthchen von Heilbronn" iſt, für den Zweck des Componiſten von Otto Prechtler umgearbeitet. Einzelne gute Nummern entſchädigen nicht für das ungenügende Ganze. Bemerkenswerth und wohl auch in ſeiner Art originell iſt die kürzlich von Otto Prechtler — bekannt als Lyriker, Dramatiker und Verfaſſer mehrerer Operntexte — in der Theaterzeitung energiſch ausgeſprochene Reſignation auf jede künftige Theilnahme an der Bearbeitung von Operntexten „wegen eingetretener innerer Entfremdung." Dergleichen Geſtändniſſe ſind ſelten, kämen aber wohl häufiger vor, wenn unſere Poeten die „innere Entfremdung" willig eingeſtänden, ſobald die Begeiſterung gewichen iſt. Aber da wird der Pegaſus getummelt, auch wenn er längſt hartmäulig geworden. Obiges Geſtändniß aber ehrt um ſo mehr des Dichters wahrheitliebenden und beſcheidenen Sinn, als er ſeine Zurechnungsfähigkeit für mehrere ſeiner frühern Operntexte, die doch den Vergleich mit andern wohl aushalten, willig anerkennt. — Die italieniſche Oper iſt vor der Thüre; die Enthuſiaſten denken und träumen von nichts anderem. Eben ſo geht es den Elsler-Fanatikern; die Göttin weilt bereits, wie verſichert wird, in unſern Mauern und eröffnet im Lauf des Aprils die Reihe ihrer vorläufig auf zehn feſtgeſetzten Vorſtellungen. Wenn ich Ihnen vielleicht demnächſt ſchreibe, daß eine neue eigenthümliche Manie bei uns ausgebrochen iſt, ſo nehmen Sie es geduldig hin, wie Sie es bei der Rebusmanie und andern Gelegenheiten gethan. — Hr. Eichler, ſtändiſcher Tanzlehrer in Grätz, hat, wie die Kunſtſprache lautet, die intereſſante Aufgabe gelöst, den ſteyermärkiſchen Nationaltanz „ſalonfähig zu machen," und iſt nun eigens nach Wien gekommen, um einen Pas-Styriens-Tanzkurs in der Kaiſerſtadt zu eröffnen. Ohne Zweifel wird dieſes Unternehmen — um mit unſern Journalen zu reden — eine Revolution in der Tanzwelt hervorbringen, wie die Polka vor nicht langer Zeit in der Pariſer eleganten Geſellſchaft. Wer wollte nicht Pas Styriens ſtudiren, wer nicht Meiſter eines Tanzes ſeyn, der den ganzen Reiz der Neuheit für ſich hat! — Das Joſephſtädter Theater macht neuerdings mit dem Zauberſchleier, d. h. mit dem metamorphoſirten, glückliche Geſchäfte; die kürzlich daſelbſt zur Aufführung gekommene Oper: „das Wolkenkind," von E. Till, die eben der in eine Oper umgewandelte Zauberſchleier iſt, zieht das Publikum mit magnetiſcher Kraft an. Es gibt Stoffe, die, unerſchöpflich, geeignet ſind, eine Reihe ovidiſcher Verwandlungen zu beſtehen; dieſer Art iſt jener nun ſchon ſo oft metamorphoſirte Lac des fees. — Nächſtens eröffnet auch der ſeit Kurzem hier anweſende Erzzauberer Bosco ſeine Vorſtellungen auf dem Joſephſtädter Theater. Einſtweilen zaubert er in allen Kaffeehäuſern herum und macht Wunder von ſich erzählen. Auch Döbler ſoll kommen; überdieß trägt ſich das Gerücht mit einem excamotirenden Wundertinde, und damit ſein Fuß nirgends Anſtoß leide, bahnen ihm unſere allzeit bereitwilligen Journale die Wege. — Dem Theater an der Wien ſteht demnächſt eine neue Phaſe bevor. Die in eine Concursmaſſe gehörenden Theatergebäude ſollen öffentlich verſteigert werden. Direktor Karl, bisher nur Pächter, wird den Concurrenten zweifelsohne eine heiße Schlacht liefern. — Auf dem Hofburgtheater werden einige Neuigkeiten vorbereitet; man nennt: „zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten" von Deinhardſtein und „Spartacus" von Weber als die nächſten an der Reihe. Prutz's modificirter „Moriz" wandelt je zuweilen über die Bretter. Ein ungariſcher Literat überſetzt dieſes Stück in's Magyariſche, gewiß den vielen darin vorkommenden Freiheitsphraſen zu Gefallen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. April 1845.

— Wo ſich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da iſt es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunſt iſt die Nothwendigkeit.

Schiller.

Ich war ſchon Major.

Nach der Erzählung eines weſtphäliſchen Offiziers.

Aus einem Preußen war ich zu einem weſtphäliſchen Unterthanen gemacht. Von Stunde an, verſteht ſich, mußten meine Gefühle ſich umdrehen; ich mußte mit Leib und Seele meinem neuen Könige angehören, begierig ſeyn, mein Blut für ihn zu vergießen, und die Stirn zu runzeln, den Degen zu ziehen, wenn Jemand ſeine Ehre angriff. Wie das möglich zu machen war, den innern Prozeß der Umdrehung unſerer Gefühle, das überließ man mit edler Liberalität ganz uns ſelbſt. Mit dem Gewiſſen hatten es überhaupt die franzöſiſchen Behörden nicht zu thun. Ihre Forderungen waren von dieſer Welt; das drüber hinaus und das drunter blieb ganz unſer eigen.

Aus eigener Erfahrung wußten ſie, wie Jemand mit ſich ſelbſt fertig werden kann, wo es gilt, Ueberzeugungen zu tauſchen. Sie hatten ja ſo oft getauſcht, und es ging. Uns Deutſchen kam es nur ſeltſam vor, weil wir noch nicht in der Uebung waren. Seitdem ſind wir auch klüger geworden, und es ließen ſich davon Bücher ſchreiben; nicht zwar, wie wir Vaterland, Könige und Regierungen vertauſcht, aber wie Jemand aus einem Extrem zum andern übergehen kann. Man hat mir geſagt, daß uns dabei unſere Philoſophie, unſer elaſtiſches Denkvermögen und unſere große Phantaſie ſehr behülflich ſeyen. Das mag ſeyn, ich habe aber immer bemerkt, daß die meiſten Sinnesänderungen aus dem Prinzip hervorgingen, das da lautet: auf dieſer Seite geht's nicht mehr, alſo will ich's auf der andern verſuchen. Iſt Einer zu dieſer Ueberzeugung gekommen, alsdann erſt ruft er die Philoſophie zu Hülfe. Sie muß ihm Brücken bauen, damit ſein Gewiſſen hinüber kann. Wenn ſie auch einbrechen, es ſchadet nicht ſo ſehr viel; er ſelbſt iſt ja drüben.

Unſere neuen franzöſiſchen Herren ließen uns nicht viel denken und philoſophiren. Wir mußten marſchiren, exerziren und uns transportiren, rechts und links, vorwärts und zurück, von Spanien nach Rußland und von Rußland nach Spanien. Wahrhaftig, man hatte an andere Dinge zu denken, als an ſeine Ueberzeugungen. — Und das glänzende Avancement! Ich war Fähndrich geweſen und war, ehe ich es mich verſah, Kapitän auf den ruſſiſchen Schneefeldern. Ich hatte dort mehr Glück als viele meiner Kameraden. Noch war ich geſund, nicht ganz ermattet und nicht ganz zerlumpt; denn ich hatte auf Kommando in einer Stadt gelegen, wo es mir, bei freilich nicht ganz angenehmen Geſchäften, erträglich wohl ergangen war. Auch hatte ich zwei Rollen Gold in meinen Taſchen. Es war nicht erobertes Geld, ſondern

meine Gage, die mir nachträglich, als ich von meinem Kommando zur großen Armee zurückkehrte, ausgezahlt worden. So gerieth ich in den Rückzug.

Was half mir freilich da mein Geld? Aber ich bewahrte es doch mit der Hoffnung, daß ich einen Zeitpunkt, einen Ort erreichen würde, wo Geld wieder Werth hatte. Was wären wir Alle ohne diese Hoffnung geworden! Freilich, wenn wir hungernd Abends an den Feuern vorüberzogen, wo glücklichere Kameraden sich wärmten, oder gar am Degen, am Bajonnet ein Stück Fleisch röſteten, und auf unsere Bitte, unser Gebot, nur einen Biſſen für ſchweres Gold uns zu verkaufen, uns auslachten, oder, was fürchterlicher, mit ſtieren Geſichtern uns anglozten, als wären wir Wahnſinnige, ſo etwas zu fordern, oder wie Weſen ohne Sinne uns gar nicht anſahen und gar nicht hörten und keine Bewegung machten, als exiſtire nichts außer ihnen, da drückte das Gold wie Eis auf die Bruſt.

Wie oft ſind dieſe Schreckensſcenen geſchildert worden, von wie geſchickten, von wie poetiſchen Federn! und doch, wenn ich ihre Schilderungen leſe, und all der Jammer, den ich erlebt, wieder erwacht, iſt mir, als wenn noch vieles fehlte, als wenn dieſe Geſchichte noch einmal geſchrieben werden könnte. Da fehlt dieſer und jener Zug, der zum Ganzen gehört, der erſt das rechte Licht über das Entſetzen verbreiten würde. Ich habe wohl Unrecht; die Geſchichtſchreiber und die Dichter haben ſo viel von dem Wirklichen aufgenommen, daß die Phantaſie des Leſers ſich das beſte Bild vom Ganzen entwirft, und noch mehr einzelne Greuel aufzuzählen, hieße nur Salz in's Meer ſtreuen. Daß ein Jeder denkt, was ihm begegnet ſey das Allerwichtigſte und Schrecklichſte, iſt natürlich, aber andere ſehen mit andern Augen und meinen, was für uns obenan ſteht, gehöre unten hin, und was uns neu war, ſey etwas Altes.

Alles was edel und gut iſt, ſchien aufgelöst, von der Humanität nicht zu reden. Aber auch der ritterliche Sinn, die militäriſchen Ehrenbegriffe, die ſo viele Feuerproben aushalten, ſchienen Froſt und Hunger nicht zu ertragen. Schon war es unſere Praxis, wenn wir Abends auf eine Lagerſtätte kamen, bei den erſten Feuern ſchnell vorüber zu gehen. Hier waren ſchon Andere vor uns geweſen, und war etwas durch Verſprechen, Liſt oder Gewalt zu erlangen, ſo hatten ſie es fortgenommen. Aber auf die lezten, entfernteſten ſtürzten wir zu, wie Räuber, und riſſen aus den Töpfen, vom Spieß, was unſern Hunger ſtillen konnte. Zuweilen gab es Streit, Kampf, auch Blut — etwas Blut; einige Todte mehr oder weniger, was kam es darauf an! — zuweilen vertrugen wir uns. Eines Abends hatte ich ſo einem Grenadier, der vor uns der glückliche Beſitzer am Feuer geweſen, ſeinen Topf für mich und zwei andere Offiziere abgekauft. Er ſteckte die zehn Goldſtücke in die Bruſttaſche. Der Arme hat die Früchte des vortheilhaften Geſchäfts nicht genoſſen. Am Morgen, als wir uns aufrüttelten, blieb er liegen. Er fühlte den Druck des Arms, den Stoß des Fußes ſeiner rauhen Kameraden nicht mehr. Die zuſammengeballte Hand mit den Goldſtücken in der Bruſttaſche, war er eingeſchlafen, um nicht mehr zu erwachen. Von uns dachte keiner daran, das Gold der todten Hand zu entwinden. Wer war ſein Erbe? Vielleicht Nachzügler unter ſeinen Kameraden, vielleicht die Koſacken.

(Fortſezung folgt.)

Kulturgeſchichtliche Betrachtungen.

(ſ. Nr. 78—85.)

Zweiter Artikel.

Der ausſchließliche Werth, welchen die Völker in manchen Epochen auf den Genuß der ſinnlichen Güter legen, iſt jederzeit der Beweis eines geiſtigen Schadens, den ſie genommen haben. Und dieſer führt entweder in gänzlicher Auflöſung aller ſittlichen Elemente zum Tode, oder bewirkt, in wilden Revolutionen den moraliſchen Krebs durch phyſiſche Leiden ausheilend, eine Wiederherſtellung, deren nur erſt die in Entbehrung und Gefahren auferwachſenen, von Schuld und Anſteckung reinen Nachkommen froh werden können. Beiſpiele von jenen ſittlichen Verweſungsformen und ſchmachvoller Endſchaft alles nationalen Daſeyns durch die Laſter des Egoismus, der Entnervung, Weichlichkeit, Völlerei und einer gänzlichen Abtödtung für edlere Begriffe liefert die Geſchichte des Alterthums in den Ausgängen aller der Nationen, die eine Zeitlang die Welt beherrſcht haben, der Perſer, der Griechen, der Macedonier, der Römer; nicht zu reden von den mehr fabelhaften oder vielmehr in ein überwiegend dichtes hiſtoriſches Dunkel gehüllten, den Indern, Egyptiern, Aſſyriern, wo wir die Phaſen der ſittlichen Entwicklung nicht gleichmäßig verfolgen können.

Den modernen Völkern iſt in dem Chriſtenthum ein Lebenskern gegeben, deſſen unverſiegliche Entfaltungskraft mitten aus der Verderbniß immer neue Geſittungskeime hervortreibt und darum der neuen Civiliſation, den neuen Nationalitäten, den neuen Staatsformen eine ungleich nachhaltigere Dauer verheißt, als ſie die antiken gehabt haben. Nichts ſcheint mir überflüſſiger als die Beſorgniß, daß das Chriſtenthum in irgend einer Kriſis der heutigen Bildungsverhältniſſe in's Gedränge kommen und allenfalls durch eine für den Mund der Zeit gehörig zurechtgemachte Philoſophie über Bord geworfen werden

könnte. Es iſt dieß bei den wenigen Wahnwitzigen, die ſo etwas im Ernſt bewirken zu können träumen, nichts als die lächerlichſte Frivolität. Auch dem verwegenſten Freigeiſte, auch dem baarſten Gottesleugner, wenn dieſe Ausdrücke in der vernünftigen Welt überhaupt noch irgend einen Sinn haben können, d. h. wenn ihnen wirklich noch in der Erfahrung irgend eine Geſtalt zu entſprechen vermag, nehmt ihm die Atmoſphäre chriſtlichen Denkens, Fühlens und Lebens, in welcher er, auch ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, ja meinetwegen mit ſeinem Widerſpruche athmet, und er kann ſich mit dem Reſte von Originalität, der ihm bleibt, als ein geiſtiger Botokude auf den Jahrmärkten ſehen laſſen.

Wir heben keinen Fuß, wir recken keinen Finger aus, ohne ihn in chriſtliche Luft zu tauchen, und die Kraft des Chriſtenthums wird die Welt durchdringen, bis die Eigenheit aller Völker in ihm aufgelöst iſt zu allmächtiger Humanität, die das Ziel der Menſchheit iſt, und die Zeit übergehen wird in die Ewigkeit. Denn Vernunftleben und Chriſtenthum ſind lediglich Ein Begriff in zwei Spiegelungen; der Menſchheit das Heilige und Göttliche, was in ihrem Weſen und ihren Anlagen liegt, nachzuweiſen und ihr die Wege zu zeigen, wie ſie daſſelbe dem Willen Gottes entſprechend immer ſchöner und herrlicher entfalten könne, dieß war und iſt die Sendung des Chriſtenthums, welche ſich zu erfüllen nur aufhören wird mit der Welt Ende, und der Welt Ende wird nicht erſcheinen, als bis eben dieſe Sendung erfüllt iſt.

Die edelſte Philoſophie, wenn es ihr gelänge, für einen Augenblick einmal wirklich an der Stelle des Chriſtenthums die Welt zu beherrſchen, würde ihre Praxis nur zuſammenzimmern können aus den Scherben eben der Lehre, die ſie zerſchlagen zu haben ſich einreden könnte, und ohne die chriſtliche Moral würde ſelbſt jede neue Philoſophie, die auf den zahlloſen Trümmern ſo vieler alten ihren papiernen Thron auf eine Weile aufſchlägt, ſchon in ihrer Geburt bankerot machen. Alle Philoſophie wird, mit Ausnahme von Einzelnen, für die Welt ewig Wort und Buchſtabe bleiben. Das Chriſtenthum iſt Leben, Allen, Reich und Arm, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt, befriedigendes Leben, was die Philoſophie nicht einmal für ihren Urheber iſt. Wie wäre ſonſt der Philoſoph ein anderer auf dem Katheder, als er in der gewöhnlichen Welt iſt? wie führte er dort eine Sprache, die er hier für die Sprache der Schule erklären muß? wie hätte er nöthig, für die Gültigkeit ſeiner Entdeckungen das Eingehen in einen Zuſammenhang von Gedanken zu begehren, die er in das Leben einzuführen ſelbſt für unpaſſend, ja bedenklich erkennt?

Das Chriſtenthum paßt auf den Thron wie in die Hütte, ſeine Sprache iſt allen Herzen verſtändlich, ſeiner Geſinnungen darf der Bettler ſich rühmen und ſie ſind eine Zierde dem Munde des Herrſchers; und dieſe nun ſeit bald zweitauſend Jahren in alle Adern des Völkerlebens ſtill ergoſſene chriſtliche Sinnesweiſe, dieſes Durchdrungenſeyn unſeres geſammten Fühlens und Weſens von chriſtlichen Vorſtellungen und Ideen, ohne daß es uns ſelbſt einkommt, daran zu denken, daß dieß eben einzig und allein chriſtliches Denken und Fühlen ſey, ſichert dem Chriſtenthum ſeinen Beſtand in allen Gemüthern feſter und unzerſtörbarer, als alle dogmatiſchen Demonſtrationen, alles Gepolter der Zeloten, alle Verketzerung freiſinniger Lehren, die, wenn das Göttliche durch der Menſchen Thorheit überhaupt Schaden leiden könnte, der guten Sache chriſtlicher Frömmigkeit jederzeit mehr hinderlich als förderlich geweſen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Schluß.)

Cenſur. — Literatur.

Die k. k. Hofbibliothek, oder vielmehr die an derſelben angeſtellten zehn Beamten feierten zu Ende des vorigen Monats den 70ſten Geburtstag ihres Präfekten, des Grafen Moritz von Dietrichſtein, Oberſthofmeiſters J. M. der Kaiſerin, auf eine intereſſante und ſinnige Weiſe, indem ſie ſich vereinigten, demſelben ein aus zehn Sprachproben beſtehendes, koſtbares literariſches Geſchenk zu überreichen, eine Gabe, die eben ſo ſehr den Empfänger als die Geber ehrte. — Daß für unſere Cenſurverhältniſſe eine neue Einrichtung gewünſcht wird, iſt wohl auch bei Ihnen bekannt geworden. Geklagt wird mehr über die Handhabung der Cenſurvorſchriften und den Gang des amtlichen Verfahrens, als über die an und für ſich nicht allzu ſtrengen Cenſurgeſetze. So wurde die mit einer nicht geringen Anzahl von Unterſchriften verſehene Petition um Regulirung und Erleichterung der Cenſurverhältniſſe unlängſt höchſten Orts übergeben. Dem Vernehmen nach ſteht unter den Unterſchriften auch ein ſowohl durch Lebensſtellung als durch literariſche Geltung ausgezeichneter Namen, der jedenfalls bedeutend in's Gewicht fallen muß. Die Anregung zum Unternehmen iſt von einem ausgegangen, der unter ſein kürzlich erſchienenes, ſprechend ähnliches Porträt das energiſche Motto geſchrieben hat: „Lieber unvorſichtig als unwahr.“ — Die „öſterreichiſchen Blätter für Literatur und Kunſt,“ die nun ihren zweiten Jahrgang angetreten, obgleich bei ihrem Erſcheinen an einem dauernden Beſtande von vielen Seiten gezweifelt worden war, haben ſich bisher würdig behauptet. Ueberblickt man das ſeit Jahresfriſt gelieferte Material, ſo befindet ſich darunter manches intereſſante Neue, Mittheilungen, die ohne die hier gebotene Gelegenheit vielleicht gar nicht, wenigſtens kaum ſo bald, der Oeffentlichkeit übergeben worden wären. Intereſſant und ſchätzbar ſind z. B. die Nachrichten über die Geſchichte und den Reichthum der zahlreichen Bibliotheken, Archive, litera-

rischen und Kunstsammlungen des Kaiserstaates, die Revue der Provinzialliteratur und ihrer würdigsten Produkte u. s. w. Nur wäre den meisten Artikeln ein populärerer Ton, weniger Ueberladung mit gelehrten Noten u. dgl. zu wünschen, um die Blätter weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Ein beherzigenswerther Artikel des kaiserlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivars Chmel über das, was der österreichischen Geschichtschreibung Noth thut und was ihre Aufgabe unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre, eröffnete auf würdige Weise den heurigen Jahrgang. Eine Abhandlung über das interessante Grabmal Kaiser Friedrichs III. ist ein schätzbarer kunstgeschichtlicher Beitrag. — Es reizt mich zwar nicht, den Wiener Journalismus näher zu betrachten und mich über dieses undankbare Thema weiter auszulassen, aber das halte ich nicht für unangemessen, über das ungebührliche Manöver eines der hiesigen gelesensten Blätter ein Wort zu sagen. Wie Sie wissen, hat sich Bäuerle's Theaterzeitung seit dem neuen Jahre das Epitheton „illustrirt" zugelegt und bringt nun, keineswegs täglich, wie man voraussetzt, sondern von Zeit zu Zeit einige Xylographien, die aber weder auf Neuheit, noch auf besondern Kunstwerth Anspruch machen dürfen; ja nicht einmal die Wahl der Gegenstände verleiht diesen Darstellungen besondere Anziehungskraft. Die bildlichen Beilagen, mit Einschluß der von der Redaktion so genannten Prachtbilder, erheben sich keineswegs über das Gewöhnliche. Den Inhalt des Blattes betreffend, so ist große Mannigfaltigkeit allerdings sein Hauptvorzug; allein wir wollen dieses Ragout von Anekdoten und Histörchen, Novitäten und on dits ununtersucht lassen. Um gerecht zu seyn, nehmen wir Beiträge wie z. B. Meyneris kritische Theaterberichte, oder Mittheilungen wie die Fragmente aus Panhasch's „Leben" aus, und wollen das Gesagte nur auf die größere Masse des täglichen Lesematerials bezogen haben. Vergleichen wir nun aber mit diesen Eigenschaften das maßloseste Selbstlob, die überschwänglichste Selbstüberschätzung und eitelste Großsprecherei, so begreift man nicht, daß sich nicht bereits Stimmen des Unwillens über dieses, geradezu gesagt, unverschämte Treiben erhoben haben. In seiner neuesten Anzeige hat dieses Journal den Muth, sich kühn mit allen illustrirten Zeitungen von Paris, London und Leipzig zu messen, den Text derselben monoton, langweilig und trocken zu schelten, dem seinigen hingegen zwanzigmal mehr Abwechslung nachzurühmen und dergleichen. Was muß man von der österreichischen Journalistik denken, wenn man im übrigen Deutschland und im Auslande dergleichen Uebertreibungen liest? Wenigstens soll man wissen, daß wir damit nicht einzustimmen vermögen. — Der wackere und unermüdliche Historiker Kaltenbart gibt österreichische Rechtsbücher des Mittelalters heraus; die erste Lieferung hat bereits die Presse verlassen. Das ganze Werk, welches an 180 Bogen umfassen soll, wird mit einer Abhandlung schließen, worin die Resultate der historischen Forschung gegeben werden. Bekanntlich redigirt Kaltenbart den geschichtlichen Theil des österreichischen Nationalkalenders Austria; parallel nun mit diesen, meistens kulturgeschichtlichen Mittheilungen wird der fleißige Sammler später „historische Ueberlieferungen" erscheinen lassen, denen wir begierig entgegensehen. Auch eine Sammlung historischer Briefe gedenkt Kaltenbart zu ediren. — Von C. A. Schimmer, dem Verfasser einer populären „Geschichte Wiens," der „Kaiserin Maria Thereſia und ihrer Zeit" und anderer ähnlicher Schriften, erhielten wir nun auch eine Geschichte der Türkenkriege und der beiden Belagerungen Wiens durch die Türken 1529 und 1683, eine fleißige Arbeit, gleichfalls zu populärem Zwecke geschrieben.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Wintergarten. — Wasserbruch.

Es war gewiß ein glücklicher Einfall, in einen Winter, der uns so lange wie dieser quält, einen behaglichen Frühling keck hineinzubauen. Man erinnert sich vielleicht, daß bei Errichtung des großen Restaurationshauses auf der Brühlschen Terrasse letzteres unter anderem einen Wintergarten mit enthalten sollte. Es erscholl von Zeit zu Zeit manche Klage, daß das Projekt nicht zur Ausführung gelangte. Der Unternehmer der Anstalt, welchem das Lob gebührt, daß er den Wünschen des Publikums Aufmerksamkeit und möglichste Berücksichtigung zuwendet, hat nun ungefähr seit einem Monat den untern großen Saal des Hauses in einen solchen Garten umgeschaffen. Außer vielem grünen, zum Theil blühenden, ausländischen Gesträuch prangt darin das gesammte bunte Blumenheer der Hyazinthen, Tacetten, Tulpen u. s. w. und ergötzt das Auge um so mehr, da vor den großen Fenstern draußen der Schnee noch am Schlusse des sogenannten Frühlingsmonats die Demonstration machte, daß er wohl auch dießmal, wie nach der Chronik gerade hundert Jahre früher, noch bis zum Mai sein Wesen treiben könne. Wenn aber auch im Allgemeinen das Publikum mit dem neuen, blüthenreichen Garten gewiß zufrieden war und dieß an vielen Tagen durch zahlreichen Besuch zu erkennen gab, so fehlt es, im Verhältniß zu dem großen Raume, mitunter doch daran. Eine Hauptursache ist der Mangel an Dresden durchfliegenden fremden Gästen in jetziger Jahreszeit. Dem größten Theil der hiesigen Einwohner ist aber an Werktagen durch seine Geschäfte der Genuß solcher Vergnügungen versagt. Uebrigens genießt nunmehr der Wintergarten den Triumph, den Winter überlebt zu haben, dem der so über Gebühr lang behauptete falsche Liliengianz endlich von Thauwetter und Regen entrissen wurde. Leider jedoch ging dies nicht ohne die größte Beunruhigung und Bedrückung der Stadt und ganzen Umgegend ab. Nach Befreiung des Elbstroms von den Eisbanden, die ihm der Februar angelegt hatte, sprang er weit über seine Ufer hinaus, um allenthalben Verwüstungen anzurichten. Am 30sten vorigen Monats war fast kein Theil der Alt- und Neustadt Dresden nebst der Friedrichstadt verschont. An mehreren Orten stieg das Wasser bis in die obern Stockwerke der Häuser, so daß die Communikation nur durch Kähne, Leitern und Stege, mitunter sehr mühselig, sich erhalten ließ. Nach der hie und da an Häusern und Mauern angezeichneten ungewöhnlichen Höhe des Wasserstands hat die Elbe neuerer Zeit die größte Höhe im Jahr 1784 erreicht; dießmal wurde solche noch um Vieles übertroffen. Da der 30ste ein Sonntag war, so wogte der Menschenstrom auf der Elbbrücke und auf der Brühlschen Terrasse vom frühen Morgen bis zum späten Abend durcheinander, um die wild daherbrausende Fluth anzustarren, die, von Eisschollen schon ziemlich befreit, desto eifriger war in Herbeiführung von unterwegs zusammengerafften Bruchstücken mancher durch sie zerstörten Häuslichkeit. Ausgerissene Bäume, Baumstämme, Bretterwände und andere Bestandtheile von zerrütteten Gärten, ja ganze entführte Häuser sträubten sich vergebens gegen die Allgewalt des Stromes. Alles mußte an die Elbbrücke heran, um theils deren Pfeiler unbeschädigt zu passiren, theils an ihnen zu zerschellen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 13.

Sonnabend, 19. April 1845.

[96] In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Der Biograph.

Kurze aus Quellen geschöpfte Darstellung der Bildungsgeschichte und des Lebens solcher Personen aller Zeiten und Länder, welche sich um Wissenschaft, Kunst, Literatur, Industrie und Leben überhaupt verdient gemacht haben.

Ein Volks- und Lesebuch

von

W. Fornet.

Inhalt des 1sten Heftes von 8 enggedruckten Bogen: Benjamin Franklin — Canova — G. A. Bürger — Gustav Wasa — Moses Mendelssohn — Carnot — Albrecht Dürer — Sir Franz Drake — Graf Zinzendorf — die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen — Gotthold Ephraim Lessing. — Byron — Wallenstein — Wolfgang Amadeus Mozart. Preis ½ Thlr.

Berlin, im April 1845.

Ferdinand Rubach.

[92] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März 1845.

Größere Aufsätze.

Ein Zug durch die Felsengebirge. 1) Von Fort William nach Browns-Hole. 2) Von Browns-Hole nach Fort Hall. — Ausflüge nach Ungarn. I. II. III. — Einiges über Rhodus. — Nachricht über Tunkin. — Einige Nachrichten über Pompeji. — Vertheilung der Wälder im Gouvernement Orenburg. — Caledonia Romana. — Die englische Expedition auf dem Niger. Zweiter Abschnitt. — Etwas über die niedern Beamten in Rußland. — Die Bildmalerei in der russischen Kirche. — Ein Besuch in Bankok. — Schilderungen aus Persien. 3) Persepolis und seine Ruinen. — Eintritt in Weißrußland. — Neuer Bericht über Aden. — Entdeckungsreisen in Australien. — Der Negerhandel auf Cuba. — Briefe über Weißrußland: das Gouvernement Witebsk. Nachtrag. — Etwas über die englische Colonie in Honduras. — Dr. Rolph über das Klima in Nordamerika. — Bilder aus Hindostan. 10) Die Legende vom Sagor-See. 11) Selbstaufopferungen. — St. Louis am Senegal. — Ein Besuch zu Saigon. — Ein Hundekönig in Südamerika. — Peels Finanzplane. — Das Gebiet von Mailand. — Ein Aufenthalt in Singapur. — Ueber chinesische Gräber. — Die slowakische Schriftsprache. — Prof. Latham über den Ursprung der amerikanischen Racen. — Bemerkungen über die Keilschrift zu Niniveh. — Ein Ausflug nach Linternum. — Das Leben auf den Pußten in Ungarn. — Die Stadt Kiew. — Das Eisenbahnwesen in England. — Cochinchinesische Gesandtschaft am Hofe zu Bankok. — Ueber die Baktropehlwi-Inschrift in der Provinz Peschawer.

Kleinere Mittheilungen.

Ausrüstung des Erebus und Terror. — Hr. Bird über die himjaritischen Inschriften in Hadramaut. — Ein lebendiger Janus. — Statistik des Unterrichts in den Vereinigten Staaten. — Ein merkwürdiges Labyrinth bei Dorpat. Lithographischer Druck mit Dampfkraft. — Künstliche Förderung des Pflanzenwuchses. — Merkwürdiger Terrainburchschnitt in England. — Verlegung der königlichen Bibliothek in Paris. — Preisfrage über die Organisation der Arbeit. — Entleerung der Insel Itschaboe. — Ueber die Stelle von Hannibals Rhoneübergang. — Bevölkerung Neugranada's. — Die schwedische Literatur in Norwegen. — Ueberschwemmungen in China. — Die Dreieinigkeitsgesellschaft in China. — Ein ungeheurer eßbarer Pilz. — Zerfall der archäologischen Gesellschaft in England. — Alter der von Botta entdeckten Denkmäler zu Niniveh. — Die Zahl der fremden Künstler in Rom. — Thierüberreste in der Süßwasserformation von Sansan. — Zahl der Neger in Algier. — Das Klima von Florenz. — Einfuhr von Sesam in Frankreich. — Russells Expedition ins Innere von Australien. — Wasservertheilung in London. — Hr. Duncan in Westafrika. — Englische Abneigung gegen alte Jungfern. — Bewässerungsarbeiten in Algerien. — Ein Gewächshaus für Palmen in England. — Der Reisende Linden. — Ein Zwergbananenbaum. — Marcel de Serres über Knochenhöhlen. — Ein neu-alter Gobelin. — Der amerikanische Ausfuhrhandel. — Theure englische Balladensammlung. — Karte der Sprachgrenzen im französischen Flandern. — Kupfer- und Silberminen am obern See. — Nachricht von dem Grafen von Castelnau. — Das Skelett der in Ostindien aufgefundenen Riesenschildkröte. — Merkwürdiges Seemuschellager. — Die Reiterstatue des Herzogs von Orleans. — Eisenbahnen in Algerien. — Bevölkerung Galiziens. — Regenmenge in Algier. — Rübenzucker in England. — Uebungen im Harpunenschießen zu Peterhead. — Brunnen in Algier.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Das Turnen.

Ein deutsch nationales Entwicklungsmoment.

Von

Dr. W. F. Klumpp,

Prof. am K. Obergymnasium in Stuttgart.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibes-Uebungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Bayern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Württemberg. — Begriff-

liche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Reime

des Francesco Petrarca

übersetzt und erläutert von

Karl Kekule und Ludwig von Hegeleben.

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinschaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinsten Takte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohlklange, dessen die deutsche Sprache als Nachbildnerin fremder Poesie fähig ist, und mit der strengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollständigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten schön sind, zu erlangen berechtigt ist. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn selber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Persönlichkeit überschauen. Die Uebersetzung selbst richtet sich nach der Marsand'schen Recension und Anordnung des Textes, und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Symbolik

der Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung

des

Somnambulismus,

von

H. Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Herrn Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Herr Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[91] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. von Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande

mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Preis brochirt 14 fl. oder 8 Rthlr.

Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Militair-Charte

von

Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des Königl. Bayerischen Generalstabes entworfen

von

Anton Klein.

Blatt Nr. 10.

Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: Breslau. Glogau. Kalisz. Liegnitz. Oppeln. Posen.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[20]

Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bände. 8. 1823—1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

(1818.) 12 gGr. oder 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung.

8. 1818. 16 gGr. oder 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822—1827.) 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. oder 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl.
II. Band. Aristokratie. 2te Auflage. 1835. 2 Rthlr. oder 3 fl.
III. Band. Demokratie. 2te Auflage. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 3 fl. 36 kr.
IV. Band. Politie oder der Staaten Verfassungen. 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. Freundschaft und Liebe. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Zwei Bände. gr. 8.

Preis 6 fl. 54 kr. oder 4 Rthlr. 12 gGr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich der verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung derselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannigfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch der höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. April 1845.

Punitis ingeniis gliscit auctoritas; neque aliud, qui ea saevitia usi sunt, nisi dedecus sibi atque illis gloriam peperere. —

Tacitus.

Kulturgeschichtliche Betrachtungen.

(Fortsetzung.)

Wo holt aber der Fanatismus sein Heergeräthe her? Aus dem Heidenthume. Heidnische Priester waren es, welche, bang für ihre Autorität, das Licht freier Forschung von ihren Mysterien abhielten und der Philosophie den Krieg erklärten, weil die Menschen anfingen, weniger Opferthiere zu schlachten.

Dennoch sind die Beispiele religiöser Verfolgungssucht in den alten Staaten nichts weniger als häufig. Athen ward zuerst in dem Mißbrauche der demokratischen Allgewalt verführt, wider einen selbstständig denkenden Mann einen Verketzerungsprozeß zu erheben. Anaxagoras, in jener Kindheit richtiger Naturansichten, hatte die Sonne eine glühende Eisensteinmasse genannt, eine Vermuthung, der vielleicht selbst jezt noch nicht viel Gründliches entgegenzusetzen wäre. Aber die Athener hielten die Sonne für einen Gott. Der berühmte Gerber Kleon machte die Sache anhängig; Anaxagoras sollte gesteinigt werden. Sein Zögling Perikles übte die Dankbarkeit eines aufgeklärten Schülers und half ihm mit einer Geldstrafe und dem vielleicht freiwillig gewählten Exile durch (denn wo man die Steine auf den Rücken bekommt, ist nicht gut Mineralogie studiren).

Der zweite Fall kam unter der Oligarchie der Vierhundert vor. Der Sophist Protagoras hatte zu Anfang eines Buches gesagt: „Wegen der Götter weiß ich nichts Gewisses zu sagen, weder ob welche sind, noch ob keine sind; denn es bestehen viele Hindernisse der Gewißheit, sowohl die Unklarheit der Sache, als auch die Kürze des menschlichen Lebens.“ Dieser Mann stellte nicht die Existenz des Göttlichen an und für sich in Abrede; er leugnete nur, daß dasselbe der wissenschaftlichen Erkenntniß zugänglich sey. Wie er auch vom Glauben der Menge denken mochte, er ließ diesen Glauben bestehen, er beunruhigte Niemanden mit vorlauter Veröffentlichung solcher Zweifel, wie sie nicht lange nach ihm straflos auf allen Dächern gepredigt wurden. Gleichwohl ward über ihn die Verbannung ausgesprochen. Ihm ein steinernes Hemd anzuziehen, wie es einmal in der Ilias lautet, hielt man denn doch nicht mit der Billigkeit verträglich. Dagegen ward an seinen Schriften eine Ahndung neuer Art vollzogen: sie wurden, wie es in neuerer Zeit so oft geübt worden ist, vom Büttel aus den Häusern abgeholt und auf dem Markte verbrannt.

Die Tyrannen späterer Zeiten haben sich diese athenische Kriminaljustiz an harmlosen Büchern gemerkt. Erst wurden unter Augustus die Schriften einiger Tollköpfe, deren giftiger Freimuth an Pasquillantismus grenzte, eines Titus Labienus und Cassius Severus, den Flammen

überantwortet; dann kam, unter Tiberius, die Reihe an das Geschichtswerk des edlen Cremutius Cordus, welcher Brutus und Cassius die lezten Römer genannt hatte. Domitian endlich that des Arulenus Rusticus Lobschrift auf den Märtyrer senatorischer Unabhängigkeit, Pätus Thrasea, so wie die auf dessen Schwiegersohn Helvidius Priscus vom Herennius Senecio verfaßte hinzu. Es versteht sich, daß unter solchen Fürsten der Verfasser Blut nicht geschont wurde, wenn ihre Bücher das Feuer fraß. Aber wie wahr ist, was Tacitus sagt, als er von Vollstreckung der Sentenz an den Annalen des Cremutius redet: „Der Senat ließ sie verbrennen, aber man hatte sie heimlich und gab sie später heraus. Desto mehr darf man der Kurzsichtigkeit derer lachen, die durch augenblickliche Uebermacht auch der Folgezeit Andenken vertilgen zu können glauben. Im Gegentheil, wo man die Geister bestraft, wächst ihr Ansehen, und barbarische Fürsten oder ihres Gleichen haben damit nichts als sich selber Schande und jenen Ruhm bereitet."

Denkwürdig und durch die wunderbare Uebereinstimmung, die zwei um Jahrtausende auseinander liegende Fakta in sich selbst verbindet, seltsam ergreifend ist der erwähnte Prozeß des Protagoras, wenn man an denselben reiht, was im Jahre 1798 dem deutschen Philosophen Fichte begegnete. Dieser hatte in dem von ihm und dem noch lebenden Niethammer herausgegebenen philosophischen Journale dem Aufsatze eines seiner Schüler, Forberg, der die gewöhnlichen sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes einer scharfen Kritik unterwarf, eben weil er, Fichte, die herben Aeußerungsformen dieses Aufsatzes lindern und ihre Wirkung auf ein besonnenes Maaß zurückführen wollte, eine eigene Erörterung „über die Gründe unseres Glaubens an Gott," vorausgesandt und vor diese Abhandlung die Worte Schillers gesezt:

— — „Ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke."

Diese Stelle beginnt bekanntlich mit den Worten: „Ein Gott ist!" Fichte hatte dieselben weggelassen, nicht weil er deren Inhalt im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs geleugnet hätte, sondern weil, nach seiner philosophischen Auffassung, das Prädikat seyn eine zweideutige Vorstellung für das höchste Seyn der Gottheit gewährt, indem er dieses höchste Seyn lediglich als ein rastloses geistiges Denken, Wirken und Weben, wie es der Rest jener Worte so herrlich beschreibt, verstanden und jeden sinnlichen Begriff einer materiellen Existenz, nach welchem der gemeine Verstand das Wort seyn herkömmlich nimmt, beseitigt wissen wollte. Es geschah dieß in einer ausdrücklich der Philosophie bestimmten Zeitschrift, d. h. an einem Orte, wo er auf Leser von ausgebildetem Urtheile und den nöthigen Vorkenntnissen zu rechnen hatte, bei denen mindestens eine Vertrautheit mit der Sprache der Wissenschaft vorauszusetzen war, bei denen jede Mißdeutung, jeder Mißbrauch auf sie selber fiel; an einem Orte, wohin, der natürlichen Schwierigkeit der Materien eben so sehr als der theilweise sogar abstrusen und jedem Laien schlechthin unzugänglichen Behandlung gemäß, die ungebildete Lesewelt sich nicht verirren konnte. Und selbst wenn ein Laie diese philosophischen Ausführungen in die Hände bekam, hätte er an der Zumuthung, sich Gott als ein rein geistiges, nur denkendes und handelndes Wesen vorzustellen, so großen Anstoß nehmen können?

(Fortsetzung folgt.)

Ich war schon Major.

(Fortsetzung.)

Wenn Hunger, Kälte, Schmerz und Verdruß lange an den gespensterartig hinschleichenden Gestalten genagt hatten, und es gährte plözlich eine Verzweiflungslaune auf, eine lezte aufzuckende Flamme, das waren furchtbare Momente. Die bestialische Natur forderte Opfer, was es auch sey. Die Lust zu zerstören scheint im rohen Menschen lange auszudauern, länger als mancher andere Trieb. Wie wurden die Wenigen verhöhnt, die um ein Weniges glücklicher waren! Ein Pelz, ein rasches Pferd, ein Brod im Sacke, welche neidischen Blicke, welche krampfhaften Bewegungen forderten sie heraus! Ich und die Paar, mit denen ich Kameradschaft hielt, besaßen nichts von diesen Schätzen, aber man hatte gesehen, daß ich bei einer Gelegenheit Gold ausgegeben. Das Gold reizte die Verhungernden nicht, aber daß ich es besaß! Ich hatte, wo es uns helfen konnte, mit meinen Kameraden getheilt. Wir waren Glücklichere, wir waren Offiziere!

Eines Tages hörten wir ein wildes Geschrei hinter uns. Wir hatten uns eben erschöpft zum Ausruhen niedergeworfen, als ein Feldwebel ängstlich auf mich zulam und mir in's Ohr flüsterte, ich solle eilends mich zu verbergen suchen, eine Meuterei gegen die Offiziere sey im Werke. Es war, wie er sagte. Reißt sie nieder! schlagt sie todt! rief es hinter uns, und schon sahen wir sie in hellen Haufen auf uns loskommen. Es war gewiß nur ein vorübergehender Fieberwahnsinn, der die Unglücklichen antrieb. Wäre die Sache vor ein Gericht gekommen — ich meine kein Militärgericht, welches auch den Impuls des Augenblicks zu strafen genöthigt ist —

so hätte der Anwalt die Unzurechnungsfähigkeit der Leute sehr leicht in's Licht stellen können. Wir mußten allerdings fliehen, seitabwärts in die Wälder. Sie verfolgten uns nicht, sie wußten ja selbst nicht was sie thaten, und am nächsten Morgen mochte schon vergessen seyn, was sie gewollt hatten.

Die Züge wechselten; jener blieb zurück, dieser rückte vor. In dieser Mischung lag für Manchen ein Glück, für Andere das Verderben. Aus den Wäldern hatten wir uns längst wieder in den großen Zug gemischt und marschirten, oder schlichen, hinkten, schleppten uns fort unter neuen Kameraden, die es nicht der Mühe werth hielten, uns zu besichtigen oder zu fragen, ob wir denn zu ihnen gehörten? So erreichten wir die Berezina. — Ich kam hinüber. Wer das Entsetzliche überwunden hatte, konnte wieder hoffen. Ich fing wieder an zu hoffen; aber diese Hoffnung war ein rein selbstischer Trieb. Nur aus dem Elend heraus zu kommen, war der einzige Gedanke. Auf einen Schlitten, einen Wagen zu gelangen, mit raschen Pferden seitabwärts aus dem Jammerzuge zu entkommen, ein nicht zerstörtes Haus zu sehen, eine warme Stube, ein Feuer auf dem Herde, eine dampfende Schüssel, ein Bett, und wäre es auch nur ein Strohlager: kühner waren unsere Wünsche nicht, weiter flog nicht unsere Phantasie. Da zum erstenmal fühlte ich wieder den Werth meines Goldes. Von der ersten Rolle waren zwar nur noch einige Stücke in meinen Taschen, das übrige war zu Kleinigkeiten vergeudet worden. Die andere Rolle saß aber festgenäht unter der Weste. Mit der erstarrten Hand fühlte ich nach dem Schatze, für den ich in den minder verwüsteten Gegenden, welchen wir zueilten, einen Schlitten und Pferde miethen, auch wohl kaufen konnte. Die Goldstücke rollten unter meinen Fingern.

Wir marschirten wieder dicht gedrängt. Seitwärts von der engen Straße waren Moräste, Schneefelder, Gräben, Wälder und Feinde. Die Kosacken streiften wieder umher und langten sich ihre Beute heraus. So waren wir gezwungen, als Glieder einer großen Kette uns zu bewegen. Wer austrat, fand keinen Platz wieder zum Eintreten; er war verloren. Da fühlte ich eine Bewegung auf meinem Leibe, es klirrte und riß etwas: meine Goldrolle löste sich. Die Rolle selbst war zwar fest an die Kleidungsstücke genäht, aber das Papier hatte sich durchgerieben. Mein Schatz, mein Trost löste sich Stück für Stück und gleitete durch die Beinkleider auf die Erde! Mein erster Gedanke war still zu stehen und mich zu bücken. Es wäre mein Verderben gewesen, und ich danke meinem Nebenmann, der merkte, was mir begegnet, und mich rasch am Arme fortriß. Wäre es mir auch gelungen, den Fußboden mit der Hand zu erreichen, so wäre ich unbarmherzig niedergestoßen und zertreten worden. Mit dem besten Willen hätten die Nächstfolgenden mich zerstampfen müssen; denn wer hielt den Strom in seiner Bewegung auf, wo selbst die Kanonenkugel, die in den Gliedern lichtete, keinen Halt gebot? Es ging über die Getroffenen weg. Zur Klage, zum Mitleid, zum Abschied vom liebsten Kameraden, vom besten Freunde war weder Raum noch Zeit. Und wer hätte wohl Mitleid mit mir empfunden, wenn es mir gelungen wäre, sie aufzuhalten, um — Goldstücke auf der Straße zu sammeln! Jeder meinte so viel Recht darauf zu haben als ich, und mein bester Antheil wäre im besten Falle ein allgemeines Gelächter gewesen.

Ich versichere, es war ein ganz eigenes Gefühl, so meine Hoffnung stückweise hinunter klingen zu hören. Denn nur allmählig löste sich ein Louisd'or nach dem andern. Man wird mir einwenden, dann hätte ich ja nur rasch zugreifen und den Rest fest an den Leib drücken dürfen. Aber wer war Herr seiner Bewegungen, seiner Glieder! Ellenbogen an Ellenbogen marschirten wir, und die Glieder gehörten nicht uns mehr, sondern dem Froste. Ich will nicht verschwören, daß ich manche Bewegung versuchte, aber das Experiment gelang mir nicht. Und wie hätte ich auch bei der grimmigen Kälte die losen Stücke mit der Hand und während eines so langen Tagmarsches festhalten sollen? Ich säete Gold auf die Straße und weiß nicht, für wen es aufgegangen ist. Aber eine kleine Freude hatte ich doch dabei, wenn ein und das andere Stück statt auf die Erde zu fallen, in den Stiefel rutschte.

Mit diesen so geretteten und den wenigen Stücken, die in den Taschen sich vorfanden, gelang es mir später, einen Schlitten für mich und einen Kameraden anzuschaffen. Wir waren dem Elend entkommen, ohne daß uns der Vorwurf belastete, darin Andere zurück zu lassen, für die zu sorgen unsere Pflicht gewesen wäre. Ich war inzwischen durch das Schicksal, an dem ich keinen Theil hatte, Major geworden, und dasselbe Schicksal hatte mich in mein Vaterland Westphalen zurückgeführt, wo ich bald in einer ganz andern, glänzenden Gestalt erschien, die meiner vorigen Lage wirklich spottete. Ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen ließ mich in dieser neuen Gestalt gewissermaßen als Sieger, wenigstens mit Siegermiene in Paris einrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Die Ueberschwemmung.

Als die Eisdecke des Rheins auf eine leichte, ungefährliche Weise sich gegen Ende des Monats März gelöst hatte, dachten wir, nun sey es mit den Schrecken des furchtbaren Winters vorbei, und ahnten nicht, daß noch eine große

Gefahr im Hintergrunde laure. Diese kam aber nur zu bald und bestand in einer Ueberschwemmung, wie wir sie seit der Katastrophe von 1784 nicht in gleicher Fürchterlichkeit hatten. Die Fluth kam überraschend schnell, weil die plötzlich eingetretene warme Witterung Eis und Schnee auf weit und breit rasch schmolz; der Rhein überschwemmte die untern Quartiere von Mainz mit solcher Schnelligkeit, daß die Bewohner dieser Straßen im Nu abgeschnitten waren von aller Verbindung mit den vom Rhein entfernter gelegenen Theilen der Stadt. Unglücklicherweise wohnen in diesen Gegenden viele arme Leute, die dadurch in eine erschreckliche Lage versetzt wurden, und namentlich trug die Ueberschwemmung Verderben in denjenigen Theil der Stadt, den man das „Gartenfeld" nennt, wo die Bewohner, etwa 50 Familien, einzig von dem Ertrage der hier in großer Blüthe stehenden Gartenkultur leben, jetzt aber alle Früchte ihres unermüdlichen Fleißes vernichtet sehen. Dieses Unglück forderte die außerordentlichste Hülfe heraus, und sie ließ nicht lange auf sich warten. Wer die Summe der Wohlthaten kennt, die hier jährlich auf den Altar der Menschheit niedergelegt werden, der begreift, daß bei einer Bevölkerung, wie die hiesige, bei der das Wohlthun nicht Ostentation, sondern Bedürfniß ist, die Armuth niemals jene herbe und demüthigende Seite zeigen kann, wie an andern Orten. Während ein entsetzlicher Winter vier Monate ununterbrochen auf die Armen drückte und ganzen Klassen die Nahrung entzog, wußte die Wohlthätigkeit ihre Hülfe so umsichtig zu verwenden, daß die Noth nicht einen Augenblick eine erschreckende Höhe erreichte; und als zum Schlusse, gleichsam als seyen die Elemente unversöhnlich, zu dem Drucke des furchtbaren Winters noch die Noth der Ueberschwemmung kam, welch schöner Wetteifer der Milde und Hochherzigkeit äußerte sich da! Und nicht den Reichen, den Günstlingen des Glückes allein überließ man bei diesem Mißgeschick das Werk der Hülfe; auch Dürftige, Dienstboten, Soldaten, Kinder, kurz Jeder betheiligte sich an dem schönen Werke, und es traten so schöne Züge der Menschenliebe hervor, daß der Anblick derselben einigermaßen entschädigte für das Mißgeschick des denkwürdigen Winters von 1845. Als das Comité unseres Carnevalvereins erfuhr, welchen Schaden die Ueberschwemmung den Bewohnern des Gartenfelds zugefügt, beschloß dasselbe, diesen Unglücklichen das ganze pekuniäre Besitzthum des Narrenvereins im Betrag von mehreren tausend Gulden zu schenken und sich ganz von allen Geldmitteln zu entblößen. Eine solche That, so rasch und so ganz im rechten Zeitpunkt ausgeführt, spricht laut genug für die humane Bedeutung unseres Carnevals, der sich die schöne Aufgabe stellt, die Thorheiten der Menschen mit der einen Hand zu geißeln und mit der andern ihre Schmerzen zu lindern.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Schluß.)

Ueberschwemmung. — Ronge.

Wie gewöhnlich bei großem Wasser waren auf mehreren Pfeilern der Brücke für den Fall, daß Menschen in den Wirbel der Wogen mit hineingerissen würden, zur Rettung derselben Seile in Bereitschaft gehalten. Es wurde jedoch nicht nöthig, davon Gebrauch zu machen. Die Gerüchte, daß auf einer vom Strome hergeführten und an einem der Pfeiler zerschellten Schiffmühle sich Menschen befunden, haben sich zum Glück nicht bestätigt. Kurz vor dem Aufbruch des Eises sind einige Personen beim Uebergang über die schon sehr wandelbare Eisdecke der Elbe bis an den Hals eingebrochen, aber doch kein Opfer ihres Wagestücks geworden. Der folgende Tag, der 31ste März, verschlimmerte leider den Zustand der Dinge noch bedeutend. Die während der Nacht um Vieles gewachsene Fluth hatte sich weitere Bahn in der Stadt gebrochen. Dazu besorgte man, obschon der zuvor wieder lebhaft gewordene Eisgang fast ganz nachgelassen, daß die Eisbrücke Schaden leiden könnte. Und siehe da, schon am Vormittag brachte die Schreckensnachricht, daß die Brücke nicht mehr gangbar, mithin die Neustadt von den übrigen Theilen der Stadt ganz abgeschnitten sey. Alles in Allarm. Es war auch wirklich ein Theil des Pfeilers, auf welchem das Crucifix aufgestellt gewesen, mit diesem in die Tiefe gestürzt. Kaum erscholl die Kunde in der Stadt, als auch schon alle Straßen sich mit Menschen füllten, die den beiden Punkten, von wo sich die Sache am besten überschauen ließ, dem Zwingerwalle und der Brühlischen Terrasse, zueilten. Und wirklich, das Crucifix war weg und die kurz zuvor mit Menschen überfüllte Brücke ganz leer. Nach einiger Zeit stellte sich zwar ein Theil der Passage wieder her; wenigstens sah man auf der einen Seite der Brücke Leute, welche theils nach der Altstadt, theils nach der Neustadt flüchteten. Später regulirte sich wieder der Uebergang für die Fußgänger mit einiger Einschränkung. Seit dem 3ten d. M. geht Jedermann zu Fuße ganz unbeschränkt hinüber und herüber; nur die Passage der Wagen ist noch nicht gestattet, weil die Prüfung, ob das Fuhrwerk ohne Gefahr zuzulassen sey, erst stattfinden kann, wenn das Wasser noch tiefer gefallen seyn wird. Da bald nach dem Einsturze des Brückenpfeilers der Strom sich allmählig beruhigte und das Wasser sich seitdem fortdauernd vermindert, so brachte man das Gerücht in Umlauf, daß dieß einzig der Gnade des herabgefallenen Crucifixes zu verdanken sey. Wenn indessen in der Stadt und deren Nachbarschaft Alles ziemlich wieder im Aeußern die frühere Gestalt angenommen hat, so werden nunmehr die bisher verschleierten Scenen des Unglücks und Elends an's Licht treten. Aus den entfernteren, mitunter meilenweit vom Wasser bedeckt gewesenen Gegenden wird jeder neue Tag gewiß neue Noth- und Hülfsschreie mitbringen. Daher erhebt hier auch schon das Mitleid im Voraus seine flehende Stimme. Von allen Seiten geschehen Erbietungen zur Annahme von Gaben und Ablieferung derselben an die Verunglückten. Von allen Seiten thun sich milde Hände zur Linderung des ungemeinen Unglücks auf. Alle berufen sich unverkennbar, jeder nach seiner Art und nach seinen Kräften, zweckmäßig mit einzuwirken.

Durch die neuen Ereignisse auf dem religiösen Gebiete ist das Interesse an diesem Gegenstande bedeutend gesteigert worden. Ronge war von den vielen Anhängern, die er hier gefunden, mit großer Sehnsucht erwartet worden. Der Besitzer eines der ersten hiesigen Gasthöfe, der für die neue Kirche bereits aus seinen Mitteln viel gethan haben soll, hatte zum feierlichen Empfang des Mannes alle Anstalten gemacht; allein Ronge's Hauptzweck, das gehörige Eintreffen zu der allgemeinen deutsch-katholischen Kirchenversammlung in Leipzig, vertrug sich nicht mit einem Aufenthalt zu Dresden. Er kam hier mitten in der Nacht an, um am folgenden Morgen auf der Eisenbahn sein Ziel zu verfolgen. Die Zeitungen haben bereits das Resultat der Beschlüsse und Vorgänge auf dem Leipziger Concil vollständig besprochen. Ronge's hiesige zahlreiche Anhänger hoffen ihn auf seiner Rückreise von Berlin hier zu begrüßen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. April 1845.

Wir laſſen uns nicht ſo im Lande 'rum führen! —
— Liebe Herren, bedenk's mit Fleiß,
'S iſt des Kaiſers Will' und Gebeiß.

Schiller.

Ich war ſchon Major.

(Fortſetzung.)

In dem bergigten Theile Weſtphalens war um die Zeit des Rückzugs aus Rußland eine Art Revolution ausgebrochen, deren Begebenheiten im großen Strom der Weltbegebenheiten ſcheinen untergegangen zu ſeyn. Wenigſtens entſinne ich mich nicht, irgendw eine Beſchreibung derſelben geleſen zu haben. Es war keine politiſche, es war eine Tabaksemeute. Das Volk war aufgeſtanden und ward mit Gewalt der Waffen wieder gebändigt. Zu jeder andern Zeit würde Napoleon dieſen Aufſtand mit unerbittlicher Strenge gedämpft und die Theilnehmer grauſam beſtraft haben. Aber die Bewegungen in Deutſchland, von denen wir freilich kaum Ahnungen hatten, nöthigten ihn zu einer milderen Behandlung, und er verband damit eine feine politiſche Berechnung. Sämmtliche Tumultanten wurden zur Strafe in ein neu errichtetes Regiment geſteckt. Unſere Uniform war koſtbar, wirklich blendend. Die Tuchfabriken des Wupperthals mußten das ſchönſte blaue Tuch liefern und Silbertreſſen dazu. Man wird fragen, wozu dieſe koſtbare Uniformirung in einer Zeit, die nur zur nothdürftigſten Bewaffnung drängte? Und wie konnte der Kaiſer der Franzoſen im Augenblicke, wo Deutſchland bereit war, aufzuſtehen, ſein Vertrauen auf ein neu errichtetes Regiment deutſcher Truppen ſetzen, und noch dazu auf eines, das aus Leuten beſtand, welche kaum noch gegen ſeine Herrſchaft meuteriſch ſich erhoben hatten? Geſchah dieß in Folge einer geiſtigen Erſchlaffung, einer Rathloſigkeit, die große Geiſter in furchtbaren Kriſen verdumpft und die Lunte in ein Pulverfaß ſtecken läßt?

Napoleon hat bewieſen, daß er von dieſem Zuſtande damals ſehr fern war. Er ergriff nur das Nächſte und Nothwendigſte, ſein Auge war überall hingerichtet; ſo auch in dieſem Falle. Unſer Regiment war nicht geſtiftet und ſo glänzend equipirt, um ſich mit dem Feinde zu ſchlagen, ſondern lediglich um den Pariſern zu imponiren. Der Kaiſer, von dem das Gerücht ſagte, daß er aus Rußland nur noch zerlumpte Krüppel, blaſſe Todescandidaten zurückgebracht, ſandte nach Paris zurück ein Regiment der kräftigſten, wohlgenährteſten Leute in prächtiger Uniform. Wer ſolche Soldaten entbehren konnte, mußte an Combattanten keinen Mangel leiden, um dem Feinde die Spitze zu bieten.

Die beabſichtigte Wirkung ſchien erreicht. Man ſah uns in Paris verwundert an. Junge Soldaten konnten das unmöglich ſeyn, dieſe Männer mit den ſtattlichen Gliedern, mit den gewaltigen Bärten. Wir waren eine Zeitlang der Gegenſtand der Pariſer Neugier, bis einige

unſerer Leute ſich die Gelegenheit zu Nutze machten und mit einem Ungeſtüm auftraten, den man nur Siegern in Feindeslande geſtattet. Die Pariſer Behörden fanden das Betragen unangemeſſen, politiſche Befürchtungen, daß wir in Paris mehr aus der Heimath erfahren könnten, als wir wiſſen ſollten, kamen hinzu, und eines Morgens rief uns die Reveille mit Sack und Pack zuſammen, um unſern Wirthen und Paris Lebewohl zu ſagen.

Unſer Marſch ging nach Norden. An der Seeküſte glaubten wir in Cantonnirungen zu kommen, als wir an einem andern Morgen zu einem großen Manöver ausrücken mußten. Außer uns waren noch einige Regimenter verſammelt. Man murmelte von einem neuen Boulogner Lager, von einer Expedition nach England. Die Sache wäre vielleicht den meiſten unter uns nicht ſo ganz unangenehm geweſen. — Nach einigen Schwenkungen und Evolutionen hieß es: die Gewehre zuſammen ſtellen! Die Gemeinen traten in ein Quarré zuſammen, die Offiziere wurden vor die Generalität gefordert. Hier eröffnete man uns kurz und bündig, daß der Kaiſer einſtweilen unſerer Dienſte nicht bedürfe, die Soldaten des Regiments würden zu verſchiedenen Depots abgegeben werden, wir aber ſollten bis auf weiteren Befehl auf Halbſold in verſchiedenen Garniſonen, die uns näher beſtimmt wurden, untergebracht werden.

Auf Erklärungen über das Warum ihrer Befehle läßt ſich die militäriſche Disciplin nicht ein. Das wußten wir Alle, aber die Behandlung war doch zu hart. Die Mehrzahl der Offiziere hatten wie ich den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht. Wir hatten Wunden und Ehrenzeichen aufzuweiſen, Anſprüche auf Belohnung, nicht auf ſolch ſchmachvolle Behandlung. Was hatten wir gethan, um das zu dulden? Keine Thatſache war bekannt, die einen Verdacht auf unſere Geſinnung geworfen hätte. Daß Preußen aufgeſtanden, daß der Funke in ganz Norddeutſchland glimmte, daß man allen Grund hatte, ein Regiment von Deutſchen einem Feinde nicht entgegen zu führen, für den es ſympathiſiren mußte, war uns ganz unbekannt. Wir Alle hatten kein Herz für den Kaiſer der Franzoſen; aber wir hatten für ihn gefochten, gelitten, geblutet; eine gewiſſe Sympathie für eine Sache, die unter ſolchen Opfern die unſere geworden, hatte ſich daher doch eingeſtellt, und unſere militäriſche Ehre ward durch das Verfahren auf's Tiefſte gekränkt. Dieß Gefühl wallte auf, und mit den bitterſten Vorſtellungen, mit einer Wuth, die bei Einigen bis zu Thränen kam, umringten, beſtürmten wir den General. Wir ſchwuren, es nicht zu dulden; lieber Blut als Schande!

(Fortſetzung folgt.)

Kulturgeſchichtliche Betrachtungen.

(Fortſetzung.)

Fichte hatte nicht, wie Protagoras, die Exiſtenz der Gottheit dahin geſtellt ſeyn laſſen; er bewies gerade, mit aller philoſophiſchen Conſequenz und Schärfe, dieſe Exiſtenz, aber nach Prädikaten, die derſelben in der Fülle höchſter ſchrankenloſer Majeſtät allein auf eine unzweideutige Weiſe zukommen können, diejenigen beſeitigend, durch welche eine unklare oder unangemeſſene Auffaſſung deſſen, was unausſprechlich iſt, hervorgebracht werden möchte. Und was kann der Philoſoph für eine dringendere Aufgabe haben, als daß er ſeine Ausdrücke mit der größten Behutſamkeit wähle, damit nicht, durch eine vorausgehende falſche Vorſtellung, der ſeinen Gedanken folgende Leſer in den Reſultaten verwirrt oder zu verkehrten Interpretationen verleitet werde?

Nichts von Allem dem beherzigte eine Partie, die damals, wie zu allen Zeiten, ſich als Wächter der Religion hinſtellte. Nicht was Fichte hingeſchrieben hatte, wurde beſchuldigt, ſondern das, was er nicht hingeſchrieben, ihm als Verbrechen der Gotteslaſterung ausgelegt. In Kurſachſen ließ man jene Zeitſchrift confiſciren. Durch umhergeſtreute Aufhetzungen und Neckereien wurde der von Haus aus raſch aufbrauſende und zu übereilten Entſchlüſſen, wo er ſeine Ehre herausgefordert glaubte, nur zu ſehr hinneigende Mann zur ſchroffſten Haltung geſtachelt und um ſeine Stelle gebracht. Schon bot man den Reichsfiſkal auf, und hätte nicht das damals ſeine Aufgabe als Vorkämpfer der geiſtigen und kirchlichen Freiheit fühlende Preußen den Forſcher mit ſeines Adlers Flügeln gedeckt, ſo ſteht noch keineswegs geſchrieben, ob nicht die deutſche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Skandale geſchloſſen hätte, mit welchem die des fünfzehnten ſo ziemlich begann, mit einem Ketzerprozeß, und zwar in proteſtantiſchen Landen. *

Es war aber nicht jene unſchuldige, in ihrem Zuſammenhange vollkommen gerechtfertigte und nothwendige Auslaſſung dreier Worte, was Fichte'n dem Kerker und der Reichsacht nahe brachte; der Schuß ging nach einem ganz andern Ziele als wo er einſchlug. Fichte hatte ein jezt ſeltenes, kühnes und freies Buch, aber ein Buch des edelſten Geiſtes würdig, geſchrieben: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution.“ Die Grundſätze über Staat und Geſetzgebung, Fürſten- und Völkerrecht und

* Der Verfaſſer hofft, in dieſer Darſtellung das Weſentliche des Hergangs treu charakteriſirt zu haben; er iſt kein Fichtianer, aber ein begeiſterter Verehrer des großen, durch ſeine unbeſtechliche Ehrlichkeit und gänzliches Unvermögen, den Mantel nach dem Winde zu hängen, ehrwürdigen Mannes.

über die Befugniß eines Volks, wenn ihm in namenlosem Elende nicht von seiner Regierung geholfen wird, sich selbst zu helfen, waren durch jene ungeheure Weltbegebenheit dringend zur Sprache gebracht worden, und Fichte hatte sie in jener Schrift geprüft mit der Unbefangenheit, der Freimüthigkeit und der Wärme, die diesem kräftigen und wahrheitsliebenden Geiste, dem mannhaftesten Charakter in der deutschen Gelehrtenwelt, eigen waren und bis zum lezten Athemzuge eigen geblieben sind. Dieß war eigentlich sein Verbrechen.

Aber Fichte wird unter denen, die das deutsche Volk in einer Zeit der tiefsten Schmach durch die Kraft und Herrlichkeit begeisterter Rede aufgerichtet, ihm die Schätze seines Geistes und seiner Ehre an's Herz gelegt, ihm den Weg zur Ermannung, zum Siege gezeigt haben, als erster Stern durch die Geschichte glänzen, und das Verdienst seines Wortes wird die Nachwelt wahrlich nicht geringer achten, als was ein Scharnhorst, Gneisenau und Blücher mit ihrem Feldherrngeist und ihrem Schwerte gethan.

So zahlt der Genius die Schulden, die ihm das Vaterland auflegt. Hätte Deutschland die kolossale Nichtswürdigkeit auf sich geladen, diesen mächtigen Denker seinen Neidern zu überliefern, wir hätten nicht jene „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters," jene „Anweisung zum seligen Leben," jene „Reden an die deutsche Nation," die nicht nur als Meisterwerke in Handhabung der Muttersprache zum Muster dienen und Fichte den edelsten Darstellungskünstlern der Nation, einem Winkelmann, Lessing, Herder, Goethe an die Seite stellen, sondern, was tausendmal mehr heißt, unser Land und Volk hätten in ihrer härtesten Noth eines der gewaltigsten und wirkungsreichsten Hebel entbehrt, die ihm während jener Tage voll Trübsal zum Aufschwunge und zur Wiederherstellung gedient haben.

Was damals zwei Männer des bloßen, aber deutschen und freien Wortes, Fichte und Jean Paul, gethan haben, daß sie es wagten, im Angesichte Napoleons und seiner Schergen den Deutschen von Deutschland zu sprechen, die Entwürdigung, die uns drückte, ungescheut und der Wahrheit gemäß zu enthüllen, die Mittel der Rettung mit Standhaftigkeit, Nachdruck und würdevoller Ruhe auseinander zu setzen, das haben außer ihnen nur äußerst wenige, doch anonym gethan; so kühn, so offen, mit solcher Gefahr wie Fichte keiner. Jean Paul hatte einen Schild durch die Dichtkunst, er wurde minder verstanden, die Wirkungen seiner treuen vaterländischen Glut trafen nicht so sichtbar, weil er sich auf die Presse beschränkte. Fichte hatte das Alles, was er drucken ließ, auch gesprochen, unter dem Walten französischer Machthaber, unter ihren Augen gesprochen; nicht in eitler Ruhmsucht oder aus schwärmerischer Bethörung, zum Märtyrer seiner Ueberzeugungen zu werden, nein, aus dem reinen, ihm in das tiefste Herz geschriebenen Drange, der einst auch Luthern vor der Reichsversammlung zu Worms die Zuversicht gab, daß dieß die verhängnißvolle, entscheidende Stunde für seine Sendung sey. Aber so imposant war die Unerschrockenheit einer männlichen Seele, so ehrwürdig die Großheit der Gesinnung in einem schlichten, stillen Gelehrten, so würdevoll die ganze Haltung des Redenden und der Reden, daß selbst die fremden behenden Diener der Tyrannei bei solch einer Erscheinung stutzig wurden, und den Enthusiasmus, welchen ein Held des Katheders erregen zu können schien, unklug verachtend, diesen tapfern Streiter als einen schwärmenden Ideologen unbehelligt ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Noth und Wohlthätigkeit.

Der erste milde Sonnenschein fällt durch mein Fenster. Die Straßen schwimmen, und nur vermittelst der Eisdämme, die man zur Aushülfe noch stehen ließ, kann man sich von der einen zur andern Seite bewegen. Wir wollen das Uebel, das wir hinter uns haben, verschmerzen, und uns wenigstens darüber freuen, daß abermals eine Prophezeiung zu Schanden ging, welche für 1845 den langen Winter von 1785 voraussezte. Ueber eine ganz besondere Noth der Armen in unserer Stadt hat man dießmal wenigstens keine lauten Klagen gehört, vielleicht auch nur weil die Klagen aus unsern Provinzen sich in so erschreckender Weise laut gemacht. Die Noth in Ostpreußen und einem Theile von Hinterpommern war und, was das Schlimmste, sie ist auch jezt noch furchtbar. Man hat im Allgemeinen für die Armen dort gesammelt, es sind auch große Summen für sie eingegangen, aber es bleiben Almosen, Palliativmittel. Wo die Kartoffelernte schon jezt für das Bedürfniß nicht mehr ausreicht, welche Aussichten bis zur Ernte in vier Monaten! Die Berichte aus einzelnen Städten, besonders denen, welche entfernt von großen Flüssen und Chausseen im Innern des Landes und der russischen Grenze zu liegen, sind herzzerreißend. In einem Orte, Friedland an der Alle, welches seinen Ruin von der berühmten Schlacht datirt und seit der russischen Grenzsperre ganz verarmt ist, klopfte der Hungertod buchstäblich an die Thore. Ueber die Hälfte der Bevölkerung ist vollständig verarmt, ohne Erwerb, ohne Brod und Kartoffeln, selbst ohne Salz, um eine Suppe zu kochen, von Fiebern heimgesucht und decimirt. Durch den Mund eines Einwohners erhob der Ort einen Hülferuf in der hiesigen Voßischen Zeitung, der das Mitleid und Entsetzen plötzlich erweckte. Die milden Beiträge kamen in überraschender Weise schnell und ansehnlich zusammen, dergestalt, daß schon am folgenden Tage 500 Thlr., bald darauf 1000, und in Zeit einer Woche im Ganzen gegen 6000 Thlr. dahin geschickt werden konnten. Es hat geholfen, der dringendsten Noth ist gesteuert, so gesteuert, daß die Friedländer selbst bitten konnten, nunmehr auch ihrer darbenden Nachbarn zu gedenken. Das ist edel und schön. Wer aber durfte erwarten, daß dieser Akt des Herzens die Rüge der Behörden veranlassen könnte! Daß das hier gebildete Generalcomité für

die Gesammtunterstützung der leidenden Ostpreußen gewünscht hätte, daß die Beiträge für Friedland ihm zugeflossen wären, um sie gleichmäßig zu vertheilen, läßt sich begreifen; daß aber die Regierung in Königsberg eine Untersuchung gegen die Klagenden hat anstellen lassen, gleich als läge ein Verbrechen zum Grunde, das ist, was die Berliner nicht begreifen. Die Almosen haben an einem Orte das wirkliche Elend gelindert. Dieß Bewußtseyn ist schöner als das Pflichtgefühl, sein Scherflein zur Steuerung einer allgemeinen Noth beigesteuert zu haben, welche in dieser Ausdehnung, in diesem Maße den Anspruch hätte, aus ganz andern Mitteln gehoben zu werden. Diese Betrachtung mag beigetragen haben, daß die Gaben für Ostpreußen im Allgemeinen nicht bedeutender ausgefallen sind; aber es ist auch das im Publikum erweckte Mißtrauen gegen derartige Sammlungen, welche durch die Hände der Behörden gehen. Nicht daß man Veruntreuungen fürchtete, aber das endlose Controlewesen und die dadurch herbeigeführten Weitläufigkeiten, Verzögerungen und Zersplitterungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, April.

(Fortsetzung.)

Die Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn. — Ein neues Stadtviertel.

Das Projekt einer Eisenbahn von Mainz nach Ludwigshafen zum Anschluß an die Bexbacher und Lauterburger Bahn rückt immer mehr seiner Verwirklichung entgegen. Die hessische Regierung, glaubend, dieses Eisenbahnunternehmen könnte die jenseitige hessische Staatsbahn (Mains-Neckarbahn) beeinträchtigen, beschloß, die Deputirtenkammer über das diesseitige rheinhessische Projekt zu vernehmen, ehe sie die Concession dazu ertheile. Wie es sich aber von einer patriotischen Ständeversammlung erwarten ließ, so haben nun beide Kammern einstimmig beschlossen, die Staatsregierung zu ersuchen, daß sie unverweilt das Unternehmen der Mainz-Ludwigshafener Bahn concessionire, ja daß sie sogar das Comité dieser Bahn bei seinen Unterhandlungen mit der Krone Bayern in Betreff der Concession für die kurze bayerische Strecke unterstütze. So wäre denn nun dieses Projekt gesichert. Es ist nun bald ein Jahr, daß diese Frage in der Schwebe ist. Wie Vieles ist dafür und dagegen gesprochen, wie viele luftige Plane sind diesem Unternehmen entgegengestellt worden! Daß man das Einfache, das auf der Hand Liegende so selten begreift! Uns that eine Verbindung mit dem Süden und dem Westen Noth; durch eine kurze, billige, leicht auszuführende Eisenbahnstrecke von Mainz nach Ludwigshafen war diese Aufgabe gelöst, und doch wurden die fabelhaftesten Umwege, um dieses Ziel zu erreichen, vorgeschlagen. Es bleibt nun zu wünschen, daß die neue Bahn die Hoffnungen erfülle, die man von diesem Unternehmen in Betreff der Wiederbelebung des hiesigen Handels hegt. Aber selbst davon abgesehen, blieb diese Eisenbahn eine unabweisbar nothwendige. Denn je mehr die Eisenbahnen in unserer Gegend sich entwickeln, um so gewisser ist der Schifffahrtsverkehr früher oder später gefährdet. Also blieb nichts übrig, als daß sich Mainz beeilte, sich so schnell als möglich mit den benachbarten großen Eisenbahnen in Verbindung zu setzen, und es war ein glücklicher Instinkt, der die Unternehmer auf einen Anschluß an die Ludwigshafener Bahn hinwies; denn diese Verbindung involvirt zugleich mehrere Beziehungen zur pfälzischen und französischen Bahn und sichert uns starken Verkehr mit Gegenden, die von jeher gerne mit Mainz in socialer und Geschäftsverbindung standen. Die irrige Ansicht, daß Bayern die Concession zu dieser Bahn beanstanden werde, weil Ludwigshafen ein großer Stapelplatz werden soll, verdient kaum eine Widerlegung. Es würde diese Ansicht, wie ein berühmter Nationalökonom sich kürzlich geäußert hat, in direkter Linie von der alten Reichs- und Kreisstandspolitik abstammen, aus jener Zeit, wo man Morästе angelegt hat, um Vorspanngelder zu verdienen. Ludwigshafen wird einen unendlich größern Vortheil davon haben, wenn es den Knoten von vier Eisenbahnen bildet, als wenn etliche Steinkohlenschiffe mehr in seinem Hafen befrachtet werden. Statt einer bloßen Steinkohlenniederlage wird Ludwigshafen durch unsere neue Bahn der Hauptumladungs-, Ein- und Aussteigeplatz von einer unzähligen Masse von Gütern und Fremden, und in gleichem Verhältniß wächst die industrielle und kommerzielle Bedeutung der Rheinpfalz.

Die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt hier jetzt die Gründung eines neuen Stadtviertels auf dem innerstädtischen Weinberg Käfrich, dessen obere, größte Hälfte zu den Zeiten der Römerherrschaft am Rhein vom nordwestlichen Winkel des castrum moguntiacum bedeckt wurde. Zum Zwecke dieser neuen Anlage haben die Unternehmer, zugleich Eigenthümer dieses Weinbergs, im vergangenen Jahre noch ein benachbartes Gebiet von 11 Morgen zu dem ihrigen hinzugekauft. Sie haben einstweilen drei Straßen und einen freien Platz, letzteren am Fuße der großen Terrasse, anlegen lassen, und die Bestimmung getroffen, daß nur auf der nordwestlichen Seite der Hauptstraße und auf der nördlichen Seite der beiden Querstraßen Häuser gebaut werden sollen, damit diese im vollen Genuß der Morgen- und Mittagssonne und einer ungehindert schönen Aussicht bleiben. Die erste Abtheilung dieser Bauplätze ist nun dieser Tage zur Versteigerung gekommen, und die Versteigerung hat das unerwartete Resultat gegeben, daß für die ersten $2\frac{1}{2}$ Morgen Bauterrain die ungeheure Summe von 70,000 Gulden erlöst wurde. Das kann aber Niemand auffallen, der die hiesigen Bau- und Festungsverhältnisse kennt. Mainz kann sich als Festung nicht außerhalb der Thore erweitern, und was innerhalb der Stadt an Bauplätzen vorräthig war, ist längst vergriffen. Nun aber nimmt die Bevölkerung sehr bedeutend zu, immer mehr neue Handels- und Fabriketablissements werden hierher verlegt, und reiche fremde Rentiers, die sonst Wiesbaden oder Mannheim zu ihren Wohnplätzen wählten, siedeln sich jetzt hier an, da der hiesige Aufenthalt alle möglichen Annehmlichkeiten in sich vereinigt. Daher entstand bald Mangel an passenden Wohnungen, die Miethe stieg enorm, und die Häuserbesitzer sahen sich genöthigt, in die Höhe zu bauen. Jetzt eröffnet sich eine schöne Aussicht auf etwa hundert Bauplätze zu neuen Häusern im neuen Stadtviertel; was Wunder, daß man mit Begierde darnach greift und die Plätze um so lieber zu hohen Preisen kauft, als sie zugleich die gesündesten und freundlichsten in der ganzen Stadt sind? — Uebrigens ist man bei Anlegung dieser neuen Straßen genöthigt gewesen, die mehr als 6 Fuß dicke Umschließmauer des alten Castrums zu durchbrechen. Bei dieser Gelegenheit hat man eine große Menge alter, mit verschiedenen Sculpturen geschmückter Steine entdeckt, die, ihrer Größe und Form nach, von einem Thore oder einem Portikus herzurühren scheinen. Auf dem freien Platze des neuen Stadtviertels befindet sich ein wieder aufgedeckter Römerbrunnen, und es ist vorauszusehen, daß bei den Bauten, vorzüglich auf dem obern Theile des Käfrichs, noch viele Ueberreste aus der Römerzeit zu Tage kommen werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. April 1845.

Es ist der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet und wo möglich liebt.

Goethe.

Kulturgeschichtliche Betrachtungen.

(Fortsetzung.)

Von dieser Abschweifung, zu der mich die Erinnerung an eine große Zeit und an eine der erhabensten Gestalten derselben hingerissen, kehre ich zu meinem Thema zurück.

Schlecht steht es immer mit einer Religion, die den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen muß, um die Gemüther in ihre Kreise zu bannen. Selbst der menschenhasserische Tiberius, als ein Angeber von Jemandem aussagte, derselbe habe durch einen meineidigen Schwur bei dem vergötterten Augustus diesen gelästert, erwiderte, „das sey so viel, als habe er den Jupiter gelästert; wenn die Götter sich beleidigt fühlten, würden sie schon selber sich Rache zu verschaffen wissen.“ Wollte das Christenthum den Gedanken fürchten, so schlüge es selber den Arm ab, der bestimmt ist, es durch die Welt zu tragen. Es liegt in dessen eigener Natur, im Geiste seiner Stiftung, in den Resultaten seiner geschichtlichen Entwicklung, daß es in dem Maaße in den Formen sich milder zeige, als sein Wesen mehr und mehr die gesammte Erde gewinnt. Denn nicht alle Völker und noch weniger alle Individuen stehen auf einerlei Stufen der Bildung und können auf solchen stehen; auch kann kein Volk, kein Individuum auf Einem Standpunkte warten, bis die übrigen es einholen; und endlich ist es überhaupt unmöglich, daß, abgesehen von der Bildung, in dem einen Gemüthe an und für sich die Religion sich arte wie im andern. Es geht damit wie mit dem Style, wie mit der Handschrift, wie mit tausend sowohl äußeren als inneren Dingen, welche in Allen etwas Gemeinsames und in jedem Einzelnen dieses Gemeinsame besonders gestaltet zeigen. Es ist längst ausgesprochen, daß jeder sich seinen Gott macht nach sich selber; auch das Christenthum kann nicht bewirken, daß der schlichte Pflüger sich das höchste Wesen von aller Menschenähnlichkeit entkleide, noch vermag es zu begehren, daß die Idee von Gott in dem Haupte des wissenschaftlichen Denkers dieselbe Gestalt habe, wie im Haupte des Pflügers. Die Hauptsache ist, daß es alle, den Hohen wie den Niedern, den Gelehrten wie den Laien, unterrichtet hat, was Gott ihnen allen ist und seyn will, ihr Vater.

Das ist eben das Abzeichen heidnischer Religionen, daß sie in starre Formeln, in stehende Gebräuche gefaßt, eine mit dem Leben sich fortbildende religiöse Ansicht weder verlangten noch davon eine Ahnung voraussezten. Wer dem Heidenthum seine zwölf großen verbündeten Götter, die an sechs oder acht gemeinsamen Altären, z. B. in Olympia, als gute Nachbarn und Mitbethronte

verehrt wurden, und jene dreitauſend, oder wie es in Etrurien ausgedehnt wurde, dreißigtauſend Dämonen, Heroen und Halbgötter nahm, wer deren Bilder hinwegthun und die aus kaum leſerlicher Vorzeit überlieferten Ceremonien aufhören ließ, der nahm ihm allerdings die ganze Religion. Denn vom Geiſte eines Dogmas konnte unter der Menge nie die Rede ſeyn; dergleichen erfuhr man allenfalls in den geheimen Weihungen, und dieſen iſt in der That weder von innen noch von außen viel Erbaulicheres nachzuſagen, als was Goethe in ſeinen römiſchen Elegieen ſo ſchalkhaft als anmuthig ausdrückt:

„Und was war das Geheimniß, als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,“

und wie die Verſe dort weiter lauten. Eine ſolche Religion hatte freilich die Philoſophie zu ſcheuen, denn neben ihr konnte keine Philoſophie beſtehen und ſie neben keiner Philoſophie. Gleichwohl ſind der Beiſpiele ihrer Verfolgungsſucht, wie wir oben ſagten, nur wenige. Man kann es den griechiſchen und römiſchen Staatsleuten zum Vorwurfe machen, daß ſie eine ſolche Religion wider die Anfechtungen des wiſſenſchaftlichen Nachdenkens nicht ernſtlicher ſchützten. Es war aber nicht Kurzſichtigkeit, wenn Griechenlands und Roms Staatsleute dieſes Anliegen verſäumten; denn die einzelnen Belege für ein öffentliches Einſchreiten dieſer Art dienen zum Zeugniſſe, daß man die Gefahr einſah; auch kann man im Ganzen genommen jenen Völkern nicht nachſagen, daß ſie gegen ihre Religion gleichgültig geweſen oder ſie ungeſtraft hätten entehren laſſen. Im Gegentheil, ſie waren, und beſonders die älteren Römer, vielmehr ſehr fromm. So oft ein direkter Angriff auf die öffentlichen Heiligthümer und die Gebräuche göttlicher Verehrung ſtattgefunden, wurde er auf's Allerſchärfſte beſtraft. Tempelraub, Störung der Opfer, Verunſtaltung oder Umſtürzung der Götterbilder, deutlich ausgeſprochene Blasphemie, fanden unerbittliche Ahndung, und der Art Handlungen ſind es namentlich, auf welche ſich in den Kaiſerzeiten die Verfolgungen der Chriſten bezogen. Dagegen ſtille und das Volk nicht irreführende Abweichung von dem Staatsgottesdienſte, deßgleichen die wiſſenſchaftliche Auslegung religiöſer Ideen blieb bis auf wenige Fälle, wie wir geſehen haben, unbehelligt. Hier zeigte das Heidenthum eine Toleranz, die wir uns um ſo viel ernſtlicher zum Muſter ſollten dienen laſſen, als unſere Religion ſo viel ſtärkere Waffen zu ihrem Schirme in ſich ſelbſt hat.

(Schluß folgt.)

Ich war ſchon Major.

(Fortſetzung.)

Der franzöſiſche General und ſeine Begleiter mochten unſere ſchmerzlichen Gefühle vollkommen würdigen. Er zuckte die Achſeln und wies auf die ringsum glänzenden Bajonnette der aufmarſchirten Bataillone, auf die brennenden Lunten bei den Kanonen. Unſere Soldaten waren ſchon von ihren Gewehren durch Cavalleriedetachements abgeſchnitten. Er zuckte, ſage ich, die Achſeln, und bat, ihm eine Antwort zu erſparen, welche durch die Sache ſelbſt gegeben war. Er vollzog nur ſeine Befehle und erſuchte uns, durch einen nutzloſen Widerſtand ſeine und unſere Sache nicht ſchlimmer zu machen, als ſie war. — Wir mußten gehorchen. Es war ein ſchmerzlicher Tag, ein trauriger Abſchied. Auch wir Offiziere wurden getrennt. Auf einer langen Deportationsreiſe ward ich mit mehreren Kameraden in das ſüdliche Hochburgund abgeführt. Ein kleiner Ort, abgelegen von den großen Straßen, wurde uns zum Domicil oder zum Exil angewieſen. Wir ſollten von unſerm halben Gehalt uns ſelbſt beköſtigen, wurden aber einquartiert. Man hielt es für nöthig, uns in eine gewiſſe Vormundſchaft zu geben, oder beſſer in die Bewachung unſerer Wirthe, denn die Dinge in Deutſchland waren weit ſchlimmer geworden, als wir im entfernteſten vermutheten.

Mein Quartierbillet führte mich zu einem alten Edelmann, der auf einer Art Meierhofe dicht an der Stadt ſeine kleine ländliche Wirthſchaft ſelbſt führte. Es war da mancherlei Seltſames und für mich Neues zu beobachten. Schien es doch faſt, als habe der Strom der Bewegungen dieſe abgelegene Stadt und meinen Wirth faſt gar nicht berührt. Er war der vollkommene Altfranzoſe ſchon in ſeiner äußern Erſcheinung. Sauber friſirt, in einem ausgeſchnittenen hellen Rocke mit einigen verblaßten Stickereien, in kurzen Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen, empfing er mich an der Thüre und hieß mich als ſeinen werthen Gaſt mit der liebenswürdigſten franzöſiſchen Höflichkeit willkommen. In der anmuthigſten Lebhaftigkeit bewegte ſich das Geſpräch beim Frühſtück, und in einer halben Stunde hatten wir ſo viel geplaudert, daß ich ſehr viel hätte wiſſen müſſen, wenn das Geſpräch nur Einen Gegenſtand gehabt hätte. Aber eben das war ſeine Kunſt, daß er über Alles ſprach und ich doch nichts erfuhr, weder vom Stande der Dinge draußen, noch in Frankreich, noch in ſeinem eigenen Hauſe. Auf alles, was ich fragte, gab er Antwort, nur war es immer etwas Anderes, als ich wiſſen wollte. Er war ein ſo vollkommener Künſtler in der Unterhaltung, daß er ſchon in den erſten Tagen alles

wußte, was ich aus dem geringen Schatze meiner Erfahrung vorbringen konnte, während ich, nach einem Jahre langen Aufenthalt in seinem Hause, so viel wie nichts von seiner Lebensgeschichte und seinen Ansichten erfuhr.

Ich weiß auch bis auf den heutigen Tag nichts mehr davon, als daß ich vermuthen muß, die Strömung der Zeit und ihre Begebenheiten haben ihn doch mehr betroffen, als es den Anschein hatte; vielleicht so heftig, daß er daraus die Lehre geschöpft, sich in seinen alten Tagen nicht allein so entfernt davon zu halten als möglich, sondern auch jedes Wort und jedes Zeichen zu vermeiden, das ihn noch einmal in den Strom wider Willen treiben könnte. Er konnte unmöglich ein Anhänger des Kaisers und seiner Herrschaft seyn, aber nie verrieth ein Wort, eine Sylbe, ein Aufzucken, daß er etwas, was der Kaiser gethan, mißbillige, daß der Name einen Unwillen in ihm erwecke, daß er den Wunsch hege auf eine bessere Zeit. Kam das Gespräch auf Napoleon, so wußte er es schnell auf Nebenzüge, unbedeutende Anekdoten zu wenden; er lobte seine Aussprache des Französischen, seinen classischen Geschmack, ein witziges Bonmot, das ihm nacherzählt wurde, und ehe man es sich versah, war man bei einem andern Thema. Auch die Republik konnte der Mann mit den seidenen Strümpfen und dem gepuderten Haare nicht leiden; aber auch über ihre Blutströme wußte er behenden Fußes wegzuschlüpfen durch Erwähnung von dieser und jener nobeln Handlung: wie Danton so manchem Royalisten das Leben gerettet, wie dieser und jener am Fuß der Guillotine gescherzt, wie Robespierre, man müsse es ihm lassen, sehr viel auf seine Kleidung gehalten habe. Selbst Marat war kein so übler Mann, wie man ihn verschrieen; er war, glaube ich, nach meinem Wirthe, ein Hypochonder, der in seinen Grillen auf beklagenswerthe Phantasien gerathen sey. Der Bourbonen zu erwähnen, kam damals Niemand in den Sinn; wäre es aber geschehen, so hätte mein Wirth gewiß des Grafen von Provence vortrefflichen Geschmack für Schnupftabak und des Grafen von Artois Kennerschaft der Jagdgesetze gelobt.

Monsieur d'Arconville schien ein alter Junggeselle; ob er verheirathet gewesen, ob er Familie gehabt, ob er Kinder, Verwandte auf dem Blutgerüst, im Felde verloren, darüber wußte man auch im Städtchen nichts mit Gewißheit zu sagen. Der alte Herr sprach nicht gern davon, also fühlte sich auch Niemand angeregt, über seine Vergangenheit Nachforschungen anzustellen. Der Mann gehörte der Gegenwart an und war der liebenswürdigste, geachtetste Mitbürger, thätig bei allen kleinen Dingen des Gemeinwohls. Er drängte sich nie vor, er trat nie zurück, wo es galt. Sein Rath war immer vortrefflich, aber er vermied selbst zu rathen, und wenn er es that, so zog er vor, daß seine eigene Meinung durch den Mund eines Dritten vorgetragen wurde, der er dann eifrig beistimmte, sehr belobend den Mann, der die Sache so treffend aufgefaßt, und er war gewiß der Erste, welcher dann in allen guten Dingen mit der That voranging.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

(Schluß.)

Elektrischer Telegraph. — Musik. — Theater.

Behufs rascher Mittheilung von Nachrichten auf unserer Eisenbahn zwischen Kastel, Biebrich und Wiesbaden ist unlängst durch Hrn. Fardely aus Mannheim ein elektromagnetischer Telegraph angelegt worden, mit welchem man eine vollständige Korrespondenz führen kann. Die Verbindung ist vermittelst eines in der Luft ausgespannten, auf Pfählen ruhenden, mäßig starken Drahts bewerkstelligt und dabei die Erde als die eine Hälfte des elektrischen Leiters benützt. Die Wirkungen sind überraschend und die Kosten unbedeutend. Zwischen Mainz und Frankfurt soll bald eine ähnliche Vorrichtung angebracht werden. Ueber den Taunus-Telegraph und über den jetzigen Stand der elektromagnetischen Telegraphie im Allgemeinen theilt Fardely Folgendes mit: „Als Coote im Jahr 1836 in Heidelberg Chirurgie studirte und einer Vorlesung des Professors Munke beiwohnte, wurde ein Experiment gezeigt, welches die Möglichkeit versinnlichte, telegraphische Zeichen durch Elektromagnetismus zu geben, eine Idee, die schon längere Zeit bei den Physikern in Anregung gebracht worden war. Die Wichtigkeit des Gegenstands für Eisenbahnen und Regierungen voraussehend, beschäftigte sich Coote von nun an ausschließlich damit, construirte in Frankfurt schon einen einfachen Galvanometer-Telegraphen, und vereinigte sich bald darauf in England mit Professor Wheaton, der ebenfalls schon längere Zeit mit dem Gegenstand beschäftigt war. Von dieser Zeit an datirt sich die Ausführung der elektrischen Telegraphen für den praktischen Gebrauch. Die ersten Anlagen dieser Art, die vor fünf Jahren gemacht wurden, kosteten 9000 Gulden auf eine deutsche Stunde, weil man sich vieler Drahtverbindungen bedienen zu müssen glaubte und dieselben mit großen Kosten isolirte. Durch meine (Fardely's) Bemühungen ist es mir gelungen, einen für die Bedürfnisse einer langen Eisenbahnlinie vollkommen genügenden Telegraphen mit einer einzigen Drahtverbindung herzustellen, und zwar zu 100 Gulden auf die deutsche Stunde. — Wenn vier Apparate auf der Strecke zwischen Kastel und Wiesbaden eingeschlossen sind, genügt eine kleine, aus zwei Trinkgläsern bestehende Batterie, um dieselben nebst den vier Signalglocken mit großer Schnelligkeit und Sicherheit in Bewegung zu setzen. Für die Strecke von Kastel nach Frankfurt werden drei oder vier Gläser hinreichen. Hierin liegt eben ein Hauptvortheil bei der Einrichtung solcher Telegraphen, daß die Apparate mit geringer elektrischer

Kraft wirken. Die Quantität, welche die kleine Batterie liefert, kann dann nie so weit herabsinken, um eine nachtheilige Wirkung auf die Apparate zu äußern. Wenn nur ein oder zwei Apparate eingeschlossen sind, genügt es, eine Zink- und Kupferplatte an den beiden Endpunkten der Linie in die Erde einzugraben. Bei diesem System, welches Hr. Bain erst vor Kurzem entdeckte, bildet die Erde selbst die galvanische Batterie, und nach den Versuchen, die man auf der Station Kastel-Wiesbaden damit anstellte, braucht hiebei die Verbindung gar nicht isolirt zu werden. Dieses System eignet sich aber vor der Hand nur für geringe Entfernungen, in direkter Linie etwa 2 — 4 Stunden, je nach der Dicke der Leitung. Man hat auf der Kastel-Wiesbadener Station auch einen Apparat construirt, berechnet, denselben mit auf dem Wagenzug zu führen, damit bei vorkommendem Aufenthalt an beliebigen Zwischenstellen längs der Bahnlinie Nachrichten nach der einen oder andern Station geschickt werden können. Die Proben sind vollkommen gelungen."

Noch einige Worte über das, was die Kunst Bemerkenswerthes im Laufe dieses Winters darbot. Das Beste in der Musik leistete unsere Liedertafel in drei vortrefflichen Concerten, die sich nur mit classischen Tonwerken beschäftigten. Unter anderem wurde Mendelssohns „Walpurgisnacht" und eine wenig bekannte Oper von Gluck aufgeführt. Die Kräfte dieser Liedertafel (die eigentlich aus drei musikalischen Vereinen besteht) sind so bedeutend, daß dieses Institut ganz geeignet ist, ernste Werke auf grossartige und würdige Weise auszuführen. — Den Männergesang (Männer-Quartett) kultivirte der Liederkranz, ein Verein von jungen Leuten meist aus dem Handwerkerstande, die ihre Mußestunden dieser edelsten Beschäftigung widmen. Auch dieses Institut gab mehrere, sehr wohl aufgenommene Concerte. — Unsere Bühne war in dieser Saison von keinem Belang, und was sie mit einem mittelmäßigen Personal leistete, überschritt auch nie die Grenze der Mittelmäßigkeit. Unser Theater hat durch seine Trennung von der Wiesbadener Bühne einen empfindlichen Schlag erlitten, von dem es sich sobald nicht wieder erholen wird, da hier nur im Winter Theaterlust und Theatersinn ist, während für den Sommer keine Mittel vorhanden sind, das Personal zu erhalten. Indessen sind im verflossenen Jahre doch die neuesten Erscheinungen im Gebiete des Dramas, besonders die Stücke von Gutzkow, Laube, Mosen, Prutz, zur Aufführung gebracht worden. Aus der projektirten Kunstreise nach London scheint diesmal nichts zu werden, wohl aber wird ein Theil der Gesellschaft, in Verbindung mit der Darmstädter Oper, nach Belgien gehen, um Vorstellungen in Brüssel, Gent und Antwerpen zu geben, die sich im vorigen Jahre sehr gut rentirten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Straßenreinigung. — Gasbeleuchtung.

Die Mißstände der Bevormundung empfindet unser Publikum weit lebhafter, als sie durch die Presse, der man so gern jede Unzufriedenheit zur Last legt, ausgesprochen werden. Was soll es nun zu Rügen sagen, wie jene, welche sogar die christliche Mildthätigkeit scheeläugig ansieht, weil sie sich von der Oberaufsicht emancipirte und selbstständig eingriff und half? Während für Friedland mit vollen Händen gespendet wurde, kamen Klagen aus einem andern Orte, Stallungen, wo die Armen auf frischen Pferdemist sich betten, um in der grimmigen Kälte warm zu liegen, denn sie haben dort auch kein Holz zum Einheizen und das Eis lagert sich dick an der Innerseite der dünnen Hauswände. Etwas Mißgunst auf das den Friedländern zu Theil gewordene Glück mag diese Darstellung motivirt haben; aber die Wirkung beim Publikum ist: wie kann man solches Elend zulassen! Wenn solche Fragen laut werden, wie es hier der Fall ist, mag die Dröhnung auch die einzelnen betreffenden Regierungen unangenehm erschüttern, die helfen sollen, mit ihren Mitteln es nicht können, und dann ihren Mißmuth anderweitig auslassen.

Hier hat der Winter auch Mißvergnügen gegen die Polizei hervorgerufen. Die Einwohner verlangen von ihr, daß sie durch die Eigenthümer alles Eis und allen Schnee von den Straßen fortschaffen lasse. Die Polizei thut, was sie kann, aber mehr nicht. Denn wenn aller Schnee, der im Umkreis von beinahe einer Quadratmeile sich aufhäuft, mit Wagen und Pferden zu den Thoren hinausgefahren werden soute, so reichten die Gespanne der ganzen Kurmark dazu kaum hin, vorausgesezt, daß die Befehle der Polizei in dem Termine, die sie sezt und doch nicht einhalten kann, ausgeführt werden sollen. Was in allen Städten mit schmalen Gassen sich leicht thun läßt, wird hier bei den breiten Straßen und weiten Plätzen zu einer unverhältnißmäßigen Last. Die fortzubewegende Masse ist in harten Wintern ungeheuer, und die darauf verwandten Hand- und Spannkräfte zu Geld geschlagen, könnten vielleicht die Armen einen Winter hindurch mit Feuerung versorgen. Der Reinlichkeit und Gesundheit könnte schon dadurch ein Genüge geschehen, wenn man die Massen Eis und Schnee an den Rinnsteinen der breiten Straßen aufhäufte, um sie allmählig abrinnen zu lassen. Es ist hier mehr der Comfort und das verletzte Schönheitsgefühl, welches auf die kostspielige Abführung dringt, durch welche so große, besser zu nutzende Kräfte verzehrt werden. Ein alter Bürger fragte neulich, ob denn die Bequemlichkeit der Fußgänger auf den Straßen eine Rücksicht sey, welche allen andern Betrachtungen vorangehen müsse, und erinnerte an die ganz ernsthaft gemeinte Klage einer alten Edeldame, die, in ihrem Morgenschlaf von den Nachtigallen geweckt, die Nachlässigkeit der Polizei nicht begreifen konnte, welche solchen Unfug dulde. — Ein Winter wie dieser mahnt auf's Neue an die Dringlichkeit fließender Rinnsteine, einer Generalwasserspeisung der Stadt, welche das Regenwasser und die unreine Feuchtigkeit aus den Häusern sich nicht vor den Thüren festsetzen und zu Eis werden lasse. Wie oft auch gemahnt, die Stadt scheint zur Zeit noch taube Ohren dafür zu haben. — Wie verlautet, erheben sich in der Stille mehr und mehr Bedenken gegen das städtische Unternehmen einer eigenen Gasbeleuchtung; nicht aus Neigung für die englische Gascompagnie, sondern aus dem gerechten Bedenken, jezt, wo das Geld so theuer ist, ein und eine halbe bis zwei Millionen unter der Erde zu vergraben, wo doch Röhren schon gelegt sind. Man spricht von einem Auskunftsmittel, um einen gefaßten Beschluß nicht rückgängig zu machen, aber ihm doch in Ehren auszuweichen. Vielleicht wenn man das Geld hier durch eine weise Einigung spart, daß man dann an den nützlichern Erdbau für Abzugs- und Wassergräben denkt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 24. April 1845.

Is't possible, the world should so much differ? —
Has friendship such a faint and milky heart,
It turns in less than two nights?

Shakespeare.

Ich war ſchon Major.

(Fortſetzung.)

Dieß waren ſeine liebenswürdigen Seiten. Dahin möchte ich auch die Einrichtungen in ſeinem Hauſe rechnen. Ordnung und Pünktlichkeit waren mit Reinlichkeit und Anmuth verbunden, ja mit einer gewiſſen Eleganz. Er ging mit auf das Feld, er half auch wohl den Miſt aufladen, aber es geſchah auf ſo gentile Art, daß die ſeidenen Strümpfe und die feine adelige Hand immer weiß blieben. An einer Tafel im großen Hausflur, der mit der Küche in Verbindung ſtand, ward zur beſtimmten Stunde geſpeiſt; und die ganze Haushaltung ſaß in altfränkiſcher Ordnung an dieſem Tiſche, der Hausherr, ſeine alte Haushälterin und Magd und ſein erſter und lezter Knecht. Zu dieſem Trifolium kam nun auch ich als vierter. Es war eine Luſt anzuſehen, wie Herr von Arconville die Suppe vorlegte, wie geſchickt er den Kapaun an der Gabel tranchirte, als ſäße er an einer Tafel, nicht ſeiner Domeſtiken, ſondern einer adeligen Geſellſchaft der guten alten Zeit. Stets wurde die Dame zuerſt gefragt und ihr die beſten Stücke präſentirt. Man muß aber auch der Dame nachrühmen — die beiläufig recht häßlich und deren Geſicht und Arme von der Sonne gerade ſo braun gebrannt waren, als ihr Herr einen weißen Teint ſich konſervirt hatte — daß ſie die Artigkeit vollkommen zu würdigen wußte und das Angebotene nie annahm, ſondern dem gnädigen Herrn und ſeinem Gaſte zuſchob. Wie anmuthige Scherze wurden dabei gewechſelt, ſtehende Redensarten, welche in jeder Woche dreimal ſich wiederholten; aber ſie wurden immer wie neue aufgenommen und belächelt. An dieſem Mittagstiſche lernte ich, wie gerade bei den Franzoſen zuerſt die Idee der Gleichheit im geſellſchaftlichen Leben erwachſen konnte. Sie ſind auch vielleicht das einzige Volk — da ich die Spanier nicht kenne — wo die Formen des Lebens eine praktiſche Ausführung dieſer Idee erlauben.

Wie ſollte es mir in dieſem Hauſe nicht gefallen? Mein Kämmerchen im Erker war zierlich gehalten wie Alles: ein treffliches reinliches Bett, polirte alte Nußbaummöbeln, ein ungeheurer Kamin, wenn ich einmal frieren ſollte, worüber indeß die helle Septemberſonne ſpottete, die freundlich durch Wein und Feigen, welche ſich am Fenſter ſchlängelten, herein ſchien. Und als mein Wirth mich hier eingeführt, hatte er mir zutraulich die Hand gedrückt und mich verſichert, daß ich ſein lieber Gaſt ſeyn ſolle, ſo lange es mir oder dem Schickſal beliebe, und je länger, deſto beſſer für ihn. Ich müſſe ſein Haus wie meines anſehen, und — ſezte er flüſternd hinzu — was die Anweiſung auf meinen Gehalt betreffe,

wovon im Quartierbillet etwas ſtehe, ſo möchte ich das als nicht geſchrieben annehmen. Dummes Zeug! ſein Haus ſey kein Wirthshaus, er nehme nur Freunde auf, und von Freunden keine Bezahlung.

Ich wäre ein Thor geweſen, wenn ich dem liebenswürdigen Manne nicht herzlich die Hand dafür gedrückt hätte. Ich war zwar Major, aber noch ein ſehr junger Mann, und die Strapazen in Rußland hatten in mir keineswegs das Gelübde hervorgebracht, das Leben nicht zu genießen. Ich hatte Quartier, Zehrung, angenehme Geſellſchaft und meinen halben Gehalt frei zu meinem Vergnügen. Kann ein halber Gefangener mehr wünſchen?

Im Städtchen war ein Caſino. Ich beſuchte daſſelbe ſchon am erſten Abend, denn die Zeit mußte ich mir doch vertreiben. Ich fand Kameraden, angenehme Männer aus der Stadt, die ſich in lebhafte Geſpräche mit uns einließen. Sie waren nicht ſo zugeknöpft wie Monſieur d'Arconville. Sie wußten freilich nicht allzuviel vom Kriegsſchauplatze, vom Stande der Dinge, aber doch etwas, und frazten uns über unſere Kenntniß davon aus. Wir hielten nicht hinterm Berge; der Wein machte uns luſtig. Es waren charmante Leute, die jede Meinung gern anhörten, auch als ſich ergab, daß wir, obgleich mit franzöſiſchen Uniformen, im Herzen gute Deutſche geblieben waren. Sie lachten mit uns und fanden es ganz recht. Am zweiten Abend ging es noch luſtiger zu. Es hatten ſich noch mehr Einwohner zu uns gefunden, welche die aufgeräumten Fremden gern in ihrer Luſtigkeit mit anhören wollten. Der Wein floß, jedes unſerer Worte wurde belacht oder aufmerkſam angehört. Wir ſpielten auch. Konnte ich doch die Zeche bezahlen; ich war ja freier Herr meiner halben Gage.

Als ich am dritten Abend nach Hauſe kam, empfing mich nicht Monſieur d'Arconville, der die erſten beiden Male die Gefälligkeit gehabt, zu wachen, bis ich zurückkehrte, und mir ſelbſt die Treppe hinaufleuchtete. Es war dießmal Mademoiſelle, die braune Haushälterin, die gegen mich etwas brummig war. Das kümmerte mich nicht, und ich ſchlief ſehr vergnügt ein unter mancherlei Träumen, wie wir in unſerer Cantonnirung luſtig weiter leben wollten. In dieſe Träume miſchte ſich auch manches artige Geſicht, das ich geſehen, auch wohl ernſte Dinge, vom Vaterland, von Befreiung, von neuen Kriegsthaten, doch unter andern Fahnen. Es war vielerlei im Caſino geziſchelt worden, von verlorenen Schlachten des Kaiſers, von Rückzügen, von Aufſtänden in Deutſchland, neuen Bündniſſen, vom Untergang des Königreichs, deſſen Ehre wir hier als Gefangene vertreten ſollten: Gerüchte nur, wahrſcheinlich viel Uebertriebenes, aber ein Kern war doch darin, welcher uns lockend ſchien.

Monſieur d'Arconville ſah am Morgen nicht ſo heiter aus als gewöhnlich, als ich zum Frühſtück hinunter ging. Er las in einer Zeitung und gähnte. Als die Zeitung und das Frühſtück beendet waren und ich ausgehen wollte, rief er mich mit einem à propos bei Seite. Er blätterte in ſeinem Rechenbuche und fragte, ob ich meine Quittung für den halben Monatsſold ſchon geſchrieben hätte? — Was ſollte die Frage? — Allerdings hatte ich ſie geſchrieben und in meiner Brieftaſche; denn eben wollte ich ausgehen, um ſie einzukaſſiren.

„Ich habe mir das über Nacht anders bedacht," ſagte Herr von Arconville. „Sie werden doch zu lange hier im Quartier bleiben, und da kann ich die Verpflegung nicht umſonſt übernehmen. Die Zeiten ſind theuer, die Abgaben, die Fouragelieferungen werden immer größer. Es thut mir leid, mein Herr, aber ich muß auch von Ihnen Bezahlung nehmen, wie die andern Wirthe es machen." — Etwas betroffen bat ich ihn, den Preis zu nennen; ich wolle ſogleich vorausbezahlen, wenn ich die Gage einkaſſirt hätte. — Er fragte, wie viel ſie betrüge. Ich nannte die Summe. Er rechnete mit dem Bleiſtift in ſeiner Schreibtafel. — „Das wird gerade draufgehen, mein Herr. Sie haben die Güte und geben mir jeden Monat Ihre Quittung, dann ſind auch wir quitt."

(Fortſetzung folgt.)

Kulturgeſchichtliche Betrachtungen.

(Schluß.)

Der einzige geſchichtlich nachweisbare Vorgang, wo ein antikes Ketzergericht ſeine Ahndung dem Staatskultus feindſeliger Grundſätze bis auf das Leben des Schuldigen erſtreckt hat, iſt die Verurtheilung des Sokrates. Unſer mehr an ſpitzfindigen als genialiſchen Seltſamkeiten reiches Zeitalter hat auch eine Rechtfertigung des atheniſchen Staats im Prozeſſe des Sokrates verſucht. Die Rechtfertigung würde in der ſchon bemerkten Schwäche liegen, welche die heidniſche Götterlehre gegen philoſophiſche Angriffe in ſich ſelbſt trug. Der atheniſche Staat aber hat dergleichen Ausflüchte niemals geltend gemacht und ſpäterhin, ohne Zweifel in dem Gefühle, daß er der Nachwelt mit einem Beweiſe leidenſchaftsloſer Einſicht eines begangenen Unrechts Genugthuung zu geben habe, das Urtheil über den hingerichteten Weiſen ſelbſt reformirt, ſo wie deſſen Ankläger in Strafe genommen. Subjektiv konnte man lediglich geltend machen, daß die Richter dießmal nicht, wie in den altattiſchen Zeiten, in den Geſchäften ergraute, edel gebildete, weiſe und leidenſchaftsloſe Areopagiten waren,

denen die Unſchuld ſich getroſt anvertrauen konnte, ſondern empiriſche, ſtürmiſch geſinnte, reizbare Demokraten, gewohnt, daß die Angeklagten ſich vor ihnen im Staube wanden und flehentlich um ihr Leben baten, während Sokrates mit der Feſtigkeit eines Mannes, der der Sache der Tugend durch Erniedrigung ſeiner ſelbſt nichts vergeben will, wie es auch mit ſo mancher edlen Perſönlichkeit der franzöſiſchen Revolution ſich begeben hat, nicht als der Gerichtete, ſondern als der Richtende vor ihnen ſtand.

Die biedere, fromme, ſchlichte Gottesfurcht der Altvordern, jener Sinn, der nichts ohne die Götter unternahm, jene Stimmung, wo der Menſch am Anfang, in der Mitte und am Ende eines jeden Geſchäftes die Gottheit pries, war zur Zeit der Blüthe der antiken Freiſtaaten längſt entſchwunden; entſchwunden mit jenen Bildniſſen aus Töpfererde oder aus Feigenholz, in denen man ehemals mit aller Inbrunſt wahrer Gläubigkeit die Himmliſchen angebetet hatte. Jezt prangten ſie in Gold, Silber, Erz, Elfenbein, Marmor, jeder Tempel hatte nicht mehr eine, ſondern Hunderte von Statuen; aber eben darum waren ſie eine leere Zierrath, ein Inſtrument des Luxus geworden; Niemand kaufte mehr ein Götterbild aus Andacht, ſondern lediglich aus Liebhaberei für die Kunſt, der frivolſten Form einer Götterverehrung als ſolcher. Hatte doch Leben und Sitte alle Heiligung des Denkens und Empfindens, aus welcher ein ächtes religiöſes Gefühl erprießen kann, von ſich geſtreift; wie hätte die Göttlichkeit in den liturgiſchen Formen und der Glaube in den Gemüthern aushalten ſollen? Den konnte kein Geſetz, kein Strafedikt gegen die, welche unter ſolchen Umſtänden in ſogenanntem fremden Aberglauben, wie man den Proſelytismus zu egyptiſchen, indiſchen, chriſtlichen Ceremonien nannte, eine Befriedigung ſuchten, den konnten keine wilden Thiere, denen man die Abtrünnigen vorwarf, zurückbringen. Aber auch die Opfer nahmen ab, die Tempel verödeten.

Um dem Separatismus und der Sektirerei zu ſteuern, bedarf eine Kirche eines erfriſchten inneren Lebens, das dem Heidenthume nichts mehr geben konnte. Dafür griff es zum Verfolgungseifer und ward ſelbſt zum Sektirer. Es kann mitnichten geleugnet werden, daß ein Sektenthum auch hervortauchen mag, wo im Mutterboden noch inneres Leben genug iſt, um ihm Kraft und Geſundheit zu geben. Auch die blühendſte, lebenskräftigſte Religion wird von der krankhaften Schmarotzerpflanze Sektenthum heimgeſucht werden, die dann aber bald wieder abwelkt, weil der Rauſch doch nicht ewig dauert und hinterher nur dazu dient, dem lebendigen Kerne des alten, robuſten Stammes aus ihrer Verweſung neue Säfte zu bringen. Allein mit dem Heidenthum war dieß nicht ſo; da waren die pilzartig hervorſchießenden Sekten das Zeichen unaufhaltſam ausbrechender Fäulniß, und wenn es unter ihnen das Chriſtenthum am blutigſten verfolgte, ſo war es eben, weil ſich bald enthüllte, daß in ihm, das in ſeinen geringen Anfängen eine Sekte ſchien, ein friſches, jugendliches, unvertilgbares Leben entzündet ſey, das es unmöglich mache, die Elemente der alten, verderbten Weltformen zuſammen zu halten und ſo dieſen einen längeren Beiſtand zu verſchaffen.

Verlorenes Glück.

Mir iſt, ſeitdem du dich von mir gewendet,
Wie einem, der betäubt vom Luſtpokale,
Noch ſtehet einſam in dem öden Saale,
Wenn nun das Feſt, das rauſchende, geendet.

Weg ſind die Töne, die dem Ohr geſpendet
Wollüſt'gen Trank; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tanzes Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen iſt ſein Aug' geblendet.

Erloſchen iſt das ſchimmernde Gefunkel.
Nur noch ein Lämpchen glimmt im weiten Raume
Verlaſſen, mühſam kämpfend mit dem Dunkel.

Er ſtiert hinein. Ihm iſt als wie im Traume,
Er reckt nach der entſchwundnen Luſt die Hände,
Und den Erwachten höhnen todte Wände.

N. L.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortſetzung.)

Feuerung. — Winterluſt. — Eiſenbahnen.

Mit demſelben Ernſt wäre es Pflicht, an die ſteigenden Holzpreiſe und den immer wachſenden Mangel an Feuerungsmaterial zu denken. Zwar behauptet man, unſere treffliche Forſtwirthſchaft ſichere den Holzbedarf für die Zukunft; das Holz werde über den Bedarf durch die jezt erſt vollſtändig geregelten Schläge für Kind und Kindeskinder anwachſen. Aber wir ſind der Meinung, daß Brandenburg mit ſeiner preußiſchen Hauptſtadt keine Ausnahme von dem Entwickelungsgange der Kultur in allen andern civiliſirten Ländern machen werde, wo der Wald ſeinen Zuwuchs längſt nicht mehr zum Brennholz, ſondern nur noch zum Bauholz liefert. Die Schwellen der Eiſenbahnen werden noch manche Wälder niederlegen. Hier gingen in dieſem Winter die Coats, welche

die Gascompagnie bereitet und verkauft, aus. Während früher schwarze Berge davon vor dem Halleschen Thore sich immer höher thürmten, weil diese Schlacken keine Liebhaber fanden, waren sie in den letzten Jahren als Feuerungsmaterial dermaßen gesucht, daß die Berge aus alter Zeit verschwanden, und die Produktion des Tages dem Bedürfniß der Nachfrage nicht genügen konnte. Man belagerte förmlich die Anstalt während der kalten Tage, um nur eine Tonne, einen Scheffel zu bekommen, und mußte doch oft unbefriedigt umkehren. Da somit ein Winter die Vorräthe von Jahren aufgezehrt hat, ist wenig Aussicht vorhanden, daß künftig der Sommer so viel produziren werde, als der Winter verbraucht, und an diese Feuerung ist man einmal gewöhnt. Unsere Braunkohlengruben versprechen erst für künftige Jahre reiche Ausbeute. Der Handel mit englischen Steinkohlen wird daher auch für den Privatgebrauch nicht unbedeutend. Daß Deutschland, selbst reich mit Steinkohlenlagern versehen, sein Feuermaterial aus England holen muß und es aus der theuern Insel wohlfeiler erhält, als es bei uns z. B. aus Schlesien zu beschaffen wäre, gehört zu den schwer begreiflichen Anomalien.

Der Winter zieht immer rascher fort, während ich schreibe, hat aber viele Erinnerungen zurückgelassen, die ich nachholen muß. Die russischen Rutschberge in Bellevue brachten die halbe Stadt in Bewegung. So die Erwählten im Nu von oben nach unten gleiten zu sehen, müßte für ein radikales Gemüth ein entzückendes Schauspiel gewesen seyn! Nicht so; es war zwar nur ein aristokratisches Vergnügen, die Patrizier rutschten und die Plebejer sahen zu, aber letztere nur mit der geheimen Lust und Sehnsucht, auch einmal so pfeilschnell von der Höhe herabschießen zu können. Nachmittags oder an Sonntagen stürmten auch wohl die muntern Buben die wächterlos gebliebenen Berge, oft mit Lebensgefahr, um sich ohne Schlitten, in Klumpen zusammengekauert, herabzulassen. Halsbrechend sah es aus, war es auch; aber es war ächte Volkslustigkeit. Ich sah dem Schauspiele lieber zu, als dem Spiel der Großen. Es sollte einmal in diesem Winter das Vergnügen bei uns ganz nordisch seyn. Auf den zugefrorenen Wiesen der Spree hinter Bellevue gleiteten in zierlichen Windungen auf Schlittschuhen auch Damen, was besonders anlockte. Die Studentenschlittenfahrt durch Berlins Straßen gehört jetzt schon zu den stereotypen Vergnügungen des Winters. Wie der Witz vorüber fegt und rauscht! Schade nur, es geschieht so schnell, daß man erst nachher, oder oft erst durch die Zeitungen erfährt, was es gegolten hat und was es bedeuten sollte. Während die berühmte Tänzerin Lola Montes in Paris einem Redakteur das Leben kostete, sah man sie hier zu Pferde neben jungen Engländern sprengen; da kamen der Mäßigkeitsverein, die aufzuhebenden Tempel der Keuschheit, die berühmtesten Schriftstellerinnen der Gegenwart nebst ihren Werken, Mephistopheles, Mönche, Bischöfe; selbst einen Rock will man gesehen haben, den Einige mit Unrecht für einen heiligen ausgaben, da er doch deutlich das Eckensteherschild am Arme trug. Um den Mißverständnissen zu begegnen, nahm man ihn indessen bei Zeiten wieder weg. — Die Studentenschlittenfahrt wurde schon am Tage darauf von den Straßenjungen parodirt. Es nahm sich ganz lustig aus, wie die muntere Brut in kleinen Handschlitten, die sie selbst zogen und stießen, in allerhand Verkleidungen unter unendlichem Jubel durch die Straßen trottirten. Hier war unbestreitbar die Macht des Unbewußten; sie wußten nicht, was sie parodirten. Die ungeduldigen oder müden Pferde nöthigten übrigens öfters die Ritter oder sogar die Damen, die sie zogen, abzusteigen und nebenher zu laufen. Ja es geschah sogar, daß die Pferde sich selbst in die Schlitten setzten, und Könige und Prinzessinnen mußten ziehen.

Die Eisenbahnen haben in diesem Winter bewiesen, was Menschenkraft vermag. Die Bahnen um Berlin wurden zwar in ihrem Betriebe gehemmt, keine indeß gerieth ganz in's Stocken. Die Macht der Lokomotiven vermochte nichts mehr gegen den Schnee, und bei der Anhaltschen Bahn, welche uns zur Zeit allein mit Deutschland verbindet, erneute sich eines schneeigen Tages die alte Fabel von dem Herrn, der den Jochem ausschickt. Ein Zug, eine Lokomotive nach der andern, ausgesandt den andern zu helfen und von ihnen Nachricht zu bringen, blieb im Schnee stecken; das Feuer verlor seine Macht gegen die Flocken. Arbeitsleute in den Gegenden selbst waren nicht aufzutreiben. Zuerst schaffte man deßhalb von Berlins Gassen, wen man auftraffen konnte, dahin, um zu schaufeln. Aber diese große, berühmte Eckensteherzunft bewährte sich eben so wenig im Kampf mit den Elementen. Im Schnee bis an die Schultern, verließ sie zwar nicht ihr berühmter Witz, aber der Schnee bewegte sich davon nicht. Man mußte sie eiligst wieder einpacken, zurückschicken, und durch Vermittlung des Prinzen von Preußen wurden 600 Gardisten durch einen neuen Zug an die gefährlichste Stelle gesandt, welche auch alsbald den Weg säuberten, freilich nur bis er am nächsten Tage wieder verschneit war. Die Abenteuer der Reisenden, unter andern eines Leipziger Zuges, welcher drei Meilen von Berlin in einem engen, kleinen Stationshause übernachten mußte, kaum mitten in den Schneemassen Platz zum Stehen und Sitzen findend, hören sich, nachdem sie überstanden sind, lustig genug an. Auch gegen diese Uebelstände des Verschneiens werden sich Mittel in der Zukunft finden lassen. Wir sind doch noch in der Entwickelungsperiode hinsichtlich der Eisenbahnen. — Der große Streit über die Richtung der östlichen Bahn ist endlich, nachdem er die Gemüther so sehr aufgeregt, vermittelt worden. Es scheint eine Vermittelung der Extreme, die an jene traurigen Andenkens erinnert, welche eine Bahn nach Dessau und Köthen, statt einer Bahn nach Leipzig und Dresden oder nach Magdeburg, zu Wege brachte. Um doch etwas zu concessioniren, ist eine Bahn von Stettin nach Posen concessionirt worden, an die Niemand dachte, und die eigentliche Frage, welche Richtung die Bahn nach Königsberg nehmen werde, vorläufig in den Hintergrund gedrängt. Es hat den Anschein, daß nur die öffentliche Meinung, welche so entschieden und stark und durch alle Organe sich ausdrückte, vor der todten Richtung der preußischen Bahn über Stettin und Stargard gerettet hat. Die Protestation von Königsberg und Ostpreußen allein würde es schwerlich verhindert haben. Preußen selbst liegt weniger an einer Eisenbahnverbindung mit dem Westen. Es verlangt für den innern Verkehr Chausseen, vielleicht auch nur ein Palliativ für die totale Säftestockung, Folge der russischen Grenzabsperrung; diese, hört man sagen, sollen der Provinz gewährt werden. Die Verschmelzung der Frankfurter mit der niederschlesischen Bahn ist einstweilen noch sistirt; man hält es für nöthig, auch die formale Zustimmung der Aktionäre der letztern Gesellschaft einzuziehen, da die Verschmelzung im juristischen Sinne allerdings mehr einem Verkauf als einer Vereinigung gleichkommt, zu jenem aber die Beistimmung der Aktionäre erforderlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. April 1845.

Wie liegt die Stadt ſo wüſte, die voll Volks war! Sie iſt eine Wittwe; die eine Fürſtin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen.

Jeremias.

Zu Kaulbachs „Zerſtörung von Jeruſalem.“

Was mit farbigem Glanz durch der Formen Gewalt du erſchufſt im ſinnigen Bilde,
Feſt hat es geprägt in die Seele ſich mir und geöffnet das ernſte Gefilde,
Wo Geſchichte uns groß vor die Blicke geſtellt der Vergangenheit Tafeln entfaltet,
Und des Höchſten Beſchluß in unendlicher Macht, der geprieſene, heilige, waltet!
Auf dem wolkigen Sitz hoch thronen ſie dort, die umſonſt mit prophetiſchem Munde
Vor dem Tage gewarnt, den ſie lange geſchaut, vor der unheilbringenden Stunde;
Jezt bricht ſie herein in vernichtendem Graus, bis zum Rande gefüllt iſt der Becher,
Iſt der Kelch des Gerichts, den Iſrael trinkt, und es ſchweben hernieder die Rächer,
Von Jehovah geſandt mit dem flammenden Schwert und im Blick die erbarmende Trauer,
Denn es dringen herauf der Verzweifelnden Schrei und der Sterbenden röchelnde Schauer.
In der praſſelnden Glut, die ſich hochaufwälzt durch des Tempels entweihete Hallen,
Dort trotzen ſie noch, die Verführer des Volks, und die Fauſt hoch fehr ihr ſie ballen
Mit ſataniſchem Fluch gen Himmel empor, dem Zions Burg hat geſündigt,
Da dem König des Heils ſie verſchloſſen das Thor, den der Seher Stimme verkündigt,
Den ſie thöricht verwarf und dem ſchmählichen Tod preisgab, den verheißnen Befreier,
Den Geſalbten des Herrn, der als Retter erſchien, den Meſſias, des Bundes Erneuer.
Drum fallt ſie in Schutt und es ſchmettern Triumph ſiegtönende römiſche Zinken;
Und wie Babylon ſank, muß Jeruſalem jezt, die einſt hochherrliche, ſinken.
Ahasver nur entflieht, der dem Mittler die Raſt, dem gepeinigten, konnte verſagen;
Des gezwungenen Seyns unermeßliche Qual, Jahrtauſende muß er ſie tragen.
Wer aber, o ſagt, wer iſt's, der hinweg hier zieht aus dem Greul der Vernichtung,
So Männer als Frau'n zu den Kindern geſellt, wie ein Traum holdſeligſter Dichtung?
O geſegnete Schaar der Bekenner des Worts, ihr verlaßt nicht die Heimath vergebens,
Ausſtreuend die Saat, die befruchtende, rings von dem Baume des göttlichen Lebens!
Ihr wandert getroſt und es tönet das Lied im erhabenen Feiergeſange,

Und es ſtrahlt euch das Licht von den Genien hell, den Geleitern auf pilgerndem Gange,
Schutzgeiſtern des Gral's, der das rieſelnde Blut auffing von dem duldenden Lamme,
Als es tilgte der Welt anſchwellende Schuld durch der Liebe verzehrende Flamme! —
So ſah ich das Bild und es prägte ſich feſt in die Seele mir, da ich es ſchaute;
Doch es war nicht allein die vergangene Zeit, die ich hörte mit mahnendem Laute;
Auch die Gegenwart zog und der Zukunft Geſchick mir vorüber im inneren Spiegel;
Denn es brauſen einher ſchon die Boten des Herrn, anrauſchend mit feurigem Flügel,
Zu verzehren im Grimm ſtarrſinnigen Wahn und den frevelnden Geiſt der Verneinung,
Da ſie beide im Keim die verjüngte Geburt aufhalten der Lebenserſcheinung.
Ja es wandelt noch heut', von Dämonen gejagt, Ahasver in unſerer Mitte,
Die verweſende Form, die nicht lauſchte der Zeit und dem ſtillfortteilenden Schritte;
Noch ſchleppt ſie dahin das geſpenſtiſche Seyn, da ſie einſt zu ſterben gezaudert;
Nun lebt ſie durch Zwang, bis im Flammengericht vor der Röthe des Morgens ſie ſchaudert.
Uns aber, o laßt uns bewahren den Gral, den geretteten, immer erneuten,
Anſtimmen den Klang des verſöhnenden Rufs, der verſammeln wird alle Zerſtreuten,
Und das Höchſte, das bleibe die Liebe uns ſtets, die der Herr hat im Tode beſiegelt,
Die vom irdiſchen Staub den gereinigten Geiſt zu der himmliſchen Zion beflügelt!

Friedrich Beck.

Ich war ſchon Major.

(Fortſetzung.)

Ich ſah d'Arconville durchbohrend an. War das die Gaſtfreundſchaft? War dieſer Wucherer der altfranzöſiſche Edelmann von vorhin? — Er veränderte nicht ſeine Miene, mochte aber in meiner meine Gedanken leſen.

„Ihnen ſcheint das vielleicht zu theuer, mein Herr, aber ich verſichere Sie, ich werde knapp damit auskommen. Sie müſſen bedenken, daß Ihre Anweſenheit manche Mehrausgabe verurſacht. Sie als Deutſcher trinken den Wein unvermiſcht, Sie haben überhaupt manche Gewohnheiten, die an ſich nicht böſe, doch den hergebrachten Gang einer eingerichteten Wirthſchaft ſtören. Die müſſen doch auch in Anrechnung kommen." — Und nun rechnete mir der Menſch vor, wie viel Butter, Hühner, Tauben um meinetwillen auf den Tiſch kamen, was der Kaffee, der Zucker koſte und ſo weiter. Ich ſtülpte meinen Hut auf, dankte ihm für die Accurateſſe und verſprach, in einer Viertelſtunde meinen Monatsſold ohne den Abzug eines Sous auf den Tiſch zu zählen. Ich freute mich, wie ich ihm das Geld hinwerfen wollte. Er indeß, ganz Artigkeit, verſicherte, dieſe Sorge und Arbeit käme mir nicht zu; in die Bezahlung ſeyen auch alle Dienſte ſeiner Leute mit einbegriffen, und er werde es nicht zulaſſen, daß ich ſelbſt den Weg nach der Kaſſe mache. Nur um die Quittung bat er. Ich warf ſie ihm hin und ging.

Monſieur d'Arconville aber begleitete mich bis auf die Straße und unterließ nicht, mich zu verſichern, wie ich nunmehr ſein Haus ganz als das meine betrachten könne. Alle Dienſtleiſtungen, auch die Wäſche ſeyen in dem Koſtgelde mit einbegriffen; auch möchte ich mich ja nicht hinſichtlich des Weines geniren, der Keller ſtehe zu meiner Dispoſition. Ich möchte heut Mittag nicht zu ſpät kommen, damit der Truthahn nicht verbrenne, der eigens für mich eben getödtet werde. Ohne ihn eines Grußes zu würdigen, ohne mich umzudrehen, ging ich fort.

Wie kochte es in mir! Dieſer Wucherer, dieſer Jude, ſo mich zu täuſchen! Aber ich wollte es ihn fühlen laſſen. Am liebſten wäre ich ausgezogen, auf der Stelle, und wenn ich noch theurer bezahlen müßte. Aber dazu gehörte Geld, und eben der Kerl hatte ja mein Geld. Ich ſtürzte nach dem Caſino, wo wir eine Billardpartie verabredet hatten. Unterwegs fiel mir ein, daß man ja nur ſpielen kann, wenn man Geld hat. Dieſelben Gedanken mußten einigen meiner Kameraden gekommen ſeyn, die vor dem Caſino auf und ab gingen. Es war ſo, ſie hatten wie ich in den erſten Tagen ihr baares Geld dort drauf gehen laſſen. Sie hofften auf mich, der mit ſo großmüthiger Miene aufgetreten war. Ich klagte ihnen meine Noth, ſie lachten, aber ihnen war es nicht viel beſſer ergangen. Sie hatten vorauszahlen müſſen, hatten gehandelt, waren von ihren Wirthen übervortheilt worden u. ſ. w. Sie ſind Alle ſo, war der einzige Troſt, den ich erhielt.

Die Luft koſtete kein Geld. Wir ſtreiften durch die Gärten und Felder, bis wir hungrig waren. Ein Kamerad ſchlug mir vor, meinen Lumpen von Wirth wenigſtens heut zu verlaſſen und bei ihm zu ſpeiſen. Schon war ich Willens, als ich mir die Frage aufwarf, warum ich ihn denn verlaſſen ſollte? Ich hatte ja bezahlt, ſchwer bezahlt. Sollte der Knicker nun auch den Vortheil haben, das Geld umſonſt einzuziehen? Und dazu, warum

einen Truthahn verlaſſen um eine Soupe de légumes und Salat mit Eiern!

Ich kehrte trotzig zu meinem Herrn von Arconville und ſeinem Truthahn zurück. Er empfing mich ſchon an der Thür mit ausgebreiteten Armen und der Verſicherung, der Truthahn ſey eben am Spieß in der Blüthe werdender Vollendung, und ich könnte nicht gelegener kommen. Ich antwortete, ſo was Rares würde es auch nicht ſeyn, und warf mich am Tiſch hin, mit dem feſten Vorſatz, als ein Gaſt zuzugreifen, der ſeine Zeche im Wirthshaus vorausbezahlt hat. Der Truthahn war vortrefflich; aber ich fand ihn doch an manchen Stellen nicht genug, an andern zu ſehr gebraten. Der Salat war mir verſalzen, ein Teller nicht rein genug, und die braune Margot mußte aufſtehen, ein-, zwei-, dreimal, ich weiß nicht mehr warum. Als Monſieur d'Arconville den Tiſch aufheben wollte, blieb ich ſitzen und forderte Deſſert. Margot ſah mich groß an, denn ich hatte es früher unberührt ſtehen laſſen, weil die ſehr gute Küche mir immer genügt hatte, und ſo war es weggeblieben, da es in dieſe kleine, ländliche Wirthſchaft nicht gehörte. Jezt aber ſprang mein Wirth ſelbſt auf und brachte Gebäck und Früchte mit tauſend Entſchuldigungen, daß er es vergeſſen. Ich aß, aber der Tiſchwein ſchmeckte mir nicht zum Deſſert. Den Krätzer konnte man wohl bei den Speiſen trinken, aber zum Nachtiſch gehörte beſſerer. Monſieur d'Arconville ſtieg in den Keller und brachte zwei beſtäubte Flaſchen herauf. Er entkorkte die eine und goß ein. Der Wein war gut, aber der in der andern Flaſche konnte ja noch beſſer ſeyn. Ich verzog den Mund und ließ ihn die zweite öffnen. Dieſen fand ich erträglich genug, pour ce pays ci, und ließ Monſieur d'Arconville einſchenken, bis er nichts mehr einzuſchenken hatte.

Dieß iſt nur ein Anfang einer ganzen Leidensgeſchichte, welche für Herrn von Arconville darauf folgte, mit der ich indeß meine Zuhörer nicht ermüden will. Aber je mehr ich mir Mühe gab, dem widerwärtigen Knicker meine gründliche Verachtung auszudrücken, um ſo mehr bemühte er ſich, dienſtfertig, gefällig und zuvorkommend ſich zu beweiſen. Keine Unart von meiner Seite konnte ihn in Harniſch bringen, und ich ließ es wirklich nicht daran fehlen. Wie unausſtehlich wurde mir jezt ſeine diplomatiſche Kunſt, die ich vorhin belächelt und bewundert, jedem herben und ſcharfen Ton, der in der Unterredung anſchlug, einen ſanften melodiſchen Ausläufer zu geben! Hätte ich ihn einen Eſel genannt — was ich allerdings nicht that, denn es lag etwas Beherrendes in ſeiner Atmoſphäre, das alles den äußern Anſtand Verletzende gebannt hielt — aber wenn ich ihn einen Eſel geſcholten, ſo würde er irgend ein Anekdötchen aus der goldenen Zeit Frankreichs zur Hand gehabt haben, wonach Ludwig XIV. oder der duc d'Orleans unter einem Eſel eine Schmeichelei gemeint hatte. Kurz er würde ſich die Hände gerieben und über meinen Einfall gelacht haben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, April.

Das Concil der deutſch-katholiſchen Gemeinden.

Unſer dießjähriges Oſterfeſt wird dereinſt Epoche machen. An ihm trat das erſte allgemeine Concil der deutſch-katholiſchen Gemeinden in unſern Mauern zuſammen, um ſich über das Weſentliche der neu zu gründenden Kirche zu einigen und für dieſelbe gültige Beſchlüſſe zu faſſen. Sämmtliche in Deutſchland zerſtreute Gemeinden hatten Abgeordnete nach Leipzig geſchickt, deren Geſammtzahl ſich auf ein-und-zwanzig belief. Das Concil ſelbſt dauerte drei Tage, vom 25ſten bis zum 26ſten März, und ward zu Aller Zufriedenheit in größter Eintracht beendigt. Alle auf demſelben gefaßten Beſchlüſſe ſollen vorläufig nur auf fünf Jahre in Kraft bleiben. Bis dahin hat die neue Kirche vorausſichtlich hinreichenden feſten Grund gewonnen, um ein dauerndes Gebäude darauf aufführen zu können. Die eigentlichen Gründer der neuen Kirche, Ronge und Czerski, trafen erſt gegen Ende der Kirchenverſammlung hier ein, nahmen jedoch an den Debatten ſelbſt Theil und hatten die Genugthuung, die Verſammlung in Einigkeit ſcheiden zu ſehen. Auf dem Concil ſelbſt führte Profeſſor Wigard aus Dresden den Vorſitz. Die gefaßten Beſchlüſſe kann ich hier mit Stillſchweigen übergehen, da ſie bereits in einer Beilage zu den „Sächſiſchen Vaterlandsblättern" veröffentlicht worden und mithin Jedem zugänglich ſind, der Theil an der neuen kirchlichen Bewegung in Deutſchland nimmt. Dagegen ſey hier noch erwähnt, daß die neue Gemeinde am zweiten Oſterfeiertage im Saale der erſten Bürgerſchule ihren erſten gemeinſamen Gottesdienſt hielt. Prieſter Kerbler aus Breslau, der erſt kürzlich den Schooß der römiſchen Kirche verlaſſen hatte, fungirte dabei als Geiſtlicher und reichte der neuen Gemeinde zum erſtenmale das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt. Faſt die ganze Gemeinde nahm daran Theil, außerdem auch noch ſämmtliche zum Concil hier anweſenden Abgeordneten der übrigen Gemeinden. Die Feier war einfach, rührend und wahrhaft ergreifend. — Trotz der großen Mäßigung, die bis jezt überall von den neuen Reformatoren beobachtet worden iſt, ſind ihren Schritten von der Regierung Hinderniſſe in den Weg gelegt worden, die von der humanen Stimmung unſerer Zeit eigentlich nicht zu erwarten waren. Sachſen thut in dieſer Hinſicht nicht eben zu wenig und verkennt, dünkt mich, ſeine Stellung zur Geſchichte. Es iſt der neuen Gemeinde nicht allein nicht erlaubt, ihre Zuſammenkünfte öffentlich anzukündigen, ſondern man hat ſogar von oben herab verordnet, daß ihr im ganzen Lande keine Kirche eingeräumt werden ſolle. Ein ſolcher Befehl ſcheint mir um ſo bedenklicher und unzeitgemäßer, als die Geſammtmaſſe des Volkes vollkommen das Gegentheil wünſcht und alles Mögliche thut, um die neue Kirche zu unterſtützen. So liegt z. B. noch in dieſem Augenblicke eine Petition auf, die auf Einräumung einer

Kirche für die Deutsch-Katholiken in Leipzig anträgt und mit zahllosen Unterschriften bereits bedeckt ist. Von dem protestantischen Sachsen durfte man wohl größere Duldung erwarten; daß sie dennoch nicht zu bemerken ist, hat freilich seine guten Gründe, diese aber sind der Art, daß ich hier nicht weiter darauf eingehen kann. Jedenfalls wird die Zeit und die geistig bewegende Kraft derselben mächtig genug seyn, um die Ketten recht bald zu brechen, die man aus Vorsorge und christlicher Rücksicht der neuen Kirchengemeinschaft anzulegen gedenkt. Die junge Kirche erträgt schweigend und geduldig, was sie nicht ändern kann, verfolgt consequent die einmal eingeschlagene Bahn und wird sonach wie Alles, was aus tiefstem Bedürfniß hervorgeht, ihr Ziel erreichen. Die Theilnahme für Ronge ist übrigens unter dem Volke unglaublich groß. Hunderte, ja Tausende folgten seinem Wagen und begleiteten ihn, wo er sich immer zeigte, mit ununterbrochenem Vivatruf. Mehr noch als die Gebildeten nimmt die ärmere und niedere Volksklasse an dem jungen Reformator Theil, und noch niemals in neuester Zeit hat es sich klarer herausgestellt, als jetzt, daß der Deutsche mit seiner tiefen Innerlichkeit religiösen Fragen weit mehr geneigt ist, als der folgenreichsten politischen Debatte. Das eigentlich politische Leben, eine geraume Zeit der Mittelpunkt allen geselligen und öffentlichen Verkehrs, tritt immer mehr in den Hintergrund und scheint von den religiösen Wirren fast ganz verdrängt zu werden. Füllen ja doch selbst die gelesensten politischen Zeitungen ihre Spalten mehr mit derartigen Artikeln, als mit politischen Nachrichten. Ruhige Beobachter von Zeit und Welt finden diese einseitig sich gestaltende Richtung der neuesten Bewegungen wohl mit Recht bedenklich und wünschen der kirchlichen Frage solche Grenzen zu stecken, daß sie den kaum erwachten politischen Sinn im deutschen Volke nicht im Keime schon wieder ersticken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Der Passagenbau. — Theater. — Meuchelmord.

Ob der große Passagenbau zwischen der Jäger- und der französischen Straße zur Ausführung kommt, scheint wieder zweifelhaft. Zwar erfreut er sich sehr hoher Gunst, aber von der einen Seite macht die Polizei wegen der feuergefährlichen Nähe eines Theaters an Kaufläden und einem so bewohnten Stadttheile, wo kein freier Platz ist, Schwierigkeiten; auf der andern Seite hält der zeitige Concessionsinhaber des königsstädtischen Theaters, Serf, seine Concession hoch in der Luft und behauptet, daß sie die Existenz eines dritten Theaters verbiete. Ein drittes Theater ist jedoch nothwendig geworden, nicht ästhetisch und sittlich, aber deßhalb, weil die Nachfrage größer ist, als man sie befriedigen kann. Sollte eine solche Concession da im Wege stehen können? Jedenfalls ist es eine Warnung, künftig bei Concessionen, welche das natürliche Recht der freien Concurrenz beschränken, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Was leidet der Verkehr nicht schon von dem sogenannten Intelligenzzwange, und die Weisheit der Regierung und der Stände wissen ihn noch nicht zu beseitigen. Eine im Jahr 1717 harmlos ertheilte und wenig gefühlte Concession übt jetzt nach fast anderthalb hundert Jahren einen schweren Druck auf den Verkehr. Ja faktisch begünstigt sie, was man so gern vermieden hätte, die fremden Zeitungen vor den einheimischen, welche diesem Druck enthoben sind. — Einmal beim Theater, wäre ich Ihnen eigentlich noch schuldig, von dem Lind-Enthusiasmus zu sprechen. Ich kann es nicht; nicht weil ich einer entgegengesetzten Ansicht wäre, ich bin vielmehr gar keiner Ansicht, da ich die berühmte schwedische Sängerin nicht einmal gehört habe, ja selbst zur Stunde, wo ich dieses schreibe, das neue Opernhaus noch nicht anders als aus den Abbildungen in der illustrirten Zeitung kenne. Aber dieser Theaterenthusiasmus erscheint mir in dieser Zeit religiöser und politischer Bewegung so fremdartig, so gespensterhaft, so gemacht, daß ich nicht darauf eingehen kann, und noch weniger mir ein Urtheil zutraue. An Berichterstattern über das, was auf den Brettern zu sehen und zu hören war und ist, fehlt es ja nicht, und es geschieht außerhalb der Coulissen so viel, daß man den Raum sparen muß. Wenn das Theater jetzt allzusehr vor der Publicistik in den Hintergrund träte, kann es sich damit trösten, daß es vor fünfzehn Jahren übermäßigen Raum einnahm. Gern hätte ich Gutzkows Urbild des Tartuffe gesehen, da ich aber bei der ersten Aufführung verhindert war, und höre, daß die Scheere der Theatercensur seitdem Vieles gestrichen hat, spare ich es mir auf, bis ich einmal auf einem andern Theater Gelegenheit finde, das Stück in seiner ursprünglichen Gestalt anzutreffen. Dieses Lustspiel, gleich wie Laube's Rococo, haben kein Furore gemacht, erfreuten sich aber doch einer ernsten Theilnahme. — Vom grünen Donnerstage bis zum ersten Osterfeiertage waren nach der neuen Ordnung die Theater geschlossen. Wir haben nichts dagegen, wenn dadurch ein bestehendes religiöses Gefühl geehrt wird, selbst dann nicht, wenn, was wir bezweifeln, durch solche Veranstaltungen ein eingeschlummertes wieder erweckt werden soll. Was aber bedeutet das ganze Verbot, wenn das Theater nach der dreitägigen Unterbrechung am ersten Festtage der Auferstehung des Heilandes mit — Lucretia Borgia wieder eröffnet wird!

Vielfache Feuersbrünste allarmirten die Berliner in den Nächten, doch ohne bedeutenden Schaden. — Ein Schuß von der Hand eines Meuchelmörders, der nach der That frohlockend durch die Straßen stürzte, erschreckte nicht wenig, und gibt auch jetzt noch zu ernsten Bedenken Anlaß. Zum Glück war der Meuchelmörder nur ein Wahnsinniger, und der Schuß seines Terzerols hatte das zufällige Opfer seiner Wuth nur gestreift; ein zweites Terzerol, als er es losdrücken wollte, ward ihm entwunden. Das erste Gerücht machte religiöse Erbitterung zum Motiv. Ein eifriger Katholik, habe er an einem Studenten den Frevel rächen wollen, den Trierschen Rock bei der Schlittenfahrt zu prostituiren. Ein religiöser Wahn war es allerdings, nur war der junge Mensch kein Student, sondern irgend ein Unschuldiger, welcher dem erbitzten Blicke des Irren aufgestoßen war, und der angebliche Katholik ein ehemaliger Jude, welcher sich von seinen frühern Glaubensgenossen für verfolgt hielt und deßhalb drei Terzerole zu seiner Vertheidigung bei sich trug. Der Unglückliche ist übrigens ein sehr kenntnißreicher Repetent im juridischen Fache, von dem man erzählt, daß er zwar selbst im Examen durchgefallen sey, sich aber dadurch dafür gerächt habe, daß er als Lehrer anderer Kandidaten sehr vielen derselben zu einem glänzenden Examen verhalf und selbst durch diese Lektionen ein Vermögen erwarb. Daß ein Wahnsinniger, der an einer fixen Idee leidet, zum Mörder wird, gehört zu den seltenern Fällen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. April 1845.

— A bird's eye view of that wild, Society,
A slight glance thrown on men of every station.
Byron.

Villeggiatur in Baden.

I.

Meine Wohnung in Baden auf dem Wege zum Schloſſe iſt wie ein Gedicht. Zu meinen Füßen die Stadt, links über ihr Waldpfade und Matten, rechts nachbarlich der Tannenberg mit ſeinen Felſenſtirnen und der alten Burg; vor mir wie ein Teppich das Thal weithin nach Weſten gebreitet, im blauen Dufte die Vogeſenkette, ein Silberſtreif vom Rhein. Aus allen Gärten am Berge ſchallt Kinderruf; von Zeit zu Zeit vernimmt man ſchweren Eſeltritt. Ganze Völkerſchaften ziehen unter meinem Fenſter vorbei. Ich ſehe ſie nicht, wenn ich mich nicht hinausbiege, höre ſie aber von Paris, von London ſchwatzen, während mein Auge die deutſchen Wunder ſtreift. Man weiß gleich, ob die Fremden zum erſtenmale den Berg herauf ſteigen; da iſt's ſo haſtig, ein gierig Umherſchauen; bei andern zeigt ſich ſchon ein ruhiger Empfangen. Geſtern ſenkte ſich plötzlich ein Regen auf die Stadt; ich ſah das elegante Baden ſich ducken unter dem Guſſe. Um die Mittagzeit wird es immer ſtill — ich mag mir die eſſenden Nationen da unten nicht vorſtellen. Abends aber liegt Baden wie ein Feuerwerk in der Tiefe, eine Feenſtadt, weit ſchöner als am Tage; der Phantaſie bleibt noch ſo viel übrig.

Ich beſah mir die neue Trinkhalle, welche trotz bedeutender Dimenſionen weniger großartig und edel als prunkend iſt, jedoch im Giebelfeld mit einer anziehenden Gruppe von Reich geſchmückt, einem vaterländiſchen Künſtler: die Nymphe, zu welcher auf der einen Seite Kranke und Leidende flüchten, auf der andern Jugend und feſtlicher Frohſinn. Die Hauptwölbung unter den corinthiſchen Säulen füllte ich im Geiſte mit jener Anfangs hierher beſtimmten Darſtellung des Rheins und ſeiner dienſtbaren Gottheiten, von Schwind, deſſen Karton mich im Mai zu München erfreute. Es ſind bis jezt nur einige Fresken begonnen, von Götzenberger, Rheinſagen illuſtrirend. Neben dem Trinkſaale ſtellte ſich eine improviſirte Galerie zur Schau, meiſt affektirte grelle Bilder, mit kleiner Ausnahme ein Trödelmarkt von Farben.

Abends war ich im Converſationsſaal — eine Art Hades. Das geht und kommt, auf und nieder, wie bunte Geſpenſter, kolorirte. Dieß Wogen an einander vorbei, ſo fremd, theilnahmlos, vergegenwärtigt alle Oede des Mittelreichs. Wie ſchaudernd einſam und langweilig die armen Geſpenſter mitten im Gedränge! Sonntags, wo alle Säle ſich öffnen, auch der goldſchimmernde salon de la renaissance mit den Bildniſſen deutſcher Gelehrter, Dichter, Künſtler, von dem Pariſer Dekorationsmaler Ricquier, vergleiche ich es am liebſten

einer Redoute: das Treiben, die Ungebundenheit, der Feenglanz, hier die Fürstin, dort der Bäuerin Silbermütze mit schwarzen Florfittigen, Orientalen, Tirolerhüte. Auch Kinder laufen dazwischen umher, wie auf dem Maskenballe, besonders Anfangs, wo das Gewühl noch nicht so groß ist, blonde und schwarzlockige Köpfchen, bald in reizenden Gruppen durch die Gemächer jagend, bald sich wiegend in goldenen Armstühlen. Hier schreitet ein portugiesischer General mit Steifstiefeln, wie bei uns Kunstreiter, durch die Menge; jener kleine alte Mann ist Marats Bruder; diesen Militär bezeichnet man als Mörder von Kaspar Hauser. Jene Dame, roth und schwarz gekleidet, mit dem Ausdrucke von Entschiedenheit in den Zügen, ist die Generalin van der Smissen, welche zur belgischen Revolutionszeit ihren Gatten — er geht mit soldatischem Aeußern ihr zur Seite — befreite und für ihn im Kerker blieb. Das französische Mädchen dort hat etwas von einer jungen Heiligen, behauptet mein Freund, der Novellist, der ihr seit Wochen durch alle Säle folgt und noch kein anderes Wort von ihr gehört hat, als „désespoir," zufällig im Vorübergehen gesprochen; ich hoffe nicht, daß er es buchstäblich nimmt. Zum Gegensatze kommt da ein breitlächelndes gelogenes Gesicht, das sich selbst betrügen möchte: eine Greisin, rosenroth gefärbt, flachsblonde Perrücke, rosenfarbiger Hut mit Rosen. Oft mag sie, wenn sie ihre Augenbraunen malt, nicht hinreichend sehen, und erscheint dann für einen Tag mit krummem Gesichte. „Wie rein," sagte der Novellist, indem er mir eine schöne Brittin zeigte, „wie zart der Mund! über diese Lippen kann nichts Gemeines gehen." So lieb' ich es: das Edle auch in die Form getreten."

II.

Alles drängte sich unter die Säulen des Conversationshauses. Komisch all die Gespräche durcheinander, die Worte aus der einen Conversation in die andere klingend. Rücken an Rücken und kein Damm gegen die fremde Welt als der Wille; sich mit Arm und Gewand streifen und doch moralisch wie Welttheile auseinander liegen! Ich bemerkte eine Dame, welche alles der Reihe nach zu zeichnen oder aufzuschreiben schien. Jezt ruhte ihr Auge fest auf uns. Sonderbar, wenn man so ungefragt dem Maler sizt! Ich suchte es wie einen Bann abzuschütteln. Wie Viele rauschten an uns vorüber, in Gruppen oder einzeln! Es unterhält mich, wenn die Leute vorbeiziehen, gleich auf den ersten Blick zu wissen, welcher Nation, welchem Gesellschaftsfache sie gehören, eine Fertigkeit, in der man hier Uebung erlangt.

Der Hauptstrom ergoß sich nach dem Eingange, den grünen Goldinseln zu. Hier beschäftigte die Geschichte eines Gauners, der, von der Polizei eben festgenommen, unter dem Namen eines französischen Grafen in der Gesellschaft Fuß gefaßt und bereits für 12—1800 Franken falsche Wechsel einkassirt hat, wie früher in andern Städten, denn man fand bei ihm Anweisungen auf alle Bankierhäuser der Welt. Gleich bei seiner Ankunft pflegte er sich nach Wagen und Pferden zu erkundigen, die er kaufen wollte, was den Leuten schon imponirte. Den Hauptwechsel präsentirte der Herr aber erst bei seiner Abreise, nachdem er vorher sich nur einstweilen gesellig mit den ersten Bankiers befreundet hatte, ohne etwas von ihnen zu fordern. Dießmal schöpfte man im lezten Augenblicke über Einen Buchstaben Argwohn und schrieb nach Bordeaux an das betreffende Haus. Die Antwort flog zurück und die Gerichte legten noch zu rechter Zeit Hand an den Betrüger.

Mein weitgereister Landsmann zeigte mir einen Schweizer an der Bank, welcher alle Jahre kommt, immer gewinnt, mehr nach dem Verlieren als nach dem Gewinnen seiner Mitschüler berechnend, jedesmal aber das Geld sogleich einem Bekannten am Spieltische mit der Bedingung übergibt, es erst am Tage der Abreise des Besitzers wieder auszuliefern, wodurch dieser sich vor sich selbst sicher stellt und stets als Ueberschuß der Badekur eine runde Summe zur Heimath bringt. Zum Gegensatze erzählte man von einem Fremden, der unmäßig sezte, auch unmäßig verlor, plötzlich in lauten Jammer ausbrach und die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Benazet war gerade selbst zugegen und befahl, dem Manne zehn Louis zu geben, ihm aber zu bedeuten, daß er nicht mehr pointire.

(Fortsezung folgt.)

Ich war schon Major.

(Fortsezung.)

Diese unermüdliche Lust, alles Schlimme in's Gute zu drehen, und diese Aufmerksamkeit auf meine Wünsche, welche für Bezahlung gar nicht zu beschaffen ist, würde mich vielleicht mit ihm ausgesöhnt haben, wenn er nicht alle Monate, und noch vor dem Ersten, sich ängstlich meine Soldquittung erbeten hätte, damit ich nur ja nicht einmal ein Stück Geld selbst in die Hand bekam. Dieß erbitterte mich immer auf's Neue. Um mich zu versöhnen, ließ er es zwar an nichts fehlen; er ging mit mir spazieren, wir machten Besuche in der Umgegend, überall ward ich, als Freund meines Wirthes, freundlich aufgenommen. Auch in das Casino führte er mich dann und wann; er ließ mir eine demi-tasse Kaffee,

einen ris au lait vorſetzen, auch eine Partie Billard ließ er mich ſpielen und bezahlte alles, den Kaffee, den Reiß, das Spielgeld und meinen Verluſt. Einen gefälligeren Vormund konnte ſich ein junger Menſch gar nicht wünſchen; aber ich war doch auch Major und an der Berezina geweſen!

Einmal hatte ich gewonnen. Mein Vormund war in einem andern Zimmer. Die paar Franes in meiner Hand hätte ich allerdings gebrauchen können, aber ein ſchadenfroher Teufel trieb mich, ſie Herrn von Arconville zu bringen. Ich war ja nur ſein Kind, ſein Inſtrument; ich wollte meine Rolle ganz ſpielen und zählte ihm die Silber- und Meſſingſtücke auf den Tiſch. Ich dachte; er würde doch erröthen, wenigſtens des Anſtandes wegen vor den andern erröthen und ſie mir zurückſchieben. Aber nein, er überzählte ſie, nickte mir freundlich zu und ſteckte das Geld in ſeine lange Börſe. Ich wußte doch nun beſtimmt, was ich war.

Meine Kameraden ſah ich ſeltener. Ich ſchämte mich vor ihnen in meiner Unmündigkeit mich zu zeigen. Dieſe Furcht war eigentlich unnöthig. Ihre Lage war kaum beſſer als meine. Sie hatten großentheils ihr Geld zu raſch ausgegeben, ſtacken in Schulden und waren auf eine oder die andere Weiſe auch von ihren Wirthen abhängig. Daher fanden wenig Zuſammenkünfte ſtatt. Wir waren Alle unthätig, ungewiß über unſere Zukunft, ungewiß über das, was draußen vorging; das nährt eine verdrießliche Stimmung. Es fielen Zänkereien vor; Kleinigkeiten wurden ernſt genommen und es gab mehrere Duelle. Den Behörden gefiel nicht, daß wir mit den Degen klirrten, ihnen gefiel auch manches andere nicht, und eine gute Anzahl meiner Kameraden war plötzlich über Nacht aus dem Ort verſchwunden; man ſagte, ſie wären in ein entferntes Depot noch weiter nach Süden transportirt worden. Mich traf das ſehr ſchmerzlich, da auch ein Kamerad, der mir weſentliche Freundſchaftsdienſte geleiſtet, auf dieſe Weiſe fortkam.

Ich war jung, man hatte die Güte, mir zu ſagen, ich hätte ein einnehmendes Geſicht und Weſen, und nach den Erfolgen zu ſchließen, mußte ich es beinahe glauben. Ich will mich nicht beſſer und heiliger machen, als ich war. Ein Liebesverhältniß mit einer artigen Franzöſin war im beſten Gange und trug nicht wenig dazu bei, die Langeweile zu verſcheuchen und mich mit meiner drückenden Lage auszuſöhnen. Denn in dieſem Punkte bewährte ſich mein Vormund als guter Franzoſe; er drückte ein Auge zu und ließ mich meiner Wege gehen.

Das Verhältniß war nicht ganz ohne Gefahr, was eben Verhältniſſe dieſer Art in der Jugend nur noch pikanter macht. Ich will hier nicht zu viel verrathen; es gehört überdieß nicht zur Sache. Genug, die Gefahr war da, und kam gewöhnlich, in welcher Geſtalt es nun auch ſey, Abends nach Hauſe. Eine Begegnung mit ihr hätte immer unangenehme Folgen gehabt. Deßhalb war die Vorkehrung getroffen, daß, wenn die Gefahr zurück kam, ich nicht durch die Hausthür, wo ich immer auf bequeme Weiſe den Eingang offen fand, ſondern aus dem Gartenfenſter des traulichen Stübchens vermittelſt eines Weinlaubſpaliers meinen Ausgang nahm. Der Weg war nicht ganz bequem, aber das gehörte auch mit zum Reiz der Sache. Ich hatte ihn mehrmals gemacht, bisweilen nur aus Muthwillen. Aber zu einem ſolchen Abenteuer gehörte ein Freund, der am Gartenzaun Wache hielt und mir ein Zeichen gab, wenn die Gefahr in der nächtlichen Straße ſich näherte. Mein Kamerad hatte ſich zu dieſem Liebespoſten verſtanden, ſehr bereitwillig in der guten Jahreszeit, aber es war inzwiſchen Winter geworden, und er hatte mich ſchon mehrmals gefragt, ob denn mein Liebesfeuer nicht endlich abgekühlt ſey, ſeine Freundſchaft friere in den kalten Decembernächten dermaßen, daß er nicht dafür ſtehe, daß die lezte Flamme erlöſche und er einmal auf und davon gehe. Wir waren in einer Unterhandlung darüber begriffen, ob ich nicht wenigſtens die Zuſammenkünfte abkürzen könnte, als ſeine plötzliche Entfernung den ganzen Contrakt brach, und ich ohne Wachtpoſten mich auf meine eigene Vorſicht und mein gutes Gehör verlaſſen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortſetzung.)

Die Privatdocenten. — Städtiſches. — Gutin.

Man will die Privatdocenten in ihren bisherigen Rechten einſchränken, d. h. diejenigen, welche künftig als Privatdocenten an den Univerſitäten auftreten wollen. Die Sache hat Vieles für, noch mehr gegen ſich. Die Ueberzahl von Lehrern ohne Schüler- und Einkommen iſt ein Uebelſtand, aus dem ſogar manches Elend entſpringt, aber die Privatdocenten galten bisher als das Palladium des Fortſchritts an den Univerſitäten. Sie waren die Zuglöcher in der Mauer, durch welche freie Luft in den Zwinger der gefeſteten Gelahrtheit drang. Man mag erwidern, daß dieſe Zwinger ohnedieß nicht mehr Klöſter ſind, und die Weltluft auch ſo in die Studirſtuben der Gelehrten dringt. Aber hart iſt es doch, jüngere Gelehrte, die man einmal für fähig erklärt, reifere Jünglinge zu belehren, wieder unter die Controle älterer Profeſſoren zu ſtellen und nach vier Jahren vor ihren Schülern ihnen ſagen zu dürfen: Ihr könnt laufen, Ihr taugt nicht zu dem Zwecke. — Die Stadt will ein neues Waiſenhaus gründen. Dagegen erheben ſich Stimmen: ob Waiſenhäuſer überhaupt noch an der Zeit ſeyen, ob man nicht beſſer thue, die Waiſen auf dem Lande bei Familien unterzubringen, da ſie, ohne Familienerziehung, in der Regel verkümmern? Städtiſcherſeits wird geantwortet, dieß Unterbringen ſey nicht ſo leicht als man denke, und führe auch für die verlaſſenen Kinder manche Uebelſtände mit ſich. — Für eine populäre Leihbibliothek für Kinder, die unter

besonderer Aufsicht stünde, erheben sich dagegen sehr viele Stimmen. — Der französische Maler Gudin zeigt seine neuesten hier angefertigten Gemälde für Geld, ein Verfahren, welches in Paris gewöhnlich, hier ganz unbekannt ist; doch hat er die Einnahme dem Unterstützungsfonds für die hiesigen armen Künstler bestimmt. Die Sache erregt manche Bedenken. — Unsere Künstler sind in einer bittern Lage; die jüngeren haben bei den lezten Ausstellungen fast nichts abgesezt, auch die bekannteren Meister haben, bis auf wenige, wenig Bestellungen. Unter der vorigen Regierung war eine ziemlich beträchtliche Summe, man sagt 12,000 Thlr., ausgesezt zu jährlichen Ankäufen von einheimischen Malern. Gudin war als Seemaler unstreitig ein Mann von großem Talente. Neuerdings scheint er auf Bestellung seine Seestücke ellenweis zu liefern, und man rechnet ihm nach, daß er ein Seestück, für welches er sich 80 Friedrichsd'or zahlen läßt, bei einem Frühstück mit dem Kostenaufwand von zwei Thalern Farbe fertig macht. Aber seine Manier ist in der Mode, und was mehr, er selbst ist in der Mode, ein fashionabler Franzose, Gatte einer englischen vornehmen Dame, Ritter des Verdienstordens. Solchen Verdiensten fehlen die Kronen und Bestellungen nicht. Man ist bei solchem Namen mit hingeworfenen Farbenskizzen zufrieden. Daß dies unsere darbenden Maler verdrießt, wer verargt es ihnen? Indessen hat man doch seine Gabe angenommen.

(Schluß folgt.)

Leipzig, April.

(Fortsezung.)

Ueberschwemmung.

Endlich hat denn auch der Winter von uns Abschied genommen. Schwerlich möchte seit hundert Jahren ein solches Osterfest in deutschen Landen begangen worden seyn. Noch am Charfreitag hatten wir einen Kältegrad, wie ihn sonst kaum Weihnachten kennt. Die Sonne vermochte kaum in den Mittagsstunden ein geringes Thauen zu bewirken, Schnee fiel täglich, oft ununterbrochen, und häufig bei halbklarem Himmel. Noch am Ostersonntage weckte uns das seit acht Wochen nicht mehr verstummte Schellengeläut der Schlitten, und die Fenster zeigten noch immer ihre eisigen exotischen Pflanzenbildungen. Indeß, es war der lezte ernstliche Wintertag. Schon Mittags bildeten sich Bäche in der ellenhohen weißen Schneedecke, und wenige Tage reichten hin, die ungeheuern Massen gänzlich zu schmelzen. Heftige Regengüsse, die sich zu starkem Südwinde gesellten, führten leider ein neues Uebel herbei. Alle Flüsse und Bäche, selbst solche, die in der Regel gar nicht beachtet werden, schwollen mit reißender Schnelligkeit an, traten über ihre Ufer und verwandelten unsere Umgegend viele Stunden weit in ein brausendes Meer. Glücklicherweise liegt Leipzig so günstig, daß selbst die größten Ueberschwemmungen der Stadt selbst nicht sehr gefährlich werden können. Einige niedrig gelegene Straßen werden freilich überfluthet und waren es diesmal in ungewohnter Weise, allein Wassersnoth ist nicht wohl denkbar. Mehr leiden die an dem Elster- und Pleißeflusse tief gelegenen Dorfschaften. In diesen mag wohl Vieles von den Fluthen und Eisschollen vernichtet worden seyn, doch verdienen so geringfügige Schäden kaum einer Erwähnung neben den grauenvollen Verwüstungen, welche die Elbe diesmal durch die beispiellos hohe Fluth angerichtet hat, die seit Menschengedenken, wie man hört, die allergrößte gewesen ist. Mehrfach gehemmt wurde der Verkehr durch diese über alle Begriffe hohen Ueberschwemmungen, selbst die Leipzig-Dresdener Eisenbahn wurde an einer Stelle, wo sich bisher bei Eisgängen der Elbe noch nie Wasser gezeigt hat, in einer Ausdehnung von fast tausend Ellen mehr als ellenhoch überfluthet und mußte ihre Fahrten einstellen. Gleiches Schicksal hatten fast alle Poststraßen, so daß die Tausende zur Messe herbeieilender Fremden meilenweite Umwege machen mußten, um die tobenden Flüsse und Ströme wohlbehalten überschreiten zu können. Aller regelmäßige Postenlauf war gänzlich gestört, noch viel ärger als in den schlimmsten Tagen des Winters, und selbst jezt treffen Zeitungen und Briefe aus Süddeutschland und den Rheingegenden noch immer nicht regelmäßig ein. Die Messe wird davon viel zu leiden haben, da vom Auslande erwartete Waarentransporte kaum zur rechten Zeit hier werden anlangen können. Am meisten werden englische Waaren fehlen, da alle mit solchen befrachtete Schiffe im Eis der Elbe festlagen und bis zum Beginn der Messe auf keinen Fall in Masse hier ankommen können. Die große Störung, welche durch diese unvorhergesehenen Uebelstände in allem Handelsverkehr eingetreten ist und noch eintreten wird, haben denn auch verschiedene Stimmen laut werden lassen, die allen Ernstes den Beginn der Jubilatemesse auf einen bestimmten Tag festgestellt und sie nicht wie bisher von der Feier des Osterfestes abhängig gemacht wissen wollen. Sollte ein solcher, gewiß zweckmäßiger Vorschlag Beachtung finden, dann würde freilich zuvor noch manches Hinderniß zu beseitigen seyn und eine Regulirung aller Meßzeiten vorausgehen müssen. Unstreitig haben die diesmaligen außergewöhnlichen Hemmungen eine, wenn nicht öffentlich erklärte, doch gewiß stillschweigend genehmigte Verlängerung der gegenwärtigen Messe zur Folge.

(Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

München, 10. April.

Wir lasen in Nr. 74 dieses Blattes unter den „Korrespondenznachrichten" eine München betreffende Bemerkung, deren theilweise Richtigkeit mit Gegenwärtigem nicht in Abrede gestellt werden will; denn auch hier, gleichwie in andern größern Städten, gebricht es nicht an Veranlassungen zu der Klage über steigenden Kleiderluxus. Wenn jedoch, wie jener Artikel besagt, der Verfasser desselben die Quelle solchen in jüngerer Zeit hier auch bei der dienenden Klasse mehr wahrnehmbar werdenden Uebels in dem Umstande finden zu sollen meint, daß in dieser der fragliche Hang zur Schaustragung von der vornehmeren Klasse der Gesellschaft selbst genährt werde, so konnte er zu solchem Urtheile, in seiner Allgemeinheit, wie es ausgesprochen, wohl nur aus mangelnder Kenntniß der vielerlei Bemühungen gelangen, welche auch hierorts mannigfaltig von dem Bestreben im Kreise der höhern Stände Zeugniß geben, dem Weitergreifen jener verderblichen Sucht nach Kräften zu begegnen. Es fehlte hierin auch bisher nicht an zeitweiligen, lezterem Bestreben entsprechenden Aufmahnungen; und da, wie der Verfasser des erwähnten Artikels nicht unbemerkt läßt, jenem verderblichen Hange wohl zum Erfolgreichsten nur auf dem Felde der Erziehung zu steuern seyn möchte, so ist eben bei uns schon seit Längerem es für die Schulen und für die Gemeinden eine denselben sehr nahe gelegene Aufgabe, zur Förderung des fraglichen Zweckes durch Belehrung, sowie durch Belobung guten Beispiels vermittelst des Ertheilens von Sittenpreisen ꝛc. das Ihrige mitzuwirken.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 14.

Sonnabend, 26. April 1845.

[103] So eben versandten wir:

Gedichte

von

J. W. von Goethe.

Neue wohlfeile Ausgabe in Octav.

2 Theile.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[105] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Lieder der Sehnsucht

nach den Alpen

von

J. F. Pyrker.

8. Pracht-Velinpapier. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Die Freunde und Verehrer der Muse des Sängers der Tunisias und Rudolphias erhalten in dieser auf's Schönste ausgestatteten kleinen Liedersammlung eine gewiß höchst willkommene Spende. Sie enthält in 20 Gedichten, welche größtentheils wahre Lieder und zur Komposition trefflich geeignet sind, die Erinnerungen des Herrn Verfassers an die schönen Stunden, die er in den Alpen verlebte, namentlich geben sie ein so treues Bild der Gebirgswelt, daß jeder, der die friedliche Erhabenheit der Berge kennt, die Sehnsucht nach ihnen mit dem Dichter theilen muß. Die heiligen Freuden des Alpengängers, der sehnsüchtige Eindruck der Alpen-Auffahrt, das Liebeleben der Aelpler, das eigenthümliche Fest der Alpenheimfahrt; die lockende Gefahr der Alpenjagd, die großartigen Naturschauspiele des Sonnen-Auf- und Untergangs im Gebirge, der Mondbeleuchtung u. s. w. sind mit inniger Wärme und prunkloser, volksthümlicher Wahrheit geschildert.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das so eben im Formate der letzten Octav-Ausgabe fertig gewordene

Leben Schillers.

Verfaßt aus den

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt sich durch treuste Darstellung des Lebens unsres unsterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentischen Quellen, aus dem Nachlaß seiner Gattin, aus seinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen seiner Schwester und seines innigsten Freundes Körner kann der Leser versichert seyn in

diesem Buche das treuste Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutschland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden ist und es wohl immer bleiben wird.

Da sich dieses Buch in Format und Ausstattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anschließt, so dürfte es auch besonders den Besitzern derselben als würdiges Supplement willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Johannes von Müller's Weltgeschichte in Schillerformat.

[101] In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen:

Vier und zwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,

besonders der

europäischen Menschheit

von

Johannes von Müller.

Taschen-Ausgabe. 4 Bände.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neue Ausgabe eines unübertroffenen Geschichtswerkes ist aus dem Grunde veranstaltet worden, daß auch dem minder Bemittelten die Anschaffung eines Buches ermöglicht werde, welches allein schon dem Verfasser den Namen des „deutschen Tacitus" erworben haben würde, waren auch seine übrigen unsterblichen Werke nicht geschaffen worden.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, die Freunde der Werke Joh. von Müller's darauf aufmerksam zu machen, daß

die sämmtlichen Werke

von J. v. Müller,

Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Preis 12 fl. oder 7 Rthlr.

fortwährend durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[102] Die **sechste, verbesserte und vermehrte Auflage** von dem

Lehrbuch für Jäger

und für die, welche es werden wollen

von Dr. G. L. Hartig,

K. Preuß. Staatsrath und Ober-Landforstmeister ꝛc.

Herausgegeben von

Dr. Th. Hartig,

Forstrath und Professor.

2 Bände mit Holzschnitten und Tabellen.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

hat so eben die Presse verlassen.

In allen Zweigen der Naturkunde hat sich der Standpunkt der Wissenschaft wesentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieses Werks nöthig war. Das ganze desselben zerfällt in sechs Haupttheile:

Die Jagd-Kunstsprache, — die Naturgeschichte der Jagdthiere, — die Wildzucht, — der Wildschutz, — die Wildjagd, — und die Wildbenutzung.

Sechs Auflagen sprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieses Buches, und wir haben mit dieser Anzeige nicht die Aufgabe ein längst bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, sondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage desselben aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[106] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Die Psalmen

der Urschrift gemäß

metrisch übersetzt und erklärt

von

J. G. Vaihinger.

2 Bände.

gr. 8. geh. Preis 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr.

Die poetischen Schriften des alten Testaments, deren Uebersetzung und Erklärung der Herr Verfasser mit „Hiob" begann, finden in dieser Verdeutschung der Psalmen ihre würdige Fortsetzung. Sie zeichnet sich aus durch fließende Sprache wie durch erschöpfende Erklärung. Die Uebertragung ist dem Originaltext aufs genaueste angepaßt. Dieses Werk ist für das größere christlich gebildete Publikum ebenso wie für die Theologen bestimmt, und dient sowohl zur Erbauung als Belehrung.

Eine größere Einleitung gibt Aufschlüsse über das Wesen und Eigenthümlichkeit der hebräischen Poesie, ihre Entstehung und Ausbildung, über Rhythmus und Strophenbau, Entstehung und Abschluß des Psalters, geschichtliche Auffassung, theologische Auslegung und Werth der Psalmen.

Chronologische und Sach-Register erleichtern die Benützung dieses trefflichen Erbauungsbuches.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[107] **Zweite vermehrte Auflage von der gekrönten Preisschrift:**

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese Schrift ist der sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe gewidmet, welche der Verfasser als zweiter Vorstand der Versammlung mit Ueberreichung derselben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralstelle des großherzoglich badischen landwirthschaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Versammlung deutscher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen **Maximilian von Baden** ausgesetzten Preise von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabschnitte des Inhalts: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Spezillere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[98] In Unterzeichnetem erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die Zukunft

von

Deutschlands Wollerzeugung

und

Wollhandel.

Ein Buch für Landwirthe, Kameralisten und Kaufleute

von

J. G. Elsner.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Ein Mann, dessen Gründlichkeit und Klarheit in dem, was er über sein Lieblingsfach schreibt, bekannt ist, behandelt hier einen Gegenstand der National-Industrie, welcher unserm Vaterlande bisher goldene Früchte getragen. Er widerlegt siegend die Besorgniß, die man wegen seines Verlustes hegen könnte, und gibt zugleich eine vollständige Anweisung, wie Deutschland mit dem glücklichsten Erfolge jeder versuchten Konkurrenz von außen begegnen muß. Wir halten jedes Wort, was wir weiter zur Empfehlung des Buches beifügen könnten, für überflüssig, weil es sonst scheinen möchte, als bedürfe es derselben und werde sich nicht selbst empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[99] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Gedichte

von

Karl Egon Ebert.

Vollständige Ausgabe in drei Büchern

in dritter stark vermehrter Auflage.

8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Erstes Buch: **Natur und Liebe. Lieder. Sonette.**
Zweites Buch: **Kunst und Literatur.**
Drittes Buch: **Sage und Geschichte.**

In Karl Egon Ebert's Gedichten begrüßt uns die Muse, wie sie Einer seiner Landsleute und Dichtergenossen schildert, „die traute, keusche, wahre, fromme Muse," die einst friedlich durch Deutschlands Auen schritt, der Heimath Recht und Sitte vertrat, die Saat des Friedens beschwichtigend ausstreute, Paläste und Hütten als Botin einer schönern Flur heimsuchte, jedem Dinge den ächten und ungeschminkten Namen lieh, die noch einen Gott im Bilde seiner Schöpfung verehrte, und ihr schlichtes Lied noch für ein Gebet hielt. Dieser Muse wird ein unverwöhntes Ohr immer gerne lauschen, wenn sie in Liedern und Sonetten die Segnungen der Natur und das Tröpfchen Liebe preist, ohne welches

Leben nicht Leben wäre, für ächte Künstler und Dichter sich begeistert, den Spott sich nur da erlaubt, wo er hingehört, Sage und Geschichte in lichten, verständlichen Bildern spiegelt. Diese neue Sammlung bringt neben Vielem, das dem Publikum schon bekannt und werth ist, auch vieles Neue, das gewiß seine Zuneigung erwerben wird.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[97] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's Polytechnisches Journal.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Erstes Märzheft 1845.

Inhalt. Ueber die Construktion und geeigneten Dimensionen der Dampfkessel, von A. Murray. — Nagels Kreiselrad. Mit Abbild. — Bemerkungen über die Vortheile des durch William Wightmann im Jahr 1837 eingeführten Krahns mit beweglichem Schnabel, insbesondere in Anwendung auf Brücken- und Hafenbauten. Mit Abbild. — Ueber die Construktion und Anfertigung eines Dischings, welches mit sechs- und zehnfach gefüllten Zündhütchen geladen werden kann, von E. D. Schmidt und E. Martin. Mit Abbild. — Ueber das Härten der Federn und der andern aus Stahl angefertigten Gewehrtheile, von demselben. — Vorrichtungen zum Waschen oder Spülen der Baumwollstücke, so wie zum Passiren derselben durch die Indigoküpe. Mit Abbild. (Englische Spülmaschine [Rinsing machine]. Leese's Apparate zum Waschen der Stücke. Leese's Apparat zum Blaufärben der Stücke in der Indigoküpe.) — Neuer Apparat zum Waschen oder Spülen der Baumwollzeuge, so wie zum Passiren derselben in Chlor und Säuren, für Bleichen und Kattundruckereien. Mit Abbild. — Verbesserungen an Nachtlichtern, von B. M. Clarke, Lichterfabrikant zu London. Mit Abbild. — Jones' hängende Gaslampe. Mit Abbild. — Etwas über Lichtmessungen, von L. v. Malinowsky I. — Ueber den Einfluß des Lichts auf die chemischen Verbindungen, von R. Hunt. — Apparat zum Verbrennen des Schwefels bei der Schwefelsäurefabrikation, von W. J. Cootson. Mit Abbild. — Apparat zum Reinigen und Entfärben des Zuckers mittelst des luftleeren Raums, von J. Cooper. Mit Abbild. — Ueber die Elementarzusammensetzung der verschiedenen Holzarten, von E. Chevandier. — Ueber den Eisenhüttenbetrieb mit Torf zu Rausko in Böhmen, von Marian. — Ueber galvanoplastische Versilberung des Stahls, von Desbordeaux. — Ueber die Entwickelung der Münzfabrikation bis auf die neueste Zeit, von Klipfel. — Ueber die Einwirkung des Bleies auf destillirtes und Flußwasser, von R. Philipps. — Vorschriften zur Bereitung wasserdichter Steife für Hüte. — Ueber die falsche Behandlung des Staudüngers, namentlich den Gebrauch, ihn dem Regen auszusetzen, von John Davy. — Miscellen. Die neue allgemeine Gewerbe-Ordnung für die preußische Monarchie. — Blackwells und Norris' Verfahren, eiserne Nägel, Bolzen, Schrauben ꝛc. zu verkupfern. — Neues galvanisches Vergoldungs- und Versilberungs-Verfahren. — Neue Anwendung der Elektricität in der Chirurgie. — Kitt für Steingut, Porzellan ꝛc. — Bereitung von reinem Aeztali und Aeznatron nach Bizio. — Watterson's neues Verfahren, Talgseife oder Palmölseife zu fabriziren.

Zweites Märzheft.

Inhalt. Verbesserungen in der Construktion und Anordnung gewisser zum Betriebe atmosphärischer Eisenbahnen gehöriger Theile und Apparate, von J. Samuda und J. D'Aguilar Samuda, Civilingenieure zu Southwark. Mit Abbild. — Ueber Funkenfänger für Lokomotiven von Eduard Hänel. Mit Abbild. — Verbesserter Sutcliffe'scher Apparat zur Befestigung zu hebender schwerer Steine an das Zugtau, und dessen Anwendung beim Bau der Mains-Eisenbahnbrücke bei Frankfurt, von Dr. A. Poppe jun. Mit Abbild. — E. Heusingers verbesserter Tasticirtel mit Judicator, mitgetheilt von Dr. A. Poppe jun. Mit Abbild. — Apparat, um die Geschwindigkeit von Schiffen, sowie auch die Stromgeschwindigkeit von Flüssen mit Hülfe elektrischer Strömungen zu ermitteln, von Ed. Massey zu Elerkenwell. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Erwärmung und Ventilation von Zimmern und Gebäuden, von W. Walker jun., Ingenieur. Mit Abbild. — Ueber feuerfeste Waarenhäuser, von W. Fairbairn. Mit einer Abbild. — Ueber die Darstellung eines allgemein brauchbaren Deckgrundes für galvanische Vergoldungen und Versilberungen, von Dr. L. Elsner. — Ueber die Verkupferung des Eisens und Zinks ohne Anwendung von Cyankalium, von den HH. Dr. L. Elsner und D. Philipp. — Ueber das Verzinken des Eisens auf galvanischem Wege, von P. Louyet. — Ueber die neuesten Verbesserungen und Erfahrungen in der Fabrikation des Steinkohlengases zur Beleuchtung, von Dr. Ure. Mit Abbild. (Oefen für die Retorten, Condensatoren, Reinigungsapparate und Gasometer. Versuche mit verschiedenen Steinkohlenarten, hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit an Gas und dessen Leuchtkraft, von Joseph Hedley. Gasmesser, Gasregulatoren und Retorten. Erolls Reinigungsapparate und Retorten-Oefen.) — Ueber einen Apparat zur Kohlensäurebereitung für künstliche Säuerlinge ꝛc., von Hrn. Boissenet. Mit Abbild. — Ueber Brodbäckerei, von Dr. Ure. Mit Abbild. — Miscellen. Entschädigungsgesetz zur neuen allgemeinen Gewerbeordnung für die preußische Monarchie. — Hallette's Verbesserungen im atmosphärischen Eisenbahnsystem. — Verfahren, Feuervergoldung auf Eisen zu bringen. — Apparat zum Sieben der Steinkohlenasche. — Englische Patent-Gummi-Stopfen. — Copallak zum Ueberziehen papierner Etiquetts. — Die Seidenzucht im österreichischen Italien. — Ueber die Nothwendigkeit gesetzlicher Maßregeln zur Sicherung des Eigenthums an Original-Musterzeichnungen.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1—25ster Jahrgang oder Band 1 bis 24 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preiße von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index

zu Dr. Dingler's polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. April 1845.

Non nihil molesta haec sunt mihi; sed ostendere,
Me aegre pati, illi nolui; nam ita est homo.
Terentius.

Ich war ſchon Major.

(Fortſetzung.)

An einem bitterkalten Abend erſchreckte mich mitten im angenehmſten Geſpräch ein ſchrillendes Pfeifen. Es war ganz wie das Pfeifen meines Freundes; aber der war ja ſchon ſeit Wochen fort. Nach einer Weile wiederholte es ſich, kürzer, dringender. Ich ſprang auf; im ſelben Augenblicke hörte ich indeß auch ſchon die Hausthür knarren. Eine lezte Umarmung, das Fenſter flog auf, ich ſprang mehr, als ich kletterte, durch die kniſternden Blätter hinab, und wollte eben durch die lebendige Heck; buſchen, die mir an der Stelle immer bereitwillig ihre Arme aufthat, als ich eine zitternde Jammergeſtalt neben mir erblickte: in Escarpins, im dünnen Sommerrock, mit klappernden Zähnen, mein Wirth, Herr von Arconville, der den Mantel von ſeinen eigenen Schultern abgeriſſen hatte und mir, ehe ich es hindern konnte, umwarf. Er faßte mich am Arm; „nun raſch fort!“ flüſterte er; „es ſind dießmal ihrer noch mehr da.“

Wie das Abenteuer ausging, gehört nicht hieher. Es war eine Cantonnirungsliebſchaft, welche bekanntlich nach den Kriegsgeſetzen nicht über den Winter ausdauern. Tragiſche Kataſtrophen traten, zur Beruhigung meiner Zuhörer ſey es geſagt, bei der Löſung nicht ein, die auch weder für den einen noch für den andern Theil von ſchlimmen Folgen begleitet war. Die Luft in Frankreich iſt geſund und läßt weder die Krankheit der Eiferſucht noch der gebrochenen Herzen aufkommen. Vielleicht, ich will etwas aus der Schule ſchwatzen, that auch mein Wirth das Seinige, um die Löſung freundlich zu machen; er war der altfranzöſiſchen Anſicht, daß Liebesabenteuer zur Erziehung der Jugend gehören, daß aber auch hier ein gewiſſes Maaß nöthig ſey, daß alle excentriſchen Gefühle gefährlich ſeyen und man vor allem heftige Brüche, die zu öffentlichem Aergerniß Anlaß geben könnten, vermeiden müſſe.

Ob es das erſte, ob es auch das leztemal geweſen, daß Herr von Arconville Wache geſtanden, weiß ich nicht, denn über den Vorfall ſelbſt ſprachen wir eigentlich niemals mit direkten Worten. Ich will ſogar hoffen und habe Grund anzunehmen, daß es nur das einemal geweſen, wo einige Umſtände von beſonderer Gefährlichkeit eingetreten waren. Aber mir vorſtellen konnte ich, ja ich mußte es, daß er mir bei jedem dieſer verſtohlenen Beſuche als Aufpaſſer oder als Wächter nachfolge. Nun kann ich nicht verhehlen, daß mir durch dieſen Gedanken die Sache jezt einigermaßen verdrießlich wurde, wenn ich während der Unterhaltung oben ihn mir unten mit

Escarpins, mit untergeſchlagenen Armen und klappernden Zähnen dachte. Solche Beaufſichtigung ſtörte mich im Vergnügen, und ich will nicht verſchwören, daß der Umſtand nicht mit Anlaß zur endlichen Löſung wurde. Die Liebe verlangt Freiheit. Der Gedanke verſtimmte mich, daß ich unter vormundſchaftlicher Aufſicht gewiſſermaßen zu einem Liebesexercitium die Erlaubniß erhielt. Und man bedenke, ich war Major!

Und man bedenke auch, welches Uebergewicht dieſe Mitwiſſenſchaft und Autorſchaft auf's Neue meinem Wirthe über mich verlieh! O er war unerträglich! oder iſt das nicht unerträglich, wenn man auf Schritt und Tritt einen Begleiter hat, den man nicht von ſich weiſen kann, einen Begleiter, der zugleich unſer Mentor ſeyn will? Wenn er es auch auf die liebenswürdigſte, witzigſte Weiſe thut, wenn er auch unerſchöpflich in Wendungen iſt, zuletzt weiß man doch alles, man weiß im Voraus, was er vorbringen wird und worauf es hinaus ſoll. Mir war bisweilen zu Muthe, als ob ich ihn umarmen müßte, dann aber wieder kam mir die Luſt an, ihn die Treppe hinunter zu werfen.

Es war ein ſtrenger Winter, und in Frankreich! Der Schnee draußen lag hoch. Wir waren den größten Theil des Tages auf unſere Wohnung beſchränkt. Ländliche Arbeiten gab es nicht, Beſuche kamen wenig, von Lektüre ſchien Herr von Arconville nicht viel zu halten. Vermuthlich gehörte ſie zu den Jugendvergnügungen, die er abſolvirt hatte. Meine Liebſchaft war ſchon zu Ende; was war da zu thun? Er ſchnizte allerliebſte Figuren in Papier. Ich mußte es von ihm lernen, wie ein kleiner Schüler, Tagelang. In dieſem Fache war er ein ſehr pedantiſcher Lehrer, der mir zuweilen ſogar auf die Finger klopfte, wenn ich ſeinen Regeln nicht folgte. Und ich war doch Major! Dann lehrte er mich auch ſilhouettiren. Aber wen konnten wir ſilhouettiren? Die alte Margot mußte ſitzen. Ihr Geſicht brachte mich wirklich zur Verzweiflung, denn Wochenlang wurde es ausgeſchnitten, und wenn wir endlich mit dem Tagewerk fertig waren, ſchwebte es mir noch Nachts im Traume vor. Ich ſchnitt immerfort mit der Scheere in's Schwarze, weil ein Zug vergeſſen ſchien. — Herr von Arconville ließ es ſich nicht nehmen, er brachte mich jeden Abend zu Bett wie ein kleines Kind, und ich war doch Major! Er hatte große Furcht vor jedem Feuer, vor dem der excentriſchen Leidenſchaft wie vor dem, welches ein Haus anzünden kann. Deßhalb ließ er mir nie das Licht in der Kammer. Er ſtieg nicht eher hinunter, als bis er mich im Bette ſah und die Decke recht feſt in die Ecken eingeſtopft hatte, damit ich in der Nacht nicht friere. Es fehlte nur noch, daß er mir einen Kuß gab, indem er mir gute Nacht wünſchte.

(Schluß folgt.)

Villeggiatur in Baden.

(Fortſetzung.)

Die großartigen Spieler freilich, die verlieren in der Stille. So neulich einer von ihnen auf einmal 15,000 Franken, aber man ſah es ihm nicht an, als er darauf im Saale auf und ab ging, obgleich bedeutende Verluſte dem erwähnten vorausgegangen. Der nämliche Edelmann befand ſich auf jenem nördlichen Dampfſchiffe, das vor wenigen Jahren unterging, und rettete ſich an einer Planke. Ein Kind, ein, glaub' ich, ſechsjähriges Mädchen, klammerte ſich an ihn, ließ ihn nicht mehr los und wurde ſo durch ihn gerettet. Alle Angehörigen der Kleinen waren umgekommen, ihre Schickſale in den Wellen begraben. Keine Spur vom früheren Leben. So ſehr Waiſe war noch keine. Niemand fragte nach ihr, Niemand wußte von ihr. Sie verblieb ihrem Beſchützer und hängt mit ganzer Seele an ihm; er iſt ja ihr Einziges auf der Welt, Vater und Vaterland, Alles! Ein ſolches Verhältniß, auch wenn wir alle Herzenspietät von Seiten des Cavaliers annehmen, der ſich wirklich bisher nicht von der Kleinen trennte, kann in die Länge nicht ohne Hemmniſſe für ihn ſeyn. Er ſpielt leidenſchaftlich. Jüngſt ſaß er ſchon Nachmittags bei den bleichen Croupiers; da ſprang das Kind zu ihm herein und umſchlang ihn unſäglich zärtlich; man ſah, daß es ihm läſtig war in dieſem Moment. Ein Engel von Schönheit, und ſo verlaſſen in der Welt! muß uns da nicht Angſt ergreifen, daß dieſes Weſen dem Untergange geweiht ſey? Gott weiß, zu welchem Looſe es dem Fluthentode entriſſen wurde! Der Engel, welcher das Kind aus dem Meere trug, wird aber auch bei ſeiner Seele wachen.

Wir machten die Runde bei der Roulette und bei Rouge et Noir. Ich betrachtete nicht die Dukaten, ſondern die Schickſalsgeſichter. Spielende Frauen ſind abſcheulich. Die Spielerinnen vom Handwerke tragen ſehr viele Pretioſen, blitzende Ringe an allen Fingern, und in den Zügen prägt ſich meiſt ein gemeines Intereſſe, entſtellende Habgier aus. Wenn ich es nicht ſelbſt beobachtet, ich hätte es nicht geglaubt, daß die Eine ihr Kind für ſich aufſchreiben läßt, ein niedliches, kaum achtjähriges Mädchen, das mit dem Zettel in der Hand am Stuhle Pagendienſte thut und gleichſam auf dem Schooße der Mutter ihre Sünden buchſtabirt. Iſt das ſchauerliche Mutterliebe und empörende Naivetät des Leichtſinns oder Hohn? Einer Andern ſtand ich lange gegenüber, die etwas großartig Dämoniſches in ihrer Leidenſchaft hat. Sehr gepuzt, in Schwarz und grelles Roth gekleidet, faſt wie eine Höllenbraut, ſehr viel Schmuck, Juwelen an Bruſt und Hand — gleichſam die Livree des Satans — auffallend,

aber doch nicht gemein; ich weiß nicht alt oder jung; elfenbeinweiß, aber Spuren einstiger Schönheit in den verwüsteten Zügen. Die Stirne hat einen frappanten Bau, zwischen den Augen fehlt etwas; in der Mitte zeigt sich ein merkwürdiges Vorragen; das Organ der Idealität sey sehr ausgebildet, versicherte Sir Henry. An der linken Schläfe war das dunkle Haar etwas zurückgeschoben, wie in einer Bewegung der Verzweiflung. So saß sie da wie versteint, die ganze Welt für sie versunken, eine Verstorbene, Ruheloſe — ein Vampyr des Goldes! Man erkannte aber wohl aus der bleichen Form, in ihr hatten andere, höhere Leidenschaften geglüht, und nur um diese Flammen zu ersticken, in der lezten Qual, stürzte sich die Unglückliche in's Spiel. Später mag es freilich selbst zur Leidenschaft geworden seyn, zur einzigen, die wie ein Geist des Fluchs über all den Trümmern schwebt. Was muß die Frau gerungen haben, durch wie viele Tode gegangen seyn! Sir Henry sagt, sie sey Anfangs nicht so gewesen; er sehe sie nun schon mehrere Monate so spielen, aber ihm graue vor der Veränderung, die mehr und mehr in diesen Mienen vorgehe.

Eine dicke Dame, mit noch immer schönen lächelnden Augen, noch immer jugendlich gekleidet, nannte man als einstige Geliebte des Duca **. Hinter dem Stuhle dieser Spielerin stand ihre Tochter. Sie war ganz weiß; auch auf dem Rabenhaar ein weißer Florhut, ein Marmorgesicht, Madonnenaugen, große, mächtige; die Züge so edel, sanft, so traurig; erst neunzehn Jahre, doch scheint sie viel älter. Es ist eine solche Ruhe in ihr — des Schmerzes, der Entsagung. Man sieht, das Mädchen weiß nichts von Jugend, von Glück; früh ist ein Reif auf ihre Blüthen gefallen — sie ist enttäuscht. Noch an der Knospe fraß ein Wurm. Sie mag vielleicht von den Schwächen ihrer Mutter leiden, sie mit kindlichem Scharfblicke durchschaut haben. So wenigstens steht sie hinter ihr, richtend durch Ernst, und doch wieder unsäglich mitleidig. Sie ist älter als ihre Mutter. Später im Vorübergehen, während die Mutter noch immer spielte, sah ich das Mädchen mit einem schönen jungen Manne, der auch marmorweiß und schwarz war wie sie, so edel wie sie aussah, und wohl ihr Bruder hätte seyn können, es aber sicher nicht war, an einem einsamen Fenster, zu welchem der dunkle Nachthimmel hereinschaute. Im nächsten Salon saß eine wunderschöne junge Spanierin, wie eine Rose, ganz Blüthe, Anmuth, Grazie, ein herzerfreuendes Gesicht; daneben halb entschlummert der betagte Gemahl; vor ihr, beinahe auf den Knieen, im eifrigsten Gespräche zwei jugendliche Verehrer. — So könnte man Novelle um Novelle schreiben aus dem Conversationssaale, alle die tausend kleine Dramen, die täglich aufgeführt werden. Und alles das auf welchem Boden! Gleichsam über den Trümmern des Kollegiums von Loyola, aus welchem sich das vorige Gesellschaftshaus entpuppte, entstand diese Welt der Phantasmagorien. Nur aus Jesuitenstaub konnte so großartig Dämonisches entstehen, ein All von Ephemeren.

Trotz der heißen Atmosphäre von Leidenschaft, welche diese Säle durchwallt, macht man in andern Regionen doch häufiger Ernst. Dieser Tage hat sich ein Dienstmädchen in einem hiesigen Hôtel umgebracht. Sie traf beim Wasserschöpfen an der heißen Quelle gewöhnlich mit einer Dienerin aus dem Hause meiner Freundin zusammen. Kürzlich, das leztemal, wo sie sich begegneten, erzählte die Aermste von ihrem Geliebten, wie wacker er sey, wie sie sich heirathen wollten, schon jezt darauf sparten, und wie er an ihr hänge: „Der meint es treu! der verläßt mich nicht!“ — Während die beiden Mägde noch so zusammen sprachen, kam ein Nachbar und warnte jene vor ihrem Schatz, und sagte, er habe sich bereits ein anderes Mädchen ausgesucht, eine reiche, schmucke. Jene wurde zwar bleich, sagte aber: „Nein, da kenn' ich ihn besser, das ist nichts. O der thut so etwas nicht! Nein, nein, für den wollt' ich schwören!“ — Acht Tage darauf schnitt sie sich die Kehle ab, als ihr die Gewißheit seiner Untreue geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, April.

(Fortsetzung.)

Vorlesungen. — Literatenversammlung.

In Folge der vielfachen Zeitbewegungen gab es in dem vergangenen Winterhalbjahre mehr Vorlesungen für das große Publikum, als dieß in frühern Jahren der Fall war. Von den sechs Vorlesungen des Professors Dr. Biedermann „über Zeitfragen“ sprach ich schon. Sie wurden stark besucht, hielten sich aber in solcher Allgemeinheit und wurden von dem Vortragenden selbst durch das forcirte Streben, so bedeutende, inhaltschwere Fragen frei sprechend zu erledigen, so unerquicklich zerarbeitet, daß er den intelligenteren Theil seiner Zuhörer wenig befriedigen konnte. Ueberhaupt drängt der Wille, nach allen Seiten hin möglichst anregend und bewegend zu wirken, diesen strebenden Kopf neuerdings in zu viele einander entgegengesezte Bahnen, und es steht zu befürchten, daß Biedermann seinen durch tüchtige Thätigkeit und gesinnungsvolle Aussprache wohl erworbenen Ruf sich selbst schmälern wird, wenn er aus Eifer für den Fortschritt im Großen und Ganzen seine Kräfte zersplittert, und dadurch, daß er zu viel geben will, am Ende zu wenig gibt. — Diese große Menge sich drängender Vorlesungen, verbunden mit einer nicht minder bedeutenden Anzahl Conzerte, war Schuld, daß eine Reihenfolge von Vorlesungen des Literaten-

vereins, wie sie in den lezten beiden Jahren gehalten wurde, dießmal nicht zu Stande kam. Erst kurz vor Ostern arrangirte der Vorstand noch in aller Eile gleichsam mit Gewalt zwei Vorlesungen. Die bewegenden Fragen des Tages, der Jesuitismus und die communistischen und socialistischen Bestrebungen im In- und Auslande, mußten natürlich den Stoff liefern. Dr. Wuttke sprach über den erst genannten Gegenstand kräftig, belehrend und erschöpfend, so weit dieß in dem beschränkten Zeitraum von einer Stunde möglich ist. Robert Blum, der Held der Mittelklassen und seit seinem Ausfage: „die Wunder des heiligen Rockes," Mitreformator, bemächtigte sich des zweit genannten Themas. Es ging ihm aber damit noch schlimmer wie Biedermann. Denn wenn dieser ein Publikum vor sich hatte, das, wenig vertraut mit den zu besprechenden Gegenständen, im Ganzen schon durch eine oberflächliche Behandlung zufrieden gestellt werden konnte, so versammelte sich zu den Vorträgen des Literatenvereins die Creme der Gesellschaft, und einem solchen Zuhörerkreise ist schwer zu genügen. Auch zweifle ich, daß Blum tief genug in den Kern dieser Bewegungen eingedrungen ist, um im Wege einer Vorlesung sie geistreich und wahr behandeln zu können. Das Urtheil der Mehrzahl seiner Zuhörer sprach nicht dafür, und so war denn zum großen Theil der Zweck dieser Vorlesungen verfehlt, da auch der Ertrag derselben — er wird dem Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller überwiesen — wegen sehr geringen Besuches ein nur dürftiger war. — Von dem Literatenverein ist neuerdings nichts Wichtiges ausgegangen, doch ist noch im Laufe dieses Monats ein Schritt desselben zu gewärtigen, der für das gesammte Literatenthum in Deutschland von wichtigen Folgen seyn kann. Dieß ist die Abhaltung einer allgemeinen Schriftstellerversammlung. Die nöthigen Schritte, eine solche noch in der Messe oder am Schlusse derselben zu Stande zu bringen, sind gethan und die besten Aussichten zu zahlreichem Besuch vorhanden. Ueber die Resultate eines solchen gewiß anerkennungswerthen Versuches werde ich Ihnen später das Nähere mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Schluß.)

Religiöse Bewegungen. — Preßangelegenheiten.

Die religiösen Bewegungen nehmen ein immer bedeutenderes Interesse in Anspruch. Es sind nicht mehr die Katholiken allein, welche aus dem alten Formenzwang hinaus wollen; auch unter den Juden regt es sich nach einer Reform. Ich glaube, daß für die katholisch kirchliche Reform die Theilnahme in den Provinzen größer ist als in der Residenz, wo die mannigfachen industriellen und andern Strömungen des öffentlichen Lebens die Aufmerksamkeit abziehen. Dennoch wächst die kleine Gemeine mit jeder Woche, und scheint nur noch einen tüchtigen Redner und Prediger zugleich zu erwarten. Ronge und Czerski sind hier angekommen. Wir wollen ihnen und der Gemeine wünschen, daß sie nicht der Berliner Kritik begegnen, die auch die Kanzeln wie die Rednerstühle und Bretter zu schwierigen Stellungen macht. Ein Aufruf zu Beiträgen für die neue Gemeinde hatte hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wurde aber endlich als Aufforderung zugelassen. Ein feuriger Redner, der nicht den Verstand allein, sondern auch das Gemüth in Anspruch nimmt, thut der Sache hier, wenn sie Bestand haben soll, Noth. — Das neue Judenthum hat einen solchen in dem Dr. Stern gefunden, der, wenn auch nicht gerade ein Stern, wie ihn hier Jemand ansang, doch eine sehr bedeutende, wohlthuende Erscheinung für seine Stamm- und Glaubensgenossen geworden ist. Seine Reden athmen ein edles Feuer der Begeisterung, welches sich seinen Zuhörern mittheilte und auch viele Nichtjuden anzog. Die eine Rede über die Stellung des heutigen Judenthums zum Staate, oder eigentlich die Emancipationsfrage, wird wohl der Beistimmung aller seiner Glaubensgenossen sich erfreuen. Sein Streben, das Judenthum aus sich selbst heraus zu reformiren, daß es seine dunkeln talmudischen Satzungen abschüttle, ohne in den Indifferentismus oder die völlige Negation zu verfallen, ist aber schon unter den Altgläubigen auf heftigen Widerstand gestoßen. Dieß ließ sich erwarten; daß aber auch eine große Zahl der lauern Bekenner mit Eifer jezt der alten Satzungen sich annehmen, wollen Einige damit erklären, daß sie das ganze Judenthum, wie es ist, als ein morsches Gebäude ansehen, an dem man nicht mehr repariren müsse, weil es sonst zusammenfalle. Es sey besser, seine Unbequemlichkeiten und Widersprüche hinzunehmen und zu ertragen, bis es sich allgemach auflöse. Dennoch ist in diesem Augenblick eine Commission zusammen getreten, um die Glaubensnormen eines reformirten Judenthums zu entwerfen. Viele sind aus dem politischen Grunde dem entgegen, weil dieser Zwiespalt die Kraft des Judenthums dem Staate gegenüber im Augenblick schwäche, wo es um gleiche Rechte mit den christlichen Mitbürgern einkomme. Was aus dem Versuche werden wird, steht dahin, jedenfalls sind Sterns neue Reden für die ganze zukünftige Stellung des Judenthums in den Staaten christlicher Gesittung von großer Bedeutung. Sie werden binnen Kurzem im Druck erscheinen.

Von den politischen Regungen und Bewegungen zum Schluß eines Berichts über so Vieles zu sprechen, ist nicht der Ort. Nach der schön schillernden Seifenblase, die uns eine Verfassung dicht über unsern Häuptern zeigte, um, nicht gerade zu zerplatzen, aber doch zu verschwinden, sind wieder dunkle Wolkenschichten von vielen Seiten her am Horizont aufgezogen. Mysteriös und schauerlich klingen die Nachrichten aus Schlesien; es ist aber mehr als Gerücht, daß ein angesehener Fabrikherr von da als Gefangener in die Hausvogtei hier gebracht ist. Den gefürchteten Inquisitor Dambach, einen Freund des verstorbenen Hrn. v. Tschoppe, findet er wenigstens hier nicht mehr als Richter, da derselbe jenem Freunde in das Jenseits nachgefolgt ist. Noch Wunderbareres verlautet aus dem Großherzogthum Posen. Aus Königsberg erschreckt uns ein grauenvoller Criminalfall und betrübt uns die Nachricht, daß gegen den Dr. Jacoby eine zweite Untersuchung im Werke ist. Auch gegen den Verfasser von Schrift und Geist ist ein Verfahren eröffnet, und der Paulus-Schellingsche Streit ist in ein neues Stadium getreten, indem der Instruktionssenat des Kammergerichts, als zweite Instanz, den Kriminaldirektor Hitzig zu sechswöchentlicher Festungsstrafe wegen der beleidigenden Aeußerungen gegen das Stadtgerichtskriminalgericht, als ersten Richter in jenem berühmten Streite, verurtheilt hat. Wenn man den Motiven dieser und ähnlicher Prozesse nachgeht, möchte man sich freilich die traurige Frage stellen, ob wir wirklich schon zu einer wahren Preßfreiheit reif sind? Wo die wahre Reife des Verständnisses für das freie Wort und Urtheil da ist, muß der Injurienprozeß für öffentliche Urtheile, die keine Persönlichkeit berühren, von selbst wegfallen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. April 1845.

These oracles are hardily attain'd,
And hardly understood.

Shakespeare.

Villeggiatur in Baden.

(Fortſetzung.)

III.

„Darf ich Ihnen vorſchlagen, Sie in die lezte „Séance" der Somnambule zu führen? Sie müſſen ſich aber ſchnell entſchließen, wir haben nur noch ein paar Minuten," ſo ſagte Sir Henry, indem er auf die Uhr ſah. „Die Behörden haben dem Doktor Laurent ſeine öffentlichen Vorſtellungen verboten und heute gibt er noch eine in der Stille vor ſeiner Abreiſe." — Ich nahm Hut und Tuch, und bald ſtanden wir am Converſationshauſe. Dieſe Salons am Tage kamen mir vor wie ein Theater bei der Probe. Die Spielbanken, welche Tag und Nacht nicht ruhen, all der unheimliche Goldglanz in der Dämmerung, in Nebengemächern die Whiſttiſche — mir war ernſtlich, als wandelten wir durch den Hades, und beinahe fürchtete ich mich vor den Geſellſchaftsfiguren, welche ihr Scheinleben lieber in ſolch künſtlicher Dunkelheit dinſchleppen, als draußen ſich in der Sonne, im Grünen freuen. Die goldenen Räume hatten ſich in Höhlen verwandelt.

Ziemlich geheimnißvoll wurde die Thüre vom Blumenſaale geöffnet. Man denke ſich dieſe bunte, heiterſte Halle, welche dem Traume einer Peri gleicht, dieſe Halle, wo faſt jeden Abend getanzt wird, durch welche noch verlorene Balllänge wie Schmetterlinge huſchen. Unter ſolcher Scenerie ſollte der Schleier vom Allerheiligſten der Seele ſich lüften. An der Schwelle brach ſich profaner Lärm aus den Geſellſchaftszimmern, und in unſerer Mitte verhallte cadenzartig das periodiſche Exerzierwort von den Spielbanken. Das Publikum beſtand aus Franzoſen, Engländern, Ruſſen namentlich, kurz meiſt Ausländern; es ſchien ein ſehr gewähltes oder doch wenigſtens vornehmes, war alſo auch verhältnißmäßig klein. Gerade unter dem Orcheſter hatte man das Parket erhöht zu der Darſtellung, welche eben begann. Als wir eintraten, ſaß Mademoiſelle Prudence, ſchwarz gekleidet, das Corſage theatraliſch mit blauen Bändern geſchnürt, mit weißer Chemiſette, friſirten Haaren, Locken, auf einem gewöhnlichen Seſſel — nicht einmal Armſtuhl — ziemlich ſteif, die Hände im Schooß. Monſieur Laurent, ein kugelrunder Menſch mit weißem Geſicht, ſonſt aber ſchwarz wie engliſches Pflaſter, ſtand daneben; weiter zurück ein eleganter Jokey — die Somnambule hat auch einen Jokey — wie mir ſchien ein Mulattenknabe. Das Ganze erinnert an eine Jahrmarktbude im höhern Style. Der Doktor ſelbſt, welcher ſich trotz ſeinem Umfange behend um die Achſe ſchwingt, ſieht einem faſhionabeln Quackſalber gleich. Er kommt mir wie eine Art Vampyr vor, der alle Kräfte der Somnambule aufgeſaugt hat und fett von ihr geworden iſt. Sie iſt fein und wohlgeſtaltet, eher groß als klein; ſchwarze

Brauen und Haare, eine unbedeutende, eben nicht unangenehme Phyſiognomie voll Leiden und Anſtrengung, aber auch ſeeliſchem Leben. Vielleicht wären ohne lezteres die Züge häßlich. Sie drücken Ermattung aus, Gutmüthiges, doch viel Mühſeligkeit, nichts Losgerungenes, Verklärtes; ein geiſtiges Laſtthier — mitleidswerther Anblick!

Man war mit den widrigen Kartenſtücken beſchäftigt, welche nicht einmal immer glückten. Die Karten, welche ſie errathen ſollte, ſteckte man hinter ihrem Kamm in den Zopf. Sie antwortete mit einer ſchläfrig weinerlichen Stimme, wie ein eigenſinniges Kind, das nicht gehorchen will. Die Arme wird aus den höhern Seelenkreiſen in dieſes unwürdige Treiben gezerrt, das ihr eine Qual ſeyn muß. Wie empörend, die Pſyche ſo mißbraucht zu ſehen, karrenſchiebend wie bei einer Hundekomödie! Eine dreſſirte Somnambule! Das Mädchen, vom Lande glaub' ich, ſoll Dienerin beim Doktor geweſen und erkrankt ſeyn. Er kam auf die Idee, den Magnetismus anzuwenden, und ſtellte die Kranke damit ſcheinbar wieder her, ihren Körper vermuthlich noch mehr zerrüttend. Ich kam mit allen Vorurtheilen. Das Mißtrauen gegen den Arzt blieb; er iſt zweifelsohne ein Charlatan und miſcht ſein Handwerk ein ſo viel er kann. Das Phänomen ſelbſt läßt ſich aber doch nicht läugnen, nicht ganz verunſtalten, wie ein Affe, der an einem koſtbaren Mechanismus rüttelt, ihn zwar verwirren, aber nicht zerſtören kann. Es waltet ſo wenig Betrug als möglich, trotz dem guten Willen, trotz dem geſchickten Ungeſchick des Darſtellers. Prudence iſt in der Hauptſache keine Lügnerin, wenn ſie es auch ſeyn wollte; aber ſie iſt nicht einmal Schauſpielerin. Man muß nur ſehen, wie kindiſch plump und unartig ſie ſich zuweilen im Schlafe geberdet, wenn ſie ſich über die Stirne oder in die Haare fährt, wie ſie alle Appretur, alles Publikum vergißt, trotz ihren langen glatten Locken. Das Beſchränkte, das in ihren Zügen liegt, ſcheint ſich mir auch in den Begrenzungen des innern Schauens auszuſprechen. Gewiß kein günſtiger Organismus: die Seele mag, abgeſehen von Verdunklung durch habſüchtige Mißgriffe, nicht gehörige Helle durch die ſtumpfern Werkzeuge ſtrömen laſſen.

Wenn Täuſchung waltete, würde alles beſſer gelingen, die Somnambule nicht ſo oft ſtocken oder mangelhaft rathen. Gerade im minder Staunenswürdigen liegt eine Bürgſchaft mehr für die Wahrheit. Der Charakter des Phänomens iſt Geheimniß, und hier ſoll es auf Kommando aus der heiligen Stille auf den Markt treten. Daher das Unſichere, Widerſtrebende ſolcher Schlafwachen im Vergleich mit der Vergeiſtigung anderer Hellſeherinnen. Hier iſt alles Zwang, vor dem ſich die innere Pythia ſträubt, und ſo dient mir zur Beſtätigung, was Andern Zweifel erregt; denn wie könnte die ſchauende Seele feile Dienerin der Gewinnſucht ſeyn? Manches einzelne Mißlingen, däucht mir, erklärt ſich auch durch die Individualität deſſen, der die Probe wagt. Leute, die keinen Willen haben, Naturen, die eigentlich keine ſind, zerfahrene Perſönlichkeiten, welche nicht wiſſen, was ſie verlangen — wie können die auf eine andere Seele wirken! Sie vermögen ſich ja nicht einmal auf etwas recht zu fixiren.

Ich bemerkte es deutlich im Laufe der heutigen Sitzung, wenn ein tüchtiger, ein wirklicher Menſch kam; der reagirte immer, während die Dummköpfe foppend und ſelbſt gefoppt nicht ſelten unter ſchallendem Gelächter abzogen. Tiefere Forſchung bemerkte man wohl eigentlich nirgends bei den Zuhörern; es war meiſt ein rohes Gaffen, hie und da ahnungsvolle Neugier. Es iſt wunderlich für den Deutſchen, die Naivetät zu betrachten, mit welcher das Ausland Erfahrungen als neue, folgenſchwere Entdeckungen begrüßt, welche die deutſche Wiſſenſchaft ſeit Jahrzehnten hinter ſich hat. Frankreich und England ſtaunen gegenwärtig den Magnetismus wie eine Welt von Verheißungen an, wie ein Amerika, als das er ſich in dieſem Sinne unſern Gelehrten längſt nicht bewährt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Ich war ſchon Major.

(Schluß.)

Jeden Morgen, wenn ich erwachte, ſaß Arconville ſchon auf dem Armſtuhl unfern vom Bette und wärmte ſeine Beine am Kamin, wo entweder Margot oder er ſelbſt Feuer angemacht hatte. Dieſes Wärmen hatte auch ſein Eigenthümliches. Meines Erachtens hätte er ſich am beſten gewärmt, wenn er einen Pelz oder Mantel über den Leib gezogen; dieß war aber gegen ſeine Etikette. Er ging Winter und Sommer in derſelben leichten Tracht von cidevant, und zog es vor, am hell praſſelnden Kaminfeuer ſich etwas Wärme einzuſammeln. Seine Manipulationen dabei verriethen ein eigenes Studium und eine lange Erfahrung. Damit die ſeidenen Strümpfe, die er von früh Morgens an anlegte, nicht verſengten, gürtete er um die Beine Schienen von Pappe, und nun röſtete er ſyſtematiſch ein Bein um das andere und umſchichtig Wade und Schienbein, indem dabei ein Schenkel auf dem andern ruhte.

Im Anfang machte es mir Spaß, die ungemeine Fertigkeit und den großen Ernſt anzuſehen, mit dem er das Werk betrieb, wie er fechtermäßig das Bein ausſtreckte, die Flamme parirte, es zurückzog, dann die Wade, den Fuß, die Zehen befühlte, drückte, ob alles in Ordnung ſey, dann das Bein ſchwenkte, um die gehörige Blutcirkulation hervorzubringen, und wenn alles gelungen ſchien, das andere Bein vorhob, um dieſelben Operationen zu wiederholen. Die Wiederholungen indeß erregten meinen

Verdruß. Warum war ich dazu beſtimmt, dieſen gymnaſtiſch-orthopädiſch-ſanitätiſchen Proceduren zuzuſehen! Ich ſagte es ihm unverholen, aber ſelbſt mein Schimpfen kümmerte ihn nicht. Er meinte, junge Leute ſollten nie eine Gelegenheit ungenuzt vorübergehen laſſen, wo ſie etwas lernen könnten; was ich in der Jugend nicht brauche, könne mir im Alter von Vortheil ſeyn. Und daran knüpfte er weiſe Bemerkungen, wie gut es für die Jugend ſey, früh aufzuſtehen. Die Bettwärme verweichliche den Körper, wogegen eine gehörig geregelte Motion, eben wie er ſie mache, die Glieder ſtähle. Ich aber zog es vor, recht lange im Bett liegen zu bleiben, ihm zum Troz. Auch war es in der Regel ſo kalt in der Kammer, daß nur ein Mann, der ſo mit dem Feuer umzugehen verſtand, ſich darin behaglich fühlen konnte. — Es war ein böſer Winter. Wie wuchs meine Sehnſucht nach dem Vaterlande und ſeinen warmen Oefen!

Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Die Geſchicke auf dem Welttheater ließen ſich auch in Frankreich, auch mit Napoleoniſcher Polizei nicht mehr verbergen. Der Patriotismus der Franzoſen, des Landes ſelbſt, wurde gegen die Alliirten aufgerufen. Nur Franzoſen konnten noch für Frankreich fechten. Was ſollte man mit uns machen? Zu trauen war uns nicht. Man hätte uns entweder umbringen müſſen oder noch länger unnöthig ernähren. Beides paßte nicht in die Politik des Tages, und man zog es vor, uns den Laufpaß, aber nicht mehr halbe Löhnung zu geben. Es ward uns angekündigt, daß wir uns auf beſtimmten Reiſerouten auf und davon machen und ein neues oder altes Vaterland ſuchen ſollten, denn ein Königreich Weſtphalen gab es nicht mehr.

Ein Hallo der Freude, ein in die Arme werfen der Kameraden, ein Ausbruch von excentriſcher Luſt, den gewiß mein Herr von Arconville nicht billigen konnte. Und er hätte Recht gehabt, denn es trat auf den Rauſch der gewöhnliche Jammer ein, der von den Katzen ſeinen Namen hat; es war ein ſehr nahe liegender, moraliſch zehrender. Womit die Rückreiſe antreten, da uns die franzöſiſche Regierung natürlicherweiſe keinen Centimen gab? Sie wollte uns nur los ſeyn.

Halb freudig, halb traurig kehrte ich in meine Wohnung zurück. Herr von Arconville wußte ſchon von Allem. — „Sie wollen uns verlaſſen, Herr Major?“ ſprach er ſo ruhig, als hätte er nach meinem Appetit gefragt. — „Gott ſey Dank!“ rief ich, mich in den Armſtuhl werfend. — „Wann werden Sie reiſen?“ — „Lieber heut als morgen.“ — „Wir müſſen doch zuerſt abrechnen!“ — Mein Mund ging unwillkührlich auf, aber ich brachte keinen Laut vor. Wie! war der Mann mit meinem halben Sold noch nicht zufrieden! Verlangte er noch —

Er zog mich in ſeine Arbeitsſtube vor den offenen Schreibtiſch. Er rechnete und rechnete, endlich war er fertig. So und ſo viel hundert Francs hatte er von meinem Sold bezogen, dazu 3 Francs und 17 Sous Spielgewinnſt; es gingen davon ab ſo und ſo viel Francs Spielverluſt, ſo und ſo viel Sous für ſo und ſo viel demi-tasses Kaffee, Näpfe mit ris au lait, Cigarren u. ſ. w. im Caſino für mich ausgelegt; blieben Reſt einige hundert Francs und mehrere Sous, die er in ſchönen neuen Napoleonsd'or, in einigen Frankenſtücken und unförmlichen meſſingenen Sousſtücken aus der Revolutionszeit mir auf den Tiſch zählte.

„Belieben Sie nachzurechnen, Herr Major, ob alles richtig iſt. Dann erbitte ich mir Ihre Quittung.“ — Mein Mund ging noch viel weiter auf, aber ich brachte auch jezt keinen Laut vor, denn er legte ſeine Hand auf meine Schulter. — „Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Herr Major, aber Sie denken doch nicht, daß ich ein Gaſtwirth bin, der für Speiſung und Quartier Bezahlung nimmt?“ — „Aber —“ — „Ich nahm Ihr Geld an mich, damit Sie es nicht, wie die andern jungen Sanſewinde, vergeudeten; aber noch mehr darum, damit Sie das Caſino nicht ſo oft beſuchen ſollten. Ihre Kameraden führten da ſehr freie Redensarten beim Weine, und ſie waren von Spionen der Regierung umgeben. Die ſo plözlich verſchwanden, wurden darum forttransportirt, und ich hatte nicht Luſt, auch meinen jungen Freund, den ich ſo gern erziehen wollte, auf dieſe Weiſe mit fortgenommen und ihn Gott weiß von wem ſonſt erzogen zu ſehen, der es nicht verſteht. Denn die Education iſt nun einmal mein Steckenpferd.“

So ſprach er es denn geradezu aus, und ich war doch Major! Wenn der ruſſiſche Feldzug den Menſchen nicht erzieht —!

„Haben Sie noch etwas einzuwenden?“ — Sollte ich die Miene eines ſtrengen Militärs annehmen, ſollte ich dem alten Manne um den Hals fallen? — „Ja, Herr von Arconville, Ihre und meine Intereſſen —“ — „Richtig,“ fiel er mir in's Wort, „das iſt hübſch, daß Sie auch an die Intereſſen denken; meine Erziehung hat gefruchtet. Aber ich kann ſie Ihnen nicht geben. Ich konnte bei dieſen unſichern Zeiten die Einſchüſſe nicht mit Sicherheit unterbringen, darum ließ ich ſie baar bei mir liegen. Es thut mir in der Seele leid, wenn ein Kapital, was es auch ſey, ungenuzt liegt, ſchon aus Erziehungsgrundſäzen. Eine Jugend, die ihre koſtbarſte Zeit verderbt, eine ſchöne Frau, die keinen Liebhaber hat, das ſind alles ungenuzte Kapitale. Es iſt ſchlimm, daß es oft paſſirt, aber wer ändert es? Ich kann Ihnen keine Zinſen geben, Herr Major.“

Jezt fiel ich ihm um den Hals. Die Großmuth des wackern Mannes war aber noch nicht zu Ende. Er hatte ſchon vorher ausgerechnet, daß ich mit dem erſparten Halbſold nicht bequem bis in meine Heimath

kommen würde, und drang mir noch ein Anlehen von einigen hundert Franes auf, das er schon in einem Paket bereit gelegt hatte. Ich sträubte mich vergebens.

„Welche Sicherheit kann ich Ihnen geben? Nicht einmal die meines Lebens, denn ich bleibe Soldat." — „Was schiert mich Ihre Sicherheit! Wenn Sie im Kriege erschossen werden, desto besser; ich bin Franzos und Sie sind von nun an unser Feind. Aber Zinsen verlange ich. Erschrecken Sie nicht: 6 Procent. Es ist Krieg, das Geld ist theuer. Nicht unter 6 Procent, Herr Major." — Ich gab ihm die Verschreibung auf 6 Procent. „Das ist ein gut angelegtes Kapital," sagte er, das Papier in ein Schubfach verschließend.

Ich habe dem Ehrenmanne redlich das Darleben zurückgezahlt, aber erst nach sechs Jahren, also mit 36 Procent. Möchten alle Wucherer seyn wie er.

Brauche ich zu sagen, daß der Abschied mir schwer wurde? Ob ich von ihm gut erzogen bin, lasse ich dahin gestellt, aber er war ein exemplarischer Erzieher. Fünf Monate ertrug er die Unart, den Spott, Hohn, die offenbare Verachtung seines Zöglings, ohne eine Miene zu verziehen, ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, ohne in seiner Liebe zu wanken, um — eines guten Einfalls willen.

Das theure Vaterland! Ich war ihm wieder gegeben. Aber was half mir meine Erziehung? Ich mußte wieder von vorne anfangen. Ich trat bei Preußen als Fahnrich ein, wie ich ausgetreten war, freilich um am nächsten Tage zum Lieutenant zu avanciren. Aber ich war doch schon Major!

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, April.

(Fortsetzung.)

T h e a t e r.

Die Leistungen unserer Bühne zu kritisiren, gehört gerade nicht zu meinen Liebhabereien, indeß kann ich sie doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, da jeder Monat bei uns Neues bringt und unter diesem, wenn nicht Vortreffliches, doch immerhin Interessantes auf die Bretter kommt. Ich müßte großen Raum beanspruchen, wollte ich aller Stücke gedenken, die in den letzten vier bis fünf Wochen auf hiesigem Theater gegeben worden sind, darum erwähne ich bloß das ganz Neue und unter diesem auch wieder nur dasjenige, was entweder Beachtung verdient oder sie erheischt. Hier nun muß ich zuerst das Intriguenlustspiel von H. Laube: „Rococo, oder die alten Herren," nennen. Das Stück ist nicht mehr neu, man kann es aber dafür nehmen, da es bis jetzt nur an wenigen Orten gegeben wurde. Laube bearbeitet mit besonderer Vorliebe französische Stoffe. Das ritterliche Element, das allem Französischen eigenthümlich ist, spricht ihn vorzugsweise an und sagt seiner Behandlungsweise zu. Ueberdieß ist ihm die neufranzösische Dramatik, wie sie Scribe ausgebildet, überaus werth. Er zieht sie offen jeder andern vor und erklärt sie, wenn nicht für die vortrefflichste, doch unbedingt für die zeitgemäßeste. Darin mag er Recht haben, obschon ich persönlich mich nicht damit befreunden kann. Alles Theaterwesen ist mir sogar, seit diese französische Manier zur Mode geworden, ein wenig zuwider, weil dieselbe aller dramatischen Poesie rettungslos den Garaus macht. Indeß das sind Ansichten, und über Ansichten zu streiten ist hier nicht der Ort. Um nun auf „Rococo" zurückzukommen, so gestehe ich gern, daß Laube ein ungemein interessantes, spannendes und geistreiches Stück geliefert hat, dessen sich Scribe nicht zu schämen brauchte. Es ist ihm außerdem gelungen, die liebenswürdige Frivolität der alten Herren aus der Zeit Ludwigs XV., die allen moralischen Haltes entbehrte und sich nur durch kecktes Intriguiren und sogenanntes ritterliches Vornehmthun noch über Wasser hielt, in eben so geistvollen als wahren Zügen darzustellen. Seine Figuren sind in dieser Hinsicht fast musterhaft zu nennen. Das ist aber auch Alles, was sich eigentlich zum Lobe des Stücks sagen läßt. Denn wollte man sich die Mühe geben, die Intrigue selbst zu zergliedern, so würde man auf eine solche Menge von Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten stoßen, daß mit deren Beseitigung das Stück in sich selbst zerfiele. Vielleicht heißt dieß die Dinge allzu genau betrachten, allein man wird unwiderstehlich dazu aufgefordert, wenn man diese gewitzigten, verderbten, geistgewandten, nie verlegenen Franzosen vor sich sieht und zugleich bemerkt, wie sie vor allem Witz nicht zur Besinnung kommen können. So ist mir z. B. während der Vorstellung der sehr nahe liegende Gedanke gekommen, daß das Stück vollkommen undenkbar sey, wenn der Marquis von Brissac den höchst einfachen Einfall gehabt habe, seine Liebesbriefe aus der lockern Zeit der Jugend frischweg zu verbrennen. In Deutschland ist jeder Schneiderlehrling so gescheidt, um später nicht einmal compromittirt zu werden. Dieser von Grund aus verdorbene Franzose schleppt aber ein ganzes langes Leben hindurch ein halbes Hundert solcher papiernen Seufzer mit sich herum, verschließt sie in einen Schrank, so daß sie bei dessen Eröffnung Jedem in die Augen fallen müssen, und läßt sie sich von dem dummsten aller Diener auf die dummste Weise entwenden. Psychologisch ist dies total unmöglich, weil der verlebte Marquis keinen vernünftigen Grund zu Aufbewahrung dieser Korrespondenz hat; der Dichter aber braucht die Briefe, denn an die Entwendung knüpft sich die ganze das Stück bildende Intrigue, und so muß denn der Franzose im Anfang kolossal dumm seyn, um späterhin höchst geistreich werden zu können. Kann der Zuschauer über diese wunde Stelle hinwegsehen, so wird er dem Dichter volle Anerkennung zu Theil werden lassen. Unser Publikum war dieser Meinung und nahm die Darstellung mit ungetheiltem Beifall auf. Diese war aber auch bis in die kleinsten Details vortrefflich. Hr. Marr, zu dessen Benefiz das Stück gegeben wurde, hatte nicht allein seine sehr umfangreiche Rolle (Marquis von Brissac) vollkommen in seiner Gewalt und stellte den alten lockern Herrn, galanten Sünder und ritterlichen Hofmann meisterhaft dar, es war ihm auch durch rastloses Bemühen gelungen, ein Zusammenspiel zu bewirken, das die Pointen des Stücks glänzend hervorhob und die Zuschauer bis zum letzten Moment in der gewünschtesten Spannung erhielt. Alle Mitwirkenden waren ihren Rollen gewachsen. Am Schlusse ward der Dichter einstimmig gerufen, während der Aufführung mehrere von den Darstellern. Bis jetzt ist das Stück vier- bis fünfmal bei immer gut besetztem Hause gegeben worden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. April 1845.

— Welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Goethe.

Gedichte von Lebrecht Dreves.

Lieder der Liebe.

1.

Die du ſchliefſt in guter Ruh'
Lang in meines Buſens Haft,
Warum willſt erwachen du,
Ungeſtüme Leidenſchaft?
Warum ſoll ich noch einmal
Dieſen heißen Kampf beſtehn?
Nein, laß dieſen Kelch der Qual
Still an mir vorübergeh'n.

Oder ſollte (nein, o nein!
Glauben kann ich's nimmermehr)
Endlich hochbegnadigt ſeyn
Dieſes Herz, ſo kummerſchwer?
War's ein lebensreicher Trank,
Was ich nannte „Kelch der Qual,"
Dann, o Liebe, habe Dank,
Habe Dank viel tauſend mal!

Ja, wär' Alles wirklich wahr,
Was ich noch nicht glauben kann,
Einen heil'gen Hochaltar
Baut' ich dir, o Liebe, dann,
Sang' im höchſten Jubelton
Meiner neuen Sulamith,
Als ein neuer Salomon,
Ein unſterblich hohes Lied.

Liebe, Königin der Welt,
Sieh' mich flehn hier noch einmal,
Gleich der Blume auf dem Feld
Bei des Tages erſtem Strahl:
Was du gibſt, o gib es ganz,
Laß mich ganz im Schatten ſtehn,
Oder ganz in deinem Glanz
Wonneſelig untergehn."

2.

Einen Brief auf blauem Grund
Seh' ich dir im Aug' ſich ſpiegeln,
Sprich, wird einſt dein rother Mund
Seinen Inhalt mir beſiegeln?

Sprich, o ſprich, hat an mein Herz
Liebe dieſen Brief geſchrieben,
Oder hat ein loſer Scherz
Nur ſein Spiel mit mir getrieben?

O vergib die Zweifel mir!
Lieb' iſt gar ein neckiſch Weſen,
Und gar traurig iſt's, wenn wir
Ihre Briefe falſch geleſen.

Liebe gleicht den Hügelreih'n,
Die wir fern am Himmel ſehen;
Wer ſagt gleich, ob's Berge ſey'n
Oder Wolken, die verwehen?

Liebe gleicht der Blumenpracht
In des Mädchens Haar gewunden;
Ob ſie wahr, ob nachgemacht,
Wer hat's gleich herausgefunden?

Drum vergib, o Liebe, mir,
Wenn ich noch zu zweifeln wage,
Wenn ich bangend ſteh' vor dir
Und noch einmal alſo frage:

Einen Brief auf blauem Grund
Seh' ich dir im Aug' ſich ſpiegeln,
Sprich, wird einſt dein rother Mund
Seinen Inhalt mir beſiegeln?

3.

Geſtern Morgen ſtand ich, ſüßes Mädchen,
In der Kirche, hinter einer Säule,
Hörte andachtsvoll die Meſſe leſen,
Ueber meinem Haupte hing das Bildniß
Eines Heil'gen, den ich arger Ketzer
Nicht einmal zu nennen wußt' mit Namen.
Dennoch flehte ich zu ihm inbrünſtig:
„Lieber, unbekannter Heil'ger, ſchaffe,
Daß mein ſüßes Mädchen jetzt erſcheine."
Sieh', da that ſich auf die Kirchenpforte
Und du trateſt ein ſo wunderbarlich
Hold und ſchön, wie ich dich nie geſehen.
Wie du ſo an mir vorüberſchwebteſt,
Meinen Arm mit deinem Kleide ſtreifend,
Doch mich ſelbſt vor Andacht nicht gewahrend,
Sieh, da warfſt du mir, was ich bis dahin
Nur in Träumen ſchaute, ganz ein Bildniß
Frommer Unſchuld, ganz verklärter Liebe.
Aber als du nun, geſenkten Blickes,
Niederkniete ſt, betend aus dem Büchlein,
Das umſpannten deine weißen Hände,
Ja, als ich mir dachte, wie du etwa
Eines armen Ketzers arme Seele
Mit einſchlöſſeſt in dein ſtilles Beten,
Sieh, da fing's auf einmal an zu ſingen
Hell und rein in meinem trunknen Herzen:
„Ehre ſey Gott in der Höh!" und tauſend
Engel huben an zu muſiciren,
Von den Wänden ſtiegen plötzlich alle
Heiligen und riefen „Halleluja!"
„Halleluja" ſcholl's und hoch und höher
Huben ſich des Kirchleins Pfeiler, das nun
Schnell zu einem prächt'gen Dome wurde,
Ueber den, als ſterngeſchmückte Kuppel,
Wölbte ſich der ganze, weite Himmel.
Aber hell durch all den ſel'gen Jubel,
Hell durch alle tauſend Engelchöre
Hört' ich deine weiche Stimme beten,
Sah' ich knieen dich am Hochaltare,
Mit dem Himmelsglanz im blauen Auge,
Mit dem Büchlein in den weißen Händen,
Und im ſel'gen Wahnſinn rief ich: „dieſe
Iſt die heil'ge Jungfrau, iſt Maria!"
Doch, zur Strafe meiner ſünd'gen Worte,
Nahm ein alter Heil'ger mich beim Arme,
Schob unſanft zur Thür hinaus mich. Draußen
Sah ein kalter, grauer Himmel nieder
Auf die winterliche Erde; dennoch
War mir's im Gemüthe wie ein warmer
Langerſehnter, ſonnenheller Maitag.

4.

Hoch über'm Walde ziehen die Wetter,
Ziehen nach Süden die Vögelein ſchon,
Liebchen, wie balde fallen die Blätter,
Liebchen, wie balde iſt Alles entfloh'n!

Kaum hat die Blüthe des Mai's ſich erſchloſſen,
Kaum ſich geſtaltet die Roſe im Mai,
Kaum in's Gemüthe ſich Liebe ergoſſen,
Fallen die Blätter und — Alles vorbei!

Leiden und Lieben und Wonne und Plage,
Alles ein kurzer entſchwindender Traum;
Was iſt geblieben am Ende der Tage?
Liebchen, wir ſeufzen und wiſſen es kaum.

Doch wo die Roſe verhaucht ihre Düfte,
Blüht eine and're im kommenden Jahr;
Einſt über'm Mooſe unſerer Grüfte
Küßt ſich ein neues, ein liebendes Paar.

Villeggiatur in Baden.

(Fortſetzung.)

Die heutige Sitzung war merkwürdig für die Geſchichte des Magnetismus wie für die Charakteriſtik der Franzoſen. Es bezeichnet ſie ganz, wie ſie in dieſem Gebiete der Seelenkunde verfahren. Ihnen geht es damit wie einem Kinde, das ungeſchickt mit einem koſtbaren Inſtrumente ſpielt. Ihre Auffaſſung iſt ſo oberflächlich, ein Kunſtſtück von Aeußerlichkeit, ſo praktiſch

unpraktiſch als nur möglich. „La transmission de la penseé!“ — das iſt alles, was der menſchliche Geiſtes-hochmuth von einem Wunder gewinnen konnte, das ſo demüthig machen ſollte. Auch Monſieur Laurent experimentirt auf dieſe Filtrirmaſchine. Sie meinen, der fremde Gedanke ſchatte ſich auf dem Gehirne der Kranken ab, ſie begreifen nicht, daß ſie ihn kennt, weil ſie hellſieht, ſchauend, wiſſend iſt; ſie verwechſeln Mittel und Zweck, oder Eine Wirkung mit aller Urſache.

Die Sache geſtaltete ſich wie eine Art Geſellſchaftsſpiel. Eine Dame berührte mit einem Diamant heimlich den Sonnenſchirm. Das Mädchen fand, als man ihn in ihre Hand gab, die Stelle gleich und deutete darauf. Ein Herr ſezte ſich neben die Somnambule und begehrte bei ſich, ſie ſollte die Augen öffnen. Sie bekam Beängſtigungen; bald brach qualvolles Zucken aus; ſie beſchwerte ſich beſonders über Schmerzen in den Augen und äußerte nach langem Kampfe endlich, er verlange, ſie ſolle etwas thun, was ſie aber nicht thun könne. Ueberraſcht geſtand er, daß er ſie in der That mit dem Gedanken habe verſuchen wollen, „die Augen aufzuſchlagen.“ Darauf traten Einige der Reihe nach vor, welche die Hand der Patientin faßten und ſie langſam auf der Tribüne hin und her führten. Der Erſte forderte in der Stille, Prudence ſolle den Niagara ſehen. Wenigſtens ſprach ſie, freilich ſehr verworren, von Waſſer und Schaum. Ein Anderer wollte, daß ſie auf Eis gehe. Sie ſagte aber, ihr brennen die Füße, wobei Laurent bemerkte, alle Somnambülen, die ihm vorgekommen, verwechſeln die Senſation von Eis und Feuer.

Ich lege Gewicht darauf, daß Sir Henry, der Medizin ſtudirt hat, auch Verſuche machte. Wäre der ganze Saal voll Agenten des Betrugs geweſen, von meinem Begleiter konnte ich Wahrheit erwarten wie von mir ſelbſt. Er ſagte mir vorher, er bilde ſich ein, Prudence ſolle auf Schlangen gehen. Nach einigen Schritten zeigte ſich ſchon Grauen, aber ſolches, das ſich mit Ekel miſcht. Sie machte gerade eine Bewegung, wie ich ſie mir zutraue, wenn ich unvermuthet Schlangen gewahrte. „Schwarze, garſtige Thiere,“ beſchrieb ſie auf vieles Dringen, „die kriechen.“ — Auch einen Luftballon ſah ſie, nach Sir Henrys Vorſtellung: „etwas Weißes, aber kein Vogel, hoch oben in der Luft.“

Zulezt kamen die „Poses“ — alſo ganz Schauſpiel — welche das Publikum am meiſten anſprachen. Die Aufgaben gingen wieder von den Zuſchauern ohne Unterſchied aus. Laurent dachte mit ganzer Seele an ein Kunſtwerk und durchdrang die Somnambule ſo damit, daß es ganz in ſie überging, ſie ſich mit demſelben identifizirte und es unwillkührlich darſtellen mußte. Er ſah ſie durchdringend, gebietend an, und vergegenwärtigte ſich dabei die antike knieende Statue, welche man ihm leiſe angegeben hatte. Noch ſaß Prudence ſteif, ſchläfrig, faſt einfältig auf ihrem Stuhle. Nach und nach entwickelten ſich Convulſionen, ſchrecklicher Kampf erſchütterte die Unglückliche, und trotz allem eigenen Widerſtande, einer fremden Macht gehorchend, wie durch Zauber fortgeriſſen, zog es die Kranke auf's Knie. Und da war's plözlich ein freierer geiſtiger Ausdruck, der ſie beſeelte; etwas Fremdes, Künſtleriſches, Eingebung, ein Geiſt, der ſich in das Gefäß ergoß. Wie das ſo allmählig kam, zuerſt ſich die Form bildete, und man dann den Geiſt — ordentlich gleich einem Guſſe — belebend über das Material ſich breiten ſah, einem Strom, einem Lichtſchein ähnlich!

Zu den heimlichen Beſtellungen gehörte auch Canova's Magdalena. Ich kenne dieſe Statue der Galerie Leuchtenberg genau, die Stellung ſchwebte mir vor, aber das ganz Hingegoſſene, Weiche ward mir doch erſt ganz erinnerlich, als ich Prudence ſah. Niobe folgte, wie ſie eines der Kinder retten will. Ein anweſender Bildhauer gab eine Amorſtatue auf, die er ſelbſt gearbeitet. Unſere Somnambule ließ ſich auf ein Knie nieder und ſtreckte den Arm aus wie zum Bogenſpannen. Stets gingen die Krämpfe voraus, das ſichtliche Ringen, in die fremde Idee einzugehen, das eigene Seyn aufzugeben — doppelt ſchreckliche Knechtſchaft, wo die Seele, wie im Schlafwachen, unabhängiger wirkt, die Seele, deren Element Freiheit iſt!

Eine hohe Dame hatte den Befehl geflüſtert: „Jeanne d'Arc, de la princesse Marie.“ Prudence erhob ſich langſam, ſtand feierlich vor ihrem Sitze und kreuzte die Arme über der Bruſt. Ein Cavalier aus der Geſellſchaft improviſirte einen glücklichen Vorſchlag: „L'archange Michel terrassant Satan.“ — Aus chaotiſchen Zuckungen rang ſich ein erhabener Anblick: die eine Hand zum Himmel, der andere Arm gegen die Tiefe, ſo ſtand ſie da, ganz als Richter, als Sieger, der Ausdruck über alle Beſchreibung vollendet, nicht nur in der ganzen Geſtalt, im Geſichte, im Blicke; am Arme, am drohenden Finger jede Muskel angeſpannt. Alles war von dieſem Gemälde ergriffen, überwältigt. Die größte dramatiſche Künſtlerin könnte das kaum erreichen, nicht ſo von innen, nicht ſo durch und durch davon beſeelt. Wie muß ſolche Wirkung erſt bei einer alltäglich, beſchränkt ausſehenden Perſon überraſchen, welche in ihren Bewegungen eckig, faſt linkiſch iſt, als geringe Magd aufgewachſen! Man verſicherte mir, in der Darſtellung von Gerards heiliger Thereſe ſey die Somnambule hinreißend geweſen, beſonders im Augenblick wo ſie hinſank und das Angeſicht immer mehr den verklärten Ausdruck annahm.

„Mon enfant, veux-tu être éveillée?“ fragte Monſieur Laurent. Er macht einige Gegenſtriche, ſie ſchlägt die Augen auf, matt und dumpf, und ſchleicht davon.

Der Lakai geht von Stuhl zu Stuhl und bietet eine Broschüre aus, von welcher der Doktor versichert, in so und so viel Stunden könne Jeder Jede magnetisiren nach dieser Anleitung. „Essayez, Messieurs!“ sezte Lezterer hinzu. „Cela appartient à Prudence: elle vous le donne à ....“ — ich weiß nicht mehr wie viel Franken. An der Saalthüre begegnete mir das arme Mädchen noch einmal. Ich redete sie an. Es lag etwas sehr Gewöhnliches in ihrem Wort und Wesen. Die geheimen Sitzungen im Hause, welche zur Berathung über Kranke oder sonst für Wißbegierige dienen, und besonders von reichen Russen besucht werden, bringen dem Magnetiseur viel Gold.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, April.

(Schluß.)

Theater. — Museum. — Schomburgk.

Große Erwartungen hatte durch Zeitungslob „Ein deutscher Krieger“ von Bauernfeld erregt, und als die erste Aufführung angekündigt ward, strömte das theaterſüchtige Publikum in Masse dem Schauspielhause zu. Es ging leider sehr unbefriedigt von dannen, da es an diesem politischen Zuckertant für große Kinder keinerlei Gefallen finden konnte. Daß übrigens das Stück mit Bauernfeldschem Geschick, leicht, aber doch gefällig zugeschnitten ist, sey gern zugestanden. — Außer diesen beiden deutschen Dramen gefiel eine französische Uebersezung: „Mariette und Jeanneton, oder die Heirath vor der Trommel.“ — Von der Oper muß ich diesmal schweigen, da ich die vorgekommenen Neuigkeiten nicht gehört habe. Ich hoffe das etwa Versäumte in einem spätern Schreiben gelegentlich nachzuholen.

Bei der lezten Generalversammlung der Aktionäre des Museums, das nun etwas über ein Jahr bestanden hat, ergaben sich im Allgemeinen recht erfreuliche Resultate. Die Ausgaben überschritten nicht die erste Jahreseinnahme, obwohl für literarische Hilfsmittel und Anschaffung nothwendiger Utensilien eine bedeutende Summe verausgabt worden war. Es ergab sich sogar noch ein kleiner Ueberschuß. Obwohl nun für das zweite Jahr die Zahl der Jahresabonnenten nicht so groß ist wie im ersten Jahre, so läßt sich doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit durch vermehrten Einzelbesuch annehmen, daß sich die Einnahmen vergrößern und mit den Ausgaben sich wenigstens immer auf gleicher Höhe erhalten werden. Eine Verlegung des Instituts aus dem jezigen etwas beschränkten Lokale in ein sehr geräumiges, den Zwecken desselben vollkommen entsprechendes wird in jeder Hinsicht zu vermehrtem Besuch beitragen. Diese Verlegung wird zu künftigem Michaelis erfolgen.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich noch eines interessanten Fremden Erwähnung thun, der vor Kurzem einige Tage bei uns verweilte. Es war dieß der berühmte Reisende Schomburgk, welchen die Königin Victoria für die Verdienste, die er sich bei Regulirung der Grenzen von Guiana erworben, in den Baronenstand erhoben hat. Schomburgk erhielt in Leipzig seine erste Bildung, und besuchte seinen alten Vater, der in der Nähe der Stadt lebt. Die naturforschende Gesellschaft veranstaltete dem verdienstvollen Naturforscher zu Ehren ein solennes Festmahl, bei dem die größte Heiterkeit herrschte, die namentlich durch das Auftreten eines jungen Indianers, Begleiters Schomburgks, sehr erhöht wurde, der in Folge eines ihm ausgebrachten Toastes sich veranlaßt fand, in der Sprache seines Landes den europäischen Gelehrten dankend zu antworten. Sie sehen, daß die Kultur riesenhafte Fortschritte macht und sich nicht bloß auf den Teufel und seine verehrliche Sippschaft erstreckt, sondern sogar auf die wildesten Völkerstämme, von denen der Goethesche Mephistopheles noch keine Ahnung hatte.

Von den neuesten literarischen Erscheinungen einige Worte in meinem nächsten Briefe. Es liegen einige nicht uninteressante Bücher vor, von denen das eine oder andere wohl hie und da Aufsehen erregen dürfte. Vielleicht bringt die Messe, die uns wenigstens einen dickleibigen Katalog nicht vorenthalten wird, noch mehr des Guten, freilich eine Seltenheit in unserer Zeit, wo man nur noch gewohnt ist, nach dem Nüzlichen zu fragen und dieses zu schäzen.

Berichtigung.

München, 15. April.

Ohne die wohlmeinende Absicht des Vereins, wovon die Korrespondenznachricht Nr. 75 Seite 299 dieses Blattes das Nähere berichtet, im Mindesten zu mißkennen, und, gleich dem Berichterstatter, auch nach Gebühr werthschäzend, was wir in den Beziehungen, deren jene Mittheilung erwähnt, Gutes und Dankenswerthes von der vorigen Regierung übernommen; scheint es uns, um falschen Folgerungen aus der Fassung, in welcher das dorten über Richtung und Zweck dieses von dem Könige genehmigten, und seitdem unter dem Protektorate des Kronprinzen stehenden Vereins Gesagte niedergeschrieben, vorhinein zu begegnen, nicht überflüssig zu seyn, hier als Ergänzung jenes Gesagten zu bemerken, daß die fragliche Richtung, jene nämlich „auf Gemeinnüzigkeit und Volksaufklärung,“ gleichwie schon in der Zeit, welche den mit laufendem Jahre sich erfüllenden zwei Jahrzehnten jüngst vorangegangen, so auch seither fortan und in gesteigertem Maaße die Aufgabe gewesen, welche der gegenwärtige König von Bayern den für die Förderung der bezeichneten Zwecke bestimmten Organen vorgezeigt hat. Derselbe schuf hiefür zu den längst bestehenden, wohl eingerichteten deutschen Schulen, namentlich die in Bayern vorher nicht gekannten polytechnischen und Gewerbsschulen, und vermehrte und erweiterte die landwirthschaftlichen Lehranstalten. Auch sind hieher mit vollem Fuge die Anordnungen der für Verbreitung der technischen und agricolen Kenntnisse so wirksamen industriellen und landwirthschaftlichen Ausstellungen zu zählen, und dessen, was dazu mittelbar der Zollverein, Deutschlands segenreiche Schöpfung, beigetragen und beiträgt, dessen möchte es hier wohl einer besondern weitern Erörterung nicht bedürfen. Die Früchte von all' dem, von der königlichen Fürsorge Gepflegten, sind nicht ausgeblieben.

Wir gewahren in Bayern auf den bezeichneten Gebieten einen Aufschwung, der die gehegten Erwartungen bereits hinter sich läßt; und es hat dieses (beispielsweise bemerkt) erst unlängst in den Preis-Zuerkennungen bei der jüngsten industriellen Ausstellung in Berlin neuerlich seine theilweise Gewähr gefunden.

Beilage: Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neununddreissigster Jahrgang.

1845.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von Lebrecht Dreves. 106.
Verse von Justinus Kerner. 108.
Fata Morgana. Von E. Niendorf. 117.
Gedichte von Eduard Ziehen. 126.
Gott und Welt. Von C. Ullmann. 129.

Räthsel.

Die Perrücke. 110. — Die Verboten. 121.

Erzählungen.

St. Martins Nachtwache. Von W. v. Chézy. 107—117.
Die Perlen der Fee. Von A. v. Sternberg. 150.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Savoyarden in Paris. 104—107.
Villeggiatur in Baden. Von E. v. Niendorf. 104. 105.
Eine Bitte für ein kleines Lied. 104.
Deutsche Schriftstellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. 109. 110. 111. 112. 113. — 118. 119. 120.
Mein Zusammentreffen mit Peter Anton Font aus Edin. Von E. v. Houwald. 114. 115.
Musikalische Charakteristiken. 116. 117. 118. 119. — 124. 125. 126. 127.
Die Anzeigen in den Times. 120. 121.
Die altrömischen Volksbelustigungen. Von W. E. Weber. 121. 122. 123. 124. — 127. 128. 129. 150.
Gruppen aus der Gesellschaft. Von E. von Sternberg. 125. 126.
Die Londoner Straßen. 128.

Korrespondenz.

Paris. 104. 105. 106. — 111. 112. 113. — 124. 125. 126. — Frankfurt a. M. 106. 107. 108. 109. 110. — Prag. 108. 109. 110. — Wien. 114. 115. 116. 117. 118. — Berlin. 115. 116. 117. 118. 119. — Aus Schlesien. 120. 121. — Köln. 122. 125. — Baden-Baden. 125. 126. — Dresden. 127. 128. — Elberfeld. 129. 150.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Armenwesen. 1) Die öffentliche Armenpflege. Von dem Herrn von Gerando. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. F. J. Buß.

Nro. 46.

Länder- und Völkerkunde. Die protestantischen Missionen in Indien mit besonderer Rücksicht auf Bengalen. Von J. J. Weinbrecht, Missionär. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. — Armenwesen. 2) Der Pauperismus, nach seinem Wesen, Ursprunge, Folgen und Heilmitteln von Dr. Wohlfahrt. — 3) Andeutungen über die Noth der arbeitenden Classen und über die Aufgabe der Vereine zum Wohle derselben. Von L. Buhl.

Nro. 47.

Geschichte. 1) Geschichte der Eroberung von Mexiko mit einer einleitenden Uebersicht des mexikanischen Zustandes und dem Leben des Cortez von William H. Prescott. Aus dem Englischen. — 2) Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10ten und 11ten Jahrhundert von K. H. Hermes.

Nro. 48.

Geschichte. 2) Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer ꝛc. (Schluß.) — Reisehandbuch. Der Begleiter auf dem Weser-Dampfschiffe von Münden nach Bremen. Von Dr. Ludwig Bocko.

Nro. 49.

Länder- und Völkerkunde. Resultate der in den Jahren 1816—1819 ausgeführten Vermessung Livlands, von W. Struve. — Naturphilosophie. Studien über die Anarchie und Hierarchie des Wissens. Mit besonderer Beziehung auf die Medicin. Von Dr. J. Malfatti von Monteregio. — Taschenbuch. Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1845. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von Albert Knapp.

Nro. 50.

Geschichte. Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil. Von Dr. Albert von Muchar. — Neugriechische Dichtkunst. Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind.

Nro. 51.

Naturkunde. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

Nro. 52.

Naturkunde. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung ꝛc. (Fortsetzung.)

Nro. 53.

Novellen. Studien von Adalbert Stifter. — Naturkunde. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung ꝛc. (Schluß.)

Nro. 54.

Werk über Italien. Italien. Von Georg v. Martens.

Nro. 55.

Novellen. Flämisches Stillleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen von Melchior Diepenbrock. — Polizeiwissenschaft. Das Wesen der Polizei, zu näherer Feststellung ihres Begriffs und des Grundes und Umfangs ihrer Wirksamkeit ꝛc. von Dr. L. Funke.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Zur Biographie des Benvenuto Cellini. — Cornelius in München im März 1845. (Schluß.) — Akademien und Vereine.

Nro. 36.

Geschichte der Kunst in Deutschland. 1) Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung. Herausgegeben von dem Architekten Ch. Wilh. Schmidt. — Zur Biographie des Benvenuto

Cellini. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Kölner Dombau. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 87.

Zur Erklärung griechischer Vasenbilder. Von A. Feuerbach. (Fortsetzung zu Nr. 87 v. J.) — Geschichte der Kunst in Deutschland. (Schluß.) 2) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Herausgegeben von Dr. L. Puttrich. 5) Die Doppelkapelle im Schlosse zu Landsberg bei Halle an der Saale. Ein Denkmal der Baukunst des 12. Jahrhunderts. Dargestellt von A. Stapel. 4) Kunstdenkmäler in Deutschland von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage. Bearbeitet von Dr. E. Freiherrn v. Bibra, Dr. Geffert, Dr. Lucanus, J. Mayer, Th. Sändermahler u. A. — Malerei.

Nro. 58.

Die Wiedertäufer von E. Schorn. — Plastik. — Medaillenkunde. — Alterthümer.

Nro. 59.

Zur Literatur der alten Künstlergeschichte. Lettre à M. Schorn. Supplément au catalogue des Artistes de l'antiquité Grecque et Romaine par M. Raoul-Rochette. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 40.

Ueber drei Hautreliefs in der Galerie moderne des kurfürstlich hessischen Museums. — Zur Literatur der alten Künstlergeschichte. Lettre à M. Schorn. Supplément au catalogue des Artistes de l'antiquité Grecque et Romaine par M. Raoul-Rochette. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kunstgeschichte. — Bilderwerke.

Nro. 41.

Nekrolog. L. Leybold. — Ueber drei Hautreliefs in der Galerie moderne des kurfürstlich hessischen Museums. (Fortsetzung.) — Bilderwerke. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Literatur.

Nro. 42.

Die Gemäldesammlung der Philostrate und einige andere Arbeiten von M. v. Schwind in Karlsruhe. — Ueber drei Hautreliefs in der Galerie moderne des kurfürstlich hessischen Museums. (Schluß.) — Nekrolog. — Persönliches. — Ausstellungen.

Nro. 43.

Das Goethedenkmal von Schwanthaler zu Frankfurt a. M. — Ausstellungen. — Versteigerung. — Akademien und Vereine.

---

[100] **Unentbehrliches Handbuch für die Besucher Roms.**

In Unterzeichnetem erschien so eben:

Beschreibung Roms.

Ein Auszug

aus der

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner und **Ludwig Urlichs.**

Mit einem lithographirten Plane der Stadt.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Vorstehender Auszug aus dem großen Werke der Beschreibung der Stadt Rom ist zunächst bestimmt, auch dem nicht gelehrten Kreise von Lesern als Führer in der ewigen Stadt zu dienen, und zur Betrachtung derselben eine erschöpfende Anleitung zu geben.

---

[108] So eben versandten wir an alle Buchhandlungen:

Römische Topographie

in Leipzig.

Ein Anhang zur

Beschreibung der Stadt Rom

von

L. Urlichs.

gr. 8. geh. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die Angriffe des Herrn Professor Becker in Leipzig gegen die Beschreibung von Rom werden in dieser Schrift beleuchtet, und der Mangel an Gründlichkeit seiner Kritik nachgewiesen. Es bildet diese Schrift aber keineswegs eine reine Controverse, sondern gibt auch dem Alterthumsforscher neue Aufschlüsse über die ewige Stadt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[110]

Pyrker's sämmtliche Werke.

So eben erschienen in unterzeichnetem Verlage:

Johann Ladislav Pyrker's

sämmtliche Werke.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Taschenausgabe. 3 Bände.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Die unausgesetzte Theilnahme, die fortwährend sich steigernde Verbreitung, welche die Schriften Pyrker's, des einzigen Epikers unserer Zeit finden, sind ein erfreulicher Beleg dafür, daß das wahrhaft Schöne und Edle seine Würdigung zu allen Zeiten findet. Pyrker's Harfe, die „nur Erhabenem tönte" wird überall gerne vernommen, ob der Streit der Meinungen auch noch so laut tobe, die Lieder des hohen Sängers werden siegreich emporsteigen über die Mißtöne der Zeit, und die Gemüther, die mit den Zerwürfnissen des Tages, mit den Plackereien des Parteigeistes sich unfruchtbar abgemüht, wieder mit dem Ruhme der Vergangenheit erfüllen, oder zu dem Sternenhimmel des Glaubens hinaufheben.

Der erste Band enthält das Heldengedicht: **Tunisias.**

Der zweite das Heldengedicht: **Rudolph von Habsburg.**

Der dritte: **die Perlen der heiligen Vorzeit.**

Um den Ankauf für Lehranstalten zu erleichtern, sind wir bereit bei 25 und mehr Exemplaren den Preis auf 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr. zu ermäßigen, wenn diese Zahl auf einmal genommen wird.

Johannes von Müller's Weltgeschichte in Schillerformat.

[101] In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen:

Vier und zwanzig Bücher

Allgemeiner Geschichten,

besonders der

europäischen Menschheit

von

Johannes von Müller.

Taschen-Ausgabe. 4 Bände.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neue Ausgabe eines unübertroffenen Geschichtswerkes ist aus dem Grunde veranstaltet worden, daß auch dem minder Bemittelten die Anschaffung eines Buches ermöglicht werde, welches allein schon dem Verfasser den Namen des „deutschen Tacitus" erworben haben würde, waren auch seine übrigen unsterblichen Werke nicht geschaffen worden.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, die Freunde der Werke Joh. von Müller's darauf aufmerksam zu machen, daß

die sämmtlichen Werke

von J. v. Müller,

Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Preis 12 fl. oder 7 Rthlr.

fortwährend durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. Mai 1845.

— Des Lebens wahrer Sohn,
Dich weiht's als Kind in ſeine Räthſel ſchen.
Nicht Spannen Erde nennſt du Vaterland,
Die Scholl' iſt nicht des Menſchen Heimathſtand.

Anaſt. Grün.

Die Savoyarden in Paris.

„Schade, daß die Savoyarden nicht reich ſind, oder vielmehr, es wäre ſchade, wenn ſie es wären, denn ich kenne kein freundlicheres Volk. Wenn es eine Stadt gibt, wo man alle Freuden eines angenehmen Umgangs genießt, ſo iſt es gewiß Chambery.“ Der Fremde, welcher ſich ſo ehrend über Savoyen und ſeine Hauptſtadt ausſpricht, konnte es wiſſen, denn er hat Jahre lang dort gelebt — es iſt J. J. Rouſſeau. Was er vor faſt hundert Jahren fand, iſt auch heute noch wahr, wiewohl ſeitdem die Revolution und ſeit ungefähr zehn Jahren der Induſtrialismus der Fabriken nicht eben günſtig auf das Volk gewirkt haben, glücklicherweiſe nur einzeln und ſtellenweiſe. — Damit wollen wir jedoch nicht ſagen, daß die Induſtrie den Savoyarden etwas Neues ſey, im Gegentheil, es gibt wenige ſo induſtriöſe Völker in Europa, als ſie. Die Savoyer üben jedoch ihren Gewerbfleiß weniger im Lande, als auswärts, um ſpäter das damit Erworbene in die Heimath zurückzubringen oder zu ſchicken. Jezt bringen Eiſenbahnen, Dampfboote, Fabriken und Fremdenverkehr mehr Bewegung und Wohlſtand in unſere armen Thaler, zwiſchen unſere rauhen Berge; das Leben gewinnt mehr Anſehen und Ausſehen, verliert aber häufig an Einfalt, Naivetat und nationaler Eigenthümlichkeit.

Es iſt auffallend, daß dieß nicht ſchon längſt der Fall war, wenn man bedenkt, daß jährlich viele hundert Kinder aus den verſchiedenen Landestheilen nach allen Ländern Europas, beſonders aber nach Paris auswandern und gewöhnlich erſt nach Jahren aus dem fremden, eben nicht reinen Dunſtkreis zurückkommen, wo ſie ſo viel Neues geſehen und gelernt, mit ihren ſcharfen, klugen Augen ſo viel Nichtheimathliches beobachtet haben. Allerdings ſehen und beobachten ſie dort Vieles mit aufmerkſamem Sinn, aber ſie nehmen die reine heimathliche Alpenſphäre gleichſam mit, ſie bewahren dieſelbe liebend und ſorgſam unter einander, ſie leben ſomit unangefochten, ich möchte ſagen ſittlich iſolirt mitten in der fremden Welt. In dieſer Sphäre erhält ſich ihr heimiſcher Sinn unangetaſtet, und dieſer bewahrt ſie vor ſchädlichen Einflüſſen und erlaubt ihnen, nach Jahren reinerhalten und einfach, wie ſie bei der Auswanderung waren, in ihr Land, zu den Ihrigen zurückzukehren und wieder das alte Leben mit ihnen zu leben. Sie bringen aus der Fremde kein ſtörendes Element mit, das nachtheilig auf ihre Umgebungen in der Heimath wirken könnte, und dieſe erkennen in ihnen ganz die Ihrigen wieder. Darum gerade iſt die Kinderrepublik der kleinen Savoyarden im Ausland, zumal auf dem ſchlüpfrigen Pariſer Boden, beſtehend ohne alle geſchriebene Verfaſſung, ohne Geſetz, bloß durch uralte Sitte und Herkommen, ſo eigenthümlich und

anziehend, zugleich ſo klug und gemüthlich, ſo religiös und polizeilich. Ich erkenne in ihr das Vorbild einer wahren Republik, einer Republik, wie ſie nur von einfacher, reiner und frommer Sitte getragen ſeyn und ſich erhalten kann.

Um dieß zu begreifen, müſſen wir mit einigen Worten etwas weiter zurückgehen; zwar nicht zu den alten Allobrogern, gegen die Rom ſeinen tapfern Fabius Maximus ſchickte, aber doch zu den Savoyern des eilften Jahrhunderts, denen Heinrich II., der lezte Sachſenkaiſer, als ſeinen Lehnsleuten in Berthold von Waldeck einen Statthalter ſchickte. Dieſer Berthold wurde der Stammvater der ſpätern Grafen und Herzoge von Savoyen, wie der jetzigen Könige von Sardinien. Seit dieſer Zeit mag manches Germaniſche in den uralten Volkscharakter gekommen ſeyn, was bis auf den heutigen Tag ſichtlich iſt und in der Nähe ganz anders geſitteter, durchaus verſchiedener romaniſcher Nachbarvölker — wiewohl Bergbewohner wie ſie — unbegreiflich wäre, wenn es nicht in der frühern und auch noch ſpätern Beziehung Savoyens zu Deutſchland ſeinen Grund hätte. Nahm doch Karl Emanuel I. noch 1588 ganz Faucigny als deutſches Reichslehen von Kaiſer Rudolph II. und erkannte dadurch die alte Beziehung des Landes zum Reiche an. Der freundliche, fromme Sinn, die kindliche Heiterkeit und Naivetät, ſo wie die große Gaſtfreiheit der Leute finden ſich ſo wenig bei ihren romaniſchen Nachbarn, als der ruhige Sinn, die Ueberlegung, das lange Prüfen, die Langſamkeit im Entſchluß und die feſte Beharrlichkeit darauf, wenn er einmal gefaßt worden. Mit ihren romaniſchen Nachbarn haben jedoch die Savoyarden wieder manches andere gemein: geiſtige Lebendigkeit, Regſamkeit und Thätigkeit, ſchnellen Blick, Wiſſenſchaftlichkeit, Geſchäftsgewandtheit, Spekulationsgeiſt und Staatsklugheit. Kriegsluſtig waren ſie von alten Zeiten her und ſind es noch. Als Gelehrte haben ſich unter ihnen ausgezeichnet Berthollet, Michaud, Bouvard, Nicollet und Andere, als Finanzmänner unter andern der gegen ſein Vaterland ſo erkenntliche Bankier Pillet-Will in Paris. Alle dieſe Männer ſind ausgewanderte Savoyarden, Söhne armer oder unbemittelter Eltern, die anderwärts ihr Glück ſuchen mußten und es auch durch eigenes Verdienſt gefunden haben.

(Fortſezung folgt.)

Villeggiatur in Baden.

(Fortſetzung.)

IV.

Der Omnibus brachte uns nach Oos. In der Herberge, ab der Eiſenbahn, war es idylliſch wie hundert Meilen und hundert Jahre von der Dampfſtraße. Die Wirthin und ihre Dirne ſtaunten uns an, wenn wir ſprachen, als wären ſie oder wir Neuſeeländer. Nach langem Harren und Hin- und Herſchicken fand ſich endlich ein Schimmelchen mit Leiterwagen, uns zu befördern. Die primitiven Stöße des ländlichen Fuhrwerks boten doch auch wieder, gegenüber den verfeinten Transportmitteln, eigenthümlichen Reiz. Vielleicht quillt die Langeweile unſerer Zeit zumeiſt aus der Vollendung und Steigerung aller Lebensmechanik, die das Abenteuer aufhebt. Macht uns nicht ſchon der bloße Gedanke an die Wunſchloſigkeit eines Feenreichs gähnen? Keine Mühe ohne Vergnügen. Der Satz läßt ſich wenden.

Dorf Haueneberſtein ſcheint mit Namen und Perſon auch noch in einem andern Säkulum zu liegen. Am Ende der fernen Parkperſpektive ſchimmert die Favorite. Ein luſtiger Kontraſt, auf dem Bauerwägelein der fürſtlichen Pracht entgegen zu fahren! Doch iſt's mit dieſer nicht ſo bös gemeint. Im ſtillen grünen Waldgarten ruht das Rococohaus mit ſeiner terraſſenförmigen Treppe und dem Anwurfe von Steinchen aus der Oos, welche die armen Leute ſammelten, denn die Markgräfin Sybille wußte ihr Vergnügen mit der Wohlthätigkeit zu vereinen. Die Villa, welche Spindler zur Scene eines Romans gemacht, entſtand, um dem Volke während einer Hungersnoth Arbeit und Nahrung zu geben. Von der Hauptfaçade gelangten wir zum Weiher, deſſen Nixe einſt einen Jüngling zur Tiefe zog, den Verlobten des Burgfräuleins von Windeck. An einer Stelle ſchiebt ſich die Ausſicht dergeſtalt in einander, daß Burg Eberſtein ſich an den Merkuriusthurm zu lehnen ſcheint. Hie und da ſchaut ein ferner Berg durch Waldrahmen. Ich möchte es eine grüne Oede nennen. Es ſchwebt eine eigene blaſſe Melancholie um ſolche verlaſſene, aufrechtſtehende Fürſtenſchlöſſer. Sie ſind nicht, wie Ruinen, Geiſter, ſondern Geſpenſter. Die Favorite verdient ihren Namen — ganz Laune; darauf deutet ſchon die gewöhnliche, ich möchte ſagen auserwählt gleichgültige Lage. Ein gewiſſes Nivelliren, der Scenen wie der Menſchen, ſcheint bezeichnend für Höfe. Vielleicht gehört es zum Weſen irdiſcher Größe, daß ſie ihr Gepräge den Dingen aufdrücke, ſich in ihnen ſpiegle, von fremder Eigenthümlichkeit ſich nicht zurückdrängen, ſie nicht Macht gewinnen laſſe.

In den angrenzenden grünbewachſenen Hallen, an welche ein Salon für die Cavaliere ſtößt, luſtwandelte die Markgrafin an Regentagen. In den gewölbten Gängen, an den Treppen überall das appetitliche Getäfel von blauem Porzellan. Ganz Favorite! mit Allem bunt ausgeſtattet, was Liebhaberei bot. Der Glanz dieſes Luſthauſes beſteht darin, daß Alles ſich noch zur Stelle

befindet, wie geſtern erſt verlaſſen, daß alles hiſtoriſch iſt, ein Recht hat, da zu ſeyn, all die tauſend kleinen Dinge. Die Frivolität, welche in dieſen Umgebungen lauert, erhält eben dadurch, daß ſie ſo verlaſſen und doch ſo wohlerhalten ſind, etwas ſpuckhaft Grauſiges und Lüſternes zugleich. Man leugne noch, daß ſtückweiſe jede Zeit ihren Geiſt in ihren Denkmalen zuſammenfaſſe! Wie verſtändlich macht ſich hier die ganze Puderperiode, das große Siècle, das leichtſinnige, träge, üppige Rococo, wurmſtichig und doch ſo voll wilder Genußſucht, liederlich, weil unpoetiſch in ſeiner Sinnlichkeit. Eine merkwürdige Doſis davon hat ſich in dem Gebäude conſervirt. Man greift hier das vorige Jahrhundert mit Händen. Bang wird dir, ganz ſchwül, nicht nur vor den Geſpenſtern, auch vor den Geiſtern jener launigen Zeit, vor ihrem ganzen „esprit.“ Dieſe glatten Parkets, die gemalten Plafonds, all die Spiegelthüren, die etwas beſonders ſchauerlich Reizendes haben, eine ängſtliche lockende Heimlichkeit. Vor allen Fenſtern Bäume und grünes Forſtlicht, ein verführeriſcher Widerſpruch zwiſchen Waldeinſamkeit und Prunk, Naturſtille und Weltluſt.

Ein Utopien für Rococofreunde: japaniſche und chineſiſche Porzellane, chineſiſches Paradebett, Spiegelkabinet mit Abbildungen der 72 Maskenanzüge, welche Sybille in Florenz auf Einem Feſte bei ihrer toskaniſchen Schweſter getragen; meiſt Phantaſietrachten, am häufigſten als Schäferin; hier ein Blumentopf auf dem Toupet, dort als Kopfputz ein Blüthenkorb, oder ein chineſiſches Zelt, eine Kapelle. Man ſieht auch beide Schweſtern bei Eröffnung jenes Balls, in Galla. Die toskaniſche Prinzeſſin hält, wie einen Götzen, ein Pudelchen auf Sammetkiſſen. Die Tapete von weißem und buntem Schmelz in einem folgenden Gemache mag bei Kerzenſchein feenhaft ſeyn; die Markgräfin hat mit eigener Hand Sträuße hineingeſtickt. Unter den Medaillons an der Decke bemerkt man hölzernes Schnitzwerk. Die Tapete im Schlafzimmer mit dem türkiſchen Paradebett, das ſchwer iſt von Gold, Silber und Seide, hat wieder die Herrin genäht, die athemlos emſig, wie dort bei der Toilette, hier am Rahmen geweſen ſeyn muß, wenn anders die Damen jener Zeit das Geheimniß noch nicht gefunden hatten, mit fremdem Finger ihre künſtlichen Arbeiten zu vollenden, deren Maſſe ſich zu den betreffenden Lebensjahren gerade ſo verhält, wie die heiligen Partikel und Nägel in ſämmtlichen Kirchen zum ächten Kreuze.

(Schluß folgt.)

Eine Bitte für ein kleines Lied.

Jedes Ding in der Welt, ſey es auch noch ſo klein und unſcheinbar, macht Anſpruch auf ſein Recht; warum ſollte es einem kleinen Liede verwehrt ſeyn?

Es iſt nun ſchon eine Reihe von Jahren in's Land gegangen, als wir uns, fröhliche Studenten, auf der Fußwanderung befanden und uns Lieder zum Marſche ſangen. Wir wußten nur leider wenig auswendig. Am liebſten ſangen wir die Melodie von dem Soldaten-Abſchiedsliede des Maler Müller: „Heute ſcheid' ich, heute wandr' ich ꝛc.,“ aber auch davon hatten wir den Text nicht recht gegenwärtig. Die Freunde verlangten, ich ſolle einen neuen Text zu der Melodie machen; ein kurzer Aufenthalt auf der anmuthig gelegenen Rudelsburg, an der Saale unfern Kösen, ein unbedeutend kleines, für uns aber gerade ſehr vergnügliches Abenteuer in den Räumen der alten Burg gaben ungeſucht den Stoff dazu her. Zu dem Summen der Melodie entſtand das Liedchen:

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn ꝛc.,

wie ich es hernach ein paarmal, zuletzt in meinen geſammelten Gedichten (1840, in J. G. Cotta'ſchem Verlag) habe abdrucken laſſen. Das kleine Lied iſt nicht bedeutend und hat kein ſonderliches Kunſtverdienſt; es iſt eben ſo, wie es zur guten Stunde und bei angeregter Stimmung Jedem kommen mag. Aber es muß die gute Stunde und die heitere Stimmung ſich doch darin ausgeſprochen haben, es muß etwas von volksthümlicher Unbefangenheit und Friſche darin ſtecken. Es iſt nachmals weit im lieben Vaterlande umhergetragen worden. Die Studenten ſingen es gern, und beim feierlichen Comitat klingt es an's Herz. Auf ſpäteren Reiſen, wenn ich am fremden Ort und ohne eine Seele zu kennen, einſam durch die Gaſſen ging, iſt mir ſelbſt das Lied ſchon ein paarmal aus dieſer oder jener Ecke heimathlich grüßend und erquickend entgegengeklungen.

Wie es aber beim Herumſingen von Liedern zu geſchehen pflegt, ſo haben Text und Melodie im Lauf der Jahre und Wechſel der Orte mancherlei Veränderungen erlitten. Als ich dergleichen wahrnahm, hatte ich wohl Grund mich zu freuen, denn das ſchien mir das ſicherſte Zeugniß, daß das Lied volksthümlich geworden. Manchmal waren aber doch die Veränderungen ſo ſeltſam, daß mein armes Lied mir weh that. In den Lieder- und Commersbüchern, in die man daſſelbe aufgenommen, habe ich beſonders fabelhafte Varianten gefunden. Das Lied bewegt ſich in einer heitern, ſonnenhellen Stimmung; der Wanderer trifft in den altbemoosten Steinen der Burg mit lieblichen Mädchengeſtalten zuſammen und friſche Lebensmomente ziehen raſch über die grauen Trümmer hin: — die jungen Damen, mit denen wir dort (es war am 26. Auguſt 1826) zuſammentrafen, ſind durch dieſe Varianten unholder Weiſe in dämoniſche „Nachtgeſtalten“ verwandelt. Es ſchien nicht bloß Dichterpflicht, es ſchien auch Ritterpflicht, das Lied dagegen in Schutz zu nehmen.

In der Ausgabe meiner Gedichte hatte ich ſchon gebeten, das Lied in Zukunft doch richtig abdrucken zu laſſen. Als ich es in Finſ's „muſikaliſchem Hausſchatz der Deutſchen“ wieder mit den Varianten der Commersbücher fand, hatte der Herausgeber auf meine Bitte die Güte, einen richtigen Abdruck folgen zu laſſen. Doch blieb es anderweitig bei jenen Lesarten. So z. B. in den von Richter und Marſchner herausgegebenen „alten und neuen Studentenliedern,“ die durch ihre allerliebſten Holzſchnitte zu den Hauptzierden

unſerer illuſtrirten Literatur gebören, und in denen Hr. Richter auch mein Lied in ſolcher Weiſe überaus anmuthig bedacht hat. Sollte ich aber ſtets auf's Neue dagegen remonſtriren? Man gab das Lied ja nicht als das meinige, ſondern anonym, als Volkslied; mochte es ſich dann immerhin ſelbſt vertreten!

Jezt aber finde ich es, wieder ungefähr in derſelben Weiſe abgedruckt, in dem von L. Bechſtein herausgegebenen „Deutſchen Dichterbuch, — eine Sammlung der beſten und kernhafteſten deutſchen Gedichte aus allen Jahrhunderten," und zwar unter meinem vollen Namen, als Beleg meiner etwaigen poetiſchen Art und Weiſe. Dagegen muß ich denn doch höflich bemerken, daß ich dieß nicht bin und daß mein Name mit Unrecht über dem Liede ſteht. — Zum Schluß endlich (denn faſt zu lange habe ich wegen dieſer Kleinigkeit die Aufmerkſamkeit der geehrten Leſer ſchon in Anſpruch genommen) möge man mir für alle Fälle nochmals die Bitte geſtatten, daß dem Liede in Zukunft doch ſein Recht wiederfahre und daß es in den Liederbüchern nur ſo abgedruckt werde, wie es in meiner Gedichtſammlung ſteht.

F. Kugler.

Zur Unterſtützung des obigen billigen Wunſches läßt die Redaktion hier einen Abdruck des fraglichen Liedes folgen. (Gedichte von Franz Kugler. S. 89.)

Rudelsburg.

Mel.: Heute ſcheid' ich, heute wand'r' ich ꝛc.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn.
Ihre Dächer ſind gefallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erſcheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Geſtalten zart und mild.

Droben winken holde Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund.
Wandrer ſchaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz iſt heiter und geſund.

Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsſtunde ruft;
Und er ſinget Abſchiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder;
Tücher wehen in der Luft.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Falſches Spiel.

Es ſind im Laufe des lezten Winters viele Klagen über das Einreißen der Spielwuth laut geworden. Auch konnte man wohl vorherſehen, daß nach der Aufhebung der privilegirten Spielbanken und ähnlicher Räuberhöhlen Geldgier und Betrügerei ſich heimliche Schlupfwinkel aufſuchen würden, um daſelbſt ihr Unweſen fortzuſezen. So viel iſt jedoch durch die Aufhebung der Spielhäuſer ſowohl als des Lottos gewonnen, daß ſich die arbeitenden Klaſſen nicht mehr wie früher dem Spiel ergeben können. Das Spiel herrſcht jezt hauptſächlich unter den Reichern und Gebildetern. Durch den Prozeß zweier Fremden mit mehreren Engländern, welche jenen über 80,000 Francs abgenommen, nachdem ſie ihnen bei einem Reſtaurateur ſtark zugetrunken hatten, iſt die Polizei auf einen Unfug aufmerkſam geworden, den ſie bisher überſehen, auf das in manchen Reſtaurants nach dem Eſſen übliche Kartenſpiel, in welchem ſehr bedeutende Summen gewonnen und verloren wurden. Auch dieſe Spiele ſind jezt verboten. Die Glücksritter werden ſich jezt vollends ganz in Privatgeſellſchaften, beſonders bei Frauen zweideutigen Rufes, flüchten müſſen, um ferner noch Gimpel fangen zu können. Dujarrier hatte kurz vor dem Duell, in welchem er um's Leben gekommen iſt, 81,000 Fr. im Spiel gewonnen, und gerade beim Spiel ſollen die erſten Streitigkeiten vorgefallen ſeyn, welche hernach wegen einer Tänzerin noch lebhafter wurden. Aus der Nachlaſſenſchaft Dujarriers, welche jezt verſteigert wird, ſieht man, mit welchem Aufwand dieſer Mann lebte. Da ſind Reitpferde und eine Equipage, eine koſtbar möblirte Wohnung, in welcher der Speiſeſaal im Renaiſſanceſtyl, der große Saal à la Louis XIV., das Schlafzimmer à la Louis XV. verziert iſt, wo man Armleuchter aus jener Zeit, Tapeten aus indiſchen Matten u. ſ. w. findet. Der Mann ging von einer Luſtpartie zur andern, und ſein üppiges Leben hätte noch lange ſo fortdauern können, wenn er ſich nicht allzuſehr auf ſein glückliches Geſtirn verlaſſen hätte. — Die engliſchen vornehmen Spieler, gegen welche die Herrn v. Thun und Salm Klage geführt hatten, waren vom Gerichte erſter Inſtanz freigeſprochen worden, nicht als ob nicht der dringende Verdacht falſchen Spiels auf ihnen gehaftet hätte, ſondern weil der Betrug nicht zur Ausführung gekommen war, indem die verlierenden Gegner auf Parole geſpielt und noch nichts bezahlt hatten. Dieſes Urtheil war ſicher für die Glücksritter ſo günſtig, als ſie nur wünſchen konnten und vielleicht nicht einmal gehofft hatten. Es lag ihnen aber daran, ferner als redliche Spieler auftreten zu können; ſie waren daher verblendet genug, von dem Urtheil erſter Inſtanz an den königlichen Gerichtshof zu appelliren, bloß um den Eingang der erſtrichterlichen Sentenz, in welchem der Verdacht des falſchen Spiels ausgeſprochen war, widerrufen zu laſſen. Wären ſie aber auch ruhig geblieben, es hätte ſie nicht viel geholfen; denn der königliche Anwalt appellirte ſeinerſeits von jenem ſonderbaren Urtheile. Somit kam die Sache von Neuem zur öffentlichen Verhandlung. Die Glücksritter müſſen auf einen glänzenden Sieg gerechnet haben, ſonſt wäre Miß Caye, welche ihnen dazu diente, durch ihre Reize die unbefangenen Fremden anzulocken und während des Spiels zu zerſtreuen, nicht im prächtigſten Putze vor Gericht erſchienen; ſie trug ein ſammetnes Kleid und einen mit Spitzen verzierten Hut. Ihre Mitſchuldigen waren ebenfalls als ſehr honette Gentlemen gekleidet. Deſto größer war ihr Schimpf, als ſie vom königlichen Anwalt als ſtrafbare Gauner geſchildert wurden, und der königliche Gerichtshof einige derſelben zu fünfjähriger Haft und zu einer ſtarken Geldbuße verurtheilte. Miß Caye kam mit einjähriger Haft davon.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. Mai 1845.

Das große Jahrhundert verſtand es, ſich mit Gott ſo abzufinden, daß auch bei Kaſteiung und Buße der Hochmuth nicht zu kurz kam.

P. L. Courier.

Villeggiatur in Baden.

(Schluß.)

Auf der Baluſtrade reihen ſich bunte Gefäſſe, grob, aber doch morgenländiſch phantaſtiſch. Die florentiniſchen Moſaike in einem der Cloſets, für welches ein Engländer eine Million Franken bot, und das von der Großherzogin bewohnt wird, wenn ſie hier verweilt, ſind Geſchenke jener Schweſter, darunter einige Medaillons wirklich künſtleriſch. Dazwiſchen ſind auch Bouquets von Perlmutter. Zwiſchen Goldleiſten auf zwei venezianiſchen Spiegeln 162 Miniaturen, Porträts von Künſtlern, Gelehrten und ſonſtigen Berühmtheiten, auch Louis XIV.; nur Eine Frau auf jeder Tafel. Die Tapete im japaniſchen Zimmer war ein Uhrwerk; die ganze Decke, Menſchen, Vögel, Pflanzen, hat ſich bewegt. Auf einem Kamin ſteht aus Elfenbein ein luſtiges Lazaronipaar. Liebe Deutſche, wo iſt Deutſchland? Im Ritterſpeiſeſaale machen ſich Kaffeeſchaalen al fresco am Plafond bemerkbar. Der Sommerſpeiſeſaal, mit den Wänden von blauem Porzellan und Baſſins in den vier Ecken, geht durch zwei Stockwerke. Auf der Galerie hängen die Conterfeis des Markgrafen Ludwig und ſeiner Sybille; er, der Türkenbezwinger, ziemlich kriegeriſch, ſie ein hochmüthiges, genußſüchtiges Geſicht; in den Augen aber liegt mehr: Geiſt, Phantaſie, Leidenſchaft. Schöner Hals, ſtolz gewölbte Bruſt, ſchwarzes Gewand mit Hermelin ausgeſchlagen, tief in die Stirn herein die ſchmale Schneppe eines Müßchens, das auf dem Hinterhaupte ſizt. Im Korridor Porträts der Urgroßeltern Louis Philippes. — „Meine Damen, Sie können herumgehen, ich muß ſitzen; ich bin hinter Moskau gegangen!“ wiederholte uns der Verwalter mit dem Militärbande im Knopfloche, ſo oft er ſich auf einen der ſeidenen Stühle niederließ.

Auch zur Küche ſtiegen wir hinab, wo die Frau Markgräfin mit ihren feinen weißen Händen für die Armen kochte. Da zeigen ſich Gefäſſe ſo voll Koketterie, daß man ſich verſucht findet, zu glauben, es ſey hie und da auch für einen zärtlichen Ritter eine — Favoritſpeiſe gekocht worden. Eine ſchöne, eitle, gelangweilte Frau, warum ſollte die nicht einmal auch mit Phantaſie backen und ſieden und Torten rühren, mit Furia, wie Tapeten ſticken? Denn Alles iſt hier Liebhaberei, der Ort verdient ſeinen Namen. Eine perlenbeſezte Pagode dient als Gewürzlade; Arme, Beine, alle Glieder ſind Schubfächer. Frau Sybille erſcheint als eine wahre Evatochter, die alles haben mußte. Wenn das Kochgeſchirr nur nicht auch auf ſonſtige chemiſche Liebhabereien

deutet! Das aufgeſtellte Service bietet eine Menagerie: Truthahn und Auerhahn, Schildkröte, Ente, Schweinskopf, den berühmten Krautkopf als Suppenſchüſſel nicht zu vergeſſen. Ganz China in Platten, Tellern und Schüſſelchen, ein federleichtes Venezianerglas, „wie es in Europa nur dieſes gibt," ſezte unſer Führer bei.

Zur Kapelle ging es dann, auf einſamer Waldſtelle, engumſchloſſen, wo die Markgräfin ſo ſtrenge Faſtentage und Buße hielt. Die Pforte von Baumrinde führt zu kleinen Gemächern, deren Zahl doch auch eine Spur von Rococoluxus andeutet; ſie gehen rund um die Kapelle, welche ihr Licht von oben durch buntes Glas erhält, und haben kleine Fenſter nach derſelben hinaus. An den Wänden die Marterwerkzeuge des Herrn, auf dem Altar der Stachelkranz, welchen die Markgräfin auf der Bruſt trug, die Dornen, worauf ſie kniete, ihr Gürtel, ihre Geißel. Das Ganze gleicht der Dockenſtube eines verwöhnten großen Kindes; hier iſt der Puder in der Religion. Im erſten Cloſet, wo Maria mit dem blauen Schleier, Chriſtus im Roſagewand, nebſt Johannes als Wachspuppen am Tiſche ſitzen und Betſchemel ſtatt Stühlen dienen, aß die erlauchte Magdalena, was ſie jeden Tag in der anſtoßenden Küche ſelbſt bereitet, und drei Arme mußten an dieſem Mahle Theil nehmen. Auf einer Strohmatte ſchlief ſie. In einer Nebenzelle, wo in der Ecke eine blaubemantelte Madonna präſidirt, hängt über einer Thüre, grau in grau, das, ſo ſcheints, im Tode gemalte Bild einer Schweſter, einer Prinzeſſin von Lauenburg. Sie liegt in ihrem Bette, eine Haube und ein Spitzenſchleier fallen bis auf die Stirne, die wundervollen Hände halten den Roſenkranz. Dieſe Fürſtin dünkt mir, ſogar dieſem Gemälde nach, viel ſchöner, viel anmuthiger als Ludwigs Gattin, beſonders weit ſanfter. Es ſcheint gut gemacht, franzöſiſch aufgefaßt, weich und üppig, weltlich ſelbſt der Tod. Die Dame ſtarb in ihrem 28ſten Jahre bei einem Beſuche im Schloſſe, und zwar ſo plözlich, daß man Gift argwohnte; ſo hat das züchtige Kaſtellantöchterlein erzählt, welches uns den fürſtlichen Sündenort öffnete. Die Markgräfin, hieß es, habe die Schweſter ſelbſt vergiftet, aus Eiferſucht über ihre Schönheit. Nach ihrem Tode zog ſich Sybille in dieſes Kirchlein zurück. Wenn ſie nur nicht zu viel in Italien gelernt hat! Daß ſie nach jenem Land ihr ganzes Liebes- und Andachtsſyſtem bildete, ergibt ſich zum Wenigſten hier. Im Falle ſie ſchuldig war, welche Strafe, die Schweſter, todt und ſo reizend zugleich, in der Klauſe immer vor Augen zu haben! das Friedenslächeln, das unerbittlich richtende! Sybille muß freilich viel geſündigt haben, weil ſie mir ſo viel Luxus büßte. Aber wie viel Eitelkeit, Gefallſucht ſogar und Raffinement — man wird da der franzöſiſchen Worte nicht los — mochte ſich hier einmiſchen! Dieſes Schloß und die Kapelle — was für eine Charakteriſtik jener ganzen Zeit!

Emma Niendorf.

Die Savoyarden in Paris.

(Fortſezung.)

Die katholiſche Kirche hat ein ſchönes, antikes und poetiſches Feſt, das dem Proteſtantismus gänzlich fehlt, das Feſt der Todten und Heimgegangenen. Dieſe Todtenfeier ſteht auch in Savoyen in hohen Ehren und wird beſonders in Chambery feſtlich begangen. Wenn des Sommers Grün und die Herbſtfarben bleich geworden ſind, wenn rauhe Biſe die dürren Blätter unter den entlaubten Bäumen jagt und auch auf den nächſten Bergſtirnen ſchon junger Schnee liegt, dann geht bei uns ein neuer Frühling auf in den tauſend Blumenkränzen und Gewinden auf den Gräbern des Kirchhofs. Dieſe zwei Tage ſind jedoch nicht nur ein Todtenfeſt, ſondern auch eine Einſegnung und Weihe kräftiger, lebensluſtiger und muthiger Knaben. Aus den ſüdlichen und mittlern Provinzen des Landes, aus der Savoie-Propre, der Haute-Savoie, der armen Tarantaiſe und der noch ärmeren Maurienne kommen die Eltern nach Chambery und bringen ihre Knaben mit, die in dieſem Jahr auswandern ſollen. Manchmal ſind deren mehrere Hunderte. Aus den nördlichen, von Chambery weiter entfernten Provinzen, aus Faucigny, Chablais, Carouge und Genevois gehen die jungen Leute nach Thonon oder Annecy in die Kirche. Bei der unſichern und gewagten Zukunft, der ſie entgegen gehen, iſt's begreiflich, daß die Eltern ihre geſundeſten, kräftigſten und geiſtig aufgeweckteſten Knaben zur Auswanderung auserſehen; was würde aus kränklichen oder geiſtesbeſchränkten in der Fremde werden? Wenn die Meſſe beendigt und über die Knaben der Segen geſprochen iſt, ſtrömt die Menge auf den Platz vor der Kirche und bildet da belebte, rührende Gruppen. Es geht nun bei vielen zum Abſchied von Heimath und Eltern, oft auf nimmer Wiederſehen. Andere kehren jedoch noch für einige Tage in ihr Dorf zurück und treten ſpäter den weiten Weg ganz allein an. Um jene Scheidenden drängen ſich Eltern, Geſchwiſter und nächſte Verwandte; es wird wenig geſprochen und die wenigen Worte unterbrechen oft Thränen. Endlich bringt die Mutter einen kleinen Sack von grober Leinwand herbei, der Vater gibt dem Knaben einen ſtarken Eichenſtock; noch fügt die Großmutter guten Rath bei, da tönen — das Zeichen des Scheidens — vom

Dom die ersten Glockenschläge des Angelus, und wenn sie ausgeklungen, nimmt der Kleine sein Bündel auf, greift zum Wanderstab, noch ein freundliches Wort von Vater und Mutter zum Liebling — denn das ist gewöhnlich der Scheidende — dann geht er langsam fort, und an der nächsten Straßenecke schwingt er noch einmal zurückgewendet sein blaues Mützchen.

Die Wanderknaben finden sich nun auf dem Weg nach la Tour-du-Pin zusammen oder gehen einsam, wie es ihnen gerade um's Herz ist. Es ist ein harter Tag, und wenn sie Abends spät im Grenzort ankommen und da von guten Leuten um Gotteswillen freundlich aufgenommen werden, wirft sich Mancher auf seinem harten Lager umher und sucht umsonst den Schlaf, gerade wie die Mutter zu Haus. Jedoch die folgenden Tage geht es schon besser; die gesunde, robuste Natur der Knaben richtet sich bald wieder auf und gibt ihnen Muth; sie beten auch fleißig. Die Knaben aus der Maurienne haben bald das Ziel ihrer Reise erreicht, denn sie gehen in der Regel nicht weiter als Lyon, die Andern aber ziehen nach Paris. Das gutmüthige Volk im Innern Frankreichs nimmt die kleinen Wanderer gern auf, theilt sein geringes Mahl mit ihnen und läßt sie auf dem Stroh, auf dem Heuboden oder im Stall schlafen, für ein Geringes oder gar umsonst.

In Paris treffen sie eine Menge Landsleute, Abiturienten, die im Begriff sind, wieder nach Haus zu gehen, und den Ankommenden ihre Kundschaft zuwenden, ihnen ihr kleines Gewerb übergeben, sie empfehlen, sie an- und einweisen und ihnen sonst mit Rath und That beistehen. Es ist zwischen diesen gehenden und kommenden Geschlechtern eine fortwährende Tradition. Die ankommenden Knaben sind zehn bis sechzehn Jahre alt, die abgehenden jungen Männer zwanzig bis sechs-und-zwanzig. Während in Paris die spekulirenden Fremden — leider auch eine Menge Deutsche — mit ihren vagen Hoffnungen, ihren unbestimmten, oft übertriebenen Ansprüchen und ihren wolkigen Aussichten in der Regel schlechte Geschäfte machen, in Noth gerathen und sich dann manche Demüthigung von den Franzosen gefallen lassen müssen, kommen die kleinen Savoyarden alle unter, gelangen durch Treue, Ordnung, Nüchternheit und Sparsamkeit zu einigem oder bedeutendem Wohlstand, ja später manchmal sogar zu Reichthum, und machen ihrem Vaterlande Ehre. Nie hört man in Paris nachtheilig oder mit Geringschätzung von Savoyarden sprechen, wohl aber von Deutschen, und — was das Schlimmste ist — die Pariser haben in der Regel ganz recht, vergessen aber eins: Aus Savoyen wandern nur die besten Knaben nach Paris; Aehnliches läßt sich jedoch nicht von den Deutschen sagen, die aus politischer Nothwendigkeit oder aus Spekulation dorthin kommen; die Meisten verschmähten es, sich mit Thätigkeit ärmlich, aber redlich in ihrem Vaterland zu nähren, oder auf gleiche Weise in Paris ihr bescheidenes Fortkommen zu suchen, wie die Savoyarden; sie wollen in Kurzem ihr Glück machen.

Man rechnet in Paris mehrere hundert Köpfe aus demselben obersavoyischen Thal, und in ganz Frankreich leben mehr denn hunderttausend Savoyer oder Leute savoyischen Ursprungs, also fast ein Fünftheil der sämmtlichen Einwohner des armen Gebirgslandes. Savoyen lebt in Paris wieder auf durch die Menge der von da Eingewanderten, mit dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten jeder Provinz, ja fast jedes Thals. — Die Savoyarden theilen für sich die große Stadt in zwei durch die Seine geschiedene Theile. Jeder zerfällt für sie wieder in gewisse Unterabtheilungen, deren Grenzen sich traditionell aus alten Zeiten herschreiben und die sie nie überschreiten, eine kluge Sorgfalt, wodurch sie Collisionen und unangenehme Reibungen unter einander vermeiden. Die Savoyer aus dem mittlern und südlichen Theile des Landes wohnen auf dem linken Ufer der Seine und treiben da ihr Gewerbe. Ihr Centrum ist im Faubourg St. Germain bei der Kirche St. Germain-des-Près. Die andere Abtheilung, geringer an Zahl, welche dem nördlichen Savoyen und Faucigny angehört, haust auf dem rechten Ufer, von den Quartieren St. Martin und St. Denis an bis zur Chaussee d'Antin und dem Faubourg St. Honoré.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Schwindelei. — Lamartine.

Die Richter sehen wohl ein, daß es hohe Zeit ist, der vornehmen Gaunerei so gut ein Ende zu machen, als den kleinen Diebstählen, und daß Kerls und Weiber, welche bezeichnete Karten bei sich tragen und die Leute erst benebeln, um sie hernach im Spiele betrügen und ausplündern zu können, nicht mehr Schonung verdienen, als andere Spitzbuben, wenn sie auch Equipage halten und sich in die vornehme Welt drängen. Man hat das gefährliche Börsenspiel mit den Actien scheinen für noch nicht begonnene Eisenbahnunternehmungen gleichfalls verbieten wollen. Allein die Kammern haben aus Furcht, die Handelsfreiheit allzusehr zu beschränken, den Antrag verworfen. Diese Achtung vor der Freiheit des Handels macht den Kammern Ehre. Auch würde beim Verbot des öffentlichen Spekulirens auf Actien nur heimlicher Handel damit getrieben, oder das Gesetz umgangen. Auf was hat man hier nicht schon spekulirt! Eine Zeitlang war das Erdharz zum Ueberziehen der Trottoirs ein allgemeiner Gegenstand der Unternehmung; es kam fast jede Woche ein neues Erdharz

zum Vorſchein, das man irgendwo in Frankreich wollte entdeckt haben, oder das ein Chemiker künſtlich zuſammengeſezt hatte, und das natürlich dauerhafter ſeyn ſollte als die bereits vorhandenen. Einige dieſer Erdharze bekamen einen ſo großen Ruf, daß die Aktien zum zehnfachen Betrag ihres Nennwerths verkauft wurden; dann aber fielen ſie faſt ſämmtlich, und nur eine oder zwei Sorten Aſphalt behielten einigen Werth und man bedient ſich ihrer noch jezt. Ein andermal ſtiegen die Steinkohlenbergwerke in der öffentlichen Schäzung, und man wird ſich noch aus damaligen Prozeſſen erinnern, wie die leichtgläubigen Abnehmer der Aktien über den angeblichen Werth mancher Bergwerke getäuſcht wurden. Ein andermal wollten die Pariſer Buchhändler ſogenannte Commanditenvereine ſtiften, ſchlugen ihre Waarenlager zu Millionen an und ſuchten durch Aktien Kapitalien zu bekommen. Alles dieſes hat ſeine Zeit gehabt. Leichtgläubige und Geldgierige haben ſich täuſchen laſſen, und das große Publikum hat wenig Mitleid mit ihnen gehabt. Welch ſonderbare Spekulationen mit den Geiſtesprodukten berühmter lebender Schriftſteller getrieben werden, ſah man aus dem merkwürdigen Handel, welcher mit den Chateaubriandſchen noch nicht herausgegebenen Schriften getrieben wird. Etwas Aehnliches iſt mit Lamartine vorgefallen. Die Dichtergenies pflegen mit dem Gelde nicht immer häuslich umzugehen und es eben ſo leicht zu vergeuden, als es ihnen zufließt. So hat denn auch Lamartine mit einem hieſigen Buchdrucker Namens Bethune, als Bevollmächtigten einer Anzahl von Spekulanten und Kapitaliſten, einen Contrakt geſchloſſen, kraft deſſen er gleich Chateaubriand auf das Eigenthum ſeiner gedruckten und ungedruckten Schriften gegen eine Summe von ungefähr 500.000 Francs und eine Leibrente von 8000 Francs verzichtet; nur daß Lamartine eine ſeiner Schriften, „die Geſchichte der Girondiſten," die noch nicht erſchienen iſt, vom Contrakt ausgeſchloſſen hat, weil er, wie es ſcheint, ein beſonderes Gewicht auf dieſe Arbeit legt. Er glaubt, dieſelbe müſſe auf's reißendſte abgehen und ungemeinen Gewinn abwerfen. Es wäre leicht möglich, daß ſich der Dichter darin täuſchte. Lamartine verdankt ſeinen Ruhm nicht ſeinen proſaiſchen Schriften, ſondern ſeinen Dichtungen, beſonders aber ſeinen Harmonies und Meditations poétiques; ſeinen Beruf zur Geſchichtſchreibung hat er bisher noch keineswegs beurkundet. Nun hat der Dichter zwar durch ſeine Reden in der Deputirtenkammer bewieſen, daß er die Proſa recht gut zu handhaben weiß; aber gerade in der Politik hat er auch gezeigt, daß die Phantaſie ſtets ſeinen Geiſt beherrſcht und die Oberhand behält. Wenn er einen baaren Gewinn von 200.000 Francs von ſeinem erſten Verſuche in der Geſchichtſchreibung erwartet, ſo iſt dieß eben auch wieder nicht wenig phantaſtiſch. Das Trugbild, das ihm durch das Anerbieten des Buchdruckers Bethune vorgeſpiegelt worden war, iſt jedoch bald verſchwunden; denn erſtlich iſt ihm nichts bezahlt worden, und zweitens hat er eingeſehen, daß man hauptſächlich die Abſicht gehabt hatte, ſeine Geſchichte der Girondiſten zu bekommen, um ſie an ein Tageblatt zu verkaufen. Dieß war auch ſogleich geſchehen. Bethune hatte das Manuſcript, obgleich er daſſelbe noch nicht einmal in Händen hatte, an die „Preſſe" verkauft, und dieſe hatte nicht geſäumt, dem Publikum anzukündigen, ſie werde nicht allein die Chateaubriandſchen Memoiren, ſondern auch die geſchichtliche Arbeit Lamartine's ihren Leſern in den Feuilletons mittheilen. Chateaubriand proteſtirte ſogleich gegen dieſes Verſprechen. Lamartine that daſſelbe; dieſer wandte ſich ſogar an die Gerichte, um den mit Bethune blos mündlich geſchloſſenen und nicht zur Ausführung gekommenen Handel rückgängig zu machen; dieſem nach hat das Gericht, da Bethune keinen Einſpruch that, den Contrakt für nichtig erklärt. Ob der Buchdrucker es hiemit bewenden laſſen will, iſt nicht bekannt. Jedenfalls wird jezt, da der unternehmende Herausgeber der Preſſe, Dujarrier, ſo elend um's Leben gekommen iſt, auch die mit demſelben getroffene Uebereinkunft zu nichte. Man hat in den Zeitungen berechnet, daß wenn der mit Lamartine geſchloſſene Vertrag zur Ausführung gekommen wäre, der Dichter für ſeine Geiſtesprodukte eine Summe von 700.000 Francs bezogen hätte, worunter aber freilich die ſehr unſichern 200.000 Francs für ſeine Girondiſten mit einbegriffen ſind. Chateaubriand, Lamartine und Thiers ſind diejenigen lebenden franzöſiſchen Schriftſteller, welche das größte Honorar beziehen, das jemals Schriftſtellern ihrer Nation zu Theil geworden iſt. Dafür müſſen aber auch ihre Verleger Allem aufbieten, um die Geiſtesprodukte dieſer Herren an den Mann zu bringen. Man ſehe nur die ungeheuern Buchſtaben, mit welchen Thiers' lezles Werk, ſeine „Geſchichte des Konſulats und des Kaiſerthums," in den vornehmſten Tageblättern unzähligemal angekündigt wird, und die vielen lobenden Artikel, welche dieſe Ankündigungen begleiten. Rechnet man die bedeutenden Koſten dieſer Anzeigen zu dem großen Honorar, ferner die Druckkoſten, und dann die Concurrenz der belgiſchen Nachdrücke, ſo muß man geſtehen, daß der Verleger alle ſeine Kunſt aufbieten muß, um beim Unternehmen etwas zu gewinnen. — Es heißt, E. Sue habe ſchon wieder einen neuen Roman fertig, die ſieben Todſünden. Findet dieſer nur halb ſo viel Beifall wie der ewige Jude, ſo kann der Conſtitutionnel wohl zufrieden ſeyn. Die Leſer, beſonders aber die Leſerinnen, haben gegenwärtig vollauf zu thun, um ſich durch alle Romane, die ihnen in den Feuilletons der Journale geboten werden, durchzuwinden.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Ein Münchner Korreſpondent Ihres Blattes ſagt in Nr. 25 von dem, im December v. J. verſtorbenen Kapellmeiſter Franz Destouches: „ſeine Compoſition zu Schillers Reiterlied hat ſich für immer in das deutſche Volk eingeſungen."

Es ſey uns vergönnt, dieß durch die Bemerkung zu berichtigen, daß dieſe volksthümliche Melodie das Werk unſeres verſtorbenen Vaters iſt, welcher ſie von Tübingen aus (wo er zu jener Zeit aus Veranlaſſung ſeiner frühern Aſſociation mit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung noch wohnte) an Schiller nach Weimar ſandte. Veröffentlicht wurde dieſelbe zuerſt im Schillerſchen Muſenalmanach 1798. Unſer Vater hat ſie jedoch dort aus Beſcheidenheit nur mit Z. als dem Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet. — In der beſondern Ausgabe des Reiterlieds (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1807) iſt der Name unſeres Vaters genannt. Destouches hat vielleicht die fragliche Melodie für das Orcheſter zu Weimar in Partitur geſezt; die Compoſition aber iſt nicht von ihm.

Hirſau, 24. April 1845.

Die beiden Söhne des 1850 verſtorbenen
Dr. juris Chriſtian Jakob Zahn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. Mai 1845.

Every elf and fairy sprite
Hop as light as bird from brier;
And this ditty, after me,
Sing, and dance it trippingly. —
Now, until the break of day,
Through this house each fairy stray.
Shakespeare.

Gedichte von Lebrecht Dreves.

Lieder der Liebe.

5.

Noch einen Kuß mir gib
Und dann auf weichem Pfühle
Schlaf wohl! Wie iſt ſo ſchwüle
Die Sommernacht, mein Lieb!

Es regt ſich nicht der See,
Es iſt, als ob er träume,
Es zieht durch alle Bäume
Ein ahnungsvolles Weh.

Die Sehnſucht, wie ein Dieb,
Schleicht durch die Nacht, die ſchwüle;
Schlaf wohl auf weichem Pfühle,
Schlaf wohl, mein ſüßes Lieb.

Kennſt du die Sehnſucht auch?
Sie iſt ein Kind, ein ſcheues,
Und doch ein liebes, treues,
Sein Gang iſt wie ein Hauch.

Es ſchleichet leiſ' umher
Und guckt in alle Ecken,
Als gält' es nun, zu wecken
Das ganze Elfenheer.

Und ſieh! ein Aeuglein klar
Schaut aus dem Kelch der Roſe
Und dort aus dunklem Mooſe
Hebt ſich ein Flügelpaar.

So geht es fort und fort,
Aus allen Sträuchen ſchlüpft es,
Aus allen Kelchen hüpft es;
Sey ſtill und ſprich kein Wort.

Schließ deine Aeuglein klar,
Mein Lieb, auf weichem Pfühle;
Es tanzet durch die Schwüle
Der Nacht die Elfenſchaar.

Die Luft iſt wonnewarm,
Die Blumenglocken klingen
Und Lieb' und Sehnſucht ſchlingen
Den Reigen Arm in Arm.

Der Mond mit bleichem Schein
Schaut nieder auf den Reigen,
Er möcht' vom Himmel ſteigen
Und auf der Erde ſeyn.

Und mit den Augen hohl,
Durch der Ruine Fenſter
Seh'n lüſtern die Geſpenſter —
Schlaf wohl, mein Lieb, ſchlaf wohl!

Schlaf wohl im Kämmerlein,
Schlaf wohl auf weichem Pfühle,
Die Nacht iſt bang und ſchwüle,
Bald wird es Morgen ſeyn.

6.

Die wilden Stürme ſchlafen,
Der Leidenſchaften Wogen,
Die einſt ſo hohl umbrauſet
Mein Lebensſchiff, ſie ruhn.
Mein Herz iſt in den Hafen
Des Friedens eingezogen;
Wo Aufruhr jüngſt gehauſet,
Herrſcht tiefe Stille nun.

Ob meinem Haupte ſchweben
Seh' ich des Himmels Bläue,
Ich ſeh' die goldne Sonne
Mir ſtrahlen in's Geſicht.
Wie Himmel, o mein Leben,
Iſt mir dein Aug', das treue,
Dein Lächeln voller Wonne
Iſt mir wie Sonnenlicht.

O ſüß iſt's, eingewieget
Von ſolchen weichen Armen,
Zu ruhn an ſolchem Herzen,
Zu ruhn an ſolcher Bruſt!
Um meine Seele ſchmieget
Sich inniges Erwarmen
Und alle, alle Schmerzen
Sind aufgelöst in Luſt.

Die Savoyarden in Paris.

(Fortſetzung.)

Merkwürdig iſt's, daß dieſe beiden Abtheilungen von Kindern eines und deſſelben Landes keinerlei Gemeinſchaft mit einander haben. Wie ſie bei ihrem Weggang aus dem Vaterland und auf der langen Reiſe nie zuſammenhalten und ſich vereinigen, ſo auch in Paris. Es iſt, als gehörten ſie ganz verſchiedenen Ländern an. Ich kann dieſe Entfernung nicht in einer Verſchiedenheit des Volkscharakters ſuchen, denn dieſer iſt ſich in allen Theilen des Landes ſo ziemlich gleich; höchſtens zeigt ſich bei den Leuten in der Nähe Genfs und an deſſen See, die mit Genf und Waadt vielfach verkehren, mehr Wohlhabenheit, gebildetere Form, aber weniger patriarchaliſche Sitte, als bei den Bergbewohnern der ärmeren und einſameren Tarantaiſe und Maurienne. Da aber dieſe Verſchiedenheiten ſie in Savoyen ſelbſt nicht fern von einander halten und entfremden, ſo läßt ſich dieß auch nicht wohl für Frankreich und Paris annehmen. Ich glaube vielmehr, es iſt auch dieß traditionelle Klugheit oder Inſtinkt: ſie halten ſich bei ihrer bedeutenden Anzahl in Paris ſo viel wie möglich auseinander, um ſich den Markt und die Kundſchaft nicht zu verderben.

In Paris begreift man gewöhnlich unter dem Namen Savoyarden auch die Piemonteſer, deßgleichen die jungen Leute aus der Auvergne und den franzöſiſchen Alpen. So nennt man Savoyarden alle Waſſer- und Kohlenträger, Kaſtanienverkäufer, Rauchvertreiber (fumistes), die Händler mit Seidenhaſenbalgen, die kleinen Schornſteinfeger, die Knaben mit Murmelthieren und Affen u. ſ. w. Alle dieſe kleinen Gewerbtreibenden mögen ſonſt Savoyarden geweſen ſeyn; jezt iſt es nicht mehr ſo. Die bei weitem meiſten jener Gewerke gehen die Savoyarden nichts mehr an. Dagegen ſieht man ſie ihrer Treue wegen als Commiſſionärs, Kaſſendiener, Magazinburſche, Handlanger, beſonders viele als Maurer und Steinmetzen, auch als Kalenderherumträger u. ſ. w.; manche handeln mit Nadeln, Bändern und Quincailleriearticeln; nie aber geben ſie ſich mit Waſſer- oder Kohlentragen und mit Kaſtanienverkauf ab. Dieſe Leute kommen faſt alle aus der Auvergne, man erkennt ſie leicht an ihren groben, wollenen kaſtanienfarbenen oder grauen Kleidern, die ſonſt auch die Savoyarden trugen. Leztere ſind jezt in der Regel anders angethan. Ueber einem langen weiten Beinkleid von ſtarkem, dunkelblauem Baumwollenſammet tragen ſie eine dergleichen lange Jacke und eine übergeſchlagene Weſte von blauem Tuch mit Metallknöpfen, dazu eine Kappe und ſtarke Nägelſchuhe. Ihre einfachen Sonntagskleider ſind ausgezeichnet reinlich, und gerade dadurch unterſcheiden ſich die Savoyarden entſchieden von den Auvergnaten.

Sie hauſen nie einzeln, ſondern vereinigen ſich zu ſechs, acht oder zehn, um ein großes Zimmer auf gemeinſchaftliche Koſten zu miethen und zu möbliren. Dieß nennen ſie eine Chambrée. Die einzigen Möbeln beſtehen in Strohſäcken auf der Erde, die ihnen zugleich als Stühle, Tiſche und Betten dienen. Der älteſte Knabe

iſt hier Haupt, Richter und Polizeimann, in der Regel braucht er aber für dieſe Funktion das ganze Jahr über den Mund nicht zu öffnen, ſo viel Rechtsſinn und natürlichen Verſtand haben die Buben. Die Meiſten führen durch die Natur ihrer Geſchäfte, beſonders als Commiſſionärs, ein ſehr unſteres Leben, können alſo nur unregelmäßig ihre Mahlzeiten einnehmen; ſie eſſen daher bald da, bald dort, wo ſie gerade am meiſten Hunger haben. Sonn- und Feiertags vereinigen ſie ſich jedoch mit einigen Andern ihres Orts oder ihres Thals, um zuſammen zu eſſen, etwas weniger ſchlecht als in der Woche. Das Glas mit dem verfälſchten Pariſer Wein in der Hand, ſprechen ſie dann von ihrem Dorf, erzählen ſich Geſchichten aus ihren Bergen und friſchen ſich das Gemüth durch dieſes Echo aus der Heimath wieder an. Bei dieſen gemeinſamen Mahlen ſind ſie jedoch nie zahlreich, nie laut, oder gar ausgelaſſen, nie führen ſie ſchlüpfrige oder unſittliche Reden, gleichen alſo in nichts den Pariſer Gamins, mit denen ſie doch auf der Straße vielfach in Berührung kommen. Solche Feſteſſen ſind auch nur ſelten, was ſich aus der ſtrengen Sparſamkeit und beſonders aus einem Zug erklärt, der den Savoyarden, auch den jüngſten, ganz eigenthümlich iſt und viel zu ihrem guten Vernehmen unter einander beiträgt. Sie ſind herzlich, traulich und offen zuſammen in Allem, was ihre Heimath betrifft, aber über ihre Unternehmungen, Geſchäfte, Verbindungen und Bekanntſchaften in Paris, über deren Fortgang, Gelingen oder Nichtgelingen, über ihre Erſparniſſe beobachten ſie gegenſeitig tiefes Stillſchweigen und fragen ſich nie darüber. Nur wenn Einer durch Krankheit oder ſonſt unverſchuldet in Noth geräth, was jedoch nur ſelten geſchieht, treten Alle aus ſeiner Gegend zuſammen und helfen ihm. Streitigkeiten ſind auch ſehr ſelten. Sie werden durch eine ſich natürlich und von ſelbſt bildende Jury der älteren und angeſehenern Landsleute entſchieden oder in letzter Inſtanz durch einen Geiſtlichen ihrer Kirche, den ſie in allen wichtigen Dingen zum Rathgeber, Obmann und Oberrichter nehmen.

Sind die Savoyarden die ganze Woche über unabläſſig im Geſchäft in ihren Stadttheilen zerſtreut, ſo haben ſie dafür Sonntags einen feſten Vereinigungspunkt, nämlich in der von ihnen erwählten Kirche, wo ſich der religiöſe Sinn und die exemplariſche Frömmigkeit der jungen Leute im ſchönſten Licht zeigt. Vor den Juliustagen 1830 vereinigten ſie ſich in der Kirche der fremden Miſſionen, Rue du Bac, wo ſeit länger denn einem Jahrhundert für ihren Religionsunterricht und ihren Gottesdienſt geſorgt wurde. Aus örtlichen Urſachen hörte aber dieſes Werk der Frömmigkeit auf und die jungen Leute gehen jezt in die große Katechismuskapelle der Kirche St. Germain-des-Près. Um fünf Uhr Abends hält ihnen ein Geiſtlicher der Fremdenmiſſion eine Veſperandacht; dann folgt ein kurzer zweckmäßiger Religionsunterricht und zulezt werden einige geiſtliche Lieder geſungen, wobei die Knaben durch Schreien aus vollem Hals beſondere Andacht zu bethätigen glauben. Nach dieſem Gottesdienſt gehen ſie nicht etwa in eine Kneipe oder an einen öffentlichen Vergnügungsort, ſondern nach Haus und legen ſich bald auf ihre Strohſäcke; denn wie die Murmelthiere ihres Landes, halten ſie viel auf Schlaf; dieſem aber können ſie nur Sonntags recht nachhängen, denn Montags früh müſſen ſie wieder bei guter Zeit heraus an's Geſchäft, das bei ihnen keinen blauen Montag duldet, ſo gern ſie auch ſonſt die blaue Farbe haben.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Die Ueberſchwemmung.

Noch leben wir in der lebendigſten Erinnerung der vor vierzehn Tagen eingetretenen gewaltigen Ueberſchwemmung unſerer Stadt und Umgegend. Das höchſte Waſſer, das Frankfurt je erlebte, war das von 1784. Damals war es noch um einen halben rheiniſchen Fuß höher gegangen, und dennoch war dießmal das Waſſer in der Stadt weit mehr vorgedrungen. Im Jahr 1784 war aber das Hochwaſſer mit dem Eisgang des Main eingetreten und hatte namentlich die Mainbrücke ſtark bedroht. Dießmal trat die ſchwellende Fluth erſt ein, als die Schneemaſſen des Fichtelgebirges und des Speſſarts, ſo wie die der Berge der Nebenflüſſe des Mains in reißende Bergſtröme ſich verwandelt hatten. Ich will nicht noch einmal das klägliche Bild entrollen, das die Ueberſchwemmung unſerer Gegend darbot; die Tagesblätter haben es gezeichnet. Wenn man aber noch jezt an den Ufern des Mains bemerkt, welche Verwüſtungen die Gewalt des Waſſers angerichtet, wenn man ſieht, daß ſich auf beiden ſogenannten ſchönen Ausſichten das Pflaſter geſenkt und geſpalten, viele Häuschen in Sachſenhauſen einzuſtürzen drohen, daß unſere altehrwürdige Mainbrücke dem erzürnten Neptun einen ihrer kräftigſten Strebepfeiler opfern mußte; wenn man in den an den Main grenzenden Straßen bemerkt, wie viele Wohnungen der Fußböden entkleidet ſind, um wiederhergeſtellt zu werden, daß vierzehntägige Anſtrengungen die katholiſche Leonhards- und die evangeliſche Dreikönigskirche (leztere in Sachſenhauſen) noch nicht austrocknen und dem Gottesdienſt wieder übergeben konnten; wenn man endlich mit Erſtaunen ſieht, welche Waſſermaſſen den Kellern noch jezt entpumpt werden, dann kann man ſich eine ſchwache Vorſtellung von der großen Waſſersnoth machen. Leicht begreift es ſich, daß viele unſerer Mitbürger dabei in großen Schaden gekommen ſind. Diejenigen, welche berechtigt ſind, das öffentliche Mitleid in Anſpruch zu nehmen, werden entſchädigt, denn es ſind durch das Hülfscomité, das ſich ſogleich aus den erſten Bürgern gebildet, durch den Wohlthätigkeitsſinn reicher Menſchenfreunde (einzelne ſendeten 1000 Gulden), durch die Conzerte des Liederkranzes und des Cäcilienvereins

sehr bedeutende Summen zusammengeflossen, wie denn überhaupt Frankfurt immer groß dasteht, wenn große Leiden an sein thätiges Mitgefühl appelliren. Welche Hülfe wird aber den vielen Hunderten — um nicht Tausenden zu sagen — in den meistens armen Uferorten des Mains und seiner Nebenflüsse, deren Existenz durch die Wasserfluth auf eine Reihe von Jahren, vielleicht auf immer erschüttert wurde! — Noch ist von keiner der betreffenden Regierungen bekannt geworden, daß sie die ihren armen Unterthanen geschlagenen Wunden wieder, wenn auch nur nothdürftig, geheilt habe. Aus diesem Grunde ist auch in unserer Stadt das Mitleiden für die Noth der Wasserbeschädigten der Umgegend — welchem Lande sie auch angehören — angeregt worden, und gewiß nicht ohne gute Folgen, obgleich nach dem Geständnisse des Hülfscomité's hier noch sehr viel zu thun ist. Aber mehr als aller materielle Verlust ist der Umstand zu beklagen, daß die feuchten Wohnungen auf die Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß üben, namentlich nach einem so langen und strengen Winter. Mit dem Eintritt des sonst so wetterwendischen Aprils hat aber jener sein Regiment niedergelegt, und da sich in unsern Tagen auch die Natur in Extremen gefällt, so schritt sie gleich zu einer Frühlingshitze, die sich indessen wieder etwas verloren hat und dem April seinen launischen Charakter einräumt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

Thiers' Geschichte des Konsulats und des Kaiserthums. — Concerte. — Italienische Oper. — Der Zwerg Tom Thumb.

Ich habe oben von den lobhudelnden Artikeln gesprochen, welche über Thiers „Geschichte des Konsulats und des Kaiserthums" in den Tagesblättern erschienen sind. Diese große Arbeit verdient unstreitig in mehr als Einer Hinsicht Lob und Preis von Seiten der französischen Nation, indessen werden doch, bisher freilich nur im Stillen, einzelne Stellen getadelt. So haben sich neulich die Gelehrten, welche vom ehemaligen egyptischen Institute noch übrig sind, vereinigt, um Thiers zu bewegen, das Betragen Klebers, den er als einen auf Bonaparte eifersüchtigen General schildert, aus einem richtigern Gesichtspunkte aufzufassen und darzustellen, als er gethan. Sie, welche Kleber genau gekannt haben, betrachten ihn als einen der edelsten Männer der Revolutionszeit. Will sich Thiers nicht dazu verstehen, diesem Helden die ihm, wie sie glauben, gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sind sie gesonnen, ihre Bemerkungen bekannt zu machen. — Die französische Bearbeitung des Schillerschen Wallensteins ist nur zwei- oder dreimal gegeben worden. Der Direktor des Odeons hat bald eingesehen, daß dieses Trauerspiel wegen des vielen Schauwerks zu kostspielig ist und das Publikum doch nicht gehörig anzieht. — Berlioz äußerte neulich in einem Journalaufsatze über musikalische Leistungen, die Konzertwuth sey in diesem Jahre nicht so arg wie im vorigen; er habe erst 129 Konzerte gezählt, während im vorigen Jahre 240 gegeben worden. Berlioz übertreibt die Sache vielleicht ein wenig; allein es gibt Abende, an welchen drei Konzerte auf einmal stattfinden. Die ewigen Offerte von Billets sind eine große Last für die Reichen, und es ist dies keine kleine Ausgabe, da jedes Billet 10 Francs kostet und man ihnen mehrere auf einmal schickt. Wer sich von einem Virtuosen Unterricht geben läßt, oder Leute der Art zuweilen eingeladen hat, um zu den Annehmlichkeiten der Soiréen beizutragen, kann sicher seyn, daß man am Tage des Konzerts auf seinen Zuspruch rechnet, und er kommt ohne den Ankauf einiger Billets nicht los. Der königlichen Familie sollen oft zehn bis zwölf Billets für ein einziges Konzert zugeschickt werden, und wahrscheinlich wird sie aus Höflichkeit oder Eigennutz von wenigen Konzertgebern übergangen. Dieser Unfug scheint mit jedem Jahre zuzunehmen, und die Reichen klagen mit Recht über die Zudringlichkeit mancher Virtuosen, besonders derer, welche ihren Ruf erst zu gründen haben. Ferner gibt es viele Konzerte zu wohlthätigen Zwecken, und dann solche, welche von den Herausgebern musikalischer Zeitungen veranstaltet werden. Einige geben ihren Abonnenten außer einem oder zwei Konzerten im Jahr noch eine Anzahl von Musikalien mit in den Kauf, eines läßt ihnen sogar die Wahl unter einer Menge von kleinen Kunstsachen, als Statuetten und dergleichen. Der Berlioz'schen kolossalen Konzerte sind bis jetzt erst zwei oder drei gegeben worden; es mag ihm schwer werden, mit seinen Phalangen von Musikanten zurecht zu kommen. — Die italienische Oper hat mit dem März ihre Vorstellungen geendigt, und Sänger und Sängerinnen sind zum Theil nach London gegangen, um während der dortigen Saison aufzutreten. Dießmal hat sie hier kein einziges neues oder den Musikliebhabern unbekanntes Stück auf die Bühne gebracht, und dennoch sind die Vorstellungen ungefähr so stark besucht worden als sonst. Die einzige Sorge des Direktors ist, Virtuosen aufzutreiben. Dieß ist keine Kleinigkeit, aber er hat sechs Monate Zeit dazu. So hat er dießmal Dlle. Grisi, die Prima Donna, zu ersetzen, welche sich nach einem freien Leben sehnt, und den Tenor Mario, welcher der Dlle. Grisi folgt. — Als eine Sehenswürdigkeit hat Paris gegenwärtig den Zwerg Tom Thumb oder Däumling, französisch Tom Pouce genannt, ein armes Kind aus Amerika, welches, wie es zu geschehen pflegt, den Eltern von einem Spekulanten zu hohem Preise abgekauft worden ist, und jetzt mit seinem Besitzer umherreist und sich für Geld sehen lassen muß. Es hat nicht an Zeitungsartikeln gefehlt, um die Neugier der Pariser zu reizen, und zudem hat man ihnen das Beispiel der Engländerinnen vorgestellt, welche enthusiastisch für diesen Zwerg eingenommen waren. Der Käufer des armen Kindes eilt, seine Waare auszubeuten; denn wenn es plötzlich aufwüchse, wie dieß bei einem andern Zwerglinde vor einigen Jahren der Fall gewesen seyn soll, so wäre es um das Wunder, somit um die Einnahme geschehen. Der Spekulant scheint es vorzüglich auf die reiche Welt angelegt zu haben. Er läßt das Kind in einem schönen kleinen Wagen fahren, zieht ihm kostbare Kleider an, und anstatt es in einer Marktschreierbude zu zeigen, läßt er es im großen Konzertsaale der Straße Vivienne einige Stunden des Tags auftreten. Abends begibt sich das Kind mit seinem Gefolge zu den Herrschaften, welche 200 Francs zahlen wollen, um das Vergnügen seiner Gegenwart zu genießen. Es theilt Visitenkarten aus, welche ungefähr so groß sind wie der Nagel des Daumens, und kleine Medaillen, auf welchen Thumb abgebildet steht, und zwar neben einer Flasche, die halb so groß ist als er. Ueber dergleichen Dinge gerathen aber die Pariserinnen nicht so leicht in Enthusiasmus als die Engländerinnen; freilich versteht Thumb die französische Sprache nicht und kann ihnen nichts Witziges vorsagen. Dieß ist ein großes Hinderniß seines Fortkommens in Frankreich. Bei Hofe hat er gleich Anfangs seine Aufwartung gemacht; allein sobald man ihn gesehen hatte, war das Vergnügen zu Ende. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 15.

Sonnabend, 3. Mai 1845.

[125] **Neue Musikalien**

im Verlag

von **C. F. Peters**, Bureau de Musique, in Leipzig,

durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Beethoven, L. van, Septuor, Op. 26, arr. en Trio pour Piano, Violon et Violoncelle, par C. G. Belcke. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Du! „aus dem Adagio des Septett, Op. 20“ mit Begleitung des Pianoforte, Dichtung von Christern. 10 Ngr.

Bergt, A., Sonate pour deux Pianos, Oeuvr. 1. 2 Thlr. 10 Ngr.

Döhler, Th., Un été à Lucques. 12 Mélodies italiennes, avec accomp. de Piano, Op. 57.

Nr. 1. Uno sguardo ed una voce / Ein Blick — ein Wort } Duettino 13 Ngr.
— 2. Ama, o cara! / Küsse und Liebe } ..... 13 Ngr.
— 3. Proponimento, / Vorsatz. } ..... 13 Ngr.
— 4. Adio! / Abschied. } ..... 10 Ngr.
— 5. Ah! m'odi! / Du meines Lebens Seligkeit. } ... 13 Ngr.
— 6. Ti sovvieni etc. / Denkst du jener Zeit. } ..... 10 Ngr.
— 7. La vita. / Mein Leben. } ..... 13 Ngr.
— 8. La Zingara, / Die Zigeunerin. } ..... 13 Ngr.
— 9. N'orfano proscritto, / Die verbannte Waise. } ..... 10 Ngr.
— 10. L'ultimo sospiro, / Der letzte Seufzer. } ..... 10 Ngr.
— 11. Il Pescatore / Der Fischer. } ..... 10 Ngr.
— 12. Il nuovo barcarolo, / Der neue Schiffer. } Duettino ... 18 Ngr.

— — Douze Romances sans paroles pour le Piano. Op. 57. Cah. 1. ..... 25 Ngr.
„ 2. ..... 28 Ngr.
„ 3. ..... 28 Ngr.
„ 4. ..... 1 Thlr.

Reissiger, C. G., Grande Sonate pour Piano et Violon, Op. 178. ..... 2 Thlr. 5 Ngr.

Wolff, Ed., Cinq Valses pour Piano, Op. 112. 20 Ngr.

---

[122] So eben erschienen bei **Whistling** in Leipzig und sind in allen soliden Musikhandlungen zu haben:

Jesuitenlied und Muckerlied von Truhn, nach Béranger für eine Singstimme. Op. 76. à 7 ½ Sgr.

Truhn ist durch seine Lieder: Hidaljo, Zigeunerknabe, Wanderschaft und Heimath, Fiorja, Lieder von Burns, An der Donau, Stille Lieder, Nordische Liedergrüße, Volkslieder, Korb, An der Donau, Scheiden und Leiden, durch die komischen Männerquartette und seine 3 Vocalquartette, Op. 70, anerkannter Liebling der Gesangswelt; die obigen 2 Zeitlieder werden gewiß willkommen seyn.

---

[120] Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre

von der

Musikalischen Komposition

praktisch-theoretisch

von

A. B. Marx.

Dritter Theil: Die angewandte Kompositionslehre. In gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Leipzig, 15. April 1845.

Breitkopf & Härtel.

---

[121] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Herrn Buffey's Wallfahrt

nach dem heiligen Rock.

Genrebild von A. Brennglas.

Preis broch. 6 gGr.

Der Teufel in Berlin.

Von Feodor Wehl.

Preis broch. 8 gGr.

Die Mässigkeitsvereine in Deutschland,

ihre Gefahren und ihr Nutzen.

Von Ch. Feldmann.

Preis geh. 3 gGr.

Hamburg. Verlags-Comptoir.

---

[114] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Dreißig Jahre

in

Rußland

von

Eduard Rudolphi.

Zwei Bände in 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. = 4 fl.

Die politisch-wichtige Schrift eines Mannes, der in den letzten 30 Jahren vermöge seiner Stellung wohl wie wenige befähigt ist, den Schleier von dem innern Haushalt im russischen Reich zu lüften und Licht zu geben über Vieles, was dort geschehen ist und noch geschieht, ist für die ganze gebildete Lesewelt von größtem Interesse. Inhalt der beiden Bände:

Erster Band: Erster Eindruck. Größe. Gränzsperre. Volk. Regierung. Bestechung. Tschinownik. Betitelter. Justiz. Die Ostseeprovinzen. Russische Sprache und Literatur. Alexander I. Nikolaus I.

Zweiter Band: Ein vierzehnjähriger Prozeß.

Oeffentliches und Privatleben. Ruſſiſche Kaufmannſchaft. Kirche. Schule. Finanzverwaltung. Geheime Polizei. Theater. Journaliſten. Marquis de Cuſtine.

---

[123] **Für Leſecirkel und Leihbibliotheken.**

Bei E. L. Fritzſche in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Pelani, H. E. U., Die armen Weber und andere Novellen, aus den Myſterien einer neueren und älteren Zeit. 8. eleg. broch. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr.

Charles, Jean (Verf. von „Schöne Welt," „Donna Quirotta"), **Der Abenteurer oder Hundert Leben in Einem.** Aus dem Tagebuche eines hochgeſtellten Mannes. 3 Bde. 8. eleg. broch. Preis 3 Rthlr.

---

[115] Im Verlage der Unterzeichneten iſt erſchienen:

Mémoires de

Frédérique Sophie Wilhelmine,

Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand, depuis l'anné 1706 jusqu'à 1742, écrits de sa main. Nouvelle édition. En deux volumes. 8. Velinp. Preis 3 Thlr.

Menſchen und Gegenden.

Von

Thereſe,

Verfaſſerin der „Briefe aus dem Süden", „Faltenbergs" ꝛc.

8. fein Velinp. geh. Preis 2 Thlr.

Braunſchweig, März 1845.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[119] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Sortiments-Buchhandlungen zu haben:

Lateiniſche Sprachlehre.

Von

Heinrich Hattemer,

Profeſſor an der Kantonsſchule in St. Gallen.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

In der Verſammlung der Philologen zu Gotha im Jahre 1840 brachte Herr Hofrath Thierſch die parallele Behandlung der deutſchen, lat. und griech. Grammatik in Anregung: wie durch eine ſolche Behandlung und Zurückführung dieſer Sprachen auf eine ihnen gemeinſchaftliche Baſis, Gliederung und Anordnung, eine Menge von Schwierigkeiten, unnützen Wiederholungen, ſchädlichen Verſchiedenheiten, ja Widerſprüchen, die aus einer abweichenden Behandlung jeder der einzelnen Sprachen erwachſen, vermieden werden könnten. Dabei war er der Meinung, daß außer einer übereinſtimmenden Terminologie und Anordnung ſich eine ſolche Uebereinſtimmung erreichen laſſe, die ſich bis auf die einzelnen §§. erſtrecke. Indem aber gewiſſe Begriffsbeſtimmungen und Erklärungen für alle drei Sprachen gemeinſchaftlich ſich geben ließen, würde die Grammatik der einen zur Grundlage der andern dienen können, namentlich die deutſche zur Grundlage der lateiniſchen, dieſe oder beide wieder zur Grundlage der griechiſchen, ſo daß die neu eintretende nur als die Anwendung des allgemeinen auf den beſonderen, dem früheren analogen, Stoff erſcheine.

Auf der folgenden Verſammlung in Bonn wurde die Sache weiter beſprochen. Während ein Theil der Philologen noch immer die Möglichkeit der Ausführung in Abrede ſtellt, machte es ſich Herr Dr. Krüger, Prof. und Direktor in Braunſchweig, zur Aufgabe eines Programmes (Andeutungen zur Parallelgrammatik. Braunſchweig 1843), nachzuweiſen, nicht nur daß die Sache möglich ſey, ſondern daß auch ſchon in der That die glücklichſten Verſuche gemacht worden ſeyen. Den erſten Preis trägt Herr Hattemer für ſeine deutſche (Mainz, bei Kupferberg) und lateiniſche Sprachlehre (J. G. Cotta'ſcher Verlag) davon, in denen bereits eine völlige Conformität erreicht ſey.

Dieſe Conformität der Hattemeriſchen Lehrbücher erſtreckt ſich nicht nur auf die Anordnung, ſondern ſogar auf die Behandlung der einzelnen Theile. Wir wollen z. B. nur die ſchwierige Lehre vom Tempus erwähnen, die wohl manchen überraſchen dürfte. Herr Hattemer fußt einerſeits in der logiſchen Schule Beckers, andererſeits in der hiſtoriſchen Schule von Grimm, Bopp u. ſ. w., wodurch es ihm allein möglich ward zu leiſten, was er geleiſtet hat. Rektifikation und Vereinfachung ſeiner Vorgänger wird man faſt auf allen Blättern erkennen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Chronologiſches Regiſter

der

fränkiſchen Revolution

von Eröffnung der erſten Verſammlung der Notablen bis zur Einführung der Conſular-Regierung,

22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799

von

Dr. C. L. Poſſelt,

bedeutend vermehrt und fortgeſetzt

von

C. Jochmus,

Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit dieſem Band iſt das ganze Werk geſchloſſen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Regiſter, wodurch der Werth dieſer für den Geſchichtsfreund ſo wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anſchaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bande auf

8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Betrachtungen über Diplomatie

von

Friedrich Kölle.

8. in Umſchl. geh. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt ſich die Freiheit, auf dieſes Buch nicht nur die Männer vom Fach, ſondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerkſam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine ſo ſehr verkannte Disciplin unparteiiſcher, vollſtändiger und mit mehr Rückſicht auf die Richtung der Geiſter als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit, deutſcher oder ausländiſcher Literatur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Wohlfeile Ausgabe von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

[109] Die so eben versandte:

Geschichte des dreißigjährigen Krieges

von

Schiller.

gr. 8. geh. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

empfiehlt sich durch Korrektheit und zweckmäßige Ausstattung, so wie durch ihre Billigkeit hauptsächlich dem Schulgebrauch. Die Einführung desselben in vielen Lehranstalten war die Veranlassung zu dieser neuen Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[110]

Pyrker's sämmtliche Werke.

So eben erschienen in unterzeichnetem Verlage:

Johann Ladislav Pyrker's

sämmtliche Werke.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Taschenausgabe. 3 Bände.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Die unausgesetzte Theilnahme, die fortwährend sich steigernde Verbreitung, welche die Schriften Pyrker's, des einzigen Epikers unserer Zeit finden, sind ein erfreulicher Beleg dafür, daß das wahrhaft Schöne und Edle seine Würdigung zu allen Zeiten findet. Pyrker's Harfe, die „nur Erhabenem tönte" wird überall gerne vernommen, ob der Streit der Meinungen auch noch so laut tobe, die Lieder des hohen Sängers werden siegreich emporsteigen über die Mißtöne der Zeit, und die Gemüther, die mit den Zerwürfnissen des Tages, mit den Plackereien des Parteigeistes sich unfruchtbar abgemüht, wieder mit dem Ruhme der Vergangenheit erfüllen, oder zu dem Sternenhimmel des Glaubens hinaufheben.

Der erste Band enthält das Heldengedicht: Tunisias.

Der zweite das Heldengedicht: Rudolph von Habsburg.

Der dritte: die Perlen der heiligen Vorzeit.

Um den Ankauf für Lehranstalten zu erleichtern, sind wir bereit bei 25 und mehr Exemplaren den Preis auf 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr. zu ermäßigen, wenn diese Zahl auf einmal genommen wird.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[108] So eben versandten wir an alle Buchhandlungen:

Römische Topographie

in Leipzig.

Ein Anhang zur

Beschreibung der Stadt Rom

von

L. Urlichs.

gr. 8. geh. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die Angriffe des Herrn Professor Becker in Leipzig gegen die Beschreibung von Rom werden in dieser Schrift beleuchtet, und der Mangel an Gründlichkeit seiner Kritik nachgewiesen. Es bildet diese Schrift aber keineswegs eine reine Controverse, sondern gibt auch dem Alterthumsforscher neue Aufschlüsse über die ewige Stadt.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[100] **Unentbehrliches Handbuch für die Besucher Roms.**

In Unterzeichnetem erschien so eben:

Beschreibung Roms.

Ein Auszug

aus der

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner und **Ludwig Urlichs.**

Mit einem lithographirten Plane der Stadt.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Vorstehender Auszug aus dem großen Werke der Beschreibung der Stadt Rom ist zunächst bestimmt, auch dem nicht gelehrten Kreise von Lesern als Führer in der ewigen Stadt zu dienen, und zur Betrachtung derselben eine erschöpfende Anleitung zu geben.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte der Philosophie

vom

allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt

von

Dr. H. C. W. Sigwart,

Ritter des Ordens der württembergischen Krone.

Dritter und letzter Band.

gr. 8. Velinpapier broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Zweite Periode. Sechster Abschnitt. Von J. Kant bis auf die Gegenwart. I. Einleitung. II. Geschichte der Philosophie. 1) Im. Kant. 2) J. G. Fichte. 3) F. W. J. Schelling. 4) F. H. Jacobi. 5) G. W. F. Hegel. III. Schlußbetrachtung. Synoptische Tabelle. Personenverzeichniß.

Der Herr Verfasser, rühmlichst bekannt durch mehrere philosophische Werke, hat die Geschichte der Philosophie als Universitäts-Professor viele Jahre hindurch vorgetragen, und gibt nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner mühsamen Forschungen. Sein Standpunkt erhebt ihn über alle Parteien in diesem weitesten Felde menschlichen Wissens, und er läßt uns die Philosophie als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit erblicken. Dadurch allein ist es möglich die Geschichte der Philosophie selbst in einen weiteren Kreis einzuführen und zum Gegenstand einer allgemeineren Theilnahme zu machen.

Mit dem hier angekündigten dritten Bande ist das Werk nunmehr geschlossen. Der früher erschienene erste Band enthält die ältere Philosophie bis zur Zeit der Reformation; der zweite die neueuropäische Philosophie bis Kant. Vollständige Exemplare à 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 gGr. können durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[103] So eben wurden von dem Unterzeichneten versandt:

Gedichte

von

J. W. von Goethe.

Neue wohlfeile Ausgabe in Octav.

2 Theile.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. Mai 1845.

Threescore and ten I can remember well;
Within the volume of which time I have seen
Hours dreadful and things strange.

Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

Von W. v. Chézy.

VI.

Die Haberreiter. *

Die Erwähnung des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges in der früher erzählten Geſchichte aus dem Leben des tapfern Chevert hat eine ſeit lange entſchlummerte Erinnerung in mir erweckt, und ich hätte wohl auch noch eine Begebenheit aus jenen Tagen zu berichten, bevor wir mit den Erzählungen wieder in unſere Zeiten, mithin hauptſächlich in die Napoleon'ſchen Kriege einlenken, die ja eben deßhalb, weil ſie ſo reich an Geſchichte ſind, einen Ueberfluß von Geſchichten mit ſich führen müſſen, wie ſie gewöhnlich nicht aufgeſchrieben und ſelbſt aufgeſchrieben vergeſſen zu werden pflegen, ſo daß ſie ſich zu neuer Unterhaltung zuweilen wieder hervorkramen laſſen, wie häusliche Mütter den Kindern nach dem Dreikönigstag einige der hübſcheſten Weihnachtsgaben verſtecken, um ſie damit gelegentlich auf's Neue zu beſchenken, oder wie einige Beiblätter politiſcher Zeitungen große nagelneue Aufſätze aus uralten Jahrgängen belletriſtiſcher Blätter liefern. Die Aelteren ärgern ſich freilich über dieſes leztere Verfahren, aber die Jüngeren verſchmauſen die aufgewärmte Koſt mit Behagen, und Aerger wie Behagen entſpringen hier demſelben Grundſaß, welcher einen Junggeſellen lehrt, nicht in demſelben Gaſthof nach der Karte zu Nacht zu ſpeiſen, wo er Mittags an der Gaſttafel ſizt. Die Geſchichte, welche ich jezt vortragen will, iſt meines Wiſſens noch nirgends aufgeſchrieben, viel weniger gedruckt worden, hat aber den Fehler, daß ſie bei weitem nicht ſo kurz und einfach ſich darſtellt, wie die fünf andern, welche wir an dieſem Abend ſchon vernommen haben, und dieſer Mißſtand hat ſeinen Grund in der Quelle, aus welcher ich meine Mittheilung ſchöpfe.

Ihr habt nämlich vor Kurzem, es werden kaum vier bis fünf Jahre her ſeyn, in den Zeitungen geleſen: zu Nieder-Aſchau ſey die Frau Maria Anna Kreithuber in einem Alter von hundert und ſieben Jahren geſtorben, nachdem die rüſtige Greiſin noch wenige Tage zuvor im Beſiz aller ihrer geſunden Sinne ſich mit den Obliegenheiten des Hausweſens befaßt habe. Dieſe Frau hab' ich um das Jahr zwanzig herum, eher früher wie ſpäter, öfters bei ihrem Enkel, dem hochwürdigen Herrn Johannes Nepomuk Ertl, Pfarrer zu Großholzhauſen, geſehen und

* Um den Leſer nicht zu ermüden, brechen wir mit dieſem Stück die Erzählungen aus St. Martins Nachtwache vorläufig ab. Das zweite Halbdutzend bleibt einem ſpätern Zeitraum vorbehalten.

mich überaus gern mit ihr unterhalten, welche Unterhaltung darin bestand, daß sie sprach und ich zuhörte; denn zum Zuhören waren freilich die hohen Jahre der „Rieder-Nanni" nicht mehr geeignet, aber ihre Zunge bedurfte nicht des Einölens, um ihren Gang zu gehen, und was alte Geschichten betraf, da war das Gedächtniß der guten Frau so sicher, daß sie noch in ihren lezten Jahren von Gerichtswegen bei Streitigkeiten über Stammtafeln, Abmarkungen, und dergleichen, mehr als lebende Urkunde einvernommen worden ist, deren Zeugniß bei dem Volk für zuverlässiger galt, als alle Lagerbücher. Aus dem Munde der Rieder-Nanni also hab' ich eine Geschichte von den Haberreitern als eine ihrer deutlichsten Jugenderinnerungen überkommen, und bemerke hier beiläufig zum Verständniß für landesunkundige Hörer, daß in Bayern viel mehr als bei uns, und zwar sogar in Markten und Städten, bis hinein in die Welt der Bürgerschaft von München, die Leute gewöhnlich unter ganz andern Namen im Umlauf sind, als die Bezeichnungen der Kirchenbücher und Besteurungslisten lauten. Ein ganz absonderlich auffallendes Beispiel davon war die alte Frau, die in den Verzeichnissen der Behörden Kreithuber hieß, den Beinamen aber davon führte, daß sie als Kind einige Jahre bei den Großeltern im Ried zugebracht hatte.

Der Nanni Vater war der Sternhammer zu Rosenheim, wie er von seinem Besitzthum, dem großen Wirthshaus am Marktplatz, hieß; ältere Leute nannten ihn auch wohl den Türken-Balthes-Buben, weil sein Vater unter dem „blauen König" * gegen die Türken gefochten hatte; sein eigentlicher Schreibname aber lautete Aloys Goblsperger, und zur Zeit des Erbfolgekrieges war er bereits ein Mann von gesezten Jahren, der sich um das herannahende Alter vorzüglich nur deßhalb bekümmerte, weil die harte Zeit sein mit großem Fleiß erworbenes Vermögen sehr beeinträchtigte, und er nun besorgte, nach einstiger Rückkehr besserer Tage nicht mehr lang genug zu leben, um die Lücken gehörig auszufüllen und seine Kinder wohlversorgt zu hinterlassen. Woraus ihr ersehr, daß der Sternhammer zu den vorsorglichen Hausvätern gehörte, aber wie gar viele seines Gleichen von der Meinung befangen war, seine Kinder blieben immerdar Kinder und würden nach seinem Tode hülflose Waisen seyn, welches Vorurtheil in das große Hauptstück von der Einfalt, jedoch in die Abtheilung von der rührenden Einfalt gehört, um derentwillen wir kaum merken, daß wir den Leuten etwas zu verzeihen haben, weil just diese ihre Schwachheit sie uns werth und lieb macht.

Wo der Innstrom, nachdem er zwischen dem Wendelstein und dem wilden Kaiser von seinen heimathlichen Bergen Abschied genommen, in die freie Ebene hinauswogend die Mangfall in sich aufnimmt, steht anmuthig unfern vom Fuß des Hochgebirges der Marktflecken Rosenheim, zu der Väter Zeiten als reich durch den Handel mit tirolischen Weinen gerühmt, blühend auch durch den Betrieb des Salzverschleißes und — wenigstens in meinen Tagen — durch den Besuch des Soolbades, den ich noch im Jahr Einunddreißig zahlreich genug fand, um den Verkehr zu beleben, aber nicht so stark, um die Sittlichkeit der Bevölkerung durch das Beispiel müßigen Wohllebens und durch lockenden Gewinn ohne eigentliche Arbeit zu gefährden, wie es in den Modebädern zu geschehen pflegt. Wie es heutzutage mit Rosenheim bestellt ist, weiß ich freilich nicht zu sagen, doch zähl' ich mir an den Fingern ab, daß mein liebenswürdiger Freund und Wohlthäter, der rothe Tiroler oder tiroler Rothe, seit Bayerns Anschluß an den Zollverein nicht mehr besonders lebhaft geht. Daneben weiß ich, daß das Bad inzwischen noch kein sogenanntes großes Bad geworden ist, und bin vollends ganz sicher, daß „der Wurm" nicht mehr steht, denn schon zu meiner Zeit wußten die ältesten Leute sich mit Mühe nur der Stelle zu entsinnen, wo sie die lezten Mauerreste des Schlößchens noch gesehen hatten, das von dem Lindwurm auf dem Schlußstein des Thorbogens seinen Namen führte.

(Fortsezung folgt.)

* Beiname, welchen die Türken dem gefürchteten Max Emanuel beigelegt haben.

Die Savoyarden in Paris.

(Schluß.)

Sie beschränken sich jedoch nicht auf jenen Gottesdienst in ihrer Kirche, sondern wenn sie nach vier oder fünf Jahren durch unablässige Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit außer ihren regelmäßigen Geldsendungen nach Haus zu einem gewissen kleinen Wohlstand gekommen sind, über den unsere heutigen jungen Leute außer Savoyen nicht wenig die Nase rümpfen würden, treten zwanzig oder dreißig Buben eines Orts oder eines Thals zusammen, um für die arme Kirche ihrer Heimath ein silbernes Gefäß, ein Crucifix, oder etwas Aehnliches machen zu lassen und es der Kirche als eine fromme Gabe zu übersenden. Gerade dieses Jahr haben sich sechzig Knaben aus einem Thal des Faucigny vereinigt und unter sich tausend Franken zusammengebracht zu einem Kirchenschmuck, den man im Lande den „Weg zum Kreuz" nennt.

Gewöhnlich bleiben sie zehn Jahre in Paris. Nach dieser Zeit läßt sich ungefähr ein Fünftheil ganz oder doch für's Erste dort nieder, die andern vier Fünftheile

kehren in ihre Heimath zurück. Schon früher haben sie jährlich ihre kleine Ersparniß nach Haus geschickt, manche zur Unterstützung ihrer armen Eltern und jüngern Geschwister, andere, um bei ihrem Dorf irgend ein Stückchen Land in der Nähe der Gletscher, des Schnees und der Lawinen, oder an abschüssigen Felsen für ein Geringes zu kaufen, wo sie einst vielleicht bei der mühseligen Arbeit den Tod finden, wie schon gar Manche vor ihnen. Allerdings sind die Knaben sehr sparsam und denken Tag und Nacht darauf, einen kleinen „Schatz" für ihre alten Tage zu gewinnen, aber jene Kirchengeschenke beweisen schon, daß ihre Sparsamkeit nicht in schmutzigen Geiz übergeht, wie das häufig bei den Auvergnaten in Paris der Fall ist. Man kann auf vier-, bis fünfmalhunderttausend Franken berechnen, was jährlich von den jungen Savoyarden nach Haus geschickt wird. Es ist ein schöner Zug der Franzosen und ihrer Regierung, daß sie diesen Erwerb der Fremden nicht hindern oder erschweren, wie dieß wohl in andern Ländern geschehen würde, wo man immer nur an die Landeskinder denkt. Die Buben zahlen nur die gewöhnliche Patentsteuer für ihr Gewerb. Indessen erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren Pariser Zeitungen darauf angetragen haben, die Savoyarden zum Besten der einheimischen Auvergnaten und französischen Alpenbewohner in Paris auszuweisen oder doch zu beschränken. Es ist jedoch beim Antrag geblieben und er hat keinen Anklang gefunden. Ihre Ersparnisse senden die jungen Leute durch ihre heimkehrenden Kameraden nach Haus, oder durch Frachtfuhrleute, denn das Geld besteht gewöhnlich in kupfernen Sousstücken, gerade wie sie es verdienen und auf die Seite legen. Schwerfällig und ungeschickt mögen diese Kupferrimessen seyn, aber an ihnen hangen wenigstens keine Vorwürfe, kein Unrecht, sondern als edler Rost Erinnerungen an sauern Schweiß, Entbehrungen, Ordnung und Sparsamkeit. Sparsamkeit, um mit dem mühsam Erworbenen Heimath und Eltern wohlthun zu können, ist einer der schönsten Charakterzüge der Savoyarden, der sich in den Millionen ausspricht, die der General de Boigne aus seinem Erwerb in Indien zum Wohl seiner Vaterstadt Chamberi verwendete, aber eben so gut im kleinen Kupferschatz, den der arme Knabe aus der Tarantaise nach Haus schickt, oder bei seiner Heimkehr selbst trägt.

Nur durch diese und ähnliche gute Eigenschaften erklärt sich, wie seit langen Jahren, mitten in der Brandung einer tobenden, schäumenden, ganz ungleichartigen Welt, die kleine Republik fest und kräftig besteht, unangefochten von den Gefahren und Verführungen des Pariser Lebens, treu heimathlicher Sitte und Art, ja in der glänzenden Stadt voll Sehnsucht, aus der blendenden Genußwelt in die armen, rauhen Thäler zu mühsamer, angestrengter Arbeit zurückzukehren.

Nun könnte man fragen: warum wandern denn jährlich so viel junge Leute nach Frankreich und besonders nach Paris aus? Bekanntlich sind die Franzosen schnell fertig mit ihrem Urtheil über andere Völker und Länder, wenn sie solche auch gar nicht, oder nicht genug kennen. So auch in Beziehung auf Savoyen. Da heißt es denn: „Die jungen Leute wandern dort aus wegen Intoleranz der katholischen Geistlichkeit, wegen des Drucks der Regierung, wodurch die Einwohner in einer Sklaverei gehalten werden, die allen Wunsch, jedes Gefühl, jede Regung im Keim erdrückt, endlich wegen gänzlichen Mangels an Arbeit." Als die französische geologische Gesellschaft im vorigen August in Savoyen ihre Sitzungen hielt, kamen viele aufgeklärte Franzosen hierher, sahen und hörten Vieles, wanderten im Lande umher, kamen mit allen Ständen in Berührung, besonders mit den Landleuten. Diese Männer mögen erklären, ob sie obige Vorwürfe für gerecht und begründet halten. Alle aber, welche Savoyen nie in der Nähe gesehen haben, mögen nur Eins bedenken. Die Geistlichkeit in jenem Lande mag die unbemittelten Einwohner, zumal auf dem Lande, viel, viel zu viel kosten, sie mag dadurch allerdings den Wohlstand der Einwohner beeinträchtigen, es mag auch diese Geistlichkeit in Beziehung auf protestantische Nachbarländer mancher bittere Vorwurf treffen, immer aber muß sie in Volkserziehung und Bildung Gutes leisten, denn sonst würden die in Paris sich selbst überlassenen jungen Savoyarden nicht Jahre lang merkwürdige Muster von Sittlichkeit, Redlichkeit und Intelligenz seyn. Und wenn sie in der Heimath wirklich so unglücklich und geistig unterdrückt sind und in Sklaverei gehalten werden, wie kommt es, daß der bei weitem größte Theil dieser Ausgewanderten nach zehn oder zwölf Jahren nicht in dem so oft als frei, glücklich und beglückend gerühmten Frankreich bleiben mag, sondern sich in seine unglückliche, sklavische Heimath zurücksehnt und auch dahin zurückkehrt? Eins nur ist wahr, der Mangel an Arbeit, als Folge des größtentheils undankbaren Felsenbodens in Savoyen. Wie sich aber auch in der Folge die Zustände des Landes gestalten mögen, immer werden viele junge Savoyarden nach Paris wandern. Bei ihren bescheidenen Ansprüchen, bei ihrer Redlichkeit, Treue und Thätigkeit können sie einmal in jener reichen, vielbewegten Welt weit leichter einen kleinen Wohlstand erwerben, als zu Haus in ihren armen Thälern. Ihr Leben in Paris ist unendlich freier, mannigfaltiger, gesünder und einträglicher, als das der Fabrikarbeit, wozu diese Alpenkinder weder Anlage noch Lust haben, und vor der sie auch der Himmel bewahren möge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Fortsezung.)

Die Messe. — Die städtischen Gewerbe. — Eisenbahnen.

Eine merkwürdige meteorologische Prüfung hatte unsere Ostermesse dießmal zu bestehen. Zuerst herrschte eine so strenge Kälte, daß es den Verkäufern kaum möglich war, den ganzen Tag über in den offenen Buden auszuhalten. Dann trat die hohe Wasserfluth ein, welche wenigstens die Verkäufer auf dem Römerberg zur Räumung der Buden und zur Flucht zwang, und darauf folgte die Frühlingshize. Mit der verflossenen Woche ist übrigens unsere Messe ganz zu Ende gegangen. Sie war herzlich schlecht. Da aber die Mode und der Luxus zu allen Jahreszeiten ihr Recht geltend machen, wurde auch auf dieser sonst so vielfach gestörten Messe in Luxus- und Modeartikeln viel abgesezt. Gesucht waren überhaupt nur die courentesten Artikel. Hatten die Großhändler Ursache, mit dem Resultate dieser Messe unzufrieden zu seyn, so war dieß bei den Kleinhändlern gewiß in einem noch weit höhern Grade der Fall, und Viele von ihnen wünschten eine achttägige Verlängerung der Messe. Unsere Behörde konnte aber nicht darauf eingehen, da die Meßfreiheit ohnedieß den hiesigen Detaillisten und Handwerkern keinen Vortheil bringt, und diese würden ob einer solchen Verlängerung sicher ein großes Geschrei erhoben haben. Aber auch auf dieser Messe machte sich die betrügerische Spekulation wieder sehr breit, und es bleibt unbegreiflich, wie sich das Publikum durch Ausrufungen, wie: „Fort mit Schaden!" „Fort um jeden Preis!" „Fast geschenkt!" u. s. w. verlocken lassen kann. Namentlich und fast nur sind es Juden, die auf solche Weise schlechte Waare an den Mann zu bringen suchen, und besonders wird großer Betrug in Leinen geübt. Die Behörden haben schon öfters in dieser Hinsicht Warnungen ergehen lassen, allein das Volk läßt sich doch immer wieder betrügen, und so bliebe also eigentlich nichts übrig, als polizeilich gegen den absichtlichen Betrug einzuschreiten. Doch das scheint man nicht thun zu wollen, weil man einen allzu umfassenden Begriff von der Handelsfreiheit hat. Handel und Betrug gehen als Brüder sehr oft Hand in Hand, und wenn die Phönizier als die ersten Kaufleute in der Geschichte genannt werden, waren sie auch die ersten Betrüger. — Betrug im Handel ist so relativ, daß der positive Begriff nur schwer festzustellen ist. — Ueber die allzu große Ausdehnung der Handelsfreiheit in unserer Stadt haben seit Jahren unsere Handwerker bittere Klagen geführt. Es kommt allerdings häufig vor, daß unsere ersten Schneidermeister Tuchlager unterhalten und ihren Kunden nicht allein die Kleider machen, sondern auch die Tücher verkaufen; allein diese Herren Schneidermeister betrachten sich als Kleiderfabrikanten, und so fern sie „Magazine" gefertigter Kleider unterhalten, als „Marchands." Auch hat der Buchbinder das Recht, einen Laden mit Etuiarbeiten und Schreibmaterialien zu unterhalten, und der Küfer kann nach einer Reihe von Jahren einen Weinschank eröffnen und Weinhandel treiben. Das sind alte Handwerksprivilegien, welche sich nicht umstoßen lassen, ohne daß das ganze Zunftgebäude erschüttert würde. Wenn es den Oesterreicher höchlich in Erstaunen sezt, daß hier ein Handelsmann mit Allem, was in den Handel einschlägt, Handel treiben darf und nicht nöthig hat, für jeden Zweig eine Concession zu lösen, so ist unser Handwerker darüber erzürnt, daß der Kaufmann viele Artikel feil bietet, die nur vom Handwerker verfertigt werden dürfen. Es mag kaum ein Handwerk geben, dessen Arbeiten nicht der Kaufmann von auswärtigen Fabriken bezieht und feil bietet. Das Rad der Zeit läuft nun einmal nur vorwärts und nicht zurück, und dieß bedenkend, muß sich der Handwerker der Zeitströmung anschließen, will er nicht von ihr bei Seite geschoben werden. Damit ist dem Handwerkerstand unserer Stadt nicht geholfen, daß er eine von weit mehr als tausend Namen unterzeichnete Petition beim Senat eingegeben und darin um kräftigeren Nahrungsschutz gebeten hat. Obgleich diese Petition schon vor Monden eingebracht worden, ist bis heute noch keine Resolution erfolgt, und in der That mag auch der Senat, der ohnedieß seine Beschlüsse nie mit Erläuterungen begleitet, nicht wissen, was er auf ein solches Begehren antworten soll. Die Petition eifert unter anderem auch gegen das auf unserem Gebiete sich ausbreitende Fabrikwesen, und wir haben kaum ein Dutzend Fabriken! — Der eigentliche Grund des Rückgangs der Gewerbe liegt im Stillstand der Ausbildung unseres Gewerbewesens. Unser Gewerbverein bietet zwar alle Kräfte auf, um unsern Gewerbestand für die heutigen Anforderungen empfänglicher zu machen, allein seine Bemühungen sind nicht mit besonderem Erfolge gekrönt. Während eine allgemeine Gewerbeausstellung nicht mehr zu Stande gebracht werden kann, hat der Gewerbeverein Ausstellungen der Arbeiten von Lehrlingen veranstaltet, um diese aufzumuntern und zu tüchtigen Gesellen zu bilden. Die Errichtung einer höhern Gewerbeschule steht allerdings nun in Aussicht, allein es fragt sich noch sehr, ob sie mit Mitteln ausgerüstet wird, wie unsere Zeit sie verlangt. Um aber unserem Gewerbestande im Aeußern mehr Geltung zu verschaffen, ist durchaus die Errichtung einer allgemeinen Industriehalle nöthig, und kein Gebäude eignet sich besser dazu, als die sogenannte Konstablerwache, die mit ihren Gefängnissen doch bald von der belebtesten Straße unserer Stadt verschwinden wird. Allerdings bietet diese Straße, die Zeil, jezt Alles dar, was der Luxus, die Mode und das Bedürfniß nur begehren, und die Boulevards der Seinestadt entfalten keinen größern Glanz. Aber es fehlt der blühenden Gewerbsindustrie ein Vereinigungspunkt, und man wird von der Nothwendigkeit eines solchen sich erst überzeugen, wenn unsere Stadt Tausende von Fremden täglich durch die Schienenwege bei sich absteigen sehen wird. — Der Verwirklichung der Eisenbahnhoffnungen nähert sich aber Frankfurt mehr und mehr. Der Vertrag wegen des Baues der Kassel-Frankfurter Eisenbahn ist jezt zu Stande gekommen und hier unterzeichnet worden. Die Hauptschwierigkeit, welche zulezt dem Fortgang der Unterhandlungen hemmend entgegentrat, war die Einmündung der Bahn in die Main-Neckar-Eisenbahn und die Errichtung des Bahnhofes. Von hessischer Seite wollte man namentlich, daß die von Kassel und unterwegs kommenden Reisenden und Güter, welche weiter als Frankfurt wollen, nicht gezwungen seyen, hier Halt zu machen. Es blieb also Frankfurt nichts übrig, als den Bahnhof der Kasseler Bahn dicht neben den der Taunuseisenbahn und der Main-Neckar-Eisenbahn zu legen, und dieß geschieht nun auch. Freilich muß unsere Stadt dafür in einen sauern Apfel beißen und für die Acquisition mehrerer werthvoller Gebäulichkeiten und Grundstücke eine große Summe verausgaben.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. Mai 1845.

Ich hab' mich ſtets gehalten
An die Natur ſo warm,
Die Menſchen ließ ich ſchalten,
Gott! die ſind kalt und arm.

J. Kerner.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Aus der Jugend.

Still hingegeben
So ihr allein,
Geht, Menſchen! gehet!
O ihr nicht faſſet
Der Liebe Pein!

Von Lieb' zerriſſen
Ein armes Herz,
Wird durch euch kränker,
Fühlet noch tiefer
Der Liebe Schmerz.

Blumen! o Blumen
Der ſtillen Flur!
Ihr ach nur heilet,
Ihr ach verſtehet
Dieß Herze nur!

Sterne! o laſſet
Mich nicht allein!
Blumen und Sterne!
Einzig nur ihr kennt
Der Liebe Pein.

2.

An den Hund des Todten.

Der Tod den edlen Herrn dir nahm,
Vergebens ſuchſt du ſeine Wege.
Du blickſt mich an, ja komm' und lege
Auf meinen Schooß dein Haupt voll Gram.

Aus deinen Augen, treues Thier!
Schaut eine ſtumme, tiefe Klage,
Und gehſt an mich die ernſte Frage:
Wo find' ich ihn? Menſch, ſag' es mir!

Wend' ab dein fragend Auge nur!
Was könnt' ein armer Menſch dir ſagen?
Weckſt nur in ihm durch ſolches Fragen
Den Schmerz der ſchweigenden Natur.

3.

Alter und Winter.

Alter und Winter, Herbheit der Natur!
O daß man auch im Kampf der Elemente

Noch duftend wie die Blume ſterben könnte!
Doch ach! man ſtirbt nicht, man vertrocknet nur.
Und ſo vertrocknet lebt man ſich zum Spott.
Noch Jahre lang hört man den Sarg ſich zimmern,
Bis endlich fällt faſtlos der Leib in Trümmern,
Und wo die Seele hinfährt, weiß nur Gott.

4.

Ergebung.

Wie das Kameel ſich aufhebt klagelos,
Mit Laſten, die der Führer ihm aufband,
Und trauend ihm, daß ſie nicht allzugroß,
Hinſchreitet muthig durch der Wüſte Sand:
Alſo erheb' dich ohne Klagewort
Mit jenen Laſten, die in deinen Schooß
Wohl abgewogen legte Gottes Hand,
Trag' ſtill ſie durch des Lebens Wüſte fort.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Die Rieder-Nanni allein wußte nicht nur den Platz, wo das Schlößchen ſtand, zu bezeichnen, ſondern auch das Gebäude ſo genau zu beſchreiben, daß wir es leibhaftig vor uns erblickten, vom Schornſtein mit dem Storchneſt über dem ſteilen Hohlziegeldach zwiſchen den zwei Giebeln, bis hinab zu den Kellerlucken. Ein Thorbogen wölbte ſich ſtattlich an jeder der langen Giebelſeiten, den Eingang zu dem breiten Flur öffnend, aus welchem das Erdgeſchoß ſo zu ſagen beſtand, indem er viel mehr des Raumes einnahm, als rechts neben ihm die Stallungen, oder links über Kellergewölben die Vorrathskammern, Verſchläge und Baumannsſtuben. Wenn ihr wollt, waren die Stallungen links und die andern Abtheilungen rechts, in ſo fern ihr nicht als den Haupteingang denjenigen anerkennen mögt, welchen das Bild des Drachen auszeichnete und neben dem die enge Wendeltreppe zum Stockwerk mit den breiten Doppelfenſtern emporführte. Verſteht mich übrigens recht: unter Doppelfenſtern ſind hier ſolche gemeint, die immer zu zwei und zwei neben einander ſich öffnen; und um bei der Wahrheit zu bleiben, waren ein paar dieſer Fenſter mehr als gedoppelt, nämlich dreifach, und zwar in der Art, daß ſie durch das Mittelſtück zwiſchen zwei niedrigen Flügeln ſich giebelartig darſtellten, was mit den ſechseckig in Blei gefaßten Scheiben und den ausgeſchwungenen Gittern recht maleriſch ausgeſehen haben kann, trotz eures Lächelns, womit ihr unſern großen ſpiegelhellen Scheiben an den unverkremsten Fenſtern von Klafterhöhe den Vorzug zuerkennt. Thut mir aber den Gefallen und wohnt nur ein einziges Jahr in einem ſolchen Schlößlein mit dem ſtattlichen, fünf Klafter langen, vier Klafter tiefen, von drei Seiten hellen Saal, mit den wohnlichen Stuben und den ruhigen Schlafkammern; ſeht im Lenz die Eiſengitter ſich mit Laub umſpinnen, verlacht im Winter an dem rieſigen Kachelofen den Schneeſturm, der mit allen ſeinen Tücken den ſechseckigen Scheiben nichts anhaben mag, und dann ſagt mir's wieder, ob ihr nicht der dichteriſch behaglichen Regungen mehr empfunden habt, als in euern bis zur Abgeſchmacktheit geſchmackvollen Wohnungen, die alle über einen und denſelben Leiſten der Langeweile geſchlagen ſind.

Wenn indeſſen eine ſolche Vorliebe für alterthümliche Behäbigkeit lediglich die Sache perſönlicher Neigung iſt, wie ihr mir einwendet, ſo bleibt wenigſtens ſo viel gewiß, daß im Herbſt des Jahres 1742 ein eingelagerter feindlicher Hauptmann ſich in dem Schlößchen ungemein wohl gefiel. Die Sonne glitzerte luſtig auf den breiten Weinblattern, deren Grün, von Nachtfröſten angegriffen, bereits in's Gelbliche ſpielte; auf dem Eſtrich des Saals balgten ſich ein paar krausköpfige Buben, zutappiſch wie junge Bullenbeißer; auf einer der Bänke, wie ſie unter den Fenſtern längs der Wand hinliefen, unterhielten ſich die jüngeren Töchter des Hauſes mit einer „Docken" * und mit ihrer Schulgeſpielin, der Rieder-Nanni. Neben der Hausfrau ſaß die älteſte Tochter Loni (eigentlich Apollonia) am Fenſter und las mit halber Stimme aus einem ſchwarzeingebundenen Buche vor; an dem eichenen Tiſch inmitten des Gemaches ſchmauchten zwei Männer aus Thonpfeifen holländiſchen Knaſter und tranken dazu, was ein nur halbwegs vernünftiger Menſch in Bayern eben trinkt.

Der eine dieſer Raucher war der Hausherr, gewöhnlich der Salzdrache genannt, „Salz," weil er des Churfürſten Salzamtmann war, und „Drache" als Beſitzer des Wurms, ein hochfahrender barſcher Kumpan, der ſelbſt den Bayern zu grob vorkam, die in dieſem Stück doch einen Puff vertragen. Der andere am Tiſch hieß Georg von Schlangen und zeigte ſich als einen feinen, wohlerzogenen, ſehr hübſchen Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem hellblonden Stutzbärtchen, das er nur zum Scherz zu tragen ſchien und vor dem ſich ſogar die Kinder nicht fürchteten, obgleich dazumal ſchon das Vorurtheil gegen den Bart beſtand, wie es unſere Tage erſt wieder auszurotten begannen. Der Herr von Schlangen, ein Finne von Herkunft, trug jedoch weder Bart noch Degen zum Scherz, ſondern war einer der verwegenſten Parteigänger unter Franz von Trenck, dem

* Puppe.

Panduren-führer, ja nicht zu verwechseln mit seinem Verwandten, dem vielgenannten Gefangenen von Magdeburg, dessen Lebensbeschreibung von so federkräftigem Inhalt wir alle wohl in unsern Tagen mit Begier mehr verschlungen wie gelesen haben, und die, ich wette darauf, uns heut noch lieber ist als unseres Zeitgenossen Pellico empfindsamer Katzenjammer. Unser Panduren-Trenck, der — nebenbei bemerkt — ebenfalls eine eigene Lebensbeschreibung herausgegeben hat, hatte sich an die Spitze des Raubgesindels gestellt, das er, den königlichen Begnadigungsbrief für frühere Frevel in der Hand, und auf den Lippen die Verheißung neuer straffloser Verbrechen, aus den Forsten hervorgelockt, um die wilden, zotteldärtigen Gesellen in den weiten Gadyahosen und kurzen Hemden, mit breiten Schlapphüten und struppigen Schafpelzen dem Freiherrn von Bärenklau zuzuführen, als würdige Genossen seiner Warasdiner, Likaner, Heiduken, Tolpatschen, und wie sie sonst noch heißen die rohen Schaaren zu Roß und zu Fuß, mit denen verglichen die Kosacken, Baschkiren und sonstige Heidenbestien Rußlands in den neuesten Kriegen leibhaftige Engel waren.

Die beiden Männer am Tisch horchten nicht auf das Geschwätz der spielenden Kleinen und nicht auf die erbaulichen Betrachtungen, welche Loni ihrer Mutter aus dem alten Buche vorlas, obschon der blonde Nordländer die Vorleserin viel mehr im Auge behielt, als den Vater der feinen Dirne; welcher die Muße des Sonntags Nachmittags sich trefflich behagen ließ, das Liebäugeln des Fremdlings nicht zu bemerken schien, und sich insgeheim dachte: ein adliger Schwiegersohn würde dem vielen Gelde des gestrengen Herrn Xaver Oberlindober gar nicht so übel anstehen, und jedenfalls sich besser für die Loni schicken, als der Söldner-Nazi, der arme Wildschütz, welcher keine bessere Aussicht hatte, als höchstens, in so fern er nur noch einige Jahre hindurch dem Galgen zu entrinnen verstand, ein churfürstlicher Förster oder Wildhüter zu werden, wie es eben die damalige Sitte mit sich brachte, die verwegensten „frischen Buben" bei der Jägerei anzustellen, aus demselben Grund, welcher manchmal einen Gewalthaber von heutzutag bestimmen mag, durch einträgliche Aemter, durch Orden und andere Ehrenbezeigungen bis hinab zum Hofrathstitel verdrießliche Brummer zu beschwichtigen.

Der Hauptmann und der Salzdrache führten ein sehr angelegentliches leises Gespräch, in dessen Verlauf Xaver sich in Versicherungen der Treue und Ergebenheit für die neue Herrschaft erschöpfte. — „Was der Herr da sagt, ist Alles wohl recht schön und gut," meinte Schlangen, „aber wer steht dafür, ob Seine Worte nicht eitler Schall sind?" — „Denk der Herr Hauptmann ein Bissel nach," entgegnete der andere; „wer hat dem Herrn erstens den großen Mehlvorrath, zweitens Heu und Haber, drittens . . ." — „Halt' Er ein!" unterbrach ihn Schlangen; „der Herr hat uns freilich die Schlupfwinkel verrathen, die wir ohne Seine Fingerzeige nicht mit tausend Spürhunden gefunden hätten; aber sind wir der schönen Beute froh geworden? Antwort: nein! Die Vorräthe hat das Feuer verzehrt." — „Der Herr Hauptmann wird doch nicht sagen wollen, ich hätte das Feuer gelegt?" — „Beileibe nicht! Aber bei Seiner genauen Kenntniß des Landes und der Leute ist es ganz unmöglich, daß er auch gar keinen Gedanken haben sollte, wohin sich der Verdacht etwa lenken könnte, um eine sichere Spur anzutreffen; also halt Er mit dem Besten noch hinter dem Berg, und es sollte mir leid thun, mein Freund, wenn ich mich durch Sein Verschulden mit der Zeit gezwungen sähe, Ihn, die Seinigen und Sein Eigenthum nicht länger mit der besondern Rücksicht zu behandeln, wie bisher."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Ueberschwemmung. — Theater.

Die Aebtissin des theresianischen Damenstiftes, Erzherzogin Maria Karolina, hat Prag auf ein paar Wochen besucht, und ist, nachdem ihre Anwesenheit zu mehreren Festlichkeiten in den höchsten Kreisen, zumal einem glänzenden Costümball im Hotel des Fürsten Karl Auersperg, Anlaß gegeben, am 16. April wieder nach Wien zurückgekehrt. In die ersten Tage der Anwesenheit unseres erhabenen Gastes fiel ein furchtbares Elementarereigniß, eine Ueberschwemmung, welche der berühmten von 1784 an Höhe gleich, in ihren Folgen noch weit verheerender war, da bei dem raschen Fortschritt der Kultur in den letzten Jahrzehnten, die wilden Wogen dießmal weit mehr Erzeugnisse der Industrie zu zerstören fanden. Noch bieten die überschwemmt gewesenen Straßen der Stadt, noch mehr der Vorstadt Karolinenthal, wo viele Häuser einstürzten, ein Bild der Verwüstung dar. Die Erzherzogin trat mit ihrem erlauchten Bruder und Vetter, den beiden Erzherzogen, an die Spitze der Wohlthäter, welche durch fromme Gaben die Leiden der dürftigen Klasse zu lindern suchen, und die Nachfolge eines so schönen Beispiels läßt reiche Spenden für die Verunglückten hoffen. Der Kaiser hat den Ueberschwemmten 10.000 Gulden zugewendet, ihm schlossen sich die beiden Kaiserinnen, alle Erzherzoge und Erzherzoginnen, viele Große und Handlungshäuser an, und besonders schmeichelhaft für Prag und Böhmen ist es, daß sowohl der Aufruf zu Sammlungen in der ganzen Monarchie, welcher auf Befehl des Kaisers in der Wiener Zeitung abgedruckt wurde, als auch jener in der Pesther Zeitung vorzüglich auf die reichen Spenden hinwies, welche aus Böhmen bei ähnlichen Unglücksfällen in Wien und Pesth eingingen.

Unsere Bühne — oder besser unsere Benefizianten — haben seit meinem letzten Briefe doch manches Neue und —

manches Alte gebracht. Bona mixta malis. In chronologischer Ordnung wollen wir selbe vornehmen. „Der Wind hat sich gedreht.“ Lustspiel in fünf Akten von Dr. Alex. Ringler. Dieser Schriftsteller lebt in München, und es scheint dort ein sehr inniges und freundschaftliches Verhältniß zwischen den Theaterdichtern und Recensenten zu herrschen, da jedes dort aufgeführte Stück in allen Zeitungen als ein Meisterstück gerühmt wird. Bei uns und anderswo tritt meist der entgegengesetzte Fall ein. Großentheils ersticken die Meisterstücke am heimischen Los, wie eine Bombe im feuchten Erdboden. Im genannten Stück sahen wir in einem Baron Sillern und einem Fräulein Emma von Tann ein paar Liebesleute von Anno 1775. Sie will ihn und er will sie, aber ein grausamer Onkel will ihn nicht, und warum? — weil er Sillern heißt! Ein Sillern ist freilich eine unschuldige Sache; — jenen Onkel hat aber einmal ein Sillern plantirt, und das ist keine unschuldige Sache. Das Kammermädchen Pauline ist every limb a chambermaid, wie alle Lisetten, Finetten, Dorinen u. s. w. des achtzehnten und siebzehnten Jahrhunderts; sie redet dem Fräulein zu, sich entführen zu lassen, welches ihren Antrag mit Abscheu verwirft und ihr mit großer Salbung predigt, ein Mädchen habe nichts Kostbareres als ihre Tugend und ihren guten Ruf; als aber der Liebhaber selbst kommt und sie gleich einwilligt, da wird man unwillkührlich an Melchior im „Jux“ erinnert: „Sie sagt immer, es schickt sich nicht, geht aber doch in die Laube.“ — Die Episode des weinliebenden Oheims und seiner eifersüchtigen Gemahlin (die Frau muß ihren Schwestern einen kuriosen Geschmack zutrauen) ist gut angelegt, nimmt aber in der Ausführung so sehr auf Kosten der Haupthandlung überhand und verliert sich überhaupt in so gewaltige Breite, daß man nicht mehr darüber lachen kann. Mit mehr Glück und Witz hätte sich vielleicht ein dreiaktiges Stückchen daraus machen lassen, für fünf (die überhaupt im Lustspiel fast obsolet sind) hätte die unbedeutende Geschichte nie ausgereicht. — „Ein deutscher Krieger.“ Schauspiel in drei Akten von Bauernfeld, ist ein recht hübsches, bühnengerechtes Stück, wenn gleich mehr Lustspiel als Schauspiel; Charaktere und Situationen gehören mehr jenem als diesem an, wenn gleich hie und da von Volksthümlichkeit und der Einnahme einer Festung die Rede ist. Dieser „deutsche Krieger“ hat eine vollkommene Familienähnlichkeit mit den meisten früheren Stücken des geistreichen Verfassers, die mir vorkommen wie Frauen, welche mehr interessant als schön sind, und bei denen es uns manchmal vorkommt, sie würden minder reizend seyn, wenn die Pocken auf ihrem Antlitz keine Spuren zurückgelassen hätten. Die Handlung, um die sich einmal Bauernfeld nicht kümmert, im Bewußtseyn der Kunst, so liebenswürdig zu sprechen, ist arm, wie gewöhnlich, dann enthält das Stück hie und da eine drollige Situation, etwas Witz und noch mehr geistreiche Ironie, und — gute Rollen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., April.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen. — Neubauten.

Unter den für den Kasseler Bahnhof zu acquirirenden Gebäulichkeiten befindet sich auch das Haus des großherzoglich badischen Bundestagsgesandten, Freiherrn von Blittersdorf. Nachdem dieselbe von drei französischen Gesandten nach einander bewohnt worden war, wollte sie der Eigenthümer selbst beziehen und läßt nun kostspielige Restaurationen damit vornehmen. Diesen Sommer wird Hr. v. Blittersdorf wohl auch noch in seinem Hause zubringen können, obgleich der Bau der Kassel-Frankfurter Eisenbahn möglichst beschleunigt werden soll. — Man weiß indessen, was das in Deutschland heißt: „möglichst beschleunigt werden.“ So hoffte man schon in diesem Sommer von hier nach Darmstadt mit dem Dampfwagen fahren zu können, und es fragt sich, ob noch in diesem Jahre die Erdarbeiten ganz fertig werden. Doch bietet man von Seiten unserer Stadt Alles auf, um den Termin einzuhalten. Auch der Fortbau der Mainbrücke für die Main-Neckarbahn wird, sobald es der Wasserstand zuläßt, wieder aufgenommen werden. Es zeugt von großer Solidität dieses Brückenbaues, daß der bereits vollendete Pfeiler durch die Wasserfluth auch nicht im Geringsten gelitten hat. — Gleich mit dem Frühling ist auch die Bauthätigkeit in unserer Stadt oder vielmehr vor derselben wieder mächtig erwacht. Mit Riesenschritten enteilt Frankfurt dem mittelalterlichen Aussehen. Wenn die Thatkraft unserer Zeit sich auch darin äußert, daß überall die Städte vergrößert und verschönert werden, so steht Frankfurt auch hierin im ersten Rang. Allerdings prunkt hier der Wohlstand wie in keiner andern Stadt des großen deutschen Vaterlandes. Namentlich sind es auch unsere geldmächtigen Rothschilde, welche sich prachtvolle Villen in der Nähe Frankfurts erbauen. So läßt der greise Baron M. A. v. Rothschild auf der sogenannten grünen Burg in diesem Frühjahr eine Villa beginnen, zu welcher die Risse in Paris angefertigt wurden und welche äußerst prachtvoll werden soll. So groß aber die Baulust im Allgemeinen hier ist, so kann man das Gleiche doch nicht von unserem Aerar rühmen, denn es fehlt für manche öffentliche Anstalt an genügender Räumlichkeit. Der Bau einer neuen Synagoge wird indessen zu Stande kommen, wiewohl seltsamer Weise proponirt worden, das jüdische Gotteshaus auf Aktien zu erbauen. Wie in den Dogmen, ist die hiesige Judenschaft aber auch beim hiesigen Synagogenbau nicht einig. Die Zahl der Opponenten ist freilich gering, aber desto gewichtiger, da die Rothschilde sich unter ihnen befinden. Gespannt ist man auf das Resultat der in diesem Sommer hier stattfindenden, von den Orthodoxen im Voraus so hart angegriffenen Rabbinerversammlung. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde wird die geistlichen Herren offiziell empfangen, und der Verein zur Reform des Judenthums sucht ihren Arbeiten den Weg zu ebnen. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist aber, daß die jüdischen Reformfreunde ein so lebhaftes Interesse an dem Gedeihen der deutsch-katholischen Kirche nehmen. Sie bedauern sehr, daß sich in unserer Stadt noch keine solche Gemeinde gebildet hat. Man darf aber auswärts nicht glauben, daß die bedeutungsvolle Sache hier völlig schlummere. So wie in Hanau hat sich auch hier eine Zahl Katholiken zusammengeschaart, welche, wenn sie sich stark genug fühlt, öffentlich hervortreten will. Ein Aufruf zur Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde in Frankfurt wurde sowohl hier als in Hanau von der Censur zurückgewiesen. In unserer Stadt macht allerdings ein Seitenblick auf den Bundestag eine solche Verweigerung des Imprimatur erklärlich, obgleich Frankfurt ein protestantisches Regiment hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. Mai 1845.

Je consens qu'une femme ait des clartés de tout;
Mais les femmes docteurs ne sont point de mon goût.
Molière.

Deutſche Schriftſtellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. *.

1.

Victor Couſin, einer der gelehrteſten und begabteſten Männer des heutigen Frankreich, hat in der neueſten Zeit eine Sammlung von Briefen und kleinen Schriften der geiſtreichen Jacqueline Pascal, der Schweſter des berühmten Philoſophen dieſes Namens, herausgegeben. Dabei lag es ihm ſehr nahe, ein Wort über geiſtreiche oder ſchriftſtellernde Frauen im Allgemeinen zu ſagen, und er hat dieß in einer ſo anſprechenden Art gethan, daß dieſe Stelle auch unter uns bekannt zu werden verdient.

„Ich möchte, ſagt Couſin, einen großen Unterſchied zwiſchen den geiſtreichen und ſchriftſtellernden Frauen machen. Ich ehre ungemein die einen und finde wenig Geſchmack an den andern. Ich gehöre aber darum nicht zu Molières Schule in Betracht der Frauen. Der Mann und die Frau haben dieſelbe Seele, daſſelbe ſittliche Geſchick; ſie werden dieſelbe Rechenſchaft über den Gebrauch ihrer geiſtigen Fähigkeiten abzulegen haben, und es würde für den Mann eine Barbarei und für die Frau eine Schande ſeyn, wenn ſie die Gaben herabwürdigten, oder herabwürdigen ließen, die Gott in ſie gelegt hat. Müſſen die Frauen ihre Religion nicht kennen, wenn ſie ſie befolgen und wie vernünftige, freie Geſchöpfe ausüben wollen? Und wenn ihnen der Religionsunterricht nicht allein erlaubt, ſondern auch geboten iſt, welcher Unterrichtsgegenſtand könnte wohl noch zu erhaben für ſie ſeyn? — Entweder iſt die Frau nicht dazu geſchaffen, die Gefährtin des Mannes zu ſeyn, oder es iſt ein unwürdiger und alberner Widerſpruch, ihr die Erlangung der Kenntniſſe verſagen zu wollen, welche es ihr geſtatten, in eine geiſtige Gemeinſchaft mit dem zu treten, deſſen Schickſale ſie theilen, deſſen Arbeiten ſie wenigſtens verſtehen, deſſen Kämpfe und Leiden ſie mit empfinden ſoll, um ſie zu lindern. Man laſſe ſie alſo ihren Geiſt und ihre Seele durch alle Arten von angenehmen Kenntniſſen und edeln Studien ausbilden, nur bewahre man ihr unverletzt das höchſte Geſetz ihres Geſchlechts, die Schamhaftigkeit, aus welcher die Grazie entſpringt.“

Man muß geſtehen, der galante Franzoſe hat ſich auch hier nicht verleugnet, und wenn er auch weiblichen Schriftſtellern im Allgemeinen nicht hold iſt, doch genug zur Ehre dieſer Frauen geſagt. Bei uns iſt das leider

* Der folgende Aufſatz enthält eine im Winter 1844 vor einem Kreiſe gebildeter Frauen und Männer gehaltene Vorleſung. Nur die örtlichen Bezüge ſind in dieſem Abdrucke weggelaſſen worden.

anders. Vor dem Richterſtuhle der Kritik finden ſchreibende Frauen ſo ſelten Gnade, und das Urtheil der Welt, namentlich der männlichen Welt, ermüdet nicht, ihnen allerhand Dornenkronen zu flechten, wobei denn wiederum nur zu oft die

passion choquante
De se rendre savante afin d'être savante,

wie ſich Molière ausdrückt, mit der ſtillen Freude gebildeter Frauen, ſich mit den Schöpfungen ihrer Phantaſie in oft trüben Lagen des Lebens Troſt und Ruhe zu bereiten, verwechſelt worden iſt.

Den gelehrten Frauen, wie ſie gewöhnlich genannt werden, ſind wir auch nicht zugethan, denn ſie durchfliegen allerdings, wie Schiller im vertrauten Geſpräche ſehr wahr geäußert hat,* mit ſchnellem ahnendem Blicke unbegreiflich raſch die höhern Raume, aber dann fehlt ihnen die ſtärkere, anhaltende Kraft des Mannes; das ſchwächere Weib hat ſeinen erſten ſchönen Standpunkt verloren — ſie kann nicht mehr zurück und wird entweder zur eiteln Thörin oder unglücklich. Denn die Beiſpiele unſerer trefflichen Landsmännin Talvy, die mit gründlichen Sprachkenntniſſen Geiſt und Geſchmack verbindet, und der Königin Marie Sophie Friederike von Dänemark, die in den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts Supplementtafeln zu Hübners genealogiſchen Tabellen (aber ohne ihren Namen) herausgegeben hat, möchten in heutigen Tagen als Ausnahmen zu betrachten ſeyn. Eben ſo gut aber als die gelehrten Frauen haben die zahlreichen Schreiberinnen weiblichen Geſchlechts ihren Mitſchweſtern Tadel und Spott zugezogen, weil ſie kein ſchönes und heiliges Gefühl glaubten im Herzen hegen zu können, ohne es ſofort einem unſerer vielen Tageblätter anzuvertrauen. Da liegen nun ihre Klagen um den untreuen Geliebten und ihre Empfindungen, die ſich eine ächte Frau kaum recht zu geſtehen wagt, in allen Kaffeehäuſern und Caſinos auf den Tiſchen umher, und Reiſebriefe oder Reiſeerinnerungen überſchütten die Leſer mit Betrachtungen, die neu und geiſtreich ſeyn ſollen, aber im Grunde ſchon in vielen andern Büchern ſtehen oder ſich jeglichem Reiſenden ohne fremdes Zuthun darbieten müſſen. Vielen ſolchen Schriftſtellerinnen möchte man wohl das Wort des Heilands zurufen: „wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, ſchließ die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen.“ Und es ſoll gewiß mit dem Heiligſten, was eine Menſchenbruſt bewegt, nicht anders ſeyn als mit dem Gebete.

So wenig ein ſolches Ueberhandnehmen weiblicher Schriftſtellerei, wie es unſere Literatur jezt bedroht, wünſchenswerth iſt, eben ſo wenig ſcheint es uns gerecht, die Frauen ganz von der Entwicklung geiſtiger Eigenthümlichkeiten auszuſchließen und jede weibliche Schriftſtellerin zu verdammen. Dieß wäre ſo tadelnswerth wie jede aus abſtrakter Reflexion entſtandene Ausſchließung. Wir ſagen daher, nur die Stoffe ſind es, auf welche es ankommt, und beklagen, daß in deren Auswahl die Frauen oft fehlgegriffen haben. Geſchichtliche Romane, die umfaſſende gelehrte Studien vorausſetzen, Romane voll trüber Lebensanſchauungen und voll Anfeindungen der Ehe, Novellen voll Reſignation und Entbehrungen — alles dieß iſt faſt ohne Ausnahme der weiblichen Schriftſtellerin nicht angemeſſen. Weibliche Dichtungen der Art haben etwas Kaltes und Erkünſteltes, etwas Zerriſſenes und Unruhiges, während doch das Element der Frauen der Gleichmuth iſt und das ruhige, harmoniſche Spiel ihrer Seelenkräfte. Aber auch hiebei ſind wir durchaus nicht abgeneigt, einzelne Ausnahmen anzunehmen und es anzuerkennen, mit welchem Glücke ſich früher Benedicte Neubert und in unſern Tagen Jeanette Paalzow auf Gebieten bewegt haben, die ſonſt dem Talente der Frauen fern zu liegen pflegen, und mit welchem guten Erfolge Karoline Pichler und Karoline von Wolzogen den hiſtoriſchen Hintergrund für ihre Familienromane zu benutzen verſtanden haben.

(Fortſetzung folgt.)

* Carol. von Wolzogens Erinnerungen an Schiller II. 214.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Dem Salzdrachen ward bei dieſer Rede die Halsbinde gar zu eng, ſo daß er ſie lüften mußte, und da nun der welterfahrene Parteigänger aus dem ängſtlichen Benehmen ſeines Wirthes erſah, daß er nicht umſonſt auf den Buſch geklopft, ſo ließ er nicht ab, mit Bitten und Drohungen in den Zaudernden zu dringen, und führte den entſcheidenden Streich durch die Andeutung: er verſehe ſich um ſo mehr eines unumwundenen Vertrauens von Seiten des Herrn Oberlindober, als er ſich mit der Hoffnung ſchmeichle, auch ſeinerſeits gar bald dem Herrn ein Geheimniß anvertrauen zu dürfen. Dieſe Worte verſtand Xaver, wie jeder andere unter ähnlichen Umſtänden ſie verſtanden haben würde, und ſeine geſchmeichelte Eigenliebe überwand die lezte Scheu in ihm vor einer Verrätherei, vor deren Niederträchtigkeit er nicht an und für ſich zurückbebte, ſondern nur wegen der Folgen, die ihm von Seiten der Verrathenen bevorſtanden, ſobald ſie Verdacht gegen ihn ſchöpften. Darum nahm er ſich auch vor, bei weitem nicht Alles zu ſagen, was er dachte, ſondern nur den wißbegierigen Soldaten auf die Fährte zu legen und ihm zu überlaſſen, wie er ſie verfolge.

„Ich habe freilich eine Ahnung, wohin ſich der Herr etwa um Auskunft wenden könnte," hob Xaver an, ohne zu beachten, daß ſeine Tochter leicht ſeine Worte verſtehen konnte, da ſie die Mutter in Schlaf geleſen hatte, und nun verſtummt die Buchſtaben anſtarrte, ohne ſie zu ſehen. „Auch bin ich überzeugt," fuhr der Hausherr fort, „daß der Herr Hauptmann mich nicht durch ein vorſchnelles Wort der Gefahr ausſetzen wird, den rothen Hahn auf meinem Dach flattern zu hören." — „Was denkt Er auch! Soll ich Ihm meine Cavaliersparole geben?" — „Ich glaub's ja ſchon ſo, und wenn der Herr ſich nur die kleine Mühe geben möchte, den Burſchen auszufragen, der heut früh an der Kirchthür g'ſeſſen iſt ..." — „Der junge Krüppel mit den Krücken?" fiel ihm Schlangen in die Rede, „der behauptet, meine Leute hätten ſein Häuschen verbrannt, ihn ſelber krumm und lahm geſchlagen?" — „Getroffen. Mit dem verbrannten Häuſerl hat's auch ſeine Richtigkeit, der Lahmheit des langbeinigen Lalli's * möge aber der Herr nicht allzuwohl trauen, und wenn Er den Abend zum Sternhammer hinſchickt, wo der Nazi ſicherlich zu finden ſeyn wird, ſo ſend' Er keinen hinkenden Boten und auch keinen mit Fäuſtlingen, ** ſondern ein paar flinke Kerls mit feſten Schädeln, die herzhaft zulangen, und wenn dann der Herr ihn ausfragt, frag' Er halt tapfer drauf los, und ich will Ihm ein Schelm heißen, ſo Er nicht etwas Rechtſchaffenes herausbringt."

„Auf's Ausfragen verſteh' ich mich," betheuerte der Parteigänger mit einem Lächeln, deſſen unheimlicher Ausdruck ſein ſonſt ſo hübſches Angeſicht zu einer widerwärtigen Fratze verzerrte, doch nur für einen kurzen Augenblick, um gleich darauf mit der gewohnten Leutſeligkeit einen ehrwürdigen Beſucher in brauner Kutte mit langem Bart und geſchorenem Haupt zu begrüßen, wie die übrigen Anweſenden den Pater Guardian der Kapuziner von Roſenheim mit einer Freundigkeit willkommen hießen, die offenbar nicht minder dem Manne ſelber galt, als ſeinem geiſtlichen Gewand. Romedius war das Urbild eines ächten und gerechten Kapuziners, ein Mann des Volkes, ſo es je einen gegeben hat. Ein vierſchrötiger Altbayer mit einem Geſicht, in deſſen wettergebräunten ſtarken Zügen ſich Verſtand und Begeiſterung, Kraft und Milde, Trotz und Gutmüthigkeit in glücklich vermittelten Gegenſätzen paarten, beſaß er in hohem Grade die zur Seele und zum Herzen dringende Beredſamkeit, die unter dem Namen von „Kapuzinaden" noch heutigen Tages häufig verhöhnt wird, obſchon der Spott nur die Auswüchſe geißeln ſollte, wenn er gerecht wäre; denn die rechten Kapuziner haben den ſogenannten „Volkston" immerdar viel beſſer getroffen, als unſere in jeglichem Betracht wohlfeilen Volkskalender, und zwar ganz einfach darum, weil die „Kuttenträger" einen feſten Grund von Glaube, Liebe, Hoffnung vorfanden, um darauf zu bauen, während unſere, namentlich die jüdiſchen Volkstöniler einen Grund vorausſetzen, der gar nicht vorhanden iſt, noch je vorhanden ſeyn kann. Uebrigens werdet ihr hoffentlich nicht glauben, daß ich hier mit dem Bade auch das Kind verſchütte; wir haben, Gott Lob! Männer, die mit ihrem Wort zu dem Herzen auch der minder Gebildeten durchdringen, und zwar ohne diejenigen ſchlimmen Saiten anzuſchlagen, auf deren Klang nur allzu oft die Volksthümlichkeit eines Redners, Dichters oder Schriftſtellers beruht.

Zu dem Hausherrn und der erwachenden Hausfrau ſich wendend, bot Romedius „dem Herrn Vatter und der Frau Mueter" die Zeit, ſpendete dann Gruß und Segen den andern nach der Reihe, ſezte ſich zu den Männern an den Tiſch und ließ ſich nicht im Entfernteſten anmerken, daß er eigentlich gekommen war, um dem Pandurenführer auf den Zahn zu fühlen, ob er nicht etwa zu bewegen ſeyn dürfte, den Ausſchweifungen der wilden Kriegsgurgeln wenigſtens einigermaßen Zaum und Gebiß anzulegen. Ein ſolches Einſchreiten hatte mit großer Vorſicht zu geſchehen, weil Romedius aus Erfahrung wußte, daß eine unzeitige Fürbitte oft zu noch ſtrengerer Härte reizt, und das glaue Ausſehen des feindlichen Offiziers machte ihn in ſeinen Erfahrungen ſo wenig irre, als es etwa das glatte Fell eines Tigers vermocht hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Man weiß, daß die Frage von der Anerkennung der deutſch-katholiſchen Kirche noch nicht entſchieden iſt und es wahrſcheinlich erſt nach der Rückkehr des Grafen von Münch-Bellinghauſen wird. Das öſterreichiſche Kabinet ſoll mit dem lebhafteſten Intereſſe die neue kirchliche Bewegung verfolgen. — Unſere Stadttheaterdirektion hat ſich zwar Wien, Berlin und München noch nicht öffentlich angeſchloſſen, allein doch Gutzkow in den lezten Tagen eine halbe Einnahme als Tantieme für ſein Luſtſpiel „das Urbild des Tartuffe" bewilligt. Der Dichter gab dem Publikum dazu eine Aenderung des Schluſſes des Stücks, welche von draſtiſcher Wirkung iſt. Ein neues von Gutzkow geſchriebenes Schauſpiel wird demnächſt der Bühne übergeben werden. Unterdeſſen ſind die beiden erſten Bände von Gutzkows geſammelten Werken (Frankfurt, literariſche Anſtalt)

---

* Lalli (ſchwäbiſch Loddel), Tölpel; (wird in Bayern häufig auch als vertrauliches Beiwort gebraucht).

** Handſchuh.

versendet, aber noch nicht hier ausgegeben worden. Der erste Band wird durch seine Xenien und Gedichte besonders von sich sprechen machen. Von der Schlosser-Kriegkschen „Weltgeschichte für's deutsche Volk" ist nun auch das vierte Heft erschienen und somit der zweite Band des ausgezeichneten Werkes vollendet. — Die neue dramatische Dichtung von Fr. Rückert, „Columbus," erscheint im Verlage von J. D. Sauerländer dahier und befindet sich bereits unter der Presse. Auf andere literarische Erscheinungen, welche die buchhändlerische Thätigkeit unserer Stadt bekunden, werde ich zurückkommen. — Auch unsere Bühne machte schlechte Meßgeschäfte. Zu Anfang der Messe wurde indessen die neue Oper von Aloys Schmitt: „die Tochter der Wüste," unter so ungünstigen äußern Umständen gegeben, daß es billig ist, ein Urtheil bis zur Wiederholung, die noch nicht stattfinden konnte, aufzuschieben. Zu Ende der Messe wurde uns Flotows „Stradella" geboten. Der junge Componist ist allerdings ein deutscher, aber seine Oper ist kein deutsches Werk. Als Schüler Aubers verläugnet er seinen Meister nicht, tritt aber in seiner Composition so leicht und gefällig auf, seine Oper besitzt so reichen Melodienfluß, der bei mancher Reminiscenz auch überraschend Originelles bringt, daß der Erfolg auch auf unserer Bühne ein sehr günstiger war. „Stradella" ist eine Zugoper und eine Oase in der Wüste für die Theaterkasse. — Heinrich Rees hat seiner neuen Oper den patriotischen Titel „die schwarzen Jäger" gegeben, und sie soll im nächsten Monat auf unserer Bühne aufgeführt werden. — Mit großer Theilnahme hat man hier von dem glücklichen Erfolg gehört, den die neue Oper unseres Ferdinand Hiller, „ein Traum in der Christnacht," auf dem königlichen Hoftheater in Dresden hatte, und dieser Erfolg läßt erwarten, daß die Oper auch hier bald zur Aufführung gelangt. Wenn man noch hört, daß in Karlsruhe, Dresden, München u. s. w. von Krug, Marschner, Esser u. s. w. neue Opern in jüngster Zeit gegeben wurden, so darf man über den Fleiß der deutschen Operncomponisten erstaunen. Leider sind aber die meisten in ihren Arbeiten so gediegen, so sehr Gelehrte und so wenig Dichter, daß ihre Werke im Boden der Volksgunst keine rechte Wurzel schlagen können. – Unter den neuen Gaben, welche unser Schauspielrepertoire in den lezten Wochen brachte, ist keine hervorragende. Neu waren uns übrigens „die Verirrungen" von E. Devrient, die aber in den beiden lezten Akten das Publikum irre machten. „Die Marquise von Villette," das Originallustspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, wird gegeben werden, sobald unser neuer Liebhaber eingetroffen ist.

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Theater.

Die Hauptfigur im „deutschen Krieger" wird nur durch ihre Rhetorik und gute Gesinnung interessant. Der Referent der Prager „Bohemia" meint, der Umstand, daß Götz eigentlich nicht wisse, was er wolle, eigne ihn vollkommen für den Repräsentanten der deutschen Individualität. Hans ist unstreitig die beste Rolle dieses Stücks, und seine Lesewuth und bald geheilte Sucht nach Abenteuern sind ein paar treffliche Hebel für diese Gestalt. Madame La Roche ist eine der gelungensten weiblichen Rollen aus Bauernfeldschen Stücken; sie ist zwar keine Heldin, aber doch hat sie Geist, woran es seiner Dame gewöhnlich beträchtlich mangelt. Im zweiten Akt drängen sich zwischen den losen Gang der magern Handlung noch ewig lange Diskurse über die Antithesen Deutschland und Frankreich, und am Schlusse desselben hat Dohna eigentlich Recht. Was soll die Uebergabe einer Festung nach geschlossenem Frieden? Der dritte Akt zerfließt gar in alltägliche Privatinteressen und deren unwahrscheinliche Lösung. Der Kurfürst ist doch, trotz seines Brummens und Scheltens, ein gar zu guter Mann, der sich im Grunde Alles gefallen läßt, eine Art von Bourru bienfaisant, und seine Scene mit Hans schon etwas über das Lustspiel hinaus. Doch würde man diesen Akt etwas leer finden, wenn die unermeßliche Grobheit des dummen Jungen (wofür ihm der Kurfürst in unbegreiflicher Sanftmuth noch eine Anstellung gewährt) die lezten Scenen nicht etwas auffrischte. Leider ist das Costüm in Sprache und Sitten nicht viel strenger gehalten als in „Zopf und Schwert." Der Kurfürst kann sich (1648) noch nicht an das Sie gewöhnen, während Friedrich II. und Maria Theresia 130 Jahre später ihre Minister und Generale noch Er nannten. Den großen Erfolg, dessen sich dieses Stück in Wien erfreute, verdankt es jedoch wohl mehr als seinen unläugbaren dramatischen Verdiensten den sogenannten zeitgemäßen nationalen Deklamationen. In Wien war es etwas ganz Neues, die Einheit, Freiheit, Volksthümlichkeit u. s. w. vom Theater herab proklamiren zu hören, und daß „Moritz von Sachsen" dort nach dem „deutschen Krieger" kam, erklärt die kalte Aufnahme, die jener fand. Man hatte alles das schon gehört, und zwar umgeben von auferhand komischen Gestalten, die, nach der Entfaltung unseres deutschen Patriotismus, auch unser Zwerchfell wieder erschütterten. — „Die Schule der Verliebten." Lustspiel in fünf Akten von Karl Blum (frei nach der Idee des Sheridan Knowles in dem Lustspiele »The love-chases). Lezles hinterlassenes Werk des verstorbenen Verfassers. Zuvörderst muß ich feierlich gegen den Titel protestiren. Was sollen die Verliebten in dieser Schule lernen? Wenn es noch „die Schule der Ehemänner" hieße, so könnte darin ein Bräutigam so viel profitiren, daß er sich glücklich schätzen müsse, wenn ihn seine Zukünftige mit allen erdenklichen Schimpfnamen, Päffen und Ohrfeigen regalirt, ja daß er es gar nicht merken dürfe, wenn sie ihn mit dem Ochsenziemer zur Thüre hinaus prügelt. Das englische Original, oder, wie der Zettel sagt, die Idee von Sheridan Knowles heißt: »The love-chases (die Liebesjagd); das bezeichnet dieses tolle Treiben besser, und ein vortrefflicher Titel für das Lustspiel — wenn es sich nicht so unendlich in die Länge zöge, hieße es besser Posse; doch diese verlangt ein rasches Fortschreiten — wäre: „die Parforcejagd der Liebe," denn in dieser muß der Hirsch im Wasser verenden. Der Fehler aller englischen Dramen ist gänzlicher Mangel an Einheit der Handlung. Statt daß bei uns die Handlung von mehr oder minder nothwendigen Episoden umgeben und durchschnitten ist, läßt der brittische Theaterdichter zwei, auch drei Handlungen fast parallel neben einander fortschreiten, ohne sich viel darum zu bekümmern, wie er sie vereine. So ist es auch hier. Zu der verfehlten Charakteristik kommt aber noch ein Dialog, in dem Zweideutigkeiten, Grobheiten und Prügel die Pointen ersetzen, und eine Weitschweifigkeit, in welcher nur einzelne witzsame, wenn auch unnatürlich herbeigeführte Scenen, gleich Oasen in der dramatischen Wüste auftauchen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 8. Mai 1845.

So cunning, and so young, is wonderful.
Shakespeare.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Sobald der Guardian von dem dargebotenen Trank gekoſtet und nun ein ſcheinbar gleichgültiges Geſpräch einleitete, ſagte Apollonia zu den Kindern: „Kommt's, Fratzen, * es ſollt Aepfel haben.“ Die Kleinen ließen ſich nicht zweimal rufen und folgten der Jungfrau jubelnd zu der Bodenkammer, wo jedes aus dem aufgeſchütteten Obſtvorrath ſeine Gabe mit der Weiſung erhielt, ſich in der Küche von der alten Toni „ein Brod,“ das heißt ein Stück Brod geben zu laſſen und den Gottesſegen je nach Belieben auf der „Stiegen,“ im Flur, im Garten oder im „Gloriet“ zu verzehren, nur ja nicht in der Stube, weil der Pater „Momedi“ das Schmatzen nicht leiden möge. Die fröhliche Schaar polterte die Treppe hinab und nur die Nieder-Nanni, damals ein Mädchen von noch nicht ganz neun Jahren, blieb zurück, feſtgehalten durch einen bedeutſamen Blick aus Loni's ſchwarzen Augen; denn die Nanni war ein pfiffiges Ding, das ohne Brille hörte wie ſah, und dem man nicht mit dem Zaunpfahl zu winken brauchte, wie ihr alsbald merken werdet. Die Jungfer machte ſich beim „Zuſperren“ der Bodenkammer am Schloß zu ſchaffen, um ihr Erröthen zu verbergen, und ſprach leiſe: „Schau, Nanni, du biſt ſchon ein g'ſcheits Dirnerl, und wenn du 'mal kochen lernſt, will ich dir zeigen, was ich nicht jeder weiſe: Griesknödl mit einem gelben Stern zu machen und ſonſt noch ein paar Kunſtſtücke, an denen ſich keine Pfaffenköchin zu ſchamen brauchet, weil ich ſie ſelber von ſo einer hab'.“ — Nanni lachte. „Schon recht, Salzdrachen-Dirn',“ ſagte ſie dazu, „du brauchſt mich weiter nit zu ſtimmen, * ich weiß, was du möchteſt, und 's mag geſchwind ſeyn.“

Verwundert ſah Loni der Kleinen in die Augen, welche altklug fortfuhr: „Du meinſt leicht, ** ich hätt' nit gehört, was die in der Stube geplauſcht haben? Ich hab' kein Wort verloren, und nun ſoll ich hinaus auf den Sommerkeller rennen und den Söldner-Buben warnen, daß die Pelznickel ihn nicht kriegen.“ — „Das ſollſt du, mein Dirnerl, aber du mußt nir vom Herrn Vater ſagen. Der Bue iſt gar zornig und kann den Herrn Vater ſo ſchon nit ausſtehen. Richt' ihm einen ſchönen Gruß von der Loni aus und er ſoll keine Zeit verlieren, von der Scheiben wegzugehen, ſonſt krieget der

° Der Fratz: das Kind. — Et: ihr oder euch.

* Stimmen: foppen.
** Leicht: vielleicht.

Zieler leicht den Schuß. Wenn er weiter fragt, ſo ſag' halt: ich weiß nix, und bleib dabei. Jezt ſchleun' dich, b'hüt Gott." — „Es ſoll geſchehen, aber du mußt mir was verſprechen." — „Was denn, Dirnel?" — „Ich möcht' halt Kranzljungfer bei deiner Hochzeit mit dem Nazi ſeyn," ſagte die Kleine, raſch entſpringend, bevor ſie nur geendet. „Wart', du Schnappel!" rief Loni ihr nach, grimmigen Tones, aber inwendig lächelnd.

Zu derſelben Friſt klapperte auf flüchtigem Roß ein Huszar auf der Münchener Straße mit Briefſchaften für den Herrn von Schlangen einher; aber ſo ſchnell der Ungar auch reiten mochte, das Gerücht hatte ihn längſt ſchon überholt, und er ſah noch nicht einmal Peiß vor ſich, als ſchon die Bürger zu Roſenheim und die Landleute der Umgegend einander in die Ohren flüſterten: der heilige Franciskus habe an ſeinem Namenstag im Morgengrauen eine bayriſche Schaar über die abgeworfene Iſarbrücke nach Landshut hineingeführt und die Oeſterreicher hinaus gejagt; darauf ſey Seckendorf, der jugendfriſche Greis, auf München losgegangen, das Bärenklau alsbald verlaſſen habe, um in raſcher Flucht auf der Paſſauer Straße dem Innſtrom zuzuziehen. Die Nachricht der Ueberrumpelung von Landshut war ſchon Tags zuvor als unbeſtimmtes Gerücht von einem wichtigen Erfolg der bayeriſchen Waffen in Umlauf geweſen, und hatte die Gemüther auf die beſtimmtere Kunde vorbereitet, ſo wie theilweiſe eine Gährung angeregt, die jezt ſchäumend und ziſchend aufzubrauſen begann, und wahrlich nicht am mildeſten, wenn ſchon verſtohlen, draußen auf dem Sommerkeller ſprudelte, wo die Roſenheimer zahlreicher denn je verſammelt waren, weil das lezte Lagerbier des Jahres ausgeſchenkt wurde. Die Einrichtung der Kellerwirthſchaft war ſo einfach und urſprünglich, als nur irgend möglich; ſogar das Trinkgefäß hatte der Gaſt ſelber mitzubringen, und wer keinen Platz auf den Bänken fand, lagerte ſich ohne Umſtände in's Gras, wie der alte Mann unter der Linde, neben dem ein hochgewachſener Bauernburſch ſich auf zwei Krücken lehnte.

Das Gewand des Burſchen ſah nicht ſonntäglich aus. Das grüne Spitzhütel mit den zerzauſten Schildhahnfedern, das graulodene Schamperl,* die oberhalb des Kniees endenden Lederhoſen, die Wadenſtrümpfe unterhalb der bloßen Kniee befanden ſich im trübſeligſten Zuſtand, und das dauerhafteſte Stück des geſammten Anzuges war offenbar die Fußbekleidung von Menſchenhaut, die feſt anſchloß, ohne zu drücken, und allenfallſige Beſchädigungen immer von ſelber ausbeſſerte. So kläglich indeſſen das Gewand, ſo friſch ſchaute der aus, welcher drin ſteckte, und ohne das Zeugniß der Krücken hätte gewiß Niemand das junge Blut mit den blitzenden Augen für einen Krüppel gehalten. Die Rieder-Nanni ſah den Ignaz von weitem bei dem alten Herrn Wieſenleitner ſtehen, und näherte ſich langſam, als der „Bue" eben, einen Krug zurückgebend, ſagte: „Gelt's Gott." — „Hat leicht ſeyn mögen," verſezte der Greis. Jener ſprach weiter: „Der Herr Rentmeiſter wird's nit verſchlafen." — „O du mein Bue," antwortete der, „ich brauch' nur an meinen Herrn Großvater ſelig zu denken, wie er meinen Vater, Gott tröſt' ihn! und mich zur Landfahnen fortgeſchickt hat, und ſelber mitgezogen wäre, wenn ihn ſeine Haxen* nur hätten fortbringen mögen. Den Herrn Vater hat damals ſo ein verdammter Ungar bei Sendling mit dem Spieß durch und durch gerannt, wie juſt ein anderer mich auf's Hirn ſchlug, daß mir Sehen und Hören verging und ich bummerwitzig zuſammenſtürzte. Zu Weihnachten werden's ſieben-und-dreißig Jahr her, aber ich ſchlaf' gewiß nicht ein, wenn ich an die Sendlinger Weihnachten, an meinen erſtochenen Herrn Vater, an all das vergoſſene bayriſche Blut und an den verrätheriſchen Pfleger von Starnberg denke." — „Hat's damals auch ſchon Landesverräther in Bayern gegeben?" fragte der Burſch. Wieſenleitner nickte. „Verräther gibt's halt alleweil," ſagte er leiſe, „aber an die kommen wir erſt ſpäter. B'hüt Gott, Bue."

(Fortſezung folgt.)

* Wamms.

* Beine.

Deutſche Schriftſtellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

(Fortſezung.)

In den meiſten Fällen indeß iſt es weit vereinbarer mit der geiſtigen Eigenthümlichkeit der Frauen und mit ihrem außerordentlichen Beobachtungstalente, wenn ſie ſich als Erzählerinnen an die Ereigniſſe des Familienlebens im engern Sinne halten, beſonders wenn es darauf ankommt, Scenen, die durch Verwicklung hervorgerufen ſind, einfach darzuſtellen, häusliche Begebenheiten, wie ſie erſcheinen, klar aufzufaſſen, die Umgebung der Menſchen und der Natur zu gruppiren.* Es iſt Thatſache, daß die ausgezeichnetſten der von Frauen geſchriebenen Romane aus dieſer Sphäre entlehnt ſind. So die anmuthigen Erzählungen der Friederike Bremer (um eines der neueſten Beiſpiele zu wählen), welche die Anerkennung zweier Nationen ſich erworben haben und nichts

* Steffens Worte in: Was ich erlebte IX. 364.

weniger als dürr proſaiſch ſind und ohne alle Phantaſie, ſondern recht praktiſch tüchtig, wogegen die berühmte Dudevant ein Räthſel iſt, das Jeder, ſey er Mann oder Frau, nach ſeiner Weiſe und ſelten mit Wohlgefallen löst, ſo daß ſie gewiß an anziehender Kraft wenigſtens eben ſo viel verloren als an literariſcher Merkwürdigkeit gewonnen hat. Und warum ſollte auch nicht das ſchöne Talent der Frauen für Menſchen- und Herzenskunde da den ergiebigſten Stoff zu entſprechenden, naturgemäßen Lebensbildern finden, wo in einer edeln und ſtillen Häuslichkeit der Thron ihrer Herrſchaft ſeit Jahrhunderten unangetaſtet ſeinen Platz behauptet hat? Wer hört nicht gern eine geiſtreiche, gebildete Frau erzählen, Selbſterlebtes oder Erdichtetes? Warum ſollte ihre Hand nicht niederſchreiben dürfen, was wir ſo gern aus einem holden Munde mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme vernehmen?

Auch dem Alltagsleben vermag die Poeſie einen Zauber mitzutheilen, der mächtig anzieht, und es bedarf hier nur einer glücklich und in einem Guſſe zur Anwendung gebrachten Idee, um ihr den Schmuck weiblicher Phantaſie gleich Blumengewinden ſich anſchließen zu laſſen. Die Form dabei iſt gleichgültig: mögen es Briefe, Tagebücher, Erzählungen, aphoriſtiſche Gedanken ſeyn, die Anſpruchsloſigkeit der Schriftſtellerin und die Fernhaltung aller Tendenzen der Zeit ſind die Vorzüge, welche ihr immer den größten Beifall erwerben werden. Spiegelt ſich dann die Welt auch nicht unmittelbar in ihren Werken, wie in denen der umfaſſendſten Geiſter, ſo iſt es doch ein heiterer Widerſchein derſelben, wie ihn eben das Familienleben darbietet, und der manchen darum nicht verwahrloſten Gemüthern oft mehr zuſagt, als die Unmittelbarkeit der Erſcheinung in den genialen Schöpfungen jener. Beiſpielsweiſe wollen wir hier nur an die Romane der Thereſe Huber, der Sophie von Knorring und der Henriette von Biſſing erinnern.

Solchen ſchriftſtellernden Frauen des neunzehnten Jahrhunderts hat nun ſchon vor zwanzig Jahren ein fleißiger Mann, der Herr von Schindel, ein dreibändiges Werk gewidmet, freilich ohne rechte Auswahl. Denn ſogar die berühmten und mit Recht gefeierten Schauſpielerinnen Friederike Bethmann und Henriette Hendel-Schütz haben hier ihren Platz erhalten, obgleich beide Frauen nie als Schriftſtellerinnen aufgetreten ſind und das gedruckte Stammbuch der leztern von ihr ſelbſt keine Zeile enthält. Ich will aber jezt in die Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, dieſer Blüthe- und Glanzzeit unſerer Literatur, zurückgehen und an ſie dann die Gegenwart anreihen, ich will eine Anzahl von Frauen nennen, deren Schriften uns bis auf den heutigen Tag noch immer lebenswarme Blüthen und friſche Früchte darbieten.

2.

Werfen wir zuvörderſt einen Blick auf die frühern Jahrhunderte unſerer Geſchichte, ſo ſehen wir in der Achtung der alten Deutſchen gegen das weibliche Geſchlecht die Keime zur Galanterie des Ritterthums, wie ſie uns in den epiſchen und lyriſchen Dichtungen des Mittelalters entgegentritt. Jene Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer hält uns noch jezt mit ihrem Zauber mächtig umfangen; es iſt der große Ruhm der Deutſchen, daß ſie vielleicht unter allen Nationen der Erde zuerſt und am vollkommenſten den Frauen eben die Stelle angewieſen, welche die Natur ſelbſt ihnen beſtimmt hat, und der Minnegeſang war es, welcher der Natur mit Glück ihre geheimen Züge abgelauſcht hatte. „Dieß reine Gefühl der Liebe," ſagt ein ausgezeichneter Schriftſteller,* „dieſe Bereitwilligkeit in einem rauhen Geſchlechte von Männern, von dem edlern Geſchlechte, dem Zucht und Sitte eigener ſind, Zucht und Sitte zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erſte Freude in eine monotone Exiſtenz, und mißbrauchte dieſe Freude des Frauenverkehrs nicht allein zu oberflächlicher Luſt, ſondern bezog ſie innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele, wodurch das ſüße Leid, von dem die Minneſänger ewig klagen, eine ſo hohe Bedeutung gewinnt."

Aber von einer vorherrſchenden Beſchäftigung der ſo geprieſenen Frauen mit Kunſt und Literatur finden wir keine Spur. Nur im Winter etwa, wenn das Schwert mit den Fehden ruhte und das tägliche Leben in einer uns faſt unbegreiflichen Oede und Einſamkeit verſtrich, laſen ſie thatvolle Rittergedichte vor, da ſie des Leſens und Schreibens meiſt kundiger waren als ihre Eheherrn. Mit dem Frühlinge erſt kehrte die Zeit der Turniere und Feſte zurück, der glänzenden Beſuche, der wandernden kaiſerlichen Hoflager mit ihrem Pompe und zahlreichen Gefolge; jezt nahten ſich wieder die entfernten Liebenden, neue Verhältniſſe wurden angeknüpft, die Sehnſucht ſuchte ihr Ziel, das Geheimniß ſeine Befriedigung, der Begehrende Befriedigung und Beſitz. Erſt als in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Zerrüttung im deutſchen Reiche überhand nahm, da verſtummten die Töne der Beſten und das Licht des ächt deutſchen Frauenlebens leuchtete nicht mehr von den Burgen und Schlöſſern in die Thäler herab. Aber in einer andern Weiſe und nicht minder herrlich entfaltete es ſich in deutſchen Städten, in den ſchmucken und reinlichen Häuſern ehrbarer deutſcher Bürger.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Gervinus Geſchichte der poet. Nationalliteratur der Deutſchen. I. 552.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Schluß.)

Theater.

„Die vier Haimonskinder," komiſche Oper in drei Akten nach dem Franzöſiſchen von J. Kuppelwieſer. Muſik von Balfe, gehört unſtreitig unter die ſchwächſten der franzöſiſchen Opern, und ſelbſt das Libretto, ſonſt bei vielen muſikaliſchen Dramen vom Seineſtrand das Wichtigſte, erreicht kaum das Niveau der Mittelmäßigkeit. Eine Handlung, die nicht intereſſant und ziemlich gedehnt iſt, bietet dem Tonkünſtler wenige Anhaltspunkte dar und ſtützt ihren ganzen Erfolg auf einige komiſche Momente — Situationen kann man ſie nicht einmal nennen — welche hervorzuheben es trefflicher Darſteller bedarf, die in der deutſchen Oper (zumal in der unſrigen) eben nicht häufig ſind. Die Oper iſt kalt und fand eine laue Aufnahme. — Wenn mich „eine Ballnacht am Hofe Ludwigs XIV., oder die Marquiſe von Villette," Originalſchauſpiel in fünf Akten von Ch. Birch-Pfeiffer, mit einer unbefriedigten Erwartung aus dem Hauſe gehen ließ, ſo iſt daran nicht die Verfaſſerin Schuld, ſondern lediglich die ſtrengen Bühnenkritiker, zumal Laube und ein Korreſpondent des „Grenzboten," welche dieſe „Marquiſe von Villette" für das beſte Werk der Mad. Birch-Pfeiffer erklärten.* Auf dieſen Ausſpruch hin hoffte ich ein Drama zu finden, das ſich den „Günſtlingen" (die ich, trotz mancher Unwahrſcheinlichkeiten und Inconſequenzen, für ihr beſtes nach Memoiren mit vielem Geſchick bearbeitetes Stück halte) würdig anreihte, ich fand jedoch eines, das zwar unter dem Gros ihrer Arbeiten ſich auszeichnet, doch an Werth nicht einmal den „beſten Arzt" erreicht. Memoiren bedurfte die rüſtige Verfaſſerin zu dieſem Originalſchauſpiel nicht, denn die Eigenheiten und Charakterzüge Ludwigs XIV. und der Frau von Maintenon, die ſie vor unſern Augen entfaltet, ſind ſammt und ſonders in dem Brockhaus'ſchen Converſationslexikon enthalten, und die Charakteriſtik doch noch viel leichtſinniger, als ſie die Franzoſen, bei vielem Eſprit, zu entwerfen pflegen. Ludwig XIV. iſt mir nicht, wie manchen franzöſiſchen Hiſtorikern, Louis le Grand, doch kann ich unmöglich glauben, daß er ſelbſt im hohen Alter zu einer ſolchen Marionette herabſinken konnte, ein Mittelding von Faun und Jupiter-Ammon. Wenn Frau von Maintenon wirklich, wie man es uns hier ſo oft vorſagt, die klügſte Frau in Frankreich war, ſo bringt uns das eine ſehr ſchwache Idee vom Verſtande der franzöſiſchen Damen bei. Freilich wenn alle Franzöſinnen dieſen Nichten der Maintenon glichen, war jener Ruhm wohlfeil zu erringen. Selbſt Marion und Bolingbroke ſind ganz gewöhnliche Theaterfiguren, und umſonſt wird man einen einzigen Charakterzug des geiſtreichen Staatsmanns darin aufſuchen. Die einzige vernünftige Perſon des ganzen Stücks iſt Manon, und die derben Wahrheiten, die ſie ihrer Gebieterin ſagt, gaben auch das erſte Signal zu Beifallsbezeugungen des Publikums, welche bei Bolingbroke's Ausdruck: „So lange ein Orleans in Frankreich lebt u. ſ. w." zu einem wahren Jubelſturm anwuchſen. Ich hätte nie geglaubt, daß das Theaterpublikum von Prag ſo lebhaften Antheil an Louis Philippe nimmt; aber es hat mir gefallen. Später wurde bei einigen Theatercoups und Deklamationen hie und da applaudirt und gerufen, doch dürfte ſich das Stück kaum ſehr lange auf dem Repertoire erhalten. Im erſten Akte dieſes Schauſpiels (worin man ſehr viel lauſcht und Briefe und Dokumente ohne Zahl und Ende produzirt werden) machen zwei verheirathete Prinzen von Geblüte der Marquiſe Marion de Villette Anträge, als ob es Marion de l'Orme wäre, und die comfortable Ruhe, welche ihr Liebhaber Bolingbroke dabei an den Tag legt, iſt wohl der einzige Beweis ſeiner diplomatiſchen Befähigung. Daß im dritten Akte alle Lauſcher, welche von der Entführung reden hören (was ſehr unvorſichtig geſchieht), glauben, es ſey die Rede von der ſchönen Marion und nicht von dem Diplomaten, finde ich ganz natürlich; doch muß ich geſtehen, hier wurde meine Erwartung wieder getäuſcht, und zwar dießmal durch meine eigene Schuld. Ich glaubte, man würde den König ſtatt Bolingbroke entführen; das hätte doch eine Situation gegeben. Aber warum bildete ich mir das ein? Das Ende iſt ganz gewöhnlich, wie es das Publikum liebt, der Liebhaber heirathet ſeine Geliebte, der alte Geck wird geprellt und der Böſewicht verbannt. — Von Repriſen älterer claſſiſcher Werke hat die „Zauberflöte" ein volles Haus gemacht, welches jedoch einſah, daß unſere Opernkräfte zu deren Ausführung nicht hinreichen, und Goethes „Iphigenia" gefiel außerordentlich, iſt aber doch nicht wiederholt worden.

* Sollte vielleicht die Stellung der Mad. Birch-Pfeiffer in Berlin und die bekannte Protektion des Herrn Hofrath Küſtner, die ſie ſich zu erwerben verſtand, daran Schuld ſeyn, daß manche Bühnenkritiker, die zugleich Bühnendichter ſind, der ſchreibenden Dame ungewöhnliche Nachſicht ſchenken?

Räthſel.

Frei nach einem franzöſiſchen des 17ten Jahrhunderts.

Von einem Geſchlecht zum andern
Muß oft mein Körper wandern;
Ihr könnt nicht an mir leſen,
Von welchem ich geweſen,
Selbſt wenn ich euch gefiele.

Ich ſpiele, mit vielen Rollen
Verſeh'n, oft große Rollen,
Ein mancher König und Dichter
Braucht mich und ein mancher Richter,
Und auch der Frauen viele.

Gleich einer Wetterfahne,
Gleich einem Thurmeshahne
Dem Wind oft preisgegeben,
Dein Affe, jünger Leben!
Geſchmückt von leichtem Spiele,

Bin ich die ſtolze Fremde,
Zwar ohne Rock und Hemde,
Die immer nach oben trachtet,
Strick, Eiſen und Feuer verachtet,
Damit ſie komme zum Ziele.

J. G. Moſer.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. Mai 1845.

— Nous voulons montrer à de certains esprits
Dont l'orgueilleux savoir nous traite avec mépris,
Que de science aussi les femmes sont meublées.
Molière.

Deutſche Schriftſtellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Zwei große und inhaltſchwere Zeiträume der deutſchen Geſchichte, die Zeiten der Kirchenreformation und des dreißigjährigen Krieges, ſind reich an großen und eigenthümlichen Charakteren, an bedeutenden Männern von höchſter perſönlicher Wirkſamkeit, eingreifend durch Geiſt, Geſinnung und That. Aber wenn wir dieſe meiſtens als Vorkämpfer im allgemeinen Gedränge des heftig bewegten Lebens ſehen, ſo finden wir die Frauen überall dem Allgemeinen ſtreng untergeordnet, und nur wenige derſelben treten aus dem maſſenhaften Gewirre ſo hervor, daß ihre Thätigkeit für Kunſt und Wiſſenſchaft auch in dem Gewühle des Kampfes der Nachwelt aufbehalten worden iſt. Ein ſolches Bild gewährt uns aus dem Zeitalter der Kirchenverbeſſerung Charitas Pirkheimer, die Tochter eines edeln Nürnbergiſchen Patriziergeſchlechtes, nebſt ihren Schweſtern Klara und Katharina, in ihren theils lateiniſchen, theils deutſchen Briefen. Zu Nürnberg im Jahre 1460 geboren, empfing ſie von ihrem gelehrten Bruder Bilibald und dem geachteten Conrad Celtis den Unterricht im Lateiniſchen. Sie las mit Geſchmack die alten Schriftſteller und ſchrieb ſelbſt mit Anmuth, vertauſchte aber bald, der Neigung damaliger Zeit gemäß, die Welt mit dem Kloſter St. Clara, wo ſie erſt Nonne und bald nachher Aebtiſſin ward. Fromme Uebungen und ſtrenge Sitten bewährten ihren geiſtlichen Beruf, aber mit der Welt blieb ſie in geiſtreicher Verbindung, beſonders mit Bilibald und Celtis; ſie ward verehrt als ein Muſter von Tugend und Bildung, und der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, ſezte ſie über alle Frauen Deutſchlands. Große Störungen brachte die Reformation, Charitas wehrte den Neuerungen, ſie beſtand harte Kämpfe und beſchloß, dem öffentlichen kirchlichen und literariſchen Streite bloßgeſtellt, ein Leben, dem die friedliche Kloſterzelle keine Sicherheit mehr bot.

Ziemlich in derſelben Zeit glänzte in der Stadt Augsburg Margarethe Welſer, aus altberühmter Familie, durch ausgezeichnete Kenntniß der lateiniſchen Sprache und überhaupt durch Gelehrſamkeit und Bildung, als die Gattin des gelehrten Conrad Peutinger. Trotz dem war ihr Ruhm Beſcheidenheit und das Glück ihres Gatten und ihrer Kinder, deren zehn die treffliche Mutter umgaben. Eine Tochter, Conſtantia, eiferte ihr in edler Sitte und anmuthiger Gelehrſamkeit nach; ausgezeichnet durch Geſtalt und Bildung unter den Jungfrauen Augsburgs war ſie es, die auf Kaiſer Maximilians I. Geheiß

den Dichter Ulrich von Hutten im Jahre 1516 zu Augsburg mit dem Lorbeerkranze in glänzender Verſammlung ſchmückte. — Einem ſtillern Kreiſe gehörte aus derſelben Zeit Anna Reinhart an, die Hausfrau des zürchiſchen Reformators Zwingli, von der Niemand ſchied, ohne ihre hohe Bildung, ihren heitern Witz und ihre große Gewandtheit im Umgange zu bewundern. Ihr Gatte beſprach mit ihr jede kirchliche Bewegung, jede neue wiſſenſchaftliche Erſcheinung, er las ihr an jedem Abend die Druckbogen der ſeit dem Jahre 1525 von ihm beſorgten Bibelüberſetzungen vor; aber Anna ward dadurch weder hochmüthig noch überbildet, ſie blieb die wackere Hausfrau und die ſorgſame Mutter ihrer Kinder.

Unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges konnte nur wenig Gedeihliches in Kunſt und Wiſſenſchaft in Deutſchland erblühen, am wenigſten unter den geängſtigten, von der Kriegsnoth verfolgten und oft heimathloſen Frauen. Nur in dem ſtillern Holland glänzte eine deutſche Jungfrau, Anna Maria von Schurmann, von Geburt eine Kölnerin, als Muſter einer frühzeitigen Entwicklung geiſtiger Kraft und von ſo umfaſſender Gelehrſamkeit, daß ſie die niederländiſche Minerva genannt ward. Sie hatte bereits in früher Jugend Griechiſch und Lateiniſch ſorgfältig, dann mit Leichtigkeit die neuen Sprachen erlernt, und mit Leidenſchaft auch die ſchwereren Gegenſtände des Wiſſens erfaßt; dabei zeichnete und malte ſie ſehr gut, bildete Figuren aus Wachs und begann ſchon im ſechsten Jahre Blumen und Perſonen aus Papier mit einer ſolchen Geſchicklichkeit auszuſchneiden, daß die geübteſten Kunſtkenner über die Feinheit und Schärfe des Gebildes ſtaunten. Ihre Schriften, Briefe, Aufſätze ſind meiſtens in lateiniſcher Sprache; in der letzten Zeit ihres Lebens neigte ſie ſich zu religiöſer Schwärmerei und mißfiel dadurch den reformirten Gemeinden, die früher auf ſie ſtolz geweſen waren.

Im Gegenſatz zu dieſem Glanze des Wiſſens und einer mehr männlichen Thätigkeit nennen wir die fürſtliche Gemahlin des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Louiſe, eine geborene Prinzeſſin von Oranien. Die liebliche, zarte Erſcheinung der Kurfürſtin entſprach der hohen Reinheit ihres Gemüthes. Mit einer Leidenſchaft, deren Gewalt man aus den feinen Zügen ihres Geſichtes nicht herausleſen würde, hing ſie an dem Manne, dem ihr Leben gewidmet war, mit Muttertreue ſorgte ſie für ihre Kinder, mit ſtets offener Hand, faſt über ihre Kräfte, für Nothleidende und Bedrängte; dabei war ihr Verſtand klar und ſcharf und wo die Männer der Weisheit im Rathe ihres Gemahls zweifelhaft waren, da eilte der Kurfürſt zu ihr und ſie fand jeder Zeit das Rechte. Die Krone ihrer Tugenden war ihre Demuth und innige Frömmigkeit, die ſich auf das Herrlichſte in vier geiſtlichen Liedern abſpiegelt, als deren Verfaſſer eine Zeitlang ihr getreuer Rath, Otto von Schwerin, gegolten hat. Aber es iſt die Kurfürſtin Louiſe von Brandenburg, welche die beiden, in allen Geſangbüchern befindlichen Lieder, „Jeſus meine Zuverſicht" und „Ich will von meiner Miſſethat zum Herren mich bekehren" gedichtet hat, und außerdem zwei andere Lieder, „Gott, der Reichthum deiner Güte" und „Ein andrer ſtelle ſein Vertrauen," die heutzutage in den Kirchen weniger im Gebrauche ſind. *

(Fortſetzung folgt.)

* M. ſ. Piſchon's Denkmäler der deutſchen Sprache III. 214 f.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

Mit einem „eben ſo viel, geſtrenger Herr," hinkte der Krüppel von dannen, bald eingeholt von der flinken Nanni, die ihr Sprüchlein herplapperte, wie es ihr eingetrichtert worden; worauf der Bue mit trotzigem Hohn entgegnete: „Ich laſſ' mich bei der Salzdrachenlouі fein bedanken und die Docken ſoll nit um mich ſorgen, ich geh' ihr ſchon von ſelber aus dem Weg, und wenn ſie einen Brautführer oder einen Goden * braucht, ſo ſoll ſie nur wo anders hinſchicken als zu mir; ich komm' halt ganz gewiß nicht." — Das kleine Mädchen begriff vollkommen, wenn ſchon nur wie in halbem Traum, die eiferſüchtige Regung, welche aus dem Wildſchützen redete; denn auf dem Lande werden alle Beziehungen des Lebens ohne Rückſicht auf die anweſenden Kinder beſprochen und dieſe dadurch in Verhältniſſe eingeweiht, deren tieferen Grund ſie erſt viel ſpäter einſehen lernen. „Du biſt ein Narr mit dem Eifern, mein Bue," ſagte Nanni; „das Dirnl härmt ſich um dich ganz aus der Weiſ' und könnt's doch ſo gut haben, wenn ſie den mit dem Federhut nur möcht' . . ." — Heftig unterbrach ſie der Nazi: „So ein kleines Menſch iſt grad ſchon ſo falſch wie ein großes, voller Ranke, Liſt und Tücken, und eine hilft der andern zu allem Lügen und Trügen, als müßt's nur ſo ſeyn. Geh' mir aus dem Weg, Sternhammerdirn, ſonſt ſchlag' ich dir ein's auf's Hirn."

Erſchreckt blieb die Kleine zurück und ſah dem Buben nach, der forthinkend ſeinen Gedanken und Empfindungen Gehör gab, und ſich vergebens bemühte, ſeinen Ingrimm gegen den mit jedem Augenblick wachſenden Einfluß der Worte zu behaupten, welche die kleine Botin geſprochen, und die mit ſchmeichelndem Wohllaut ihn fort und fort bethörten, wie er thörichter Weiſe das

* Pathen.

wohlthuende Gefühl bei ſich ſelber nannte, der eiferſüchtige Narr, welcher in dieſem Augenblick wahrlich der Liebe nicht würdig war, mit der Loni ihn, den armen Buben, allen ihren übrigen Bewerbern vorzog, der ehrgeizigen Mutter wie dem geldgierigen Vater zum Troß, die ihr täglich ſagten, ſie ſey ſchön und reich genug, um auf einen Cavalier Anſpruch zu erheben, und müſſe mindeſtens Einen mit einem Zopf heirathen. — Dieſe Redensart von „Einem mit einem Zopf" iſt noch bis zum heutigen Tag im Bayerlande gäng' und gäbe, wie in Frankreich die alten Sprüchwörter vom Henken, aber das Salzdrachenweib bezeichnete damit vor einem Jahrhundert nicht bloß ſprichwörtlich einen Beamten oder Großbürger.

Als der Herr Oberlindober ſeinem Gaſt zu verſtehen gab, die Lahmheit des Söldner-Nazi möge leicht Verſtellung ſeyn, traf er's beſſer, als er ſchier ſich ſelber zutraute. Der Bue hatte nicht ſobald die lezten Häuſer des Marktfleckens aus dem Geſicht verloren, als er auch ſeine Krücken wagerecht unter den Arm ſteckte und im Sturmſchritt über das moorige Haideland auf wohlbekannten Fußpfaden hinlief, wenn Pfad heißen darf, was nur der Kundige verſtand und fand, wie das Wild ſeinen Wechſel. Inmitten des Waldes unterbrach er den ſchnellen Lauf, um, bei einer alten Eiche ſtehen bleibend, ſorgfältig umher zu blicken, ob kein Verräther lauſche, und dann behend emporzuklimmen bis zu der Krone des ſtattlichen Baumes, wo er die Krücken in demſelben luftigen Verſteck barg, aus dem er einen tiroler Stuzer, einen Jagdranzen und ein paar Bundſchuhe mit ſich zurücknahm. Die Schuhe zog er an, den Ranzen hing er um, den Stuzer ſchälte er aus der Hülle von Otterfell, welche das Schloß vor Näſſe ſchüzte, und betrachtete gleichſam liebäugelnd die Waffe, die ſo recht einem Raubſchüzengewehr glich, ſchwarz und unſcheinbar von außen, blank innen im gezogenen Lauf, und wohl geſchmiert das Radſchloß mit den ſchnellkräftigen Federn. Der Nazi wußte am beſten, wie ſicher ſein Geſchoß zum Ziele trug, und ſogar in ſeiner Liebe glücklichſten Stunden wär' ihm vielleicht die Wahl ſchwer geworden zwiſchen der Loni und dem Stuzer, mit dem er ſo manche Gemſe ſchon von bayriſchen wie von tiroliſchen Felswänden herabgelangt hatte.

Dießmal jedoch galt ſein Auszug nicht dem Gemsbock auf dem Felsgeſtein, nicht dem Edelhirſch oder dem Reh im Forſt, nicht dem Wildſchwein im Moos, und überhaupt nicht dem Waidwerk, ſondern er lief, was er laufen mochte, dem alten Steinbruch zu, woſelbſt er ſeine guten Freunde und Geſellen finden ſollte, wie ſie an jedem Sonntag Abend ſich zu verſammeln pflegten, ſeit die Haberernte eingethan war. Die Dunkelheit brach herein, bevor er den Plaz erreichte. Wie er auf ſchmalem Fußſteig um die Felſenecke bog, rief ihn eine Stimme halblaut an: „Wer iſt da?" — „Haberreiter," entgegnete Nazi. — „Das Wort?" — „Hellblau und weiß." — „Gut bayriſch, vorbei!"

Unmittelbar vor dem Steinbruch empfing den Ankömmling ein ähnliches Frag- und Antwortſpiel, bevor er in die Verſammlung dunkler Geſtalten eintrat, die wie Geſpenſter rings umher auf und an den Steinblöcken ſaßen, lehnten, kauerten oder lagen, bis auf Einen, der auf einer Art von Kanzel ſtand. „Du kommſt ſpät, mein Bue," ſagte der auf der Erhöhung. — „Von Roſenheim her, mein Harz-Lopſel-Jrgey," verſezte Nazi; „ich bin länger aufgehalten worden, als ich dachte." — „Denk' mir ſchon, wodurch," ſagte jener drauf, begleitet von ſchallendem Gelächter der Verſammlung, worüber der Söldner-Bue ſich erzürnt hätte, wär' die Zeit nur nicht zu kurz dazu geweſen. Jrgey (auf ſchriftdeutſch: Georg) fuhr fort: „Wir haben ihrer drei, die wir heimſuchen ſollen, und die Wahl thut uns weh, welchem wir für heut' Nacht den Vorzug geben wollen: dem Manſchettenbauer auf der Mangfalleinöde, der neulich die Waiſen der armen Leiter-Toni ſo ungerecht und unbarmherzig um ihr lezтes Stückchen Brod gebracht hat, dem Hofrichter von Reiſach, oder dem gottloſen Leutſchinder auf dem Wurm? Der Salzdrach' iſt freilich der gröbſte und unbarmherzigſte von allen dreien, und dazu ein Landesverräther, aber wir vermögen ihm für jezt nichts an, weil zu viel Panduren um die Wege ſind." — „O du G'ſchmacherl!" rief Nazi; „grad wegen der öſterreichiſchen Zopfen müſſen wir auf Roſenheim." — „Und das ſagſt du?" — „Ich, grad ich. Hört mir nur recht zu, ihr Buben. Wollt ihr? Ich hätt' was Großes zu ſagen." — Die Burſchen hießen ihn ohne Umſchweife reden, und ich bedaure, hierin ihre Ausdrucksweiſe nicht wiedergeben zu können, indem in anſtändiger Geſellſchaft bei uns Anſtoß erregen würde, was der Tiroler wie ſein bayriſcher Nachbar ganz unbefangen ſagen darf, weil die Gewohnheit ſeines Landes es ihm erlaubt, ohne daß irgendwer nur etwas, geſchweige denn Arges dabei denkt, ſo wenig als Spanier, Jtaliener und Ungarn mit ihren für uns verfänglich klingenden Redensarten in der Unterhaltung es bös meinen. — Nazi hob an auseinander zu ſetzen, die drei genannten Leuteplager und Wucherer ſeyen freilich zur Strafe reif, und je eher die Vergeltung ſie erreiche, deſto beſſer dürft' es ſeyn. „Aber ſie entlaufen uns ja nicht," ſagte er, „und wir mögen ſie alleweil noch abwandeln, morgen, übermorgen, oder auf die Wochen, einerlei. Sie bleiben halt und die Panduren gehen weiter."

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Jesuiten. — Das Collège de France.

Der Criminalprozeß wider den ehemaligen Rechnungsführer des Jesuitenvereins in Paris hat nicht länger aufgeschoben werden können, und zur großen Belustigung der Pariser haben die Patres, welche den von Haffnaer begangenen Diebstahl so gern ungestraft gelassen hätten, öffentlich als Kläger auftreten müssen. Daß Haffnaer bei den Jesuiten für einen frommen und andächtigen, ihrem Orden mit Leib und Seele ergebenen Mann gelten konnte, während er auf ihre Unkosten in einem andern Stadtrevier ein abscheuliches Leben führte, ist minder auffallend; so etwas kann in einer großen Stadt wie Paris vorkommen, obwohl nicht sehr leicht; daß aber die Jesuiten nicht durch das schon in Belgien wider diesen Schelm gefällte Urtheil stutzig geworden waren und ihn nicht besser beobachtet haben, darüber hat man sich billig verwundert. Die Jesuiten sind ja gerade durch ihre Schlauheit berühmt; wie haben sie sich auf eine so grobe Art von einem ganz gewöhnlichen, sich nicht im mindesten genirenden Betrüger hinters Licht führen lassen können? Man schließt daraus, daß die hier sich aufhaltenden Patres Leute von ganz gewöhnlichem Schlage, bloße Werkzeuge in den Händen ihrer italienischen Obern sind. Der Advokat des Beschuldigten unterließ natürlich nicht, sich die Verlegenheit der Kläger zu Nutze zu machen und das Wasser ein wenig zu trüben, um die Betrügerei des Beklagten möglichst zu maskiren. Auch hoffte er, die Theilnahme des Publikums, welches dem berüchtigten Orden keineswegs günstig ist, für den Spitzbuben zu gewinnen. Dieser Tendenz arbeitete seinerseits der königliche Anwalt entgegen und nahm sogar die Kläger gewissermaßen in Schutz. Aber ein Umstand schadete wieder den Jesuiten außerordentlich. Aus den gerichtlichen Verhandlungen ging nämlich hervor, daß die Patres ein Libell wider die königliche Familie in ihrer Bibliothek hatten, weßhalb sie sich auch einen derben Verweis vom Gerichtspräsidenten zuzogen. Im Allgemeinen verhalten sich die Patres äußerst still, und daran thun sie recht wohl; denn da sie keine Erlaubniß von der Regierung haben, hier ihr Wesen zu treiben, so kann der Staat den Herrn ihr Haus in der Poststraße, welches ihnen nicht einmal zugehört, jeden Tag schließen. Sie halten deßhalb auch keinen öffentlichen Gottesdienst, haben kein Lehrinstitut und wirken, wenn sie überhaupt wirken, ganz im Stillen. Ich glaube auch nicht, daß es in Paris ein Jesuit wagt, das Ordenskleid zu tragen, und in dem viel besprochenen Hause der Poststraße, wo ihr Hauptquartier seyn soll und wo Haffnaer ihre volle Kasse bestohlen hat, scheinen sich nur einige wenige Geistliche aufzuhalten. Haben sie Novizen, so wird dieß verborgen gehalten; da die französische Gesetzgebung keine ewigen Gelübde anerkennt, sie sogar verbietet, so können solche auch nicht öffentlich abgelegt werden. Auch den Gottesdienst verrichten sie bei verschlossenen Thüren; überhaupt begreifen sie sehr wohl, wie wichtig es für sie ist, so wenig Aufsehen als möglich zu machen in einer Hauptstadt, wo sie so sehr verhaßt sind, und wo sie in der That nicht als Congregation bestehen können, ohne das Gesetz offenbar zu verletzen. Ihrer Seits aber feindet die Jesuitenpartei und ein großer Theil der Geistlichkeit die Professoren und Beamten an, welche wider das Einschleichen der Jesuiten und wider das Ueberhandnehmen ultramontanischer Grundsätze in Frankreich sprechen oder schreiben. Früher war Cousin als Professor der Philosophie die Zielscheibe ihrer heftigen Angriffe; jetzt müssen Michelet und Quinet wegen ihrer Vorträge im Collège de France herhalten. Bekanntlich hat die Partei eine Bittschrift an die Pairskammer zu Stande gebracht, nach welcher den beiden Professoren dergleichen Vorträge verboten werden sollen, und der Minister des öffentlichen Unterrichts hat in der Kammer das Verfahren der beiden Professoren gewissermaßen mißbilligt, aber zugleich gestanden, daß er im Collège de France nur wenig zu befehlen habe. Der Minister, wollte er ganz aufrichtig seyn, hätte hinzusetzen können, das Ministerium kümmere sich überhaupt sehr wenig darum, wie die Professoren nicht allein im Collège de France, sondern auch in den von der Universität abhängigen Fakultäten ihre Pflicht erfüllen. Diese Freiheit hat allerdings ihr Gutes, aber doch nicht immer; manche dieser Herren machen sich ihr Amt doch allzu bequem. Sie fangen ihre Vorträge spät im Jahre an und hören früh damit auf; einige lesen nur ein oder zweimal in der Woche, andere tragen etwas vor, was gar nicht im Programm steht, bloß weil sie sich aus Liebhaberei mit dem Gegenstand beschäftigen und vielleicht ein Buch darüber schreiben. Ein Professor, welcher die alte Geschichte oder Geographie vorzutragen hat, trägt die neuere vor, oder umgekehrt; wie viele ältere und berühmte Professoren gar nichts vortragen und sich von Suppleanten ersetzen lassen, ist schon oft in den Tagesblättern gerügt worden. So hat denn auch Quinet in seine Vorträge über die neuere fremde Literatur seine Betrachtungen über die Jesuiten eingewoben, welche mit dieser Literatur nichts zu thun haben, und Michelet, welcher Geschichte vorträgt, hat ebenfalls den geistlichen Orden unverhältnißmäßig viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet. Aber andere Professoren, deren man nicht erwähnt hat, machen es nicht besser. Abbé Coeur polemisirt, statt in der geistlichen Beredtsamkeit, wozu er berufen ist, zu unterweisen; ein Suppleant, welcher an der Stelle eines der jetzigen Minister geschichtliche Vorträge halten soll, stellt erbauliche Betrachtungen über Wunder und Andachtsübungen an und macht seinerseits wieder gut, was seiner Partei zufolge Michelet und Quinet verderben. Uebrigens hat das Collège de France, an dem diese Herrn lehren, eine ganz eigenthümliche Stellung unter den hiesigen Unterrichtsanstalten. Es steht nicht unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts, wenigstens hat der Minister wenig darin zu sagen. Die Professoren, oder wie sie sich dort nennen, die Lektoren, machen ihre Angelegenheiten unter einander ab, werden gut besoldet und halten ihre Vorlesungen ungefähr acht Monate im Jahre. Dieselben sind aber für Niemand verbindend; wer will, geht hin, der Zutritt ist ganz frei und unentgeldlich. Der Unterricht erstreckt sich über sehr viele Fächer des menschlichen Wissens, besonders über alte und über fremde Literatur. Fast unter jeder Regierung wurden dort neue Lehrstühle errichtet, so daß sich die Zahl derselben jetzt auf zwanzig beläuft. Mehrere Professoren der orientalischen Sprachen am Collège de France sind zugleich auch Professoren an der Schule der orientalischen Sprachen, welche mit der königlichen Bibliothek verbunden ist, beziehen also doppelten Gehalt. Das Collège de France liegt im sogenannten Quartier Latin, wo sich die meisten andern öffentlichen Anstalten für den höhern Unterricht befinden, und wird daher auch meistens von denselben Zuhörern besucht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. Mai 1845.

— Seht ihr leuchten die willkommenen Flammen,
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zuſammen.

Schiller.

St. Martins Nachtwache.

(Fortſetzung.)

„Was haben wir mit den Panduren zu ſchaffen, Nazi?“ — „Mehr als uns lieb iſt, ihr Buben. Sie zünden uns das Strohdach über'm Kopf, den Laubſack unter dem Leib an, ſchalten und walten mit unſerm Eigenthum wie mit guter Beute, und wenn wir die Pratzen * in's Salz geſteckt haben zum Schwur für die Sicherheit unſerer Freunde, Weiber und Dirnen, oder für die Rache um erlittenes Unrecht, ſo werden wir doch nicht den Fremden gelten laſſen, was wir an den Einheimiſchen beſtrafen?“ Hier iſt zu merken: das Zuſammenſchwören mit dem Salz, welches dabei von den Fingern geleckt wird, iſt eine ſehr alte Gewohnheit, die im vorigen Jahrhundert noch lange nicht vergeſſen war; und Nazi's Worte beſagen, daß die Haberreiter ihren Bund durch dieſelbe Förmlichkeit beſiegelt, womit die lutheriſchen Unterthanen des Erzbiſchofs von Salzburg ſich (im Jahr 1731) verſchworen hatten, dem neuen Glauben die Oberhand im Hochſtift zu erkämpfen. Bei Soldaten und Räubern beſtand die Förmlichkeit darin, Salz und Schießpulver zu miſchen.

* Hände.

Das wär' alles ſchon recht, wandten die „friſchen Buben“ ein und meinten, ſie würden ſich auch nicht fürchten, die ungariſchen Räuber an den langen Zotteldärten zu zaufen, wenn nicht die übelſten Folgen für Roſenheim und die ganze Umgegend zu befahren ſtünden. „Wißt ihr denn nit, was in der Welt vorgeht?“ fragte Nazi. — „Was ſollen wir denn wiſſen? wir haben die Tage her nix als gejagt und keinen Menſchen geſehen. Iſt was Beſonderes geſchehen?“ Nazi erzählte, was er ſelber zu Roſenheim vernommen, von dem wiederkehrenden Glück der bayriſchen Waffen; begeiſtert ſchnellten die Buben in die Höhe und drängten ſich zu, als fürchteten ſie etwa ein Wort der Siegeskunde zu verlieren, oder nicht recht zu verſtehen, was der Berichterſtatter von dem wackern Rentmeiſter erzählte, mit dem er die Verabredung getroffen, gegen Mitternacht mit ſo viel Leuten, als aufzutreiben ſeyen, ſich im Markt einzuſtellen, um gemeinſam mit den Bürgern und den von unterhalb her beſtellten Bauern das fremde Kriegsvolk zu erſchlagen. Der Harz-Loyſel-Bue ſchwenkte ſeinen Hut, that einen lauten Juhizer, * in welchen die andern einſtimmten, und rief dann: „Die Bucheln her, ihr Buben!“ — „Da, da ſind Bucheln genug,“ hieß es von allen Seiten, und

* Juhizen heißt das eigenthümliche gellende Aufjauchzen des Gebirgsvolkes.

vor Irgey lag alsbald ein Haufe von Fackeln aus Holzspänen, deren erste er an dargereichtem Schwefelfaden entzündete, um hernach die andern damit in Brand zu stecken und sie, an seine „Gespane“ * ausgetheilt, als Feuerzeichen zu versenden, die in Dörfern und auf Einöden ** die Männer und Buben aufbieten sollten, wie einst die Väter den Heerbann aufgeboten hatten durch den angebrannten Speer, wobei, wie ihr wohl verstehen müßt, nicht derselbe Bote das Zeichen in alle Hütten trug, sondern sich unmittelbar zum Sammelplatz auf den Weg machte, sobald er Zeichen und Wort zu treuen Handen abgegeben. So machten es auch die Folgenden, und auf diese Weise läßt sich sowohl die wundersam schnelle Verbreitung des Aufgebotes als auch das rasche Zuströmen der Aufgebotenen zum Sammelplatz erklären.

Die frischen Buben liefen schon in allen Richtungen mit ihren Bucheln, als Bärenklaus Eilbote erst Rosenheim erreichte, weil er unterwegs aufgehalten worden. Sein Roß hatte nämlich im Walde ein Eisen verloren und er es deßhalb bis zur Schmiede im nächsten Dorf am Zügel führen müssen; der Ort wird Högling heißen, doch vermag ich's nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen, denn ich habe jene Gegenden vor vierzehn Jahren zum leztenmal gesehen und die Namen der Ortschaften noch unvollkommener im Gedächtniß behalten, als die eigenthümliche Ausdrucksweise und Betonung der bayrischen Rede, die ich, wie ihr eben bemerkt habt, nur in ganz mangelhaften Andeutungen wiedergebe, ungefähr nach der Art jenes Zeichners, der mit drei Strichen das Schilderhaus, die Schildwache und einen Hund darzustellen sich vermaß und richtig am Rande des Papiers die äußerste Flanke des Schilderhauses, sammt den Spitzen des Bajonnets und des Schweifes zur Anschauung brachte. — Der Schmied hatte beim Beschlagen den übelsten Willen gezeigt, den Eiligen über alle Gebühr verzögernd; doch saß zu allem Glück das Eisen, bevor das zusammengelaufene Volk zu einem Entschluß gelangt war, so daß der Huszar, den Sarras zwischen den Zähnen, in jeder Hand ein gespanntes Pistol, die Zügel auf dem Hals seines wohlzugerittenen Thieres und beide Sporen eingesezt, das Freie gewonnen hatte, obschon nur mit genauer Noth.

Georg von Schlangen empfing mit sichtlichem Verdruß die Zuschrift seines Generals. Er hatte so vortrefflich zu Abend gespeist, in vorzüglichem Tirolerwein den Groll über das plözliche Verschwinden des gesuchten Krüppels glücklich ersäuft, und fühlte sich ungemein behaglich im Kreise der Familie, wo Loni eine schier ausgelassene Lustigkeit zeigte, deren Aeußerungen der Soldat in seiner Eitelkeit sich zu Gunsten deutete, ohne zu ahnen, daß sie der geheimen Freude über Nazi's Rettung galten. Die Jungfrau wußte nämlich nur vom Entkommen des Buben, nicht aber von der schnöden Weise, womit er ihre liebreiche Bemühung aufgenommen, denn sonst würde sie schwerlich so fröhlichen Muthes geblieben seyn. So ungelegen indessen dem Parteigänger die Störung kam, er mußte gehorchen. Die strenggemessene Vorschrift lautete: „Er hat die zu Aibling stehenden Leute an sich zu ziehen, deren Befehlshaber das Gebot zum unverzüglichen Aufbruch durch denselben Huszaren erhalten wird, welcher Ihm Gegenwärtiges einhändigt. Nach Seiner Vereinigung mit den besagten Truppen übernimmt Er, Hauptmann von Schlangen, als der im Range älteste Offizier, den Oberbefehl, führt die gesammte Schaar noch in der Nacht in aller Stille über die Brücke und am rechten Innufer auf der Seitenstraße nach Wasserburg zu, das Er in möglichster Eile zu erreichen suchen wird, um sich dort mit Seinem Regiment zu vereinigen. In Rosenheim wird Er zweihundert Mann unter einem Fähnrich zurück lassen, mit der Weisung, eine Brandschazung zu erheben, sie möge noch so gering ausfallen, die in Frist von drei Stunden erlegt seyn muß, worauf besagter Fähnrich Ihm über den Inn zu folgen und die Brücke zu verbrennen hat.

(Fortsezung folgt.)

---

* Gespan: Genosse.

** Einöde heißt ein einzeln gelegenes Gehöft.

Deutsche Schriftstellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsezung.)

3.

Hätten wir uns vorgenommen, auch andere geistreiche deutsche Frauen in den Kreis dieser Darstellungen zu ziehen, so könnten wir das achtzehnte Jahrhundert nicht besser eröffnen als mit der hochgebildeten ersten Königin von Preußen, Sophie Charlotte, der Freundin des großen Leibnitz. Aber die Briefe an ihn, welche oft die tiefsten Ergebnisse der Wissenschaft, Religion und Philosophie behandelten, sind erst nach dem Tode der Königin bekannt gemacht und sämmtlich in französischer Sprache geschrieben. Diese Sprache hatte damals in allen Kreisen vornehmer Bildung ein unbestrittenes Uebergewicht, und da die strenge Wissenschaft sich des Lateins bediente und in den Geschäftsverkehr das Englische und Holländische sich eindrängte, so blieb dem armen Deutschen unter diesen Umständen nur ein kleiner Raum. Denn die wissenschaftlichen Bücher, selbst die

eines Christian Wolff und Thomasius, stießen durch ihre ungefällige Außenseite zurück und die Poesie war in den schlesischen und ober- und niedersächsischen Dichterschulen zu einer geist- und geschmacklosen Reimerei herabgesunken.

Bei der Ungunst dieser Verhältnisse konnte nur langsam der Sinn für das Vaterländische sich ausbilden. Aber es tagte doch die Morgenröthe des Bessern in den Werken Hallers, Hagedorns, Gottscheds, Bodmers, Breitingers und in denen einer Frau, die als Schriftstellerin neben diesen Männern auftrat und nicht selten feinern Geschmack und gebildeteres Gefühl gezeigt hat. Wir meinen die Gattin des Leipziger Professor Gottsched, Frau Louise Adelgunde Victoria. Geboren zu Danzig am 11. April 1713, genoß sie durch die Sorge ihres Vaters einer sehr sorgfältigen, gründlichen Erziehung und galt bald durch Talent und Charakter für eine der ausgezeichnetsten Jungfrauen ihrer Vaterstadt. Gottsched, der sich im Jahre 1729 in Danzig aufhielt, trat mit ihr in einen literarischen Briefwechsel, aber erst im September 1734 nennt sie sich dessen verlobte Braut und im Jahre 1735 (April oder Mai) fand ihre eheliche Verbindung statt. Jezt ward Leipzig ihr Wohnsiz, aber Gottsched hatte durchaus kein wahres Gefühl der Zärtlichkeit für seine Gattin, sondern achtete sie und benuzte sie nur als seine „geschickte Freundin" und „fleißige Gehülfin." Sie mußte im Nebenzimmer seine Vorlesungen anhören, seine Briefe lesen, mit ihm französische Lust- und Trauerspiele bearbeiten und zahlreiche gelehrte Abhandlungen des verschiedenartigsten Inhalts aus dem Englischen und Französischen übersezen. So lebte er bei seiner Eitelkeit vielfach beseligt durch Gunst und äußere Ehre, sie dagegen in ihrer Bescheidenheit nur mitunter stillfreudig über manche freundliche Auszeichnung, ruhig wirksam mit wahrem Interesse für die Wissenschaft und im frommen Gehorsam gegen ihren Gatten, dessen Hauswesen sie so pünktlich und treulich besorgte, als sey dieß ihre eigentliche Beschäftigung. Eben so hat sie in ihren eigenen Aufsäzen „über die Gelehrsamkeit des Frauenzimmers" und „über Arbeit und Müssiggang" vortreffliche Grundsäze bekundet, und es verschmaht, in die deutsche Gesellschaft aufgenommen zu werden, die ihr Mann den damals berühmten Frauen eröffnet hatte, unter denen sich besonders Christiane Marie von Ziegler hervorthat, die auf Gelehrte und Dichter förmlich Jagd machte. Victoria Gottsched aber ward bei vorrückenden Jahren immer mehr verdüstert, theils durch das Elend ihres Vaterlandes im siebenjährigen Kriege, theils durch das schwere Joch der Tagesarbeit, theils auch durch äußern Mangel, wie aus ihren vertraulichen Briefen an ihre Freundin, Frau v. Runkel in Dresden, hervorgeht. Wir lernen sie hier als eine kenntnißreiche, entschlossene, klarverständige, tugendhafte und liebenswürdige Frau kennen, gegen die ihr pedantischer und gemüthloser Gatte sehr in den Schatten tritt. Dieß erhellt schon aus der Art, in der er ihren, im neun- und vierzigsten Jahre ihres Alters am 26sten Juni 1762 erfolgten Tod und ihre Bestattung erzählt. „Diesen lezten Dienst nun, die Bestattung ihrer Gruft, habe ich mit dem besten Wohlstande nach den Sitten unseres Ortes vollführt. Meine Thränen haben ihr dabei alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und meine wehmüthige Betrübniß hat mich das ganze Jahr her nicht wenig abgezehrt, so daß es der ganzen Stadt sichtbar gewesen." *

Als Schriftstellerin war Frau Victoria sehr belesen, geschmackvoll, witzig und lebhaft, doch als Dichterin wird man auch in der Panthea, ihrem besten Stücke, mehr Reinheit und Richtigkeit der Sprache, als dichterische Kraft und Begeisterung wahrnehmen. Ihre zahlreichen Uebersezungen französischer Trauerspiele sind steif und ermüdend; glücklicher war sie in der Prosa der Lustspiele, und auch in ihren eigenen Stücken begegnet man wahrhaft komischen Situationen und gut gezeichneten Charakteren.

Mit dem Ausgange des siebenjährigen Krieges, in dessen vorlezten Jahr der Todestag der Frau Victoria fällt, war ein höherer, frischerer Gehalt in die deutsche Dichtkunst gekommen. Hatte auch die deutsche Muse schuzlos und ungeehrt von des größten deutschen Königs Throne gehen müssen und wollte Friedrich II. nicht die Entwicklung der Landessprache erwarten und auf den Genuß und Gebrauch eines schon fertigen, bequemen und reizenden Hülfsmittels, das er in der französischen Sprache fand, verzichten, so hatten doch seine Thaten das Nationalbewußtseyn sehr kräftig geweckt. Die neue Richtung verbreitete sich von Leipzig, von Göttingen, von Berlin aus mit Blizesschnelle und überall traf die Empfänglichkeit des Volkes mit der Empfanglichkeit der Sprache für die Darstellung des Schönen zusammen.

(Fortsezung folgt.)

---

* Aus der Biographie seiner Frau, die Gottsched 1762 mit ihren kleinen Gedichten herausgegeben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Bauprojekte. — Glanz und Elend. — Der deutsche Hülfsverein.

Offenbar ist eine Anstalt wie das Collège de France, wie es jezt besteht, zum Theil überflüssig. Läge es in einem andern Stadtrevier, z. B. in der Gegend des Palais-

royal, so könnte es mit Nutzen von Zuhörern besucht werden, welche sich bei den Fakultäten nicht einschreiben lassen, weil sie keine sogenannten Brodstudien treiben. Zu einer solchen Verlegung wird es aber schwerlich kommen; man hat das Collège de France seit Kurzem mit großen Kosten erweitert und namentlich geräumige Hörsäle angelegt, an welchen es fehlte; wollte man es in eines der stark bevölkerten neuen Reviere verlegen, so müßte man erst einen Platz dazu ausfindig machen und dann ein ganz neues Gebäude errichten, wozu Millionen erforderlich wären. Nun werden aber die Millionen von allen Seiten und zwar meistens zu dringenden Bedürfnissen in Anspruch genommen, so daß vor der Hand an so etwas nicht zu denken ist. Wer also jezt aus den entfernten Revieren die Vorträge im Collège de France besuchen will, muß sich zur Reise dahin anschicken, wozu ihm übrigens die Omnibus behülflich sind, wenn er etwas für seinen Unterricht ausgeben will. — In den Tagesblättern wird noch von Zeit zu Zeit die Frage über die Verlegung der königlichen Bibliothek erörtert, und ich glaube auf Antrieb der Baumeister, welche sich natürlich sehr für die Sache interessiren, gibt sich auch die Regierung dann und wann mit den betreffenden Planen ab. Ein ganz freier Platz dazu ist in der Stadt nicht aufzutreiben; mithin muß daran gedacht werden, welche Gebäude der Bibliothek Platz machen müßten. Da meinen denn die Projektenmacher, die Stadt würde sehr dabei gewinnen, wenn man in einem der alten, häßlichen Reviere eine ganze Masse schlechter Häuser ankaufte, abbräche und an ihrer Stelle ein prächtiges Bibliothekgebäude errichtete. Es sind mehrere solcher Häusermassen zum Abbrechen vorgeschlagen worden. Vermuthlich wird aber noch mancher Baumeister oder Baulustige seinen Plan eingeben, ehe sich die Regierung entschließt, sich deßhalb an die Kammern zu wenden. Das alte Gebäude, das nun schon seit beinahe zwei Jahrhunderten dient, nachdem es der Palast des Kardinals Mazarin gewesen war, ist so fest und dauerhaft, daß es noch lange der Zeit trotzen kann, und die in demselben wohnenden Bibliothekare meinen, die Herrn Baumeister seyen etwas zu voreilig und berücksichtigen hauptsächlich ihren Privatvortheil. Das Gebäude sieht freilich nach der Straße zu häßlich aus und verunziert ein Quartier, wo sich die glänzendsten Kaufläden aneinander reihen. Man hat berechnet, daß wenn man den Grund und Boden, worauf die Bibliothek steht, verkaufte, man 10 Millionen daraus erlöste, so kostbar sind die Bauplätze in der Nähe des Palais-royal, des großen Bazars der Hauptstadt; so hätte man von vorneherein das zum Bau einer neuen Bibliothek erforderliche Kapital fast beisammen und brauchte nur noch wenig zuzulegen. Man weiß hier aber aus Erfahrung, daß bei Regierungsbauten die vorläufigen Ueberschläge stets ungeheuer überschritten werden. Zudem geht man auch mit dem Bau eines neuen Opernhauses um, welches ebenfalls Millionen kosten würde. Auch für dieses muß ein Platz ausfindig gemacht werden, und auch hier hat man vorgeschlagen, wegen der Oper irgend eine alte Häusermasse abzubrechen. Eisenbahnen, Kanäle, Landstraßen und dann die längst begonnenen Bauten nehmen so starke Kapitalien in Anspruch, daß vor der Hand die Bibliothek sowohl als die große Oper sich mit ihren jetzigen Gebäuden werden begnügen müssen. Das Opernhaus ist seit zwanzig Jahren provisorisch; wahrscheinlich wird es weitere zwanzig Jahre provisorisch bleiben können, ohne zusammenzufallen.

Paris entwickelt gegenwärtig so viel Glanz, wie wohl zu keiner Zeit; die großen Magazine scheinen immer noch an Ausdehnung und Pracht zuzunehmen, und man sieht nicht ab, wohin es damit noch kommen wird. Neue Straßen werden fortwährend eröffnet und mit hohen und schönen Häusern besezt. Aber die Fortschritte geben immer irgend einem Zweige des Handels und Gewerbfleißes einen Stoß, während andere emporkommen. So sind die großen Kleidermagazine den Schneidermeistern sehr verderblich geworden, und fast jede Woche kündigen die Intelligenzblätter den Gant solcher Meister an, welche ihre Kunden verloren haben, da diese es vorziehen, sich in einem Kleidermagazin ganz fertige Kleider auszusuchen, statt sie wie früher bei einem Meister zu bestellen. Die Inhaber solcher Magazine werden bald reich, wenn sie nicht durch allzu ausgedehnte und schlecht angelegte Spekulationen sich in's Verderben stürzen. Sie kaufen ungeheure Vorräthe von gewobenen Stoffen an, und brauchen 50 bis 100 Gesellen zum Verfertigen der Kleider; mehrere haben zugleich Magazine in andern Städten, sogar in entfernten Ländern, und versehen dieselben von Paris aus mit Kleidungsstücken. Wenn nun aber einerseits Reichthum und Pracht zunehmen, so nimmt leider auch das Elend zu. Aus einer neulich von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gekrönten statistischen Arbeit eines Hrn. Demay über die Wohlthätigkeitsanstalten in Paris geht hervor, daß im Jahr 1819 die Pariser Hospitäler nur 40,000 Menschen verpflegt, und daß sie jezt die doppelte Anzahl zu verpflegen haben. In 25 Jahren hat sich also die Zahl der Hospitalkranken verdoppelt; geht dieß so fort, so werden die Hospitäler auch bald verdoppelt werden müssen. Zum Theil rührt jedoch die starke Vermehrung seit 25 Jahren von mehreren reichen Stiftungen für Hospitäler her, in deren Folge diese mehr Kranke aufnehmen können als früher, und da die Bevölkerung der Stadt stark zunimmt, so ist es natürlich, daß die Zahl der Hülfsbedürftigen ebenfalls wächst; nur wächst sie schwerlich im Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung. Ein einziges der zwölf Stadtreviere, das zehnte, hatte im Jahr 1812 nach dem jährlichen Aufruf des Maires zu milden Beiträgen etwa 5500 Hülfsbedürftige, und am Ende des vorigen Jahrs versicherte derselbe Maire in seiner Proklamation, daß man über 6000 Arme in diesem Revier zähle; mithin hat in diesem Stadttheil die Zahl der Armen in Zeit von zwei Jahren beinahe um 1000 Individuen zugenommen. So geht es vermuthlich auch in andern Stadttheilen. Vereine können hier wenigstens etwas thun, und ihre Zahl nimmt auch mit jedem Jahre zu. Einer der jüngsten ist der deutsche Hülfsverein. Er ist aber bei weitem noch nicht, was er bei der Menge von begüterten, in Paris wohnenden oder sich eine Zeit lang aufhaltenden Deutschen seyn könnte; indessen ist er doch schon im Stande, manchen nothleidenden Landsmann vor Verzweiflung zu bewahren. Engländer, Schweizer, Polen haben ähnliche Vereine für ihre Landsleute; somit läßt sich hoffen, daß auch der deutsche festen Fuß fassen wird. Allzu lange haben die verunglückten Deutschen in Paris das allgemeine Mitleid in Anspruch nehmen müssen, und Unzählige sind darüber zu Grunde gegangen. Es hat Mühe gekostet, den Verein zu Stande zu bringen; jezt, da er im Gange ist, wird er hoffentlich Unterstützung genug finden, um fortbestehen und noch mehr Gutes wirken zu können, als er bereits thut.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 17.

Sonnabend, 17. Mai 1845.

Bad Homburg,

bei Frankfurt a. M.

Am Fuße des Taunusgebirges, 600 Fuß über der Meeresfläche, entspringen die Mineralquellen von **Homburg.** Zu den älteren, längst in hohem Rufe stehenden Quellen dieses Badeortes kamen in neuester Zeit noch **neue** durch **artesische Bohrungen** erzweckte hinzu, die durch ihren ausgezeichneten Gehalt, durch ihre Intensität und Wirksamkeit in vielen Krankheiten schon in der kurzen Zeit, seitdem sie praktisch angewendet werden, einen **ungewöhnlichen** Ruf unter den Mineralwassern Deutschlands erlangt haben.

Es sind jetzt im Ganzen **fünf** Quellen in **Homburg,** deren Analyse von dem berühmten Professor **Liebig** in Gießen unternommen worden ist. Trotz ihres verschiedenartigen Gehaltes können dieselben alle wie eine **einzige** Quelle, die nur verschiedenartig modificirt ist, betrachtet werden. Die **mineralischen Hauptbestandtheile** bleiben dieselben, sie sind nur verschiedenartig in ihrer Quantität und ihren Mischungsverhältnissen. Es wird dadurch dem Arzte ein sehr wichtiger Vortheil gewährt, da er so für jeden speciellen Fall das Wasser, das ihm gut dünkt, geben, oder im Verlaufe der Krankheit den Patienten bald diese, bald jene Quelle, je nach dem Stadium des Leidens, trinken lassen kann.

Von sehr durchgreifender Wirkung ist der innerliche Gebrauch des Wassers, besonders wenn es **frisch** an der Quelle getrunken wird, und die Bergluft, die Bewegung, die Zerstreuung, das Entferntseyn von allen Geschäften und jedem Geräusche des Städtelebens, unterstützt die Heilkraft dieses herrlichen Mineralwassers.

Die Quellen **Homburg's** sind erregend, tonisch, auflösend und abführend, sie bethätigen ihre Wirksamkeit in allen Fällen, wo es sich darum handelt, die gestörten Functionen des Magens und des Unterleibes wieder herzustellen, indem sie einen eigenthümlichen Reiz auf diese Organe ausüben, die abdominale Cirkulation in Thätigkeit setzen, und die Verdauungsfähigkeit regeln.

Mit vielem Erfolge findet ihre Anwendung statt in **Krankheiten der Leber** und **der Milz, bei Hypochondrie, bei Urinleiden, bei Stein, bei der Gicht, bei der Gelbsucht, bei Hämorrhoidalleiden und Verstopfungen, so wie bei allen Krankheiten, die von der Unregelmäßigkeit der Verdauungsfunktionen herrühren.**

Mit dem Rufe **Homburg's**, der sich seit vier Jahren stets gemehrt hat, ist auch **Homburg** selbst in jeder Beziehung fortgeschritten, neben der **alten** ist eine **neue** Stadt erstanden, mit prächtigen Hotels, schönen Privat-Wohnungen, die dem Fremden allen möglichen Comfort gewähren, und die mit den berühmtesten Bädern in Bezug auf Bequemlichkeit und Luxus rivalisiren.

Die Waldungen und Bergketten, die **Homburg** mit einem reizenden Gürtel umkränzen, und die wahrhaft romantische und pittoreske Gegend laden zu Spaziergängen nach dem nahen Taunusgebirge ein.

Das Kurgebäude, das die Pächter errichten ließen, erregt durch das Großartige seiner Bauart, durch den Luxus, mit dem es ausgestattet ist, allgemeine Bewunderung. Es enthält einen Ballsaal, einen Concertsaal, viele geschmackvoll dekorirte **Conversationssäle,** wo man alle Unterhaltungen und Zerstreuungen der übrigen Badeorte findet, ein großes **Lesekabinet,** das unentgeltlich für das Publikum geöffnet ist, und wo die bedeutendsten **deutschen, französischen, englischen, russischen** und **holländischen** politischen und belletristischen Journale gehalten werden, ein Kaffee- und ein Rauchzimmer, die auf eine schöne Asphalt-Terrasse des Kurgartens führen, und einen Speise-Salon, wo um **ein Uhr** und um **fünf Uhr table d'hôte** ist.

Das treffliche Orchester des **Mainzer Stadt-Theaters** ist für die ganze Saison engagirt, und spielt **dreimal** des Tags: Morgens an den Quellen, Nachmittags im Musik-Pavillon des Kurgartens und Abends im großen Ballsaale.

Jede Woche finden Reunions, Bälle, wo die gewählteste Badegesellschaft sich versammelt, und Concerte der **bedeutendsten** durchreisenden Künstler statt.

Die Sommer-Saison für dieses Jahr beginnt mit dem 1. Mai 1845, wo der große Kursaal eröffnet wird.

Zu ⅓ der seitherigen Preise

können alle Buchhandlungen Deutschlands liefern:

die berühmten komischen Romane von

Karl Gutzkow: Blasedow und seine Söhne.

3 Bände. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Ed. Boas: Pipitz Reise nach Italien.

4 Bde. illustrirt. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Ferner folgende Unterhaltungsschriften namhafter Verfasser:

Alexander von Würtemberg, Gedichte. 48 kr. oder 12 gGr.
Balzac's Schriften. 18 Theile. 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr.
E. M. Arndt, Christliches und Türkisches. 1 fl. 30 kr. oder 20 gGr.
A. Lewald's Mörder und Gespenster. 2 Bde. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.
Morgan, Buch des Schrecklichen und Abenteuerlichen. 2 Bde. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart.

Kosmos von Alexander von Humboldt.

So eben erschien in Unterzeichnetem und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kosmos.

Entwurf
einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander von Humboldt.

Erster Band.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Der gefeierte Name des Autors überhebt uns jeder lobpreisenden Anzeige des vorstehenden Werkes, worüber ein ausführlicher Prospektus vor wenigen Wochen in das Publikum gebracht wurde. Wir beschränken uns also darauf, den Inhalt dieses ersten Bandes anzugeben, und bemerken nur, daß er ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet, und durch die Anschaffung desselben die Abnahme der beiden noch folgenden Bände nicht bedingt ist.

Inhalt des ersten Bandes:

Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die Ergründung der Weltgesetze. — Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung der physischen Weltbeschreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Uebersicht der Erscheinungen im Kosmos.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lieder der Sehnsucht

nach den Alpen

von

J. L. Pyrker.

8. Pracht-Velinpapier. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Die Freunde und Verehrer der Muse des Sängers der Tunisias und Rudolphias erhalten in dieser auf's Schönste ausgestatteten kleinen Liedersammlung eine gewiß höchst willkommene Spende. Sie enthält in 20 Gedichten,

welche größtentheils wahre Lieder und zur Komposition trefflich geeignet sind, die Erinnerungen des Herrn Verfassers an die schönen Stunden, die er in den Alpen verlebte, namentlich geben sie ein so treues Bild der Gebirgswelt, daß jeder, der die friedliche Erhabenheit der Berge kennt, die Sehnsucht nach ihnen mit dem Dichter theilen muß. Die heiligen Freuden des Alpengängers, der sehnsüchtige Eindruck der Alpen-Auffahrt, das Liebeleben der Aelpler, das eigenthümliche Fest der Alpenheimfahrt; die lockende Gefahr der Alpenjagd, die großartigen Naturschauspiele des Sonnen-Auf- und Untergangs im Gebirge, der Mondbeleuchtung u. s. w. sind mit inniger Wärme und prunkloser, volksthümlicher Wahrheit geschildert.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[140] Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunst

der

äußeren Kanzelberedtsamkeit

oder

die Lehre

von der

kirchlichen Declamation und Action

in ihrem ganzen Umfange dargestellt

von

G. Schilling.

Zweite durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage.

8. broch. 3 Thlr. oder 5 fl.

Bei seinem ersten Erscheinen bezeichnete die Kritik (unter anderen z. B. Theol. Literaturblatt zur Allg. Kirchenz. 1837. Nro. 74) dieses Buch einstimmig als ein Werk,

„dem das Anerkenntniß gebühre, daß es seinen Gegenstand auf eine wahrhaft meisterliche Art behandle und das vielfach dunkle Gebiet, auf dem der würdige Verfasser wandle, so gelichtet habe, daß die Schrift jungen wie älteren Geistlichen nicht genug zum Studium empfohlen werden könne,"

und bereits seit mehreren Jahren auch war dasselbe in allem Buchhandel gänzlich vergriffen, so wie bewährte öffentliche Lehrer der Homiletik es fortwährend bei ihren Vorlesungen als erstes und bis jetzt einziges wirkliches, umfassendes Lehrbuch der eben so schweren als wichtigen Kunst der äußeren geistlichen Beredtsamkeit empfohlen. Dürfen wir uns demnach gewiß halten, mit der neuen Veröffentlichung überhaupt einem vielseitig ausgesprochenen Verlangen nachzukommen, so läßt die neue Form und Gestalt, welche der Herr Verf. dem Werke in der gegenwartigen zweiten Auflage zugleich gab, um so mehr eine noch regere und allgemeinere Theilnahme hoffen, als letzteres selbst dadurch unzweifelhaft an innerem wie äußerem Werthe wesentlich gewonnen hat.

Stuttgart, im April 1845.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Das Turnen.

Ein deutsch nationales Entwicklungsmoment.

Von

Dr. W. F. Klumpp,

Prof. am K. Obergymnasium in Stuttgart.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibes-Uebungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Bayern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Württemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das evangelische

Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

Dr. F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorstehende Schrift, welche die so wichtige und doch lange Zeit so wenig bekannte und beachtete Sache der Mission nach ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen übersichtlich darstellt, hat sich in kurzer Zeit einen Leserkreis gewonnen, und erscheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neuesten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unserer an raschen Entwicklungen so reichen Zeit auch dieser Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte, in den letzten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, desto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieser Seite faßt, für dieses neu angeregte Interesse Vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei gegenwärtiger Reise-Saison erlauben wir uns auf nachstehende Handbücher wiederholt aufmerksam zu machen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luzienſteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige

Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten, so wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodensee und vom Rheinthale aufs Einladendste ausgestattet.

Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg,
mit einem Anhang über die besuchten Bäder Württembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Württemberg. 12. Preis broch. mit Charte 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr., ohne Charte 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Württemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, so wie mit den besuchteren Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen seyn, vor allen Anderen Denjenigen, welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[107] **Zweite vermehrte Auflage von der gekrönten Preisschrift:**

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse;

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese Schrift ist der sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe gewidmet, welche der Verfasser als zweiter Vorstand der Versammlung mit Ueberreichung derselben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralstelle des großherzoglich badischen landwirthschaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Versammlung deutscher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen **Maximilian von Baden** ausgesetzten Preise von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabschnitte des Inhalts: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhaltnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speziellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[98] In Unterzeichnetem erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die Zukunft
von
Deutschlands Wollerzeugung
und
Wollhandel.

Ein Buch für Landwirthe, Kameralisten und Kaufleute

von

J. G. Elsner.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Ein Mann, dessen Gründlichkeit und Klarheit in dem, was er über sein Lieblingsfach schreibt, bekannt ist, behandelt hier einen Gegenstand der National-Industrie, welcher unserm Vaterlande bisher goldene Früchte getragen. Er widerlegt siegend die Besorgniß, die man wegen seines Verlustes hegen könnte, und gibt zugleich eine vollständige Anweisung, wie Deutschland mit dem glücklichsten Erfolge jeder versuchten Konkurrenz von außen begegnen muß. Wir halten jedes Wort, was wir weiter zur Empfehlung des Buches beifügen könnten, für überflüssig, weil es sonst scheinen möchte, als bedürfe es derselben und werde sich nicht selbst empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß

metrisch übersetzt und erläutert

von

J. G. Vaihinger.

gr. 8. Velinp. br. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Erzeugnisse der hebräischen Literatur wortgetreu wieder zu geben, Fremdwörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden, und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschwistern. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lektüre machen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. Mai 1845.

C'est là ce qui vous fait valoir dans les compagnies; et si l'on ignore ces choses, je ne donnerais pas un clou de tout l'esprit qu'on peut avoir.

Molière,
les précieuses ridicules.

Gruppen aus der Geſellſchaft.

Von A. v. Sternberg.

(ſ. Nr. 65—68. d. J.)

Das Leſepult.

(Die Baronin ſitzt in ihrem Kabinet und lieſt ſehr eifrig in einem Buche, das ein ſehr unſcheinbares Aeußere hat. Babet, das Kammermädchen, tritt ein und meldet den Grafen S—.)

Die Baronin (zerſtreut auffahrend). Wer?

Babet. Der Graf —

Die Baronin (das Buch in's Schubfach werfend). Gib mir das elegante Leſepult, Babet, ſammt dem Buche darauf; vorſichtig. Auch die zwei broſchirten Bücher von dem Kaminſims; aber klopfe den Staub ab. So, nun laß den Grafen eintreten.

Der Graf. Ah, meine Gnädige, ich ſtöre doch nicht?

Die Baronin. Ich leſe ſo eben —

Der Graf (einen flüchtigen Blick in's Buch werfend). Im Childe Harold —

Die Baronin (mit einem tiefen Seufzer). Ja. O es iſt unendlich ſchön! Hier iſt unter andern ein Vers, den ich nicht aufhöre immer und immer wieder zu leſen.

Der Graf. Welcher, meine Gnädige?

Die Baronin (mit dem Finger zeigend). Hier.

Der Graf (lieſt). O vortrefflich!

Die Baronin. Nicht wahr? Groß und ſchön gedacht. Ach, ich mag nichts anderes mehr leſen.

Der Graf. Der Byron wird zu einer Art Kultus bei Ihnen, theure Baronin. Haben Sie die irländiſchen Balladen geleſen, die ich Ihnen neulich brachte?

Die Baronin. Einige; aber ich muß Ihnen bekennen, ich leſe nicht gern Ueberſetzungen.

Der Graf. Wenn ich dieſe Gedichte in der Urſprache hätte auftreiben können, ich hätte Ihnen nicht dieſe Nachbildungen gebracht.

Die Baronin. Dagegen habe ich etwas von einem neuen ſpaniſchen Autor hier, ein kleines Werk, das mich wirklich entzückt (ſie zeigt auf die broſchirten Bücher).

Der Graf. Das Buch iſt mir neu. Ich muß doch den Profeſſor N. fragen, ob er es ſchon kennt; ich zweifle aber. Wenn man die Neuigkeiten in der Literatur kennen lernen will, muß man zu Ihnen kommen, meine Gnädige.

Die Baronin (lächelnd). Das iſt nicht Ihr Ernſt. Ich leſe im Ganzen wenig. Mit der ſpaniſchen Literatur bin ich jedoch ſeit längerer Zeit ziemlich befreundet.

Der Graf. Das Alles paßt nicht recht in meine Plane. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich einen franzöſiſchen Autor für Sie in der Taſche habe.

Die Baronin. Einen franzöſiſchen Autor? (ſie nimmt das Buch in Empfang, legt es bei Seite und ſagt lächelnd).

Ich will ihn leſen, obgleich alle Welt jezt dieſe franzöſiſchen Romane lieſt, und es faſt kein Verdienſt mehr iſt, ein ſolches Buch in ſeinem Boudoir aufgeſchlagen liegen zu haben.

Der Graf. Dann bringe ich Ihnen aber auch den Nicolini.

Die Baronin (eifrig). Den Arnoldo de Brescia? O das iſt vortrefflich! Ich brenne vor Begierde, dieſes ſo ſehr gerühmte Werk zu leſen. Es iſt doch nicht wieder eine Ueberſetzung?

Der Graf. Bewahre! das Original. Wie könnte ich wohl wagen, mit holperigen deutſchen Verſen Ihnen vor die Augen zu kommen?

Die Baronin. Sie haben es doch bei Gelegenheit der irlandiſchen Balladen gewagt

Der Graf. Allerdings, und ich bitte um Entſchuldigung. Wollen Sie nicht zur Abwechslung auch einmal ein deutſches Buch leſen?

Die Baronin. Für's Erſte bin ich verſorgt.

Der Graf. Einen Roman?

Die Baronin. Wenn ich etwas Deutſches leſe, ſo muß es etwas Wiſſenſchaftliches ſeyn — Dahlmann über die engliſche Revolution zum Beiſpiel, oder das neueſte Werk über Serbien von Ranke.

Der Graf. Ich will mir Mühe geben, Ihnen beide Werke zu verſchaffen. Es iſt nur ſchlimm, man muß dergleichen Bücher kaufen; man findet ſie nicht in Leihbibliotheken. Ich habe aber die lächerliche Schwachheit, ich kaufe nie Bücher; ich halte dieß für eine Thorheit. Große Summen will ich im Whiſt verlieren, aber das geringſte Goldſtück für Bücher ausgegeben, brennt mir auf der Seele.

Die Baronin. Dennoch haben Sie immer die neueſten Sachen.

Der Graf. Wenn Sie näher prüfen, meine Gnädige, werden Sie bemerken, daß keines meiner Bücher aufgeſchnittene Blätter hat; ſie gehören nicht mir und wandern zurück in den Buchladen, wenn ich ſie flüchtig durchſchaut habe, was einige Schwierigkeit hat, denn ich muß höchſt gezwungen von der Seite hineinſchielen.

Die Baronin. Ich kaufe meine Bücher. Dort der runde Tiſch am Kamin muß immer bedeckt liegen mit der neueſten ausländiſchen Literatur. Das iſt einmal bei mir Sitte und gehört gleichſam zu der Phyſiognomie meines Zimmers. Ich würde mich bei mir ſelbſt nicht zu Hauſe fühlen, wenn es anders wäre. Einige Lieblinge kommen von dem Tiſch auf mein Leſepult. Dieſe Ehre iſt ſchon lange keinem andern widerfahren als Byron und Dante.

Der Graf. Niemand iſt dieſer Auszeichnung würdiger; ich würde nur noch den Shakespeare hinzufügen, und dann iſt es Sitte, auch wieder den Voltaire zu leſen. Ich habe ſogar auf dem Leſepult einer meiner Freundinnen den Rouſſeau und zwar die nouvelle Heloïse geſehen. Aber das war wohl nur eine anmuthige Caprice. Sie kennen die Dame; es war Charlotte —

Die Baronin. O die lieſt nur, was ihr gefällt, was ſie ergözt, ihr Spaß macht. Wenn ich das wollte — ſo —

Der Graf. Ganz recht. Ich darf ſie auch nicht anführen als eine Dame von Bildung. Man wird nie von ihrem Urtheil im Salon Notiz nehmen, im Gegentheil, man muß es vermeiden, über Bücher mit ihr in einem gebildeten Kreiſe zu ſprechen; aber ich kann Sie verſichern, meine Gnädige, ich habe oft unter vier Augen mit ihr die amüſanteſten und, unter uns geſagt, ſogar die belehrendſten Geſpräche über Bücher und Literatur geführt. Sie hat alles wirklich geleſen, wovon ſie ſpricht, und wie originell urtheilt ſie dann über ein Buch!

Die Baronin. Das ſie immer in der Ueberſetzung lieſt.

Der Graf (lächelnd). Das iſt wahr. Sie geſteht dieß auch offen ein und bekennt ſogar laut, daß ſie ſelbſt Franzöſiſch nur mit Mühe lieſt und auch da zu einer Ueberſetzung greift.

Die Baronin. Das iſt zum Lachen. Und dieſe Frau will über Bücher ein Urtheil haben! Ich habe die Charlotte ganz lieb, aber allemal wenn ſie über Bücher mit mir zu ſprechen anfängt, laufe ich davon, denn ich fürchte immer, Jemand möchte die vulgären Autorennamen hören, die ſie ſtets im Munde führt. Sie weiß ſogar nicht, was guter Ton und Styl in der Literatur iſt. Sie wählt ihre Bücher, wie ſie ihren Umgang wählt, immer die Perſonen, die ihr gerade lieb ſind und ihr gefallen. Sie fragt nie danach, ob es ſich ſchickt; ſie lebt ganz naiv in die Welt hinein und hat keine Ahnung davon, daß man die Bekanntſchaft mit gewiſſen Menſchen ſo wie Büchern nie öffentlich eingeſtehen muß.

(Schluß folgt.)

Muſikaliſche Charakteriſtiken.

(Fortſetzung.)

Die höhere, kunſtreichere Tanzmuſik der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nahm faſt durchgängig ihren Ausgangspunkt von den ſchlichten Nationalweiſen des romaniſchen Südens, und wenn auch ſchnörkelhafte Manier und eine conventionelle Pedanterie die Atmoſphäre des ganzen Zeitalters ſchwangerte und hier gewöhnlich in ſehr pretentiöſer Weiſe jenem naiven Urtopus ſich zugeſellte, ſo wurde doch mehr oder minder wenigſtens ein Anklang an die naturwüchſige Friſche des zu Grunde liegenden Vorbildes gewahrt. Wenn dagegen in unſerer Zeit eine untergeordnete Claſſe ephemerer Inſtrumental-

musik an südländische und fast mit noch größerer Vorliebe an slavische Nationaltänze sich anschließt, Bravourstücken den lyrisch-innigen Charakter eines Bolerothemas, oder eine pathetisch-ritterliche Polonaise zu Grunde legt, so wird dadurch, wie schon die Bestimmung für's Conzert andeutet, dem bescheidenen, naiven Wesen jener volksthümlichen Musik geradezu das schneidend Widersprechende aufgepfropft.

Es ist höchst anziehend, jene alten Tonstücke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wieder einmal erklingen zu lassen, jene ehrsam gemessene Munterkeit, jenes arkadische Schaferleben im Reifrock, das gemüthlichste, artigste Rococo in solchen kleinen Bildchen mannigfaltig und treffend ausgeprägt zu schauen, wobei die zu Grunde liegende frische Originalität der nationalen Weisen immer noch, wenn auch verdeckt, ein bewegtes Leben über die steife Grazie gießt.

Zuerst zeigt sich uns eine Gruppe von italienischen und spanischen Nationaltänzen ausgehender Musikstücke, sich auszeichnend durch langsam, ruhig dahinfließenden, oder mit feierlicher Grandezza markirten Rhythmus, höchst einfach in Melodie- und Harmonieführung; Idyllen im Geiste der Perückenzeit.

Vor allen stellt die Musette in gemächlicher trochäischer Bewegung des schlichten Dreiachteltaktes das dolce far niente, die göttliche Faulheit mit ungetrübtem kindlichem Frohsinn dar. Der Grundbaß besteht in jedem Theile nur aus einer einzigen, träg am Boden gehaltenen Note, darüber schleicht dann die Melodie ihren friedlichen Gang, gewöhnlich von einer Mittelstimme in der Terz oder Sext in gleichem Schritt und Tritt begleitet. Die Instrumentation war sodann ursprünglich — höchst charakteristisch — der Dudelsack für die Oberstimme und der längst in Vergessenheit begrabene Baßpommer (bombardo) der Vorläufer unseres Fagotts für das Accompagnement. Nimmt man noch hinzu, daß jedes Tempo in alter Zeit überhaupt bedeutend langsamer genommen wurde, als heutzutage (wie denn in der Musik das untrüglichste Zeugniß liegt, daß das Blut der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert schneller pulsirt), so erhalten wir hier einen Begriff von schläfriger Gemächlichkeit, der diese Tänze uns völlig mährchenhaft erscheinen läßt. In solchem Sinne hat J. Vogel, der geniale Jünger Glucks, die wunderbare alte Form der Musette in seinem „Demofonte" consequent zur eigenthümlichsten Wirkung beibehalten. Und doch bewegte sich das Pastorale noch langsamer; ein breites, stilles Wasser, dessen ruhiger Spiegel regelgemäß durch das Aufhüpfen nicht des kleinsten Wellchens, nicht einmal eines Trillers oder Gruppetto's gestört werden durfte. — In beiden Gattungen steht die Rhythmik noch auf der niedrigsten Stufe; nur in dem Schweben des sich auf und nieder wiegenden Gleichmaßes, nicht in der gegen den äußeren Grundtakt ankämpfenden oder mit dem Melodienflusse ringenden Bewegung des innern Accentes spricht sich der Charakter des Tanzes aus.

Das Bedürfniß eines energischen rhythmischen Lebens macht sich, obgleich noch in sehr bescheidener Weise, in der nahe verwandten Siciliana und der spanischen Sarabanda geltend. Beide bewegen sich, wie fast alle Nationaltänze des Südens, im dreitheiligen Takte, die Siciliana mit daktylischem, die Sarabanda mit trochäischem Fall; dabei ist die nachdrücklich betonte Niederschlagsnote in der Regel punktirt, wodurch sich der leise Anklang eines rhythmischen Gegensatzes gegen das Taktschema bildet. Sehr entschieden drückt sich der Volkscharakter des Italieners und Spaniers in diesen beiden, einander entsprechenden Tänzen aus. Aus der Siciliana klingt die unschuldige heitere Freude an der anmuthigen Form, an den reinsten musikalischen Verhältnissen, die in süßer Harmlosigkeit schwelgende Ruhe unter blühenden Zitronenbäumen; die Sarabanda dagegen tritt pomphös ein, den Auftakt verschmähend, festen Fußes schreitet sie pathetisch aus, und selbst da, wo sie sich erregter aufzuschwingen scheint, verliert sie die gemessene Gravität nicht; es ist der feurige Spanier, der sich bei aller Gluth der Leidenschaft noch stolz in die Lippen beißt und die Brauen zusammenzieht. Darum konnte die Siciliana unter deutschen Händen, schulgerecht zugestutzt, so entsetzlich gedehnt werden und nichtssagend, wie denn besonders die Sicilianen Hurleburch's durch ihre göttliche Langeweile als Sprüchwort einen klassischen Namen errungen haben, während die Sarabanda in gleichem Falle immer noch wenigstens etwas Komisches behält, wegen des Widerspruchs, der alsdann in dem pretentiösen, imponiren wollenden Typus dieses Tanzes und der nichtigen Ausführung liegt, so daß das ganze Stück mit seinem gespreizten Trochäenschritt wie ein rechter Renommist einhergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Mai.

Winterfaison.

Seit vielen Jahren hat es noch in keinem Winter weniger „Lagerfremde" hier gegeben, als dießmal. Dieser Ausdruck ist der Jägersprache gemäß gebildet; die Vergleichung der Badgäste mit Schnepfen und sonstigen Strichvögeln liegt nahe genug, daß wir das Gleichniß auch auf diejenigen erstrecken dürfen, die etwas länger als andere ihres Gleichen verweilen. Von dem, was man einige Jahre hindurch unter einer Wintersaison verstand, ist ohnehin keine Rede mehr. Doch ist auf eine Erneuerung dieser ehemaligen Zustände zu hoffen, seitdem verlautet, daß für den nächsten Winter

ein angemeſſener Theil des Converſationshauſes der Geſelligkeit gewidmet bleiben ſoll. Die Wenigen, welche hier verweilten, haben ſich im Ganzen ſo unterhalten, oder hätten ſich mindeſtens ſo unterhalten können, daß kein Grund zur Klage vorlag, der nicht etwa aus dem leidigen Mißverhältniß zwiſchen Geld, Zeit und Anſprüchen entſprang; denn wo Einer in Beziehung auf ſeine Anſprüche zu viel freie Stunden und nicht genug äußere Mittel zur Verfügung hat, wird ſich wohl der Ueberdruß ergeben, dem ſogar die Betäubung einer Weltſtadt nicht immer gewachſen iſt. Den Fremden, ſo wie denjenigen Einheimiſchen, welche im Verkehr mit ihnen ſtehen, fehlte es nicht an Vereinigungspunkten, von denen das gaſtfreie Haus eines hier anſäßigen Engländers vor allen zu nennen wäre; der Zutritt zu den Bällen der Leſegeſellſchaft iſt nicht allzu ſchwer zu erhalten; kleine Kreiſe von Leuten, wie ſie eben zuſammen paſſen, verſammeln ſich Abends in verſchiedenen Gaſthöfen, deren Zahl groß genug iſt, um Allen den gehörigen Spielraum zu laſſen, ſo daß das gemüthliche Geſpräch oder das Gelächter der Einen nicht die Partie Whiſt der Andern beeinträchtigt, und wieder Andere ganz unbeirrt ſich ihrer Leidenſchaft für Halbzwölf, Landsknecht oder dergleichen mehr hingeben können, wie es denn auch ungemein häufig geſchieht. Für den Jäger namentlich wird der lezte Winter ein unvergeßlicher bleiben; ſeit den längſt vergangenen gelobten Tagen der Jägerei iſt nie ſo viel Pulver verknallt worden, wie dieſesmal, und es wird wohl lange dauern, bis es wieder ſo kommt, weil der ſtrenge Nachwinter den Wildſtand, namentlich Faſanen und Feldhühner, ſehr beeinträchtigt hat, weßhalb man auf's Neue wird ſchonen und hegen müſſen. Eine Hauptliebhaberei der einheimiſchen Bevölkerung, nicht nur unſerer Stadt, ſondern des ganzen badiſchen Landes, iſt der Dienſt des wanſtigen Königs von Flandern; das Bier wird ſogar im rebengeſegneten Breisgau zur Lebensfrage, und wir zu Baden würden in gewiſſer Beziehung uns nach Bayern verſezt wähnen, wäre nicht der Umſtand, daß die Obrigkeit dieſe Lebensfrage noch in keiner andern Beziehung betrachtet, als inſofern ſie Steuern und Gaben abwirft, und daß das Volk „geſäufig" auch den ſchlechteſten Trunk durch die Kehle gießt, und ſomit dem Brauer Recht gibt, der ihm eine elende Brühe ſiedet. Indeſſen haben doch zwei Brauer Ehre genug im Leib, um fortwährend gleichmäßig gutes Bier zu bereiten, der eine (Graf in Lichtenthal) bereits ſeit einigen Jahren, der andere (Haug neben dem neuen Zweigbahnhof) ſeit dieſem Winter. Der Platz der lezgenannten Brauerei iſt glücklich gewählt; ſchon jezt harren hier die Scheidenden auf den Omnibus, der ſie nach Oos bringen ſoll, wie ſie ſpäterhin den Abgang des Bahnzuges erwarten werden.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

V. Hugo. — Frau v. Altenheim. — Die Prinzeſſin von Salm.

Die franzöſiſche Poeſie hat einen großen Sieg gefeiert: Victor Hugo iſt zur Pairswürde erhoben worden. Seitdem er in die Académie française getreten iſt, ſcheint ſein Ehrgeiz dieſes Ziel im Auge gehabt zu haben, und da V. Hugo eben ſo warme Freunde und Anhänger als heftige Gegner hat, ſo ließen erſtere nicht nach, in den Tagesblättern zu fragen: warum iſt denn V. Hugo nicht Pair de France? Nun hat freilich die Dichtkunſt mit der Geſezgebung nichts zu ſchaffen, und wenn V. Hugo bloß Akademiker geblieben wäre, ſo würde er um nichts weniger als Dichter gefeiert ſeyn. Seine Freunde aber finden ſeine Ernennung zum Pair ganz in der Ordnung; die Pairskammer, ſagen ſie, ſoll die Notabilitäten aus allen Fächern in ſich vereinigen, und da Gay-Luſſac und Thenard in der Pairskammer die Repräſentanten der Naturwiſſenſchaften ſind, warum ſollte nicht V. Hugo in derſelben die Literatur repräſentiren? Bei dieſer Gelegenheit hat das Publikum erfahren, daß der Dichter ſchon lange einen Adelstitel, nämlich den eines Vicomte beſizt, indem er der Sohn des verſtorbenen Generals Hugo iſt, den Napoleon zum Reichsgrafen erhoben hatte. Es macht dem Dichter Ehre, daß er von dieſem Titel, auf welchen man übrigens, wie auf alle andern Adelstitel, in Frankreich weit weniger Gewicht legt als anderswo, nie Gebrauch gemacht hat. — Kurz nach Etienne hat die Akademie wieder ein Mitglied verloren, Soumet, einen ziemlich bekannten, unter der Reſtauration viel beſprochenen Dichter. Soumet hinterläßt eine Tochter, welche unter ſeiner Leitung ſich ebenfalls zur Dichterin gebildet, und einen Beamten deutſchen Namens und ſicher auch deutſchen Urſprungs, einen Hrn. v. Altenheim geheirathet hat. Man hört ſie zuweilen in literariſchen Soiréen ihre Gedichte mit vielem Feuer deklamiren. Eine andere Dichterin, die Prinzeſſin Conſtanze von Salm, iſt in ihrem 78ſten Lebensjahre zu Grabe gegangen. Sie war, wie Frau v. Altenheim, eine Franzöſin, und ſchon in ihren frühen Jugendjahren, alſo vor der Revolution, als Dichterin in Paris aufgetreten; bei den Revolutionsfeſten wurden manche ihrer patriotiſchen Geſänge vorgetragen. Martini hat eine Oper von ihr, „Sappho," in Muſik geſezt, und dieſe Oper hat eine Menge Vorſtellungen erlebt. Ihre poetiſchen Epiſteln behandeln faſt lauter philoſophiſche Sätze, und die lezte derſelben iſt an die uneingeſchränkt herrſchenden Könige gerichtet, denen ſie ſehr freimüthig ihren Rath ertheilt. Trotz ihres Ranges war ſie den liberalen Geſinnungen treu geblieben, in welchen ſie auferzogen worden, und zog die Geſellſchaft von Gelehrten jeder andern vor. Ihr Cirkel war daher auch einer der angenehmſten in Paris, zumal im ſelben völlige Ungezwungenheit herrſchte und das Geſpräch ſich auf allgemein intereſſante Gegenſtände bezog. Wie ſcharfſinnig ſie die große Geſellſchaft und die Lebensverhältniſſe in Hauptſtädten beobachtet hatte, davon hat ſie einen Beweis in ihren Penſées geliefert, welche auch in's Deutſche ſo wie in andere Sprachen überſezt worden ſind. Sie hatte ein Werk angefangen über die Geſellſchaft in Deutſchland, natürlich aus dem Geſichtspunkte einer geiſtreichen Franzöſin betrachtet; aber ein einziger daraus bekannt gemachter Abſchnitt bewies ihr, welche einen Theil des Jahres ſich in Deutſchland aufzuhalten hatte, daß ihre Freimüthigkeit ihr manche Unannehmlichkeit zuziehen konnte, und ſie verzichtete daher auf die Fortſezung. Auch die Memoiren, die ſie angefangen und wozu ihr der Briefwechſel mit einer Menge von Schöngeiſtern reichen Stoff lieferte, ſind unvollendet geblieben. Frauen von ſo energiſchem Charakter ſind ſeltene Erſcheinungen, und die ſie gekannt haben, werden lange ihren Verluſt bedauern. Das Maaß poetiſcher Begabung, das ihr zukam, findet man ſchon häufiger; nur möchte es wenige Dichterinnen geben, welche mit ſolcher Leichtigkeit aus dem Stegreife dichten wie die Prinzeſſin C. von Salm oft ſcherzweiſe in der gewöhnlichen Unterhaltung that. Dieſe Gabe iſt ſelten, und wenige Dichter ihrer Geſellſchaft konnten das Geſpräch auf gleiche Weiſe fortführen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 27. Mai 1845.

— In den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Iſt ein Blick mir, ſtill und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.
N. Lenau.

Gedichte von Eduard Ziehen.

Frühlingsnacht.

Von dunkeln Dächern thauet der Frühlingsſchnee,
Das junge Grün drängt ſacht ſich empor zum Licht,
Die Wipfel hoher Bäume rauſchen
Träumend im ſchmeichelnden Weh'n vom Süden.

Aus weiter Ferne klingt ſchon ein holder Gruß
Von Lenzesſtimmen lieblich in ſtiller Nacht,
Und helle Stern' am blauen Himmel
Brechen durch finſtere Wolken ſiegend.

So thaut auch mir im Buſen des Lebens Eis,
Das ſtarr gefeſſelt pochenden Herzens Schlag,
Und Blumen blüh'n und heben leuchtend
Wieder zum Lichte die freud'gen Häupter.

Verheißend tauchen Heimath und Liebesglück
Mit ſel'gem Gruß empor aus dem trüben Grau'n,
Und Hoffnungsſterne ſtreuen Schimmer
Freundlich und hell auf den Pfad des Lebens.

Die Memnonsſäule.

Egyptens weiter, glühender Wüſtenſand
Umſtarrt ein ſtolzes, prächtiges Rieſenbild;
Hell glänzt der blaue Himmel droben,
Drunten verglühet das Herz des Königs.

Er ſtieg herab einſt ſiegend in's Wunderland
Vom heil'gen Strom des lieblichen Aſiens,
Und jauchzend legten auf ſein Haupt die
Goldene Krone des Niles Söhne.

Er fiel im Kampf in freudiger Jugendkraft —
Da ſtellten auf das Grab die Getreuen ihm,
Daß nicht verſtäube einſt ſein Herz im
Sande der Wüſte, den Rieſenhüter.

Still träumt der Schläfer drunten vom Heimathland,
Von himmelhohen Bergen und heiligen,
Tiefblauen Strömen, weithin fluthend
Unter den leuchtenden Lotoskelchen.

Doch wenn der Sonne freundlicher, erſter Strahl
Aus hellem Oſten röthet des Hüters Haupt,
Seufzt tief und ſehnend auf der Schläfer:
Zauberiſch Klingen durchbebt die Lüfte.

In endlos weiter Oede verhallet dumpf
Der Sehnſucht Klage; glühender Wüſtenſand
Umſtarrt das hohe Rieſenbildniß,
Wolkenlos glänzet der blaue Himmel.

Gruppen aus der Geſellſchaft.

(Schluß.)

Der Graf. Mit andern Worten, es gibt eine literariſche Heuchelei, wie es eine ſociale gibt. Aber ich verſichere Sie, meine Gnädige, wenn ich Schriftſteller wäre, ich würde Alles aufbieten, um mein Buch in die Hände einer Frau, wie Charlotte zu bringen.

Die Baronin. Das iſt ſehr ſeltſam.

Der Graf. Aber nicht unerklärlich. Denken Sie ſich einen Autor, um ein Beiſpiel zu nehmen, als einen Fürſten und dieſer Fürſt geriethe auf den Einfall, nicht um ſeines Ranges, ſondern um ſeiner ſelbſt willen geachtet und geliebt zu werden. Durch welches Bezeigen wird er ſich da am meiſten geſchmeichelt fühlen, durch jene Convenienzformeln, die ihm, als herkömmlich, wie jedem andern Fürſten gebühren, oder durch das hier und da durch bittern Tadel gewürzte Lob, das man ihm als einem mehr oder minder liebenswerthen Privatmanne ertheilt? So iſt's auch mit den Autoren; ſie wollen nicht nach ihrem Fürſtenrange in der Literatur kalt bewundert und ruhig bei Seite geſtellt ſeyn, ſie wollen mit Aufmerkſamkeit geleſen, mit Empfindung gelobt, mit der Reizbarkeit des perſönlich berührten Herzens geſcholten ſeyn.

Die Baronin (ein Gähnen verſteckend). Sie mögen Recht haben.

Der Graf. Werde ich Sie heute zu Mittag beim —ſchen Geſandten treffen?

Die Baronin. Ich werde kommen.

(Der Graf empfiehlt ſich.)

Die Baronin (zu Babet, die mittlerweile wieder eingetreten iſt). Bringe dieß Bücherpult wieder auf die Seite. Dieſen Morgen werde ich wahrſcheinlich keine Beſuche mehr annehmen. (Sie nimmt das in's Schubfach verſteckte Buch wieder hervor. Zu Babet:) Du mußt ſpäter wieder in die Leihbibliothek gehen und nochmals nach dem zweiten Bande des Kuno fragen.

Babet. Wie war doch der Titel, gnädige Frau?

Die Baronin (leſend). Kuno von Kyburg, oder der Schwur auf die Silberlocke des Enthaupteten vor dem verſammelten Vehmgerichte.

Babet. Etwas lang.

Die Baronin. Du brauchſt nur nach Kuno von Kyburg zu fragen; das Uebrige verſteht der Bücherverleiher ſchon.

Babet. Ich kann ja auch ſagen, es komme noch etwas von einer Silberglocke im Titel vor.

Die Baronin. Unſinn! Silberlocke, nicht Glocke. Was ſollte es wohl heißen, daß Jemand eine Silberglocke vor dem Vehmgericht vorzeigt? — Nimm den neuen Katalog und lies mir einige Büchertitel vor.

Babet. Der Leihbibliothekar ſagte mir neulich, er habe eine Sendung ganz neuer Räuber- und Geſpenſtergeſchichten erhalten; ſie ſtehen hier im Anhang. Soll ich leſen?

Die Baronin (lächelnd). Laß doch hören.

Babet (leſend). Der neue Blaubart oder die Blutkammer in den Pyrenäen.

Die Baronin. Weiter.

Babet. Der löſchpapierne Prinz, eine Geſpenſtergeſchichte.

Die Baronin. Löſchpapieren? Bemerke dir das.

Babet. Die ſieben tanzenden Gerippe in der Brautkammer des Fräuleins Kunigunde von Siebeneichen.

Die Baronin. Sieben tanzende Gerippe? Ich kenne einen Roman, in dem zwei Gerippe tanzen.

Babet. Ach, gnädige Frau, auf die Zahl kommt's nicht an.

Die Baronin. Schon gut; es könnte aber eine Nachahmung ſeyn, und ich mag eine Geſchichte nicht zweimal leſen. Weiter.

Babet (leſend). Der kleine Ueberall und Nirgends, oder das Teufelchen in — Ach, gnädige Frau, das ſcheint einmal ein recht nichtsnutziges Buch zu ſeyn.

Die Baronin (in den Katalog blickend). Hm — eine etwas bizarre Idee. Schreibe dir die Nummer doch auf.

Babet (bei Seite). Wenn der Leihbibliothekar nur nicht meint, ich leſe das Alles. Ich will ihm zu verſtehen geben, daß ich's nicht bin. (lies) Die blutgefleckte Wiege, oder —

Die Baronin. Es iſt genug. Geh' und frage nun nach dem Kuno.

Babet (plötzlich ſich beſinnend). O ich weiß, wer den zweiten Theil hat und ihn ſchon ſo lang lieſt!

Die Baronin (raſch). Wer?

Babet. Ich kann's nicht ſagen.

Die Baronin. Weßhalb nicht? Du ſollſt es ſagen. Wer iſt der unverſchämte Herr, der nun ſchon vierzehn Tage am zweiten Theil lieſt?

Babet. Es iſt kein Herr.

Die Baronin. So iſt's eine Dame. Wer iſt ſie?

Babet. Nein, gnädige Frau, es iſt auch keine Dame.

Die Baronin. Was ſoll das heißen? Weder ein Herr, noch eine Dame?

Babet. Ja, ich weiß nicht, wie ich's bezeichnen ſoll; es iſt —

Die Baronin. Nun?

Babet. Es iſt Friedrich, der Portier hier im Hauſe. Neulich, wie ich in ſeine Loge kam, ſah ich das Buch auf dem Tiſche liegen. Soll ich's herauf bringen? ſo haben Sie's ſogleich, gnädige Frau.

Die Baronin (mit einiger Beſchämung). Nein! laß es; ich will warten.

Muſikaliſche Charakteriſtiken.

(Fortſetzung.)

Dieſer humoriſtiſche Gegenſatz, dieſe Selbſtironie des Zopfes hat ſich aber auch nebenbei ſelbſtſtändig ganz ſcharf, faſt in bewußter Weiſe durchgebildet in der Ciaccona und der nach italieniſchem Muſter franzöſiſirten Loure. Simpelhafte Gravität iſt der Charakter beider. Monotonie der Bewegung und Begleitung wird bei ihnen für ſchön erklärt, förmlich zum äſthetiſchen Geſetz erhoben, und als hätte man den komiſchen Contraſt abſichtlich auf die Spitze treiben wollen, begann man die Ciaccone gern mit einem ganz ſchwer accentuirten ſpondäiſchen Auftakt, der in ergötzlicher Altklugheit von vorn herein ſchon Proteſt einzulegen ſchien gegen die daktyliſche Bewegung des zu Grunde liegenden Dreivierteltaktes. Wie die Muſette hatte die Loure von einer ganz veralteten Gattung des Dudelſackes ihren bezeichnenden Namen. — Seltſames Rococo längſt verſchollener anderer Arten von Tanzmuſik ſchließt ſich an dieſe ehrſamen Tonſtücke, deren gegenſeitigen Unterſchiede, im höchſten Grade ſubtil, für uns mitunter kaum mehr erkennbar ſind: ſo die Entrée und die Courante, denen man ihrer Zeit gern das Prädikat „prächtig" beilegte, die etwas lebendigere Paſſecaille, die Giga, welche ſich das testimonium paupertatis in fortlaufenden Roſalien gewöhnlich ſelber vor die Stirne zu heften liebt ꝛc. — kulturhiſtoriſche Denkmale für den ewig wahren Satz, daß die Schwächen jeder Zeit den Pfahl der Perſiflage immer ſchon im eigenen Fleiſche tragen. Wir lachen über die äſthetiſche Apotheoſe des Haarbeutels in dieſen Tänzen, wie die Nachwelt über unſere Straußiſchen Walzer lachen wird, aber es iſt ein erheiternder Gedanke, daß die weltgeſchichtlichen Thorheiten der Völker und Jahrhunderte, die ſich anderwärts vielleicht in blutigen Thränen ſtrafen, hier in dem Lachen des ächten Humors geſühnt werden und gerächt.

Die alte franzöſiſche Tanzmuſik hat ſich nach einer andern Seite gewandt als die altitalieniſche. Bei ihr iſt Alles Bewegung, entſchiedene, markirte Bewegung, oft auch raſche, doch ſelten ohne einen fein ehrbaren Anſtrich; der Rhythmus hüpft, ſpringt, ſtatt daß der italieniſche ſchwebte, wogte. Die edle, weiche Formung der Melodie geht leicht verloren hierüber, ſie wird hart und trocken, oder, wie der alte Quanz ſchreibt, „ſie iſt treuherziger als die der Italiener, weil man die folgenden Gedanken faſt immer errathen kann." Dagegen wendet man überraſchende harmoniſche Effekte fleißig an, um die rhythmiſchen Drucker noch derber und greller zu machen. In jenen italieniſchen Tänzen herrſcht faſt durchaus der dreitheilige Takt, hier waltet der muntere, vieldeutigere zweitheilige vor. Der altitalieniſche Bogenſtrich war lang, getragen, der franzöſiſche kurz, ſcharf abgeſtoßen. Die italieniſchen Tänze hielten ſich gefliſſentlich ziemlich rein von gekünſtelten Verzierungen der Melodie, welche der ruhigen, heiteren Einfalt würden Abbruch gethan haben; die Franzoſen dagegen puzten ihre melodiſche Armuth aus mit zahlloſen ſchnörkelhaften Vorſchlägen und Trillern und Mordenten, mit ihren pincemens, battemens, flattemens, doublez etc. faſt in jedem Takt, oft ſogar auch in der Baßſtimme. Doch ſind dieſe Gegenſätze des franzöſiſchen und italieniſchen Tanzes, trotz ihrer Schroffheit, nicht ohne intereſſante Uebergänge. Der pathetiſche franzöſiſche Menuett und die ausgelaſſen lebendige italieniſche Gagliarde ſind ſolche gegenſeitige Ausgleichungen.

Die Franzoſen haben die Tanzmuſik nach allen Seiten hin ausgebildet, weil ſie dieſelbe in umfaſſender Weiſe in's Theater einführten. Schon das Eigenthümliche ihrer Schauſpielkunſt, die in ihren Aeußerlichkeiten bereits an das Mimiſche der höheren Orcheſtik ſtreift, mußte ein ſolches Bedürfniß in ihnen rege machen, noch mehr die ſchiefe Stellung ihrer dramatiſchen Muſik ſelber, welche ſie darauf anwies, durch Ballet oder eingeſchobene Tänze die Langweiligkeit der Oper zu würzen, die beſonders dadurch zum Unerträglichen ſich ſteigerte, daß man das Rezitativ wie eine Arie und die Arie wie ein Rezitativ behandelte, ſo daß ſich oft kaum unterſcheiden läßt, welche von beiden Formen gemeint iſt. Durch die Ueberſiedelung des Tanzes in's Theater, noch mehr durch die Vorliebe, mit der man das Ballet behandelte, bildete ſich nun in unſerm Kunſtzweig bei den Franzoſen die ſchon berührte bunte Mannigfaltigkeit aus: die nationalen Tanzweiſen der ſüdlichen Departements, beſonders auch Poitou's und der Bretagne neben den eingebürgerten und umgemodelten ausländiſchen Tänzen aller Art; die volksthümliche Bourrée, der Paſſepied, das alte Rondo (auf die ächt franzöſiſche Idee des Refrain's gegründet) neben dem gelehrten Menuett und der bis in's Komiſche ſchwälſtig überkünſtelten Furie, während Gavotte und Rigaudon, beide etwas ſpießbürgerlichen, familienhaften Charakters, mitten inne ſtehen zwiſchen beiden Kategorien.

(Schluß folgt.)

Korreſponden̄z-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Chateaubriand. — H. Vernet. — Sax.

Die franzöſiſche Akademie beſizt einen Fonds, aus welchem ſie den älteſten Mitgliedern Penſionen ertheilen kann. Vor einiger Zeit ſchrieb ſie an Chateaubriand, welcher faſt nie den Sizungen beiwohnt, und verlangte ſein Alter zu wiſſen, um zu ſehen, ob er nicht Anſpruch auf eine dieſer Penſionen habe. Chateaubriand antwortete etwas barſch, er wolle keine Penſion von der Regierung und ſein Alter wiſſe er ſelbſt nicht. Der alte Mann iſt ſchlecht zu ſprechen auf die jezige Zeit, in welcher es nicht geht, wie er es ſich vorher eingebildet hatte. Die Penſion hätte er aber trotz ſeiner Abneigung gegen die jezige Regierung füglich annehmen können, denn nicht die Regierung, ſondern die Akademie ertheilt dieſelbe; auch iſt die Penſion keine Gnadenbezeugung, ſondern ein akademiſches Recht. — Das Hauptſtück der heurigen Kunſtausſtellung iſt das 60 Schuh lange Gemälde des unglaublich fertigen Horace Vernet: die Wegnahme der Smala Abdel-Kaders durch den Herzog von Aumale. Er hört aber das viele ihm geſpendete Lob nicht; er iſt längſt in Algerien und macht Studien zur Darſtellung des Sieges über die Marokkaner zu Isly. — Kurz vor dem Wettrennen auf dem Marsfelde fand daſelbſt ein Concurs ganz beſonderer Art ſtatt. Bekanntlich hat ein deutſcher Inſtrumentenmacher, Namens Sax, eigene Inſtrumente für die Militärmuſik erfunden und angefertigt, und da dieſelben von Muſikkennern mit großem Beifall aufgenommen worden ſind, hat die Preſſe darauf gedrungen, die Regierung ſolle eine Probe damit anſtellen. So war denn vom Kriegsminiſter ein Tag anberaumt worden, an welchem die neuen Inſtrumente neben den alten verſucht werden ſollten. Die Pariſer Inſtrumentenmacher, welche den Neuerer Sax über alle Berge wünſchen — wie ja Alle, welche beim alten Schlendrian ihren Vortheil haben, ſich gegen alle Neuerungen empören, in der Politik wie in der Induſtrie — waren aufgefordert worden, ihre beſten Inſtrumente zur Probe zu ſchicken. Man glaubt vielleicht, ſie haben dieß gerne gethan, um ihren Inſtrumenten den Sieg zu verſchaffen; aber da weiß man nicht, wie der Neid zu Werke geht: ſie ſchickten gar nichts und ließen in den Zeitungen ankündigen, da ſie nicht ſelbſt die Inſtrumente ſchickten, könnten ſie für diejenigen, deren man ſich bei der Probe bedienen würde, nicht gut ſtehen. Man gebrauchte alſo ihre Inſtrumente, ſo gut man ſie haben konnte, einerſeits, die Sax'ſchen Inſtrumente andererſeits, und man ſcheint die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß ſich dieſe beſſer zur Feldmuſik eignen, als die alten. Der Kriegsminiſter hat nun zu entſcheiden, ob ſie eingeführt werden ſollen oder nicht. Wahrſcheinlich wird theilweiſe dazu geſchritten werden, weil eine gänzliche Umwandlung der Feldmuſik lange Uebung und viele Koſten erforderte. Die Inſtrumentenmacher nach altem Schnitte können ſich mit der Hoffnung tröſten, daß ſie ihren Vorrath an die Conzert- und Theaterorcheſter werden abſezen können, und ſollten am Ende die Sax'ſchen überall die Oberhand gewinnen, ſo können ſie ja Inſtrumente à la Sax verfertigen und daran ſo gut ihr Geld verdienen als an den alten. Haben ſie doch bald gelernt, Cornets à piston und Ophicléides zu fabriziren, von denen ihnen gar nicht geträumt hatte, und die ſo ſchnell das Bürgerrecht in der Orcheſter- und Feldmuſik ſich erworben haben. Die Cornets à piston beſonders müſſen ſtarken Abſaz haben; die Inſtrumentenmacher ſtellen eine Menge derſelben in ihren Läden zur Schau aus, und haben ſie früher dieſelben als Neuerung angefeindet, ſo müſſen ſie ihnen ſeitdem abſonderlich hold geworden ſeyn. Dg.

Baden-Baden, Mai.

(Schluß.)

Die Winterſaiſon.

Die Zweigbahn ſoll, wie verkündet wird, vom erſten Auguſt an befahren werden, und wir können uns wenigſtens darauf verlaſſen, daß es nicht früher geſchieht. Der Verkehr zwiſchen Baden und dem Oſer Bahnhof iſt jezt ſchon ſehr belebt, und obſchon das Converſationshaus erſt mit dem 10ten d. M. ſeine Säle aufſchließt, ſo hat die Kurzeit dennoch viel früher begonnen: nämlich die Kurzeit im wörtlichen Verſtande: das Molkentrinken in der Trinkhalle, die bekanntlich als Anſtalt unter der Oberleitung des berühmten Arztes ſteht, welchen die große Welt kurzweg Gugert, die kleine aber den Herrn geheimen Hofrath und Leibarzt des Großherzogs nennt. Mit Titeln, Orden und dergleichen hat es eben eine ähnliche Bewandtniß, wie mit Frack und Handſchuhen; ſie machen nicht den Mann ausgezeichnet, ſind aber doch in gewiſſen Beziehungen zu den nähern Umgebungen nothwendig, und ein Arzt z. B., den Fürſten mit ihrem Vertrauen beehren, wird nicht im ſchlichten Paletot unſcheinbar einherwandeln dürfen, ſo wenig auch der äußere Schmuck ſeine Verdienſte erhöht, oder nur das Geringſte zu ſeiner Berühmtheit hinzufügen kann. Und in dieſer Beziehung geſchieht es, daß uns die Ertheilung des Titels „Leibarzt" an Gugert noch Theilnahme abgewinnt, nachdem uns längſt ſchon bekannt geweſen, daß er die Stelle eines ſolchen ausfülle, und die Freude dieſer Theilnahme iſt um ſo ungetrübter, als die förmliche Ernennung ihn nicht verpflichtet, Baden zu verlaſſen, wo er während und außer der Saiſon ſo unentbehrlich iſt, als irgend nur ein Sterblicher zu ſeyn vermag, eifrig geſucht von den Fremden, und — dem Sprüchwort vom Propheten in der Heimath zum Trotz — nicht minder von den Einheimiſchen verehrt. — Offenbar iſt es die Eiſenbahn, welche durch die ſchnelle Verbindung zwiſchen Karlsruhe und Baden den Verluſt abwendete, der allerdings einige Augenblicke hindurch gedroht haben mag, und dieſes Verdienſt gilt bei uns für ein recht hübſches Blatt mehr in dem Kranze unſeres Schienenweges, der bei ſeinen etwaigen Mangelhaftigkeiten dennoch muſterhaft gebaut iſt, gut betrieben wird, und im Vergleich zu der jenſeitigen Bahn zwiſchen Straßburg und Baſel der allergrößten Lobpreiſungen würdig erſcheint. Die Elſaßer Eiſenbahn macht das Fahren in ſo hohem Grade fühlbar, daß dagegen die Fahrt auf der badiſchen Seite dem Reiſenden wie ſanftes Wiegen erſcheint; dazu ſtehen die Einrichtungen auf dem linken Rheinufer den dieſſeitigen an Bequemlichkeit nach, und ſind die Preiſe ungefähr um ein Drittel höher wie bei uns, ſo daß der Elſaßer Bahn am Ende der Abrechnung nur zwei ſehr bedingte Vorzüge bleiben, nämlich der buntere Wechſel eines ſehr gemiſchten Publikums, das ſich aus wohlbegründeter Scheu vor den Marterkaſten dritter Klaſſe der Rumpelkaſten zweiter Klaſſe bedient, — und das für Hypochondriſten ſchäzbare gründliche Rütteln und Schütteln. Bei alledem bleibt es ſehr angenehm, von Baſel in kurzer Tagreiſe Baden erreichen zu können.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. Mai 1845.

Tarquinius ludos opulentius instructiusque quam priores reges fecit. Tum primum circo, qui nunc maximus dicitur, designatus locus est; loca divisa patribus equitibusque, ubi spectacula sibi quisque facerent.

Livius.

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(ſ. Nr. 121—124).

Der circus maximus. — Heutiges Feſt des St. Antonius Abbas.

Die Equirien, jene alten ländlichen Spiele, erloſchen allmählig oder traten doch in den Hintergrund, und machten den prächtigeren, verwickelteren Spielen des Circus Platz. — Circus bezeichnet freilich an ſich ſelbſt jede abgeſteckte Laufbahn, auf welcher man ſich im Umkreiſe, wie es eben bei dieſen Wettrennen der Fall iſt, nach einem Ziele hin und von ſolchem wieder ab in die Schranken, von denen man ausgelaufen war, zurück bewegt, und ſo war natürlich auch auf dem graſigen Plane, wo die Equirien ſtattfanden, jedesmal eine Bahn abgeſteckt und ein Ziel errichtet. Der Name Circus aber findet ſich auf die Equirien nicht angewendet und gehört einer umſtändlicheren Vorkehrung an.

Als eigentliche Circusſpiele nämlich werden zuerſt jene Pferderennen angeführt, welche Romulus zu Ehren des Gottes Conſus, was der Meergott Neptun ſeyn ſoll, ausgeſchrieben, um bei dieſer Gelegenheit das aus aller Welt Enden zuſammengelaufene Geſindel, welches ihm ſeine Stadt gründen helfen, durch Raub der zuſchauenden Jungfrauen mit Gattinnen zu verſehen. Dem Neptunus war bei den Griechen das Roß geweiht, das in ſeinem ſtolzen, zierlichen, gleichſam ſich wiegenden Gange, in der wallenden Mähne und dem flatternden Schweife die aufrauſchenden und ſich kräuſelnden Meereswellen zu verſinnbilden ſchien. Aber Rom war keine Seeſtadt, und manche Beſonderheiten, welche über dieſe Conſusſpiele berichtet werden, deuten darauf hin, daß auch ſie mit Erddienſt und Verehrung der Unterirdiſchen zuſammenhingen. Einige Beziehung auf ſo etwas hat Neptunus wenigſtens als Erderſchütterer. Genug, dieſe Conſualien werden gleich Anfangs auf die Stelle verlegt, welche für alle folgenden Zeiten der Hauptſchauplatz ſolcher Rennen blieb, in den circus maximus, in der Thalvertiefung zwiſchen dem palatiniſchen und aventiniſchen Hügel, innerhalb der Ringmauer der Stadt.

Dieſen Circus ſelbſt ſoll Tarquinius Priscus hergerichtet haben, als er die großen oder römiſchen Spiele einſezte. Freilich war damals, und ſicherlich noch lange Zeit, die ganze Einrichtung ziemlich roh, das Material ohne Zweifel noch zum größern Theile Holz, die Bequemlichkeit der Zuſchauer nicht groß. Allein Maaßſtab und Umfang des Werks mochte dennoch auch in jenen Tagen ſchon etwas Grandioſes verrathen. Die eigentliche Rennbahn bildete in geebneter Fläche ein geſtrecktes Eirund, deſſen Dimenſionen, wie es ſcheint, ſo

ziemlich ſtehend geblieben ſind. Es betrug der Länge nach genau drei und ein halbmal die Strecke der Rennbahn zu Olympia, nämlich drei und ein halb griechiſche Stadien, vierhundert und achtzig römiſche Schritte, nahe an eine halbe römiſche und den achten Theil einer deutſchen Meile; in der Breite ein griechiſches Stadium, d. h. einhundert und fünf-und-zwanzig römiſche Schritt. Dieſen Raum ſoll denn eben zuerſt Tarquinius der Alte mit bedeckten, nach den dreißig Kurien des Volks abgetheilten und für Senat, Ritterſchaft und gemeinen Bürgerſtand geſonderten Sitzen umgeben haben, während man vorher auf offenen und aus dem Stegreif aufgeſchlagenen Brettergerüſten zugeſehen hatte.

Tarquinius der Stolze führte dann außerhalb eine Umfangsreihe bedeckter Säulengänge herum und gab auf dieſe Weiſe bereits des Werkes äußerer Geſtalt einen baulichen Charakter. Andere laſſen zwar durch ihn zuerſt lediglich das geſchehen, was ſo eben von ſeinem Vater oder Ahn gemeldet worden, daß er nämlich maſſive Zuſchauerſitze errichtet; denn das müſſen ſie doch geweſen ſeyn, da hinzugefügt wird, das Volk, welches er, wie die egyptiſchen Pharaonen die Juden, mit harten Frohnarbeiten drückte, damit es nicht üppig würde und rebellirte (wenn Alles dieß ganz wahr iſt), habe über dieſe und andere ihm angeſonnene Baulaſten geklagt. Dann müßten jene Arkaden ſpäter und während der Republik entſtanden ſeyn; was wir unſererſeits um ſo weniger glauben, als an den Namen Tarquinius auch andere großartige Steinbauten, namentlich die rieſenhaften Anlagen zu Trockenlegung der Stadt (Kloaken) und der mächtige Ziegelſteinwall von fünfzig Fuß Breite und ſechzig Fuß Höhe auf der Oſtſeite Roms, geknüpft werden. Ferner werden die Veränderungen und Nachbeſſerungen am Circus überhaupt ziemlich genau auf feſte Epochen und Perſonen bezogen, in die wir unſere Willkühr zu bringen kein Recht haben.

So wird uns ſehr beſtimmt das Jahr, nämlich 425 nach Erbauung der Stadt, überliefert, wo zuerſt die ſogenannten carceres entſtanden ſind. Man überſezt dieſen Ausdruck in einem zu engen Sinne durch Schranken; es waren gewölbte Schuppen aus Tufſtein (Travertin), die vordere Seite des Circus, und zwar als eine nach der Straße zu das Oval rechtlinigt abſchneidende Façade, bildend. Inwendig hatten ſie rechts durch Scheidewände abgetheilte Standplätze für die jedesmal ausrennenden Geſpanne und Reiter, je nach der Zahl der zuſammen Wettfahrenden, Anfangs vielleicht nur zwei, in der hiſtoriſch gewiſſen Zeit vier, ſeit Domitian ſechs, denen links eben ſo viele Stände entſprachen, in welche ſich nach beendetem Gange die Wettrennenden wieder verloren. Denn daß gleich von vorn herein ſechs Stände für die Wagen geweſen ſeyen, ohne daß eben ſo viele Wagen ſchon damals ausliefen, will uns nicht wahrſcheinlich vorkommen. Daß aber anfänglich nur zwei Geſpanne um die Wette rannten, dafür haben wir ausdrückliches, wenn auch ſpätes Zeugniß. Ein mittlerer Raum ſcheint zur Verbindung gedient zu haben und Alles dermaßen eingerichtet geweſen zu ſeyn, daß das An- und Abtreten der Geſchirre und Roſſe in möglichſter Ordnung in bequemſtem Raume vor ſich gehen konnte.

Nach den Zuſchauern-zu war dieſer mittlere Raum durch den Platz des Vorſitzenden, der von da aus das Ganze dirigirte, maskirt. Die erwähnten Abtheilungen für die rennfahrenden Partieen oder, um hier ſogleich den Kunſtausdruck zu vermelden, die Faktionen, zu Deutſch Rotten, ziehen ſich in einem noch jezt in einiger Vollſtändigkeit vorhandenen Bauwerke zum Behufe der Rennſpiele, dem ſeit dem Jahr 1825 vollſtändig aufgegrabenen Circus des Kaiſers Marentius an der appiſchen Straße, vom Mittelpunkte ihrer Baſis aus nach der Peripherie des Circus hin in einer Bogenlinie, damit diejenige Faktion, welche das Loos getroffen hatte, den äußerſten und folglich weiteſten Bogen um das Rennziel zu beſchreiben, und ſo im Verhältniß die übrigen gegen die innerſte, welche dicht an der Mittellinie hinfuhr, durch keinen Mißſtand bei der Ausfahrt benachtheiligt werden möchte. Es iſt jedoch nicht zu glauben, daß dieſe Einrichtung auch an ältern Rennplätzen und namentlich am circus maximus bereits beliebt worden ſey, da vielmehr in jener Ungleichheit der Raumproportionen ein Sporn für die Geſchicklichkeit der Fahrenden mehr und zugleich das eigentliche Motiv des Looſes lag. Als die Schranke zu Bezähmung eines voreiligen Eifers für Roſſe und Lenker diente, wie noch jezt, eine Leine (linea), die auf ein gegebenes Zeichen herabgelaſſen wurde.

(Fortſezung folgt.)

Muſikaliſche Charakteriſtiken.

(Schluß.)

Als Lully 1653 den erſten Menuett ſezte für einen Hofball Ludwigs XIV. zu Verſailles, und zwar wunderlich genug in Dmoll, ein unbedeutendes Machwerk, charakteriſtiſch nur in dem Sinne, daß es, obgleich an das Vorbild eines Volkstanzes aus Poitou ſich anſchließend, in zweimal acht Takten das vollſtändige, getreue Konterfei der Unnatur einer ganzen Epoche lieferte, da hätte Keiner ahnen können, daß an die Grundform dieſes unſcheinbaren Tanzſtückes die allmählige Entwicklung eines neuen, nach ihm benannten Inſtrumentalſatzes ſich ranken würde, der dann wiederum eines der ſtärkſten

fermente war in jener großen, von der Wiener Tonſchule hervorgerufenen Revolution. Die Muſik der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts drängte zur Darſtellung einer heitern, reinen, faſt helleniſchen Sinnlichkeit im Gegenſatze zu der ſteifen Pedanterie oder dem einſeitigen kontrapunktiſchen Idealismus der vorhergegangenen Periode. Heiteres Hellenenthum ohne Tanz iſt undenkbar, nicht minder undenkbar die Wiener Tonſchule ohne den Menuett. Die große Wahrheit, welche Gluck für ſeine Oper, Haydn für ſeinen Inſtrumentalſatz der Tanzmuſik ablernten, war einfach die, daß Leidenſchaft Bewegung ſey, und auch die ruhige Heiterkeit, künſtleriſch gefaßt, immer noch Bewegung, nicht bloß innere, ſondern auch äußere Bewegung des Blutes, daß alſo Leidenſchaft und ruhiges Behagen nicht bloß in der innern Bewegtheit der Harmonie und Melodie, ſondern auch in der entſprechenden äußern des Rhythmus dargeſtellt werden müſſen.

Schon früher zwar hatte man Tanzſtücke in die höhere Inſtrumentalmuſik hinüber gezogen; die ſogenannten „Partieen" und „Suiten" ſind mehr als nöthig mit Gigen, Sarabanden, Allemanden ꝛc. angefüllt; allein die allzu ſelbſtſtändigen, unfügſamen Formen waren einer wahrhaft lebendigen Weiterbildung nicht fähig, wogegen ſich überhaupt alle eigentliche Nationalmuſik mit eigenſinniger Sprödigkeit ſträubt. Der Menuett war nicht franzöſiſch national, er hatte kein Vaterland; ein Italiener hatte ihn an dem Hofe Ludwigs XIV. geſchaffen, er war alſo nicht ſehr ſelbſtſtändig, aber deſto bildſamer. Unſere am Alten haftenden, ſchwer, aber feſt einherſchreitenden Voreltern müſſen ſich wohl dabei gefühlt haben, im achtzehnten Jahrhundert an den bereits etwas alten Menuett, als an etwas Großväterliches, Ehrwürdiges die neue Entwicklung angeknüpft zu ſehen, und es mag jenen revolutionären Oeſterreichern, einem Haydn und Mozart ein Troſt geweſen ſeyn, im Menuett gerade mit Fug und Recht noch ein Bischen Perücke, ein Bischen Zopf als das lezte Stückchen Eierſchale beibehalten zu dürfen; denn ſie waren von Haus aus friedliche Leute. — Dieſe Männer machten den Menuett deutſch. Wir können es mit gerechtem Stolze ausſprechen: der größte, ja der ſpezifiſche Unterſchied dieſes neuen deutſchen von dem alten franzöſiſchen Menuett beſtand darin, daß lezterer ſtarr und todt geweſen, der deutſche aber lebendig war. Die konventionelle Gemeſſenheit behielt er zwar für's erſte bei, doch nicht ohne gebührende Modifikation. Niemand hat dieſen Grundzug des Menuetts beſſer ausgeſprochen als Dittersdorf, wenn er in ſeinem „Doktor und Apotheker" eine Arie des köſtlich altklug naiven Inhaltes, „daß wahre Liebe nie ungeduldig und unbeſonnen ſey," als ehrbar verliebten Menuett ſingen läßt. Hierüber goßen aber jene Reformatoren ihre deutſche Gemüthlichkeit und ihren Humor aus und gaben dem Stück einen epiſch-lyriſchen Grundton. So reihete es ſich nun zur nothwendigen Ergänzung als Mittelſatz in die neue deutſche Symphonie, wenn man ſich deren erſten Satz als vorwiegend dramatiſch, das Adagio lyriſch, das Finale epiſch denkt, wie ſich's auch in den muſterhafteſten Werken dieſer höchſten Inſtrumentalcompoſitionen gewöhnlich feſtgehalten findet.

Es iſt ein hoch zu preiſendes Glück, daß Joſeph Haydn, der Schöpfer der Symphonie und des Quartetts, ſo ein joviales Mann war, der aus reiner Lebensluſt komponirte, der ſo recht die ungetrübte, kindliche Freude am Daſeyn in Noten geſezt hat; darum brachte er Tanzmuſik mitten in ſeine ernſteſten Werke, der Menuett war der mächtigſte Alliirte ſeines Genius, als er gegen die alte Starrheit, den alten Spiritualismus in's Feld zog, ſeine neuen humoriſtiſchen, gemüthlichen Menuette öffneten ihm die Herzen des deutſchen Volkes. Wir müſſen einen guten Haydn'ſchen Menuett ſpielen, wenn wir die ehemalige große Popularität des Mannes ganz begreifen wollen. Die Menuetten Mozarts und Haydns hörten nicht auf Tanzmuſik zu ſeyn, obgleich man oft das Gegentheil behauptet findet; ſie ſind vielmehr ihrer Zeit auf allen Bällen gegeigt worden, und dieß war wiederum ein großes Heil; denn es iſt gut für die allgemeine äſthetiſche Erziehung, daß man auch da, wo die Kunſt bloß ſchmückend und dienend nebenher geht, nicht ſtümperhafte Handwerksarbeit hört, ſondern Meiſterwerke. Beethoven erſt hat in ſeinen Symphonien dem Menuett den Charakter des Tanzes genommen; die alte Form war ſeinem Rieſengeiſt zu genügſam, zu winzig, er hat ſie geſprengt, aber immer noch an Einzelnem feſthaltend, hat er ſeinen Beruf klar erkannt und eine neue Gattung aus ihr geſchaffen, das moderne Scherzo, tempo di menuetto. Es lohnte ſich der Mühe, eine Geſchichte des Menuetts zu ſchreiben; es wäre dieß ein Beitrag zur Kulturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Eine ſolche Monographie würde viel neues Licht auf daſſelbe werfen, viel konkrete Anſchauung von deſſen Geiſte geben; denn ein Menuett iſt zwar ein kleines Ding, aber im rechten hiſtoriſchen Zuſammenhang werden auch die kleinſten Dinge groß.

Und hier möge dieſes hiſtoriſche Fragment abbrechen. Nicht ohne Abſicht habe ich dabei gerade zu einer Zeit zurückgegriffen, die uns ſehr nahe und auch wiederum ſehr ferne ſteht, zu einer Zeit, an welcher der Weltgeiſt allen kommenden Geſchlechtern ein Exempel ſtatuirt zu haben ſcheint, und die man, was das Muſikaliſche betrifft, nicht treffender malen kann, als indem man die Ueberſchrift eines Paragraphen in dem theoretiſch-hiſtoriſchen Werke eines verdienſtvollen damaligen Kunſtſchriftſtellers einfach abſchreibt; ſie heißt: „Beantwortung

der Frage, warum beim öffentlichen Flötenblasen das Tragen einer Perücke vortheilhaft sey."

Manche Consequenz liegt verhüllt gegeben in dem hier als positiv Erzählten, wie in den daran geknüpften Aussichten, woraus diese beiden einander ergänzenden Skizzen sich zusammenweben; wird der Leser unmittelbar darauf geführt, sie zu errathen, so habe ich meinen Zweck erreicht; sie selber auszuführen däuchte mir unstatthaft, weil ein journalistischer Aufsatz kein gelehrtes Compendium ist. W. H. Riehl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Kunst. — Ronge. — Eisenbahn.

Schon seit einigen Wochen ist im Lokal des sächsischen Kunstvereins fortdauernd eine Reihe von mitunter recht seltenen Blättern aus der ersten Periode der Kupferstecherei aufgestellt. Ein kenntnißreicher Kunstfreund, Herr von Quandt, sendet solche, begleitet von kurzen, für die Geschichte der Kupferstecherkunst lehrreichen Notizen, dorthin zur Schau, um sie später durch andere zu ersetzen und so seine schöne Sammlung recht gemeinnützig zu machen. Bei dem im Kunstvereine fortwährend stattfindenden Wechsel von interessanten Gemälden, Zeichnungen und dergleichen darf der Kunstfreund keinen der drei Tage versäumen, an denen wöchentlich das Lokal in den Mittagsstunden geöffnet ist, wenn er nicht um manchen Genuß kommen will, da die eingesendeten Kunstsachen oft nur wenige Tage daselbst verweilen können. Um so freudiger kehrten die Blicke der fleißigen Besucher immer vorzugsweise zu einer Landschaft zurück, welche verhältnißmäßig ziemlich lange dort zu sehen war. Der unter uns einheimische Künstler, Namens Oehme, gehört bereits zu den anerkanntesten Meistern in diesem Fache. Sein Streben geht gemeiniglich dahin, nach dem Vorbilde des verstorbenen Malers Professor Friedrich, der Landschaft außer der kunstreichen Anordnung und Zusammenstellung der mannigfachen Naturgegenstände noch eine besondere Idee durch seine Schöpfungen aufzudrücken, wie dieß Friedrich in vielen Werken vorzüglich gelungen ist. Bei ähnlichem Takt für das auf das Gemüth des Menschen Wirkende hat Oehme vor Friedrich noch unläugbare Vorzüge in der technischen Ausführung seiner Landschaften voraus. In das hellste Licht treten sie bei gedachtem Oelgemälde, das so eben wieder zu dem Käufer desselben, Professor Bendemann, aus dem Kunstvereine heimkehrt. Die erste Phase eines heitern Abends kann kaum in größerer Klarheit und Durchsichtigkeit dargestellt werden, als auf diesem Bilde von nur mäßigem Umfang. Die mitten in der süßen Frische der Natur stehende alte, verfallene, von dem Luxus und der Geschmacklosigkeit der Zeit ihrer Erbauung zugleich zeugende Treppe bildet den schneidendsten Kontrast mit der einfachen Größe des Uebrigen, dem gerötheten Blau des Himmels, den schönen Bäumen und dem klaren Wasserspiegel eines See's, der dem Ganzen eine höchst anziehende Seele einhaucht. Der todtgeborenen Unnatur ist die alljährlich zu neuem Leben erwachende Natur sinnvoll und ergreifend gegenüber gestellt. — Der Malerei blühen in den hiesigen Kunstateliers, besonders der Professoren Bendemann und Hübner, fortwährend die erfreulichsten Hoffnungen auf. Im letzteren sieht man so eben ein noch nicht ganz fertiges Altarblatt von diesem Meister selbst. Der Gegenstand ist Jesus Auferstehung. Der Künstler hat eine symbolische Auffassung desselben der historischen vorgezogen, und durch zwei Engel, welche nach dem über ihren Häuptern schwebenden Heiland hinaufdeutend unverkennbar das Wort aussprechen: Er ist nicht hier, er ist auferstanden! die sich selbst gestellte Aufgabe glücklich gelöst. — Das aus Bendemanns Atelier hervorgegangene Bildniß des an der Spitze der Deutschkatholiken stehenden Priesters Ronge, welches mir zu Gesicht kam, gewinnt den Beifall der Kenner in hohem Grade. Es ist von einem sehr hervorstechenden Meister im Fache des Porträts, dem schon bekannten talentvollen Zöglinge Bendemanns, Maler Röting. Dieser fertigte das Bild nach der Natur alla prima in fünf Stunden. Wenn es wirklich vollkommene Aehnlichkeit mit dem Dargestellten hat und, wie man rühmt, dessen ganzen Charakter ausspricht, so muß man mehrere veröffentlichte Abbildungen Ronge's, welche ich gesehen, als ganz verfehlt betrachten, denn weder in den einzelnen Gesichtstheilen, noch in der Miene gleichen sie dem von Röting gemalten Antlitz. Das Bild ist in ganzer Figur. — Bei Erwähnung des Dargestellten noch gelegentlich die Bemerkung, daß, obgleich hier den Deutschkatholiken zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen eine Kirche, auf welche sie Anfangs hofften, bis jetzt nicht eingeräumt, auch ihnen die Erlaubniß, ihrem Vereine nicht angehörende Zuhörer zu diesen Versammlungen zuzulassen, entzogen worden, sie doch sich schmeicheln sollen, daß die Zukunft sich in dieser Hinsicht günstiger für ihre Zwecke und Wünsche gestalten werde.

Noch lange wird hier das Wort Eisenbahn in der täglichen Umgangssprache zu den Unvermeidlichkeiten gehören. Seit der Unterbrechung der Arbeiten an der sächsisch-schlesischen Bahn durch Frost und Schnee wird der weit vorgeschrittene Bau derselben wieder mit großer Lebendigkeit verfolgt, so daß alle Hoffnung vorhanden ist, in diesem Jahre noch vor Eintritt der rauhen Witterung ein bedeutendes Stück derselben befahren zu können. Mit Recht erkennt man es als eine wahre Verbesserung, daß die Wagen zweiter Klasse auf der Leipzig-Dresdener Bahn, früher ein gemeinschaftlicher Aufenthalt aller darin befindlichen Passagiere, vor Kurzem in drei ganz von einander geschiedene Coupés, jedes in der Regel zu sechs das Antlitz sich zukehrenden Personen berechnet, abgetheilt worden sind. Besonders wird hiedurch die Unterhaltung, überhaupt die gesellige Mittheilung sehr befördert, während diese früher durch die vielen im stark besuchten großen Wagen erschallenden Töne oft sehr erschwert, ja nicht selten unmöglich gemacht wurde. Desto nachtheiliger aber erscheint die neue Einrichtung in anderer Hinsicht. Bei der Cigarrenwuth unserer Tage trifft es sich nur allzu oft, daß eine von dieser epidemischen Krankheit nicht angesteckte Person den Qualm von fünf Glimmstengeln aushalten muß. Dem Vernehmen nach hat man auf mehreren auswärtigen Bahnen für eine Absonderung der Rauchenden und Nichtrauchenden gesorgt. Daß bei der ersten Wagenklasse eine solche auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ebenfalls bereits stattfindet, ist eine ganz unzulängliche Maßregel. Die zweite, oft einzig aus nothwendiger Oekonomie vom Reisenden der ersten vorgezogene Wagenklasse kann gewiß auf ein Gleiches den gegründetsten Anspruch machen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 19.

Mittwoch, 28. Mai 1845.

[145] Frederike Bremer's neueſter Roman:

In Dalekarlien.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

wurde ſo eben verſandt und iſt in allen Buchhandlungen zu haben.

Die vollſtändige Ausgabe der Schriften von **Frederike Bremer** beſteht aus 14 Theilen und koſtet 4 Thlr. 20 Ngr. Einzeln ſind zu erhalten:

Die Nachbarn. Vierte Aufl. Zwei Theile. 20 Ngr.
Die Töchter des Präſidenten. Vierte Aufl. 10 Ngr.
Nina. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Die Familie H. 10 Ngr.
Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.
Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr.
Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Ngr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[146] Bei C. F. Kius in Hannover iſt erſchienen:

Neue Novellen.

Von Theodor Mügge.

3 Bände. 4½ Rthlr.

---

[139] So eben erſchien bei uns:

Die Abendmahlskinder.

(Confirmanden.)

Idylle

von

Eſaias Tegnér.

Biſchof zu Wexiö in Schweden, Verf. der Frithjofs-Sage ꝛc. ꝛc.

Nach dem ſchwediſchen Originale und in deſſen Versmaaße überſetzt

von

G. Schilling.

(Prachtausgabe mit Stahlſtich.)

8. Eleg. broch. 12 Gr. (15 Ngr.) oder 48 kr.

Längſt galt obige Dichtung allgemein als die edelſte, empfindungsreichſte des gefeierten nordiſchen Sängers der Frithjofs-Sage und anderer gleich ſehr beliebter Poeſien, welche durchaus befähigt iſt, religiös geſtimmte Gemüther tief, innigſt zu ergreifen, wahrhaft zu erbauen. Wir erlauben uns deßhalb, dieſelbe in vorliegender ſehr gelungener Ueberſetzung allen Freunden von dergleichen Lektüre, und um ihres Gegenſtandes willen namentlich auch als eines der würdigſten Geſchenke für Confirmanden aus den gebildeteren Ständen aufs angelegentlichſte zu empfehlen. Mehr als viele andere ähnliche Schriften dürfte dieſes Buch ſich dazu eignen, und wir ſtatteten daſſelbe zu dem Ende auch in ſeinem Aeußern möglichſt elegant aus.

Stuttgart, im April 1845.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[150] So eben iſt erſchienen:

— Stuttgart, Verlag von S. G. Lieſching: —

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Guſtav Schwab.

Zweiter durchgeſehener Druck.

Format

der neuen zwölfbändigen Prachtausgabe von Schillers Werken in gr. Octav.

Drei Abtheilungen,

jede etwa 13 Bogen auf Velin, in Umſchlag.

à ½ Thlr. — 54 kr.

Werth und Intereſſe dieſer, von der Hand eines ſtammverwandten Dichters mit Liebe entworfenen, vortrefflichen Lebensbeſchreibung ſind genugſam bekannt. Wir machen alle Käufer der neuen ſchönen Ausgabe von **Schillers Werken** darauf aufmerkſam: ſie bildet eine höchſt angenehme Ergänzung zu denſelben.

Frühjahr 1845.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der angränzenden Länder.

---

[143] In dem Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen:

Der Menſch und die elementariſche Natur. Erſter Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Erlinde. Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Erweiterung

des

deutſchen Handels und Einfluſſes

durch Geſellſchaften, Verträge und Anſiedelung.

Mit beſonderer Beziehung auf die Errichtung einer

ſüddeutſchen Handels- und Coloniſations-Geſellſchaft.

Von

Guſtav Höfken.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Im Verlage von Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart erschien und ist
nun complett in 2 Bänden mit 32 Stahlstichen
in allen Buchhandlungen zu haben (zugleich Fortsetzung des neunbandigen früheren Werkes):

Dr. Karl von Rotteck's

Geschichte der neuesten Zeit,

enthaltend die Jahre 1815 — 1840.

Nach den hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien verfaßt und herausgegeben von seinem Sohn
Dr. Hermann von Rotteck.

Preis des ganzen Werkes: 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

In und mit welchem Geiste dieses Werk geschrieben ist, davon geben gleich die ersten Zeilen desselben Kunde, welche also lauten: „St. Helena war nunmehr der Kerker Napoleons. Der, dessen gewaltiger Arm den eisernen Scepter einst gestreckt hatte über die Länder vom Tajo bis an die Weichsel, von dem baltischen Meere bis dahin, wo das italische Land dem furchtbaren Aetna in's flammende Auge schaut; der, dessen Winke die Kraft von Millionen einst gedienet, vor dessen Füßen ein hoher Kreis von Herrschern geknieet, vor dessen zürnender Miene der Erdkreis gezittert hatte, und der durch den bloßen Zauber seines Namens den herrlichsten europäischen Thron sich wiedereroberte — dessen eigene Krone war nunmehr zerbrochen, sein Thronhimmel gefallen, sein Kaisermantel zerrissen. Der Diktator Europa's, welcher der Erderschütterung gleich über den Welttheil geschritten, war gestürzt, vertrieben, gefangen und in den wilden atlantischen Ocean, wo eine Felsenspitze hervorragt, von Stürmen und Wogen gepeitscht, aber kühn, stark und muthig in das Grauen der Meeresnacht starret — dort war er hingebannt, der einst eben so muthig den Stürmen getrotzt hatte, dessen Seele eben so ungebeugt im Kampf der Elemente geblieben. Ein Meteor war aufgestiegen aus dem Eiland im Mittelmeere; strahlend war es niedergesunken auf der andern Hemisphäre — in dem zackigen Felsennest verschwand sein letztes Licht. Mit Bewunderung, Furcht und Zagen hatten die Menschen es steigen sehen; ihre ängstlichen Blicke folgten seiner noch nie betretenen Bahn, und nachdem es verglommen, ergriff sie eine mächtige Regung." — „Endlich war der große Sterbliche gefallen, der die Neugestalt Europa's mit dem Schwerte zugehauen, der so vermessenes Spiel mit der Menschheit gespielt, deren Wohlthäter er hätte seyn können, der, untreu seiner hohen Mission, statt der Freiheit die Knechtschaft ihr gebracht hatte. Er war gefallen durch den wiedererwachten Geist der Völker, war gestürzt durch den Zeitgeist, durch die Ideen des ewigen Rechtes und der den Völkern gebührenden bürgerlichen und politischen Freiheit im Innern und Selbstständigkeit nach Außen ꝛc."

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer

Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

Königl. Württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes vor Allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Auslande über Gewerbs-Verhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Konkurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w. Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an, und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt, und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann und muß, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publikums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Herrn Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-, Geflecht- und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Herrn Obersteuerrath Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren oben bezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen aufs deutlichste was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbsfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unserer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwärtigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrikation, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot, dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in unserem Vaterlande auf's Zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse. Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unserer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weitausgedehnte Gewerbszweig der Tabletteriewaaren ist es, der dem Herrn Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaaf- und Baumwollen-Verarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate auf's Zweckmäßigste und Verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrikation von Wollmusseline, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe, die Produkte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsere Märkte überschwemmt, ist, wie der Herr Verfasser nachweist, nur die Schuld unserer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsere Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Klasse am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen, er wird finden, daß wir in unserem Lande, in unsern Händen Mittel genug haben, der einreißenden Verarmung zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurück bleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Klassen der Bevölkerung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Chronologisches Register
der
fränkischen Revolution

von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung,
22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799

von

Dr. C. L. Posselt,

bedeutend vermehrt und fortgesetzt

von

C. Jochmus,

Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem Band ist das ganze Werk geschlossen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Register, wodurch der Werth dieser für den Geschichtsfreund so wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bände auf

8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[142] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1845.

Größere Aufsätze.

Nasr Ullah Chan Bahadur. (Mit seinem Porträt). — Notizen aus den englischen Kolonien: Canada, Westindien, Cap, Mauritius. — Der Bogen des Trajan zu Benevent. — Die Botschaft des Präsidenten Tyler über den Sklavenhandel. — Das Fest der Haarlocke in Siam. — Spanien und die Spanier im J. 1845. 2) Estremadura. — Die Sahara von Algier: Tuggurt. — Die Umgebungen von Babinowitsch und Orscha. (Aus Blasius Reise in Rußland). Heirathen der Trapper mit Indianerinnen. — Die Kabylen oder Berbern vom Dschurdschura. — Barquisimeto und Carabobo. — Schilderungen aus Persien. 4. Reise von Persepolis über Schiras nach Behbehan. — Die großen fossilen Thiere auf den südamerikanischen Ebenen. — Die Ukraine. (Skizze aus Blasius Reisen in Rußland.) — Die Musik der Siamesen. — Durango. — Die Indianerstämme der columbischen Republiken. — Spanische Hirten. — Stand der Dinge im Laplata-Gebiet. — Die Cochinchinesen. — Die Inseln in der Bai von Siam. — Die Wissenschaft und die Erdkunde der Chinesen. — Mechoacan. — Oaxaca. — Nachrichten über Pegu. — Die Bewegungen der Menschenracen. — Nachricht von alten Räubern im Gouvernement Saratow. — Ein Schulbuch der Chinesen. — Das unterirdische Meer in der Sahara von Algier. — Ueber die vorbramanischen Religionen Indiens. — Polesien. (Nach Sniadecki.) — Pulocondore. — Die Griechen in Paris. — Das alte Mexico. 1. Bevölkerung. — Die weißen Einwohner in Australien. (Von Adolf Schayer.) — Die Tibbus. — Bilder aus dem innern Columbien: La Plata und seine Umgebungen. Der Wasserfall von Tecuendama; Tunja und die Muyscas. — Der Reisbau im Mantuanischen. — Abyssinische Gelehrsamkeit und abyssinische Sprache. — Vergleichung der Klein- und Großrussen. (Aus Blasius Reisen in Rußland.) — Der Zug der Karawanen aus dem innern Afrika an die Nordküste.

Chronik der Reisen.

Reise des Grafen Castelnau in Südamerika.

Kleinere Mittheilungen.

Der Marawi-See. — Schnelligkeit der Mittheilungen. — Bauten in Abyssinien. — Jermak auf dem Theater. — Zahl der amerikanischen Seeleute. — Die himjaritische Schrift. — Scene auf einem Sklavenschiff. — Freimaurerei in der französischen Armee. — Das Fort Hall in den Felsengebirgen und die Hudsonsbay-Compagnie. — Baken und Leuchtthürme in China. — Schädelsammlung in Petersburg. — Verwandtschaft der armenischen und georgischen Sprache. — Verhältniß der Geburten und Sterbfälle in Frankreich. — Nachricht aus Tibet. — Riesenhafte Elektrisirmaschine. — Witterung in England. — Etwas über Neumexico. — Bevölkerung der Gambier-Inseln. — Das conchyliologische Mu-

seum Delesserts. — Ueber die Menschenknochen in den brasilischen Höhlen. — Curiose Versteigerung. — Gemäldeausstellungen in Frankreich. — Riesensargeln. — Etwas über den Gemüsebau um Paris. — Englische Urtheile über Vernets Gemälde der Wegnahme der Smala. — Die Nationen Nordafrikas. — Statistische Bemerkungen über England. — Altchristliche Gräber bei Alexandrien. — Die buddhistische Büchersammlung in Nepal. — Gutta Percha. — Der Bostaniter Fortune. — Honorare in Frankreich. — Heuschrecken in Algier. — Bemerkungen über den Zustand der Bewohner in Algerien. — Die Zunahme des Palmölhandels. — Die Höhle bei Campiglia. — Der Reisende Hartweg. — Ein neuer Pantograph. — Vermeintliche Abnahme des sibirischen Winters. — Die phosphorescirende Pflege. — Pflanzensendung aus China nach Frankreich. — Winterwitterung auf den Farörn. — Interessante Entdeckung im westlichen Australien. — Chinesische Auswanderung. — Ausrüstung der arctischen Expedition mit Rum. — Directe und indirecte Besteurung in England. — Bank in Algier.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[149] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebel's, (Dr. J. P.), allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemanischen Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Druckpapier 8 gGr. oder 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Theile. 8. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

— — **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 18 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände und populare Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Württemberg

übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

Zweite Auflage

vermehrt mit Zusätzen und Anmerkungen

von

Theodor Mögling.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Die erste nicht kleine Auflage wurde in wenigen Jahren vergriffen und wiederholte Nachfragen machten eine neue Auflage nothwendig, welche durch Zusätze und Anmerkungen, wie Praxis und Erfahrung in Württemberg sie an die Hand geben, bedeutend vermehrt worden ist. Die deutschen Bearbeiter durften mit Recht in der Vorrede die Vorzüge ihrer Bearbeitung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Ackerverfassung,

die Zwergwirthschaft

und

die Auswanderung

von

Dr. Friedrich List.

Mit einer Karte über die Güter-Arrondirungen in den Gemeinden des Illerkreises im Königreich Bayern.

8. Velinp. broch. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. Mai 1845.

D'un bout du monde à l'autre bout
L'habit fait tout.
Dans les changemens qui surviennent
Les dépouilles nous appartiennent:
Toujours en grand nous calculons.
Vieux habits! vieux galons!

Béranger.

Die Londoner Straſsen.

1.

Die Monmouthſtraße.

Zu den vielen Straßen Londons, die einen eigenthümlichen Charakter haben und von einer eigenen Claſſe Menſchen bewohnt werden, gehört die Monmouthſtraße und iſt nebenbei eine der merkwürdigſten, ein Stapelplatz für Beobachtung menſchlichen Seyns und Treibens. Es iſt eine ziemlich breite Straße und ſie läuft in halbkreisförmiger Biegung von der Spitze der Highſtraße im Kirchſpiele St. Giles's ſüdweſtlich nach den Irrgewinden von Seven Dials auf der einen und von Soho auf der andern Seite. Die Monmouthſtraße bildet den Hauptdurchgang, die Schlagader dieſes eben ſo übervölkerten als armen und elenden Stadttheils. Aber ihre Uebervölkerung, ihre Armuth und ihr Elend haben ein eigenes Gepräge. Ich ſollte meinen, es müßte dem blödſinnigſten Menſchen auffallen. In der Monmouthſtraße wird viel geſchachert, viel ge- und verkauft, aber gewiß ſelten etwas, das nicht aus der zweiten Hand kommt, und nichts in größerer Maſſe als alte Kleider. Was Petticoat-lane und Rag-Fair, die Unterrocksgaſſe und der Lumpenmarkt, im Oſten Londons, das iſt Monmouth-Street im Weſten, ein Entrepot getragener Sachen. Daher der muffige, modrige Geruch, daher die bleichen, kranken Geſichter.

Die Straße nennt ſich nach dem unglücklichen Sohne Karls II., der 1685 als Rebell enthauptet wurde. Sie und ihre Nachbarſchaft waren damals faſhionabel. Das dauerte aber nicht lange; die vornehme Welt zog weſtlich und nördlich, in die Gerrardſtraße und in die Deanſtraße, und weiter bis Tyburn, und ſeit achtzig oder neunzig Jahren iſt Alles, was ſüdlich und öſtlich von Saho-Square liegt, an die unterſte Londoner Bevölkerung gefallen.

Die Monmouthſtraße iſt vorzugsweiſe in jüdiſchen Händen. Wie lange das ſo ſeyn mag, weiß ich nicht, ich habe keine Nachrichten darüber auftreiben können; aber lange her muß es ſeyn, denn Gay in ſeinem luſtigen Gedichte: „Trivia, oder die Kunſt, in London ſpazieren zu gehen — the Art of walking the streets of London“ — erwähnt ſchon 1712 die Monmouthſtraße als einen Ort „voll alter Schacherjuden und älterer Kleider.“ Sie zählt auf jeder Seite fünfzig und einige Häuſer. Davon ſind auf der rechten Seite — von der Highſtraße her — in fünf-und-vierzig jüdiſche Trödelladen mit Mannskleidern, in den übrigen, was man chandler's shops nennt, Laden mit allerhand Hökerwaaren, meiſt Victualien. Die andere Seite iſt nur zur Hälfte jüdiſch, aber ganz merkantiliſch, und eine Decenz, die man hier kaum

erwarten ſollte, beſteht in der Sonderung der männlichen und weiblichen Garderoben. Letztere, eng gereiht, bilden die Mehrzahl. Beide hängen hinter den Fenſtern und an den Thüren, überall dicht genug, um wenig Licht und noch weniger Luft einzulaſſen. Das ſcheint auch nicht nöthig; die Verkäufer ſtehen, ſitzen und gehen auf der Straße; aller Handel wird auf der Straße getrieben, und als ich neugierig das Innere von zwei oder drei Laden beſah, erblickte ich in jedem bloß einen Tiſch, ein paar Stühle und leere Regale. Sämmtliche Waarenvorräthe paradirten an Fenſter und Thüre.

Wer je einen alten Rock an einen Juden verkauft hat, erinnert ſich der vorhergegangenen ſorgfältigen Beſchauung. Zuerſt hält ihn der Jude mit ausgeſtreckten Armen gegen das Licht, um im Rücken und an den Schößen etwaige Durchſichtigkeiten zu entdecken. Dann muſtert er den Kragen, dann die Ellbogen, dann das Futter. Nun fragt er nach dem Preiſe. Er findet ihn unbedingt zu hoch, ſchüttelt den Kopf und bittet, die dünnen Stellen und den fettigen Kragen zu bemerken. Dieſe Procedur ſieht man in der Monmouthſtraße bei jedem Schritt. Am nächſten oder übernächſten Tage aber hängt der gekaufte Rock an der Thüre, und es iſt zu wetten, daß der frühere Beſitzer ihn nicht wieder erkennt. Es war ein fleckiger, vergrauter, fadenſcheiniger ſchwarzer Rock. Jetzt iſt es ein glänzend ſchwarzer Rock mit achtungswerthem Strich. Er hat einen myſteriöſen Prozeß durchgemacht, der im Engliſchen „dulling“ heißt und auch in Deutſchland bekannt iſt und wohl auch einen Namen hat, den nur ich nicht kenne. Seife und Terpentin bewältigen die Flecke, eine Drahtbürſte erzwingt von dem fadenſcheinigen Tuch einen hübſchen Strich, und ein Färbemittel, tüchtig eingerieben, erzeugt das ſchöne, glänzende Schwarz. „So gut wie neu,“ ſagt der Jude, wenn ſich ein Käufer meldet, und was den Schein anlangt, redet der Jude wahr.

Solcher Köder wirkt unwiderſtehlich auf diejenigen, die nicht viel Geld auf Ausſchmückung ihres äußern Menſchen verwenden können. Wer daher in die Monmouthſtraße einlenkt, gilt der jüdiſchen Brüderſchaft aktiv oder paſſiv für einen Kunden. Sie ſparen weder Geberden noch Worte, ein Geſchäft mit ihm zu machen. „Befehlen der Herr was, womit ich dienen könnte? — do you want anything in my way, sir?“ Man verneint oder ſchweigt; in beiden Fällen tritt der Jude näher und flüſtert vertraulich: „Etwas zu ſchachern, mein Herr? — have you anything to sell, sir?“ — Erfolgt nun keine Antwort, ſo kommt man unbeläſtigt, wenn auch nicht an's Ende der Straße, doch zum nächſten Juden, vielleicht weiter, denn ſo zudringlich wie die Trödeljuden am Strand oder in White-chapel ſind die in der Monmouthſtraße nicht. Die Urſache liegt wohl darin, daß letztere, weil ſie an der Spitze des Trödelgewerbes ſtehen und deßhalb die Kleider der Vornehmen durch deren Dienerſchaft an ſie gelangen, ſelbſt ein gewiſſes ariſtokratiſches Air haben, das ſie zurückhält, nicht zu gedenken, daß in der Monmouthſtraße nicht ſelten Reichthümer erworben worden ſind und daß Männer dort wohnen, deren Namen an der Börſe guten Klang haben, was vielleicht die ganze Einwohnerſchaft zu einem höhern Grade der Selbſtachtung erhoben hat.

Neben dem Kleiderhandel blüht der ihm verwandte Handel mit alten Schuhen und Stiefeln. Hiezu dienen ausſchließlich die Keller, und wer die Straße entlang geht, kann am Fuße jeder hinabführenden Treppe einen rüſtig arbeitenden Schuhflicker ſehen. Blank gewichſte Schuhe und Stiefeln in zierlicher Ordnung für jedes Alter und jedes Geſchlecht ſtehen an den Stufen. Dieſe Keller, mit keinem andern Lichte, als welches von der Straße hereinfällt, werden, ohne Möbeln, für den ungeheuern Preis von vier, fünf oder ſechs Schillingen wöchentlich vermiethet, und innerhalb der finſtern, dumpfigen Mauern niſtet und arbeitet eine Familie von ſelten unter acht oder zehn Köpfen. Von friſcher Luft iſt keine Rede, der Boden iſt feſtgeſchlagener Lehm und das Ganze ſo feucht, daß Moder an den Wänden hängt und Schwämme in den Winkeln wachſen.

Die Monmouthſtraße mag viele unergründliche Geheimniſſe bergen, das größte Myſterium aber ſcheint mir, wie gewiſſe Gegenſtände der weiblichen Toilette Abſatz finden, die gleichwohl nicht zur Schau geſtellt wären, wenn ſie nicht auf Käufer oder Käuferinnen Anſprüche hätten. Wer ſind ſie, die Käufer oder Käuferinnen jener zerknitterten Stroh- und Atlashüte, jener vergilbten Pariſer Blumen, des falſchen Geſchmeides, der zum Drittel zinkenloſen Kämme, zerbrochener Fächer, geknickter Federn, geflickter Glacéhandſchuhe und durchlöcherter Spitzen? Und nehme ich als möglich an, daß die Künſtlerinnen der Pfennigtheater ſich hier coſtümiren, wer kauft die von Fliegen und anderem Geſchmeis beſudelten Viſiten- und Einladungskarten, die eines Tages erſehnt und beneidet aus ſchönen Händen in die Welt gegangen ſind und jetzt hinter den Fenſtern der Monmouthſtraße ſich in Demuth krümmen? Ich war neugierig genug, mich zu erkundigen; nur hat die Antwort mich ſo klug wie zuvor gelaſſen. „Mancherlei Leute,“ hieß es. — „Und wer ſind dieſe mancherlei Leute?“ — „There are people that like such things, you know — Sie wiſſen, es gibt Leute, die ſich für derlei intereſſiren.“

Abgeſehen davon, daß kein Krämer — ob Jude oder Chriſt — die Wege und Mittel ſeines Handels verräth, lockt auch wirklich die Monmouthſtraße nicht zu unnöthig langem Verweilen. Dunſt und Qualm und Modergeruch überall. Kein friſcher Luftzug ſcheint je vom Himmel

herabgekommen zu seyn und herabkommen zu können. Der Widerstand der herrschenden Atmosphäre ist offenbar zu mächtig. Alles duftet, sogar die Brode in den Hökerladen sind von der Feuchtigkeit angehaucht. Dagegen sehen die aufgehangenen Häringe so alt und trocken und verkümmert aus, als wären sie nie jung und lustig im Meer geschwommen. Auf der dunkelgelben Butter krystallirt das Salz und die Farbe der Eier wetteifert mit der des dichsten Londoner Nebels. Und doch gibt es in der Monmouthstraße auch Sonn- und Feiertage, und dann gepuzte Leute, Männer, die vor den Thüren ihre Pfeifen rauchen, Weiber, die mit ihnen Porter trinken, und Kinder, die zusammen spielen. Aber die jezt auf's Aeußerste gedrückten Kleiderpreise thun dem Monmouther Straßenhandel gewaltigen Abbruch, und es wäre Schade, wenn er darüber zu Grunde ginge. Seit mindestens anderthalb hundert Jahren versammelt und speichert er auf, was die Mode erzeugt und wegwirft, und eine Beschreibung des Inhalts der dortigen Trödelladen wäre vielleicht für Jahrhunderte zurück die treueste Geschichte der englischen Trachten.

Die altrömischen Volksbelustigungen.

(Fortsezung.)

Zur Bezeichnung des Zieles waren anfänglich ein, später drei mit einander verbundene Holzkegel aufgestellt, und zu ihnen hin führte auf der Mitte der Bahn ursprünglich allem Anschein nach eine hölzerne, nachmals eine aus Ziegeln gemauerte Scheidewand, spina, d. i. das Rückgrat, genannt, welche auf ihrer oberen Fläche allerhand Zierrath, symbolische Figuren, Tempelchen u. dgl. trug, deren Aufzählung uns jedoch in ein gelehrtes Detail locken würde, das wir unsern Lesern zu durchklimmen keineswegs zumuthen wollen. Augustus zuerst richtete auf der Mitte dieser Scheidemauer sogar einen aus Egypten gebrachten Obelisken auf, dessen Höhe sich auf einhundert fünf-und-zwanzig und dreiviertel Fuß belief. Es ist dieß derselbe Obelisk (des Sesostris), der jezt wieder, mitten auf der piazza del popolo, zum Ausgangspunkte für die Wettrennen des Corso dient. Einen zweiten Obelisken (des Thutmosis) ließ im Jahre 357 Konstantius auf der Spina errichten. Das ist der jezt vor dem Palaste des Lateran stehende, welchen im Jahre 1587, unter Sixtus V., als er in drei Stücke gebrochen aufgefunden wurde, der berühmte Baumeister Fontana durch sein bekanntes Kunststück, daß er die sich als zu kurz zeigenden Seile naß machen ließ, glücklichst in die Höhe brachte.

Die Zielkegel des Circus errichtete Kaiser Claudius statt des Holzes aus vergoldetem Marmor, mit dem er auch bei den Carceres den bisherigen Tuffstein ersezte. Beiden gegenüber, im hintern und auch dem äußern Ausbaue nach diese Gestalt darstellenden Halbzirkel des ungeheuern Cirunds befand sich zu ebener Erde, wenn auch unstreitig gegen das Terrain der Rennbahn selbst verhältnißmäßig aufgehödt, aller Wahrscheinlichkeit nach bereits für die Könige ein ausgezeichneter und mit einiger Sorgfalt verzierter Sitz, um welchen her die Würdenträger und Vornehmen nach der Abstufung ihres Ranges werden Platz genommen haben; in den Kaiserzeiten eine geschlossene, mit allen Behaglichkeiten und Geräthschaften des Luxus ausgestattete Loge. Denn im Alterthume scheint durchweg die Sitte befolgt worden zu seyn, daß man bei Schauspielen jeder Art, im Circus, Amphitheater und Theater, den privilegirten Platz der Herrscher und Bewürdeten zunächst der Erde wählte; daher als Nachahmung altrömischer Gebräuche Napoleon seinen Sessel in den Raum stellen ließ, welchen bei uns das Musikpersonal einnimmt, und so mit Wahrheit jene Prachtredensart in die Welt schleudern durfte, daß er beim Kongresse zu Erfurt ein Parterre von Königen zur Schau gestellt habe. Es wird kein Mensch in Abrede stellen, daß auf diese Weise die altgriechische Orchestra, d. h. der Tanzraum des tragischen und komischen Chores (lezterer fiel auf dem römischen Theater weg oder wurde wenigstens anderweitig untergebracht), von den Veranstaltern der römischen Schauspiele ungleich würdevoller und imposanter mit dem eben so zahlreichen als ehrwürdigen Personal des Senats, als, wie bei uns, mit Musikanten, ausgefüllt worden sey. Uns wenigstens hat es immer possierlich, oder vielmehr abgeschmackt geschienen, wenn ein Parterrezuschauer von nicht ungewöhnlichem Wuchs beim Aufziehen des Vorhangs in unserem Theater die idealische Welt der Bretter zwischen den nur allzu realen und hausbackenen Figuren emporstehender Geigenhälse, Notenpulte und menschlicher Perücken sich auf- und abbewegen sieht.

Es ist gewiß, daß bei allen besagten Schauvergnügungen auch die Alten Musik und in den Kaiserzeiten sogar Janitscharenmusik hatten; dieselbe war aber zweckmäßiger, im Theater namentlich hinter die Scene, postirt. Für die Circusspiele hatte sie auch einen ungemein angemessenen Raum auf einem der drei thurmartig emporgebauten Vierecke, Söller oder Erker, welche ein Obergeschoß über dem Gebäude der Carceres bildeten. — Im Circus maximus bauten sich die Reihen der Zuschauersitze terrassenförmig oder amphitheatralisch und zwar in drei Stockwerken empor. Jede Reihe hatte ihre besondern Zu- und Eingänge, ihre Abtheilungen, und jeder einzelne Sitz seine Nummer. Mit Recht wird an

der überaus vernunftgemäßen und einfach geſcheidten Anlegung der Treppen und Thüren, wie ſie ſich an den Ruinen zum Theil noch jezt nachweiſen läßt, die Gewißheit bewundert, daß bei ſolcher Anlage ſelbſt durch den ungeheuerſten Menſchenſchwall kein Gedräng, keine Verwirrung oder gar Unglück ſtattfinden konnte. Uebrigens bleibt auch das gewiß, daß zur Legitimation des Eintritts nach unſerer Art Billets, beſtehend in hölzernen, mit Abtheilungs-, Reihen- und Sitznummer bezeichneten Täfelchen, ausgetheilt wurden. Zur Handhabung der Ordnung und Schlichtung aller Rechtereien über die Plätze war ein Aufſeherperſonal beſtellt, welchem pünktlicher Gehorſam geleiſtet werden mußte. Die Polizei machte bei den Alten keinen Spaß und wußte Ruheſtörer und Unfugſtifter mit kurzem Prozeß durch Hinausführen aus der Verſammlung zu beſeitigen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Die Elbbrücke. — Tonkunſt. — Theater.

Am neunzehnten vorigen Monats, wo in ſehr vielen Häuſern noch von der Elbüberſchwemmung her die Keller mit Waſſer überladen, auch die Wieſen und Felder des am Elbufer gelegenen Oſtrageheges keineswegs vom Waſſer befreit waren, trat mit einemmale ein Ereigniß ein, das wohl kein Menſch mehr befürchtet hatte. Ziemlich allgemein hoffte man, daß nächſter Tage die für Fußgänger und leichtes Fuhrwerk längſt wieder benuzte Elbbrücke wieder unbeſchränkt werde benüzt werden können, als ſie plözlich ganz geſperrt werden mußte. Es hatte ſich ein anderer als der durch den Strom zum Theil weggeriſſene Pfeiler auf die bedenklichſte Weiſe geſenkt und der entſtandene Spalt vergrößerte ſich zuſehends, ſo daß zu der nothwendigen Herſtellung der Communikation zwiſchen der Alt- und Neuſtadt nicht nur Dampfboot und alles Waſſerfahrzeug aufgeboten, ſondern auch eine Schiffbrücke geſchlagen werden mußte. Leider wird die Herſtellung der Brücke mehrere Monate erfordern. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie hemmend, Zeitaufwand und Koſten vermehrend dieſe Lage der Dinge auf die meiſten Gewerbzweige einwirkt. Beſonders nachtheilig iſt ſie auch für das neue Inſtitut der Droſchken.

Wir berührten kürzlich, daß die Empfänglichkeit für Muſik hier immer noch zunehme und daß es im Werk ſey, einen Muſikſalon zu eröffnen. Kürzlich tauchten wieder unmittelbar nach einander zwei Verſuche auf, den Flor der Tonkunſt in unſerer Mitte zu ſteigern. Ein Hr. Sturtevant, der ſich „Profeſſor, Doktor und Lehrer der Tonkunſt" unterzeichnete, hatte kaum ein Inſtitut für Muſikunterricht nach neuer „von der Schindelmeiſſerſchen und Logierſchen weſentlich abweichenden" Lehrmethode im Pianoforte öffentlich angekündigt, ſo kündigte Friederike Malinska an, daß Frau Fanny Schindelmeiſſer nächſtens hier eintreffen werde, um ihre „in Berlin, Königsberg, Leipzig, Köln und ſogar in Schweden die lebhafteſte Theilnahme und Anerkennung findende" Lehrart des Klavierſpiels durch ſie, Friederiken Malinska, in's Leben treten zu laſſen. Auch hatte leztere Bekanntmachung der königliche Kapellmeiſter Reißiger durch angelegentliche Empfehlung dieſer ihm wohlbekannten Methode unterſtüzt. Bei ſo vielſeitigen Beſtrebungen, der Muſik und vorzugsweiſe dem Fortepiano in Dresden unter die Arme zu greifen, und beim Eifer der hieſigen Muſikfreunde und Freundinnen in Benuzung der ihnen gebotenen Gelegenheiten zur muſikaliſchen Ausbildung, möchten die durchreiſenden ausländiſchen Virtuoſen, beſonders auf dem Piano, welche ſich hier öffentlich hören zu laſſen denken, künftig einen immer ſchwierigeren Stand bekommen, wenn nicht ganz beſondere Umſtände ſie begünſtigen. — Die hieſige Journaliſtik hat ſich in dieſem Jahre um eine neue, gern geleſene Zeitung vermehrt, die wöchentlich zweimal unter dem Titel: „Der Dresdener Korreſpondent für Literatur und Tagesneuigkeiten" erſcheint.

An Bühnenneuigkeiten hat es in den lezten Wochen nicht gefehlt. Schon lange hatte man ſich gefragt, warum das nach Bayard und Bailly deutſch bearbeitete, unter dem Titel: „Er geht auf's Land," auf den vorzüglichſten Bühnen Deutſchlands mit Beifall gegebene Stück nicht auch bei uns zur Aufführung komme, als endlich dieſem Wunſche genügt wurde. Die Verzögerung ſchien einzig davon herzurühren, daß ein zur Darſtellung des Stücks nöthiges neues Mitglied des hieſigen Theaters nicht früher anlangen konnte. Wenn auch hie und da in öffentlichen Blättern Ausſtellungen am Kunſtwerthe dieſes Luſtſpiels gemacht worden ſind, ſo iſt doch dabei überall eingeſtanden worden, daß es angeſprochen und die Zuſchauer wahrhaft erheitert, mithin ſeine Wirkſamkeit bewieſen habe. Auf dem hieſigen Theaterzettel hieß das Stück ſtatt: er geht auf's Land, „ich gehe auf's Land," war alſo vermuthlich von einem andern Bearbeiter. — Eine neue Oper von Ferdinand Hiller: „der Traum in der Chriſtnacht," wozu der Stoff aus Raupachs Trauerſpiel: „der Räuber und ſein Kind" genommen iſt, würde im Ganzen noch allgemeiner angeſprochen haben, wenn das Tragiſche des Inhalts der glücklichen Ausführung der geiſtvollen Intentionen des Komponiſten und deſſen höchſt anmuthigen Melodien nicht allzu oft in den Weg getreten wäre. Durch zweckmäßige Umgeſtaltung und Abkürzung wäre dem Stück vielleicht ein wichtiger Dienſt zu leiſten. Kenner behaupten, der jugendliche, auch als Pianiſt ſehr ausgezeichnete Tonſezer berechtige noch zu großen Erwartungen. — Die dritte Neuigkeit: „der Sylphe," ein kleines Luſtſpielchen, ſcheint nur wenig Anklang gefunden zu haben. — Auch das im vorigen Jahre begonnene „Sommertheater" auf Reiſewizens iſt am 1ſten dieſes Monats mit dem Luſtſpiele: „die Engländer in Paris," von Madame Birch-Pfeiffer, eröffnet, und am 2ten die Donizetti'ſche Oper: „Marie, oder die Regimentstochter," gegeben worden, ob mit Glück, blieb mir bis jezt unbekannt. Zu großer Empfehlung gereicht dem Sommertheater der Umſtand, daß auf den Anſchlagzetteln der Komiker Chriſtel unter den Mitgliedern dieſer Bühne aufgezeichnet ſteht.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 121:
Die Vorboten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. Mai 1845.

Gott ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Goethe.

Gott und Welt.

Wie lieblich iſt der Sonne Schein,
Wie hell und licht die Erde!
Wie ſichtbar wirkt in Feld und Hain
Ein neues Schöpfungs-Werde!
Was bringet aller Weſen Schaar
So wonnig Freudenopfer dar!
Wie lebt und webet Alles
So mannigfalt'gen Schalles!

Doch aller Weſen heit're Pracht,
Der Erde lichte Wonnen,
Und was dir dort entgegenlacht
Im Strahl der tauſend Sonnen —
Sie, für ſich ſelbſt als Creatur,
Sie geben deinem Herzen nur,
Daß es ſich zwar auf's Neue,
Doch ſtets vergänglich freue.

Du ſiehſt in dieſer großen Welt
Und in des Himmels Sternen
Vor deine Augen hingeſtellt,
Im Nahen, wie im Fernen,
Ein rieſenhaftes Kunſtgebild,
Das den Verſtand mit Staunen füllt,
Doch auch das Herz mit Schauern,
Weil nirgendwo ein Dauern.

Das in ſich ſelbſt Beſtändige,
Den ew'gen Quell des Lebens,
Das geiſtig Ur-Lebendige,
Das ſuchſt du da vergebens;
Und das ſich neige deinem Schmerz,
Ein allgenugſam Vaterherz,
Das kommt dir nicht entgegen,
Wo Kräfte nur ſich regen.

Das haſt du nur, das fühlſt du nur,
Wenn du mit höhern Schwingen,
Weit über alles Sichtbar'n Spur
In's Geiſterreich kannſt dringen.
Doch ſuch' es in der Ferne nicht:
Im eignen Buſen brennt das Licht,
Das, dort von Gott entzündet,
Dir Gott aus Gott verkündet.

Und wenn von dieſes Lichtes Blick
Durchleuchtet, nicht geblendet,
Sich wiederum zur Welt zurück
Dein Aug' erneuert wendet:

Da wird ſie dir ſo hell und rein
Ein Spiegel höchſter Weisheit ſeyn,
Und in den ew'gen Rädern
Siehſt du des Geiſtes Federn.

Und wiederum ſchau in die Zeit
Und in der Menſchheit Werden,
Sieh, wie ſie allwärts weit und breit
Sich müde ringt auf Erden:
Da tritt ein einzig hohes Bild
Vor deine Seele groß und mild,
Ein Bild der reinſten Liebe
Aus göttlich freiem Triebe.

Und wenn du dieſes Bild geſchaut,
Geſchaut mit Wonn' und Schmerzen,
Wenn es recht nahe und vertraut
Geworden deinem Herzen:
Dann wieder ſieh' die große Welt,
Wie ſie dir wird ein Geiſtesfeld,
Bebaut mit Geiſteswaffen,
Von Gott zu Gott geſchaffen;

Und wie in alles Wechſels Fluß
Sich offenbart ein Leben,
Das dauern, wachſen, blühen muß,
Weil es von Gott gegeben;
Wie, was das All im Kern bewegt,
Ein Herz iſt, das voll Liebe ſchlägt,
Das ſich zu dir will neigen,
Ja dir ſich gibt zu eigen.

C. Ullmann.

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Eintrittsgeld wurde bei den römiſchen Schauvergnügungen nur dann bezahlt, wenn Privatunternehmer auf Spekulation irgend ein Spiel, eine Thierhatze oder ein Fechterſchauſpiel veranſtaltet hatten. Die von Staatswegen und von den großen Würdenträgern zu Ehren der Götter, zu Verherrlichung eines Sieges und bei ſonſtiger Feſtgelegenheit ausgerichteten pflegten ganz frei zu ſeyn. Dagegen war daran gelegen, wer ſich eigentlich als Zuſchauer einfand und ob er den ihm gebührenden Platz erhalte oder mit demſelben ſich begnüge, weil namentlich Sklaven und geringe Fremde kein Recht des Zuſchauens hatten, ſondern dieſes lediglich dem römiſchen Bürger und ſeiner Familie zuſtand. Die Frauen und Männer ſahen untereinander zu, wobei es denn keineswegs immer ganz züchtig herging; denn über die Indiskretion einzelner nicht allezeit feingeſitteter Herrn gegen das ſchöne Geſchlecht wird auch bei den antiken Sittenſchilderern geklagt. Auguſtus wollte daher die Geſchlechter trennen, es kann aber nicht lange vorgehalten haben, denn wir finden ſie bald genug wieder beiſammen.

Die Zuſchauerſitze zu ebener Erde waren im Circus von der Rennbahn durch ein eiſernes Geländer getrennt. Das konnte genügen, um gelegentlich eines oder das andere wildgewordene Roß von einem Ueberſetzen unter die Menge abzuhalten; als man aber anfing, den Circus auch zu den in Rom ausnehmend beliebten Thierhatzen zu verwenden, brach manche grimmige Beſtie in ihrer Angſt oder Wuth über dieſe Einfriedigung und trug Schrecken, ja Unheil unter die Zuſchauer. Darum zog Julius Cäſar rings am Saume des Kampfraumes um die drei Seiten, wo die Zuſchauer ſaßen, einen zehn Fuß breiten Waſſerkanal, der zugleich die von ihm umgebene Fläche in erwünſchter Trockenheit erhielt. Denn natürlich war und blieb der mittlere Hof des Circus, der eigentliche Tummelplatz der Spiele, Jahr aus Jahr ein unbedeckt, da man im Alterthum durchaus alle Schauſpiele bei Tage gab und dergleichen Abends und bei Fackelſchein bloß höchſt vereinzelt vorkommen. Da die Zuſchauerſitze im Circus unter Dach waren, ſo hatte man keine Urſache, die im Zeitalter Alexanders aufgebrachte oder vielmehr aus Aſien entlehnte Sitte griechiſcher Weichlichkeit, nämlich über die Häupter der Zuſchauer im Theater ungeheure Tücher zeltartig zu ſpannen, auf dieſe Lokalität anzuwenden, wie es beim Zuſchauerraume der älteren römiſchen Theater und Amphitheater der Fall war; welche Sitte übrigens in Rom nicht zuerſt Cäſar, wie man insgemein lieſt, ſondern der jüngere Catulus, 676 nach Roms Erbauung, einführte. Julius Cäſar erhöhte nur auch dieſen Luxus, indem er ſtatt der Leinwand, welche Catulus angewendet hatte, Seide nahm.

Julius Cäſar war es übrigens geweſen, welcher an die Einrichtungen des Circus in den republikaniſchen Tagen die lezte Hand gelegt. Er verbreiterte die Ausdehnung der Zuſchauerräume, ſo daß von nun an die Breite des Circus mit dieſen Gebäulichkeiten um die Rennbahn her an zweihundert römiſche Schritte oder gegen tauſend Pariſer Fuß betrug, das Ganze aber genau einen Umfang von einer römiſchen, d. h. dem Viertel einer deutſchen Meile hatte. Cäſar wird auch wohl die drei Stockwerke angelegt haben. Sie faßten damals eine Zuſchauermaſſe von einhundert und fünfzigtauſend Menſchen, ſind aber nachgehends immer wieder für noch mehrere eingerichtet worden. Denn fortwährend blieb immer nur das Erdgeſchoß durchaus von Stein; im

zweiten und dritten waren wenigstens die Sitzreihen von Holz. Es scheint bei diesem Umstande auf die mögliche Nothwendigkeit, diese Sitzreihen neuerdings zu erweitern oder zu vermehren, im Voraus Rücksicht genommen zu seyn. Aber eben darum sind die obern Stockwerke des Circus bei starken Feuersbrünsten zu wiederholtenmalen in Asche gelegt worden. Es brannte 723, im Jahre der Schlacht von Aktium; es brannte 789, im vorlezten Jahre des Tiberius; der berühmte Mordbrand Nero's, 65 nach Christus, kam im Circus aus. Auch an einem Brande unter Domitian scheint nicht zu zweifeln, und Trajan führte eine Herstellung des Circus aus mit Hinzufügung von fünftausend neuen Sitzen, welche Zahlangabe vielleicht verderbt und fünfzigtausend zu lesen ist. Darum kann man keinen Widerspruch mit der Zuschauerzahl unter Cäsar darin finden, wenn der ältere Plinius in seiner Zeit, statt einhundert-fünfzigtausend, dieselbe auf zweihundert-und-sechzigtausend angibt. Eine freilich untergeschobene, aber doch den alterthümlichen Quellen nicht geradezu fremde Ortsbeschreibung theilt dem Circus ungefähr für das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung dreihundert fünf-und-achtzigtausend Sitzplätze zu. Unter Antoninus Pius stürzte ein Theil der Sitzreihen ein und erschlug eine Menge Menschen.

Noch Constantin erneuerte und schmückte den Circus, und unter Theodorichs Regierung preist dessen Staatsminister, der Italiener Cassiodorus, in einem auf Befehl des Herrschers erlassenen Staatsschreiben die Verdienste eines siegreichen Fuhrmanns und die Herrlichkeit und symbolische Bedeutung der Spiele. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wird, nach Bunsens Beschreibung von Rom, der circus maximus mit andern alterthümlichen Gebauden im Besitze der mächtigen Familie der Frangipani gefunden. Diese ist eines der wenigen italienischen Geschlechter, welche ihre Abkunft mit einiger Sicherheit auf altrömische Ahnen zurück führen, nämlich auf die Anicier; dasselbe hat jedoch für unser deutsches Gefühl eine schmerzliche Nebenbedeutung, indem bekanntlich Giovanni Frangipani derjenige römische Große war, welcher seinen Herrn und Wohlthäter, den lezten Hohenstaufen Konradin, treulos an den Henkerblock lieferte.

Ob der Circus in einer früheren Periode des Mittelalters zertrümmert worden sey, oder ob er bei der durch Brancaleone von Bologna zu Demüthigung des römischen Adels im Jahr 1257 vollbrachten Zerstörung von einhundert und vierzig antiken Gebäuden, welche den übermüthigen Baronen zu Festungen gedient hatten (s. Bunsens Beschreibung I, S. 247), seinen Untergang mitgefunden, muß dahin gestellt bleiben. Doch sind theilweise noch jezt Ueberreste vorhanden, welche Lage, Ausdehnung und Bedeutung des ungeheuren Werks erkennen lassen. Wir vollenden in der Phantasie unserer Leser dessen Begriff, wenn wir hinzufügen, daß die äußern Arkaden, welche dem Amphitheater der Sitzreihen zur Widerlage dienten, zugleich eine Masse von Wohnungen, Läden, Kellern und Geräumigkeiten aller Art in sich faßten, zwischen denen täglich das bunteste Gewühl hin und her wogte. In diesen Hallen hausten Verkäufer von Waaren aller Art, Kleider-, Galanterie- und Waffenhändler, Juweliere, reizende und noch mehr durch die Blüthe der Schönheit, als durch die Kinder Flora's anziehende Blumenmädchen, Händler mit kalten und warmen Eswaaren, Backwerk, Obst, Getränken und Erfrischungen (das noch jezt in Italien so beliebte als unentbehrliche Eiswasser, aqua gelata, ferner eine Art Limonade, deßgleichen einen Glühwein bereiteten sie dort so gut wie heute), und damit nicht einmal die Ansprüche eines abstrakten Genusses ihre Befriedigung vermissen möchten, hatten sogar die Buchhändler da ihre Buden und Standplätze. Nicht minder trieben Wahrsager und Wahrsagerinnen, schachernde Juden, Hausirer, deßgleichen Beutelschneider, Glücksritter und überhaupt die Hefe der Gesellschaft sich hier herum. Meßfreiheit herrschte das ganze Jahr hindurch und das Schau- und Gaukelspiel, welches außerhalb der Schranken und des Euripus (so nannte man den von Cäsar angelegten Wasserkanal) zum Besten gegeben wurde, war für den Menschenkenner unstreitig lehrreicher als das der Rennwagen, der Turnkünste und der kämpfenden wilden Thiere.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Mai.

Der Gesellschaftsspiegel.

Von der in meinem lezten Briefe besprochenen Zeitschrift, „der Gesellschaftsspiegel," ist vor Kurzem die erste Lieferung erschienen und die zweite soll binnen vierzehn Tagen folgen. Wir wollen den Inhalt des ersten Heftes kurz berühren, da solcher jedenfalls einiges Interesse für die Leser haben wird. Im ersten Artikel: „die gesellschaftlichen Zustände der civilisirten Welt," finden wir zunächst eine Schilderung der Lage der arbeitenden Klassen in England und Schottland; es werden hier erschreckende Beispiele menschlichen Elends aus den englischen und schottischen Fabrikstädten mitgetheilt, zum Theil nach den Angaben eines glaubwürdigen Augenzeugen. Aehnliche Schilderungen aus andern Ländern sollen die folgenden Lieferungen bringen. Der zweite Artikel ist überschrieben: „das gesegnete Wupperthal." Derselbe beschäftigt sich mit der Lage einer sehr zahlreichen Arbeiterklasse unseres Thals, nämlich der Weber; es werden Details mitgetheilt über Lohnverhältnisse und dergleichen, wovon wir das Folgende auszüglich wiedergeben wollen.

„Da bei den jetzigen Lohnverhältnissen das ungestört fortgehende Weben höchstens das tägliche Brod gewährt, so ist der Weber genöthigt, durch Ueberarbeiten die Ausfälle zu decken, welche durch die vielen Störungen, Hemmnisse und Plackereien entstehen, die wir hier mittheilen werden. Er muß daher Morgens mit dem Hahnenruf aufstehen und bis Mitternacht, auch wohl darüber, arbeiten. Seine Kräfte werden schnell verbraucht, seine Sinne vor der Zeit abgestumpft. Seine Brust kann dem ununterbrochenen Zusammenhocken nicht widerstehen; die Lungen werden krank, Blutspeien stellt sich ein. Auch seine andern Glieder erschlaffen und erlahmen, seine Augen ermatten und erblinden. Aber nicht nur physisch, auch geistig und sittlich verdirbt der unglückliche Weber. Sein Geist verdüstert sich, sein Wille erlahmt. Der Weber kann keinen Sonntag halten, und doch thäte seinem von Strapazen und Entbehrungen ausgemergelten und heruntergebrachten Körper Ruhe und Erholung so sehr Noth! Aber dem Armen, von Schulden Ueberbürdeten ist sie nicht gegönnt. Er vergißt am Ende, wie Feld und Wald, Wolke und Abendroth gestaltet sind. Seine ganze Erholung ist — der Branntwein; seine ganze Erbauung — ein wegen Nahrungssorgen keifendes Weib. Unsere Elementarschulen sind für die Kinder solcher Unglücklichen nicht da; um des Brodes willen müssen schon die Unmündigen arbeiten. Die abendlichen Freischulen, die Sonntagsfreistunden thuen die entbehrte Elementarschule nicht ersetzen. Auch geht das Kind nur träge und verdrossen zum Unterricht; es ist müde, überarbeitet, nur halb satt, vielleicht gar hungernd, es ist schläfrig, matt, sehnt sich nach Erholung — es ist ja noch ein Kind! — Dem armen Weber bleibt zuletzt noch das Armenhaus, falls es ihm glückt, dort eine Nummer offen zu finden und über seine vielen Mitbewerber den traurigsten aller Siege davonzutragen. Häufiger, weil er im Armenhaus selten Asyl finden kann, verelendet und verfault er mit Frau und Kind, ungesehen und unbetrauert, vor und neben des Reichen Thür. Und wohl ihm und den Seinigen, wenn sie ihr Schicksal dulden und tragen! Aber nur zu oft wird der arbeitslose Arbeiter ein Verbrecher und Weib und Tochter durchschweifen die Stadt und geben sich preis.“ — Leider kann man nicht sagen, dieses düstere Gemälde, das der Gesellschaftsspiegel einem kürzlich in der Barmer Zeitung erschienenen Aufsatze entnahm, sey übertrieben oder unwahr; die Originale finden sich nur zu häufig in unserer Nähe. Was nun die Ursache dieser von Tag zu Tag zunehmenden Verarmung der hiesigen Weber betrifft, so findet diese der Gesellschaftsspiegel ganz richtig tiefer liegend als in den heutigen Lohnverhältnissen, indem letztere selbst ja die leidigen Folgen der merkantilischen und überhaupt der gesammten gesellschaftlichen Zustände sind; indessen wird natürlich zunächst durch jene Lohnverhältnisse die traurige Lage der Arbeiter bedingt, und demnach gibt der fragliche Artikel eine nähere Anschauung dieser Löhnungssysteme. Außer dem geringen Lohn an und für sich kommen hier die obenerwähnten Störungen, Hemmnisse und Plackereien näher zur Sprache. Es wird nachgewiesen, daß eine ununterbrochene 14- bis 15stündige Arbeit dem Weber knapp das tägliche Brod gewährt, d. h. so lange er von den mehrbesagten Plackereien und Störungen verschont bleibt — ein Glück, dessen sich aber heutiges Tages wohl kein einziger Weber zu rühmen hat. Im Gegentheil unterliegen sie sammt und sonders jenen Uebelständen, dem unentgeldlichen „Vorrichten,“ dem Warten auf neue Arbeit, dem Probiren und Ausbessern. Es wird nämlich vom Weber verlangt, daß er seinen Webstuhl für eine jedesmalige neue Art von Arbeit unentgeldlich vorrichte, und dieses Vorrichten nimmt bei geringern Geweben 14 Tage, bei feinern aber 5 bis 6 Wochen in Anspruch. Ist er nun damit zu Stande gekommen, so muß er oftmals noch Tagelang warten, bis ihm das Material für die Arbeit verabreicht wird; hat er endlich seine „Kette und Einschlag“ glücklich bekommen, so dauert dieß so mühsam eingerichtete Werk etwa 4 bis 6 Wochen, und er ist genöthigt, den Webstuhl neuerdings für eine andere Arbeit vorzurichten. Auf diese Weise also wird der Lohn, der für einen Tag, für eine Woche gilt, auf zwei Tage, zwei Wochen ausgereckt, mit andern Worten: der scheinbare Verdienst des Webers wird in der That halbirt. Vor ungefähr 10 Jahren noch wurde jenes Vorrichten vom Fabrikanten vergütet; zudem war damals der Lohn bedeutend höher gestellt, als heutzutage, und dennoch war schon damals das Loos des Webers kein beneidenswerthes; man urtheile also, was es gegenwärtig ist! — Natürlicherweise muß das Vorrichten um so häufiger geschehen, je mehr die Moden wechseln; und wie lange hält heutiges Tages ein Modeartikel Stand? Was das vorerwähnte Warten auf neue Arbeit, nach geschehenem Vorrichten, anbelangt, so müssen wir erwähnen, daß das Fabrikengericht vorschreibt, den Arbeitern für jeden Wartetag 20 Silbergroschen zu vergüten. Indessen wird diese Verordnung zu einer Ironie, wenn man weiß, daß ein Arbeiter, der auf diese Vergütung Anspruch macht, allerdings seine 20 Silbergroschen erhält, aber dagegen die Arbeit verliert. Selbst bei den größten und reellsten Häusern ist das Wartenlassen ohne Vergütung an der Tagesordnung. — Wir führten weiter das Ausbessern des Stuhls und das Probiren an. Dieß Probiren tritt ein, so oft der Musterzeichner irgend ein neues Muster ersonnen hat, dessen Ausführbarkeit nun aber auf dem Stuhle erst versucht werden muß. Da die eine Firma der andern durch neue Muster den Rang ablaufen will, so tritt das Probiren sehr oft ein; dasselbe verschlingt nicht nur Zeit, sondern nöthigt den Weber zu allerlei Nebenausgaben, und für alles das wird ihm nichts vergütet. Die geschicktesten Weber leiden vorzugsweise darunter, da man ihnen am ersten dergleichen Probirarbeiten gibt. — Außerdem unterliegt der Weber häufig noch andern Plackereien; so wird er z. B. für Alles verantwortlich gemacht. Wenn einmal der Buchführer den Schuß oder Einschlag verkehrt angibt, oder sonst irgend etwas versehen wird, so wird Niemand anders dafür angehalten als der Weber, und oftmals muß er mit Lohnabzug büßen, was ein Anderer verschuldet hat. — Nachdem der Gesellschaftsspiegel die hier kurz angeführten Uebelstände ausführlicher besprochen und mit Beispielen belegt, geht er dazu über, die von den Fabrikanten erlassenen „Fabrikordnungen“ zu besprechen, und nachzuweisen, wie durch diese Büchlein, die vom Arbeiter in der Regel bei seinem Eintritt in die Fabrik durch Namensunterschrift auf- und angenommen werden müssen, der gesetzliche Schutz, den der Arbeiter seinem Brodherrn gegenüber noch hat, fast ganz und gar illusorisch gemacht wird. Mehrere Paragraphen einer solchen Fabrikordnung theilt der Gesellschaftsspiegel mit und versieht sie mit Randglossen, die einen starken Schlagschatten auf diese Hausgesetzgebung der Fabrikanten werfen. Der Artikel schließt mit folgenden Worten: „Aus vorliegenden Proben mag der Leser entnehmen, was wir von diesen „liberalen“ Herren, die einen so starken „Beruf zur Gesetzgebung“ in sich verspüren, zu erwarten hätten, wenn auch die Staatsgesetzgebung von ihnen fabrizirt würde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 31. Mai 1845.

I am a spirit of no common rate,
The summer still doth tend upon my state,
And I do love thee! —

Shakespeare.
Midsummer-night's dream.

Die Perlen der Fee.

Von A. v. Sternberg.

Aglaë, eine junge Fee, erſchien vor der Königin der Geiſter und trug die Bitte vor, auf die Erde entlaſſen zu werden. Die Königin ſah die Bittende mit einem mitleidsvollen und erſtaunten Blicke an, indem ſie fragte: „Auf die Erde? Was bewegt dich, dieſen düſtern Aufenthalt des Kummers und der Schwachheit, dieſen fernen, ewig beſchatteten Planeten aufzuſuchen? Es gibt Sterne, die Licht und Freude auf ihrer Oberfläche ſammeln, und wo du die Tage deiner Jugend mit ungleich mehr Genuß wirſt hinbringen können als in jenem freudloſen Aſyl, das du dir ausgeſucht."

„Dennoch beſtehe ich auf meiner Bitte, hohe Gebieterin," entgegnete die junge Fee. — „In welcher Geſtalt willſt du die Erde betreten? Mit welcher Miſſion ſoll ich dich bekleiden? Du biſt zu ſchwach, um mit Wolken und Winden zu kämpfen, ſonſt würde ich in deine Hände eine Flotte geben, die eben jezt ein junger und ſchöner Prinz beſehligt; du könnteſt ihm den Schutz gewähren, den wir den Sterblichen gewähren dürfen. Auch biſt du zu unerfahren, um dir die politiſchen Miasmen zur Bewachung anzuvertrauen, die den Saal der zwei Kammern eines großen Inſelvolks füllen und die mit Vorſicht abgeleitet werden müſſen, um das Volk und ſeine Regierung geſund zu erhalten und dabei zugleich einem Miniſter, der ſeit vielen Jahren ſchon mein Liebling iſt, den Beſitz der Macht zu ſichern. Auch kann ich dich bei den Dichtern, wie ſie heutzutage ſind, nicht in Thätigkeit ſetzen; dazu biſt du zu jung und zärtlich; ein paar ſchöne Verſe würden dir den Kopf verdrehen und dich blind machen gegen die zahlloſen Unarten und Thorheiten, die gerade jezt unter dem Volk der Poeten herrſchen, die nicht mehr in Armuth und Keuſchheit, ſondern in Wucher und Verrath leben. Alſo wozu willſt du verwendet ſeyn? Ueber ein Blumenfeld hinzukoſen? Dazu iſt die Zeit zu ernſt. Die kleinen Neckereien der Verliebten zu überwachen? Es gibt keine Verliebten mehr. Es gibt nur Männer und Frauen, die ſich gegen..ig kaufen und dieſen Kaufcontrakt eine Ehe nennen. Die Spiele der Kinder anzuordnen? Es gibt auch keine Kinder mehr, es gibt nur kleine verkrüppelte lebendige Mumien, die auf den Taſten eines Pianos hämmern, oder in einem Ballette als ekelhafte Automaten figuriren. Alſo was willſt du, mein Kind, was willſt du?" — „Ich will eines Mannes Weib ſeyn."

Tiefe Stille herrſchte im Feenſaal nach dieſem Ausſpruch. Man hörte, ſo ſtill war es, die kleinen Geiſter, die wie ein Kranz lebendiger Lilien hoch über dem Haupt der Königin ihre blüthenweißen Körperchen in

einander verſchlangen, ihre feinen kniſternden Flügelchen regen. — „Eines Mannes Weib ſeyn?“ wiederholte die Königin lächelnd. „Dieſer alte Traum der Titania, immer von Neuem taucht er in dieſen Räumen auf! Immer wieder kommt der ſo oft fortgeſcheuchte Schatten einer Fieberphantaſie der Seele, eines traurigen, gefährlichen Irrthums! Aber es ſey! Können wir Geiſter das Bild der ewigen Weltſchönheit ändern? und in dieſem Bilde ſteht der Liebesirrthum als ein anziehender Zug feſt. So geh denn, meine Kleine! Aber ſage mir vorerſt, welchen Mann haſt du dir ausgeſucht? Zeig' ihn mir auf dem Spiegel jener Wolke, die eben dort im weichen Morgenhimmel vorüberſchwimmt.“

Die junge Fee ſenkte erröthend das Haupt; es war ihr nicht recht, daß eine ganze Verſammlung neugieriger Feen ſehen ſollte, was ſie bis jezt allein, in ſüßer Einſamkeit mit trunkenem Auge erſchaut; doch mußte ſie gehorchen. Ihren roſenfarbenen Schleier gegen die Wolke ſchwenkend, gebot ſie dieſer zu ſtehen, und das Bild erſchien. Am Abhang eines dichten Waldes ſah man einen jungen Jäger ruhen; ſein Hund und ſeine Büchſe lagen neben ihm.

Die Feen bogen ſich neugierig vor und Eine rief: „Schade, der Zweig des Hollunders beſchattet gerade ſeine Augen und Stirne. Entferne dieſen Zweig, Aglaë.“ — „Das kann ich nicht,“ entgegnete die junge Fee. Sie konnte es, aber ſie wollte es nicht. Schärfer blickend als die Andern, hatte ſie bemerkt, daß der junge Jäger nicht ſchlief, ſie wußte, wie ſchön ſeine Augen waren, und ſie wollte ſie ihren Geſpielinnen nicht zeigen. Der wohlthätige Zweig blieb alſo, wo er war. Nach einer kleinen Weile verſchwand das Bild, nachdem der ganze Anzug des Jägers, ſeine Stellung, endlich ſogar ſein Hund, ſeine Jagdtaſche und ſein Gewehr auf das ſchärfſte von den Zuſchauerinnen kritiſirt worden waren.

„Alſo dieſes Mannes Weib willſt du ſeyn?“ fragte die Königin. — Die junge Fee neigte das Haupt bejahend. — „Glaubſt du, daß er dich lieben und dir treu ſeyn wird?“ — „Ach, Königin, welche Frage! Er liebt mich glühend, obgleich ich ihm bis jezt nur im Traume erſchienen bin.“

Eine Fee, die frappante Aehnlichkeit mit dem gewiſſen Etwas hatte, was man auf Erden eine „alte Prüde“ nennt, flüſterte ihrer Nachbarin zu, indem ſie ihre Lilie vor den zahnloſen Mund hielt, um das boshafte Lächeln zu verbergen: „Die Männer lieben nur treu — im Traume.“ — „Iſt er wohlhabend und angeſehen?“ fragte die Königin mit der Miene einer guten Mutter, die ihre Tochter verſorgen will. — „Weder das Eine noch das Andere,“ entgegnete Aglaë. „Er bewohnt eine Hütte im Wald. — „Und du willſt ihm Glück bringen?“ — „Das Glück der Liebe, das er mir zuerſt gebracht hat.“

Die Fee mit dem zahnloſen Munde machte hier eine Miene der Ungeduld. Es war ihr verdrießlich, daß man ſo lang und in ſo ſchwärmeriſchen Ausdrücken von Liebe ſprach. Sie machte alſo eine kleine graziöſe Verbeugung gegen die Königin und ſagte: „Laß das gute Kind nur immer gehen, Gebieterin. Was wetten wir, ehe ein Jahr vergeht, klopft ſie an der Thüre dieſes Saals, in Lumpen gehüllt, mit dem ekelhaften Parfüm der Armuth und des Unglücks behaftet? Wie war es mit der jungen Tuberoſe, meiner Nichte? Welche Mühe hatten wir, die Arme von ihren irdiſchen Erniedrigungen zu reinigen! Laß ſie ziehen! die Schule des Unglücks iſt auch zu etwas gut.“

(Fortſetzung folgt.)

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Man wird ſich dieſes Getreibe unſtreitig am allervollſtändigſten vergegenwärtigen, wenn man an das Getümmel in den Converſationshallen und Meßgalerien unſerer Badeorte denkt, nur aber den Maaßſtab der Räume und der Zahlen dabei namhaft ſteigert. Der heutige Römer aber würde eine Analogie mit der Neuzeit mehr finden, als wir in unſerem Norden und Proteſtantismus, da er ſogar ſeinen Kapuzinern und Bettelmönchen in jenem Gewühl, unter der wenig verſchiedenen Firma von Cybele- und andern aus dem Orient eingewanderten zweideutigen Prieſterſchaften, bei jedem Schritt begegnete.

Da wir nun hier Lebensbilder, aber keine Antiquitäten zu geben beabſichtigen, ſo überlaſſen wir die Erörterungen über die anderweitigen, zum Theil problematiſchen Circen des alten Roms den Philologen und kehren zu den zuerſt von Romulus, und zwar, wie die Sage geht, zum Behufe des Raubes der Sabinerinnen gehaltenen Rennſpielen um. Sie ſind uns nämlich durch einen, abermals die grauen Jahrtauſende mit dem Augenblick verbindenden Brauch merkwürdig. Wir haben geſehen, daß dieſe von Romulus eingeſezten Rennſpiele Conſualien hießen und einem Gotte Conſus geweiht waren. Dieſer Gott hatte ſeinen Tempel in den ſogenannten Carinen, einem Platze unterhalb der Anhöhe, wo jezt San Pietro in Vincoli ſteht. Dort fand nun am 21. December jedes Jahrs eine große Feierlichkeit ſtatt, indem da Pferde, Maulthiere und Eſel mit Kränzen geſchmückt und überhaupt prächtig aufgeputzt herangebracht und für ſie Opfer angeſtellt wurden, ohne Zweifel um ſie vor Schaden und Krankheit das Jahr über zu bewahren. Dieſe Thiere hatten an gedachtem Feſte einen guten Tag, indem ſie während deſſelben von jeder Arbeit frei bleiben mußten.

Eine Perſon, welche man den König Oberbürgen der Roſſe nannte, welche nämlich nach römiſcher Verwaltungsſitte die geſammte Stellung der Roſſe, Wagen und Jokeys für den Circus gegen eine jährige Averſionalſumme an die Staatscaſſe übernommen und dafür wegen der jedesmaligen Ausrichtung der beſondern Rennen ſich mit den Spielgebern abzufinden hatte, mußte dem Gotte zu Ehren ein ſogenanntes Lektiſternium ausrichten, d. h. ein Schauеſſen im Freien, wobei die Bilder der Himmliſchen auf prächtigen Polſtern um eine Tafel her poſtirt und von prieſterlichen Perſonen die ausgeſuchteſten Gerichte für ſie auf- und abgetragen wurden, ganz als äßen und tränken ſie wirklich (ungefähr wie es mit dem Krönungseſſen der Kaiſer- und Kurfürſtentafel im Römer zu Frankfurt gehalten wurde); und natürlich bewirthete dieſe Art von Generaloberſtallmeiſter bei dieſer Gelegenheit auch das bei den Rennfahrten betheiligte höhere oder geringere Dienſtperſonal.

Dieß ich demnach vollkommen die nämliche Ceremonie, welche heutzutage jeden ſiebzehnten Januar in der Kirche des heiligen Antonius Abbas (in der Nähe von Santa Maria maggiore) ſtattfindet, und über die ſich Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe (Werke, Band 27) folgendermaßen vernehmen läßt: „Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Kultus, oder ihre Spekulationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Thiere einigermaßen geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sankt Anton der Abt oder Biſchof iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein ſaturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſo wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben oder zu Fuß gehen; man verfehlt niemals, bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle geſtraft worden. Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte. Heute iſt er aber auf das Luſtigſte belebt; Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prächtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Kapelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpfe derb losſprizt, manchmal ſogar ſchalkhaft, um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren, nützlichen Thiere ein Jahr über vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern eben ſo nützlich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſcheiden Theil."

Es iſt Schade, daß der unglückliche Dichter Ovid im Unmuthe der Verbannung den zweiten Theil ſeines Feſtkalenders, ſtatt ihm die lezte Feile zu geben, allem Anſchein nach unterdrückt hat, da wir außerdem in den Stand geſezt ſeyn würden, dieſes chriſtliche Feſt mit dem altrömiſchen zu vergleichen. Die Anſichten, von welchen man bei beiden ausging, ſind offenbar die gleichen geweſen, den nützlichen Hülfsgenoſſen des Menſchen aus der Thierwelt einen göttlichen Schuz zuzuwenden. Nur hat die chriſtliche Feier auch hier wiederum verſchiedenartige Regionen des heidniſchen Kultus zuſammengerückt; denn das Horn- und Heerdevieh, deßgleichen der Pflugſtier, ſtand bei den Alten unter dem Schutze anderer beſonderer Gottheiten; die Eſel aber, deren antiquariſcher Naturgeſchichte wir vielleicht einmal einen beſondern Artikel widmen, waren hochangeſehen bei der ehrwürdigſten der römiſchen Göttinnen, der Veſta, und hatten unter andern ein für ſie äußerſt ehrenvolles Feſt am dritten April und an demſelben, was allen geplagten Perſonen in der Welt jederzeit ein wahrer Feſtklang zu vernehmen iſt, Ferien.

(Schluß des zweiten Abſchnitts.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Mai.

(Schluß.)

Das Truckſyſtem. — Lebende Giraffen.

Zunächſt folgt nun ein Aufſatz, betitelt: „die Freuden und Leiden der Arbeit," von Dr. König in Oſterode, der fortgeſezt wird; ſodann eine Geſchichte des allgemeinen Hülfs- und Bildungsvereins zu Köln am Rhein, deſſen Statutenentwurf ſeiner Zeit in der Kölner Zeitung veröffentlicht worden iſt und allgemeinen Anklang gefunden hat. Demnächſt finden wir ein paar poetiſche Beiträge von Wolfgang Müller und H. Püttmann, dieſelben, die in den jüngſt ſtattgehabten Verſammlungen, von welchen wir bereits früher ſprachen, vorgetragen worden ſind. Endlich gibt der Geſellſchaftsſpiegel im vorliegenden Heft unter der Rubrik „Nachrichten und Notizen" eine Menge verſchiedenartiger Mittheilungen aus Deutſchland, Frankreich und England. Beſonders intereſſant iſt darunter der Artikel aus und über Solingen, unſer durch ſeine Waffenfabrik berühmtes Nachbarſtädtchen. Dort regiert in einem traurigen Maße das ſogenannte „Truckſyſtem," auch wohl Druckſyſtem genannt. Wenn im Wupperthale dieſes infame Syſtem des Waarenzahlens nur ausnahmsweiſe vorkommen mag, ſo gehören dagegen in Solingen diejenigen Fabrikanten zu den Ausnahmen, die es nicht in Anwendung bringen. Es iſt über dieſen Gegenſtand in lezter Zeit ſehr viel geſchrieben und geſprochen worden; namentlich unſere Elberfelder Zeitung hat ſich das Verdienſt erworben, manchen tüchtigen Artikel über jenes Solinger Unweſen gebracht zu haben. Erfreulich iſt dabei, daß es zwei geachtete Solinger Fabrikanten waren, die ſich dem Dinge zuerſt öffentlich entgegenſtellten und jene Artikel lieferten. Der Eine von ihnen hat ſeinen Namen genannt und hat ſogar der Sache wegen vor dem hieſigen Friedensgericht geſtanden, da ihn ein paar Gegner der Verleumdung angeklagt hatten. Herr Jellinghaus — ſo iſt der Name des achtungswerthen Mannes — bewies aber ſeine Behauptungen

mit Thatsachen, und die giftschäumenden Ankläger, die Anhänger des Tucksystems, mußten verstummen. Der andere der Beiden gab seine Philippiken gegen das Treiben der Tuckmänner unter der Rubrik: „Nebelbilder aus Solingen," in fortlaufenden Skizzen, die, überall auf Thatsachen sich gründend, bis jezt noch keine Widerlegung gefunden haben. Eines dieser Nebelbilder theilen wir weiter unten den Lesern dieser Blätter mit, nachdem wir vorab das Wesen des Solinger „Tucks" etwas näher in's Auge gefaßt haben. — Solingens Industriemänner theilen sich in zwei Parteien. Die Einen bilden die großen Häuser und beschicken die Weltmärkte; die Andern sind zweiten und dritten Ranges. Die Erstern befassen sich wenig oder gar nicht mit dem sogenannten „Fertigmachen" der Artikel, die sie führen, sind also Handelsleute, keine Fabrikanten, und folglich auch nicht am Tucksystem betheiligt. Erst die Kaufleute zweiten und dritten Ranges, welche die Solinger Artikel für ihre Rechnung machen lassen, etwa 26 bis 50 an der Zahl, sind es, unter deren „Erwerbfreiheit" die Masse der Arbeiter seufzt. Diese Herren führen fast ohne Ausnahme Kram und Laden, und bezahlen ihre Arbeiter mit Waaren. Einige, aber leider nur Wenige, geben dem Arbeiter ihre Ladenartikel zu den nämlichen Preisen, wofür sie andere Käufer haben können; die Mehrzahl notirt dem Arbeiter die Waare um 20—50, ja 40 Prozent höher, als dieselben anderswo im Ort zu haben sind. Dieses System wird von einigen dieser „Fertigmacher" so unverhohlen gehandhabt, daß es z. B., sobald ein Arbeiter Beschäftigung bei ihnen sucht, gleich heißt: Arbeit nur gegen Waare! Andere dagegen erreichen dasselbe in einer minder anstößigen, heuchlerischen Form. Bei der zweiten Lieferung nämlich wird dem Arbeiter gesagt: Es gibt keine Arbeit mehr für Euch! Der arme Arbeiter, den Wink verstehend, murmelt nun etwas von einem Rock, einer Hose, einem Kleid für die Frau, deren er bedürfe, und meint, ob man ihm diese Artikel gegen Abarbeitung überlassen wolle. Das wird denn sofort angenommen, der Arbeiter erhält das Gewünschte und neue Arbeit, muß aber, wie gesagt, mindestens ein Drittheil am Nennwerth der ihm überlassenen Gegenstände einbüßen; ja häufig kann er die erstandenen Artikel — die er in den seltensten Fällen selber brauchte — kaum um den halben Preis los werden. Zu dem kommt noch, daß die Schmiede das Material zu ihrer Arbeit selber stellen müssen; sie sind aber meistens in solcher Lage, daß sie dasselbe nur durch ihre Auftraggeber — die Fabrikanten oder Fertigmacher — beziehen können. Hier wird ihnen nun der Centner Stahl, der etwa 10 bergische Thaler (à 25 Sgr.) kostet, zu 16 preußischen Thalern (à 30 Sgr.) angerechnet, also verlieren sie auch in diesem Fall 25 Prozent. Und bei alledem steht der Arbeitslohn schon an und für sich sehr niedrig; ein Schleifer z. B. mag etwa 11 bis 12 Sgr. täglich verdienen, das heißt, wenn ihm alle diese Prellereien nicht in die Quere kommen und die Arbeit gut geht. Verschiedene Tuckmänner halten neben ihrem Laden auch noch eine Branntweinschenke und verleiten die Arbeiter, so oft sie Waaren abliefern, bei ihnen zu trinken, was diese natürlich bezahlen müssen und zwar weit theurer als in jedem andern Wirthshause des Orts. Einige Inhaber solcher Schenken sollen an einer Maas Branntwein auf diese Weise 15 bis 20 Sgr. verdienen. — Zum Schlusse dieser Solinger Aergernisse lassen wir nun das oben versprochene „Nebelbild" folgen. Es lautet: „Ein Messer- oder Gabelschmied wurde für eine große Brodschuld bei Gericht verklagt, verurtheilt, und saß eben trauernd bei seinem weinenden Weibe und Kindern, als der Gerichtsvollzieher mit seinen Gehülfen eintrat, um zu pfänden. Der arme Schmied erbittet sich vom Gerichtsbeamten eine Stunde Aufschub, läuft athemlos in die Stadt zu seinem Fabrikherrn und fleht zum leztenmal unter Thränen um sein gutshabendes Geld. Der reiche Kaufmann wird endlich erweicht und gibt dem Schmiede, nach einer langen Predigt über die sündhaftigen Zeiten, die lezte schlechte Messe und dergleichen mehr, für 75 Rthlr., sage fünf-und-siebzig Reichsthaler Leinwand. Gepreßt, aber halb gerettet, eilt der Schmied von dannen, wird aber am Fuß der Treppe, unten im Vorhause, von dem Compagnon des Hauses aufgehalten. Nachdem lezterer die Unglücksgeschichte mit Theilnahme angehört hatte, wurde er gerührt und kaufte sogleich die ganze Partie Leinwand zu dem reellen Werthe derselben für baare 50 Thaler, sage fünfzig Reichsthaler, und damit war der arme Schmied denn nun ganz gerettet!" — Die Veröffentlichung dieser himmelschreienden Mißstände hat bereits die gute Folge gehabt, daß einige Solinger Fabrikanten sich entschlossen haben, ihren Kramladen eingehen zu lassen, wie sie öffentlich bekannt gemacht. Auch der oben besprochene Artikel des Gesellschaftsspiegels über unser Wupperthal hat bereits gewirkt; man sagt wenigstens — und die Kölner Zeitung hat es gemeldet — die Herren Fabrikanten wollen sich darüber vereinigen, daß jenes „Vorrichten" den Webern künftig wieder bezahlt werde. Hoffen wir, daß dieses Gerücht sich bestätigen möge, hoffen wir es zur Ehre der Menschheit und der Wuppertaler Kaufleute, denen größtentheils die Weber ihre Paläste aufgebaut haben!

Werfen wir, um uns nach so trüben Betrachtungen etwas zu erheitern, schließlich einen Blick auf die sogenannte Elberfelder „Messe," die freilich füglicher „Kirmeß" genannt würde. Da fällt uns zunächst eine große, hohe Bude auf, mit mächtigem Aushängeschild, worauf zwei riesige Giraffen gemalt sind, mit der Unterschrift: »Elles sont vivantes!« Dieß geht nun aber, wie der scharfsinnige Leser gleich errathen wird, nicht jene gemalten, sondern die in der Bude befindlichen beiden wirklichen Giraffen an. Sie sind lebendig, und das ist allerdings eine Seltenheit. Die wunderschönen Thiere sind erst 3 bis 4 Jahre alt, haben also ihre volle Größe noch lange nicht erreicht und doch messen sie an 16 Fuß, wenn sie die Hälse strecken. Es ist ein männliches und ein weibliches Thier; ersteres zeichnet sich vor dem leztern aus durch lebhaftere Farbe und Zeichnung. Die Thiere sind ganz zahm und schauen lammfromm aus den schönen klaren Augen; nur wenn man sich ihnen nähert, um das prächtige „Schabrackenfell" ihres Buges zu streicheln, suchen sie Einem mitunter mit den kurzen Hörnern einen Stoß zu versetzen, was ihnen aber, wenn man gerade vor ihnen steht, der Bildung des Halses wegen unmöglich ist. Sie sind aus Habesch zu Hause und ein negerartiger Abyssinier ist ihr Kornak, ein junger Mensch von etwa 16 Jahren. Er spricht französisch und englisch mit ziemlicher Geläufigkeit; als wir ihn unter Anderem fragten, wie ihm Europa gefalle, schien sein Herz schwer zu werden; er murmelte halblaut: Oh, l'Afrique est plus belle! und wandte sich schnell ab zu seinen beiden edlen Mitverbannten, die ihn zu verstehen schienen, denn sie leckten ihm sogleich die Hand mit ihren schwarzen heißen Zungen. — Neben der Giraffenbude ist ein lebendes Rhinoceros zur Schau gestellt, ebenfalls eine seltene, sehr sehenswürdige Erscheinung. Die Thiere gehören einem Franzosen, der sich Mr. Huguet, Naturforscher und Professor nennt, es aber nicht unter seiner Würde achtet, vor seiner Bude selbst in's Horn zu stoßen, um Zuschauer herbeizulocken, die dann theils die Neugier, theils der Regen hineintreibt.

Beilage: Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Neununddreissigster Jahrgang.

1845.

Juni.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind langst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Liebeslieder von Gottfried Keller. 136. — 139. — 147. — 150.
Calessino. Von B. v. Lepel. 145.
Wetterſee. Von Th. Fontane. 146.
Geheimniſſe. Von E. Niendorf. 152.
Der Reiter auf dem Capitol. Von B. v. Lepel. 155.

Logogriph.

— unſt. 141.

Homonyme.

Peter. 146.

Erzählungen.

Die Perlen der Fee. Von A. v. Sternberg. 131 — 135.
Ein alter Name. Von Louiſe von G. 149 — 155.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1812 — 1815. 131 — 135.
Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen. Von W. E. Weber. 136. 137. 138. — 144. 145. 146. 147.
Lebenszähigkeit. 137.
Ueber Volkstracht im Gebirge. 138. 139. 140. 141. 142. 145. — 148. 149. 150.
Die Stadt in England. 140 — 142.
Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechſel. 143. 144. 145. 146. — 151. 152. 153.
Erklärung einer dunkeln Stelle in Shakespeares Hamlet. 148.
Ueber ein Gemälde von C. Schorn. Von A. v. Sternberg. 155.

Korreſpondenz.

Genf. 131. 132. — Vom Niederrhein. 132. 133. 134. 135. — Paris. 135. 136. 137. 138. — 149. 150. 151. — Mainz. 139. 140. — Aus Schleſien. 141. 142. 143. — Wien. 142. 143. 144. — Köln. 145. 146. — Hamburg 147. 148. 149. 150. 151. — Berlin. 152. 153. 154. 155.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Schädellehre. Handbuch der Phrenologie von Guſtav von Struve.

Nro. 57.

Dichtkunſt. Die Reime des Francesco Petrarca. Ueberſezt und erläutert von Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben. — Naturkunde. Königsberger naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen.

Nro. 58.

Geſchichte. 1) Geſchichte der rheiniſchen Pfalz, nach ihren politiſchen, kirchlichen und literariſchen Verhältniſſen, von Dr. Ludwig Häuſſer. — 2) Korreſpondenz des Kaiſers Karl V. Aus dem k. Archiv zu Brüſſel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz.

Nro. 59.

Reiſen. 1) Allgemeine Geſchichte der Reiſen und Entdeckungen zu Land und Meer. Von Auguſt Bürck. — 2) Die Reiſe des Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert. Zum erſtenmal vollſtändig nach den beſten Ausgaben Deutſch mit einem Kommentar von Auguſt Bürck. Nebſt Zuſäzen und Verbeſſerungen von K. F. Neumann. — Dichtkunſt. Elſäſſiſche Neujahrsblätter für 1845. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von Auguſt Stöber und Friedrich Otte.

Nro. 60.

Rechtspflege. 1) Von der Jury. Ihre Nothwendigkeit und Stellung im Strafverfahren, ihre Geſchichte ꝛc. Eine Monographie von G. C. N. Rintel. — 2) O'Connells Prozeß. Dargeſtellt durch denſelben.

Nro. 61.

Geſchichte. 1) Histoire du consulat et de l'empire par A. Thiers. — 2) Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerthums von A. Thiers. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt unter Leitung von Prof. Bülau. — Dichtkunſt. J. F. Caſtelli's ſämmtliche Werke. Zehnter bis fünfzehnter Band (Schluß). Vollſtändige Ausgabe letzter Hand, in ſtrenger Auswahl.

Nro. 62.

Geſchichte. 3) Geſchichte der Kabinette Europas während des Conſulats und des Kaiſerthums 1800—1815. Nach Aktenſtücken im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris. Von Armand Lefebvre. Aus dem Franzöſiſchen von Diezmann. — 4) Beiträge zur Geſchichte der Hanſeſtädte 1806 bis 1814. Aus den nachgelaſſenen Papieren von Karl von Villers. (Programm des Hamburger akademiſchen Gymnaſiums, herausgegeben von Rektor Profeſſor Wurm.)

Nro. 63.

Geſchichte. 5) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erſte und zweite Abtheilung. — Kirchenweſen. Drei Bücher der Kirche. Den Freunden der lutheriſchen Kirche zur Ueberlegung und Beſprechung dargeboten von W. Löhe.

Nro. 64.

Kriminalgeſchichten. Der neue Pitaval. Eine Sammlung intereſſanter Kriminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). — Geſchichte. 6) Napoleon und Marie Louiſe. Geſchichtliche Erinnerungen von Baron von Meneval. Aus dem Franzöſiſchen von Diezmann.

Nro. 65.

Dichtkunſt. Der Menſch und die elementariſche Natur. Erſter Beitrag. — De fragmento Vegoiae dissertatio juridica. De ea quae homini cum natura intercedit ratione, tractatus secundus. — Erlinde. Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag.

Nro. 66.

Dichtkunſt. Der Menſch und die elementariſche Natur. Erſter Beitrag. — De fragmento Vegoiae dissertatio juridica. De ea quae homini cum natura intercedit ratione, tractatus secundus. — Erlinde. Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag. (Schluß.) — Geſchichte. Geſchichte der Stadt Lübeck, von Dr. Ernſt Deecke.

Kunſt-Blatt.

Nro. 44.

Archäologie. Spiegazione di cinque Vasi di Premio, rinvenuti in un sepolcro Agrigentino nell' aprile del 1841. — Die Malerin Marie Ellenrieder zu Conſtanz. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 45.

Mittheilungen aus London. — Neue Radirungen. Raphaels Darſtellungen aus der Fabel von Amor und Pſyche in der Farneſina zu Rom. An Ort und Stelle gezeichnet, und radirt und herausgegeben von Franz Schubert. — Akademien und Vereine.

Nro. 46.

Literatur. Artiſtiſche Hülfsbücher. 1) Das Ganze der Zeichnen- und Malerkunſt, zur Selbſtbelehrung für Jedermann. Nebſt einem Anhang über die Kunſt des Modellirens und der Bildhauerei. Von den Brüdern Suſſe. — Mittheilungen aus London. (Fortſetzung.) — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 47.

Literatur. Artiſtiſche Hülfsbücher. (Fortſetzung.) 2) Gründliche Zeichnenſchule. Von Jakob Friedr. Marckwordt. — Mittheilungen aus London. (Schluß.) — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 48.

Literatur. Artiſtiſche Hülfsbücher. (Fortſetzung.) 3) Die Oelmalerei, Lehr- und Handbuch für Künſtler und Kunſtfreunde, von Fr. X. Fernbach. 4) Manuel du peintre à la cire. 5) Der Kunſtfreund und Kunſtkenner, oder Anleitung, wie Kunſtgegenſtände ꝛc. betrachtet werden müſſen und wie man ſich ein Urtheil darüber aneignen kann. Von G. L. Feldmann. — Malerei. — Plaſtik.

Nro. 49.

Ueber den däniſchen Maler Gertner. — Literatur. Artiſtiſche Hülfsbücher. (Schluß.) 6) Photogeniſche Künſte. 7) Rapport concernant la peinture en émail sur lave de volvic emaillée, fait à la société libre des Beaux-Arts, par M. Mirault. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Technik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 50.

Kunſtausſtellung in Wien im Jahr 1845. — Ueber den däniſchen Maler Gertner. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Stiche. — Bilderwerke.

Nro. 51.

Kunſtausſtellung in Wien im Jahr 1845. (Fortſetzung.) — Das Peſther Ständehaus und die Künſtler. — Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 2. Juni 1845.

Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Völker Geißel,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der ungezähmten Ehrſucht Opfer fiel.

Schiller.

Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1812—1815.

(Erlebniſſe des Verfaſſers.)

I.

Oſtpreußen im Jahr 1812. Der Durchzug der Franzoſen nach Rußland und ihre Rückkehr.

Die ſeit länger als Jahresfriſt zwiſchen Napoleon und dem ruſſiſchen Kaiſer entſtandene Spannung wurde in Preußen von allen Seiten als ein günſtiges Ereigniß betrachtet. Wenn auch Jedermann einſah, daß bei einem zwiſchen den mächtigſten Reichen des Feſtlandes von Europa ausbrechenden Kriege Preußen nothwendig Parthie ergreifen müſſe, ja daß es der Opfer manche zu bringen haben werde, ſo fühlte man doch auch gar wohl, daß nur auf außergewöhnliche Weiſe der drückende, kaum noch zu ertragende Zuſtand ein Ende erreichen könne. Der Monarch entſchied, wie die Umſtände es erheiſchten und wie die Politik es vorſchrieb, für das Bündniß mit Frankreich, und den Heeren Napoleons, welchen zwanzigtauſend Preußen, die Hälfte der unter den Waffen ſtehenden Mannſchaft, ſich anſchloſſen, wurde der Durchzug durch das Land in jeder Richtung, mit alleinigem Ausſchluß eines Theils von Schleſien, bewilligt.

Die Staatskaſſen waren erſchöpft. Zu Beſtreitung der ungeheuern Bedürfniſſe wurde durch das Edikt vom 24. Mai 1812 die Erhebung einer allgemeinen Vermögens- und Einkommensſteuer angeordnet. Wenn es Abſicht geweſen wäre, dem im Laufe der Zeit etwas abgekühlten Haſſe des Volkes gegen Napoleon und gegen Frankreich neue Nahrung zu geben, ſo hätte man kein beſſeres Mittel finden können, als jene Steuer. Wie die Verordnung vom 24. Mai beſagte, hätte der Staat nur die Wahl gehabt zwiſchen der Aufnahme eines inländiſchen Anlehens auf Hypothek der Domänen und der geiſtlichen Güter, und der Beſteurung des Vermögens und Einkommens. Das ganze Verhältniß Preußens zu Frankreich habe aber den eingeſchlagenen Weg unabweislich gemacht. — Je mehr im Laufe der Zeit die früher gebrachten Opfer, der Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten des ſiegenden Feindes der Vergeſſenheit anheim gefallen waren, deſto mehr kam dieſe Mahnung an des Feindes zähe Härte zur rechten Zeit, um in Verbindung mit den neuen Unbilden, welche großentheils unvermeidliche Folgen des großen Kriegszugs ſelbſt waren, die alte Feindſchaft des Volkes neu aufzuregen. Zufällig traf die Bekanntmachung des Edikts in Oſtpreußen zu Anfang Junis mit der Ankunft der erſten Franzoſen zuſammen.

Aber ſchon zwei Monate vorher war in Folge der

mit Frankreich getroffenen Uebereinkunft alles in Bewegung gesetzt. Straßen und Gewässer waren mit Fahrzeugen jeder Art bedeckt, welche Lebensmittel für die Menschen und Futter für die Pferde und andere Armeebedürfnisse zusammenbrachten und nach der russischen Grenze schafften. Bald fanden sich auch französische Verpflegungsbeamte jeden Ranges ein. Feldbäckereien wurden errichtet und in Thätigkeit gesetzt und die Vorrathskammern gefüllt. Dann begannen die Durchmärsche. Sein Geschick zu erfüllen, wälzte Napoleon die Kriegsvölker des westlichen Europa gegen den Osten; eine halbe Million Streiter hatten ihm zu dessen Bekriegung erforderlich und hinreichend geschienen. — Den äußersten rechten Flügel bildeten 30,000 Oesterreicher unter Fürst Schwarzenberg; an ihn schlossen sich der König von Westphalen, Napoleons Bruder, mit 80,000 Westphalen, Sachsen und Polen, und 80,000 Bayern, Italiener und Franzosen unter seinem Stiefsohne, dem Vicekönig von Italien, ihren Weg durch Polen und über Warschau suchend. Aber die Hauptmasse zog durch Preußen; 220,000 Mann, größtentheils Franzosen mit den übrigen rheinbündischen Truppen, überschritten unter den Befehlen Murats, Königs von Neapel, und der Marschälle Ney, Davoust, Oudinot, Lefevre und Mortier die Weichsel bei Thorn und Marienwerder, und die Nogat bei Marienburg und Elbing. 40,000 Preußen, Deutsche und Polen bildeten unter Marschall Macdonald den äußersten linken Flügel an der Küste der Ostsee, und der Rest sammelte sich als Reserve im Lande. Napoleon, der am 9. Mai Paris verlassen, in Dresden die Huldigung der deutschen Fürsten entgegen genommen, und Danzig, gleich wichtig als Waffenplatz und als Hauptniederlage aller Kriegsbedürfnisse, in Augenschein genommen hatte, traf am 12. Juni in Königsberg ein, hielt auf dem Wege von dort nach Gumbinnen Heerschau über die auf dem Marsche befindlichen Armeecorps und überschritt, wie bekannt, am 24. Juni den Niemen, den Rubicon der neuern Zeit.

Die Provinzialstadt J., von welcher aus wir den Zug der Franzosen nach Rußland und ihre Rückkehr betrachten, liegt zwei Etappenmärsche von der polnischen Grenze entfernt, auf der großen Straße nach Kowno. Sie zählte damals zwar nur 5000 Einwohner, jedoch an einem schiffbaren Flusse liegend und als Sitz einer Provinzialbehörde, hatte sie bei weitem mehr Regsamkeit und Leben, als bei Städten dieser Größe sonst der Fall ist. — Der Kaiser brachte hier 36 Stunden zu. Er war Abends unbemerkt angelangt, hatte früh die Stadt verlassen, um das eine halbe Stunde von hier am Pregel gelagerte Armeecorps des Marschalls Oudinot zu besichtigen, und sollte Nachmittags in seine Wohnung zurückkehren, vor welcher außer zwei Gardegrenadieren zwei Husaren zu Pferde mit aufgezogener Pistole Wache hielten. Dicht dabei lag ein Piket von hundert Grenadieren und zwanzig Reitern; die ganze Straße war schon Tags zuvor für die Bewohner der Stadt gesperrt.

Der größte Theil der Bevölkerung war auf den Beinen, um den merkwürdigsten Mann des Jahrhunderts zu schauen. Endlich kam er hoch zu Roß langsamen Schrittes daher, der Mann im schlichten Soldatenkleide, umgeben von seinen von Gold und Silber strotzenden Generalen und Adjutanten, mit einem Gesichte, in welchem nur die Ruhe der Vergangenheit sich spiegelte, und von dem Treiben der Gegenwart, von den Besorgnissen der Zukunft keine Spur zu finden war. — Unwillkührlich neigte sich das Haupt auch des feindlich Gesinnten vor dem Geiste des Mannes; andere Gefühle als die der tiefsten Ehrfurcht sprachen sich nirgends aus, und sicher machte er auch auf weitere Ehrenbezeugungen keinen Anspruch.

Gegen Abend kam Napoleon zu Fuß und mit kleiner Begleitung auf die Straße, um dem Appell der Garde beizuwohnen. Es wurde eine Besichtigung der Fußbekleidung vorgenommen; jeder Soldat zeigte zwei Paar neue Schuhe vor. Der Kaiser ging die Reihen der Kompagnien entlang, ließ von Einzelnen die Schuhe sich vorweisen und sprach mit ihnen. Konnte man gleich seine Worte nicht vernehmen, so zeigte doch die Unbefangenheit der Befragten in Mienen und Geberden, daß dergleichen Vorgänge nicht zu den ungewöhnlichen gehörten und daß, wie meisterlich er es verstand, durch die Gewalt seiner Worte auf die Massen zu wirken, ihm die Kunst nicht fremd war, die Herzen der Einzelnen zu gewinnen. Am folgenden Morgen verließ er zu früher Stunde die Stadt.

In den nämlichen Tagen waren im Städtchen, welches damals etwa 800 Häuser zählte, die kaiserlichen Fußgarden, 25,000 Mann und mehr, einquartiert. In den gewöhnlichen Bürgerhäusern lagen 30, 40 und 50 Mann; die größeren hatten deren einige Hundert. Lebensmittel wurden zwar aus den Magazinen geliefert, jedoch weder in Güte noch in Menge von solcher Beschaffenheit, daß ohne bedeutende Zubuße den Ansprüchen der Soldaten genügt werden konnte. — Der empfindlichste Verlust kam indeß den Stadtbewohnern von einer andern Seite her; man hatte nämlich nicht daran gedacht, den im Lager stehenden Truppen das nöthige Brennmaterial zu verschaffen, und durch dieses Versehen mußte der nach Westen gelegene Theil der Stadt, wo das Lager des Oudinotschen Corps war, viel leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Perlen der Fee.

(Fortſetzung.)

Aglaë wandte ſich mit Entrüſtung von der Sprechenden ab, empfing den Befehl der Königin und ſank, langſam, wie eine von Blumen beſchwerte Morgenwolke niederſänke, zur Erde herab. Die Fee mit dem zahnloſen Munde, die irgend einem wohlthätigen Frauenvereine auf Erden, mit dem eine Miſſionsanſtalt verbunden war, vorſtand, ging in ihr Kabinet, nahm aus einer alten Truhe allerlei Dinge, die ſie heimlich unter ihrem Mantel verbarg, und flog ebenfalls auf die Erde hinab.

„Du träumſt, Peter; wo ſollte das wunderſchöne Mädchen auf einmal herkommen? Man hat nie von ihr früher im Dorfe gehört.“ — „Muß denn das Dorf von allen Weltbegebenheiten wiſſen?“ — „Weltbegebenheiten? Das iſt eine ſchöne Weltbegebenheit, daß ein leichtfertiges Mädchen, die Niemand kennt, ſich hier anſiedelt!“ — „Da, dieß für das leichtfertige Mädchen!“

Er ſchlug ihn heftig und der Geſchlagene blieb nichts ſchuldig. Nach einem heftigen Kampfe lagen Beide blutend am Boden. Der dicke Dorfrichter, der die Sache zu unterſuchen hatte, klagte, daß dieß nun ſchon der zehnte gefährliche Streit unter den jungen Burſchen im Dorfe ſey, ſeitdem Margot im Kirchſprengel ſich niedergelaſſen habe. „Und wer iſt dieſe Margot?“ rief er keuchend. „Selbſt ich, der Dorfrichter, weiß es nicht. Wenn ſich Niemand findet, der dieſer Dirne ſich auf eine ernſthafte, reſpektable Weiſe annimmt, ſo werde ich ſie auf dem Schub aus dem Dorfe ſchaffen laſſen.“ — „Thut das!“ rief ein häßlicher rothhaariger Burſche, der plötzlich unter der Menge, die die beiden Streiter umgab, aufgetaucht war. „Ich rathe Euch, thut das!“ — „Ah, das iſt der reiche Schulzenſohn aus dem Gebirge,“ murmelte der Dorfrichter, indem er den Rothhaarigen mit ſcharfen freundlichen Augen anblinzelte.

Im ärmlichen Winkel einer verfallenen Hütte, die gegen Sturm und Regen nicht mehr ſchüzte, ſaß Margot und ſprach lächelnd, indem ſie ſich in ihre Lumpen hüllte: „Es muß zum Aeußerſten kommen. Ich muß beſchimpft und bedroht erſcheinen, damit ich ſeine Liebe prüfe. Nimmt er ſich meiner an, wo Alle ſich von mir zurückziehen, ſo fliege ich an ſeinen Hals und bin ſein!“

Dieſe Prüfungsſtunde blieb nicht lange aus. Der Schulzenſohn wiegelte das ganze Dorf gegen die unbekannte Fremde auf, es wurde Execution abgeſchickt, der ſchmachvolle Karren hielt vor der Thür der morſchen Hütte. Schon erſchien das arme Mädchen, um ihn zu beſteigen, als plötzlich aus dem Gebüſch, den Hut keck auf einem Ohr, daß die ſchwarze Reiherfeder im Winde luſtig ſchwankte, der junge Jäger hervortrat, das Mädchen unter dem Arm nahm — es war viel, daß er ſie nicht wie ein erbeutetes Rebhuhn in die Taſche ſteckte — und laut erklärte, ſie gehöre ihm, ſey ſein Weib, und wen es gelüſte, nur den Saum ihres Kleides zu berühren, ſolle mit der ſcharfen Spitze ſeines Waidmeſſers Bekanntſchaft machen. — „Das iſt's, was ich gewollt habe!“ rief der Dorfrichter. „Reſpektable Abſichten! Jezt iſt alles gut!“ — Und es war alles gut. Der junge Jäger und Margot wurden ein Paar. Im ſtattlichen kleinen Waldhauſe bliesen um die Abendſtunde des nächſten Tages ein paar Waldhörner zum Tanz und die Dirnen des Dorfes wurden von ihren Freiern herumgewirbelt. Den rothhaarigen Schulzenſohn ſah man mit hämiſchen und drohenden Blicken um's Jägerhaus herumſchleichen.

Ein heftiges Gewitter entlud ſich über dem Forſt. Margot, die aus der Hütte trat, um an den einige Schritte entfernten Ziehbrunnen zu gehen, ſah mit Entſetzen bei einem tobenden Donnerſchlag den Himmel voll Feuer. Ein Blitz fuhr in ihrer Nähe herab und verlor ſich in einem Strahlenbüſchel in der Krone einer alten Eiche. Der ganze Baum wurde von einem Funkenregen umhüllt. Die zitternden Flämmchen floßen in eine große Flamme zuſammen, und ſiehe da, aus der Flamme hervor trat eine jungfräuliche Erſcheinung, mit einem Kranze von Feuerlilien im ſchwarzen Haar. Aglaë erkannte eine ihrer Lieblingsgeſpielinnen aus dem Feenreich, und ſo erſchreckt und betäubt ſie Anfangs wegen des wilden Brauſens und Tobens in der Natur geweſen war, ſo erfreut und erheitert flog ſie jezt der Freundin entgegen, die ihren Flammenmantel von den Schultern abwarf und ſo anſpruchslos und lieblich wie eine junge Sterbliche vor der Genoſſin ſtand.

„Aber, Telane!“ rief Aglaë, „welch einen entſetzlichen Lärm haſt du gemacht! Wie haſt du dieſen armen Wald und ſeine Bewohner erſchreckt!“ — „Sey nicht böſe,“ erwiderte Telane; „in Abweſenheit unſerer Donnerwetterfee, wie wir die ehrwürdige Sorane nennen, wurde mir das kleine Blitzgeſchäft heute anvertraut. Ich lenkte meine tobenden Wolken wie eine Heerde unartiger Buben dieſem Walde zu, weil ich dir einen Beſuch abſtatten wollte. Wie geht's dir? Du ſiehſt friſch und geſund aus; alſo biſt du glücklich?“ — „Und wie ſehr bin ich das!“ entgegnete die junge Fee mit einem lieblichen Erröthen. „Komm in meine Hütte mit mir, du ſollſt Alles und ſogar meinen koſtbaren Talisman ſehen.“ — „Wie, hat dir die Feenkönigin den blauen Diamanten geſchenkt?“ — „Es iſt nicht der blaue Diamant, und auch nicht von der Königin hab' ich ihn,“ ſagte das junge Weib.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Sitten. — Sprache. — Rouſſeau's Denkmal.

Aus Savoyen kommend ſah ich in der lezten italieniſchen Stadt, in Bonneville, auch das lezte italieniſche Kaffeehaus. Es iſt merkwürdig, wie mit der politiſchen Grenze oft auch manche Sitten, Gebräuche, Lebenselemente ſcharf abſchneiden. Das Abſchneiden der Sprache findet in manchen Gegenden, z. B. an der Grenze zwiſchen Piemont und dem Kanton Wallis auf der Simplonſtraße, in einer Staunen erregenden Weiſe ſtatt, während in andern Gegenden ganz allmählige Uebergänge herrſchen. Eben ſo verhält es ſich oft in ganz anderer, rein materieller Beziehung. Die berühmten öſterreichiſchen Bachhändel ſind verſchwunden, ſobald man den Fuß aus Böhmen über die ſächſiſche oder preußiſche Grenze ſezt. Und ſo iſt es mit Bonneville und den italieniſchen Kaffeehäuſern. Kaffeehäuſer gibt es natürlich in Genf in reichlicher Fülle, ſie ſind aber eben nicht italieniſch. — Das Städtchen Chêne iſt der erſte ſchweizeriſche Ort; es gehört zum Kanton Genf. Auffallend war die außerordentliche Rührigkeit und Lebendigkeit, die ſich hier überall zeigte, namentlich im Gegenſatz gegen die lezten Ortſchaften in Savoyen, vorzugsweiſe Bonneville, wo die Langeweile ihren Thron aufgeſchlagen zu haben ſchien. Von der Bewegung und dem regen Leben Genfs hatte Chêne uns nur ein Vorſpiel geben ſollen. Genf iſt ein höchſt eigenthümlicher Ort. Außerordentlich viel franzöſiſche Elemente, auch viele italieniſche, auch deutſche Elemente, und doch kann man es weder der einen noch der andern Nationalität vollkommen vindiciren. Es repräſentirt in würdiger Weiſe ſeine geographiſche Lage, ſeine politiſche Stellung. Mit Frankreich in nächſter und innigſter Verbindung, hat es allerdings auch Vieles, was an Frankreich und namentlich an Paris erinnert. Die Phyſiognomie der Stadt iſt in ihren impoſanteren Theilen durchaus franzöſiſch. Die Gaſthöfe ſind alle auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet und treten zum Theil mit großen Anſprüchen auf. Die größeren Läden, beſonders die der höheren und feineren Induſtrie und des Luxus, ſind von den berühmten zu Paris wenig oder gar nicht zu unterſcheiden, ſowohl was Eleganz und Geſchmack der Einrichtung, als auch was den Glanz und den Werth des Feilgebotenen betrifft. Anders aber verhält es ſich mit den Kaffeehäuſern. Dieſe, äußerlich auch mit Eleganz ausgeſtattet, bieten in ihrem Innern ein ganz anderes Schauſpiel dar, als man erwartet. Hier herrſcht nicht feine Sitte, ſondern nur Ungenirtheit, republikaniſche Gleichheit und Rechthaberei. Der Garçon nimmt keinen Anſtand, in bloßen Hemdärmeln zu bedienen, die Atmoſphäre iſt erfüllt von dem penetranten Duft des nicotianiſchen Krautes, das bei ſtarkem Beſuche die Zimmer mit den bekannten Nebelwolken erfüllt. Kurz, das bieſige Café ſteht nicht über dem Pariſer Eſtaminet. — Das Hauptband, welches Genf mit Frankreich verknüpft, iſt die Sprache. So lange in Genf franzöſiſch als Volksſprache geſprochen wird, ſo lange wird es auch mehr zur franzöſiſchen als zur deutſchen Nationalität ſich hingezogen fühlen. Eben ſo die übrigen franzöſiſch ſprechenden Kantone. Ja man muß behaupten, ſo lange noch in der Schweiz zwei Sprachen in den verſchiedenen Kantonen als Mutterſprachen gelten, ſo lange wird auch eine innige Verſchmelzung nicht ſtattfinden können. — Jede lebende Sprache hat ihre Dialekte. Je mehr dialektlos an einem Orte geſprochen wird, deſto reiner nennt man die Sprache des Ortes. Gewöhnlich machen die Hauptſtädte den Anſpruch, die Sprache am reinſten zu ſprechen. Für die franzöſiſche Sprache aber rivaliſiren mit Paris noch zwei andere Städte, Orleans und Genf. Ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen Genf und Paris beſteht darin, daß man in Genf wie in der ganzen franzöſiſchen Schweiz langſamer ſpricht als in Paris, daher alles viel gedehnter, markirter, hörbarer und verſtändlicher erſcheint, während die unendliche Zungengeläufigkeit des Franzoſen ſich viel kürzer faßt und das Wort mit einer Schnelligkeit ausſtößt, die das klare Vernehmen eines jeden Elementes deſſelben unmöglich macht; daher dem Fremden, der in der Wahl zwiſchen Genf und Paris ſchwankend iſt, gerathen werden kann, zu ſeiner ſprachlichen Ausbildung zuerſt nach Genf und von da erſt nach Paris zu gehen. — Schon Rouſſeau war auf die angedeutete Eigenthümlichkeit der Genfer Ausſprache aufmerkſam geworden. In ſeiner Nouvelle Héloïse ſagt er (6. partie lettre 5.): „Die Genfer ſcheinen zu leſen, wenn ſie ſprechen, ſo ſehr beobachten ſie die Etymologie, ſo ſorgfältig laſſen ſie jeden Buchſtaben hören. Sie ſprechen le marc du raisin wie den Namen Marc; ſie ſagen du taba-k und nicht du taba, un pare-sol und nicht un parasol, avan-t-hier und nicht avan-hier, secré-taire und nicht segrétaire; ſie ſprechen überall das s am Ende und das r der Infinitive; ſie bewegen ſich immer in ſehr gemeſſener Sprache, ihre leichte Unterhaltung iſt als ob ſie predigten." Doch hört man andererſeits auch wiederum in dem Wort moeurs das s nicht ausgeſprochen, während es bekanntlich in Paris ſehr ſcharf markirt wird. — Dem eben genannten Denker hat Genf jezt ein Denkmal geſezt. Es hat damit wohl die ſchwere Schuld ſühnen wollen, die es gegen dieſen großen Mann auf ſich geladen. Kann aber eine ſolche Schuld wirklich geſühnt werden? — Die Statue * befindet ſich auf einer Inſel im Genferſee, die nur wenige Schritte von dem ſchönen Quai entfernt iſt und jezt den Namen Rouſſeau-Inſel führt. Rouſſeau iſt ſitzend dargeſtellt, im leichten, faltenreichen Gewande. Der linke, auf einer Fußbank ruhende Fuß trägt ein von der Linken gehaltenes aufgeſchlagenes Heft, während der rechte Fuß vorgeſtreckt noch über das Piedeſtal hinausragt. In der ſpannend erhobenen Rechten hält er einen Griffel. Der Ausdruck des Geſichts, ſo wie die Haltung der ganzen Figur zeigt uns den Denker im Momente der höchſten geiſtigen Thätigkeit, ein markiges, ſehniges Geſicht, die Stirn durchfurcht von der Arbeit des Denkens, vom Ernſte des Lebens, das ihm nur wenig freundliche Blicke geſpendet. Die Statue hat eine Vollendung, wie ich ſelten geſehen. Alles harmonirt in ihr, Alles iſt wohl überlegt und angeordnet. Der Künſtler iſt für ſeine Aufgabe begeiſtert geweſen; aber die Statue könnte günſtiger aufgeſtellt ſeyn. Sie hat zum Hintergrunde den freien Blick auf den Genferſee. Wie ſchön das der Leſer ſich auch denken mag und wie ſchön es auch wirklich iſt, ſo wäre es für die Betrachtung des Kunſtwerks doch günſtiger, wenn das Auge mit voller Ruhe daſſelbe anſchauen könnte, d. h. wenn die zur Seite ſtehenden Bäume den Hintergrund bildeten, nicht aber die blendende Helle des Sees und des Himmels.

(Schluß folgt.)

* Die Statue iſt von Pradier aus dem Jahre 1834.

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 3. Juni 1845.

— Here is my space,
Kingdoms are clay: the nobleness of life
Is, to do thus, when such a mutual pair,
And such a twain can do't.

Shakespeare.

Die Perlen der Fee.

(Fortſetzung.)

Sie traten in die Hütte; die Thür war ſo niedrig, daß die ſchlanke, erhabene Geſtalt Telane's ſich bücken mußte. „Rudolph iſt abweſend," ſprach Aglaë, „ich kann dir alſo Alles zeigen, was ihm gehört und zugleich mir; denn wir beſitzen unſere Armuth und unſer Glück gemeinſchaftlich." Sie öffnete einen kleinen Wandſchrank. „Sieh hier den aus Holz geſchnitzten Becher, aus dem Rudolph bei feſtlichen Gelegenheiten trinkt. Unten im Grunde des Bechers iſt eine ſilberne Münze eingelaſſen, die ein Urahn Rudolphs einſt, ich weiß nicht für welche merkwürdige und dankenswerthe That erhalten hat. Wenn wir daraus trinken, ſo ſetze ich die Lippen hier an, wo der Rehkopf ſich befindet, er dort, wo der wilde Eber ausgeſchnizt iſt. Aber ich kann dich verſichern, in der Zerſtreuung vergißt Rudolph nach den zwei erſten Zügen den Eber und kommt zum Reh, und ich — Doch das ſind alles Thorheiten, die dich nicht intereſſiren; ich will dir etwas Wichtigeres zeigen. Dieſes Jagdgehänge habe ich gearbeitet; du ſiehſt, es ſind kleine Blumen mit Seide geſtickt auf hellem Ledergrund; doch jedes dieſer ärmlichen Blümchen wahrt in ſeinem Kelche irgend eine ſüße häusliche Erinnerung. Bei dieſem Veilchen — das ſo ſchlecht gerathen iſt — ſaßen wir am erſten Frühlingstage draußen auf der Bank, er dicht an meiner Seite, den Arm um meine Hüfte gelegt, mit der andern mir ein Veilchen vorhaltend, damit ich, wie er ſagte, treu nach der Natur copiren könne. Während ich nähte, ſuchten ſeine dunkeln Augen meinen Blick, und als der Blick nicht kam, ſandte er die vollen rothen Lippen aus, um die Augen zu rufen. Ach, wenn du wüßteſt, was in Stille und unter Waldesrauſchen der Kuß des Geliebten bedeutet! Dieſe Roſe — da brachte er mir aus der Stadt ein ſchönes rothes Band mit und band es mir ſcherzend um den Leib; die rothe Blume ſoll mich an die rothe Liebesglut mahnen, die ſeine und meine Wangen färbte. Die Sternblume hier — ſie ruht gerade auf ſeinem Herzen, wenn er das Bandelier um die Schulter wirft — dieſe Sternblume, ſchelte mich nicht, Telane, ſie ſollte mir geheim meinen Urſprung vorhalten, damit ich dem Himmel für dieſes Glück der Armuth, das er nicht für mich geſchaffen, dankbar bleibe. Und ſo weiter — und ſo weiter; ich will dich nicht mit all den Blumen langweilen. — Sieh hier dieſe kleine ſilberne Medaille, ſie iſt von ächtem Silber. Rudolph will, daß ich ſie an einem Kettchen am Halſe tragen ſoll, aber ich finde das zu übermüthig und hoffärthig."

„Denke an deine goldenen Schleier, an deine diamantenen Gürtel, an deine schimmernden Diademe!“ rief Telane.

„Ja, damals,“ erwiderte Aglaë, „damals kannte ich den Werth der glänzenden Schätze nicht. Jetzt, da ich den Geliebten um kleinen Gewinnst in schwerer Arbeit dienen sehe, jetzt ist mir diese armselige Münze das Höchste und Seltenste an Pracht und Verschwendung.“ — Telane warf einen Blick aus dem kleinen Fenster. „Meine Wolken, meine Wolken!“ rief sie, jammernd die Hände zusammenschlagend. „sie gehen wohin sie wollen! Da verläuft sich ein ganzer Trupp in jenes Thal hinab, wo wir schon gewesen sind. Mein Kind, ich muß fort; lebe wohl, lebe wohl!“

„Und du willst gehen, ohne meinen Talisman gesehen zu haben?“ fragte Aglaë bittend. — „So zeig ihn mir schnell!“ — „Da!“ — Die glückliche Mutter hob den Vorhang einer ärmlichen Wiege empor, und verschämt sich hinter den Falten der groben Leinwand verbergend, lispelte sie: „Da ist er!“ Telane sah mit Verwunderung die Mutter und dann den hübschen Knaben an und rief: „Das ist dein Talisman?“ — „Das ist er. An ihn knüpft sich mein Glück, mein Leben.“ — „Ich dachte, du würdest mir irgend eine geheimnißvolle Mispel, ein Kraut, einen Stein zeigen.“ — „Arme Telane!“

Die Fee verließ lachend die Hütte, warf kokett ihren Flammenshawl wieder um die Schultern und wirbelte in die Lüfte empor. Trotz ihrer Eile sah sie auf der einen Seite des Forstes den jungen Jäger, der seiner Wohnung zueilte, um das kleine Mahl, das schon bereit stand, zu verzehren, auf der andern Seite bemerkte sie ein häßliches Geschöpf, das halb in einer dunkeln Wolke steckte, die über einen Sumpf sich breitete. Dieses Wesen kämmte eben seinen langen rothen struppigen Bart. Ein etwas schärferer Blick überzeugte Telane, daß das Geschöpf ihr nicht unbekannt war. Sie ließ sogleich einen Boten zur Erde nieder und im Säuseln des großen Ahornbaumes, der dicht vor der Hütte stand, vernahm Aglaë die Worte: „Sey auf deiner Hut; es ist Jemand da, der dir und deinem Glück nachstellt. Denk an die Versammlung der Feen und an die Worte, die dort eine gewisse Person über dich gesprochen.“

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1812—1815.

(Fortsetzung.)

Nachmittags brachen dort ganze Haufen französischer Soldaten in die Gärten ein, um die Bretter von den Zäunen loszubrechen, die Pfähle umzuhauen und auszugraben, Lauben und Gartenhäuser einzureißen, und alles, was irgend brennbar war, davonzuschleppen. Ein dort im Quartier liegender Obrist aus der kaiserlichen Suite schaute vom Fenster seines Wohnzimmers aus der Zerstörung ruhig zu. „C'est la guerre,“ sagte er zu seinem Hülfe bei ihm suchenden Hauswirthe. — Noch ärger wurde der Lärm, als die Franzosen über ein kleines, von Leuten der ärmsten Classe bewohntes Häuschen herfielen und anfingen, die hintern Holzwände einzuschlagen und das Dach abzudecken, ohne auf die Vorstellungen und die Bitten des Eigenthümers zu hören. Da kamen ein paar, gleich zu Anfang des Streites aufgesuchte Lagergensdarmen herbei, deren große Autorität in der französischen Armee bekannt ist. Sie forderten sogleich die Soldaten auf, vom Hause abzustehen. Diese aber behaupteten, der Kaiser habe ihnen das Holz zur Feuerung freigegeben, und sprachen der angegriffenen Hütte die Eigenschaft eines Wohnhauses ab: „ce n'est pas une maison, c'est une étable à cochons.“ Auf die Gegendemonstration der Gensdarmen rief der ganze Haufe einstimmig: „Oui, c'est une étable à cochons,“ und fuhr mit dem Demoliren fort. Jetzt griffen die Gensdarmen zu den Waffen, die Soldaten hoben die Beile auf und die Sache schien zum Aeußersten zu kommen. Da kroch aus der Hütte, aus Furcht, diese möchte ihnen über dem Kopfe zusammenfallen, der Ueberrest der Bewohner hervor, zwei Weiber mit ihren in Lumpen gehüllten Kindern. Auf die Elenden weisend, fragte der eine der Gensdarmen mit Pathos: „eh bien! sont ce des cochons?“ Ein junger Füselier aber sprach, jenen parodirend, gravitätisch: „Oui, Monsieur, ce sont des cochons!“ Wie mit einem Zauberschlage verwandelten diese Worte die ganze Scene; Soldaten und Offiziere, Gensdarmen und Bürger, Alles was umherstand, brach in lautes Gelächter aus, die Soldaten sprangen vom Hause herunter, faßten einander unter den Armen, und mit einem: adieu, Messieurs! gingen sie, ihr allons, enfans de la patrie singend, davon. — Große Erbitterung erregte es aber, als in der folgenden Nacht die hölzernen Kreuze auf dem Kirchhofe und die Gitter von den Gräbern entwendet und, wie die Ueberreste zeigten, in den Bivouaks verbrannt waren. C'est la guerre!

Bei weitem mehr als die Städte litt das platte Land bei diesen Durchzügen. Die Unbilden und Gewaltthätigkeiten mehrten sich, je näher die Heere der Grenze kamen und je mehr die Massen sich concentrirten. In den von Seiten der Landesbehörden erlassenen Ausschreiben war mehr auf den gegenwärtigen Bedarf der Truppen gesehen, als auf Beschaffung derjenigen Vorräthe von Lebensmitteln, welche nach der kaiserlichen Vorschrift von

den Heeresmaſſen auf 25 Tage nach Rußland hinübergeführt werden ſollten.

Die mitgebrachten Viehheerden waren durch den weiten Transport und durch ſchwer zu vermeidende Unterſchleife verringert; ſie mußten ergänzt werden, und da es an Zeit fehlte, dieß auf dem legalen Wege zu thun, ſo geſchah es mit Gewalt. Man nahm die Viehheerden, wo man ſie fand, und nur in den weiten Wäldern Maſurens gelang es den Leuten, jene zu verbergen und zu retten. Pferde und Wagen reichten zu den unermeßlichen Transporten nicht aus und wurden nebſt ihren Führern nach Rußland geſchleppt; nur wenige kehrten zurück.

Der Kaiſer erbarmte ſich endlich der Noth des Landes; aber wie? Als er Kauen erreicht hatte und ſein Heer in Rußland angekommen war, erließ er einen ſtrengen Befehl zur Schonung der Bewohner Preußens, als eines verbündeten Landes; ein Hohn, der tiefer gefühlt wurde, als alle Verluſte, welche das Gebot des Krieges rechtfertigen mochte. Daher der innere Grimm und die Rachſucht, welche, wie wir ſpäter ſehen werden, auf dem Rückzuge am ſtärkſten bei den Landbewohnern hervorbrachen.

Dem lauten Kriegstreiben folgte lange, tiefe Stille, welche nur hin und wieder durch nachziehende Truppen unterbrochen wurde. Außer den Garniſonen von Königsberg und Pillau und den Beſatzungen der Brückenköpfe bei Tilſit und Marienwerder befanden ſich in der Provinz die Cadres der franzöſiſchen Reiterei, welche in den Städten und auf dem Lande zerſtreut umher lagen. Ihre Gegenwart war aber wenig geeignet, die öffentliche Meinung den Franzoſen günſtiger zu ſtimmen; ſie diente vielmehr nur dazu, dem gegenſeitigen Haſſe und Widerwillen ſtets neue Nahrung zu geben. Es fehlte jenen Cadres durchgängig an Offizieren, denen es mit Gewandtheit und Bildung hätte gelingen mögen, ſich in den Familien beliebt zu machen. Die Führung der Mannſchaft war größtentheils Wachtmeiſtern und Fouriers überlaſſen, ungebildeten Leuten, welche im Wahne des Nationalſtolzes ihrem Uebermuthe keine Zügel anzulegen wußten und durch ihr Benehmen zu fortwährenden Reibungen Veranlaſſung gaben.

Im erwähnten oſtpreußiſchen Städtchen lagen unter der Führung eines einzigen Offiziers dergleichen Cadres von Küraſſieren, Karabiniren und Huſaren, bei denen Unteroffiziere der beſchriebenen Art die Hauptrolle ſpielten, und es konnte nicht fehlen, daß auch das gebildetere Publikum mit ihnen in häufige Berührung kam. Dieß war namentlich der Fall in einem Gaſthauſe am Markte, wo nach altem Herkommen im vordern Zimmer die ehrſamen Bürger und Handwerker, im hinten gelegenen Beamte und Kaufleute, Penſionäre und dergleichen ſich zuſammenfanden. Doch fand, wie dieß damals in Preußen gar häufig der Fall war, keine ſtrenge Scheidung der Stände ſtatt, vielmehr wurden von einzelnen Gäſten beide Geſellſchaften beſucht. Im vordern Zimmer nun hatten die franzöſiſchen Unteroffiziere, zu denen ſich auch ihre Chirurgen und Fahnenſchmiede geſellten, Poſto gefaßt, und führten dort das große Wort, beſonders wenn eingehende Bülletins die Siege der großen Armee verkündeten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Mai.

Das Siebengebirge.

Der ſchönſte Punkt an den Ufern des Niederrheins, die Kette der „ſieben Berge," an den Grenzen der alten Wetterau das Flachland von dem Berglande ſcheidend, iſt, wie für den Freund der Geſchichte, ſo für den Naturforſcher und für den gemüthvollen Reiſenden unerſchöpflich an feſſelnden Reizen; das Siebengebirge bildet gleichſam das Thor zu dem in allen Zungen geprieſenen Rheinparadieſe, wo an den romantiſchen Ufern des herrlichen Stroms den Wanderer ſo viel Schönes, Großes und Merkwürdiges erwartet. Als Grenzhüter des mächtigen Bergthores ragen auf der linken Seite der Godesberg, auf der rechten der Drachenfels mit ihren gewaltigen Burgtrümmern, einander gegenüber, empor. Von manchen Punkten aus geſehen ſchließt ſich hier die Ausſicht über den Rhein wie ein majeſtätiſches Amphitheater, ſo daß die Phantaſie wohl verſucht werden möchte, in den ſieben Bergen die Quellen des Rheins aufzuſuchen. Das geſegnete Thal, welches, ein fruchtreicher Obſt- und Korngarten, ſich am Fuße des Siebengebirgs in beträchtlicher Strecke ausbreitet, zeigt uns zwei Punkte, von welchen aus in der Regel die Heimlichkeiten und Herrlichkeiten des Gebirgs aufgeſucht werden: Königswinter und Honnef. Beide Orte ſind ſehr alten Urſprungs und ihre Geſchichte durchflungen von wunderbaren Sagen der umliegenden Landſchaft. Nach dieſen Orten wie nach Godesberg pflegen die Bewohner des Niederrheins zur ſchönen Zeit der Pfingſten in zahlreichen Gruppen auszuziehen, um das Feſt des wiedergeborenen Frühlings zu feiern. Die Natur hat jezt gewöhnlich ihren ſchönſten Sonntagsputz angezogen, und durch die reizenden, vom prächtigen Strom durchſchnittenen Thäler geht ein Hauch des Lebens, der Alles erneut und verjüngt und durch den Menſchen das ganze Hochgefühl eines erfriſchten Daſeyns dringen läßt. Auf den Dampfſchiffen und auf der Eiſenbahn ſind Beſucher von allen Seiten herbeigeſtrömt, um der hypochondriſchen Nachwirkungen des Winters in den Reizen dieſer herrlichen Natur und unter dem Einfluſſe ſo vieler Erinnerungen, die den Geiſt wie das Gemüth gleich mächtig feſſeln, endlich los zu werden. Aachen, Düſſeldorf, Elberfeld, Köln und die Bevölkerung des weiter hinauf gelegenen eigentlichen Rheinedens vereinigen ſich jezt hier in großen Beſuchsgruppen zu einer Volksdarſtellung der blühenden und geiſtig ſo aufgeweckten preußiſchen Rheinprovinz. Ein eigenes Leben herrſcht unter dieſen Menſchen, ſehr verſchieden von dem Volksausdruck auf den meiſten andern Punkten Deutſchlands. Friſche des Geiſtes und eine lebendige Hingebung an alle Triebkräfte, welche die Gegenwart bewegen, charakteriſiren ſie vornehmlich. — Wir laden den Leſer

ein, uns auf einem Frühlingsgange durch den herrlichen Schauplatz dieses Festes zu begleiten, um uns für einen Augenblick an den natürlichen und geschichtlichen Reizen eines der interessantesten und merkwürdigsten Stücke unseres großen deutschen Vaterlandes zu ergötzen. — Ohne besondere Anstrengung gelangen wir von Königswinter durch romantische Bergschluchten nach dem berühmten Drachenfels. Unter den denkwürdigsten Alterthümern der Rheinlande nimmt diese ehemalige kurkölnische Veste einen wichtigen Platz ein. Kein Rheinländer, ja kein gebildeter Deutscher kann den Namen Drachenfels nennen hören, ohne in Gedanken einen Besuch in das Siebengebirg zu machen, ohne die feierlichen Ruinen der alten Luftburg und die steilen labyrinthischen Wege, die zu ihr führen, zu bewundern. Berg und Felsen haben ihren Namen schwerlich einer Sage zu danken, nach welcher vormals in der südlichen schwarzen Felsenhöhle ein Drache hauste; sondern Drachenfels war ein Lieblingsname für hohe Bergschlösser im Mittelalter, weil man glaubte, Drachen bewohnten die Klüfte der steilsten Berge. Daher ist eine andere Burg bei Worms und eine dritte in Böhmen unter diesem Namen bekannt. Das Schloß, dessen Ruinen noch heute ungemein imponiren, hat den Erzbischof von Köln, Friedrich I., zum Urheber, der es 1117 nebst Rolandseck und der Wolkenburg erbauen ließ, um dem Kaiser Heinrich V. den Weg auf dem Rhein zu sperren.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Mai.

(Schluß.)

Der See. — Lebensweise.

Die Farbe des Genfersees ist merkwürdig schön. Sieht man die Pracht des Wassers und die Schönheit der Umgebung des Sees, so ist es, als ob die Natur hier mit sich selbst gewetteifert hätte. Die Farbe des Wassers ist ein helles Grün, das bisweilen in ein entschiedenes, ganz reines Blau übergeht. Dabei besitzt das Wasser eine Durchsichtigkeit, daß man noch bei einigen zwanzig Fuß Tiefe die Steine auf dem Grunde des Sees erblickt. Und das ist möglich bei dem fast immer starken Wellenschlag, der so bedeutend sich zeigt, daß die Böschungen und Balustraden der Quais von ungewöhnlicher Stärke sind. An einer der schönsten Stellen des Quais ist ein Visirpunkt angebracht, von dem aus man mit Leichtigkeit, ohne eines Führers zu bedürfen, die einzelnen Höhenpunkte der umliegenden Alpen und des Jura ihrem Namen nach erkennt. Der Montblanc thronet natürlich auch von hier gesehen in majestätischer Schöne; am imposantesten aber zeigt er sich, wenn man ihn auf dem See selbst, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, vom Schiffe aus betrachtet. Ueberhaupt ist der Blick vom See aus auf die Ufer, namentlich auf Genf selbst, von unbeschreiblicher Schönheit. Nur nach Frankreich zu hat der Hintergrund der Landschaft geringeren Reiz. Je prächtiger und malerischer die Zacken und scharfen Spitzen und Kanten der Savoyer Alpen sich zeichnen, desto einförmiger ist der geradlinige Kamm des Jura. In andern Gegenden würde auch dieser Hintergrund noch für wirksam und schön gelten, in einer solchen Umgebung aber schwindet sein eigener Werth, er kann nur den relativen Werth bekommen, durch den Kontrast die Savoyer Alpen noch zu heben.

Es ist allgemein bekannt, daß die Schweiz zu den sogenannten theuren Ländern gehört. In Genf selbst sind Erzeugnisse der höhern und feinern Industrie verhältnißmäßig sehr wohlfeil, das Gasthofsleben aber ist theuer, und dieß hat man außer dem Zuströmen von Fremden besonders noch dem Umstande zuzuschreiben, daß Genf der Aufenthaltsort sehr vieler reicher Engländer ist. Uebrigens gibt es auch hier viele Privatinstitute, Pensionen, in denen man zu soliden Preisen sehr wohl aufgehoben ist. — Seit einiger Zeit haben die bedeutendsten Gasthofsbesitzer aus allen Gegenden der Schweiz eine Art Bund unter einander geschlossen, der zum Zweck hat, durch eine gemeinschaftliche feste Taxe theils die Fremden vor Uebertheurung zu schützen, theils aber auch zu ihren eigenen Gunsten eine bestimmte Höhe des Preises aufrecht zu halten. Der Preis des Diners ist darnach auf 3—4 französische Franken gesezt. Da hiebei der gewöhnliche Tischwein schon mit eingeschlossen ist, so kann man nicht über Theurung klagen, besonders wenn man bedenkt, daß auf einzelne Höhepunkte und in abgelegene Ortschaften der größte Theil der Lebensbedürfnisse mit großen Transportkosten geschafft werden muß. Das Nachtheilige dabei ist nur, daß weniger bemittelte Reisende, die auch wohl mit geringerer Kost vorlieb nehmen würden, an vielen Orten gar kein anderweitiges Unterkommen finden und somit gezwungen sind, jener Taxe sich zu unterwerfen. Hiebei darf ich übrigens nicht unerwähnt lassen, daß ein Gasthof zu Lausanne eine sehr rühmliche Ausnahme macht. Es ist das Hôtel de la Couronne. Man bekommt daselbst ein Diner von der Güte, wie es nur die ersten Hotels liefern, der Wein wird nicht, wie sonst gewöhnlich, auf eine halbe Flasche beschränkt, sondern nach dem Wunsche des Gastes gegeben, und der Preis beläuft sich nur auf 2 franz. Franken, eine Wohlfeilheit, wie ich sie nirgends gefunden. — Wenn man so im Allgemeinen über die Preise der Hauptmahlzeit nicht klagen kann, so verhält es sich anders mit dem Kaffee, dem Frühstück. Wird der Kaffee oder Thee als Frühstück genommen, so kostet die Portion einen Franken, häufig sogar einen und einen halben, d. i. zwölf Silbergroschen. Man bekommt dazu dann freilich unaufgefordert Weißbrod, Butter, Honig, und bisweilen Eier, aber man mag diese Zuthaten ablehnen oder nicht, der Preis bleibt derselbe. Dabei ist der Kaffee durchschnittlich von sehr geringer Güte, sehr stark mit Cichorien versezt, und nicht einmal durch gute Milch und Sahne verbessert, was gerade hier doch am leichtesten möglich wäre. Ich bin in sehr verschiedenen Gegenden der Schweiz gewesen, in der italienischen, französischen und deutschen, hoch im Berner Oberlande und tief in Dörfern und Städten, überall habe ich Studien über dieses edle Getränk gemacht, aber gut, wirklich gut habe ich dasselbe nur an der Grenze der Schweiz, nämlich in Basel, bekommen. Und doch trinkt man ihn im Palais-royal zu Paris, bei Stevely in Berlin, bei Florian in Venedig und an vielen andern Orten noch besser. Eine Tasse Schweizerkaffee aber wird mir unvergeßlich seyn. Von Lausanne fuhr ich mit der Post nach Bern. Wir kamen Nachts nach zwölf Uhr in Murten an und mußten daselbst über eine Stunde lang liegen bleiben, da der Wagen gewechselt wurde. Mitternächtlicher Weile pflegt man ohne besondere Eßlust zu seyn. In der Passagierstube war indeß eine lange Tafel mit kleinen Kuchen, Weißbrod ꝛc. besezt. Um die Erlaubniß, jene Stunde in diesem Zimmer zuzubringen, nicht ganz umsonst zu benützen, wiewol ein jeder Reisende dazu berechtigt ist, forderte ich eine Tasse Kaffee, ausdrücklich nur eine Tasse. Und auch für diese eine Tasse Cichorien hatte man die Stirn, anderthalb franz. Franken, oder zwölf Silbergroschen, oder zwei-und-vierzig Kreuzer rhein. zu verlangen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 4. Juni 1845.

Warum ſchmeißen ſie uns nicht aus dem Land?
Sind uns an Zahl doch überlegen.
Führen den Knittel wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen.

Schiller.

Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1812—1815.

(Fortſetzung.)

Unter ihnen zeichnete ſich ein Fourier der Huſaren durch ſein vorlautes Weſen aus und durch die Sucht, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Er machte allerlei Kunſtſtücke, verſchluckte Enden brennenden Talglichtes, zerbiß Glasſtücke und dergleichen. Am öfteſten übte er aber das gleichzeitige Werfen und Auffangen mehrerer Eier, welches er mit ſolcher Geſchicklichkeit betrieb, daß gewöhnlich drei bis vier Eier in der Luft ſich kreuzten und ſelten eines zerbrach. Es konnte nicht fehlen, daß Leute aus der andern Geſellſchaft ſich veranlaßt ſahen, bei ſolchen Gelegenheiten in das vordere Zimmer zu treten und dem Künſtler zuzuſehen; in der Regel aber, wenn es zum Eierwerfen kam, traf es ſich, daß, ſcheinbar durch Zufall, ein paar Eier auf jene Zuſchauer fielen und natürlich zerbrachen. Der Künſtler brachte zwar jedesmal ein „excusez“ zum Vorſchein, hatte aber die Lacher auf ſeiner Seite. — Daſſelbe war bei einer ähnlichen Inſolenz der Fall, die jedoch ſeinen Kaiſer um den einzigen Verehrer brachte, den er noch im Städtchen beſaß.

Durch die Greuel, welche die große Revolution in Frankreich in ihrem Gefolge hatte, waren die zahlreichen Anhänger derſelben in den civiliſirten Landern Europas faſt in eben ſo viele Gegner umgewandelt worden. Das ſchöne Himmelsbild der Freiheit hatte ſich mit den Farben der Hölle bekleidet. Eben ſo raſch wie man ihm zugeflogen war, wendete ſich Alles davon ab; aber Napoleon war und blieb der Held des Tages, bis auch er zu Gewaltthätigkeiten ſich verleiten ließ, und das Elend, das er über die Völker brachte, ihn zum Gegenſtand des allgemeinen Haſſes machte. Nur hin und wieder blieben Einzelne ihm treu, weniger vielleicht aus Ueberzeugung als aus Eigenſinn und Hang zum Widerſpruch.

Im Städtchen J. gab es nach der Schlacht von Jena nur noch zwei ſolcher Männer, die nicht aufhören konnten, Napoleons kühnen Zug über die Alpen, ſeine Wunderthaten am Fuße der Pyramiden, ſeine Geiſtesgegenwart in der Verſammlung der Volksdeputirten zum Gegenſtand ihrer ſtets wiederholten Lobpreiſungen zu machen. Beide ſollten aber von ihrem Wahne geheilt werden, und dieß mußte gerade von einer Seite her geſchehen, wo ſie es am wenigſten erwartet hatten. — Der eine war ein angeſehener Gerichtsbeamter. Als im Feldzug von 1807 die erſten Franzoſen in Oſtpreußen eintrafen — es war im Juni nach der Schlacht bei Friedland — trieb ihn die Unruhe aus dem Hauſe, um die nähere Bekanntſchaft

der Krieger des großen Kaisers zu machen. Sie fiel aber gar nicht nach Wunsch aus. Ein Tirailleur erkundigte sich bei ihm freundlich nach der Stunde des Tages und bat sich die bereitwillig hervorgezogene Taschenuhr als Andenken an einen so seltenen Franzosenfreund aus. Dem Ansinnen eines Andern, mit ihm die Stiefeln zu tauschen, entging er nur, weil das Mißverhältniß in der Größe ihrer Fußgestelle zu sehr in die Augen fiel. Dagegen fiel er trotz der Eile, mit der er nach solchen Erfahrungen das Haus suchte, einigen Chasseurs in die Hände, deren gefüllte Futtersäcke er zu Ehren des Kaisers nach den Ställen tragen mußte.

Um den zweiten zu bekehren, bedurfte es stärkerer Mittel; er hielt an seinem Glauben noch lange fest, bis auch seine Stunde schlug. Es war auch ein wahres Original, dieser Ingrossator (Archivbeamter) beim Obergericht. Er hatte die größte Zeit seines Lebens im Militärstande, zwanzig Jahre noch als Korporal und Feldwebel unter dem großen Friederich gedient, und trug sich, obgleich er im Jahr 1812 den Siebzigern näher war als den Fünfzigern, mit völlig militärischer Haltung. Als äußeres Zeichen seines früheren Standes hatte er den anderthalb Fuß langen Zopf beibehalten, wiewohl seit Jahren schon alle Welt kurzgeschnittenes Haar trug. Diesen Zopf hegte und pflegte er mehr als eine alte Jungfer ihren Schooßhund, und doch sollte er dieses Ehrenzeichens gerade durch seine besten Freunde beraubt werden.

Unser Ingrossator hatte fleißigen Verkehr mit den oben erwähnten Unteroffizieren und Fourieren der französischen Depotschwadronen, welche sich die Unterhaltung des alten redseligen Mannes in Rücksicht seines Enthusiasmus für ihren Kaiser gefallen ließen. Doch konnte es dabei an Neckereien nicht fehlen, und eines Tages wurde er von einem Franzosen gefragt: warum er den langen Zopf noch trage? die Preußen hätten doch ihre Zöpfe sämmtlich auf der Retirade von Jena von sich geworfen. Das empörte denn das alte preußische Soldatenherz des braven Ingrossators dermaßen, daß er heftig erwiderte: das sey einer von den Zöpfen, mit welchen sein großer Friederich die Franzosen von Roßbach über den Rhein gejagt habe. Diese Aeußerung veranlaßte die Franzosen zu einer Handlung kleinlicher Rache. Der erwähnte spaßhafte Fourier ersah sich die Gelegenheit, um dem solchen Greuel nicht im entferntesten abnenden Ingrossator den Zopf mit einer Scheere heimlich glatt am Kopfe wegzuschneiden und ihm denselben unter Hohngelächter zu überreichen. — Schreck und Zorn über solch unerhörte Beschimpfung ließen den Schwerverletzten kein Wort hervorbringen; schweigend und mit der höchsten Verachtung in der Miene, entfernte er sich. Hinfort hörte ihn Niemand wieder von den Franzosen und ihrem Kaiser sprechen, und darin allein bestand seine Rache.

Bei der täglichen Berührung, in welche die Bewohner der Stadt mit den einquartierten Soldaten der Depots kamen, fehlte es nicht an Reibungen, welche mitunter ernstliche Folgen hätten haben können. Sie lieferten jedoch den Beweis, wie wenig kameradschaftlicher Sinn unter den Franzosen herrschte und wie sehr ihnen die Eingeborenen an Körperkraft überlegen waren. — Der mehrgedachte Fourier bekam in Folge seiner steten Insolenz Streit mit einem jungen Manne und ward von diesem, da er sich eine Handgreiflichkeit gegen ihn erlauben wollte, zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, ohne daß einer der anwesenden Franzosen dem übel zugerichteten Kameraden zu Hülfe gekommen wäre. Sie beschränkten sich darauf, Mannschaft von der nahe gelegenen Wache herbeizuholen. — Ein andermal an einem Sonntage hatte ein zwischen Franzosen und Leuten geringen Standes auf einem Tanzboden ausgebrochener Streit sich bis auf die Straße fortgepflanzt, und nahm dort an Umfang so rasch zu, daß bald die ganze Garnison mit der Einwohnerschaft im ernstesten Kampfe begriffen war, wobei jene bedeutend den Kürzern zog. Es gelang nur mit Mühe den vom bessern Theile der Bürgerschaft unterstützten Ortsbehörden und dem Einschreiten des französischen Kommandanten, welcher eine Art Kriegsgesetz proklamiren ließ, weiterem Unheil vorzubeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perlen der Fee.

(Fortsetzung.)

„Ich denke doch nicht, daß Ihr immer im Walde sitzen werdet, da Ihr eine junge Frau habt, die den Putz liebt und sich gerne zeigen mag.“ — „Ja, wenn ich so reich wäre wie Ihr, Gevatter.“ — „Es gibt Mittel, sich in kurzer Frist Reichthümer zu verschaffen. Laßt Euch auf's Spiel ein. Ich gebe Euch eine Summe, die ich nicht wieder haben will, wenn sie verloren geht. Es ist nur, um Euch einmal eine Freude zu machen. Gewinnt Ihr, so schmausen wir zusammen und Eure Frau schmaust mit. Junge Frauen lieben hier und da einen Tropfen Wein.“ — „Und die Geige zum Tanz,“ ergänzte Rudolph. — „So kommt in die Stadt. Einmal könnt Ihr's schon versuchen. Ihr habt lang genug solid gelebt.“ — Sie gingen. Die bestimmte Summe ward gesetzt und gewonnen, Rudolph spielte jetzt auf eigene Rechnung, und ehe der Abend kam, war ihm ein ansehnlicher Gewinnst zugefallen. Er kaufte sich dafür eine neue Flinte und einen hübschen Anzug für Margot. Der

Reſt der Summe ſollte zurückgelegt und zu einem Sparpfennig verwendet werden; er fand jedoch ſchnell ſeine Beſtimmung, indem ein paar luſtige Abende mit Zechen und Schwärmen hingebracht wurden. Von Neuem brachte Ruthart, ſo hieß Rudolphs Genoſſe, ihn vor die Spielbank. Neuer Gewinnſt, dann Verluſt. Faſt jeden Abend ſchlichen jezt Rudolph und Ruthard auf dem verſteckten Waldpfad in die Stadt und eine der geringen Koſtbarkeiten nach der andern verſchwand aus dem kleinen Haushalt.

Es war eine dunkle ſtürmiſche Nacht, als die Wanderer einſt aus der Stadt heimkehrten, Rudolph bis auf den lezten Pfennig ausgeplündert und darum in ſehr ſchlechter Laune; er faßte Ruthart an ſeinem ſpizen Bart, drehte ihn kräftig zu ſich herum, und ihm mit einem grimmigen Ausdruck in die Augen ſehend, rief er: „Burſche, dein Geſicht iſt mir fatal! Wo hab' ich dich früher ſchon geſehen?" — „Vor Jahr und Tag," antwortete jener, „als du um die ſchöne Margot freiteſt." — „Richtig, und warſt unter denen, die wollten, daß das Mädchen beſchimpft und aus dem Dorfe gewieſen werde!" — „Das iſt wahr." — „Ich habe Luſt, dich zu erwürgen." — „Laß das noch ein Weilchen. Höre lieber meine Gründe, weßhalb ich jenem Mädchen, deinem jetzigen Weibe, abhold war." — „Was kann ein Wurm wie du für Gründe haben, einem edlen unſchuldigen Geſchöpfe abhold zu ſeyn? Doch laß hören. Ich bin in der Laune, jedes alberne Geſchwäz lieber zu hören, als die Stimme meines Gewiſſens, das ſeit zwei Stunden mir die auserleſenſten Grobheiten ſagt. Nun ſprich!"

„Dein Weib iſt eine Hexe — Halt! laß meine Gurgel los! Zerre mich nicht in den Graben! Ich will dir erklären, wie ich's meine. Es gibt Hexen ſehr verſchiedener Art — ſo laß doch meine Gurgel los! — Dein Weib iſt eine kleine allerliebſte Hexe, eine Hexe zum küſſen, aber bei alledem doch eine Hexe. Sie weint Thränen, die ſich in Perlen verwandeln, ja in die ſchönſten Perlen, die einen faſt unbezahlbaren Werth hätten, wenn man ſie verkaufen wollte. Nicht wahr, nun erſtaunſt du? Geh, frage ſie ſelbſt, aber ich muß bitten, mich nicht zu nennen. Ich bin nur ſo zufällig hinter das Geheimniß gekommen. Was meinſt du nun, wenn du dieſe Perlen nähmeſt und ſie an Baruch verkaufteſt? Du brauchſt dich gar nicht weiter in den Handel zu miſchen; bringe mir nur die Perlen, ich verkaufe ſie und bringe dir das Geld."

„Schweig! von allem deinem Gerede wird mir ganz wirr im Kopf," rief Rudolph. Perlen, Thränen, Hexen — das klingt hier in Nacht und Stille ſo wunderlich durcheinander, und deine Stimme ſchnarrt dabei, wie ſie noch nie geſchnarrt hat. Da iſt der Scheideweg; geh du deine Straße, ich will die meinige gehen."

Sie trennten ſich, und Rudolph, als er ſeine Hütte mit dem erleuchteten Fenſter ſah, lehnte an einen Baum und ſagte mit wehmüthigem Lächeln: „Sie ſchlummert nicht, ſie verwacht ihre Nächte. Armes Weib, ich habe dich ſchon den Kummer kennen gelehrt! Du haſt aufgehört, deinen Traum von unzerſtörbarem Glücke zu träumen!" Er nahte ſich leiſe dem Fenſter, das offen ſtand und an dem Margot ſaß, das Geſicht in ein Tuch gedrückt. Es ſchlug zwölf Uhr im Innern des kleinen Zimmers, ſie ſtand auf und ließ das Tuch auf dem Fenſterbrette liegen. Rudolph ſchlich herbei und nahm es, um ſeine heiße Stirne damit zu trocknen. Da rollte etwas in den Sand zu ſeinen Füßen; er hob es auf — es waren ein paar Perlen.

„Nun ja, wenn du es denn durchaus wiſſen willſt, ſo bekenne ich dir, daß es mit jenem Ausſpruch ſeine Richtigkeit hat. Unter meinen Taufpathen erſchien eine wunderſame Frau, die Niemand kannte und die ſich wieder entfernte, ohne daß man ihren Namen erfuhr. Sie war es, die meinen Thränen dieſe magiſche Fähigkeit ertheilte, ſich in Perlen zu verwandeln." — „Wie ſeltſam!" — „Ja wohl, ſeltſam; aber nun bekenne mir auch, woher und von wem du mein Geheimniß erfahren." — „Mein Kind, das kann dir ja wohl gleichgültig ſeyn." — „Durchaus nicht; denn nur der Kummer, der Schmerz, und zwar ſchon ein recht empfindlicher, erpreßt mir dieſe Thränen, und ſeitdem ich an deiner Seite lebe, wo ſollte ich wohl jemals Gelegenheit gehabt haben, dieß unglückliche Geſchenk der Zauberfrau zu erproben?" — „Du haſt noch nie geweint, ſeitdem wir beiſammen ſind?" — „Noch nie."

Die arme Kleine, ſie brachte dieſe Lüge nur ſtammelnd und mit abgewendetem Köpfchen vor. Gleich darauf ſah ſie ihm wieder klar und freundlich in die Augen. „Nun ſage," rief ſie, „da ich nicht geweint habe, wie kannſt du alſo wiſſen, daß ich Perlen weine?" — „Da du ſo lange vor mir ein Geheimniß gehabt haſt, ſo wirſt du mir ſchon erlauben, jezt auch vor dir eines zu haben."

Sie ſah ihn betroffen und erröthend an; gleich darauf warf ſie ſich ihm an den Hals und ſagte mit dem Ausdruck der innigſten Liebe: „O wenn meine Freudenthränen Perlen würden, dann hätte ich dir mein Geheimniß nicht verbergen können; ſchon am erſten Tage, als du mich in die Arme ſchloſſeſt und mit ſo treuer ehrlicher Stimme ſagteſt: Du biſt mein! hätteſt du's gewußt." — Er küßte ſie und ſagte mit jenem Tone, der aus glücklichern Tagen herübertönte: „Sey ruhig, du ſollſt auch nie weinen, vor Schmerz wenigſtens nie." Er ging in den Wald, ſuchte das einſamſte Plätzchen auf und überließ ſich ſeinen Träumen.

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Siebengebirge.

Im Jahre 1525 wurde der Drachenfels auf den 10ten Mai von 500 Sickingenschen Reitern (wenig Tage nach dem Tode Franz von Sickingens) überfallen und des folgenden Tags zerstört. Neben den Ruinen des Schlosses befinden sich in neuester Zeit die Denkmäler zweier im Kampfe gegen die Franzosen 1815 gefallenen Deutschen. An der rechten Seite des Felsen erblickt man nackte, schroff weggebrochene Stellen, von wo das Gestein zum kölnischen Dom verbraucht wurde und die daher noch heute der Dombruch genannt werden. — Der Drachenfels hebt sich unter den sieben Bergen* mit seinen Ruinen am kühnsten von der Rheinseite hervor. Alle sieben ragen mit ihren hohen Häuptern, längs dem Rhein hin, an die Wolken hinauf, jeder in eigenthümlicher Ansicht und Gestalt. Bewunderungsvoll blickt das Auge an diesen ungeheuern Massen empor. Aber auch den Muth der Menschen muß man anstaunen, die sich auf den Gipfeln dieser Riesenmassen anbauten und furchtlos in der Nähe der Blitze wohnten. Nichts gleicht der Aussicht von dem Gipfel des Drachenfels, deren man auf den tief unten vorüberwogenden Strom und sein Gestade, sowie nach Süden und Norden genießt. Hier erblickt man ein reizendes Thal mit den am Fuße des Petersbergs noch übrig gebliebenen Gebäuden der in unsern Tagen eingestürzten Abtei Heisterbach. Von lezterem Orte gelangt man Anfangs durch Wald und Büsche, dann durch üppige Gemüsefelder, zulezt durch Rebhügel nach Königswinter zurück. Steinhauerei, welche über hundert Arbeiter beschäftigt, ist neben Wein-, Acker- und Gartenbau Hauptnahrungsquelle der Einwohner des Städtchens. Seine Entstehung scheint in die austrasischen, vielleicht in die römischen Zeiten zu fallen, und das Wort Hiberna, Winterlager, seinem Namen zum Grunde zu liegen. Nach den Worten eines handschriftlichen Nachlasses der Abtei Heisterbach hielt der Frankenherzog Hilderich während Attila's Einfällen 450 das Gebirg besezt, indeß Charibert und Merwich das jenseitige Ufer bewachten; eine interessante Annahme, welche ganz mit der geschichtlichen Thatsache übereinstimmt, nach welcher die rheinischen Franken dem furchtbaren Hunnenkönige einen gewaltigen Kriegerdamm entgegensezten und Merich als Bundesgenosse des Aetius auf den katalaunischen Feldern focht. Noch vor der neuesten Ankunft der Franzosen am Rhein war die Gegend vom Drachenfels wegen vieler Gespensterhistorien sehr berühmt. Die Teufelsbeschwörer verbannten früher alle Gespenster aus den Wohnungen der Menschen auf diese unwirthbaren Gebirge. Wen der Pöbel in seinem Leben gehaßt, der ging nach seinem Tode in bleiernen Pantoffeln, oder glühend auf diesen Gebirgen einher. Am Drachenfels erschlug Siegfried von Xanten, der Held der deutschen Sage, den Lindwurm, und wurde, sich in dessen Fette badend, hörnern. Am Rhein lebt er noch im Munde des Volkes als „hörnen Siegfried" lebendig fort, gleich Roland, dem Helden aus dem Sagenkreise Karls des Großen, der vor seiner Klause auf Rolandseck in stillem Liedesharme um ein Burgfräulein des Drachenfels verschied. Er war gegen die Sarazenen gezogen, mit dem Liebesschwur seiner Hildegunde beglückt, die seiner Rückkehr in stillem Sehnen harrte. Als aber seines Todes Nachricht durch einen Pilger, der von San Jago de Compostella zum Rhein gezogen kam, überbracht wurde, nahm Hildegunde den Schleier in dem Kloster auf Nonnenwerth, dem Gelübde treu, das sie dem Geliebten geleistet hatte. Doch Roland kehrt heim. Der Liebe Glück soll seine Tage krönen; aber er findet die Geliebte als eine Braut des Herrn, und hoch auf seiner Burg baut er sich eine Klause und schaut stundenlang hinab nach dem Werth, wo Hildegunde in stiller Zelle trauert und betet. Eines Morgens tritt Roland hinaus, und sein Blick, der der Zelle Hildegundens den Morgengruß bringen soll, fällt auf ein frisch aufgeworfenes Grab. Er hört den Trauergesang der Nonnen; die Leiche wird versenkt, und mit festineinandergeschlungenen Händen fällt er vor seiner Klause nieder. Seine Lebenskraft ist gebrochen, am andern Morgen findet man ihn, eine Leiche; er ist der Geliebten nachgefolgt. Die Sage erzählt aber auch, Roland sey hinausgezogen mit Karls Heeren nach Spanien, als Verlobter Hildegundens, des Burgfräuleins von Drachenfels. Als er nach langer Zeit heimgekehrt, habe ihn ein unnennbares Gefühl seinen Reisigen weit voraus nach dem Rhein getrieben. Am späten Abend sey er am Drachenfels eingetroffen, als eben ein Raubritter aus der Nähe, der vergebens um Hildegundens Hand geworben, die Veste Drachenfels überfallen hatte. Unerkannt habe er sich in die Mitte der Streitenden gestürzt und im Gewühle des Kampfes den Burggrafen zu Drachenfels, Hildegundens Vater, erschlagen, worauf Hildegunde den Schleier genommen und er dann in seinem Harme, wie oben erzählt, auch gestorben sey.

Das Siebengebirge erhielt seinen Namen von den sieben Hauptbergspitzen, die in der Ferne von ihm sichtbar sind und deren eine der Drachenfels ist. Die übrigen heißen: der Stromsberg oder Petersberg, die Wolkenburg, der große Oels oder Auelberg, der Breiberich, die Löwenburg und der Hemmerich. Die schönsten und anmuthigsten Thalgründe, von den klarsten Quellen durchrieselt, verbinden die einzelnen Berge, zwischen denen die lieblichsten, reizendsten Lagen mit wildromantischen Waldschluchten, Felsenhöhlen und Steinbrüchen abwechseln. — Der Stromberg, der sich nach Benzenbergs barometrischen Messungen 1040, nach Schmidt 1055 Fuß über der Meeresfläche erhebt, wird auch Petersberg genannt, wegen einer auf demselben gelegenen, dem heiligen Petrus geweihten Kapelle, die an hellen Tagen wie ein freundlicher Stern in die blaue Ferne leuchtet. Zum Stromberge führt ein sanft ansteigender Weg aus dem ihm nordöstlich gelegenen reizenden Heisterbacher Thal, wo sich mancher Naturfreund gewiß gern eine Hütte bauen möchte. An der Nordostseite des Petersberges herabsteigend, gelangt man zu dem fast eben so hohen Nonnen-Stromberg, dessen Kuppe sich nördlich in gleicher Richtung mit jener des Petersbergs erstreckt. (Fortsetzung folgt.)

* Sehr wahrscheinlich hat Siebenbürgen seinen Namen von dem Siebengebirge erhalten, indem in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts sich in jenen öden Gegenden eine Schaar Niederländer ansiedelte und dem gebirgigen Lande den Namen des bedeutendsten Gebirges gab, das sie in ihrem Lande kannten. Nannten sich doch ebenso die Rhein- und Niederländer, Flanderer, die, durch Ueberschwemmungen aus ihren Ursitzen getrieben, nach der Mark Brandenburg kamen und von dem großen Markgrafen von Nordsachsen (Altmark), Albrecht dem Bären, 1134–1170 in seinen errungenen Besitzungen, der Neumark, freudig aufgenommen wurden, nach der Hauptstadt ihres Landes, dem deutschen Rom des Mittelalters, nach Köln Kölner, und stifteten so Köln an der Spree, eine blühende Tochter Berlins.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 20.

Mittwoch, 4. Juni 1845.

Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das so eben im Formate der letzten Octav-Ausgabe fertig gewordene

Leben Schillers.

Verfaßt aus den

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt sich durch treuste Darstellung des Lebens unsres unsterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentischen Quellen, aus dem Nachlaß seiner Gattin, aus seinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen seiner Schwester und seines innigsten Freundes Körner kann der Leser versichert seyn in diesem Buche das treuste Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutschland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden ist und es wohl immer bleiben wird.

Da sich dieses Buch in Format und Ausstattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anschließt, so dürfte es auch besonders den Besitzern derselben als würdiges Supplement willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[153] **Neue Erzählungen von J. F. Cooper.**

Aus der neuen Ausgabe

von J. F. Coopers Romanen,

Schiller-Format,

— Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching —

welche fortwährend vervollständigt wird:

Wyandotté oder das Blockhaus.

Eine Erzählung.

Aus dem Englischen von Ed. Mauch.

VIII, 578 Seiten Velin. In Umschl. 5/6 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Red Myers.

Aus dem Leben eines Vorkastellmatrosen.

Herausgegeben von J. F. Cooper.

Aus dem Englischen von Eduard Mauch.

VIII, 355 Seiten Velin. In Umschl. 17½ Sgr. — 1 fl.

Die französische Erzieherin

oder das gestickte Taschentuch.

Eine Erzählung.

Aus dem Englischen von Eduard Mauch.

IV, 187 Seiten Velin. In Umschl. ⅓ Thlr. — 36 kr.

Miles Wallingfords

Abenteuer zu Land und zur See.

Aus dem Englischen von Ed. Mauch.

XII, 649 S. Velin. In Umschl. 1 Thlr. — 1 fl. 48 kr.

Eine Fortsetzung dieses Romans: „Lucy Hardinge" erscheint binnen Monatsfrist.

Für die Subscribenten auf die ganze Sammlung bestehen noch niedrigere Preisverhältnisse: in die Subscription kann jederzeit, nach Bänden oder Heften, eingetreten werden. Eine Sammlung von Titelbildern, in Stahl gestochen, ist zu geringem Preise besonders zu haben.

Von der Stahlstich-Ausgabe von

Warrens gesammelten Werken,

(Zehntausend Pfund Renten, drei Theile, Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes, zwei Theile)

Klassikerformat

— aus dem Englischen von Dr. Carl Kolb, —

wird so eben Heft 3. 4. versandt. Das Ganze bildet 25 Hefte mit 10 Stahlstichen nach Originalzeichnungen eines deutschen Künstlers; Preis eines Heftes ⅓ Thlr. — 27 kr. — 24 kr. C.M. Monatlich erscheinen 2 Hefte

Aufträge besorgen alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und der gesammten österreichischen Monarchie.

Frühjahr 1845.

[144] **Dante Alighieri's Schriften** sind jetzt vollständig bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Planen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geheftet. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

---

[154] Stuttgart. Im Verlag von Ebner & Seubert ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Jahreshefte

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

Württemberg.

Herausgegeben von dessen Redactions-Commission Prof. Dr. H. v. Mohl in Tübingen, Prof. Dr. Th. Plieninger, Prof. Dr. Fehling, Dr. W. Menzel, Dr. Ferd. Krauss in Stuttgart.

Erster Jahrgang erstes Heft.

gr. 8. geheftet. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.

Inhalt: Angelegenheiten des Vereins. — Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der vaterländischen Naturkunde Württembergs. Von Prof. Dr. Th. Plieninger. — Ueber die Zähne des Hirsches. Von Prof. Dr. W. v. Rapp. — Ueber den Fötus der Wiederkäuer. Von demselben. — Ueber die Flora von Württemberg. Von Prof. Dr. H. v. Mohl. — Eine neue Art Krätzmilbe (Sarcoptes Bovis). Von Med.-Rath E. Hering. — Ueber die Pferderaçen. Von Prof. W. Baumeister. — Beobachtungen über Zugvögel im Winter $18^{39}/_{40}$.

---

[156] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Beschreibung

des

Oberamts Eßlingen

mit einer Karte des Oberamts und einer Ansicht von Eßlingen.

Herausgegeben

vom

statistisch-topographischen Bureau.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[155] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Württembergische

Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Büreau.

Jahrgang 1843. Erstes Heft.

8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

A. **Chronik.** I. Allgemeine Landes-Chronik des Jahrs 1843. Königliches Haus. — Bevölkerung, Gesundheitszustand, — Heilanstalten. — Gebäude, Brandfälle. — Witterung, Naturerscheinungen, Fruchtbarkeit, Preise der Lebensbedürfnisse. — Religiosität und Sitten, Wissenschaften und Künste. — Oekonomischer Zustand: Landwirthschaft und Gartenbau, Viehzucht, Waldwirthschaft, Gewerbe und Handel, Wohlthätigkeit. — Unglücksfälle, besondere Denkwürdigkeiten. — II. Staatsverwaltung. Aenderung in der Oberamts-Eintheilung, Kriegswesen vom 1. Januar 1842 bis letzten Juni 1843.

B. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** I. Die Uebergabe von Hohentwiel am 1. Mai 1800. Nach amtlichen Quellen dargestellt durch C. v. Martens, k. württ. Oberst. — II. Darstellung der Beschädigungen durch Hagel im Königreich Württemberg in den Jahren $18^{38}/_{42}$. — III. Uebersicht über den Stand der Holzpreise im Königreich Württemberg in den Jahren 1800, 1810, 1820, 1830, 1840 und 1842. — IV. Die Ergebnisse der in den Jahren 1835—39 auf Staatskosten unternommenen Bohrversuche auf Trinkwasser.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[141] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's

Polytechnisches Journal.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Erstes Aprilheft 1845.

Inhalt. Verbesserungen an Dampfmaschinen, Dampfkesseln und Oefen, von M. Poole, Patent-Agent zu London. Mit Abbild. — Verbesserung der Seilrollen für Eisenbahnen, von J. Lausmann. Mit Abbild. — Mechanismus zur Verbindung von Achsen oder Wellen, um sie mit verschiedenen relativen Geschwindigkeiten rotiren zu lassen, von Elijah Galloway. Mit Abbild. — Das Drücken auf der Drehbank zur Anfertigung von Theetöpfen, Leuchtern, Deckeln. Mit Abbild. — Patentirte Reflections-Instrumente, von Pistor und Martins in Berlin. Mit Abbild. — Verbesserte Methode, die Gebläseluft für Hohöfen und andere Gebläseöfen zu erhitzen, von John Dixon. Mit Abbild. — Einige Vorschriften für das Bronziren, Brüniren und Graumachen der Gewehrläufe, von E. O. Schmidt und E. Martin. — Apparat zum Extrahiren der organischen Substanzen mit Alkohol und Aether, von Hrn. Payen. Mit Abbild. — Ueber Messung der Lichtstärke behufs photographischer Versuche, von Dr. Heeren. — Ueber Alkalimetrie und Chlorometrie, von Dr. Ure. Mit Abbild. — Crums neue Methode, schwache Lösungen von Chlorkalk zum Bleichen der Waaren zu prüfen. — Ueber die Prüfung der käuflichen Potasche auf ihre

Verfälſchung mit Natronſalzen, und einen hiezu dienlichen Apparat (Kalimeter), von O. Henry. Mit Abbild. — Neue Theorie des amerikaniſchen Amalgamationsprozeſſes. — Einfache Prüfungsweiſe des Eſſigs auf einen Gehalt an freier Schwefelſäure, von Dr. Böttger. — Ueber Kartoffelmalzbier, von Prof. Siemens. — Miscellen. Verzeichniß der im Jahr 1843 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungs-Patente in alphabetiſcher Ordnung der Gegenſtände. — Dampfdichter Kitt von Stephenſon. — Low's Kompoſition zum Reinigen des Eiſens in den Hohöfen und Puddelöfen, ſo wie zur Gußſtahlfabrikation. — Ueber einige Subſtanzen, welche das Silberoxyd reduziren und es auf Glas in Form eines Metallſpiegels niederſchlagen. — Fentons Metallegirung (antifriction-metal) für die Zapfenlager von Maſchinen und Lokomotiven. — Ueber die Anfertigung galvanoplaſtiſcher Kopien von Maßſtäben. — Ueber Glasätzkunſt. — Anwendung von eſſigſaurem Eiſenoxyd gegen Arſenikvergiftungen. — Ueber die Reinigung der käuflichen Salpeterſäure. — Vorſchrift zu rother Tinte. — Bohnwachs zum Aufpoliren von Meubles. — Ueber Verwendung der Oelkuchen in England. — Neues Flachsrotte-Verfahren.

Zweites Aprilheft.

Inhalt. Verbeſſerungen an Wagen, insbeſondere in ihrer Verbindung mit den Drehſcheiben der Eiſenbahnen, von Samuel Ellis, Ingenieur. Mit Abbild. — Beſchreibung einer Univerſal-Theilmaſchine, mittelſt welcher man Kreiſe und gerade Linien, ſowie verzahnte Räder, Zahnſtangen ꝛc. theilen, durchbohren und ſchneiden kann, von Hrn. Decoſter. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Olivier über eine von Hrn. Grillet konſtruirte Maſchine, um Zeichnungen aller Art in beliebigem Maßſtab genau zu kopiren. Mit Abbild. — Maſchinerie zum Schneiden oder Sägen des Marmors und anderer Steine, von William Hutchiſon. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Fabrikation von Spaten, Schaufeln und ähnlichen Geräthſchaften, von James Griffin. Mit Abbild. — Windſtänder für Schmiedefeuer, von H. O. Merbach. Mit Abbild. — Legirung zur Anfertigung von Schaufeln, von William Brunton. — Ueber die Fabrikation von Gußſtahl und damascirtem Stahl, von de Luynes. — Ueber die Verbeſſerung der Retortenkohls, welche bei der Darſtellung des Steinkohlengaſes gewonnen werden, von A. Riegelmann. — Ueber ein Verfahren, den wahren Werth des Leims zu beſtimmen, von Hrn. Schattenmann. — Ueber die Fabrikation gekörnten Kiebers durch die Gebrüder Béron, von Hrn. Payen. — Ueber das Weißmachen der Seide. — Ueber die farbigen Ringe, welche durch die Ablagerung der Metalloxyde auf den Metallen hervorgebracht werden, von Edmond Becquerel. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Herpin über die ſogenannte Blattmalerei des Hrn. Huſſenot. — Ueber den Einfluß des Kochſalzes auf die Vegetation, von Heinrich Braconnot. — Bemerkungen über Braconnots Abhandlung, den Einfluß des Kochſalzes auf die Vegetation betreffend; von Soyer Willemet. — Ueber die Zucker- oder Traubenzuckergährung, von Bouchardat. — Ueber die Mittel, umgeſchlagenen, langgewordenen Wein wieder ganz herzuſtellen, von H. Imhof. — Ueber das Kalken des Getreides, von Hrn. Roucaud. — Miscellen. Verzeichniß der im Jahre 1843 ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungs-Patente in alphabetiſcher Ordnung der Gegenſtände. (Fortſetzung und Beſchluß des vorigen Heftes.) — Carillons Maſchine zum Satiniren der Papiertapeten. — Verſuche mit Jeffery's Marinleim. — Verfahren, die ſtählernen Schreibfedern zu conſerviren. — Ueber arſenikhaltige Schwefelſäure und ein Verfahren, dieſelbe während ihrer Fabrikation zu reinigen. — Ueber ein Doppelſalz von kohlenſaurem Kali und Natron, welches ſich in den Mutterlaugen bei der Blutlaugenſalzfabrikation ꝛc. bildet. — Ueber Reduktion des Hornſilbers. — Neue Methode, die Nahrungsmittel zu conſerviren. — Ueber Verfälſchung des Arrow-Root mit Kartoffelſtärke und andern Stärkearten. — Ueber den Handel mit Eis.

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar **1—25**ſter Jahrgang oder Band **1** bis **94** zu **233** Rthlr. **8** gGr. oder **400** fl. im **24** Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von **16** fl. oder **9** Rthlr. **8** gGr. zu haben.

Real-Index

zu Dr. Dingler's

polytechniſchem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Sekretär der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Fabeln

und

poetiſche Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taſchen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlſtich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutſchen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ſehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und ſeine Werke werden überall geleſen und hochgeachtet. Sein Geiſt ergoß ſich vorzugsweiſe in die Form der Fabel und der derſelben durch moraliſche oder ſatiriſche Pointe zunächſt ſtehenden poetiſchen Erzählung. In dieſen Gattungen, denen er auch vorzüglich ſeinen Ruhm verdankte, ſpricht ſich ſein lebendiger, liebenswürdiger Geiſt bei weitem am eigenthümlichſten aus, und nur auf ſie konnte Rückſicht genommen werden, wenn es ſich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'ſchen Fabeln und poetiſchen Erzählungen ſind, nicht ſelten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich franzöſiſchen Muſtern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe ſind meiſt den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereigniſſen entnommen; beſonders bot ihm die franzöſiſche Revolution reiche Gelegenheit, ſein ſchönes Talent zu üben und

die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[382] **Zedlitz Waldfräulein.**

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze, sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Zweite durchgesehene Auflage.

Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche historische Studien haben in unsrer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu spät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit spätern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieser Dichtung, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich wie die erste recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der praktische Bäcker,

oder

vollständige und faßliche Anweisung,

schmackhaftes und nahrhaftes Brod

aus

jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel

zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch

für

Bäcker und Haushaltungen.

Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.

Von

S. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeister in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der österreichischen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar seyn werden.

Es ist keine Kunst, aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeits-Vorrichtungen, ein gesundes und schmackhaftes Brod herzustellen; es erfordert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht, bei schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Back-Einrichtungen, das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten.

In dieser, für den Bäcker wie für das gemeine Beste, gleich redlichen Absicht, hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weßhalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 5. Juni 1845.

Now, how dost thou look now? O ill-starr'd wench!
Pale as thy smock! — O cursed, cursed slave!
Whip me, ye devils! —

Shakespeare.

Die Perlen der Fee.

(Fortſetzung.)

Ein paar Wochen vergingen und der kleine Haushalt war ſcheinbar wieder geordnet und glücklich. Nur Rudolph war öfters zerſtreut und träumeriſch. Eines Tages ſagte er im Unmuth zu ſich: „Wenn ich doch reich und angeſehen wäre! Die Armuth und die Niedrigkeit paßt nicht für mich. Wie nannte mich doch jener vornehme Herr, den ich in der Stadt beim Spiele zufällig traf? Er nannte mich Herr Graf. „Ich bin es nicht," ſagte ich kleinlaut. — „Sie haben das Weſen und Anſehen eines ſolchen," antwortete er. — Auch liebe ich luſtige Geſellen und Wein. Als ich meine träumeriſche Jugend dahin lebte, ſchien mir dieſer ſtille Wald und der Beſitz des ſchönen Mädchens, die jezt mein Weib iſt, das höchſte Glück. Aber ich möchte jezt ſchon etwas Anderes, etwas Beſſeres. Thorheit! wenn ich eine reiche Frau geheirathet hätte — ja dann, dann zöge ich in die Stadt und bewürbe mich um die Oberförſterſtelle. Das Alles ſind aber jezt Faſeleien; ich will nur meine Flinte nehmen und wieder den Raubvogelzug durch den Wald machen."

Er ging und auf einem Kreuzwege begegnete ihm Ruthart. „Haſt du ein Geſchäft in der Stadt? Ich gehe eben hin." — „Ich hab keines. Doch halt — wir ſprachen neulich — nun, wie ſoll ich ſagen? von der wunderlichen oder wunderſamen, oder verwunderlichen Eigenſchaft meines Weibes? Hm! es hat damit ſeine Richtigkeit. Es iſt ganz außer aller Ordnung der Natur, aber gleichwohl iſt's wahr. Ja, ſieh einmal, ich habe ſogar zufällig ein paar Perlen hier bei mir." — „Die ich in der Stadt verkaufen will." — „Geh doch! Das war nicht meine Abſicht. Ich ſagte dir das nur zufällig. Aber wenn du meinſt, daß du wirklich eine kleine Summe dafür bekommen kannſt, vielleicht nur ſo viel, um die verſezten Kleinigkeiten des Haushaltes wieder dafür einzulöſen, ſo mache immerhin den Verſuch. Mein Weib hängt an einem gewiſſen Becher und einem Bandelier, zwei an ſich werthloſen Dingen, die ich ihr aber wieder ſchaffen möchte."

Ruthart nahm die Perlen und verſchwand. Hinter der nächſten Hecke blieb er ſtehen, ſah ſich nach dem Jäger um und rief höhniſch lachend: „Glückauf! Jezt verkaufſt du ſchon den Schmerz deines Weibes, bald wirſt du ihn bei einem Pfandverleiher verſetzen." — Gegen Abend ſtand Rudolph erwartend auf dem Kreuzwege und ſah Ruthart daher kommen, der ihm die eingelöſten Gegenſtände und noch eine beträchtliche Summe baaren Geldes dazu brachte. Rudolph wollte ſich freuen, aber er konnte es nicht recht. Zum erſtenmal ſchlich er wie ein Dieb nach Hauſe. Er hatte den gemünzten Schmerz ſeiner Frau in der Taſche.

Aber Margot, die keine Ahnung von allem dem hatte, theilte froh den Gewinnſt mit dem geliebten Manne; ſie war glücklich, ihn glücklich zu ſehen. Es wurden einige frohe Feſttage in der Stadt zugebracht und die kleine Förſtersfrau kehrte mit einem ſchönen ſcharlachrothen Mieder und einer ſilbernen Halskette geſchmückt in ihre Wohnung zurück. Rudolph hatte mehrere Freunde eingeladen; er miethete im Dorf die große Schenkſtube und gab hier den luſtigen Brüdern Trinkgelage. Ein froher Tag folgte dem andern. Die jungen Burſche und Dirnen ſahen Rudolph für ihren Wohlthäter an und die Mädchen aus der Stadt ſtimmten in das Lob ein. Die Eitelkeit zog im Triumph daher und führte ihre Schweſter, die Verſchwendung, an der Hand.

Rudolph verſäumte ſein Geſchäft, ein anderer Förſter wurde gewählt und bezog das Waldhäuschen, Rudolph dagegen kaufte ein ſtattliches Haus in der Stadt. Eines Abends ließ ſich Jemand bei ihm melden; Ruthart trat ein. „Was willſt du? ich bin jezt nicht aufgelegt, von Geſchäften zu ſprechen. Du magſt zu gelegener Zeit wieder kommen.“ — „Die Zeit, die ich wähle, iſt die gelegene.“ — „Welche Sprache!“ — „Sie ziemt dem Ehrenmanne gegenüber dem Bankerottirer und Schuſt.“ — „Teufel, mir das!“

Rudolphs Hand war wieder an der Kehle Rutharts, doch ſie wurde wie damals kaltblütig zurückgeſchoben. „Beweiſe, daß du weder das eine noch das andere biſt. Bezahle die Wechſel, die zu einer faſt unglaublichen Summe angewachſen ſind, und dann, wenn du willſt, wirf mich zur Thür hinaus.“ — „Menſch, du weißt, daß ich jezt nicht zahlen kann, daß mir die Mittel fehlen.“ — „Daß dir die Mittel fehlen? das ſoll ich wiſſen? Ich weiß das Gegentheil. — Ich kenne deine Fundgruben und wundere mich, daß du ſie nicht längſt ſchon geöffnet haſt, um mich, der ich freundſchaftlich mein Gut dir borge, zu befriedigen.“ — „Großer Gott — meine Fundgruben!“ — „Ich komme Abends wieder, und dann hoffe ich, daß wir unſer Geſchäft abmachen.“

Er ging und Rudolph warf ſich verzweifelnd in die Polſter ſeines Stuhls zurück; dann raffte er ſich auf, ging an die Thüre, öffnete ſie leiſe und blickte in das Nebenzimmer, zog aber die Thüre ſchnell wieder zu und warf ſich auf den Stuhl zurück, indem er das Antlitz in beide Hände preßte und ſtöhnend ausrief: „Himmel, wie ſieht ſie aus! Wie hab' ich von dem Kapital ihrer Schmerzen gezehrt! Wie war ſie einſt blühend und lieblich! Iſt dieſe magere, blaſſe kleine Frau, die dort gebeugt am Arbeitstiſche ſizt, iſt das Margot, jenes roſenfriſche Mädchen, das mit den Blumen auf der Wieſe um die Wette blühte? Und wenn ſie wüßte, daß ich von dem bittern Thau ihrer gebeugten Seele zehre, daß ich vom Erlös ihrer ſchlafloſen Nächte ſchwelge! daß ich — o Himmel! — ihre künftigen Thränen ſchon verpfändet habe! Armes, armes Weib! Ich will an den Waldſtrom laufen und meinem Leben ein Ende machen!“

Er ſtand auf und ſchleppte ſich an die Thür; da wurde die gegenüberliegende geöffnet und die blaſſe junge Frau trat hervor und führte den Knaben an der Hand. Sie lächelte und ſank ihm an die Bruſt. Dieſe Liebe, wie grauſam ſchnitt ſie in's Herz des Sünders! Aber eine Stunde ſpäter ſtand er in ihrem Kabinette und ſagte mit feſter und kalter Stimme: „Du mußt dich von deinem Knaben trennen; ich will ihn auf das Waidamt zu W. geben.“ — „Wenn du's gebieteſt, ſo ſoll's geſchehen; aber bedenke, daß der Knabe der Troſt und das Licht meiner Tage iſt, daß die Trennung mir Thränen des Kummers erpreſſen wird.“

Rudolph ſchauderte zuſammen. Thränen des Kummers! das war es, was er wollte. „Es ſoll das leztemal ſeyn!“ murmelte er vor ſich hin. „Um ſie ſelbſt, um mich, um den Haushalt und des Hauſes Ehre zu retten, muß ich ihr dieſen Schmerz auferlegen.“

„Vater, die Mutter weint ſo heftig! Komm, tröſte ſie; ſage ihr, ſie ſoll aufhören zu weinen!“ ſo rief der Knabe und ſchlug die beiden Arme feſt um den Hals des Vaters. Rudolph ſtand auf und ſagte: „Ich will warten.“ — „Aber die arme Mutter weint ſich zu todt.“ — Rudolph verhüllte ſein Antlitz, aber er ging nicht zu ſeinem Weibe hinüber. — In ſpäter Abendſtunde wurde der Knabe aus ihren Armen geriſſen und ein wilder Jägerburſche nahm ihn auf's Pferd, und fort mit dem theuren Kleinod ging's durch Nacht und Graus. Die arme Mutter lag ohnmächtig auf der Schwelle ihres Zimmers; neben ihr kniete ein junger Mann, der auf einem ſilbernen Teller köſtliche Perlen vom Boden auflas, ſorgfältig überall hinfühlend und die Falten des Teppichs durchſuchend, daß er keine Perle überſehe. Dieſer junge Mann war Rudolph.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1812—1815.

(Fortſetzung.)

Einige Monate ſpäter hätte dieſer Vorfall für die Franzoſen eine tragiſche Wendung nehmen können. Moskau war in Flammen aufgegangen; der Feuerſchein leuchtete weit über die Grenzen Rußlands hinaus und erhellte die Nacht, welche auf Preußens Gauen lag. Die Hoffnung auf ein Umſchlagen des Kriegsglücks beſeelte alle Herzen. Pultawa war die Loſung des Tages. — Den Nachrichten

von dem Unheil, welches über Moskau hereingebrochen war, folgte ein selbst für jene Gegenden früher und strenger Winter, dießmal als gutes Vorzeichen und treuer Bundesgenosse begrüßt. Auch trafen noch im November erst kleinere, dann größere Transporte Verwundeter und Erkrankter aus den Feldlazarethen von Rowko, Wilna, Minsk ein, welche durch die Nachricht vom Herannahen der durch den Frieden mit den Türken frei gewordenen Moldauarmee unter dem Befehl Tschitschakows aufgeschreckt waren, und, wie die russischen Kranken im Jahre 1807, in öffentlichen und Privathäusern ihr Unterkommen fanden. Was man von den Deutschen und Holländern — die Franzosen ließen sich freilich nicht aus — und namentlich von den Offizieren erfuhr, war ganz geeignet, Hoffnungen zu erwecken; man sprach bald vom Rückzuge Napoleons, und nicht lange, so war die Auflösung des Heeres das Tagesgespräch.

Um diese Zeit nun hätte ein Exzeß wie der erwähnte einen ganz andern Ausgang nehmen können. Die jungen Männer im Ort, Kaufleute, Referendarien und andere Gerichtsbeamte, die bei der Post Angestellten u. s. w. vereinigten sich, den ersten günstigen Umstand zu einem Aufstand zu benutzen und gegen die Franzosen loszubrechen. Jeder hatte drei bis vier seiner Bekannten werben müssen, und es war überhaupt auf etwa hundert zu rechnen; für den ersten Anfang genug, und Niemand zweifelte, daß ein einziger günstiger Erfolg die ganze Provinz fortreißen würde. Der Plan war zunächst, sich beritten zu machen. Hiezu sollten die Pferde des im Orte befindlichen Landgestütes, zu deren Verabfolgung der königliche Stallmeister G. sich bereit erklärte, so wie die in Beschlag zu nehmenden Pferde der französischen Cadres, und zur Bewaffnung die Vorräthe in den Depots benuzt werden. Die Verschwörung war eine öffentliche zu nennen; Jedermann wußte darum und sprach davon, und doch konnte man überzeugt seyn, daß die Franzosen auch nicht das Geringste davon erfuhren. Es wurde indeß nichts aus der Sache, und gewiß zum Wohle der Einzelnen und zum Heil des Ganzen. Die Franzosen, als sie in größern Haufen zurückkehrten, verbreiteten übertriebene Nachrichten von nachrückenden geordneten Truppencorps; auch war wenige Wochen zuvor eine Division Rheinbündner unter dem General Loison mit einiger Artillerie nach dem Niemen durchgezogen; sie konnte füglich nicht weiter als bis Wilna gekommen seyn. Daß auch diese in die allgemeine Auflösung hineingezogen worden, war nicht anzunehmen; auch waren wirklich diese Deutschen, etwa 400 Mann, und einige hundert Mann Garden die einzigen geschlossenen Truppen, welche von der eigentlichen großen Armee aus Rußland zurückkehrten. Die Ankunft jener Deutschen sollte erst abgewartet und sie wo möglich gewonnen werden. Indessen eines Morgens, gegen Mitte Decembers, waren der Stallmeister mit den Gestütspferden und die Cadres mit ihren Waffenvorräthen verschwunden. Sie hatten spät Abends Ordre zum Abzuge, jene nach Graudenz, diese nach Königsberg erhalten.

Täglich waren vom Anfang Decembers an größere und kleinere Transporte verwundeter und erkrankter Franzosen von Kowno her eingetroffen. Mit jedem Tage mehrte sich ihre Zahl, besonders an Offizieren aller Waffen und aller Grade. Aber auch an Unteroffizieren und Gemeinen folgten vom 15. December an ununterbrochene Reihen waffen- und wehrloser Männer, in Mäntel, Pelze und Lumpen gehüllt. Wenige, die Rüstigsten, zogen weiter fort, die übrigen nahmen Quartier in der Stadt; sie hofften, in der Voraussetzung, daß die Russen die preußische Grenze nicht überschreiten würden, in Freundes Land die längst ersehnte Sicherheit zu finden. Aber der Keim des Todes, den monatlange Anstrengung, Hunger und Frost in ihnen gelegt, wurde durch die ungewohnte Ruhe, durch die Stubenwärme und Pflege entwickelt: der Typhus brach aus und verbreitete sich bei der Ueberfüllung der Quartiere in wenig Tagen über die ganze Stadt. Man mußte die Erkrankten in die Militärlazarethe bringen, deren Einrichtung sehr vernachlässigt war, weil man bei der übergroßen Entfernung der Heere einen Gebrauch derselben nicht für möglich gehalten hatte.

Wie im Winter 1807 nach der Schlacht bei Eylau und eben so rasch wurden die öffentlichen Gebäude, Spitäler und größere Privathäuser geräumt und zur Aufnahme der kranken Franzosen nothdürftig eingerichtet; und wiederum wie damals sollten Tausende da Platz finden, wo nur für so viel Hunderte Vorkehrungen getroffen waren. Auch waren die nächsten Folgen dieselben wie im Jahre 1807. Zu Hunderten wurden die Leichname täglich aus den Lazarethen hinausgeführt und in große Vertiefungen auf demselben Acker vergraben, wo Tausende von Russen ruhten, und es modern dort die Knochen der Kinder des Südens friedlich neben den Gebeinen der nordischen Krieger.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Siebengebirge.

Durch ein gekrümmtes Thal, die Schibblers-Halde genannt, führt der Weg durch die abwechselndsten Partieen

über ſanft anſchwellende kleinere Berge (die Roſenau und Rimſcheid) zum Auels oder Oelberge. Die höchſte, ſüdöſtlich liegende Kuppe dieſes Berges, mit wilden Baum- und Strauchpartien bewachſen, hat 1175 Fuß. Er iſt der höchſte unter den ſieben Brüdern. Es erſchließt ſich hier dem Auge ein Panorama nach allen Seiten hin, das ſich die üppigſte Phantaſie nicht reizender, mannigfaltiger und lebenvoller ſchaffen kann. Das Auge ſchweift kühn über die vom nahen Pleisbache bis zur fernen Sieg ſich erſtreckende Ebene; nordöſtlich erblickt man das weſtphäliſch-ſauerländiſche Ganggebirge, an welches ſich die niedrigen Bergreihen der gewerbreichen Grafſchaft Mark und des Bergiſchen anſchließen. Gegen Oſten liegt das ſchöne, romantiſche, naſſauiſche Gebirge mit ſeinen Burgen und Burgtrümmern, ſeinen Flüſſen und Bächen, die ſehnend der Umarmung des Rheins zueilen, im Südweſten erhebt das Trierſche Gebirg, die wilde Eifel ihre Höhen, und das romantiſche, nicht genug beſuchte und geprieſene Ahrthal bietet mit ſeinen Höhen und Windungen eine kleine Schweiz dar. Nach Nordweſten entfalten die herrlichen Ebenen des Jülicher Gebiets ihren Segen und Reichthum vor den bezauberten Blicken. Auf dieſen Höhen erkennt man erſt ganz, wie herrlich, großartig und reich die deutſchen Landſchaften ſind, welche die gegenwärtige preußiſche Rheinprovinz bilden.

Wie wir ſchon oben angedeutet, hauſen in den Schluchten des Siebengebirges überall Unholde und Geſpenſter. So wurde z. B. ein kurkölniſcher Miniſter, der ſein Amt nicht allzu gewiſſenhaft verwaltet und die Bauern gar arg geſchunden hatte, nach ſeinem Tode in's Siebengebirg verwünſcht und wandelt ſeitdem hier Jahr aus Jahr ein als Feuermann. Die Bauern, die er früher ſo hartherzig behandelt hat, ſind jezt ſeine Meiſter. Hat Einer das Herz, ihn Nachts anzureden, ſo muß er ihm ohne Säumen über die Berge leuchten, auch zünden ſie an ihm ihre Pfeifen an, ohne daß er ihnen Schaden zufügen könnte. *

Nach dem Oelberg iſt die Löwenburg der höchſte und ſchönſte Gipfel des Siebengebirgs. Der Ausflug dahin macht ſich am ſchönſten von dem lieblichen Dorfe Honnef aus, deſſen nächſte Umgebungen ſchon oft mit einem Tempe, und die herrſchende Atmoſphäre darin mit jener zu Piſa oder Clarens am Genferſee verglichen worden iſt. Es liegt in einem Thaleinſchnitt unmittelbar am Fuße des Siebengebirgs, nur gegen Weſten hin bloßliegend, woher ihm der Rhein ſo viel würzige und erfriſchende Lüfte zuweht. Von der Löwenburg ſind noch mehrere Ueberreſte vorhanden, und aus den Grundmauern des ganzen Burgſtadels läßt ſich erkennen, daß dieſelbe eine der größten des Siebengebirgs war. Vom Löwenburger Hof, einem Maierhofe unten am Berge, nimmt der breite Heerweg, der rund um den Berg zu deſſen Kuppe und den Trümmen der alten Burg führt, ſeinen Anfang. An ſich ſchon deutet dieſer Weg auf die ehemalige Größe der Burg, zu der man durch den ſchönſten Hochwald gelangt. Man hat hier eine Ausſicht, wie von wenigen Punkten des Rheins. Das Auge ſchweift bis zu den höchſten Spitzen des Weſterwaldes, über das ganze Siegthal hinaus und nach Weſtphalen. Die Höhenzüge des Taunus bekränzen bei hellem Himmel den ſüdöſtlichen Horizont. Gewiß war dieſe Burg ſtets ein Lieblingsſiz der Geſchlechter, die im Laufe der Zeiten darauf gehauſt. Wann ſie zerſtört worden, läßt ſich mit Gewißheit nicht ermitteln. Wahrſcheinlich hatte ſie ſchon unter den Streifereien der Sickinger und anderer Söldnerhaufen, die im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts die Rheinlande heimſuchten, ſehr gelitten. Unſtreitig war die Löwenburg im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden nicht verſchont geblieben, und ſank wohl ganz in Trümmer in dem für das Erzſtift Köln ſo unglücklichen Jahre 1689, als Ludwig XIV. den Biſchof Landgrafen von Fürſtenberg, Prätendenten des kurfürſtlichen Hutes von Köln, gegen Joſeph Clemens von Bayern unterſtüzte. Alle Dörfer und Ortſchaften um das Siebengebirge waren von den Franzoſen beſezt. Honnef, das ſich wieder ſo reich und freundlich erneuert hat, ward damals von den Franzoſen größtentheils eingeäſchert.

Wenn die Ausflüge in das Siebengebirge beendigt ſind, bieten ſich auf dem linken Ufer verſchiedene Ruhepunkte dar, nach welchen unterwegs die Sehnſucht des Wanderers gewiß oftmals hingeblickt hat. Wir meinen Rolandseck und Godesberg. Von Honnef nach dem gerade gegenüber liegenden Rolandseck ſchiffend, berühren wir die ſagenberühmte Inſel Rolandswerth, jezt Nonnenwerth, die ein ſo geſunder Aufenthalt iſt, daß, alten Berichten zufolge, dort keine Nonne vor ihrem Jubeljahr ſtarb. In dem 1773 neu erbauten, ſehr ſchönen Kloſtergebäude befindet ſich jezt eine Wirthſchaft. Von hier aus hat man die beſte Ausſicht der düſtern Ruinen von Rolandseck. Die Ueberreſte des ſchwarzen Gemäuers mit einem noch erhaltenen gewölbten Thor ſind auf der Rheinſeite von allem Buſchwerk entblößt, die übrigen Seiten aber mit Epheu und Geſträuch bedeckt. Die Sage hat den Neffen Karls des Großen, Roland, dieſe Burg erbauen laſſen, um dem Mädchen ſeiner Liebe nahe zu ſeyn, welche in dem Kloſter auf der unten liegenden Au den Schleier genommen; die Geſchichte bezeichnet als Erbauer den Erzbiſchof Friedrich I. von Köln. Warum trug aber die Burg von ihrem Urſprung an den Namen Rolandseck? Doch jedenfalls zu Ehren Rolands, des großen Recken, deſſen Thaten, wie ſie die Sage berichtet, dem Erzbiſchof Friedrich um ſo mehr Anlaß zu ſolcher Benennung der neuen Burg gegeben haben mochten, als auf der Bergshöhe, wo dieſelbe aufgeführt ward, eine ſteinerne Klauſe geſtanden haben ſoll, welche ſich Roland in der von der Sage erzählten Geſchichte zu dem erwähnten Zweck erbaut hatte. Durch künſtliche Beihülfe iſt Rolandseck von verſchiedenen Seiten zugänglich gemacht worden, die Wege ſind geebnet, gefährliche Stellen mit Einzäunungen verſehen, Terraſſen und Sitze an verſchiedenen Stellen angebracht. Die Ausſicht iſt ſehr lohnend; das Siebengebirge gewinnt, von ſeiner ſüdlichen Seite betrachtet, eine ganz andere und ſelbſt noch ſchönere Gruppirung, als bei der Ausſicht von Bonn oder Godesberg aus. Der Fernblick rheinaufwärts iſt nicht minder überraſchend und ſchön. Das Schloß Rolandseck ſtand bis 1501, wo es der Erzbiſchof von Köln abbrechen mußte, weil er hier einen Zoll erheben ließ, von deſſen Zahlung, wie von denen, welche die übrigen Kurfürſten auf dem Rhein angelegt hatten, Kaiſer Albrecht I. die Kölner befreit wiſſen wollte.

(Schluß folgt.)

* Siehe Kölns Vorzeit ꝛc. von Ernſt Weyden. In demſelben Gebiete ſind auch die mannigfachen und fleißigen Forſchungen des Freiherrn v. Mering ſehr dankenswerth.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 6. Juni 1845.

Adventus exercitus, etiam iratis miserabilis.
Livius.

Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1812—1815.

(Fortſetzung.)

Am 20. December verbreitete ſich die Nachricht, die Ruſſen haben den Niemen überſchritten und ſtehen an der preußiſchen Grenze, und nun eilte Alles, was noch irgend beweglich war, auf und davon. Schon einige Tage vorher waren aus der Umgegend die Bauern mit Schlitten in die Stadt gekommen, um franzöſiſche Militärs nach Königsberg zu führen. Sie hatten dabei reichen Verdienſt, denn an Geld fehlte es jenen nicht; hatten ſie doch bei Kowno die Napoleoniſche Kriegskaſſe unter ſich getheilt und auch ſonſt werthvolle Sachen aus den Kirchen und Schlöſſern Moskaus mitgebracht. Aber eben der lockende Gewinn trieb jene Leute zur Unredlichkeit und Grauſamkeit. Sie ließen ſich voraus bezahlen, warfen, wenn ſie etwa eine halbe Stunde vor der Stadt waren, abſichtlich um und fuhren, während die Franzoſen ſich mühſam aus dem Schnee heraus machten, zur Stadt zurück, um eine neue Ladung einzunehmen und daſſelbe Spiel zu wiederholen. So wollte man, beſonders in den lezten Tagen, wo das Gedränge der Abziehenden übergroß wurde, Bauern geſehen haben, welche auf dieſe Weiſe vier- bis fünfmal am Tage ſich in der Stadt eingeſtellt und friſche Franzoſen aufgenommen hatten. Auch ließen ſie es nicht immer beim bloßen Umwerfen und Davonfahren bewenden; manche brachten die Franzoſen auf abgelegene Straßen und beraubten ſie.

Am 21. December hatten die Ruſſen bei Wilkowiſchken die preußiſche Grenze überſchritten; am ſelbigen Tage verließ Mürat mit dem Hauptquartier, der Hauptarmee und zugleich dem Nachtrabe, Gumbinnen und traf gegen Mittag in J. ein, um ſich ſofort nach Königsberg zu begeben. Kurz vor und nach ihm paſſirten Ney, Davouſt und eine Menge Generale und Stabsoffiziere die Stadt. In der Mittagsſtunde rückten endlich die Truppen ein. Ein Haufe von 200 Gardegrenadieren eröffnete den Zug; ihm folgte ein kleiner Trupp bewaffneter Offiziere, der Reſt der heiligen Schaar, welche ſich um Napoleon geſammelt hatte, ehe er das Heer verließ; dann kamen vier Stücke Geſchütz mit ihrer Mannſchaft und 400 Mann deutſcher Infanterie, der Reſt der oben erwähnten, vier Wochen vorher durchgezogenen Diviſion Loiſon. Den Beſchluß machten einige und zwanzig Reiter von allen Waffengattungen. Dieß waren die ganzen bewaffneten Ueberreſte des großen Heeres, welches, über 220,000 Mann ſtark, auf derſelben Straße nach Rußland gezogen war. Vielleicht 30,000 Mann hatten ſich vorher

gerettet; die übrigen 200,000 Mann schliefen auf den Eisfeldern des Nordens den Todesschlaf.

Mit größter Spannung hatte man der Ankunft der von den vorausgeeilten Franzosen so oft besprochenen und verkündeten grande armée entgegengesehen. — Da waren sie denn, diese elenden Ueberreste des stolzesten Heeres, das kaum sechs Monate vorher zum Siege ziehend die Welt auf seinen Schultern trug, traurig und still. Keine von den hundert Trommeln, welche damals die Häuser erbeben machten, ertönte, kein Horn erklang. Ihre Töne waren in den weiten Eisfeldern Rußlands verschollen und eingefroren. Doch horch! vom Goldapper Thore her, die große Straße entlang, erklingt Trompetenschall, freilich matt und dünn. Das sind ja aber bekannte Weisen, die zum preußischen Herzen sprechen! Ein Trompeter ist's zu Pferd vom preußischen Husarenregiment, welches von Napoleon der Hauptarmee zugetheilt und bis Moskau gekommen war. Ihn begleiten fünf Reiter; es sind die Reste jenes Regiments, welches wie bekannt aus zwei Schwadronen des ersten und zwei Schwadronen des zweiten Leibhusarenregiments gebildet war; und jene Trompete war wohl die einzige, welche von der großen Armee in ihre Heimath zurückgebracht wurde. Solche Augenblicke sind recht geeignet, auch im Stumpfsten den Glauben an die Allmacht Gottes hervorzurufen und in dem Verstocktesten den Gedanken der Vergeltung zu erzeugen, und wenigen der Anwesenden mochten solche Betrachtungen fremd geblieben seyn.

Jene Truppen verweilten drei Tage in J.; sie standen unter dem Befehle des Marschalls Lefevre, Herzogs von Danzig und machten, in Erwartung der von Königsberg her ihnen entgegen zu sendenden Unterstützung, Anstalten, sich zu halten. Leztere blieb aus, die Russen waren in G. eingerückt und am 24. December verließen die Franzosen die Stadt, nachdem sie noch am selbigen Morgen vor der reformirten Kirche ein Kriegsurtheil vollzogen hatten. — Es waren nämlich von ihnen nach der Ankunft ihres Nachtrupps etwa 300 Schritte von der Stadt Feldposten in der Richtung nach G. ausgestellt. Ein solcher von etwa 12 Mann wurde plötzlich mit Hurrahgeschrei von einem Trupp Kosacken angefallen und überwältigt. Es waren aber Bauern aus der Umgegend, welche, durch einen versprengten französischen Husarenunteroffizier, einen gebornen Elsässer, bereder, als Kosaken verkleidet und mit Hopfenstangen bewaffnet, von jenem angeführt, zum Angriff auf die Feldwacht durch die Aussicht auf reiche Beute sich hatten verleiten lassen. Ein französischer Grenadier der Feldwacht, irgendwie Verdacht schöpfend, hatte indeß Muth gefaßt und war einem der Bauern mit dem Bajonett zu Leibe gegangen, worauf dieser sich denn zu erkennen gegeben und um Pardon gebeten hatte. Hiedurch ermuthigt, griffen die andern Franzosen ebenfalls wieder zu den Waffen, und es gelang ihnen, während die Bauern davon liefen, den Unteroffizier zu fangen. Nach Verlauf einer Stunde wurde dieser nach Kriegsgebrauch erschossen.

Am folgenden Tag, dem Weihnachtsfeste, rückte ein Trupp Kosacken in die Stadt ein; sie wurden mit Jubel empfangen, zogen jedoch schon am folgenden Tage in der Richtung von Tilsit wieder ab. Ihre Ankunft gab manchen Einwohnern Gelegenheit und Veranlassung, sich der bei ihnen zurückgebliebenen Franzosen auf eine Weise zu entledigen, die ihrem Charakter schlechte Ehre macht. Es wurde nämlich das Gerücht verbreitet, die Russen hätten verlangt, daß alle Franzosen sofort in die Lazarethe gebracht und alle Einwohner, welche einen zurück behielten, geplündert und gebrandschazt, wo nicht gar erschossen werden sollten. Nun waren manche Bewohner schlecht oder furchtsam genug, die Unglücklichen in den rauhen Wintertag hinauszustoßen; ein Verfahren, welches um so härter und grausamer war, da diese Leute in der Regel für Aufenthalt und Verpflegung bereits auf's reichlichste Zahlung geleistet hatten. Ja von Manchen soll die Gelegenheit benuzt worden seyn, sich der Franzosen zu entledigen, um sich ihrer Schäze um so sicherer zu bemächtigen.

Fälle der Art waren indessen gewiß nicht sehr häufig. Dagegen bewiesen viele Bewohner der Stadt, daß der Haß die Menschlichkeit und das Gefühl des Mitleids mit dem Elende ihrer Gegner nicht getilgt habe. Viele französische Offiziere wurden durch ihre Vermittlung ungefährdet nach der Weichsel geschafft. Zur Sicherheit ward das reichliche Fuhrgeld bei ihnen deponirt und den Fuhrleuten erst ausgezahlt, wenn sie über den glücklich vollbrachten Transport sich schriftlich ausweisen konnten. — Durch zahllose Beispiele dieser Art werden die vorerwähnten verwerflichen Thaten, die wir weder ableugnen noch beschönigen wollen, hinlänglich aufgewogen. Jedenfalls blieb die Haltung des Volks im Ganzen, trotz so mancher Anreizung, vorwurfsfrei, und als nach wenigen Monaten das Volk allgemein gegen den Nationalfeind sich erhob, konnte man ihm einen unbefleckten Schild entgegen halten.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Die Perlen der Fee.

(Schluß.)

Der Oberjägermeister des Fürsten gab ein herrliches Bankett. Die reichen Säle waren kostbar geschmückt; eine Anzahl gepuzter froher Gäste bewegt sich in den

hellen Räumen. — In einem Seitenzimmer ſaß der junge, ſchöne Oberjägermeiſter neben einer Dame von imponirendem Anſehen; es war eine fremde Fürſtin, die die Huldigungen Rudolphs entgegen nahm und ſeiner Eitelkeit und ſeinem Ehrgeiz durch eine Koketterie voll Anmuth, aber auch voll Stolz entgegenkam. — Die Fürſtin trug einen koſtbaren Perlenſchmuck. Rudolph, in deſſen Leben dieſe ominöſen Kleinode ſchon eine allzu bedeutende Rolle geſpielt, war dieſer Schmuck zuwider, und er machte dieſem Widerwillen in einer ſcherzhaften Aeußerung Luft. Die Fürſtin nahm lächelnd das Halsband ab und legte es auf den Tiſch.

„Warum mißfallen Ihnen dieſe Perlen?“ fragte ſie. — „Weil — weil ſie ſo trüb leuchten. Es iſt als könnten ſie kein ächtes, wahres Glück bringen, und brächten darum nur ein halbes und falſches.“ — „Sie bringen nur, was ſie empfangen haben,“ ſagte die ſtolze Frau mit einem eigenthümlichen Lächeln, das zwiſchen Schadenfreude und harmloſem Scherz die Mitte hielt. „Von Leid erzeugt, geben ſie Leid.“ — „Und deßhalb,“ rief Rudolph lebhaft, „paſſen ſie auch nie und nimmer zu Ihrem Schmuck, Fürſtin; denn hier heißt es: was von Schönheit und Glück kommt, bringt wieder Schönheit und Glück.“ — „Die Phraſe paßt für Ihr Frau. Wo iſt ſie? ich ſehe ſie nicht.“ — „Ein heftiges Unwohlſeyn hat ſie frühzeitig vom Feſte verſcheucht.“

In dieſem Augenblick wurde ihm ein Papier gebracht, auf dem mit zitternder Hand geſchrieben die Worte ſtanden: „Mein Rudolph, ich ſterbe; wenn du mich noch einmal ſehen willſt, ſo komme gleich — unverzüglich.“ — Rudolph faltete das Billet zuſammen und ſah ſtarr vor ſich hin. „Was gibt's?“ fragte ſeine ſchöne Genoſſin. — „Nichts von Bedeutung. Man fragt mich, ob der Fürſt morgen die Jagdpartie mitmachen wird. — Teufel! die verwünſchten Perlen!“ — „Himmel! was iſt Ihnen?“

Sie warf ihr Tuch auf den Schmuck. Rudolph lehnte ſich zurück, drückte die Hand vor die Augen und ſprach leiſe vor ſich hin: „Ich weiß, ich weiß, es koſtet ihr das Leben. Meine Untreue mordet ſie. Der Quell ihrer Schmerzensthränen iſt verſiegt. Soll ich wie ein Verurtheilter an ihrem Sterbelager erſcheinen? Unmöglich, ich kann es nicht!“

„Rudolph!“ rief eine Stimme, wie aus weiter Ferne tönend. — Er fuhr ſchaudernd in die Höhe, wandte ſich zum Gehen und blieb dennoch. — „Mein theurer Freund,“ rief die Fürſtin, „bedarf Ihre Frau vielleicht Ihrer Hülfe, ſo eilen Sie zu ihr. Sie ſind der Welt zu wohl bekannt als ein rückſichtsvoller und zärtlicher Ehemann, als daß man daran Anſtoß nähme, wenn Sie die Freuden des Feſtes unterbrechen, um Ihrem Herzen zu folgen.“

„Rudolph!“ rief die Stimme nochmals, aber aus noch weiterer Ferne und ſanft klagend. — „Sie hat mein Glück mit ihrem Herzblute gegründet,“ rief er dumpf, „und ich — ich verlaſſe ſie in ihrer Todesſtunde!“

Die Fürſtin ſah ihn lächelnd an und er zwang ſich, dieſer triumphirenden, ſpottenden Miene mit zärtlichen Blicken zu antworten. In dieſem Augenblicke zitterte ein lang gehaltener Schrei durch die hohe Wölbung des Gemachs. Die Lichter brannten düſter und vor die offene Thür des Saals lagerte ſich eine dunkle Wolke. Sie theilte ſich und eine lichte jungfräuliche Geſtalt ſchwebte aus ihrer Tiefe hervor. Es war Aglaë im Schmuck der Feen. Das ſterbliche Gewand, das Kleid des Staubes war von ihr abgefallen, und ſchön, wie ſie einſt geweſen, ſchwebte ſie wieder empor.

Rudolph warf ſich zu ihren Füßen, aber ihre Blicke ſtreiften ihn nicht. Ihre Hand faßte nach der Perlenſchnur auf dem Tiſche und ſie warf ſie ſich um den Nacken. Dieß war ihr einziger Schmuck, das lezte und einzige Erbe, das die Erde ihr gab, und das ſie in die Regionen des Lichts mitnahm.

Die Königin der Geiſter empfing die Aufwärtsſchwebende mit einem gütigen, verzeihenden Lächeln. „So komm, du durch Liebe und Schmerz Verklärte!“ rief ſie; „komm und empfange den Bewillkommungskuß der Schweſtern! Du haſt gelitten; du biſt jezt doppelt ſchön, meinem Herzen zwiefach theuer.“

„Alſo ſo empfängt man leichtſinnige Geſchöpfe!“ rief eine trockene, übel lautende Stimme, und die Fee mit dem zahnloſen Munde drängte ſich vor. — „Wo biſt du geweſen?“ fragte eine der Schweſtern. — „Ich habe kleine Luſtſpielrollen auf Erden geſpielt,“ erwiderte die Gefragte. „Die Menſchen wollen zwar das Böſe, aber ſie ſind zu ſchwach, es immer gerade ſo raſch und tüchtig zu vollbringen, als es ſeyn muß. Ich habe darum nachgeholfen. Ich habe der Kleinen gezeigt, wie die Männer lieben.“ — „Und ſie hat gezeigt, wie Frauen — verzeihen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Odeon. — Theaterdichter und Theaterkritiker. — Dujarrier.

Das ſchöne Frühlingswetter will immer noch nicht kommen und man muß ſich unterdeſſen noch am Kaminfeuer wärmen, obgleich die Bäume in den Luſtgärten bereits mit ſchönem Grün bekleidet ſind und die Blumenbeete mit ſpaniſchem Flieder prangen, womit beſonders der Luxemburger Garten reichlich beſetzt iſt; in lezterem ſind auch ſehr große Tulpenbeete, welche jezt eben ihre ganze Pracht entfalten. Da aber das Wetter noch immer nicht mit dem Kalender und mit den Mythen von der Schönheit des Mais übereinſtimmt, ſo machen die Theater gute Geſchäfte, beinahe wie

im Winter. Die italienische Oper ist aber nicht das einzige Schauspiel, welches seine Vorstellungen eingestellt hat. Auch das Odeon ist vorläufig geschlossen, und der Direktor Lireux ist abgetreten, weil er trotz der Subvention von 60.000 Fr. nicht mehr auskommen konnte. Vor mehreren Jahren bewiesen die Journale sehr bündig die Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines sogenannten zweiten Théâtre français, das heißt einer Bühne, welche mit dem Nationaltheater in Lust- und Trauerspielen wetteifern könnte. Diese Bühne ist wieder eröffnet worden, die Direktion hat die größte Thätigkeit entwickelt, sie hat mehr neue Stücke gegeben als irgend ein anderes größeres Theater; aber trotz dem war vorauszusehen, daß das Odeon es dießmal so wenig als früher zu einer eigentlichen Blüthe bringen werde. Schon die Lage des Hauses auf dem linken Seineufer ist ein wesentlicher Uebelstand. — In einem frühern Berichte habe ich erwähnt, daß die Pariser Tagesblätter sehr schlecht mit einem Richterspruch zufrieden waren, der den verantwortlichen Redakteur des Constitutionnel dazu verurtheilte, die Antikritik eines in diesem Blatte scharf mitgenommenen Theaterdichters, Namens Loisjean de Lacy, dessen Stück übrigens bereits vergessen ist, einzurücken. Die Theaterkritiker bemerkten nicht mit Unrecht, wenn man sie dazu verurtheile, die Artikel aller von ihnen kritisirten Theaterdichter einzurücken, müßten ihre Blätter ganz mit solchen Erwiderungen angefüllt werden; denn welcher Theaterdichter würde sich nicht für berechtigt halten, sich zu vertheidigen und dem Publikum zu beweisen, daß er ein höchst interessantes Stück geliefert habe? Die gesammte Journalwelt hoffte, daß das sonderbare Urtheil des Untergerichts von einem höhern werde kassirt werden. Diese Hoffnung ist auch in Erfüllung gegangen; die Cour royale hat gesprochen, wenn keine Verleumdung in einer Recension enthalten sey, könne der Autor zu einer gerichtlichen Klage wider den Recensenten nicht berechtigt seyn. Jener Theaterdichter hatte behauptet, der Recensent habe die Verse seines Dramas entstellt und absichtlich verfälscht; die Cour royale hat diese Entstellungen sehr unerheblich gefunden und den Dichter mit seiner Klage abgewiesen. Es wäre auch wirklich eine Beschränkung der Preßfreiheit gewesen, wenn man die Theaterkritiker durch die Aussicht auf furchtbar lange Antikritiken hätte einschüchtern können; und welche Zeitung hätte lange bestehen können, wenn sie mit den Streitschriften über den Werth oder Unwerth neuer Theaterstücke angefüllt werden wäre? — Mit dem vor einigen Monaten im Duell erschossenen Dujarrier ist, wie früher erwähnt, ein großes Journalgestirn untergegangen. In wie viele verschiedenartige Unternehmungen dieser Hauptspekulant sich eingelassen hatte, sieht man aus seinem Nachlasse, welcher theilweise in den Zeitungen zur Versteigerung ausgeboten wird. Man sollte glauben, das Tageblatt La Presse hätte für sich allein den thätigen Mann beschäftigt; er stak aber noch in einem Dutzend anderer Unternehmungen, die nicht mitgerechnet, deren Aktien er Verwandten oder Freunden vermacht hat, und welche also nicht zur Versteigerung kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Niederrhein, Mai.

(Schluß.)

Das Siebengebirge.

Godesberg, in Urkunden Gudensberg benannt, eine kurze Strecke unterhalb Rolandseck, ist eine der merkwürdigsten Ruinen am Rhein und ein Mittelpunkt zwischen Nord und Süd. Wenig Engländer gibt es, die von der Themse nach dem Arno oder der Tiber eilen, denen dieser Ort nicht bekannt ist. Die Luft wird hier schon südlicher, die Formen gestalten sich anders; es ist der erste Ruhepunkt für das Auge, wenn man durch die Flächen niederländischer Auen gezogen und sich dem obern Rheinstrom nähert. Gleich aus dem Koblenzer Thor zu Bonn öffnet sich ein anderes Land, und groß ist der Unterschied zwischen der Einfahrt von Köln her und der Ausfahrt nach Remagen zu. Godesberg liegt an der germanischen Via Aurelia, dem altrömischen Heerwege, der durch das antoninische Itinerar und die Peutingersche Karte bekannt ist. Schade, daß der im Jahr 1769 bei Remagen gefundene rheinische Meilenstein, nach welchem die Straße unter Marcus Aurelius und Lucius Verus um das Jahr Christi 162 errichtet wurde, nicht mehr an seiner Stelle steht, sondern nach Mannheim gewandert ist, wohin er nicht gehört. Er gab die Entfernung von Remagen nach Köln auf Mille passus XXX an. Die Lage von Godesberg ist eine der schönsten in dieser reichen Gegend. Von Bonn aus führen drei Wege dahin. Der erste Weg ist die von Bonn nach Koblenz führende Landstraße, die sich zwischen Garten- und Weinbergsanlagen dahin zieht, an ihrer Seite bis nach Godesberg ein künstlich gedämmter, mit schattigen Bäumen bepflanzter Bach. Eine Viertelstunde zur Rechten entfernt liegt das sogenannte Vorgebirge, eine anmuthige Hügelkette, welche bei dem Godesberg beginnt und in ununterbrochener Richtung rheinabwärts bei Bergheim in die Ebene des fruchtbaren Jülicher Landes ausläuft. An diesem Vorgebirge und besonders in den abgerundeten Winkeln der Hügelreihe, halb versteckt im Gebirge, liegen romantische Dörfer, die viel zur Zierde der Gegend beitragen. Zur Linken hat man das Siebengebirge, dessen Hauptgruppe fast ganz im Vorgrunde liegt. — In Germania secunda sind die schönsten Punkte von den Römern nicht ohne Ansiedelung geblieben, so auch Godesberg, dessen Heilquellen ihnen bekannt gewesen sind, wie aus einem früher dort ausgegrabenen, dem Aesculap gewidmeten Votivstein hervorgeht. Es ist lange darüber gestritten worden, ob Bonn oder Godesberg den Altar der Ubier besessen habe, den sie aus Dankbarkeit den Göttern weihten, als sie durch M. Agrippa von dem rechten Rheinufer auf das linke gebracht wurden. Es waren entartete Germanen, die den Zuruf der Tenkterer, wovon Tacitus spricht, wohl verdienten. Die merkwürdige Lage des Berges mußte die Aufmerksamkeit germanischer Völker, die gern ihre Götter auf Bergen und in Hainen anbeteten, erregen, und so hat die Vermuthung, als habe der Berg die Ara enthalten, vieles für sich. Unzweifelhaft war der Berg dem Cultus des Wodans früher gewidmet. Der Berg, schon von den Germanen zum Sitz der Götter erkoren, erhielt den Namen Gottes- oder Godesberg, und noch im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trug er den Namen Wodansberg. Das jetzt in Trümmern liegende Schloß wurde 1210 vom Erzbischof Theodor von Köln erbaut. Für die Juden muß Köln schon damals ein ergiebiger Boden gewesen seyn, denn Theodor erbaute das Schloß, wie die Kölnische Chronik von Köllhof erzählt, aus dem confiscirten Reichthum eines wegen Wuchers bestraften Juden. In den Kämpfen der kölnischen Bürger gegen ihre Erzbischöfe spielte, meist durch die Grausamkeit der letztern, auf Godesberg manche blutige Scene. Aber wir wollen diese Skizze ohne eine nähere Erwähnung derselben schließen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. Juni 1845.

Alle Räume ſchwinden, fliehen;
Alles was die Bruſt beengt,
Hat das Herz mit kräft'gen Schlägen
Losgerüttelt, weggeſprengt.

J. Ch. v. Zedlitz.

Liebeslieder von Gottfried Keller. *

I.

Von heißer Lebensluſt entglüht
Hab' ich das Sommerland durchſtreift;
Drob iſt der Tag ſchön abgeblüht
Und zu der ſchönſten Nacht gereift.
Ich trete auf des Berges Rücken
Einſam in's off'ne Waldesthor,
Und beuge mich mit trunknen Blicken
In die entſchlaf'ne Landſchaft vor.

Am andern Hügel drüben ſteht
Im Sternenſchein das liebe Haus;
Aus ſeinem off'nen Fenſter weht
Ein Vorhang in die Nacht hinaus.
Das iſt fürwahr ein luſtig Gitter,
Das mir mein Fräulein dort verſchließt,
Nur Schade, daß mir armem Ritter
Der Thalſtrom noch dazwiſchen fließt!

Zieh' du für mich, mein leichter Sang,
Hinüber an der Liebſten Bruſt!
Vielleicht trägt Ihr dein ferner Klang
Zu Herzen meine Dichterluſt.
Ja, ich will ihr ein Ständchen bringen,
Das weithin durch die Lüfte ſchallt;
So ſpiele du zu meinem Singen,
O Sommernacht! auf Thal und Wald!

Dein Saitenſpiel im Thale liegt,
Die feinen Silberbrünnlein all';
Den Wald, der auf den Höh'n ſich biegt,
Laß rauſchen dreinſ, wie Orgelſchall!
Das Elfenſummen und das Koſen,
Das ſchwellend alle Kelche regt,
Vereine mit des Stromes Toſen,
Der ſeine Wogen thalwärts trägt.

Im Süden zieht ein Wetter auf,
Schnell werb' ich's für mein Ständchen an;
Doch nehm' es fernhin ſeinen Lauf,
Daß ich es übertönen kann.
Die Mühlen ſind des Taktes Schläger
Zu hinterſt in des Thales Grund,
Die Sterne meine Fackelträger,
Sie leuchten mir im weiten Rund.

* Aus einem größeren Cyklus des jungen Züricher Dichters, über welchen eine Korreſpondenz aus Zürich in Nr. 29 d. J. berichtet hat.

Nun will ich ſingen überlaut
Vor allem Land, das grünt und blüht!
Es iſt kein Baum ſo hoch gebaut,
Darüber hin mein Sang nicht zieht;
Will eine Liederbrücke ſchlagen
Aus meiner Bruſt in ihre Bruſt:
Herz! wandle drauf, bis es will tagen,
Und wecke Sie zu gleicher Luſt!

II.

Ich ging am grünen Berge hin,
Wo ſich der Weih im Aether wiegt
Und reiſemüd der Sonnenſtrahl
Ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Roſen einſam blüh'n,
Die Föhre hoch den Gipfel kränzt
Und drüberhin noch eine Burg
Von weißen Sommerwolken glänzt.

Ich dacht' an dich, mein ſüßes Kind!
An unſrer Herzen ſtillen Schlag,
An unſer heimlich Liebesband,
Und was daraus noch werden mag;
Ich dachte noch gar mancherlei,
Was ſehnend mir die Bruſt bewegt,
Und was auch jezt im Traum vielleicht
Dein ſpiegelklar Gemüth erregt.

Und wie in ſolcher Weihezeit
Mein Gott ſchon manchmal zu mir trat,
Erſchien er jetzo in des Bergs
Friſchjugendgrüner Eichenſaat.
Der jungen Stämme ſchlanke Schaar
Umſchwankte ſäuſelnd ſeine Knie',
So groß und herrlich ging er her
Vor meiner regen Phantaſie.

Sein Haupthaar war wie Morgengold
Und wallte gar ſo reich und ſchwer,
Und in den klaren Augen ruht'
Ein ätherblaues Liebemeer.
Ein Regenbogen zog um ihn
Als Gurt die edle Farbenluſt;
Er trug 'nen weißen Blüthenſtrauß
Von jungen Linden an der Bruſt.

Es traf mich ſeines Auges Strahl
Wie warmer Sonnenſchein im Mai,
Und als Er meinen Namen ſprach,
Erhob mein Haupt ich ſtolz und frei;
Ich wuchs und blühte raſch empor,
Daß ich mir ſelbſt ein Wunder ſchien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
An meines Gottes Seite hin.

Und plaudernd nun erzählte ich
Ihm all mein irdiſch Thun und Seyn;
Doch alles dieß beſteht ja nur
Aus dir, du ſchönes Kind, allein!
Aus vollem Herzen ſprach ich drum
Von dir, von dir die ganze Zeit,
Er aber ſpiegelt' lächelnd ſich
In meiner frohen Seligkeit.

Dann trug ich Ihm auch klagend vor,
Wie ich ſo gar ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof,
Um Bett und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland,
Um eine ganze Heimath traut,
Darin ich dich empfangen könnt'
Als reichgeſchmückte Herzensbraut.

Es mußte doch einmal geſcheh'n,
Drum ſchilt mich nicht und werd' nicht roth!
Hör' an, wie mir der Herr für dich
Gar eine ſchöne Mitgift bot!
Er ſprach: „Zu wenig und zu viel
Haſt du verlangt, mein lieber Sohn,
Drum thu' Ich dir noch viel dazu
Und nehm' ein wenig auch davon.

Ich gebe Euch nicht Haus und Hof,
Doch meine ganze reiche Welt,
Darinnen Ihr Euch lieben könnt,
Wie's Euren Herzen wohlgefällt.
Zwei jungen Seelen iſt zu eng
Das größte Haus, ſey's noch ſo weit;
Doch finden ſie noch eben Raum
In meiner Schöpfung Herrlichkeit.

Der ganze Lenz ſoll Euer ſeyn,
So weit nur eine Blume blüht,
Doch nicht das allerkleinſte Beet,
Um das ſich eine Hecke zieht!
Ich gebe Euch kein Prunkgemach,
Kein Silberzeug, kein Kerzenlicht,
Weil ſich ob Silberdronnenſchall
Goldſtern an Stern zum Kranz Euch flicht.

Und Alles ſoll beſonders blüh'n
Für Euch, und ſchöner, wo Ihr geht,
Dieweil Euch in mein Paradies
Ein eigen Pförtlein offen ſteht.
So führe deine junge Braut
Getroſt in deine Heimath ein,
Brautführer ſoll mein lieblichſter
Und allerſchönſter Frühling ſeyn!

Die Armuth ſey die Ehrendam'
  Bei deines Herzens Königin,
Ihr hübſcher zarter Page ſey
  Ein immergrüner Jugendſinn.
Zum Haushofmeiſter geb' Ich Euch
  Ein leicht und fröhlich Gottvertrau'n;
Es iſt ein klug erfahrner Mann,
  Dürft auf ihn, wie auf Felſen bau'n."

Iſt unſer Haus nicht gut beſtellt
  Und auserleſen das Geſind?
So zaudre nun nicht länger mehr
  Und folge mir, du blödes Kind!
Ich glaub', auf deinen Wangen ſpielt
  Vom Morgenroth ein Wiederſchein:
So bald die Sonn' am Himmel ſteht,
  Will ich als Freier bei dir ſeyn!

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

Circenſiſcher Pomp und Faktionen.

Aufzuzählen, an welchen Feſten und zu Ehren welcher Götter circenſiſche Spiele gefeiert worden, würde uns in endloſe Weitſchweifigkeit führen. Folgende Andeutungen mögen genügen. Seit das fleißige Ackervolk der lateiniſchen und ſabiniſchen Gauen ſein Gefild Pächtern, Colonen und zahlloſen, aber faulen Knechten übergeben hatte, um deſſen Ertrag in der ſtolzen Muße der Hauptſtadt unter Volksdebatten und Gerichtsſitzungen zu verzehren, war in Rom ſchier alle Tage Feſttag, da man die eintägige Feier jedes nur einigermaßen angeſehenen Staatskultus durchweg nach und nach auf drei und vier Tage ausgedehnt hatte. Außerdem gab eine große Menge außerordentlicher Feſtbegängniſſe, Löſungen in Staatsgefahr und Schlachtennoth gethaner Gelübde, Siegesfeiern, und endlich der Ehrgeiz reicher Privaten ſo gut wie der Würdenträger, namentlich bei Leichenbegängniſſen, tauſendfältigen Anlaß zu Schauſpielen, die bald im Circus, bald im Amphitheater, bald im Theater, zuweilen ſelbſt in allen dreien zugleich, oder wenigſtens im einen nach dem andern ſtattfanden. Vom Monat April bis in den November hinein, kann man ſagen, ging zu Rom kaum ein einziger Tag ohne Spiele hin, und ſelbſt die kurze Winterzeit zwiſchen dieſen Zeitpunkten war an Unterhaltungen der Art keineswegs ganz leer.

Das Alterthum hielt einmal eigentliche Berufsthätigkeit, inſofern ſie nicht Angelegenheiten des Gemeinweſens betraf, vollends aber die perſönliche Ausrichtung einer Hantierung des freien Mannes, des eigentlichen Staatsbürgers unwürdig; und wo die geſammte Staatsanlage darauf hinauslief, ein müßiges Volk als das Subjekt der geſammten öffentlichen Exiſtenz anzuſehen, mußte auch dafür geſorgt ſeyn, dieß müßige Volk bei guter Laune zu erhalten. Zu ſolchem Zwecke nun reichten Religion und Politik einander die Hand, was in Rom um ſo natürlicher war, als in dieſem Staate alle Rivalität einer geiſtlichen neben der weltlichen Macht dadurch auf's Einfachſte beſeitigt wurde, daß von vorn herein alle Prieſterämter Attribute der Staatsperſonen, und in dieſen der Geiſtliche dem Staatsmanne ganz untergeben war.

Welches Gewicht von dem ganzen Staate auf das Bedürfniß und Verlangen gelegt wurde, ein durch Siege über die halbe Erde ſtolz gewordenes, ſeiner Würde nur Genuß und Zerſtreuung zuſtändig haltendes Geſchlecht die Tage ſeines Lebens in aufheiternden Anregungen hinbringen zu laſſen, kündigt ſich in keinem Umſtande ſprechender an, als in der großen Feſtprozeſſion, welche alljährig am 12. April zu Ehren der großen Mutter der Götter gehalten wurde und welche gleichſam den Schauſtellungen auf dem Haupttummelplatze des Volksvergnügens, dem großen Circus, auf das ganze Jahr zur Einleitung, zum Programm diente. Denn vor dieſem Tage ſcheint der Circus keinen Spielen eröffnet worden zu ſeyn, und was in den vorausgehenden Monaten der Art veranſtaltet wurde, wie namentlich die Equirien, galt nur gleichſam als Vorſpiel und hatte ſeinen Schauplatz anderwärts.

Jene Prozeſſion nun, der circenſiſche Pomp (das iſt der alte Ausdruck für das, was wir jetzt eine Prozeſſion nennen), bewegte ſich vom Kapitol herunter, über den römiſchen, zu den Volksverſammlungen und Gerichtsſitzungen dienenden Markt, auf der heiligen Straße hin, nach dem großen Circus. Voran zog die geſammte römiſche Jugend, Knaben und Jünglinge, die Söhne der Senatoren und Ritter zu Pferde, alle ordnungsmäßig nach Schwadronen und Kompagnien, wie ein wirkliches Heer, eingetheilt und von ihren Führern befehligt, natürlich in Feſtkleidern und ohne Zweifel bekränzt und Zweige tragend. Die römiſchen Knaben trugen, bis ſie zum Kriegsdienſt herangewachſen waren, und für Männer erklärt werden konnten, was in der Regel zwiſchen dem vierzehnten und ſechzehnten Jahre geſchah, die mit Purpur eingefaßte Toga der Würdenträger; in der Toga aber, ſeinem weißen, die Menſchengeſtalt würdevoll umgebenden Staatskleide, erſchien der römiſche Bürger bei jeder öffentlichen Gelegenheit. Nach dieſen, die Hoffnung des Vaterlandes in ihrer edelſten Blüthe vor aller Augen ſtellenden jugendlichen Schaaren kamen die Rennwagen, Zwei- und Viergeſpanne, deßgleichen die einzelnen Rennpferde mit ihren Lenkern;

ſodann diejenigen, welche nach griechiſcher Sitte die, übrigens frühzeitig in Rom eingeführten Turnkünſte, Laufen, Springen, Ringen, Scheibenwurf und Fauſtkampf, darzuſtellen gedachten, zu ihren Leiſtungen geſchürzt und gegürtet, an den Gliedern übrigens nackt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Dujarrier. — Lotterie für die Orgel von St. Euſtache. — Die Jowais.

Aus dem Nachlaſſe Dujarriers werden verſteigert: die Hälfte des Eigenthums an den Kupfern, welche zur ſogenannten illuſtrirten Ausgabe des berühmten Memorial de Sainte Helène geſtochen worden; die Hälfte des Eigenthums an einer andern Suite von Kupfern, womit er die von ihm angekauften Memoiren des Generals Montholon zieren wollte; die Hälfte des Almanach prophétique, welcher der Ankündigung nach im vorigen Jahre einen reinen Gewinn von 5500 Fr. abgeworfen haben ſoll, was für einen ſolchen Almanach ſehr viel iſt. Ferner war Dujarrier einer der drei Unternehmer der Dampfboote auf der Seine, welche im Sommer die Fahrt von Paris nach St. Cloud machen, aber ſeit Anlegung der Eiſenbahn nach Verſailles nicht mehr viel gebraucht und am Ende wohl eingehen werden. Er beſaß acht Aktien der Bergwerke von Pont de Loup; ferner eine Aktie von Chateaubriands Werken und eine Aktie des Theaters Ambigu Comique; die Aktien dieſes Theaters müſſen aber nicht hoch ſtehen, denn der Dujarrierſche Antheil wird nur zu 100 Fr. angeſchlagen. Zuletzt kommt eine Rubrik: mehrere Aktien in verſchiedenen Induſtrieunternehmungen. Sie ſind insgeſammt zu 5 Fr. angeſchlagen.

Zur Wiederherſtellung der abgebrannten Orgel in St. Euſtache hatte man zur Spendung von Kunſtwerken und Waaren aufgefordert, um dieſe ſofort zu verlooſen. Die glänzenden Gaben waren in der letzten Zeit im Hôtel de Ville zur Schau ausgeſtellt. Die hunderttauſend Looſe gingen nicht allein ſchnell ab, ſondern die Spekulation bemächtigte ſich derſelben und die Looſe kamen in die zweite und dritte Hand mit ſteigendem Preiſe, ſo daß ein Loos, das urſprünglich dritthalb Francs koſtete, zu 20 Fr. verkauft wurde, und man hat ſogar falſche Looſe im Umlauf geſehen. Unter den Gewinnſten befinden ſich zwei prächtige Wagen, ein Fortepiano aus einer der beſten Pariſer Fabriken, Shawls und andere herrliche Stoffe, theure Weine, Uhren, eine prächtige Bibliothek mit ſchön eingebundenen Büchern u. ſ. w. Die Lotterie hat 250,000 Fr. eingetragen; rechnet man mehrere geſchenkte Geldſummen hinzu, ſo werden die zur Herſtellung der Orgel erforderlichen 500,000 Fr. beiſammen ſeyn. Es iſt merkwürdig, auf welch verſchiedene Weiſe und für wie mancherlei Zwecke die Freigebigkeit der Pariſer in Anſpruch genommen wird. Dieß geht das ganze Jahr ſo fort. Kaum iſt eine Kollekte zu Stande gekommen, ſo beginnt eine andere; zuweilen werden mehrere zu gleicher Zeit angekündigt. Und immer findet man Börſen, welche ſich öffnen, mildthätige Seelen, welche ihre Spenden reichen. Meiſt muß man es aber verſtehen, Augen und Herzen zu beſtechen und das Vergnügen in's Spiel zu ziehen. Einem gelingt es mittelſt eines Balls, einem Andern durch eine dramatiſche Vorſtellung oder ein Konzert, einem Dritten durch die Predigt eines berühmten Predigers, einem Vierten durch das Ausſpielen glänzender Looſe. Seitdem die Staatslotterien in Frankreich aufgehoben ſind, duldet die Regierung nur noch Lotterien von Kunſtſachen oder Luxusartikeln zu wohlthätigen Zwecken, und ohne dergleichen würden manche wohlthätige Unternehmungen nicht zu Stande kommen. Die königliche Familie pflegt zu ſolchen Ausſpielungen, ſo wie zu den wohlthätigen Bazars, welche zuweilen von angeſehenen Damen gehalten werden, reiche Artikel herzugeben, welche ſie ankaufen mußte, um Fabriken zu unterſtützen oder fleißige Arbeiter aufzumuntern. Aus der Menge Luxuswaaren, welche ſie zu den Bazars und Ausſpielungen ſchenkt, kann man abnehmen, daß dieſe ihre Ankäufe ſich ſehr hoch belaufen müſſen.

Ich habe neulich des Beſuchs erwähnt, den die Jowais-Indianer vom Miſſouri bei Hofe abgeſtattet, ſowie der Proben, welche ſie daſelbſt von ihren Tänzen und Beluſtigungen abgelegt haben. Das Journal des Debats gab einen langen Bericht über dieſe Darſtellung bei Hofe und ließ dabei verlauten, dieſe Wilden ſeyen vornehme Leute, welche nach Frankreich gekommen aus bloßer Neugierde und um ſich in fremden Sitten zu unterrichten. Ich äußerte damals Zweifel über dieſe angebliche Vornehmheit, ſo wie über den ſonderbaren Kontraſt, daß Wilde, welche ihre Feinde, wenn ſie derſelben habhaft werden können, ſkalpiren und Finger von ihnen wie Ordensbänder am Knopfloche tragen, plötzlich ſollten Luſt bekommen haben, civiliſirte Länder zu ſehen. Es hat ſich in der That auch bald ganz anders gezeigt. Die Jowais ſind, wie alle nach Europa gekommenen amerikaniſchen Wilden, arme Menſchen, welche ein ſpekulirender Führer gemiethet oder gekauft hat, um Geld mit ihnen zu verdienen, und wirklich laſſen ſie ſich jetzt täglich für denſelben Eintrittspreis ſehen, wie Tom Däumling, der amerikaniſche Zwerg, und zeigen dabei dieſelben Tänze und Kunſtſtücke, die ſie bei Hofe gezeigt haben, und von denen man nicht weiß, ob es wirkliche Nationalſpiele ſind, oder ob man die armen Leute dazu abgerichtet hat, um einfältige Zuſchauer damit zu beluſtigen. Die Jowais bildeten früher eine unbedeutende Völkerſchaft im Norden vom Miſſouri; ſie iſt ſehr zuſammen geſchmolzen und höchſtens gibt es noch ein paar Dörfer derſelben; zudem führten ſie immer ein nomadiſches Leben. Wenige Reiſende haben ſie in ihrem Vaterlande geſehen; wer weiß alſo zu ſagen, ob es ächte Jowais ſind? Der Zwerg aus Nordamerika fährt ebenfalls fort, ſich täglich für Geld ſehen zu laſſen, oder man zeigt ihn vielmehr, und außerdem ſpielt er im Vaudevilletheater faſt täglich in dem eigens für ihn verfertigten Stücke: le petit poucet, nach dem Märchen gleichen Namens. Er ſoll dieſe Rolle ſehr ſchnell gefaßt haben, zum Erſtaunen der großen Perſonen, welche dem Männchen nicht ſo viel Verſtand zutrauten. Indeſſen erſcheint er auf der Bühne neben den großen Schauſpielern doch allzuklein und macht keinen ſehr gefälligen Eindruck; auch iſt die Neugierde befriedigt, ſobald man ihn ein wenig hat herumtrabbeln ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 21.

Sonnabend, 7. Juni 1845.

Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das so eben im Formate der letzten Octav-Ausgabe fertig gewordene

Leben Schillers.

Verfaßt aus den

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt sich durch treuste Darstellung des Lebens unsres unsterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentischen Quellen, aus dem Nachlaß seiner Gattin, aus seinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen seiner Schwester und seines innigsten Freundes Körner kann der Leser versichert seyn in diesem Buche das treuste Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutschland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden ist und es wohl immer bleiben wird.

Da sich dieses Buch in Format und Ausstattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anschließt, so dürfte es auch besonders den Besitzern derselben als würdiges Supplement willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[157] Im Verlage von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuester Roman

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Zwei Frauen.

2 Thle. sehr eleg. geh. 3 Thlr.

Neuester Roman der Verfasserin von Schloß Goczyn:

Ida von Düringsfeld

Graf Chala.

Sehr elegant geh. 1 Thlr.

In vierter Auflage

Geibel, E., Gedichte. Sehr eleg. geh. 2 Thlr.

In dritter Auflage

Baucher, F., Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen. Mit 12 Abbild. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Demnächst werden ausgegeben:

Barthold, F. W., Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanovas Memoiren. Beiträge zur innern Geschichte des 18ten Jahrhunderts. 8. geh.

Hartmann von der Aue, Iwein mit dem Löwen. Uebersetzt und erläutert von Wolff Graf von Baudissin. 8. eleg. geh.

Hymnen für Kinder. Nach dem Englischen von Thekla von Gumpert. Illustrirt von L. Richter. 8. geh.

Koch, Dr. Albert C., Die Riesenthiere der Urwelt. Mit 13 Abbildungen. gr. 8. geh.

Mentzel, C. O., Die Remontirung der preußischen Armee in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Gestaltung ꝛc. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen. gr. 8. geh.

Narbel, Cathérine, exercices de mémoire. 2e Partie. 8. geh.

Seydelmann's, Das Leben und Wirken. Mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben. Herausgegeben von H. Th. Rötscher. gr. 8. eleg. geh.

Wedell, R. von, historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text. Quer Imp.-Folio. 4te Lieferung. 1⅔ Thlr.

Bereits versandt sind:

Bericht über die im höchsten Auftrage bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Mit 2 Karten und 3 Abbildungen. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Sermons choisis de l'église française réfugiée de Berlin. Première Partie. gr. 8. geh. 1⅔ Thlr.

[150] So eben ist erschienen:

— Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching: —

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Gustav Schwab.

Zweiter durchgesehener Druck.

Format

der neuen zwölfbändigen Prachtausgabe von Schillers Werken in gr. Octav.

Drei Abtheilungen,
jede etwa 13 Bogen auf Velin, in Umschlag.
à ½ Thlr. — 54 kr.

Werth und Interesse dieser, von der Hand eines stammverwandten Dichters mit Liebe entworfenen, vortrefflichen Lebensbeschreibung sind genugsam bekannt. Wir machen alle Käufer der neuen schönen Ausgabe von Schillers Werken darauf aufmerksam: sie bildet eine höchst angenehme Ergänzung zu denselben.

Frühjahr 1845.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von

Lord Byron.

Aus dem Englischen. Im Versmaaß des Originals übersetzt von **Zedlitz.**

gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lehrbuch

der

speciellen Technologie,

vornehmlich zum Gebrauch

auf Universitäten und in andern Lehranstalten.

Nach dem jetzigen Zustande

der Naturwissenschaften und den neuesten Erfindungen und Entdeckungen

bearbeitet von

Joh. Heinr. Moritz von Poppe,

Doctor der Philosophie und Staatswirthschaft, Prof. der Technologie auf der Universität Tübingen, Ritter ꝛc. ꝛc.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 6 Steindrucktafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs der speciellen Technologie hatte bald nach dem Erscheinen das Glück, nicht bloß auf vielen Universitäten (in einer italienischen Uebersetzung auch in Padua), sondern auch in andern Lehranstalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind aber fast alle technischen Gewerbe mit gar vielen wichtigen neueren Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt sind sie sehr vervollkommnet worden. Dieses Neue und Bessere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abschnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenstände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln versehen ist. Die Unterzeichnete darf wohl hoffen, daß aus diesen Gründen, so wie wegen des immer mehr wachsenden Interesses, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbschulen und anderer technologischer Lehranstalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erste.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[143] In dem Unterzeichnetem sind so eben erschienen:

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Leitfaden

der mathematischen und allgemeinen physischen

Geographie

von

Dr. J. H. Mädler,

Kais. Russ. Hofrath, Ritter, Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der durch seine Vorträge in Berlin und Dorpa berühmte Herr Verfasser, beabsichtigte in gegenwärtigem Leitfaden die Lehren der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie so darzustellen, wie sie sich nach den neuesten Forschungen gestaltet haben, ohne jedoch dabei mehr vorauszusetzen, als die Elemente der Geometrie, Trigonometrie und Algebra, so daß es für die mittlern Klassen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen als Lehrbuch brauchbar, und zugleich dem Selbststudium dienlich seyn könne. — Für die in der Geographie vorkommenden Berechnungen ist das Detail möglichst ausführlich gegeben; ebenso wurde den Veränderungen, welche der Erdkörper erlitten hat, ein eigener Abschnitt gewidmet. Im physischen Theile ist das die Meteorologie betreffende ausführlicher als gewöhnlich gegeben und man wird auch hier die neuesten Untersuchungen nicht vermissen. Am Schlusse ist eine Ortstabelle hinzugefügt, welche die geographischen, hypsometrischen und thermischen Constanten, so viel als möglich vollständig angibt. Dieser Leitfaden, welcher einem wirklichen Bedürfniß entspricht, enthält überhaupt Manches was in ähnlichen Werken theils gar nicht, theils zu kurz, oder in einer jetzt veralteten Gestalt vorzukommen pflegt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[91] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. von Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande

mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Preis brochirt 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.
Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Frucht-

barkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bände. 8. 1823—1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

(1818.) 12 gGr. oder 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung.

8. 1818. 16 gGr. oder 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822—1827.) 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. oder 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl.
II. Band. Aristokratie. 2te Auflage. 1835. 2 Rthlr. oder 3 fl.
III. Band. Demokratie. 2te Auflage. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 3 fl. 36 kr.
IV. Band. Politie oder der Staaten Verfassungen. 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. Freundschaft und Liebe. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 9. Juni 1845.

Solemnes ludos Circum celebrate Quirites.
Ovid:

Here a proud people's passions were exhaled,
From the first hour of empire in the bud
To that when further worlds to conquer fail'd.
Byron.

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Dieſen Kämpfern folgte ein dreifacher Chor von Tänzern, zuerſt Männer, dann Unbärtige, zuletzt Knaben, denen Pfeifer mit altmodiſchen kurzen Flöten und Citherſpieler mit ſiebenſaitigen, elfenbeinernen Leiern, deßgleichen mit großen Lauten, zur Seite gingen. Der Anzug der Tänzer waren purpurne Leibröcke mit ehernen Gürteln befeſtigt, zur Seite herabhängende Schwerter und ſehr kurze Lanzen; bei den Männern überdieß eherne Helme mit Flügeln und ſtattlichen Helmbüſchen. Jeden Chor aber führte ein Einzelner an, welcher den Uebrigen die Tanztouren vormachte, worauf ſie dieſelben in Geſammtheit ausführten. Die Muſik dieſer Tänze hatte eine kriegeriſche, gewaltſam ſtürmende Bewegung. Es iſt leicht zu erkennen, daß die Tanzchöre dieſer Beſchreibung die der ſogenannten Kureten waren, jener bewaffneten Prieſterſchaft, welche die Wiege des neugeborenen Jupiter bewacht haben ſoll. Zu Rom war eine ähnliche Prieſterſchaft, die der ſogenannten Salier, die den Dienſt des Mars zu verſehen hatte. Ein Prieſterchor mußte der gemeldete ſeyn, denn außer ſolchen Funktionen und Feſtlichkeiten trieb in der Hauptſtadt der Welt kein Freigeborener die Tanzkunſt, deren Ausübung zu bloßer Unterhaltung und geſellſchaftlichem Zeitvertreib lediglich leichtfertigen und in üblem Leumunde ſtehenden Perſonen zuzukommen ſchien.

Nach den bewaffneten Chören kamen burleske Schaaren von als Satyrn, Silenen und anderes parodiſche Göttergeſindel gekleideten Perſonen, welche den buntfarbigen und buntgeſtaltigen Scherz der ſaturnaliſchen Maskeraden in dieſes Bild prachtvoller Göttermajeſtät und feſtfeiernden Römerſtolzes hineintrugen. Die Silenen gingen in Wämmſern von Pferdefell und hatten Roßſchweife; die Satyrn in Bocksfellen, mit Hörnern, Schwänzchen und Ziegenfüßen; in bunt befiederten und beblümten Gewändern tänzelten phantaſtiſche Halbweſen des Dionyſiſchen Feſtſchwarmes einher, welche als Pulcinelle, Papageno's und andere poſſenhafte Charaktermasken den Typus uritaliſcher Luſtigkeit noch jetzt friſch erhalten. Dieſes leichtfüßige Gezücht ſuchte mit ſeinem Bocktanz die Gravität der ihm voranſchreitenden Chorreigen in's Lächerliche zu ziehen, und je toller ihm ſeine grotesken Sprünge von ſtatten gingen, je ausgelaſſeneren Muthwillen es übte, je glücklicher es in dem Beſtreben war, den ernſthaft Mitziehenden, auch wohl den Zuſchauenden ſelbſt ſchalkhafte Streiche zu ſpielen, deſto größeren Jubels und Beifalls durfte es gewiß ſeyn, da

nichts dem derben Naturſinne des altrömiſchen Bürgers mehr zuſagte, als eben dieſe pikanten Kontraſte und dieſe wagemuthigen Uebergänge aus dem Pathos zur Schelmerei.

Hinter dieſen fröhlichen Geſellen folgte abermals Muſik von Flöten- und Citherſpielern. Es kamen die Opferdiener mit Rauchfäſſern, Spezereien und goldenen, ſilbernen, bronzenen Geräthſchaften, zum Gebrauch wie zur Schauſtellung, wo denn manches edle, kunſtvoll gebildete Gefäß die Augen der Zuſchauer auf ſich zog. Die zu ſchlachtenden Opferthiere (denn auch den Spielen gingen ihre Opfer vorher), mit vergoldeten Hörnern, mit Kränzen und weißen oder purpurnen Bändern geſchmückt, wurden in der Reihe geführt.

Hinter dieſem Theile der Feſtprozeſſion wird man die Prieſterſchaften in ihrem Ornat, die Magiſtrate in ihren weißen, mit Purpur beſäumten Feierkleidern erblickt haben. Den geſammten Zug aber beſchloß eine ungeheure Reihe prachtvoll verzierter Staatswagen, auf welchen die Standbilder aller Gottheiten Roms, nicht bloß der obern Ordnung, der ſogenannten zwölf großen Himmelsmächte, ſondern aller und jeder Claſſe, Dynaſtie und Rangs, wie ſie im Weichbilde der Stadt Verehrung genoſſen, ſelbſt der Nymphen, Muſen, Horen, Grazien, aller Halbgötter, aller Heroen, geführt wurden. Als das erſte dieſer Bilder, zum guten Zeichen für die Kämpfenden, kam das der Siegesgöttin, der Viktoria. Dieſe göttertragende Wagenreihe ſelbſt jedoch eröffnete der den Spielen vorſitzende Magiſtrat, in den republikaniſchen Zeiten der regierende Konſul, ſeit einer im Jahre 732 gemachten Anordnung des Auguſtus aber, vermöge deren ein für allemal die Staatsſpiele der Verwaltung zweier Prätoren übergeben wurden, ein Prätor, und zwar im Coſtüm und mit der Haltung eines Triumphators, d. h. ſtehend auf dem koſtbaren, mit Gold und Elfenbein ausgelegten, von vier neben einander geſpannten ſchneeweißen Roſſen gezogenen Triumphwagen, angethan mit einer purpurnen, mit Goldpalmen geſtickten Tunika und darüber mit einer prachtvoll wallenden, ebenfalls purpurnen und eben ſo in Gold geſtickten Toga, ganz wie der auf dem Kapitol thronende Jupiter gekleidet war; Purpurſchuhe an den Füßen, auf dem Haupt einen lebendig grünen Lorbeerkranz, während ein hinten aufſtehender Staatsſklave eine ſchwere goldene Krone über das Haupt hernieder hielt; in der rechten Hand einen gleichfalls friſchen und lebendigen Lorbeerzweig, in der linken ein elfenbeinernes Scepter, auf deſſen Spitze ein goldener Adler ſeine Flügel breitete. Dieſer Glanzerſcheinung zur Seite gedacht, muß natürlich der Zug des Gouverneurs und des ſogenannten Senators oder oberſten Polizeimeiſters, welche heutzutage durch eine Umfahrt im Corſo die Pferderennen auch ihrerſeits einweihen und ſodann den Vorſitz bei denſelbigen führen, höchſt beſcheiden ausfallen.

(Fortſetzung folgt.)

Lebenszähigkeit.

Ein engliſches Blatt enthielt kürzlich eine Zuſammenſtellung von Beobachtungen über die Ausdauer des organiſchen Lebens, die wir hier mittheilen. Die Fälle mögen freilich nicht alle gleich glaubwürdig ſeyn; wir bemerken aber, daß bei der Richtung, welche die Phyſiologie in neueſter Zeit eingeſchlagen, Erfahrungen der Art nicht mehr ſo auffallend erſcheinen als nach den frühern Begriffen von der Lebenskraft und dem Verhältniß derſelben zur Materie.

Ein Edinburger Journal hatte folgenden Artikel gegeben: „Als vor vier Jahren ein Freund des Grafen von Haddington eine egyptiſche Mumie entrollte, fand er zu ſeinem Erſtaunen mehrere Weizenkörner über die Leiche geſtreut. Vier derſelben verehrte er der Gräfin, welche ſie auf den prächtigen Landſitz ihres Gemahls zu Tynningham im öſtlichen Lothian ſchickte, wo ſie am 1. November des verwichenen Jahres im Küchengarten an einer geeigneten Stelle geſteckt wurden. Durch die Güte des dortigen Gärtners, Herrn Ford, haben wir Gelegenheit gehabt, das Produkt dieſes intereſſanten Samens zu ſehen, und da eine andere Zeitſchrift einen ziemlich unvollkommenen Bericht davon geliefert, ſo geben wir den Leſern folgende kurze Beſchreibung: Im Ganzen mögen es hundert Halme ſeyn, die von fünf bis ſechs Fuß meſſen. Die Blätter ſind breiter als die gewöhnlichen und verhältnißmäßig lang. Die Aehre iſt in zwei Reihen zu dreien gewachſen, und von denen, die wir gezählt, hielt jede Reihe dreimal zwanzig. Am obern Ende hat die Aehre etwas Bart und zwiſchen den Körnern iſt ſie offen. Sie blühte faſt vierzehn Tage früher als irgend eine um dieſelbe Zeit auf den benachbarten Feldern geſäte Fruchtart. Daneben waren einige Körner jetzigen egyptiſchen Weizens geſteckt worden, und es kann keine größere Verſchiedenheit geben. Der jetzige iſt kaum vier Fuß hoch, eng geſchloſſen und längs der Aehre mit einem Bart beſetzt. Seinem antiken Vorfahr ſieht er um nichts ähnlicher als ein Gerſtenkorn einem Weizenkorn.“

In Bezug hierauf hieß es in „Chambers's Edinburgh Journal“: Daran iſt nichts Neues; ſchon früher ſind in den Kaſten egyptiſcher Mumien Sämereien gefunden und geſteckt worden und meiſt aufgegangen. Einmal keimte ſogar Samen, der im Innern der Mumie gefunden worden. Verwandte Beiſpiele fehlen keineswegs.

Vor ſechzig Jahren bei Gelegenheit des Aufgrabens eines Theils der Antoninsmauer zwiſchen dem Forth und dem Clyde fand ſich in einer kleinen Wölbung etwas Weizen, der ganz geſund war und nicht unter fünfzehnhundert Jahre alt ſeyn konnte. Als um dieſelbe Zeit zu Inveresk, wo die Eroberer der Welt eine Kolonie oder Stadt gegründet, ein römiſches Bad entdeckt wurde, fand ſich ein Faß Wein, vielleicht Falerner, den zwar die Zeit in eine klebrige Subſtanz verwandelt, der aber immer noch eine verführeriſche Süßigkeit beſaß. Leider ließ der Magiſtrat jener ehrlichen Stadt das Faß auf's Rathhaus ſchaffen und ſchlürfte den Inhalt als Negus. Vor wenigen Jahren wurde in der Nähe von Dorcheſter ein alter britiſcher Tumulus geöffnet und darin dreißig Fuß unter der Erde ein Körper gefunden, der nach den dabei liegenden Münzen Hadrians gegen ſechzehnhundert Jahre hier geruht haben mußte. Etliche Himbeerkörner, die dabei lagen, wurden von der Gartenbaugeſellſchaft in Chiswick geſäet und trieben herrlich. Im ſüdlichen Frankreich iſt in Gräbern aus der Zeit des Mark Aurel Kümmel gefunden worden, der ſofort aufkeimte. Und eine Zwiebel aus der Hand einer Mumie, folglich zwei- bis dreitauſend Jahre alt, wuchs ſo flink wie obenerwähnter Weizen.

Indeſſen gibt es Beweiſe von noch größerer Lebenszähigkeit des Samens. Ueberall, wo ſelbſt bis zu beträchtlicher Tiefe in die Erde gegraben wird, erheben ſich aus dem aufgeworfenen Boden junge Pflanzen, deren Samen vermuthlich Jahrtauſende geſchlummert haben. Weſtlich von Stirling iſt eine bedeutende Torfgrube, unter ihr eine Lehmſchicht, die nach Wegräumung des Torfes bebaut wird. Da ſah eines Tages der Ortsgeiſtliche zu, wie ein Graben in dem Lehm gezogen wurde, der früher mit vierzehn Fuß Torferde bedeckt geweſen war, bemerkte in dem ausgeworfenen Lehm Samen, hob ihn auf, ſteckte ihn und erhielt eine Flur Chrysanthemum septum. Wie viele Jahre mögen dazu gehört haben, ehe der Samen die Lehmdecke, der Lehm die vierzehn Fuß Torferde über ſich bekam! Nur eine ſchwache Andeutung bietet der Umſtand, daß an derſelben Stelle römiſches Handwerkszeug gefunden worden war, jedenfalls ein Beweis, daß die Lehmſchicht ſeit ſechzehnhundert Jahren unberührt geblieben. Ein anderes, noch treffenderes Beiſpiel iſt dieſes. Vor 25 oder 30 Jahren, heißt es in einem Schreiben des Richters Tuckerman in Boſton an Dr. Carpenter in Briſtol, erzählte mir Richter Thatcher vom oberſten Gerichtshofe in Maſſachuſetts, daß in einer Stadt am Fluſſe Penobſcot im Staate Maine, etwa vierzig Meilen vom Meer, Arbeiter beim Graben eines Brunnens in der Tiefe von zwanzig Fuß auf eine Lage Sand geſtoßen, der ihre Aufmerkſamkeit deßhalb erregte, weil es ſolchen Sand nirgends in der Nachbarſchaft, ſondern nur am Geſtade gibt. Der Haufe, zu welchem ſie ihn zuſammengeworfen, wurde nach vollendeter Arbeit aus einander geſtreut, und Niemand dachte mehr daran, als nach ein oder zwei Jahren eine Menge Bäumchen aus dem Sande aufwuchſen, die ſich als Pflanzen der ſogenannten Strandpflaume erwieſen und ſpäter auch dieſe Frucht trugen, die bisher bloß unmittelbar am Geſtade gewachſen war.

Ferner bewahrt Samen ſeine Keimkraft unter Umſtänden, die nach allen bisherigen Begriffen ſie vernichten müßten. Ein See wird trocken gelegt, und nicht lange, ſo zeigen ſich Gewächſe aus dem vom Schlamme geborgenen Saamen. Die ulca thermalis gedeiht in heißen Quellen am Rande des ſprudelnden Waſſers, und der vitex agnus castus wächst mit den Wurzeln in kochendem Waſſer. Abgebrühte Ingwerwurzeln ſind auf der Fahrt nach England ausgeſchlagen. In den ſiedenden Quellen und im Dampfe des Geyſers auf Island blüht die Chara und reift ihren Samen. Gedörrte welſche Bohnen, ſogar gemalzte Gerſtenkörner haben gekeimt. Aus dem Saamen von gekochten Hollunder- und aus eingemachten Stachelbeeren ſind Stachel- und Hollunderbeerbüſche aufgewachſen, die noch heute ſtehen. John Herſchel hat beobachtet, daß Samen der acacia lophanta, nachdem er zwölf Stunden in Waſſer von 140 Grad Fahrenheit gelegen, trefflich fortkam, und Ludwig hat bemerkt, daß der Same einer Cedernart am ſchnellſten keimt, wenn er tüchtig gekocht worden. Auf der Inſel Tanna fand Forſter den brennend heißen Boden im Bereich des Vulkans mit Blumen überbreitet, und auf den Ozarkgebirgen in Nordamerika, wo es eine Reihe von ungefähr ſiebzig heißen Quellen gibt, deren einige eine Temperatur von etwa 40 Grad R. haben, grünen darin Mooſe und andere Vegetabilien. Ein Stengel des phormium tenax, des berühmten Neuſeeländer Flachſes, war in einem Gewächshauſe des Jardin des plantes zu Paris bei Gelegenheit einer Feuersbrunſt anſcheinend ganz verkohlt. Einem Phönix gleich erhob ſich eine junge Pflanze aus der Aſche. In der Gegend von Matlock wurde ein Hollunderbaum, der vor längerer Zeit umgehauen und auf der Oberfläche vom Feuer verſengt worden, zu einem Thürpfoſten verwendet, ſchlug aus und war bald wieder ein grüner, blühender Baum. Wachſen doch ſogar Pflanzen im Krater des Aetna mitten im heißen Schwefeldunſt.

Bomare erzählt, daß Eier, die in einer Steinmauer dreihundert Jahre gegen den Zutritt der Luft hermetiſch abgeſperrt geweſen, ſich vollkommen friſch erhalten haben. Fiſchrogen, durch und durch getrocknet und lange Zeit aufbewahrt, wurde in's Waſſer geworfen und entwickelte ſeine Lebensthätigkeit. Wenn die Eier der nackten Schnecke in der Sonne oder in künſtlicher Hitze getrocknet werden, ſchrumpfen ſie zu winzigen Pünktchen ein, die ſich nur durch's Vergrößerungsglas erkennen laſſen; aber

vom Regen genäßt oder in's Waſſer gethan ſchwellen ſie wieder auf und ſind fruchtbar. Achtmal auf dieſe Weiſe behandelte Eier wurden ausgebrütet. Eine anadonta rubens blieb acht Monate am Leben, nachdem alles Waſſer aufgetrocknet und ſie ſtets den Sonnenſtrahlen ausgeſezt worden war. Man hat den Cocon eines Seidenwurms in kochendem Waſſer abgeſponnen, ohne die Puppe zu tödten. Die Larve der musca chameleon ſcherzt in den heißen Quellen des Leuker Bads und ſtirbt in minder warmem Waſſer. Humboldt erwähnt, daß beim Erbauen einer Hütte ein anſcheinend lebloſes Krokodil in ſteinhartem Schlamme gefunden worden, und daß die Indianer oft Rieſenſchlangen in gleich lethargiſchem Zuſtande antreffen, die, geſtachelt oder mit Waſſer begoſſen, lebendig werden. Auch der Gefrierpunkt iſt für gewiſſe Thiere nicht tödtlich. Im ſtrengen Winter 1795 wurde eine durchaus gefrorene Schlange in die Wärme gebracht und lebte ſofort auf. Sir John Roß that bei ſeiner Reiſe nach dem Nordpol dreißig Larven der Laria Rossii genannten Motte in eine Schachtel und ſezte ſie drei Monate der Winterkälte aus; in der warmen Kajüte fingen ſie ſämmtlich an ſich zu bewegen. Dann brachte er ſie in eine Temperatur von vierzig Grad unter dem Gefrierpunkte; ſie gefroren augenblicklich, und als ſie nach Verlauf einer Woche in die Kajüte zurückgebracht wurden, kamen drei-und-zwanzig zum Leben. Es iſt außerdem erwieſen, daß zum Zerbrechen gefrorene Nattern, Bienen, die bei der leiſeſten Berührung zu Staub zerfallen würden, und in Eisſchollen eingeſchloſſene Fiſche, allmählig aufgethaut, in's Leben zurückkehren. Spallanzani hielt viertehalb Jahre lang Fröſche, Salamander und Schlangen in einer Eisgrube, und in der warmen Luft wurden ſie ſämmtlich wieder lebendig.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſezung.)

Die egyptiſche Erziehungsanſtalt.

Intereſſant ſind die Fortſchritte der jungen Egyptier, welche hier bekanntlich in einer auf Koſten des Paſchas unterhaltenen und unter der Aufſicht des hieſigen Kriegsminiſters ſtehenden Anſtalt erzogen werden. Es waren Anfangs nur etwa 24 Jünglinge in dieſelbe eingetreten; aber reiche Beamte in Egypten hatten ſchon früher ihre Söhne nach Paris geſchickt, um ſie in Privatanſtalten erziehen zu laſſen; ſeitdem nun die militäriſche Anſtalt beſteht, hat der Paſcha befohlen, daß alle jungen in Frankreich ſich aufhaltenden Egyptier in derſelben vereinigt werden ſollen. Die jungen Leute können auch nur dabei gewinnen, denn ſie werden hier ſehr gut gehalten und von vortreflichen Lehrern, meiſtens Offizieren vom franzöſiſchen Generalſtab, unterrichtet. Der Paſcha hat ſeinen jüngſten Sohn und zwei Enkel, Söhne Ibrahims, unter der Leitung eines Informators, welcher den Effendi-titel hat, und einiger untergeordneten Aufſeher, welche Begs heißen, in dieſe Anſtalt geſchickt. Einer jener beiden Söhne Ibrahims iſt erſt kürzlich aus Wien hieher gekommen; er iſt ein munterer, offener Jüngling von 15 Jahren, welcher mit der europäiſchen Bildung ſchon ziemlich vertraut iſt. Achmet, ſein Bruder, ſcheint etwas wilder Natur. Gegen ſeine franzöſiſchen Obern bezeigt er Ehrfurcht, aber gegen die egyptiſchen thut er ſich wenig Zwang an, und da ſie ſich vor ihm fürchten wegen ſeines Rangs, ſo müſſen die franzöſiſchen Obern ſie zuweilen gegen ſeinen Jähzorn ſchüzen. Vor einiger Zeit wollte er ſich in einem Zimmer mit einem der Begs einſchließen, um denſelben abzuprügeln; man mußte den armen Beg aus den Händen des Prinzen reißen. Solcher Auftritte hat es mehrere gegeben, und der Kriegsminiſter hat dem jungen Prinzen tüchtige Verweiſe geben und ihm mit dem Zurückſchicken nach Egypten drohen müſſen. Uebrigens lernt er gut, und als neulich der Herzog von Nemours die Anſtalt beſuchte und die jungen Leute in ſeiner Gegenwart examinirt wurden, zeigte ſich Achmet in der Erdbeſchreibung ſehr bewandert und führte mehr Städte Amerikas an, als wahrſcheinlich jemals einem Egyptier bekannt geworden ſind. Unter den Zöglingen ſind die meiſten arabiſcher, einige türkiſcher Abkunft. Vierundzwanzig Jünglinge nebſt noch einem Prinzen werden in wenigen Tagen anlangen, ſo daß die Anſtalt dann ſechzig junge Leute faßt. Ein 23jähriger Schüler, welcher ſich ſchon mehrere Jahre in Frankreich aufgehalten hatte und ſehr geläufig franzöſiſch ſprach, iſt neulich geſtorben und man hat ſeinen Leichnam nach Egypten zurückgebracht. Sie waren dabei Alle ſehr niedergeſchlagen und bewachten den Leichnam brüderlich. Das Erſte nach ſeinem Tode war, daß ſie ihm die Naſenlöcher verſtopfen wollten, damit ſich nicht böſe Geiſter in den Leichnam einſchleichen und ſich ſeiner bemächtigen. Als man ihnen ſagte, daß man in Frankreich mit dem Leichnam nichts vornehme, bis ein dazu beſtellter Arzt denſelben beſichtigt und ſich vom natürlichen Tode überzeugt habe, wurden ſie ſehr beſtürzt und ſchienen ſich ſofort vor dem Leichname zu ſcheuen. Allmählig gewöhnen ſie ſich an franzöſiſche Sitten und Gebräuche, und tragen auch nicht das mindeſte Bedenken, bei Tiſche Wein zu trinken. Wenn die jungen Prinzen zu Feſtfeſten eingeladen werden, legen ſie eine ſehr koſtbare, mit Gold und Edelſteinen reich beſezte Kleidung an und machen eine glänzende Figur. Die gewöhnliche Tracht ſämmtlicher Zöglinge iſt nach europäiſchem Zuſchnitt. An ihrem Unterhalte wird nichts geſpart, der Paſcha hat ſehr freigebig für Alles geſorgt. Geht die Anſtalt nicht mit ihm wieder unter und beſteht ſie etwa 20 Jahre, ſo kann ſie nicht ganz ohne Einfluß auf die Bildung der reichern Jugend in Egypten bleiben. Wo die jungen Perſer, welche man hier erwartet, erzogen werden ſollen, iſt nicht bekannt. Es ſcheinen ihrer nicht ſo viele zu ſeyn, daß es der Mühe lohnte, eine beſondere Anſtalt für ſie zu errichten; auch ſcheint die Sendung derſelben nicht vom König von Perſien ſelbſt auszugehen. Vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo chineſiſche Jünglinge ihre Bildung in Paris erhalten, obgleich man bis jezt vom Verkehr zwiſchen Frankreich und China wenig merkt, und Alles auf Hoffnungen beruht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 10. Juni 1845.

O mercy, God! what masking stuff is here!
Shakespeare.

Ueber Volkstracht im Gebirge.

I.

Was in den Ebenen längſt verſchwemmt und überflutet worden, bewahren uns die Berge. In ihrem Schooße barg ſich die urzeitliche Thier- und Pflanzenwelt, in ihren Herzkammern pocht ein dauerbareres Leben, und mit den kräftigeren Menſchen erreicht dort ihre Art und Sitte ein höheres Alter. Von manchem, das im offenen Land und Leben allen Boden verloren, finden wir die unverſehrten Wurzeln, und aus ihnen ſehen wir, wenn auch oft arg beſchnitten oder von fremdem Unkraut überwuchert, die grünſten Triebe keimen.

Wie für alte Sprache, altes Recht und ähnliches vielfach die lebenden Belege dort zur Hand ſind, ſo auch für die ernſtere vergleichende Betrachtung der Volkstracht, beſonders in ihren Beziehungen zur Geſchichte und Volkskunde. Neben dem auffallend Maleriſchen oder eben ſo Ungeſtalteten, worüber wohl jeder flüchtige Beſchauer ſeine Gloſſen macht, wird ein ſchärferes, durch längere Betrachtung geübtes Auge auch ohne beſondere Abſicht und etwaige Vorſtudien in der Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit der Gewandung des Volkes, das im Gebirgslande wohl nicht erſt als Landvolk zu bezeichnen iſt, mehr als Zufälligkeiten und Tageslaunen erkennen. Wer ſich damit ernſtlicher zu ſchaffen machen will, der genießt dieſelben Vortheile, die das Gebirge auch andern Forſchern bietet. — Wie für den Botaniker auf einer einzelnen Hochalpe oft die geſammte Flora der Berge wächst und der Steinkundige aus dem Runs eines Wildbaches Proben aller Gebirgsarten holt, ſo ſammelt ſich in enger Umzirkung ein ergiebiges Muſterhäuflein von Kleidern und Putzdingen, wie dieſe den ſtammverſchiedenen Trägern zu allen Zeiten gerecht geworden. Selbſt mit einer gewiſſen Ordnungsliebe iſt der Kram in den einzelnen Thälern wie in Schubfächern zurecht gelegt; nur wo ſich die Leute unſtet drängen und verdrängen, an den Straßen und Marken, vermengt ſich auch das Kleiderweſen, wird aber zugleich meiſt werthloſer Trödel und allbekannte Schneiderleiſtung.

Um nicht von vornherein mir ſelbſt eine allzuſchwere Laſt abgetragener und neugiltiger Röcke aufzubürden, will ich, eh' ich ſie vor den Leſern ausbreite, angeben, von woher ich ſie zuſammenzuholen gedenke. Als Gebirg wollte ich jenes Stück der deutſchen Alpen gemeint wiſſen, das ehedem mit einem gewiſſen Nachdruck auf dem Worte ſo hieß, das „Land im Gebirg," freilich hinab bis da, wo es „Land an der Etſch" heißt, alſo ſo ziemlich das heutige deutſche Tirol. Trotz der Schlagbäume, habe ich meine tüchtigſten Waaren auch vom bayeriſchen Oberland herzugetragen, und vielfach nach Schwaben, in's

Voralberg hinüber gegriffen, um da und dort zu ergänzen und zu vergleichen. Meine reichhaltigſten Fundgruben ſind die Seitenthäler, wo viel Ehrwürdiges und Schönes vom Großvater her dem Enkel noch bequem ſizt. Am emſigſten ſtöberte ich da in Schränken und Kaſten, wo ich Vollſtändiges vom Hut bis zum Schuh nicht allein Sonntags, ſondern auch am Werktage an den Leuten vorfand. Zu ſolchen Strichen mögen das Burggrafenamt, die Landſchaft um Meran mit ihren Anhängſeln in Paſſeier und Sarnthal, die Thaläſte am Eiſak, einzelne Winkel in Oberbayern, rauhe Hinterthäler wie Dur, Alpach u. dgl. und wildfremde Hochgegenden im Vorarlberg gerechnet werden. Auf der Landkarte iſt das alles zuſammen ein kleiner Fleck, wer ihn aber auf den eigenen Beinen auch nur zum Theil durchmeſſen hat, wird zugeſtehen, daß es an Stoff für meine Arbeit nicht gebricht, und um ſo lieber den Verſuch gelten laſſen, wo ich auf eine ſtrenge Vollendung verzichten muß, je mehr ich jene falſchen Spuren kennen lernte, welche der einzelne Forſcher bei aller Vorſicht kaum zu meiden vermag.

Ein weiteres Bedenken bleibt wohl auch noch, wie ich den Leſern in einem Gegenſtande klar werde, deſſen Erläuterung faſt unbedingt die Hülfe des Grabſtichels, ja ſelbſt des Pinſels und der Farbe in Anſpruch zu nehmen ſcheint. Ich meine vorausſetzen zu dürfen, daß das Allernothwendigſte vielfach durch eigene Anſchauung, noch mehr aber durch die zahlreichen Bilderwerke, welche durch den Heißhunger der Genremaler nach Gebirgiſchem und durch die gefällige Induſtrie für die modernen Tirolreiſenden entſtanden ſind, zur Genüge bekannt iſt. Auch ſollen ja nicht die Gebirgsleute in ihrem ſchönſten Staate paarweiſe wie in einem Feſtzuge durch dieſe Spalten wandeln, noch beabſichtige ich Winke zu Quadrillecoſtümen zu geben; was aber zu ſehen ſeyn ſoll, mag immerhin ſo ziemlich deutlich mit der Feder zu illuſtriren ſeyn. — Obſchon wir an die Formen, wie ſie jezt gäng und gebe ſind, uns halten müſſen, ja bei unſern Studien in ihnen Anfang und Ende dafür zu ſuchen haben, ſo liegt das Abgetragene, Altmodiſche, in die Plunderkammern Verwieſene unſern Zwecken um nichts ferner, da hier gezeigt werden ſoll, wie ſich die heutige Volkstracht herausgebildet, in wie fern ſie Ergebniß geſchichtlicher Entwicklung oder flüchtigen Wohlgefallens, und wie weit aus ihr allenfalſige Beweiſe für Abkunft und Stamm der Träger herzunehmen ſeyen, ſchließlich auch was für die Zukunft ſich davon ab- und herausſchälen werde.

Die grüne Gegenwart wird ohne Mühe die Beweismittel darbieten; auch für ein Jahrhundert rückwärts getraue ich mir Guterhaltenes in Natura zu ſtellen, ſeit ich zu Bödmen unſern Mittelberg im untern Walſerthale beim alten Daniel Müller, einem Bauern von ächtem Schrot und Korn, die Hochzeitſchuhe ſeines Urgroßvaters vom Jahre 1696 nagelneu vorfand. Immerhin gebe ich indeſſen zu, daß ſchon für die genannte Zeit, noch mehr aber darüber hinaus die Belege karg würden, wenn nicht, wie ſchon geſagt, die Tracht von heute als Beweis rückwirkend zu Hülfe käme und uns ihren Urſprung ermitteln hälfe. Wir haben vorerſt zu erfahren, wo die Bauern ihre Tracht geborgt haben, als ſie die ältere, mit ihnen gleichſam verwachſene ganz oder theilweiſe änderten, und darüber gibt uns jede Bilderchronik wie jeder Ahnenſaal in einem alten Schloſſe befriedigende Auskunft. Aber die vor Zeiten entlehnten Garderobeſtücke der vornehmen Welt am Leichname der Bauern gleichzeitig oder in der nächſten Folge nachzuweiſen, dafür müſſen wir uns begnügen mit dem Wenigen, was aus dieſem Stande als eigentliches Kleiderbild vorhanden iſt. Dergleichen kommt vor auf Votiftafeln in Wallfahrtskirchen, auf Begräbnißbildern, an Hausverzierungen; ſelten ſind die Porträts reicherer Bauern. Schriftliche und gedruckte Dokumente, geringfügige Andeutungen in Geſchichten, Statuten, Reiſeſchilderungen, boten das Wenigſte, aber deſto mehr die mündlichen Mittheilungen alter Leute, die ich vielfältig auf Treu und Glauben gebe, wie ich ſie nehmen mußte.

(Fortſeyung folgt.)

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſeyung.)

Wenn nun, nach allen Vorbereitungen und herkömmlichen Einleitungsceremonien, der Vorſitzende ſeinen Platz eingenommen hatte, gab er mit einem weißen, von Purpur umſäumten Tuche das Zeichen, und die Rennwagen ſezten ſich von ihrem Standplatze in den Carceres aus, je nachdem ihnen derſelbe durch das Loos zugefallen war, in Bewegung. Es war aus jeder Faktion je einer; ſie machten auf jeden Gang ſieben Umkreiſungen durch die ganze Bahn von den rechten Carceres in die linken, wobei ſie in den nach außenhin maskirten Verbindungsräumen zwiſchen den beiderlei Carceres, wie einige Flüſſe, die ſich an einer Stelle unter der Erde verlieren, um ſpäterhin an einer andern wiederum hervorzubrechen, für eine kurze Zeit unſichtbar wurden.

In frugaleren Zeiten, und nach einer Stelle des Livius noch im Jahr 585 nach Erbauung der Stadt, begnügte man ſich mit Einem Gange der Viergeſpanne und Einem der Roßrennen, welche beiderſeitige Unterhaltung nicht mehr als Eine Stunde Zeit wegnahm; der übrige Tag ward mit ſinnreichen Kampf- und Leibesübungen ausgefüllt. Allmählig aber gewann das

Volk mehr Geſchmack an dem roheren Vergnügen der Thierhatzen, insbeſondere aber konnte es ſich an Wagen- und Pferderennen kaum ſatt ſehen; welche Leidenſchaft nach offenkundigem Zeugniß der Geſchichte in den Zeiten des Reichsverfalls zu den wahnſinnigſten Aufruhrhändeln geführt hat, und wunderbarerweiſe bis in die Gegenwart ihre Dauer behauptet; was freilich wir jezt eher als einen Beweis zäher Lebenskraft in der Volksneigung an ſich, und ſo immer einer tüchtigen Natur, als eines verderbten, unbeſieglichen Hanges anſehen dürfen. So ging man denn mit den Gängen der Rennwagen, wie es ſcheint, allmählig immer weiter, indem das Wagenrennen durch anderweitige Unterhaltungen immer weniger unterbrochen wurde. Eine Zeitlang ſcheint man es gewöhnlich bis zu zwölf getrieben zu haben, obwohl bemerkt wird, dieſe Zahl ſey wegen anderer Unterbrechungen zuweilen nicht erreicht worden. Als aber Virgil das dritte Buch ſeines Landbaues dichtete, um das Jahr 724, beſtand bereits die Sitte, täglich fünf-und-zwanzig Gänge der Viergeſpanne vollführen zu laſſen, ſo daß natürlich dieſe Partie der circenſiſchen Uebungen für anderweitige Unterhaltungen am ſelben Tag wenig Friſt ließ. Unter Nero, der gerade die Wagenrennen bis zur Raſerei liebte, wie denn auch Viergeſpanne aus Elfenbein ſein Kinderſpielzeug geweſen waren, wurden ſo viele Gänge gemacht, als der Tag reichte; die Wagenbeſitzer fanden es bereits gar nicht mehr der Mühe werth, ihr Geſchirr anders herzuleihen als auf den ganzen Tag, und Domitian ließ bei ſeinen Säkularſpielen, vermuthlich weil das Säkulum aus hundert Jahren beſteht, hundert Gänge machen, dafür aber, damit der Tag ausreichen möchte, auf den einzelnen Gang die Bahn bloß fünfmal umkreiſen.

Die Faktionen oder Rotten hatten ihren Namen von der Farbe der Tunika, des bis auf das Knie gehenden gegürteten Leibrocks, den die Wagenlenker einer jeden als Livree trugen. Sie waren: die lauchgrüne, die ſeeblaue, die weiße und die roſenrothe. Domitianus fügte deren zwei hinzu, die purpurrothe und die goldgelbe, zu welchem Ende zugleich, wie bemerkt iſt, die Zahl der Wagenſtände in den Carceres von vier auf ſechs gebracht wurde. In den geſammten Specialitäten dieſer Wagenrennen wollte man eine ſinnbildliche Bedeutung finden, und ſo auch in den Farben der Fuhrmannsröcke. Die Umkreiſung der Bahn, überliefert man uns, ſtellt überhaupt dar den Tanz der Planeten (Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn) um den Mittelpunkt des Weltalls, d. i. die Erde. Die ſieben Umläufe eines jeden Ganges ſind dieſe ſieben Sterne ſelber; die Zahl der Gänge, als ſie zwölf war, bedeutete die zwölf Himmelszeichen oder auch die zwölf Monate; zu vier-und-zwanzig angewachſen (den fünf-und-zwanzigſten Gang ſah man als eine Zugabe an), bedeutet ſie die vier-und-zwanzig Tagesſtunden; die vier Farben aber deuten auf die vier Jahreszeiten, und was dergleichen Auslegungen mehr ſind. Daran iſt ſo viel wahr, daß allerdings, namentlich im älteſten Griechenland, bei der Einſetzung der Renn- und Wagenſpiele mancher Theil der Anordnungen gewiſſe ſprechende Beziehungen gehabt haben mag, wie es denn z. B. gar nicht unwahrſcheinlich iſt, daß man an eine Nachahmung des Planetenlaufes am Himmelsgewölbe gedacht haben mag. Was aber die Deutung dieſer römiſchen Spielgebräuche belangt, ſo rührt ſie eines Theils von ſehr ſpäten Schriftſtellern her, welche mit weitgehenden Grübeleien ſich einen anſpruchsvollen Schein von Gelehrſamkeit geben, und iſt andererſeits wenigſtens theilweiſe ſo entſchieden grundlos, daß wir mit Unrecht auf ſolchen Träumereien fußen würden. Wie kann die Zahl der Gänge eine ſymboliſche Bedeutung gehabt haben, da ſie willkührlich war, indem ſie nach Livius in früheren Perioden ſogar auf einen einzigen beſchränkt blieb, die Kaiſer aber ihrer je nach der Gunſt der Witterung und der Tageshelle ſo viele als möglich machen ließen? Wie können die ſieben Kreiſungen der einzelnen Rennen die ſieben Planeten bedeutet haben, da ja dieſe Kreiſungen den Gängen untergeordnet waren, und nicht umgekehrt? Wären es ſieben Gänge und zwölf Kreiſungen geweſen, ſo könnte man ſich in dieſen Theil der Allegorie noch eher finden. Einer dieſer ſpäten Schriftſteller, der ſchon genannte Caſſiodorus, ſchlägt gar dem Faſſe den Boden aus, indem er die ſieben Kreiſungen von den ſieben Wochentagen verſteht, eine Zählungsart, die gar nicht altrömiſch iſt, indem die altrömiſche Woche von neun zu neun Tagen reichte, die ſiebentägige Woche aber von den Juden um Julius Cäſars Zeit zu den Römern kam, wo ſie ſich freilich durch den Einfluß jüdiſcher Wechsler, welche an ihrem Sabbath keine Geſchäfte machen wollten, zu einem Gebrauche des täglichen Verkehrs ſtillſchweigend geſtaltete, öffentliche Geltung aber doch erſt durch Konſtantin erhielt, als welcher die altrömiſchen neuntägigen Marktfriſten zur ſiebentägigen Wochenfriſt mit dem Sonntage an der Spitze umformte.

Was nun die Rockfarben der Faktionen betrifft, ſo ſoll das Grün den Frühling, zu gleicher Zeit aber auch die friſche Erde und das Geſchäft, dieſelbe zu beſtellen und zu beſäen, andeuten; auch ſollen die Grünen der Göttin Venus geweiht geweſen ſeyn. So viel iſt gewiß, daß der Kern der altrömiſchen Bürgerſchaft, welcher aus den Landbauern der Campagna hervorgegangen war, jederzeit den Praſianern, d. h. dieſer lauchgrünen Faktion, mit hartnäckiger Vorliebe zugethan blieb. Die Blauen werden nun aber nicht auf den Sommer, ſondern auf den Herbſt bezogen; daß ſie das Meer und die Meergeſchäfte, Schifffahrt und Fiſchfang, bezeichnen,

wird aus der seeblauen Farbe, von der sie die Venetianer hießen, geschlossen, und man meint, die Flotte, die Seesoldaten und die Fischerinnung sey an ihnen vorzugsweise günstig gewesen. Unbestritten behaupten sie den nächsten Rang nach den Grünen. Zwischen beiden Rotten und ihren Gönnern bestand die rasendste Eifersucht, es wurden auf den Sieg der einen oder der andern enorme Wetten eingegangen und all die kindische Begeisterung toller Nebenbuhlerschaft und lächerlicher Reibungen für dieselben geübt, welche gegenwärtig die englische Nobility und Gentry bei ihren Pferderennen zu Ascott oder Epsom beseelt.

Selbst die Kaiser theilten sich regelmäßig nach ihrer Neigung für diese oder jene Faktion in Prasianer und Venetianer; Caligula, Nero, Commodus sind Prasianer, Vitellius und Caracalla Venetianer gewesen. Naturgemäß wäre es nun auch, daß, wenn die Faktionen ihre Schutzgötter wirklich hatten, die Venetianer dem Neptun geeignet hätten; gleichwohl gibt man ihnen neben diesem Gotte im Zweifel auch den Saturnus.

Die weiße Faktion soll die Luft, die rothe das Feuer versinnbildet haben; der Gott der ersten soll Jupiter, der zweiten Mars gewesen seyn. Solchen ausgezeichneten Nationalgöttern zugehörig, hätten sie aber eine größere Rolle in der öffentlichen Meinung spielen müssen, als der Fall war; denn wir finden sie durchgängig als unangesehen und wenig beachtet dargestellt. Gleichwohl mögen sie zeitweise auch in der Mode gewesen seyn, und Juvenalis hebt einen Lieblingsfuhrmann der rothen Faktion unter seinen Zeitgenossen hervor, der sich durch ein ungeheures Vermögen bemerklich machte, also vielmals gesiegt und sich den Antheil der Zuschauer erworben haben mußte. Was die Purpur- oder Dunkelrothen und die Goldfarbenen des Domitianus zu bedeuten gehabt, darüber bleiben uns die symbolischen Dolmetscher ihre Rechenschaft schuldig.

(Schluß des dritten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Neubauten. — Neue Art von Einbruch.

In diesem Frühjahr wird wieder sehr viel gebaut, und wenn man einerseits Straßen erweitert und schlechte Häuser niederreißt, so werden andererseits ganz neue Straßen angelegt und Reihen von 6 — 7stockigen Häusern erbaut, worin aber das Nützliche vor dem Schönen beachtet, also auf die vortheilhafteste Einrichtung Rücksicht genommen wird. Es hat sich sogar ein Verein von Maurern, Steinmetzen, Tischlern und Schlossern gebildet, welche auf gemeinsame Kosten Häuser mit vielen kleinen Wohnungen bauen und dieselben dann so verkaufen, daß der Kaufschilling erst im Laufe von zwanzig Jahren abgetragen wird. Sie bekommen dadurch Beschäftigung, und die, welche die Häuser erstehen, genießen eines bedeutenden Vortheils. Es können sogar mehrere Familien, ja fünfzehn bis zwanzig, denn so viel kleine Wohnungen werden in den Häusern angebracht, zusammentreten, ein solches Haus zusammen kaufen, und haben also nur den fünfzehnten oder zwanzigsten Theil des Ankaufspreises in zwanzig Jahren abzutragen. Man sieht, daß die Spekulanten sehr gefällige Leute sind; aber wahrscheinlich werden sie sich sehr vorzusehen haben, wenn sie bei ihrer Spekulation nicht zu kurz kommen wollen. Leider nimmt die Spekulation der Schelmen auch zu, und was man neulich in der Straße St. Antoine gewagt hat, ist wohl geeignet, den Pariser Kaufleuten, besonders denen, welche viele kostbare Waaren in ihren Läden haben, große Besorgnisse einzuflößen; denn wie sollen sie sich gegen solche Verwegenheit schützen? Vor ungefähr vierzehn Tagen hört ein Juwelier, welcher in der Straße St. Antoine seine Bude hat, aber mit seiner Familie Zimmer bewohnt, die nicht mit der Bude zusammenhängen, in der Nacht ein Geräusch, steht auf und öffnet das Fenster; da er aber nichts weiter hört, legt er sich wieder schlafen. Am andern Morgen, als er seine Bude aufschließt, bemerkt er mit Schrecken, daß Diebe in der Nacht aus dem Boden heraufgestiegen sind und ihm Geschmeide im Werth von 10,000 Francs gestohlen haben; sie hätten ihm für 30,000 Francs stehlen können, denn der Laden war voll von Goldwaaren. Außen war die Bude wohl verschlossen und es war nichts daran beschädigt; die Diebe waren aus dem Boden heraufgekommen und auf demselben Weg wieder davon gegangen. Als man ihre Spur verfolgte, fand es sich, daß in der durch die Straße laufenden unterirdischen Kloake die Seitenmauer gerade vor dem Hause des Juweliers durchbrochen und ein Gang bis unter seinen Laden gegraben worden war, durch welchen die Diebe ein- und ausgeschlüpft waren. Der Durchbruch in der Mauer der Kloake rührte sichtbar von einem Sachverständigen her, und man schloß daraus, ein Maurer müsse das Verbrechen wo nicht begangen, doch geleitet und vorbereitet haben. Dieser Argwohn wurde durch die Aussage einiger Nachbarn bestätigt, welche einige Tage zuvor zwei Arbeiter in Maurertracht hatten in die Kloake steigen sehen. Es kam nun darauf an, diesen Kerls auf die Spur zu kommen, und in solchen Fällen ist der Scharfsinn der Pariser Polizei wahrhaft genialisch. Bald hatte sie ausgewittert, daß gerade zur Zeit, da die Arbeit in der Kloake begonnen haben mußte, ein Maurer aus seiner kleinen Wohnung verschwunden war. Sie erfuhr ferner, daß ein Handwerker so eben eine bedeutende Anzahl von Möbeln gekauft, und ein Weib, das mit ihm lebte, eine Hand voll Goldstücke gezeigt hatte. Der Mann, eben jener Maurer, wohnte neben dem Juwelier, der wahrscheinlich niemals auf den Gedanken gekommen wäre, daß sein Nachbar der Dieb sey. Der Maurer wurde verhaftet, gestand, daß er noch eine andere Wohnung habe, und in dieser fand man einen Theil des gestohlenen Guts. Er hat allein den Diebstahl begangen, denn sein anfänglicher Begleiter hatte ihn verlassen, weil er das Unternehmen nicht für ausführbar hielt. Die Polizei sieht jezt die Nothwendigkeit ein, die Kloaken zu bewachen, damit man nicht durch dieselben in Läden und Häuser breche und die Bewohner bestehle und ermorde. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 11. Juni 1845.

Fye, fye! unknit that threat'ning unkind brow,
And dart not scornful glances from those eyes,
To wound thy lord, thy king, thy governor!
It blots thy beauty, as frosts bite the meads.
Shakespeare.

Liebeslieder von Gottfried Keller.

III.

Du willſt dich freventlich emanzipiren
Und aufſteh'n wider mich mit keckem Sinn,
Auf's eigne Fäuſtchen deine Wirthſchaft führen,
Du ſchöne, kleine Jakobinerin?

Zur Politik nun auch dein Wörtlein ſagen,
Aus trauter Kammer in den Rathſaal flieh'n?
Wohl gar mit weicher Hand die Trommel ſchlagen,
Wann einſt wir gegen die Tyrannen zieh'n?

Berufeſt dich auf meine eignen Lehren
Von Freiheit, Gleichheit und von Menſchenrecht?
O laß, mein Kind, mit Küſſen dich bekehren:
Dieß Eine Mal errietheſt du mich ſchlecht!

Mir, mir, mein Schatz! mußt du dich nun verpflichten,
Dein Liebſter und dein Herr iſt für dich frei;
Auf Ihn ſollſt du die blauen Augen richten,
Daß Er allein dein ſiegreich Banner ſey.

Die Ketten all', von denen ich entbinden
Die Völker möchte, o Geliebte mein!
Als Blumenketten eng dir umzuwinden,
Soll einzig dann mein Thun und Trachten ſeyn.

Ein feſt Gefängniß will ich dir erbauen
Von Roſen, Lilien, Myrthen, duftend weich;
Draus ſollſt du nur des Himmels Sterne ſchauen
Und Mich, den Kerkermeiſter, froh und reich!

Will dir zur Kurzweil Wächterlieder ſingen,
Darinnen du dich lachend ſpiegeln magſt;
In Liedern dir die Welt zu Füßen bringen,
Wenn über Einſamkeit du dich beklagſt.

Doch wenn die lieben Nachtigallen ſchlagen
Und wenn das Abendroth verglommen iſt,
Sollſt du als Königin die Krone tragen,
So lange Luna ihre Bahn durchmißt.

IV.

Schon war die lezte Schwalbe fort
Und längſt ſeit vielen Wochen auch
Die lezte Lilie abgedorrt,
Nach altem Erdenbrauch.

Es flimmerte der Buchenhain
Wie Rauſchgold roth am Abendlicht —
Herbſtſonne gibt gar ſond'ren Schein,
Der ſtets in's Herz mir ſticht.

Ich traf Sie da im Walde an,
Nach der allein mein Herz begehrt,
Mit weißen Kleidern angethan,
Vom goldnen Schein verklärt.

Sie war allein; doch grüßt' ich Sie
Nur ehrfurchtsvoll im Weitergeh'n,
Weil ich Sie, ſeit ich liebte, nie
So ſtill und ſchön geſeh'n.

Doch ſchaut' aus ihrem Angeſicht
Ein fremdes Etwas kalt hervor;
Es lag vor ihrer Augen Licht
Wie leichter, dunkler Flor.

Es war, als ob dicht hinter Ihr
Ein Schatten ſchwebt' im Abendſtrahl,
Der gaukelnd, lachend gegen mir,
Ihr folgte durch das Thal.

„Mir iſt ein Nebenbuhl' erwacht!"
Sprach ich und ſah in's Abendroth,
Bis es erloſch und bis die Nacht
Die Todtenhand mir bot.

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Das aufmerkſamſte, eifrigſte Sichten und Suchen in dem Kleiderwuſte der alten und neuen Zeit führt zu der bald ſich erprobenden Anſicht, daß die heutige Bauerntracht im Gebirge zum Theil ihren Urſprung habe in dem Gebrauche jener Zeit, wo im Schnitt und Fug der Unterſchied zwiſchen dem Herrn und Grundholden kein ſo auffallender war wie der heutige; daß ſie aber größerntheils in der Aufnahme oder Nachahmung vornehmerer Gewandung beſtehe, und dieß beſonders ſeit jener Zeit, wo die Herrenwelt aufhörte, ſelbſt eine Tracht zu haben, und nur nach der Mode ſich kleidete. Daher finden wir die meiſten Anfänge jezt üblicher Volksgewänder im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Für meine Gebirgskittel möchte ich durchſchnittlich die erſten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, natürlich mit mancherlei Zugeſtändniſſen, in Anſpruch nehmen. Für die nur allzuhäufige Nachahmungsſucht ſprechen die vielen abwehrenden Kleiderordnungen, wie ſie auch hier zu Lande nöthig erachtet wurden, die mehrentheils nicht ſowohl vom moraliſirenden Bekehrungseifer, als von der verletzten Standeseitelkeit diktirt wurden, welche dem gemeinen Mann einen Antheil an der neumodiſchen Schneiderglorie nicht gönnen wollte. Wir können es beſonders bei den Nachbarn größerer Städte täglich beobachten, wie ſie begierig nach den vornehmen Variationen haſchen und dieſe theils getreu, theils mit ungeſchickter oder geſchickter Umgeſtaltung auf ihre Leiber übertragen. Nur darf man hier nicht die raſche Einwirkung der Mode erwarten wie in der Stadt, nicht ein vollſtändiges Umſchaffen des alten Gewandes. Eine ſehr erklärliche Schüchternheit und gut deutſche Genügſamkeit heißt unſere ländlichen Stuzer mit dem vorlieb nehmen, was die Ariſtokratie der Mode vorlängſt bürgerlichen Sonntagsrittern abgegeben und was nun auch dieſe nicht mehr wirkſam erachten. Man begnügt ſich auch mit ſtückweiſer Benuzung und Anpaſſung für die natürlich geringern Stoffe. An den Bauermädchen im flachen Bayern und Schwaben können wir die Gigotsärmel der lezten Generation und die faltenarmen Zwickelröcke, ſelbſt die ausgezackten Stuartskrägen neu aufgelegt bewundern, und an ihren halb ſtädtiſch gekleideten Liebhabern die Suwarowſtiefeln, die mörſerförmigen Hüte und ähnliche Glanzſtücke unſerer Papas wieder finden.

Man kann annehmen, daß ſelbſt in den Umgebungen der Städte in den Ebenen fünf, ja oft viel mehr Jahre vorüber gehen, bis etwas Modernes auch dem Landvolk tragbar erſcheint, ohne daß man damit läugnet, daß zuweilen Einzelnes zugleich vom Bauer und wie vom Ritter und Bürger erfaßt wurde, vorzüglich in den Zeiten, wo die deutſche Tracht ſich eifrig mit fremden Lappen verunſtaltete. Dieſe mit den neuern Zeiten raſcher werdenden Schwingungen auch in unſerem Kreiſe erklären ſich durch den naturgemäßen Wechſel im Geſchicke, den Vorſtellungen und Sitten der Völker, demzufolge auch die Kreiſelringe der Mode ſich ausdehnen über Gegenden, wo Zeit und Raum ſie abzuſtoßen ſcheinen. An jenen zögernden, anfänglich heimlich thuenden Aufnahmen neuer „herriſcher" Verſchönerung haben die oft wunderlichen, oft aber auch ſehr heilſamen, tief begründeten Schicklichkeits- und Sittlichkeitsbegriffe ihren gutgemeſſenen Antheil.

Wenn nun die aus den ſtädtiſchen Treibhäuſern geborgten Zweiglein nur ſpät Wurzel faſſen, ſo ſterben ſie auch entweder ſchnell ab, oder wachſen im Gegentheil zu einem tüchtigen, wildgearteten Baum heran, der noch lange lebt, während das Muttergewächs längſt abgewelkt und Aſche geworden iſt; und ſolche Zähigkeit des Lebens werden wir beſonders an den Modepflänzchen kennen lernen, die im Boden und Klima der Berge oft

recht ſchöne Alpenblümlein geworden, oder feſt wie Epheu fortgrünen am Geſtein.

In einem innern Zuſammenhang mit dieſer perennirenden Lebenskraft ſteht wohl auch der Umſtand, daß den Landleuten nicht das Neue, Modehafte als das Feſtliche und Würdigſte an ihrer Tracht erſcheint, ſondern immer das, was für den gewöhnlichen Gebrauch bereits abgelegt worden, das Alterthümliche, Großväteriſche. Selbſt da, wo die eigentliche Tracht bereits allgemeineren Formen weichen mußte, wird man bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten jene ſicherlich zu ſehen bekommen. Wo die alte Tracht nur noch theilweiſe beſteht, wird ſie dann vollſtändig auftreten, und wo ſie noch gäng und gebe iſt, einer älteren, noch originaleren Platz machen. Schon das gewöhnliche „Feſtgewand" hält ſich genauer an die überlieferten Schnitte, Farben und Zuthaten; die allenfallſigen Neuerungen, deren man ſich an einem Werktag oder ordinären Sonntag nicht ſchämt, würde man zum hohen Prunke nicht anzunehmen wagen, am ſorgfaltigſten aber wird vom Kopf bis zur Sohle Alles nach der guten ehrlichen Väterſitte zuſammengefaltet oder ausgebreitet, wenn es ſich darum handelt, in der beſtmöglichſten Würde „ehrbarig" aufzutreten, an den wichtigſten Haus- und Kirchenfeſten.

Darum ſind Hochzeiten und Prozeſſionen die erfreulichſten Schaugenüſſe für den, der im Gewande des Volkes etwas mehr ſieht als eine gewöhnliche Mummerei. An dieſen Tagen tauchen aus den Truhen und Schränken eine Menge der ächteſten und älteſten Prachtſtücke auf. Vielfach erſcheint die Braut in ganz ungewöhnlichen Kleidern, wohl auch der Bräutigam mit eigenen Auszeichnungen, und eben ſo wechſeln ſie die Kleidung bei den Verkündetagen, beim Handſtreich oder Stuhlfeſt, bei der Seelenmeſſe für die Brautseltern. Da ſchürzen ſich die Kranzjungfern und ſetzen ſtolz das Krönlein in's eigens dazu gezopfte Haar, und in gleicher Weiſe putzen ſich die Jungfrauen, die beim Umgange die Schweſterſchaftsfahnen und die Tragaltäre mit den Marienbildern handhaben; in vollſtändigem Staate ſtolziren auch die Buben und Männer, wenn ſie mit dem Stutzen im Arm als Schützen in Reih und Glied treten. Weil ſolche Gelegenheiten nicht allzu häufig vorkommen, werden die feſtlichen Gewande auch in den Augen der Landleute zu Seltenheiten und vom jüngern Geſchlechte mit weit offenen Augen, nicht ſelten auch mit einem Lächeln angeſtaunt. Selbſt die Trägerinnen ſolcher ungewöhnlichen Verſchönerungen ſah ich häufig ihren eigenen Aufputz geſchämig verlachen. Auf keinen Fall würde man es wagen, dieſe Feſtgewande oder auch nur ihre Form zum gewöhnlichen Gebrauche anzuwenden; am Montag würde ſogar häßlich heißen, was am Sonntag als wunderſchön galt. Keine der Jungfrauen, die ſo ſtolz am „Blutstage" * oder am Säculum einherſchreiten, würde zu bewegen ſeyn, in gleichem Anzuge den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienſt zu beſuchen. „Da würde ich wohl ausgelacht," heißt es nicht ohne Grund.

Man könnte nach dieſem leicht folgern, daß der allmählige Uebergang der ächtern Tracht vom Alltagsbrauche zur Benutzung bei beſondern Schauſtellungen, alſo gleichſam im Komödien- und Maskeradenſinne, dem Werthe und der Würde deſſelben in den Augen des Volkes Eintrag thun und als Mummenſchanz ſicher untergehen müſſe. Es iſt jedoch leicht zu erfahren, daß gerade dieſes ſeltener Werden ein unwillkührliches Anerkennen des Schönen und Wirkſamen der alten Tracht den Beſchauenden abnöthigt. Niemand findet es an dieſen Tagen zu rügen oder gar wirklich lächerlich, daß man ſie ehrerbietig benütze, und vielfach wird man die Bauern geſtehen hören, der „alte Furm, der alte Trakt" wäre um vieles ſchöner als der neue; wie denn auch ſchon die mit der ältern Form verbundene Dauerbarkeit und Tüchtigkeit der Stoffe und des Machwerks etwas ſehr Gewinnendes hat neben dem allzuraſchen Verfärben und Zerfaſern alles Modernen. Der reelle Werth des Aeltern hilft daher dem idealen redlich nach, und es iſt das Volk noch hausbacken und geſund genug, das haltbar Alte ehrwürdiger und höher zu achten, als das zerbrechlich Neue, ſelbſt wenn es kindiſch mit lezterem ſich behängt nach dem Vorgange ſolcher Menſchen, die es in eben der heiligen Einfalt für nachahmungswerth hält.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Frouleichnamsfeſt, corpus Christi.

Korreſponden;-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Neue Handelsblüthe. — Beſuch des Erbgroßherzogs. — Jüdiſche Reform.

Großes und Bedeutſames verdankt Mainz der gegenwärtigen heſſiſchen Ständeverſammlung. Und in der That, es war Zeit, daß der bedrängten Handelslage dieſer Stadt abgeholfen wurde, denn die Partie ſtand ſchlecht. Der noch in den Windeln liegende Hafen von Bieberich hatte die Beſtimmung, als Rieſe das alte Mainz zu erdrücken. Frankfurt ſpielte bei dieſem Manöver die Rolle des Tartuffe, denn es bot Bieberich die Hand zu einer Dampfſchleppſchifffahrt zwiſchen Holland, Bieberich und Frankfurt, um der Mainzer Spedition den Garaus zu machen. Frankfurt mochte dabei gedacht haben: habe ich erſt die Königin Moguntia ſchachmatt gemacht, ſo will ich mit dem Emporkömmling in Bieberich ſchon fertig werden. Auf der andern Seite betrachtete ſich Mannheim bereits als Univerſalerbe des Mainzer Handels, weil es der Nachbarſtadt ſchon bei lebendigem Leibe durch beſondere Begünſtigung ſeiner Regierung manchen mühſam erworbenen Vortheil entzog. Köln ſeinerſeits unternahm zwar nichts direkt gegen Mainz; aber Köln ſah von jeher gerne, wenn Mainz fortwährend in Schach gehalten

wurde, weil Colonia dann die unumschränkte Monarchin des ganzen rheinischen Handels wäre. So stand die Sache, als unsere Ständeversammlung zusammentrat; jezt aber, nach wenigen Monaten, steht die Partie so, daß sie als gewonnen für Mainz zu betrachten ist. Einsehend, welche Gefahren dieser Stadt drohen, bewilligte man ihr gleich von vornherein eine Eisenbahn, die hier in Mainz wurzelt und ihre Aeste bis nach Frankreich, Italien und der Schweiz ausbreitet, und gewiß sieht Jeder in der Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn ein gesegnetes Unternehmen für Mainz. Dabei blieben aber unsere Deputirten nicht stehen. Man sah ein, daß Mainz auf dem Rhein seine gut fundirte, wohlorganisirte, bedeutsame Dampfschleppschiffahrt haben müsse, um zugleich mit der Mannheim-holländischen und der Bieberich-holländischen Schleppschiffahrt concurriren zu können und mit den alten Handelsfreunden in Verbindung zu bleiben; und alsbald nahmen unsere patriotischen Deputirten keinen Anstand, die Regierung zu veranlassen, daß sie eine Zinsengarantie für eine solche großartige Unternehmung bewillige. Noch immer nicht genug. Die nachbarlichen Handelsplätze hatten von ihren Regierungen Vortheile in Bezug auf Main- und Rheinzoll-Rückvergütung erhalten, mit welchen sie Mainz überflügeln sollten. Bieberich insbesondere konnte alle auf der Taunus-Eisenbahn zu befördernden Güter an sich ziehen, weil diese Güter, da sie Mainz nicht berührten, keinen Brückenzoll zu entrichten hatten. Alle diese Vortheile sind nun auch Mainz gewährt, alle Hemmnisse und Beschränkungen sind entfernt, und der Mainzer Handel kann wieder seinen leichten, freien Flug nehmen, und Alles haben wir der Deputirtenkammer von 1843—45 zu danken und der weisen Einsicht unserer Staatsregierung, die bei dieser Gelegenheit, wo es galt, Mainz zu retten, mit den Ständen gerne Hand in Hand ging.

Die lezten Tage des Mai's waren für uns ein paar freudig bewegte Festtage, veranlaßt durch den offiziellen Besuch des Erbgroßherzogs von Hessen und seiner erlauchten Gemahlin, den ersten Besuch der Art, den wir von Seiten unserer Fürstenfamilie erhalten haben. Die Mainzer ließen es natürlich nicht an Zeichen treuer Anhänglichkeit und warmer Ergebenheit fehlen, die auch hinreichend begründet sind; denn in den drei Decennien unserer Verbindung mit diesem in der Geschichte ruhmvoll dastehenden Fürstenhause hat sich tausendfach die Ueberzeugung festgestellt, daß die Rheinprovinz unter der Aegide der hessischen Regierung einer glücklichen Zukunft entgegengehen müsse. Und was im Verlauf von beinahe dreißig Jahren mehr oder weniger Hoffnungen waren, das ist jezt zu Wirklichkeiten geworden, und in dieser Stunde kann es keinen Mainzer geben, der nicht fühlt, daß wir der hessischen Regierung unendlich viel zu danken haben. Die Nachricht, daß der Thronfolger Mainz mit einem Besuche beglücken wolle, kam zwar so überraschend schnell, daß zu einem großartigen Feste keine Vorbereitungen getroffen werden konnten; desto herzlicher war aber das, was in aller Schnelligkeit die Liebe der Bevölkerung darbot. Ganz Mainz erglänzte in einem Nu in den hessischen Farben und Abends war die Stadt illuminirt. Fackelzüge, Serenaden und Feuerwerk kamen am ersten und zweiten Abend an die Reihe und ununterbrochener Jubel herrschte bei diesen Festen.

Hier herrschen jezt große religiöse Kämpfe zwischen den gebildeten und orthodoxen Juden, die ihren Grund in den Reformversuchen im deutschen Judenthum haben. Die Orthodoxen kämpfen mit fanatischen, jedoch ohnmächtigen Waffen, denn die Zeit läßt sich nicht zurückdrängen und die Reform ist nothwendig. Es ist eine gewöhnliche Ansicht, daß man dieses neueste Reformwerk im Judenthum mit ähnlichen Vorgängen in der christlichen Kirche zusammenstellt, von denen jezt so viel die Rede ist. Aber diese Zusammenstellung ist unrichtig. Das Werk der Reform, das gegenwärtig von den Gebildeten im Judenthum unternommen wird, betrifft eben so sehr die soziale wie die kirchliche Stellung der Juden, wenn auch lezlere zunächst. Auch ist diese Reform nicht von heute oder von gestern, sondern sie hat mit dem Tage begonnen, wo sich die Lage der Juden tröstlicher zu gestalten anfing. Der äußere Druck erlaubt keinen geistigen Aufschwung, nur mit der Freiheit geht die moralische, sittliche und religiöse Entwickelung. Daher war es ein großer Irrthum der Regierungen und Ständeversammlungen, wenn sie seit 25 Jahren den Juden zuriefen: „Befreit euch erst selbst von dem Unzeitgemäßen und Verwerflichen, das an eurem Glauben hängt, und dann wollen wir euch die Freiheit geben;" denn eben die Emancipation wäre das sicherste Heilmittel gewesen. Was lag den zurückgesezten und mißhandelten Juden der früheren Jahrhunderte daran, wenn zu den äußern Fesseln auch noch die talmudischen und abergläubischen kamen? Weil jene so hart waren, empfand man diese gar nicht, ja man ertrug sie gern, weil man sie freiwillig trug. Als aber bessere Tage kamen, fühlte man erst, daß es auch im Innern besser seyn könnte, und man begann die Reform. Indessen die Staaten verlangen eine Garantie, daß auch von Seiten der Juden alle Bedingungen zur Emancipation erfüllt werden, und sie dürften diese Garantie in der jezigen Reform erhalten; worin diese bestehe, kann nicht zweifelhaft seyn. Die meisten talmudischen Satzungen haben sich völlig überlebt, eben so wie vieles Andere, was unter einem andern Klima, bei andern Sitten und Denkungsweisen, unter andern Staatsverfassungen von Moses als ersprießlich sanktionirt wurde, und deßhalb muß das Institut der Rabbinerversammlungen an allem diesen zuerst rütteln. Dieser Schritt bedingt einen andern, der noch tiefer in's Leben greift, eine totale Umformung des kirchlichen Ritus und der religiösen Erziehung der Jugend. Der dritte und lezte Schritt, dem bereits am meisten vorgearbeitet ist, wäre eine der heutigen Zeit und den heutigen Bedürfnissen angepaßte Modifikation der bürgerlich-gesellschaftlichen Beziehungen, Liebe für Gewerbe, Handwerke und Ackerbau. Das ist's, was die Reform will, das ist's, was auch die Rabbinerversammlungen wollen und sollen, wenn es ihnen Ernst ist, das religiöse und soziale Judenthum frisch und freudig gedeihen zu lassen. Und ein solches Streben wagt die Orthodoxie zu verdächtigen! Auch unsere jüdische orthodoxe Partei prahlt mit ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum, aber sie hat nur Anhänglichkeit an das, was im Judenthum der Fäulniß nahe ist. Auch sie glaubt, es sey Frevel, Hand an ein Gebäude zu legen, das ein ehrwürdiges Alter von Jahrtausenden hat, und sie treibt die Pietät so weit, daß sie das Gebäude lieber zerfallen lassen, als es kräftig stützen möchte. Dagegen haben die Gebildeten der hiesigen jüdischen Gemeinde die Ueberzeugung, es sey nöthig, daß, um das Wesentliche zu retten, das Unwesentliche geopfert werde, und diese Ueberzeugung muß jeder Vernünftige um so mehr theilen, als wir aus der Geschichte wissen, daß kein Religionssystem für alle Zeiten und für alle Verhältnisse berechnet war. Nur das Wesen ist ewig, die Form ist dem Fortschritt unterthan; und so ist's auch im Judenthum.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 12. Juni 1845.

O cives, cives, quærenda pecunia primum est,
Virtus post nummos. —
— hæc recinunt juvenes dictata senesque.
Horat.

Die Stadt in England.

(ſ. Nr. 80 – 82.)

VII.

Wenn die ſcheinbare Grenzenloſigkeit Londons, die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit ſeiner Straßen und die charakteriſtiſchen Merkzeichen ihrer Bewohner Staunen erregen, ſo fällt nicht minder der Fleiß, die nie raſtende Thätigkeit dieſer ungeheuren Volksmaſſe in die Augen. London gleicht in dieſer Hinſicht einem mächtigen Bienenſtocke mit dem unaufhörlichen Geſumme ächter Betriebſamkeit. An Drohnen fehlt es allerdings auch nicht; aber ſie verlieren ſich unter den tauſend und abertauſend geſchäftigen Arbeitsbienen. In London arbeitet jedes Alter. Sobald das Kind auf ſeinen Füßen ſtehen kann, fängt es an zu arbeiten, um zu erwerben. Ehe der Bauerjunge in die Schule geht, tritt der Londoner Stadtjunge in Dienſt. Der Jüngling, der Mann, der Greis, jeder findet etwas, worin er die flüchtige Stunde nützlich anlegt. Sogar der Säugling wird je nach ſeiner Fähigkeit, Mitleid zu erregen, für einen oder anderthalb Schilling des Tags an betrügeriſche Bettlerinnen vermiethet. Mit der erſten Entwicklung des Denkvermögens beginnt die Hinweiſung auf das Eine, das Noth thut — the one thing needful — auf Geld. Der Vater oder die Mutter ſteckt dem Knaben einen Heller in die Hand, die vielleicht kaum groß genug iſt, ihn zu umſpannen. Der Knabe vernaſcht ihn in Zuckerkand, in Mandeln, und ſein ſchuldloſer Sinn begreift ohne Weiteres die wichtige Wahrheit, daß Geld Macht iſt. Noch hat ihm Niemand geſagt, daß Wiſſen Macht ſey. Sagt es ihm aber Einer, und wär's der Schulmeiſter, der Knabe wird es nicht glauben. Sieht er doch mit eigenen Augen, daß er für ſein Wiſſen weder Zuckerkand, noch Mandeln bekommt, daß ſelbſt der Schulmeiſter mit aller ſeiner Weisheit nicht eine Pfennigſemmel kaufen kann, ohne den Pfennig, und ſo gelangt er in einfachem Syllogismus zu dem unwiderlegbaren Schluſſe, daß Pfennige Macht ſind. A minori ad majus ſchließt er ſpäter in derſelben Weiſe auf Schillinge und Pfunde. Das iſt Anfang, Fortgang und Ende der Erziehung eines Londoner Stadtkindes.

Die Frühreife dieſer Mammonskinder ſtreift oft an's Lächerliche. Hier nur ein Beiſpiel, deſſen ich mich eben erinnere. Ich fuhr in einem Omnibus — gemeinhin bus — nach der Bank. Der Condukteur — gemeinhin cad — hatte ſein dreijähriges Söhnchen neben ſeinem Steheplatze angeſchnallt, und es war ſpaßhaft, wie nach ſeiner Anweiſung der kleine Kerl ſein zartes Zeigefingerchen emporſtreckte und aus Leibeskräften luſtig und wohlgemuth mit dünner Stimme kreiſchte: „Only sixpence to the Bank“ (nur ſechs Pence nach der Bank).

Die natürliche Folge ſolcher kommerziellen Erziehung kann keine andere ſeyn als eine frühzeitige Verſchmitztheit, wie ſie auf dem Lande oder in kleinern Städten ſich ſelten oder nie findet. Dort ſind die kleinen Kinder wirklich kleine Kinder, in London ſind es kleine Menſchen. Sie haben bloß Einen Gedanken, Geld, und Eine Gedankenrichtung, Gelderwerb. Hört man ſie reden, ſo reden ſie von Geld, von browns, jocys, bobs und tanners, Ausdrücke der niedern Sprechweiſe für die gangbarſten Münzſorten, und mit den erſten Höschen, die ein armer Mann ſeinem Knaben ſchafft, erwacht in Lezterem der Ehrgeiz, Laufjunge zu werden, um fünf Schillinge wöchentlich zu verdienen.

Nicht genug, daß in London jedes Alter arbeitet, die Arbeit geht auch durch alle Stunden des Tages und der Nacht fort. Werfen wir einen ſchnellen Blick auf die Londoner vier-und-zwanzig Stunden. — Um Mitternacht werden auf zahlreichen Punkten Zurüſtungen getroffen für die Frühſtücke, Mittags- und Abendeſſen des folgenden Tags. Tauſende von Händen ordnen, packen und laden die dazu gehörigen Vegetabilien, und um ein Uhr beginnen ſchwere, hochgethürmte Karren ihren Zug nach Coventgarden, einem Markte, den wohl kein Garten der Welt an Auswahl der zeitigſten, reifſten und ſchönſten Erzeugniſſe übertrifft. Zu gleicher Zeit ziehen, aus Norden kommend, von bandfeſten Treibern und klugen Hunden gehütet, Schaf-, Hornvieh- und Schweineheerden durch die vorſtädtiſchen Straßen nach Smithfield, und ehe der Tag graut, ſind ſie dort ſicher eingepferchet und erwarten die Ankunft der Einkäufer für den Leadenhall- und Newgatemarkt. Um die ſtille Mitternacht wimmelt die Themſe von Schiffchen, die den Billingsgate- und Hungerfordmarkt mit Fiſchen verſorgen. Nicht lange, ſo öffnen ſich die früheſten Frühſtückhäuſer, und in aufgerollten Hemdärmeln bedienen die geſchäftigen Wirthe ihre zahlreichen Kunden. Alle übrigen Häuſer liegen in tiefer Ruhe, und ſchallte nicht der Tritt der langſam ihre Runde machenden Polizeidiener, ſo gliche die City einer Todtenſtadt. Bald aber verwandelt ſich die Stille in Lärm. Leichte Karren der Fiſch- und Gemüſehändler raſſeln durch die Straßen und halten gereiht in der Nähe der genannten Märkte. Das Feilſchen, Schachern und Streiten wird immer lauter; aber die Zeit drängt, ihr Verluſt iſt Geldverluſt. So werden die Käufe ſchnell geſchloſſen, die Karren raſch geladen; dann fahren ſie ab, die Märkte werden gefegt und von dem ganzen enormen Vertrieb bleiben die Spuren bloß in den Büchern der Verkäufer.

Gegen fünf Uhr regt es ſich bei den Hotels und den Kutſchenbureaux. Einzelne Reiſende verlaſſen jene, von dieſen rumpelt eine zweiſpännige Kutſche oder ein „Bus" nach der Eiſenbahn zum Frühzug. Männer und Weiber, deren Geſchäft es iſt, Fiſche, Gemüſe und Früchte zum Verkauf durch die Straßen zu tragen, wandern, ihre Waaren auf den Köpfen, nach den Stadttheilen, wo ihre Kunden wohnen. An den Straßenecken wird Kaffee und Thee ausgeſchenkt, die Taſſe zu einem Penny, und während die vergoldete Kugel auf St. Paul vom erſten Strahl der Morgenſonne wie ein Feuerzeichen erglüht, bricht unten die Dämmerung an.

Es ſchlägt ſechs Uhr. Glocken und Klingeln tönen in den Fabriken; der Arbeitstag beginnt. Im Leinwandrocke, einen Korb mit Werkzeug in der Hand, eilt der Handwerker an den Beruf. Der ſehnige iriſche Taglöhner, die kurze ſchwarze Pfeife im Munde und die rothe Zipfelmütze auf dem Kopfe, geht langſamern Schrittes. Die Zeitungsoffizinen laſſen ihr nächtliches Gas los; Redakteure und Setzer begeben ſich nach Hauſe zu Bett; die Drucker haben das Weitere zu verrichten. Die räucherige City ſieht noch hell und friſch aus, die Themſe iſt ein Bild der Ruhe; die Luft weht weich und duftig, und obwohl gefangen und eingeſperrt, ſingen die Droſſel, die Lerche und der Hänfling ihre heitern und traurigen Weiſen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Wo die Abgelegenheit der Wohnſitze in unwegſamen Thälern und der hirtenhafte Zuſtand der Völklein, die kaum nöthig haben, anderswo ihre Bedürfniſſe zu ſuchen, den Verkehr außerhalb der Schluchten völlig aufhebt, fällt auch jeder Einfluß der Kleidermode weg, wenn auch nicht der unwiderſtehliche alles irdiſchen Wechſels im Großen. Hier ſind die Stellen, wo wir verſuchen wollen, Reſte einer Bauerntracht aus Zeiten zu finden, wo von einer Mode noch nicht die Rede ſeyn kann. Die nordöſtlichen Marken und innerſten Felſenkammern, wo überwiegend bojoariſche Bevölkerung haust, ſind es, wohin wir uns darum wenden müſſen. Dort iſt die urälteſte Tracht noch am wenigſten zerſchnitten und verformt von den Händen der ſpätern Zeiten.

Der Rock der Zillerthaler, Durer, Alpacher, Tegernſeer, Thierſeer darf unbedingt als das älteſte Oberkleid der Gebirgsbauern gelten, wie er wohl auch für die Zeiten des vierzehnten und vielleicht noch früherer Jahrhunderte, und ſtellenweiſe noch ſpäter, als weitverbreiterſte Tracht der niedern Stände, und beſonders des Bauern in Deutſchland nachzuweiſen ſeyn dürfte. Es iſt jener ſchlichte Kittel, der am Halſe glatt ausgeſchnitten,

vorne offen und gerade, weit, aber ohne Falten, mit einfachen Aermeln, nirgends am Leibe hart anschließt und bis an die Knie reicht, mit dem ächten volksthümlichen und zugleich uralten Namen „Hemd“ geheißen, später hie und da auch „Juppe, Joppen, Blachenjuppe.“ Das Hemd, was in vornehmer Sprache so heißt, nennen diese Bauern alle „Pfoad,“ und machen sie je Gebrauch von dem Worte nach unserm Begriffe, so setzen sie ein erläuterndes Eigenschaftswort bei, etwa „leinen,“ im Gegensatze zum „wollenen,“ lodenen Hemde nach ihrem Sinne. *

Dieß Kleidungsstück erscheint bereits im frühesten Mittelalter in einfachster Form und Bedeutung als Oberkleid, z. B. Waffenhemd; später mag der Name auf ein zu ähnlichen Diensten bestimmtes Gewand übertragen worden seyn, dessen Zuschnitt von dem früheren viel oder sogar ganz abweicht, wie wir zum Belege anführen können, daß das Oberkleid der Meraner, Pusterer, Stubacher, Passeyrer noch immer Hömat heißt, wenn es auch in der Form dem heutigen ächten Berglerhemd sicherlich viel ferner steht als dieses dem altdeutschen. Die alte Palte und noch mehr die spätere Schaube, welche nach der Nürnberger Nomenclatur von Krämer 1679 als weite persische „Schuba“ dem Wälschen zur giubba und jupe wurde, möchten dem Bauernhemde versippt seyn, worauf schon die erwähnte Nebenbezeichnung „Juppe“ hindeutet. ** Der Landmann des vierzehnten Jahrhunderts begnügte sich wohl mit dem enger und kürzer gewordenen schlichten Kittel, der in reichem Faltenwurf und kostbarer Verbrämung sich als Staatskleid aufblähte an den stattlichen Leichnamen der reichstädtischen Patrizier und an den schlankeren des scharwenzelnden Hofadels. Daß der moderne Paletot, die Pariser Nachbildung bretonischer Schifferkittel, und unser Gebirgshemd Zwillingsbrüder seyen, haben wir schon darum so spät bemerkt, weil wir uns niemals ein so grob und gut deutsches Stück als fashionabel zu denken vermochten.

Für die Annahme, daß das Hemd ehedem das allgemeine Oberkleid im Gebirge gewesen, spricht der erwähnte Umstand von der Fortdauer des Namens auch für gänzliche Abarten und neue Stellvertreter. In dem glatten alten Zustande finden wir es auf Bildern fast an allen Orten innerhalb unserer angegebenen Grenzen als in frühern Zeiten gebräuchlich, und so kommt's ja noch an einzelnen Festtagen da an's Licht, wo es gar nicht mehr üblich ist, z. B. als rothes Hemde der Schützen von Wilten, der Kastelruther Hochzeitleute, als Karmoisinhemd der Absamer und Taurer, als violblaues der Wippthaler, als grünes der Rittener. Bei den Walsern hat mir mein Daniel Müller noch ein altes vorgewiesen; im Lechthal, Pfafflar und Bregenzerwald trug man sie noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, meist weißwollen. Das Hirtenhemd, so der Werdenberger Graf Rudolph im Jahr 1403 anzog, als er den Appenzellern schwor, und in dem die „nackten Bauern“ von Uri und Schwyz die stählernen Herrn und Ritter erschlugen, war kein anderes als das, welches wir an unsern genannten Mannen erblicken. Und wollen wir etwas weiter draußen im Reich nach unserem Hemde uns umsehen, so begegnen uns auch fränkische Bauern aus den Nürnbergischen Waldgebirgen und aus dem Mistelgau in denselben braunen Juppen, als wären sie zu Mayrhofen oder Brandenberg gemacht worden.

Daß der Kittel nicht an allen Orten und zu allen Zeiten derselbe geblieben, wird man nicht als Gegengrund ansehen für seine frühere gleichförmigere Gestalt. Anfänglich fehlte ihm aller Zierrath. Wohl durchweg von Loden, simpel zugeschnitten, hielt er in der That im Sommer kühl und im Winter warm, und in dieser Gestalt konnte er dem Kaiser Max, der ihn als „miser venator“ wohl selber oft am Leibe hatte, zu dem bekannten Vergleiche dienen vom „rauhen, aber warmhaltigen Land Tirol.“ In seiner Urform zeigt er sich noch im Dux, am Zillerberg, Brandenberg, in Alpach und im Taufererthal, vielfältig im bayerischen Oberland, allgemein auch als Sonntagskleid gebraucht, am untern Inn und vereinzelt auch anderwärts von Holzknechten, Hirten und armen Leuten mit Vorliebe getragen, als Arbeitskleid aber auch von solchen, die zum Prunk ihn verschmähen. Da ist er grob, grau oder bräunlich von ungefärbter Wolle, schwer und ungeschlacht, aber bildsam und allzeit brauchbar.

Die ersten Spuren einer Verfeinerung findet man ganz nahe bei den Orten, wo das alte schlichte Hemd heut noch gilt, so im Zillerthal und Tegernsee. Da wird vorerst am Rücken eine sogenannte Gegenfalte gelegt, die vom Nacken abwärts eine leichte Spanne zusammengenäht ist, dann aber offen niederhängt. Zur Zierde läuft am Halse und vorne zu beiden Seiten eine Hand lang ein einige Finger breiter Streifen von schwarzem Sammt oder Tuch nieder. Diese Art von Verzierung ist eben so einfach als auf den ältesten Bildern nachweisbar. Die Streifen sind an der Brust jählings schräg abgeschnitten und bilden aneinander gehalten eine Spitze. Neben den breiten Streifen läuft vielfach eine Schnur, welche in der Rückenmitte ein Herz oder Kleeblatt

* Hemd und Pfoad (Pfaid) sind übrigens in der alten Sprache gleichbedeutend, als Oberkleid; erst als eigentliche Leibwäsche üblicher wurde, nahm man das letztere Wort für unser heutiges Hemde (um 1460). (Siehe Schmellers bayr. Wörterbuch.)

** Aeltere Dokumente sprechen von einem Joppenpfait, worin wir das alte Hemd mit der neuen Giubba vereint sehen.

formirt und an der Ecke schroff endet. In solcher Weise sind auf Gemälden der altdeutschen Meister die Verbrämungen und Bortenschlingungen zum Ueberfluß zu ersehen. — Eine dunkelgrüne breite, in lauter kleine Falten gelegte Sammtborte und schmale Litzen daneben nähet der Vöraner und Sarner um sein braunes glattes Hemde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

(Schluß.)

Die Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn. — Wiesbaden.

Einen großen Vorschub erhält unser Mainz-Ludwigshafener-Eisenbahnunternehmen durch die Concession der Speyer-Lauterburger Bahn, wodurch dieselbe einerseits mit Straßburg und der Schweiz, andererseits mit Metz und Paris in Verbindung tritt, oder vielmehr der Ausgangspunkt dieser beiden großartigen Bahnnetze wird. Das ist für Mainz von unberechenbarem Vortheil, und die Aktien stiegen durch diese unerwartet schnell ertheilte Concession bedeutend im Course. Man erklärt diesen raschen Entschluß Bayerns als eine Repressalie, hervorgerufen durch die badensche Maßregel, wornach nicht nur von allen Gütern auf dem Rhein der Rheinzoll rückvergütet werden soll, sondern auch von allen Gütern, die auf der badenschen Eisenbahn zwischen Kehl und Mannheim sich bewegen. Gleich nach dieser offiziellen Genehmigung der Lauterburger Bahn begaben sich zwei Mitglieder des Verwaltungsraths nach Paris, um die Fortsetzung dieser Bahn nach Straßburg zu erwirken. Die Deputation fand das französische Ministerium sehr bereitwillig dazu und erhielt die Versicherung, daß der Kammer noch in dieser Session ein Gesetzentwurf in dieser Beziehung vorgelegt werden soll. Diese für die Rheinpfalz so wichtige Angelegenheit hat allgemeine Freude erregt, und die Phantasie gewinnt ein reiches Feld, die glänzende Zukunft der Pfalz auszumalen. Das günstige Terrain von Mainz bis Straßburg, das zur Errichtung der Bahnlinie so wenig Schwierigkeiten darbietet, gibt uns die zuverlässige Hoffnung, daß in höchstens drei Jahren diese Strecke dem Publikum zur Benutzung wird geöffnet werden können. — Auch unsere Dampfschiffahrtsgesellschaften athmen wieder auf, seitdem Preußen sich gegen eine Eisenbahn zwischen Mainz und Köln erklärt hat, eben um die schöne Dampfschifffahrt auf dem Rhein nicht zu Grunde gehen zu lassen. Indessen dürfte für die Zukunft diese Maxime nicht haltbar seyn, und die Eisenbahnen werden so gewiß die Dampfschifffahrt verdrängen, als die Dampfschifffahrt die Segelschifffahrt verdrängt hat. Bei alle dem gehen unsere Dampfschifffahrtsgesellschaften nicht auf Rosen; denn nicht nur hat die Reiselust sich sehr vermindert und nach verschiedenen Richtungen getheilt, sondern die Concurrenz der beiden Gesellschaften trägt auch das übrige bei, diese Unternehmungen zu Grunde zu richten. Die kölnische Gesellschaft fühlt bereits, daß sie durch das Aufgebot ungeheurer Kräfte und Opfer sich sehr geschwächt hat, und ist genöthigt, sich einzuschränken. Die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft aber hat seit vielen Jahren nicht vermocht, ihren Aktionären Zinsen zu zahlen, und sich damit begnügt, nur so viel zu gewinnen, als nöthig ist, um die Unternehmung flott zu erhalten. Sind neuerdings dennoch die Aktien dieser Unternehmung etwas gestiegen (obgleich sie immer noch weit unter Pari stehen), so liegt der Grund in einer Verbindung, die diese Gesellschaft mit der Verwaltung der badenschen Eisenbahnen eingegangen hat.

In Wiesbaden ist es in diesem Augenblicke, obgleich der Spielpächter Chabert bereits sein Wesen treibt, noch gar nicht saisonmäßig. Auch war die Witterung im Mai keineswegs einladend zur Kur. Zwar dekretirt Chabert stets mit dem Beginn des Mais, daß es Sommer seyn soll; es wird dann auch wirklich grün auf seinen Spieltischen, und wenn keine Sonne vorhanden ist, so ersetzt sein glänzendes Gold die Sonnenstrahlen, und für die schwüle Hitze sorgen schon die Verluste der Spieler. Indessen von diesem improvisirten Sommer hat nur der Spielpächter Nutzen, nicht die Gasthöfe, nicht die Häuserbesitzer, nicht die vielen fremden Verkäufer in den Colonnaden, die öde bleiben bis gegen Ende Junis; denn die Spieler kommen meist von Frankfurt und Mainz, verlieren ihr Geld, haben keine Zeit einzukehren und reisen Abends mit der Eisenbahn wieder zurück, wenn sie anders noch Reisegeld übrig behalten haben. Alles Gerede gegen diese Spielpest ist aber unnütz; es ist sicher, daß sie noch so lange in den Taunusbädern wüthen wird, als die Kontrakte der Spielpächter dauern, und diese dauern in Wiesbaden noch zehn, in Homburg noch 25 Jahre. Welch lange Zeit für ein wucherndes, öffentliches Unglück! Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß Chabert das Spiel in Schwalbach und Schlangenbad von dieser Saison an aufgehoben hat. Es ist aber nicht viel an dieser spielpächterischen Großmuth, zu der sich Chaberts empfindsames, tugendhaftes Herz freiwillig bequemte, denn es ist sattsam, daß das Spiel an diesen beiden kleinen, wenig besuchten Badeorten nicht viel einbrachte, daß manchmal sogar die Kosten nicht herauskamen. Wenn man bedenkt, was Chabert dieses Jahr wieder für Verschönerung des Kursaals in Wiesbaden verschwendet, so bekommt man einen Begriff von dem, was diese Leute gewinnen mögen, da ihnen solcher Luxus so leicht wird. Doch ist Chaberts Spiel in Wiesbaden nur eine Kleinigkeit gegen die ungeheure Industrie, welche die Spielpächter in Homburg, die Herrn Gebrüder Blanc, üben. Dort wird Sommers und Winters, Tag und Nacht gespielt, und mit ganz andern Summen pointirt, als in Wiesbaden. Daher sind die Gebrüder Blanc auch schneller reich geworden, daher sind auch in Homburg in kurzer Zeit mehr Selbstmorde des Spiels wegen vorgekommen, als seit vielen Jahren in Wiesbaden. Und das Alles geschieht unter den Augen des Bundestags! Was Frankreich als giftig ausspuckt, nehmen wir in Deutschland großmüthig auf und pflegen es. Es ist himmelschreiend! Was Wiesbaden als Badeort betrifft, so sind seine Quellen zwar immer noch die göttlichen, aber das Gedränge um seine Najaden ist nicht mehr so stark als sonst. Diese Badestadt hat viel verloren, seitdem so viele andere Bäder in der Nähe aufgekommen sind; auch währt die Kur viel zu kurz für die Bedürfnisse der großartigen Bade-Etablissements, die hier gegründet worden sind, und was Wiesbaden von jeher von einer Winterkur geträumt hat, blieb doch immer nur der Trost der Verzweiflung.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 47 und Prospectus der „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" von Adolf Thiers. Deutsch von Dr. E. Burckhardt. — Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 13. Juni 1845.

Our wits are so diversely coloured.
Shakespeare.

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Die Zillerthaler und bayeriſchen Oberländer greifen natürlich bei ihrem zierlichern, gefallſüchtigern Weſen ſchon oft nach feinem grauen Tuche. Kragenlos iſt das Hemd faſt überall geblieben; bei Miesbach, in der Thirſee und im Acherthale ſezte ſich jedoch ein kleiner ſtehender Kragen an; dazu wuchſen dann an der Bruſt Ueber- und an dem Aermel Aufſchläge, die aus grünem Tuche mit grünen Knöpfen das graue Gewand luſtig herausputzen. So geſtaltet ſchwang es ſich auf zum Lieblingsgewand aller Jäger und Forſtleute, beſonders im Bayeriſchen, zur Reiſetracht der Maler und faſt eines jeden ächten Münchners, der „in's Gebirg" läuft. Im Stubay erhielt es die Bruſtumſchläge nebſt zwei Reihen kleiner Knöpfe und den grünen Kragen zum braunen Loden, ward aber bedeutend gekürzt. Alſo abgeſchnitten ſehen wir auch die rothen Hemden der Sarner Buben und der Penſer, und faſt überall im tiefern Gebirge reicht es nicht weiter als bis an die Hüften oder zum halben Leibe. Selbſt die breiten Aermelaufſchläge des Rocks Ludwigs XIV. verwuchſen ſich an dem „Stulphnmad" des rauhen Wildſchonauers, zierlich purpurn beſäumt und beknopft, während der Kittel von braunem Loden blieb und den ſchwarzen mittelalterlichen Halsbeſatz dazu nicht ablegte. Die gleiche Mißgeburt finden wir im Pongau.

Vielfach bedrängt von dem ſpätern Kamiſol, der herriſchen Jacke und dem vornehmen Rock, hat ſich das Hemd am dauerbarſten erprobt von allen Formen bäueriſcher Tracht, und wie auch die Scheeren und Nadeln von etwa fünf Jahrhunderten damit in Glimpf und Unglimpf verfuhren, hat es ſich im Urväterſchnitt und Stoff erhalten neben den verfeinernden Beigaben der Enkel, weil es ſich dem Landmann allzeit als tüchtig und wohlſtehend erwies.

Hart daneben ſteht an Alter und gleicher Lebensgeſchichte „der Bruſtfleck, das Bruſttuch," alſo genannt im Gegenſatze zum „Leibl, Leibſtückl," der fremdländiſchen Weſte, unſerem eleganten Gilet. Der Bruſtfleck in ſeiner Grundform kommt vorzüglich da vor, wo das alte Hemd in Ehren iſt; wechſelweiſe tragen ihn auch jene, die es abgelegt, hinwieder die Hemdenträger das „Leibl." — Ich halte ihn in älterer Zeit für eben ſo, ja noch weit mehr verbreitet als das Hemd. — Am Halſe glatt ausgeſchnitten, bedeckt er die volle Bruſt und wird nach mittelalterlichem Brauche an der Seite geſchloſſen. Am Rücken erſezt den ganzen Theil oft ein geringerer Stoff oder nur ein Kreuzbund, daher auch „Kreuzleibl." Vorn reicht er bis unter den Gurt; bei den Durern und alten Taufferern hängt er halbrund geſchnitten noch

darunter herab über die Hoſen. Dieſe armen groben Geſellen ſchneidern ihn glattweg aus weißlicher Wolle, die Zillerberger eben ſo geformt aus rother; dafür nehmen die Zillerthaler das feinſte Scharlachtuch, violetten Seidenſtoff, auch Sammt, und verbrämen den rothen mit grünem oder ſchwarzem, den veilchenbraunen mit roſenrothem Sammt und einer goldenen breiten Spitze darunter. Grün kommt er vor im „Oberland Bayern," grau und grün in der Stevermark, blau mit der Goldborte bei den Puſterern von Lorenzen und Rodeneck. Die Paſſeirer nehmen roth und weißgeſtreiftes Leinenzeug, aus ſchönem hochrothen Tuche muß er bei den Meranern und Vintſchgauern ſeyn. Alſo brennroth liebt man ihn faſt aller Orten, und ſo trug ihn auch der Anderl Hofer nach dem Muſter wohlhäbiger Wirthe. Seine grüne Juppe, die vielfach angeſtaunte, und neben den braunen ſeiner Thalleute auch unerklärlich ſcheinende, iſt eben nichts anderes als eine Nachahmung der fröhlichen, ſommerfriſchfarbigen Hemden der Rittener Bauern, die von luſtigen Schenkhaltern manchmal beliebt wurde. — Bei den biderben Walſern im Vorarlberg blieb dieß anſchließende Gewand lange ledern (von Hirſchhaut) und die Schlitze, Reſte der „zerhauenen und zerſchnittenen" Tracht der frommen Landsknechte, ſcheinen daran noch ſpät für ſchön gegolten zu haben neben rothen Aermeln. Es liegt übrigens in der Beſchaffenheit und dem Zweck dieſes Kleidungsſtückes, daß es kaum eine andere Abänderung als etwa eine dekorative erleiden konnte.

Zum Bruſtfleck gehört nun auch der Gurt, die „Bind'n, Leibbind'n, Fatſche." — Wie ſie ausgeſehen hat, als Hemde und Bruſttuch noch derb und rauh waren, beweiſt uns der handbreite ungefärbte Lederriemen mit der Zinnſchnalle bei unſern altväteriſchen Durern und ſolchen Geſellen. Dann mochte ſie benäht und benagelt worden ſeyn, endlich recht ſtattlich breit, glänzend ſchwarz, bunt gerandert. Dazu gehören die künſtlichen Verzierungen mit den Zinnſtiften oder mit den Pfaufedern. Die Blumen, Hirſche, Gemſen und die ganze Gurtenornamentik hat in ihrer Zeichnung übrigens ſo viel Naives, Primitives, daß man Rococoeinflüſſe kaum bemerkt und viel lieber gut deutſche ältere Muſter annehmen möchte. Vom gebirgiſchen Coſtüm wurde die breite Leibbinde, die ſo bildſam die Lenden drückt, nur da abgeſchnallt und beſeitigt, wo die kurze Modeweſte ſich Herrſchaft erwarb und die bürgerliche manchesterne Kurzhoſe oder gar die lange nach ſich zog. Die Binde gilt noch immer als ein den Beſitzer beſonders ehrendes Prunkſtück, daher die Namenschiffern darauf, die Sprüchlein, Jahrzahlen u. ſ. w.

Ihren urſprünglichen Zweck, die Beinkleidung feſt zu halten, erfüllt die Binde wohl ſelbſt da nicht mehr, wo der Hoſenträger, wie im Zillerthal, Dur u. ſ. w. nicht ſichtbar wird. Dagegen dient ſie im Etſchlande und anderswo, um den Raum zwiſchen dem Bruſtfleck und der nach oben ſehr kurzen Hoſe zu bedecken, wo trotz dem noch immer etwas vom (neudeutſchen) Hemde durchblicken kann. Die Hoſenträger, beſonders der grüne, als tiroliſches Charakteriſtikum betrachtet, kommen mit der ältern Tracht „im Hemd" ſelten zuſammen, im bayeriſchen und Kufſteiniſchen am öfteſten. Sie gehören auch einer ſpätern Zeit an.

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Bis acht Uhr beſteht eine Art Zwiſchenreich; da herrſcht nichts vor; aber acht Uhr eröffnet den Krämertag. Der Markthelfer hebt die Fenſtervorſetzer aus, der Laufjunge fegt den Laden und in Pantoffeln lehnt der Lehrling an der Thüre. Um neun Uhr erſcheint der Prinzipal; die Diener müſſen gefrühſtückt und Toilette gemacht haben. Das eigentliche Verkaufsgeſchaft beginnt um zehn. Um dieſe Stunde fluthet der Lebensſtrom nach der City. Der reiche Kaufherr kommt in elegantem Curricle oder Brougham von Hampſtead und Camberwell, von Tulſe-hill und Denmark-hill. Sein Kaſſier, ſein erſter Buchhalter und der erſte Commis treffen jeder in bequemem Gig ein, Commis aller Art zu Fuß von Hackney, Islington und Peckham Rye. Bunt durch einander bringen die Omnibuſſe Menſchenladungen von Paddington, Piccadilly, Elephant and Caſtle und Mile-End. Dieß dauert bis zwei Uhr. Wenn dann in der City die meiſten Geſchäfte abgethan ſind, ſchlägt der Handelsmann im Weſtende die Augen auf und ſieht nach dem Wetter; früher wäre es unnöthig. Erſt um vier oder fünf Uhr erreicht der Verkehr in Bond- und Regentſtreet ſeinen Höhepunkt und bald darauf iſt die City verhältnißmäßig öde.

Um zwei Uhr lagert über ganz London eine gewiſſe Ruhe. Es iſt die Stunde des „Luncheon" für die Einen, des Mittageſſens für die andern. Die Prinzipale und reichen Kaufherren „lunchen," die Kaſſiere, erſten Buchhalter und Commis ſpeiſen zu Mittag und in gepolſterten Lehnſtühlen benutzen die Portiers die müſſige Zeit zu einer ſchmackhaften Lektion in der „Philoſophie des Lebens." Drauf beginnt die Geſchäftsthätigkeit auf's Neue und mit friſcher Rieſenkraft. Straßen, Gäßchen und Durchgänge ſtarren von Menſchen und Fuhrwerk. Alles drängt vorwärts, als hienge Leben und Tod vom Vorwärtskommen ab. Um ſechs ſchließt die City ihre lezten Geſchäfte und die Fluth vom Mittag ſtrömt als

Ebbe nach Westen und in die Vorstädte. Die Omnibusse, die Mittags voll hingingen und leer zurückkamen, gehen nun leer hin und kommen voll zurück.

Jezt beginnt im Westende das Diniren, in den Citytavernen das Trinken. Die Kaffeehäuser füllen sich und Hause an Hause sammelt sich vor den Thüren der Theater, um eine oder zwei Stunden das Oeffnen derselben bald mehr, bald minder geduldig zu erwarten. Steht London im Zenith der Saison, so ist Hyde-Park jezt in seinem Glanze, und das muß ein starkes Auge seyn, das von der dortigen Pracht nicht geblendet, und ein stärkeres, das von den dortigen Schönheiten nicht gefesselt wird. Um neun Uhr verlöschen allmählig die Gasflammen in den Gewölben, ausgenommen in denen der Tabakshändler und in den Branntweinpalästen. Lockere Gesellen und liederliche Dirnen, jene wie diese nach Beute lüstern, schlüpfen aus ihren Verstecken auf die Straßen und suchen und finden. Gleichzeitig führen die Schaalthierverkäufer ihre gelenkreichen Heere in Schlachtordnung vor, und die Speisehäuser legen ihre feinsten Leckereien in den Fenstern zur Schau. Gegen Mitternacht verkündet ein fortwährendes Wagengerassel den nahen Schluß der Theater, und bald bedecken sich die Trottoirs mit allerhand achtbaren Menschen, die nach Hause eilen. Um ein Uhr ist so ziemlich nichts mehr offen als die Brunnen zum Tränken der Miethkutschenpferde und die unterirdischen Salons. Um zwei Uhr ist der Tag eigentlich zu Ende, und die nächtliche Thätigkeit wiederholt den erwähnten Lauf.

Wie jedes Alter, so arbeitet in London auch jeder Stand. Alle beseelt ein allgewaltiger Arbeitsgeist, und wen die Nothwendigkeit nicht treibt, den reizt der Gewinn. Hoffnung und Furcht stacheln den Fleiß, und Stände, die in jeder andern Hinsicht nichts gemein zu haben scheinen, sind in dieser sich gleich. Der Sachwalter — Talfourd z. B., ein reicher Mann — arbeitet täglich seine zwölf bis sechzehn Stunden; mehr thut der ärmste Spitalfielder Weber nicht. Der Maler, Mitglied der königlichen Akademie, hält von zehn bis fünf den Pinsel; eben so lang führt der Comptoirdiener die Feder. Der Arzt — Bodin z. B. — sizt von früh bis Abend, oft bis spät in die Nacht in seinem Wagen; der Kärrner spannt Morgens ein, Abends aus. Der Unterschied besteht bloß in der Summe des Tagelohns — hundert Pfund bei dem Einen, fünf Schillinge beim Andern. Und wie sehr es Gottes heiliger Wille ist, daß jeder Mensch arbeite und sich mühe, dafür kenne ich keinen schlagendern Beweis, als daß in London gerade diejenigen am härtesten arbeiten, sich am schwersten mühen, deren Unglück es ist, daß sie nichts zu thun haben. Diese erliegen fast unter den Lasten auf ihren Schultern und vermögen sie nicht abzulegen, die drückenden Lasten: Vapeurs, Spleen, Eifersucht, Neid und das ganze häßliche Gefolge des Müssiggangs. Zwei unversöhnliche Feinde sind stets hinter ihnen, die Zeit und der Teufel. Die Zeit macht ihre Körper und Seelen mürbe in dem nie endenden Ringen nach dem Genusse der Stunde. Der Teufel hängt der Wollust, dem Ehrgeize, den Thorheiten und Nichtigkeiten der Mode ihre Foltern an. Aber vielleicht geschieht das nicht in London allein.

Wo jedes Alter und jeder Stand arbeitet, arbeitet auch jedes Geschlecht. In englischen Landstädten wird es der Frau eines Krämers oder Handwerkers gar nicht einfallen, ihre Küche blank zu scheuern oder die Hausthürstufen weiß anzustreichen. Sie hält sich eine Scheuerfrau und die Scheuerfrau muß sie Ma'am und Missus nennen. Sie will herzlich gern nach allem Häuslichen sehen, aber selbst Hand anlegen will sie nicht. Näht sie ihrem Manne einen Hemdknopf an und hat Acht, daß die Kinder nicht schmuzig oder zerlumpt umherlaufen, so hält sie sich für das Muster einer Frau und sagt es jedem, der es hören will, ihrem Manne auch wenn er nicht will. Mit einem Korb am Arme auf den Markt zu gehen, achtet sie unter ihrer Würde, und warum es besser und vortheilhafter sey, die Wäsche aus dem Hause zu geben, dafür ist sie nie um einen Grund verlegen. Ihre Nachbarin hat eines Tages geäußert, sie mache sich zur Sklavin ihres Mannes; sie will beweisen, daß sie das nicht ist, und nennt sich gegen ihren Mann das mißhandeltste Weib auf Erden, weil er ihr nicht einen Jungen halten will, Botschaften auszutragen und die Messer zu putzen. Mit einem Worte, weil sie in einem Städtchen lebt, wo nicht bloß die Augen der nächsten Nachbarin, sondern die Augen der ganzen Nachbarschaft sie beobachten, hält sie es nicht für schicklich, daß eine Dame sich die Finger beschmuze.

Anders in London. Kein verheiratheter Mann aus niederm Stande würde hier solchen Unsinn dulden, keine Frau dieses Standes daran denken, daß der Ring an ihrem Finger sie abhalten müsse, mit ihren Händen zu arbeiten. Im Gegentheil, zu Fleiß und Thätigkeit erzogen und daran gewöhnt, reizt sie der erweiterte Wirkungskreis zu doppeltem Fleiß, zu doppelter Thätigkeit. Sie begreift vollkommen, daß ihre Pflichten gegen ihren Mann den seinen gegen sie zwar gleich, doch anderer Natur sind. Er schafft, sie verwaltet; er erwirbt den rohen Stoff, den sie zu häuslicher Gemächlichkeit verarbeitet. Immer thätig, sorgsam und vorsichtig, weiß sie aus Lehre und Erfahrung, daß, wenn sie etwas schnell und gut gethan haben will, sie am klügsten handelt, es selbst zu thun. Keine kleinliche Rücksicht hält sie ab, vor ihrer eigenen Hausthür sich auf den Knieen sehen zu lassen; alle Nachbarinnen knieen auch. Und miethet sie einmal eine Scheuerfrau, so geschieht es nicht aus

Arbeitsscheu, sondern aus Berechnung, um die Zeit nutzbringender anwenden zu können.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Mai.

Die Freiburger Eisenbahn und der Fürstenstein.

Die Eisenbahn, welche Breslau, die Hauptstadt des preußischen Schlesiens, mit dem Städtchen Freiburg am Fuße des schlesischen Mittelgebirges und durch eine Zweigbahn zugleich mit dem südöstlicher liegenden alten und historisch merkwürdigen Schweidnitz verbindet, hat für ihre Weiterführung die Aufgabe, Breslau südlich unmittelbar mit dem Gebirge und über Reichenbach, Frankenstein und Glatz mit Prag zu vereinigen. Der Hinblick auf dies Projekt läßt den denkenden Beschauer des Rückblicks auf die geschichtliche Periode nicht vergessen, in der die Nachbarländer Schlesien und Böhmen in so enger politischer Verbindung standen, und er knüpft vielleicht daran die Betrachtung, wie die moderne beflügelte Bewegung auf dem Eisenwege eine ganz andere Verschlingung der Interessen beider Länder herbeiführen werde, als in jener Zeit stattfand, wo in unserem Osten die staatlichen Elemente in so vielfachen Neugestaltungen gährten. Die Fernsicht für die Ausführung des Projekts ist nicht so weit, daß Böhmen sich für den bezeichneten Anfang der Bahn nicht schon lebhaft interessiren sollte, ja sie wird von Reisenden aus Böhmen gewiß schon vielfach benutzt, am meisten aber von Lustreisenden nach dem Fürstenstein, dem Glanzpunkte unseres Mittelgebirgs. — Der im April 1842 begonnene Bau dieser Bahn ist unter der Leitung des Oberingenieurs und technischen Directors Cochius so schnell ausgeführt worden, daß die Strecke bis Freiburg schon am 29. Oktober 1843 befahren werden konnte. Sie ist 7¾ Meilen lang und hat, außer den großartigen Bahnhöfen der Hauptstationen Breslau und Freiburg, noch drei andere Bahnhöfe zu Kanth, Ingramsdorf und Königszelt, wo sich die 1⅛ Meilen lange Seitenbahn nach Schweidnitz abzweigt. — Bald hinter Breslau spannt sich ein 140 Fuß langer Viadukt über das Flüßchen Lohe, und zwei Meilen weiter ein anderer über die Weistritz in einer Länge von 250 Fuß. Bald darauf gelangt man in den Bahnhof bei Kanth, einem Städtchen, in dessen freundlicher und fruchtbarer Gegend es einigemale blutig hergegangen ist. Schon 1512 am 14. Oktober (a. St.) zeigten hier die fehderüstigen Breslauer dem verarmten Herzoge Barthelomäus von Münsterberg, der sie beständig neckte, daß sie keinen Spaß verständen. Sie brachten ihm eine tüchtige Niederlage bei, und in der Gegend entstand das Sprichwort: „Herzog Barthel ohne Land hat sich's Maul bei Kanth verbrannt." — Im Sommer 1807 fand in der Nähe, auf dem Schosnitzer Berge, ein bedeutendes Treffen gegen die Franzosen zum Vortheile der Preußen statt, und etwa ¾ Meilen von Kanth liegt Kriblowitz mit dem Grabmale Blüchers. Das Städtchen ist auch der Geburtsort des heiligen Johann von Kanth, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Krakau lebte und dessen Philosophenmantel lange Zeit ein Inventarium der dortigen Universität war. Jeder Dekan der Fakultät mußte ihn umnehmen, und so oft dieß auch geschah, dennoch blieb er immer ganz. Merkwürdig für die Gläubigen ist das das nahe Dorf Schosnitz, dessen katholische Mutterkirche eine heilige Stiege hat, welche der in Rom nachgebildet ist. Ein Nagel vom Kreuze Christi und die rechte Hand der heiligen Anna, die hier aufbewahrt werden, veranlassen jährlich einige Wallfahrten. An der östlichen äußern Kirchmauer sieht man einen Altar mit herrlichen Basreliefs im feinsten Sandstein. Leider hat er schon lange seine Bedachung verloren, und was die Verwüstungen der Hussiten noch übrig gelassen haben, unterliegt jezt der Zerstörung der Witterung. Die Inschrift ist indeß noch erhalten, und mit Vergnügen betrachtet man die saubere Steinarbeit, die zarten Fruchte und Blumengewinde. Perspektive und Figurenstellung sind frei, ja keck gearbeitet. Die an die uralte Kirche angebaute Lithostrata enthält schöne Arbeiten und einen Kreuzweg al fresco von dem sehr tüchtigen schlesischen Maler Kynast dem Aeltern, der im vorigen Jahrhundert lebte. — In der Nähe des dritten Bahnhofes bei Ingramsdorf erinnert der nahe Pitschenberg den Botaniker an den schlesischen Linné, den Grafen von Matuschka, der die erste schlesische Flora schrieb und der Besitzer jenes pflanzenreichen Berges war. Sehenswerth sind die schönen Parkanlagen in Domanze und Saftershausen, und der letztere Ort ruft als das ehemalige Besitzthum Peter Hasenclevers das Andenken an diesen thätigen, umsichtigen Kaufmann zurück, der die europäischen Absatzwege für den jezt so verfallenen schlesischen Leinenhandel so verdienstvoll eröffnen half. Auch das nahe Pläswitz zeichnet sich aus durch ein schönes bethürmtes Schloß und einen Garten mit Exoteren. Die katholische Kirche liegt seit dem dreißigjährigen Kriege in Brandruinen, und in ihrer verfallenen Gruft befinden sich die Leichname des Ritters Hans v. Mühlheim und seiner Gemahlin noch ganz frisch, denn die Gruft hat, wie der Bleikeller zu Bremen, die eigenthümliche Luftbeschaffenheit, bei welcher Leichname unverwesslich bleiben. — Die Bahnlinie überschreitet bei dem Dorfe Freudenthal die Tarnau, welche das freundliche, an angenehmen Partien reiche Tarnauthal bewässert. Immer reizender wird jezt die Gegend, und beim vierten Bahnhofe zu Königszelt liegt links der Zobten, der alte ehrwürdige Hochwächter und Wetterprophet Mittelschlesiens, rechts die Drillingsgruppe der Striegauer Berge, und vorn der ganze malerische Höhenzug des Eulen- und Hochwaldgebirges vor dem Blicke, wo leider die übergroße Menge gewerbfleißiger Weber die Scenen der Armuth und des Elends neben denen einer reizenden Gebirgsnatur erblicken läßt. Unfern vom Bahnhofe, wo die Seitenbahn nach Schweidnitz sich abzweigt, zieht sich die Linie unter der von Schweidnitz nach Striegau führenden Chaussee quer durch, und zwar unter einer imposanten massiven Brücke von 20½ Fuß lichter Weite.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Mit Br. mach' ich selbst Sanftes wild
Und furchtbar in dem Wald das Wild.

Mit D. bin ich als Lüge blau,
Sonst oft im Kopf, oft auf der Au.

Mit G. erlaubt, dem Richter nicht,
Dir wohl, du holdes Angesicht.

Mit K. bin ich oft keine Kunst,
Oft auch des Genius höchste Gunst.

J. G. Moser.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 14. Juni 1845.

Wealth may boast his splendid hall,
Pomp and luxury and pride,
Sculptured roof and pictured wall —
There's no comfort in them all
Like my own fire-side.

Clare.

Die Stadt in England.

(Schluß.)

Nehmen wir an, ſie ſey die Frau eines Handwerkers, der nach ihrem eigenen Ausdrucke die Woche ſeine fünf-und-dreißig — nämlich Schillinge — verdient. Muthmaßlich bewohnen ſie ein kleines Haus „jenſeits des Waſſers," auf dem rechten Ufer der Themſe, on the Surrey side. Das Haus hat drei Gemächer, dazu ein Waſchhaus, einen Backofen und ein Stückchen Gartenland. Die Wochenmiethe beträgt ſechs und einen halben, höchſtens ſieben Schillinge. Die eine Stube iſt die Küche, ein heller, freundlicher Raum, reichlich mit Allem ausgeſtattet, was die Bedürfniſſe des niedern Standes erfordern, und Alles rein und blank. Die zweite iſt die „gute" Stube, wo Sonntags geſpeist wird; Werktags ißt man in der Küche. Das Geräthe der guten Stube, gewöhnlich zu ebener Erde, beſteht in einer hübſchen Mahagonikommode, einem Spiegel über'm Kamin, einem runden Tiſche, ſechs Stühlen und einem, ſorgfältig mit einem Druggettuche — Halbzeug von Wolle und Leinen — bedeckten Teppiche. Die dritte Stube iſt das Schlafzimmer, mit großem, zweiſchläfrigem Bette, vermuthlich einem oder zwei kleinen Betten, zwei Kleiderrechen und dem nöthigen Toilettenapparat. Ueberall gewiſſenhaft reine Rouleaus und Gardinen; nirgends Schmutz oder Staub; vor dem Fenſter der guten Stube Töpfe mit blühenden Blumen, vor dem Fenſter des Schlafzimmers ein luſtiger Häufling oder Goldfinke in zierlichem Gebauer; die Rabatten des Gärtchens voll Blumen, auf den innern Beeten Gemüſe; die Hausthürſchwelle weiß wie friſcher Schnee und — nicht zu vergeſſen — das Abkratzeiſen geſchwärzt. Alles ein Bild der Reinlichkeit und ächt engliſchen Comforts.

Die Lebensweiſe der Bewohner iſt ziemlich einfach. Vor Schlafengeben bereitet die Frau das Frühſtücksgeräthe und legt das Küchenfeuer; ſie braucht es dann Morgens nur anzuzünden, um ſchnell den Kaffee zu kochen. Sobald der Mann an ſeine Arbeit gegangen, beginnt die Frau das häusliche Tagewerk in blauem Ueberwurf mit kurzen Aermeln. Damit verbringt ſie bis neun oder zehn Uhr; dann ſezt ſie den Hut auf, nimmt den Shawl und kauft für den Mittag ein. Die Mahlzeit iſt fertig, ſie hat ſich umgekleidet und das Haar geordnet, und bis der Mann kommt, führt ſie die Nadel. Dieſelbe beſchäftigt ſie bis Abends; dann bereitet ſie den Thee, trägt Brod und Butter auf, dazu Kreſſe, ein Muffin oder ſonſt etwas Leckeres, nicht für ſich, ſondern für den Mann. Erlaubts das Wetter, ſo wird nach dem Thee ein Spaziergang gemacht. Brod und Käſe, eine Pfeife und eine halbe Pinte Porter beſchließen den Abend. Alle vierzehn

Tage, wenn in diesem oder jenem kleinen Theater ein neues Stück gegeben wird, hält der Mann sich verbunden, seiner aufmerksamen Frau eine kleine Zerstreuung zu gewähren. Die drei hohen Feste, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, werden gewissenhaft gefeiert, und man plaudert von den genossenen Freuden, bis es wieder Ostern und Pfingsten und Weihnachten ist.

Man glaube nicht, daß dieser Fleiß, diese Wirthschaftlichkeit, diese Willensstärke von Seiten der Frauen sich in London nur in den niedern Ständen finden. Sie sind in demselben Grade, wenn auch verhältnißmäßig modifizirt, das Eigenthum des Mittelstandes, und es darf wohl behauptet werden, daß Trägheit, Trägheit des Kopfes wie Trägheit der Hände, in London bis zu der Grenze, welche den Mittelstand von der Aristokratie scheidet, kein Fehler der Weiber ist.

Ich sagte oben von dem Häuschen des Handwerkers „es sey ein Bild der Reinlichkeit und ächt englischen Comforts." Das erinnert mich, daß mehr als einmal, wenn ein frisch angekommener Landsmann mich nach der Bedeutung des nationell charakteristischen Comfort fragte ich ihn wegen der Antwort nicht in die Paläste, sondern in die Wohnungen des Londoner Mittelstandes und namentlich in die Küchen gewiesen habe. Die Londoner Küchen sind meist im Souterrain, und dieses ist durch einen offenen, vergitterten Raum, der area heißt, von der Straße abgebaut. Stufen führen von der Straße hinab in die Küche, Stufen, vor welchen die Marmortreppe eines italienischen Palastes sich schämen müßte, und die Platten, womit der Raum gepflastert ist, sind weiß wie Marmor und bilden einen hübschen Kontrast mit den Geranium und Myrthen, die längs der Wand stehen. Die Fenster sind mehr als rein, sind hell polirt, daß das Licht sich darin spiegelt, und die Fensterbretter mit Wachstuch beschlagen und mit Blumenstöcken garnirt. Tische, Bänke, Stühle, alles Feuergeräth und Kochgeschirr ist durchaus rein; aber nein, die Nymphe, die alles das unter ihrer Obhut hat, auf Deutsch die Küchenmagd, würde verächtlich lächeln, hörte sie, daß die ihr anvertrauten Güter bloß rein seyen. Alles funkelt und blizt und ist symmetrisch, dem Auge wohlgefällig aufgestellt. Ueber dem geräumigen Herde zwischen den Wassertöpfen befindet sich eine stattliche Uhr, ein Symbol der Pünktlichkeit, mit dem Motto: Waste not, want not — verschwende nicht, darbe nicht. Dieß ist die Londoner Küchenmoral.

Auch die Köchin verdient einen Blick. Meist ist sie eine gesunde, robuste Frau von diskretem Alter mit rothen Backen und rötheren Elbogen, mit glatter, blüthenweißen Haube, woran eine blaue Schleife, und eng anschließendem baumwollenen Kleide, das sehr kurz ist, aus Reinlichkeitsgründen, nicht um den netten Fuß und den feinen Knöchel zu zeigen. Sie, das Stubenmädchen — parlour-maid — und die Hausmagd sind die drei Küchengrazien, denen der Name mit Recht gebührt. Bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten — und dafür gilt auch der Frühstücks- und der Abendthee — deckt ein weißes Tuch den Tisch; Messer, Gabeln, Löffel, Teller, Tassen sind so blank, die Speisen so gut und genügend, wenn auch nicht ganz so lecker wie auf der Tafel der Herrschaft. Ich wiederhole, daß ich nichts kenne, was den Londoner Comfort besser charakterisirt, als die Londoner Küche. Wo so viel Comfort below stairs ist, wie sollte er above stairs fehlen?

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortsezung.)

Die Hose in ihrer ältesten Beschaffenheit in der Gebirgstracht nachzuweisen, macht am meisten Schwierigkeiten. Man wird wohl die allgemein üblichen, das ganze Bein bedeckenden Hosen aus Wolle oder Leinen auch hier suchen dürfen; doch möchte hier die Liebe zum Praktischen und Bequemen viel früher und kecker Strumpf und Beinkleid mit einem Schnitt gelöst haben, als es die Mode in den lezten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts nur sehr zaghaft that, wobei sie nebenbei noch lange nur mit einer Theilungsandeutung durch Kniebänder, Schleifen und Rosen sich abfand und erst unter Ludwig XIV. das enge Beinkleid definitiv also operirt wurde. Könnte nicht einmal eine in den Niederungen der Gesellschaft gewachsene Sitte Gnade gefunden haben vor den Augen der von oben Herabblickenden? Für die Periode der wahrhaften Hirtenhemden und Brusttücher mag, ja kann man kaum Modeeinflüsse gelten lassen, und der Beruf und die Lage der steten Bergsteiger, die durch nichts beengt seyn konnten, zwingt uns anzunehmen, daß der Gebirgsbauer längst das Knie frei trug, ehe der in der Ebene ziemlich zwecklos sein Beinkleid darunter theilte. Es finden sich auch sehr alte Belege für die „Gsaßhosen" und die „Beinhösl," * deren erstere von den Hüften bis über das Knie, leztere aber vom Kniebug bis an den Knöchel reichen. Die Gesäßhosen mögen vorerst, ehe die Pluderhosen aufkamen, aus Loden oder Leinen ziemlich weit und kurz, ja am Bein gar nicht geschlossen gewesen seyn, wie sie am Schlier- und Tegernsee und in den bojoarischen Markthalen noch heut vorkommen. Lederhosen erscheinen lange als Luxustracht

* Entsprechend dem haut de chausse et bas de chausse der Franzosen, dem Brauch und Hose der Deutschen am Montrosa.

und ſind es noch in manchen Thälern; ihre verbreitetere Einführung geht nicht über die fünfziger Jahre des vorigen Säculums zurück. Sie heißen im Gegenſatze zu den lodenen die „gſchmizten Hoſen," von „ſchmitzen," ſchmieren, färben, beſonders ſchwarz. Auf burgundiſchem, dann auf alemanniſchem Boden bauſchte man zweifelsohne die erſten Pluder- oder Pumphoſen zuſammen, bis zum Uebermuthe Elle an Elle faltend, aus Leinen, ſeltener aus andern Stoffen; die armen Bergbauern ſchnitten ſie geduldig mit von ſelbſt gebotener Maaßhaltung aus Loden. So finden wir ſie noch mit rothen Zwickeln am Knie und roth und weißen Zugbandern (Neſteln) am Bunde, „Plödergſaß" geheißen, bei unſern Gewährsmännern für die eisgraue Tracht, den oft genannten Durern. Im Zillerthale wurden ſie erſt im Anfang unſeres Jahrhunderts mehr und mehr beſeitigt, wie denn überhaupt zwiſchen dieſen Lions der Berge und ihren Duriſchen Hinterthalnachbarn bis dahin kaum ein anderer Unterſchied, als der einzelner Ausſchmückungen ſich zeigt, da auch der berühmte Zillerthaler Hut dort etwas Neumodiſches iſt, wie wir ſehen werden. Peter Proſch, der „Hoftiroler," der wandernde Schalksnarr aus Ried im Zillerthal, deſſen Gedächtniß neulich in dieſen Blättern aufgefriſcht wurde, nennt ſich in ſeiner Lebensgeſchichte von 1789 noch immer einen „weithoſeten Tiroler." Nicht mit ſchweizeriſchem oder egerländiſchem Bauernluxus, aber wohlgefügig und brauchbar geſchneidert wird die Pluderhoſe wohl eben ſo ihre Zeit der allgemeinen Beliebtheit gehabt haben wie das „Hemd," da wir ſie ganz wohlerhalten noch auf vielen guten Volziſchen Coſtüm- und Schlachtenbildern von 1809 u. dgl. ſehen, und der „Tirolerwaſtl" in ſelbiger auf den Brettern von 1814 und 1815 ſich breit machte.

So wenig die obere Beinhülſe den auf und an dem Berge Wohnenden zwängen durfte, ſo zweckdienlich ſchien es ihm auch, die untere Bedeckung am Knöchel aufhören zu laſſen, da in den ältern Zeiten wohl weit mehr mit nackten Füßen, oder nur in Knoſpen (Holzſchuhen) und höchſtens Sonntags im Bundſchuh gegangen wurde. Bäueriſche Verſchwendung dehnte die ſchlichten, glatten Beinhöslein bald zu einer unmäßigen Länge aus, ſo daß ſie in Ringen um die ohnedieß kräftigen Waden geſchoben, jene unförmlichen Wollaſten bilden,* mit denen ſich die Durer, früher auch die Zillerthaler und Andere, jezt aber mit Vorliebe an andern Orten noch viele Weiber ſchleppen. Die Miesbacher, Thierſeer und ihre Nachbarn begnügten ſich, ihren „Loſeln," die ſie oben und unten enge ließen, einen Sack einzuſtricken, mit zierlichem Blumenwerk, oft mit grünen Zwickeln. Der einfache ſockenloſe Strumpf, das „Boanhösl," iſt durch's ganze Gebirg in Ehren, wenn er auch zum Putze ſelten mehr vorkommt (wie noch im Bayeriſchen), und alſo auch der Etſchländiſche Namen „Schwänzſtrumpf," vom alten Worte „ſwänzen," d. i. ſtutzerhaft einhergehen, ſeinen Sinn verloren hat, und uns nur noch belehrt, daß vor Zeiten ſelbſt das Tragen dieſer Fußbekleidung eine vornehme Putzſucht bekundete.

Den Bundſchuh, dieß wunderliche Stück Beinbekleidung, das Eckhart von Scheyrn den Kreuzfahrern als Feldzeichen vortrug, während es ſpäter von allen meuteriſchen Bauern als „Kreiden" aufgeworfen wurde, habe ich ſchon oben als Zubehör zur ältern Tracht angeführt, wie er denn ſelbſt in der Stiefelette des Zillerthalers, wenn auch ſehr adoniſirt, noch immer florirt.

Zur Vervollſtändigung des bisher geſchilderten Anzuges möchte noch zu erwähnen ſeyn, daß die Pfaide der Männer in den meiſten Orten, wo Hemd oder Bruſtfleck beſtehen, keinen Kragen, ſondern einen kaum fingerbreiten Halsbeſaß haben, an den ſich die Bruſt- und Rückenfalten reihen, ganz in älteſter Weiſe. Vielfach trifft man darum auch das Bruſttuch weit ausgeſchnitten, wie die mittelalterlichen Wämſer (Albrecht Dürers Porträt als Jüngling). — Als Hut geb' ich den ſogenannten „Durer," im Bayeriſchen „Täubling," rundgupfig mit nicht allzubreitem Rande bei, weil dieſer für die älteſte Form, die Bauernfilzkappe, gelten dürfte. — Wollen wir uns noch einmal die heut üblichen Reſte der aus früheſten Zeiten nachweisbaren Männerkleidung zuſammentragen, ſo haben wir Hemde, Bruſtfleck und Gurt als Hauptſtücke, als Beigaben Gſäß- und Beinhoſen mit dem Bundſchuh und dem eben genannten Hut vor uns.

(Fortſetzung folgt.)

* Daher hie und da auch „Ringelſtrumpf."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Maifeier.

Zwar rühmt eine alte Bauernregel vom Mai, wenn er kühl und naß, ſo fülle er Scheuern und Faß, aber dießmal dürfte er des Guten doch etwas zu viel gethan haben, wenigſtens empfinden wir die Folgen bereits in einem nicht geringen Preisaufſchlage aller Lebensmittel. Ein Blick auf die üppig ſtrotzende Vegetation rings umher verſöhnt indeſſen einigermaßen wieder mit dem regenſchauerlichen Wonnemond. Die Glacien gewähren einen herrlichen Anblick, wie Guirlanden ſchlingen ſich die grünenden und blühenden Alleen um die Stadt, die mitten in einen Rieſenpark verſezt zu ſeyn ſcheint. Kein Wunder, daß wir uns trotz der übrigen unholden Eigenſchaften des Mai's dennoch hinlänglich lenzfreudig geſtimmt gefühlt und denſelben nach Gebühr gefeiert haben. In der That drängten ſich in den Raum weniger

Wochen so viele Ereignisse, Genüsse, Schau- und Hörwürdigkeiten, Tageserscheinungen und Eindrücke zusammen, daß sich der zurückschauende Blick in einem kaleidoskopischen Chaos verwirrt und nicht ohne einige Mühe das bunte Wirrsal zu sondern vermag. Nach der alten, lieb gewordenen Gewohnheit ward die berühmte Pratermaifeier mit dem herkömmlichen Gepränge begangen, ja das Fest verdoppelte sich heuer, weil der am ersten Maimorgen übliche Wettlauf der herrschaftlichen Läufer wegen des eingetretenen kirchlichen Festes nicht stattfinden konnte, sondern erst auf den folgenden Morgen verlegt werden mußte; aber die pompöse Praterfahrt ging am 1sten Mai vor sich und erlebte am folgenden Tage eine glänzende Wiederholung, indessen sich in den Regionen des berühmten „Wurstelpraters" die massenhaften Kontingente aller Volksklassen ihren meistens improvisirten Freuden hingaben. Das Praterfest ist aber das Signal zu einem sich täglich erneuernden, zwar die Farben wechselnden, aber aus denselben Elementen bestehenden Frühlingsfeste, welches die um schimmernde Erfindungen nie verlegene Spekulation der kosmopolitischen Wiener Gasthäuser den immer zuspruchslustigen Gästen bereitet. Die Anzeigen erschöpfen bei dieser Gelegenheit die ganze poetische Phraseologie. Vielen dieser Feste versagte aber Ungunst der Witterung die heitere Entwicklung unter freiem Himmel und scheuchte Wirth und Gäste in den engen Bezirk der Wintersäle zurück. Ein schönes, auch in niedrigeren Kreisen und unter bescheideneren Verhältnissen Nachahmung verdienendes Fest ist das jährlich am 8ten Mai in den Glashäusern des kaiserlichen Gartens stattfindende „Rosenfest." Obgleich vom gesammten kaiserlichen Hofe mit gefeiert und von dem herkömmlichen Ceremoniell unzertrennlich, hat es doch den Charakter eines anmuthigen Familienfestes. Es ist dem gewählteren Publikum unverwehrt. Zeuge dieses kaiserlichen Blumenfestes zu seyn, welches an das in alten Zeiten übliche Auffinden des ersten Veilchens und das damit verknüpfte Volks- und Hoffest erinnert und damit in historischem Zusammenhang stehen mag. Bald nach dem Rosenfeste pflegt der kaiserliche Hof in der Regel die Sommerwohnung in Schönbrunn zu beziehen, der unfreundliche Himmel scheint dieß aber heuer später als gewöhnlich gestatten zu wollen. Er war es auch, der eine der glänzendsten Feierlichkeiten dießmal vereitelte, das prächtige Fronleichnamsfest. Schon waren alle Vorbereitungen dazu getroffen und vom frühesten Morgen an herrschte große Bewegung in allen Theilen der Stadt, als die graue Nebeldecke des Morgenhimmels sich in Regen auflöste und die Hoffnung von Tausenden vernichtete, die auf Eisenbahnen und Dampfschiffen aus Mähren, Oberösterreich, Steiermark und Ungarn um des Festes willen nach der Kaiserstadt gekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Freiburger Eisenbahn und der Fürstenstein.

Die Städte Schweidnitz und Striegau liegen ziemlich gleich weit, etwas über eine Meile, von der Bahnlinie zu beiden Seiten entfernt. Schweidnitz war im Mittelalter, wo Schlesien abwechselnd zu Böhmen und Ungarn gehörte, seiner Wehrhaftigkeit und seines Reichthums wegen berühmt. Insbesondere waren die Bürger tüchtige Schützen, und die Stadt besaß ein Riesengeschütz von 160 Centnern Schwere, dessen Kugel 2½ Centner wog. Ein altes schlesisches Sprichwort lautet: „Das lärmt wie die Schweidnitzer Büchse." Das in Schweidnitz gebraute köstliche Bier verhalf der Stadt zu großer Wohlhabenheit. — Striegau war sonst durch seine Leinwand mehr bekannt als heute, und ist der Geburtsort des Dichters Johann Christian Günther, der in der geistlosen Alexandrinerperiode der deutschen Poesie, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stattfand, so ausgezeichnet war, daß man ihn einen Vorläufer Goethe's nannte. Die Liebfrauenkirche Striegaus wurde schon 1114 von dem Almosen der Pilger erbaut, welche zu dem hiesigen wunderthätigen Marienbilde wallfahrteten, und 1299 erhielt die Stadt doppelte Mauern. Unweit derselben fiel 1745 den 4. Juni die bekannte Schlacht vor.

Die Bahn läuft nun am rechten Ufer der Polsnitz nach Freiburg fort und mündet unmittelbar an der Stadt, den Kramsta'schen Fabrikanlagen gegenüber. Die Herren Kramsta betreiben das größte Leinengeschäft, und ihr Handlungshaus mit seinen europäischen Verbindungen ist eines der bedeutendsten Schlesiens. Sie brachten hier die zweite Flachsgarnspinnmaschine in Gang und beschäftigen allein 600 Weber. Das Städtchen erlitt nach einem großen Brande im Jahr 1774 eine gänzliche Verheerung und wurde durch die großmüthige Unterstützung Friedrichs II. massiv, aber sehr einförmig wieder aufgebaut. Seine Lage am Fuße des Gebirgs und in der Nähe des reizenden Fürstensteins machte im Sommer den Ort von jeher durch Reisende sehr lebhaft, und die Eisenbahn begünstigt das Zusammenströmen der Gebirgswanderer jetzt von allen Seiten her ungemein.

Aber der reizende Thalgrund von Fürstenstein, diese Perle der schlesischen Gebirgsromantik, verdient auch den Weg hierher, ja nach dem Urtheile des berühmten „Verstorbenen" wäre er werth, ein Wallfahrtsort für Reisende aller Länder zu werden, wenn Warwick Castle an der Stelle des Schlosses stände. Malerisch thront dieses übrigens über dem wildschönen Grunde und hat, obschon es das neue heißt, gar alte Erinnerungen, denn seine Erbauungszeit und sein Erbauer sind unbekannt. Indeß ist die Geschichte des Bergschlosses, welches 1290 zuerst urkundlich als ein Hausgut der Herzoge von Schweidnitz genannt wird, seit jener Zeit ziemlich sicher bekannt. Im Jahr 1509 kamen Burg und Herrschaft an das später reichsgräflich gewordene Rittergeschlecht von Hochberg, welches auch heute noch im Besitze ist. Außer ihren Schicksalen in der Zeit des Faustrechts wurde die Veste im dreißigjährigen Kriege zweimal von den Schweden, dann wieder von den Kaiserlichen erobert, endlich aber zu dem jetzigen friedlichen Wohnsitz umgeschaffen, der die Geschichte der Baukunst durch sechs Jahrhunderte anschaulich macht. Terrassengärten umgeben das Schloß, und über den tiefen Abgrund führt eine mächtige Brücke, mit antiken Standbildern verziert; doch aus der modernen Physiognomie des alten Rittersitzes lauscht immer noch in manchen Einzelheiten das drohende Auge des Faustrechts. In den innern heitern und prachtvollen Räumen findet man eine Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden, darunter ein merkwürdiges schlesisches Urkundenbuch; ferner eine Münz- und Naturaliensammlung, und unter den Kunstwerken, Bildern und Kupferstichen besonders der untern Zimmer 55 treffliche schlesische Landschaften von Reinhard. Weit und reich ist die Aussicht von dem alten hohen Thurme.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 22.

Sonnabend, 14. Juni 1845.

[152] Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching:

Dichtungen von Friedrich Rückert,

zu beziehen durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands:

Rostem und Suhrab.

Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern.

Octav. 240 Seiten Druckvelin. 1838. Fein cartonirt. 1⅙ Thlr. — 2 fl.

Saul und David.

Ein Drama der heiligen Geschichte.

Octav. 304 Seiten Velin. 1842. Fein cartonirt. 1½ Thlr. — 2 fl. 42 kr.

Herodes der Große.

Ein Drama in zwei Stücken.

I. Herodes und Mariamne. — II. Herodes und seine Söhne.

Octav. 200 und 170 Seiten schweres Velin. Geheftet. 2⅙ Thlr. — 3 fl. 36 kr.

Sieben Bücher Morgenländischer Sagen und Geschichten.

Zwei Theile. Octav. 264 und 348 Seiten schweres Velin. Fein cartonirt. 3 Thlr. — 5 fl.

Frühjahr 1845.

F a b e l n

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben von

H. Hauff,

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satirische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[156] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

B e s c h r e i b u n g

des

Oberamts Eßlingen

mit einer Karte des Oberamts und einer Ansicht der Stadt Eßlingen.

Herausgegeben

vom

statistisch-topographischen Bureau.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[155] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Württembergische

J a h r b ü c h e r

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Büreau.

Jahrgang 1843. **Erstes Heft.**

8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

A. **Chronik.** I. Allgemeine Landes-Chronik des Jahres 1845. Königliches Haus. — Bevölkerung, Gesundheitszustand. — Heilanstalten. — Gebäude, Brandfälle. — Witterung, Naturerscheinungen, Fruchtbarkeit, Preise der Lebensbedürfnisse. — Religiosität und Sitten, Wissenschaften

und Künste. — Oekonomischer Zustand: Landwirthschaft und Gartenbau, Viehzucht, Waldwirthschaft, Gewerbe und Handel, Wohlthätigkeit. — Unglücksfälle, besondere Denkwürdigkeiten. — II. Staatsverwaltung. Aenderung in der Oberamts-Eintheilung, Kriegswesen vom 1. Januar 1841 bis letzten Juni 1845.

B. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. I. Die Uebergabe von Hohentwiel am 1. Mai 1800. Nach amtlichen Quellen dargestellt durch C. v. Martens, k. württ. Oberst. — II. Darstellung der Beschädigungen durch Hagel im Königreich Württemberg in den Jahren $18^{28}/_{42}$. — III. Uebersicht über den Stand der Holzpreise im Königreich Württemberg in den Jahren 1800, 1810, 1820, 1830, 1840 und 1842. — IV. Die Ergebnisse der in den Jahren 1834—39 auf Staatskosten unternommenen Bohrversuche auf Trinkwasser.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[382] **Zedlitz Waldfräulein.**

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze, sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vorschule der Geometrie

von

M. G. Wunderlich.

Ephorus des Seminars in Schönthal.

Mit vier lithographirten Tafeln.

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Cursus zur Geometrie. Es ist für denselben der praktisch heuristische Weg gewählt; aus den Anschauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigsten elementarischen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfallige Uebung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten gesucht wird, so wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuem, der Fassungskraft der Schüler angemessenem Stoffe eine vertraute Bekanntschaft mit den abstrahirten Lehrsatzen, besonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den ersten Aufgaben, wo es sich zunächst um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigsten vorkommenden Konstruktionen handelt, wird Einiges ohne weitern Beweis aufgestellt, im Verfolge aber derselbe meist so einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmälig an die Führung desselben zu gewöhnen. Die Aufgaben selbst sind so weit fortgeführt, daß sie zusammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überschauen, und durch dessen Anwendung bei Gegenständen des gemeinen Lebens er sich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen und zur weitern Beschäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Chronologisches Register

der

fränkischen Revolution

von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung, 22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799

von

Dr. C. L. Posselt,

bedeutend vermehrt und fortgesetzt

von

C. Jochmus,

Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem Band ist das ganze Werk geschlossen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Register, wodurch der Werth dieser für den Geschichtsfreund so wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bände auf

8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[158]

Monatblätter

zur Ergänzung der

Allgemeinen Zeitung.

1845. April — Mai.

Inhalt.

April. Die oceanischen Straßen des Welthandels. — Moses Mendelssohn. — Italienische Familien. — Lord Eldon. — In den Ostseeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten). — J. P. Schafariks slavische Alterthümer. — Deutsche Dichter aus Oesterreich. — Jerusalem. — Graf Malmesbury über Caroline von England. — Die Hamburger Bank.

Mai. Franz Freiherr Gaudy. — In den Ostseeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten). — Der Krater und die Seen der Astroni. — In Sachen des italienischen Volks (aus einer italienischen Handschrift übersetzt). — A. F. Gfrörers allgemeine Kirchengeschichte (drei Bände in VI Abtheilungen. Stuttgart 1840—1844). — Die Elemente der europäischen Politik. — Die rheinischen ritterbürtigen Autonomen von E. M. Arndt 1844. — Monatsbericht vom Leipziger Büchermarkt. — Etschmiadsin und die armenische Kirche.

Das einzelne Heft dieser Zeitschrift, die vorzugsweise getragen wird durch die überfließenden Mittel der zu Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung, zunächst aber bestimmt ist für diejenigen Gegenstände eine Besprechung zu eröffnen, die eine Behandlung von erschöpfenderem Inhalt, somit größerer räumlichen Ausdehnung erheischen, als daß sie sich in die Spalten eines Tagblattes einfügen ließe, umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften kostet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Post können dieselben bezogen werden, in welchem Falle der Preis sich von uns nicht für jeden Verkaufsort, sondern nur durch die betreffenden Postämter bestimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überschreiten.

Stuttgart, im Juni 1845.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Platens Werke, Taschen-Ausgabe.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Erster Band. Platen's Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Zweiter Band. Gaselen. Sonette. Oden. Elegien und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen.

Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.

Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn.

Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichten des Königreichs Neapel. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[102] Die sechste, verbesserte und vermehrte Auflage von dem

Lehrbuch für Jäger

und für die, welche es werden wollen

von Dr. G. L. Hartig,

K. Preuß. Staatsrath und Ober-Landforstmeister ꝛc.

Herausgegeben von

Dr. Th. Hartig,

Forstrath und Professor.

2 Bände mit Holzschnitten und Tabellen.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

hat so eben die Presse verlassen.

In allen Zweigen der Naturkunde hat sich der Standpunkt der Wissenschaft wesentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieses Werks nöthig war. Das ganze desselben zerfällt in sechs Haupttheile:

Die Jagd-Kunstsprache, — die Naturgeschichte der Jagdthiere, — die Wildzucht, — der Wildschutz, — die Wildjagd, — und die Wildbenutzung.

Sechs Auflagen sprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieses Buches, und wir haben mit dieser Anzeige nicht die Aufgabe ein längst bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, sondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage desselben aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das nationale System der politischen Oekonomie.

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein.

Neue unveränderte (3te) Auflage.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der produktiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. Juni 1845.

Man kann August Wilhelm Schlegels Manier, wenn er von Poesie spricht, mit Winkelmanns Manier in seinen Beschreibungen alter Denkmäler vergleichen; und nur so ist man Kunstrichter auf eine würdige Weise.

Frau von Staël.

Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechsel.

Vor uns liegt eine Sammlung von Briefen aus dem ersten Viertheil dieses Jahrhunderts, welche an de la Motte Fouqué von bedeutenden Zeitgenossen gerichtet sind. Unter den Briefstellern zeichnen sich aus Leopold v. Stolberg, die Schlegel, Heinrich v. Kleist, Uhland, Wilhelm Müller, Gneisenau. Außerdem daß diese Männer in ihren Briefen Beitrage zu ihrer eigenen Charakteristik liefern, ist die Sammlung reich an werthvollen Zügen zum Bilde der merkwürdigen Zeit, wo die Franzosen und die Romantik auf deutschem Boden herrschten. Wenn im ersten Abschnitt der Periode, welche die Korrespondenz umfaßt, Fouqués Freunde sich über den Druck der Fremdherrschaft mit der Poesie trösten, die sie selbst geschaffen, so versüßt ihnen in den spätern Jahren der Jubel über die Niederlagen der Franzosen den Schmerz über den Verfall der Romantik. — Die Briefe sollen veröffentlicht werden; vorerst ist es uns verstattet, den Lesern einige davon vorzulegen. — Wir beginnen mit einem langen, aber dem Leser sicher nicht zu langen Briefe des bedeutenden Mannes, durch dessen vor Kurzem erfolgten Tod wir lebhaft an die wichtige Periode unserer Literatur erinnert worden sind, in der er eine so bedeutende Rolle gespielt hat.

August Wilhelm Schlegel an Fouqué.

Genf, 12. März 1806.

Laß dich herzlich umarmen, mein geliebter Freund und Bruder, und dir meinen Dank sagen für dein schönes Geschenk, einen rührenden Beweis deiner Liebe zu dem Entfernten, und der durch sein Stillschweigen dich vergessen zu haben scheinen konnte. Andere werden es dir nicht leicht glauben, daß du mein Schüler seyst, ich selbst aber kann nicht umhin, beschämt darein zu willigen, wenn du diesem freundlichen Irrthum noch treu bleiben willst: es ist das schönste Blatt in dem mäßigen Lorbeer, den mir meine dichterischen Bestrebungen verdient haben. — Ich wollte auf deine Zueignung, die mir erst geraume Zeit nach meiner Zurückkunft aus Italien nebst den Schauspielen zu Handen gekommen, in einem Gedicht antworten, und dieß, um dich damit zu überraschen, irgendwo in ein öffentliches Blatt einrücken lassen:

Fern an Posilipp's Bucht, und der gelblichen Tiber Gestade,
Wandelt' ich, da du den Gruß, trautester Freund! mir gesandt.
Nun erst, seit ich die Alpen dahinten im Süden zurückließ u. s. w.

Zufällig aber versäumte ich den rechten Zeitpunkt dazu. Indessen habe ich, wie Pindar sagt, viele Pfeile in meinem Köcher, und denke es dir zu anderer Zeit nicht unwürdig zu erwidern. — Ich habe deine Schauspiele mit großer Aufmerksamkeit und ungemeinem Genuß vielfältig gelesen, und hätte Stunden-, ja Tagelang mit dir darüber zu schwatzen, wenn uns der Himmel die Freude des Wiedersehens gönnen wollte. In einem Briefe muß ich mich aber schon kürzer fassen. Im Allgemeinen also: ich habe hier alle die Vorzüge, kunstreicher auf umfassendere Stoffe verwandt, wiedergefunden, womit die dramatischen Spiele glänzen: eine durchaus edle, zarte und gebildete Sinnesart, frische Jugendlichkeit, zierliche Feinheit, gewandte Bewegung, viel Sinnreiches in der Erfindung und sichere Fertigkeit in der Behandlung. In Sprache und Versbau besitzest du eine ungemeine Fülle und Mannigfaltigkeit; die einzigen Klippen, wofür du dich meines Bedünkens zu hüten hast, sind Dunkelheit, welche aus allzu künstlichen Wendungen entspringt, und Härte aus dem Streben nach Gedrängtheit. Mit vielem Geschick verflichst du zuweilen prosaische Bestandtheile in den Ausdruck, wodurch er neuer und eigener erscheint, doch hüte dich, dieß Mittel allzufreigebig zu gebrauchen. — — So viel ist ausgemacht, vor einer geringen Anzahl Jahre wäre es noch unmöglich gewesen, alles dieß mit so vieler anscheinenden Leichtigkeit zu leisten. Es hat tief in den Schacht unserer Sprache gegraben, die Kunst des Versbaues hat gleichsam in eine ganz andere Region gesteigert werden müssen, um dergleichen möglich zu machen. Aber was vor ein zwanzig Jahren ein großes Aufheben würde veranlaßt haben, das nehmen die gedankenlosen Leser jezt so hin, als müßte es nur so seyn; es scheint, daß ihre Unempfänglichkeit in demselben Verhältnisse zunimmt, wie die Fülle blühender Talente, die sich seit Kurzem entfaltet haben. Ich glaube hievon den Grund einzusehen, doch muß ich dazu etwas weiter ausholen.

Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißverständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften sezten, und zwar mehr ihres äußern Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so, meine ich, haben die Dichter der lezten Epoche die Phantasie, und zwar die bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dieß sehr heilsam und richtig seyn, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfaltigste und Nächste wieder das Höchste. Warum fühlen wir die romantische Poesie inniger und geheimnißvoller als die classische? Weil die Griechen nur die Poetik der Freude ersonnen hatten. Der Schmerz ist aber poetischer als das Vergnügen, und der Ernst als der Leichtsinn.

(Fortsezung folgt.)

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortsezung.)

Also angethan, kann man sich, ohne weit zu irren, die Bauern denken, die mit dem Herzog Friedel, da er jung war, an Sunwendtag spielten, und da er zu Costnitz mit leeren Taschen entwich, ihm den trutzigen Adel von „Stein und Gries und Ritten" kuriren halfen; auch zu Kaisers Marens Zeiten finde ich keine merkliche Abweichung. — Nun aber der lezterе Herr sterbend den lieben Inn hinabgeschwommen ist und sein spanischer Enkel sich auf den deutschen Kaiserstuhl gesezt hat, verleugnet der Deutsche alsbald seine alte Sitte und das eigene Kleid und schneidert es sich erst burgundisch oder welsch, dann spanisch und endlich mit Vorliebe französisch. Hatte auch früher der Landmann dem Ritter, die hörige Dirne der Edelfrau etwas abgeguckt und an der eigenen Watt selbstzufrieden angebracht, so war das nicht von Belang und hielt dann auch lange vor. Aber jezt änderte der Herr bald alljährlich Schnitt und Stoff, machte heute eng, was er gestern weit trug, stieß den Hutgupf spitz in die Höhe, den er morgen zum kleinen Deckel zusammen preßte, schnitt sich Schlitze in die besten Kleider, bauschte sich um die Hüften auf und schnürte sich am Leib unsäglich, hing ein Mäntelein um, das ihn nicht wärmte, oder zog Stiefeln an, in denen er nicht zu gehen vermochte. Wie sollte es ihm da der Bauer gleich thun und ziemlich ebenmäßig in Schnitt und Zierrath mit ihm bleiben? — Höchstens konnte er nach einem und dem andern, was ihm eben besonders schön deuchte, mit tölpischer Hand langen, und da, ehe er damit zurecht kam, der Edelmann schon wieder etwas anziehend Neues hatte, dessen er sich auch bemächtigte, so kam eben ein arges Kunterbunt zur Welt. Doch scheint der Vergler in seinem bedenklichen Thun weniger aus den ersten Modezeiten entlehnt zu haben, da die damalige Tracht für ihn gar zu ungeeignet war.

Dem sechzehnten Jahrhundert mag die Aufnahme der Pluderhose und des Spitzhuts angehören. Die erstere ist vielleicht ein Geschenk der Landsknechte, die Herr Jörg von Frundsberg gar gern in Meran, Botzen, Reutte und Glurns werben ließ. Den Spitzhut, obwohl in der Form als „Heidenhut" schon in älteren Wappen gebräuchlich und sogar zur Stauffenzeit bekannt, brachten die

Spanier, die Nachbarn der Heiden, der Mauren, zu Ruhm und Ehren bei Adel und Volk. Er hat sich im Gebirg so recht festgewurzelt und breitet sich noch heute immer weiter aus, selbst manche erst nach ihm erstandene Form unterdrückend. — In schönster Gestalt zeigt er sich schwarz, nicht allzu hoch und wohl eine gute Hand breit bekrempt im Etschland bei den Leuten „auf dem Berg," in Hasling, Vöran, Mölten, von da auch in's Thal sich niedersenkend. Keck gespitzt und geschwungen, auch keck auf's Ohr gedrückt, gab er den Unterinnthaler Hut, ebenfalls schwarz oder doch recht dunkelgrün, wie ihn nun seit etlichen Jahrzehnten auch die Zillerthaler angenommen und wie er am ganzen Inn, auf dem Innsbrucker Mittelgebirge, im Wippthale und allerwärts im Lande den breiten Nachfolgern den Rang abgewinnt, so daß derselbe im Auslande ausschließend als „Tirolerhut" gilt. Auf Bildern aus dem Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erscheint er neben der Krause als bei den Bauern aller Orten üblich. — In Kastelrut prangen die Hochzeiter noch ganz so, zudem roth behemdet, zum Sprechen ähnlich dem guten „Hanswurst," wie er auch als Zieler bei den Scheibenschießen prunkt. — Votivtafeln von 1630 im Lechrain um Schongau zeigen das gleiche Gewand. *

Beim Spitzhut können wir auch seinen Aufputz abthun. Breite Bänder scheinen auf ihn erst vom breiten Hute übertragen worden zu seyn, kommen auch nur als seltener Staat vor. Eine dicke Schnur schlingt sich mit Troddeln um den Innthaler Hut; die Etschländer winden oben um den Gupfen ein schwarzes Sammtband mit einer Silberschnalle und einem Golddortenstreifchen daneben, unten, wo die Krempe anwächst, macht ein rothes Schnürchen die Grenze. In Tegernsee wird er gern mit feingefältelter Seide gefüttert. Bei den oberflächlichen Betrachtern gebirgischer Dinge gilt — wie der Hut der Handschuhhändler als Prototyp — die Ansicht, alle Buben und Männer in Tirol schmückten ihre Hüte mit Gemsbart, Geierflaum, Spielhahnfeder und dergleichen jägerhaftem, verwegenen Wildzeug. Man trifft aber merkwürdiger Weise diese Sitte nur da, wo überwiegend bojoarischer Stamm sich nachweist, also ganz besonders im Oberland Baierns, in dem untern Innthal und dessen Seitenthälern, auch im Pusterthal. Da gelten dann die Fehdezeichen der nach vorne gesteckten „Federln;" die Hauptleute der Schützen führen einen ganzen „Stoß" und ein schönes Federspiel ist neben der Binde das Ziel stutzerischer Bemühung bei allen Buben, die als Tänzer, Schützen, Wilderer und Schwärzer Berühmtheit erlangt haben. — Man wird, auch wenn er sich soldatisch geberden will, nie den Etschländer, Oberinnthaler, Vintschger mit solchem Federputz am Hut erblicken; dieser liebt vielmehr einen Busch künstlicher Blumen, eine Kokarde, ein Heiligenbild oder Amulet. Selbst die bunten „Flaumen" (Maraboutfedern), mit denen der Wippthaler Schütze stolzirt, sind ihm zu martialisch. Edelraute und Speik, die er sich vom nahen Joche holt, auch wohl eine einzelne Hahnenfeder (Hupfeder) genügt hinwieder dem Durer oder sonst einem armen Hirten und Holzer.

Das nächstemal verfolgen wir die Spielarten des männlichen Anzugs noch weiter, um uns sodann mit der weiblichen Tracht zu beschäftigen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

* Ein altbayerisches Volkslied sagt:

„Vor Zeit'n war a gupfete Huet
Und um 'n Hals a Krage,
A Zoache von an mächtige Guet,
Jetz ko'ma' koan dafrage.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Mai.

(Schluß.)

Die Freiburger Eisenbahn und der Fürstenstein.

Eine Wanderung vom Fürstenstein durch den Thalgrund zur sogenannten alten Burg gehört zu den genußreichsten Partien, die der Naturfreund sich verschaffen kann. Der sogenannte Hellebach durchrauscht die reizende Tiefe, und an seinen Ufern bietet sich ein fortwährender reicher Wechsel dar, indem die Kunst hier der Natur durch sinnige Anlagen weniger schmückend als gleichsam erklärend nachgeholfen, statt daß der französische Geschmack sie sonst durch Ueberladungen und Verschneidungen zur Carricatur machte. Der Weg wird gewöhnlich von der Schweizerei aus genommen, wo an den Thalwänden laubreiches Unterholz die und da malerische Felsgruppen oder den Fuß einer kolossalen Granitmasse umkränzt, während dunkles Nadelholz wechselnd die Höhen bekleidet. Teiche, Inseln, Grotten, Felsgänge, Brücken und Denkmale, auch eine Einsiedelei begegnen dem Wanderer auf dem schmalen, aber bequemen Fußpfade längs dem in Cascaden hinschäumenden Bache, und Mancher dürfte diesem herrlichen Grunde den Vorzug vor gewissen hochberühmten Thälern um Dresden geben. Auch das Helenenthal bei Baden und die Brühl bei Mädling (in der Nähe Wiens) werden den hier zusammengedrängten eigenthümlichen Schönheiten kaum den Rang ablaufen. — Auf einem Vorsprunge des Gründes erscheint endlich eine rothbraune Veste mit trotzigen Zinnen und vorsichtigen Wartthürmen. Hans Heinrich VI., Graf von Hochberg, der das ganze Thal gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts so sinnig verschönte, hat damals auch diese Burg auf den Ruinen eines Raubnests erbaut, das schon in vorchristlicher Zeit hier gestanden haben soll und wahrscheinlich in der Folge der neuern Burg zu einem Kastell diente. Die künstliche Veste hat eine vollständige mittelalterliche Einrichtung erhalten, indem eine Menge

von Resten aus der Vorzeit hier aufgesammelt wurden. Der Turnierplatz mit seiner alterthümlichen Bühne erinnert zunächst an das Turnier, womit am 20. August 1800 von sechzehn schlesischen Edelleuten die Anwesenheit Friedrich Wilhelms III. und der Königin Louise auf dem Fürstenstein gefeiert wurde. Ein bethürmtes Thor öffnet den Burghof. In der Burg selbst gelangt man durch einen Vorsaal, der mit alten Familienbildern der Hochberge geschmückt ist, in den eigentlichen Rittersaal. Neben einem alterthümlich reich ausgestatteten Prunkgemache ist das Kredenzgemach, und hier sieht man mehrere Schränke voll alter Trinkgefäße, in der Rüstkammer dagegen eine Menge Schießgewehre aus allen Zeiten seit der Erfindung des Schießpulvers, Rüstungen und Angriffswaffen, welche Breslauer Innungen bei ihrer Auflösung hieher schenkten, auch das Feldbett Friedrichs II. und an der Decke einen Pfeil, den ein Baschkir 1813 dahin abschoß. Das Altarblatt der Burgkapelle, von Tischbein, zeigt die heilige Anna, wie sie ihren Enkel Jesu lesen lehrt. Neben dem Altar bewahren Wandschränke die Ueberreste, welche beim Wiederaufbau der Burg gefunden wurden. — In der Nähe von Freiburg ist noch der wildschöne Zeisgrund besuchenswerth. An seinem Ende, von steilen Felslehnen eingeschlossen, findet man auf einer Anhöhe die Ruine von Czeschhaus, auch das Zeisenschloß genannt, von Buchen und Ahorn überschattet. Auch diese Veste war ein zu Schweidnitz-Jauer gehöriges herzogliches Hausgut und später der Stammsitz des Geschlechtes Zeisberg, von welchem die Herrschaft an die Czettritze kam, in deren Besitz sie noch um 1694 sich befand. Schon im dreißigjährigen Krieg wurde die Burg indeß von den Schweden erobert und zerstört. Zwei Dämme, welche hundert Schritte von einander das Thal sperren, scheinen durch künstliche Ueberschwemmung desselben der Burg als Befestigungsmittel gedient zu haben. Am Fuße des einen Damms quillt ein erfrischender Säuerling.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Firmungsfeier. — Wettrennen. — Kunstreiter. — Kunstausstellung.

Ein eigenthümliches Schauspiel gewährt auch die vom Pfingstsonntage an stattfindende Firmungsfeier. Nicht ohne Rührung kann man Augenzeuge der Scene seyn, wo die ehrwürdige Mutter Kirche ihre Arme der hoffnungsvollen Jugend entgegenbreitet, um sie aufzunehmen in den Schooß der seligmachenden Gemeinschaft. Religiöse Stimmung bemächtigt sich des Gemüths, und die Erinnerung trägt uns zurück in die Blüthenjahre des Lebens, den Augenblick auffrischend, wo auch wir im Feststaate mit der Unschuld Symbol, der weißen Stirnbinde, geschmückt, im majestätischen Dome standen, und nun der ehrwürdige Bischof, umgeben von dienender Priesterschaft, die lange Reihe der Firmlinge entlang schritt und endlich auch zu uns herantrat, die Stirne mit dem heiligen Oele salbend und unter sanfter Berührung der Wange die Friedensworte sprechend: »Pax tecum!« — Der Mai ist auch die Zeit der jährlich wiederkehrenden Wettrennen auf der weiten Wiese hinter dem Praterlusthause. Dieselben sind ganz nach der Weise englischer Wettrennen eingerichtet. Hiemit ist die Charakteristik dieses aristokratischen Vergnügens erschöpft, und diese halsbrecherischen Jockeyproduktionen gleichen sich von Jahr zu Jahr wie ein Ei dem andern. Interessanter ist das auf einer nahen fürstlich Trautmannsdorfschen Herrschaft veranstaltete Bauern-Pferderennen. — Die Kunstreitergesellschaft Cuzent-Lejars, die sich hier mit Ruhm bedeckt und die Börse mit ansehnlichen Summen gespickt, hat endlich Abschied genommen, um nach Pesth zu gehen, wo sie, im Herzen des für Reiterkünste so enthusiastischen Magyarenlandes, nicht minder glänzende Geschäfte machen wird. Zwar fehlte es auch früheren equestrischen Künstlern nicht an Erfolg, z. B. de Bach und in den letztverflossenen Jahren Guerra; aber in dem Grade wie heuer hatte sich die Extase des Cirque olympique noch nie selbst den höchsten Kreisen der Wiener Gesellschaft mitgetheilt; dafür zeugt das von einer vornehmen Koterie den scheidenden Olympiern zum Abschied veranstaltete Fest. — Die bedeutendste Rolle in unserem öffentlichen Leben spielen gegenwärtig die zugleich stattfindenden zwei großen Ausstellungen. Wenden wir uns zuerst der Kunstausstellung zu. Da dießmal die sämmtlichen disponibeln Räume des polytechnischen Instituts den Erzeugnissen der Industrie eingeräumt werden mußten, so blieb keine Wahl, als den Kunstwerken ihr ehemaliges Ausstellungslokal im Akademiegebäude bei St. Anna anzuweisen, was denselben eben nicht sehr zu statten kommt, da sie hier in weit engeren und zum Theil auch dunkleren Räumen zusammengedrängt sind. Der Katalog enthält im Ganzen 518 Nummern, also 26 weniger als im verflossenen Jahre. Es sind 110 Aquarelle, Stahl- und Kupferstiche, Lithographien und Zeichnungen, 391 Oelmalereien, 1 Carton, 1 Glasmalerei und 15 plastische Werke. In qualitativer Hinsicht steht die dießmalige Ausstellung mit ihrer unmittelbaren Vorgängerin ziemlich auf einer Linie, überbietet sie wenigstens keinesfalls. Blicken wir auf die einzelnen Fächer, so zeigt sich wieder die Landschaftsmalerei als das kultivirteste und mit ausgebildeter technischer Fertigkeit behandelte Fach. Auch an Blumen und Früchten zeigt sich erfreulicher Vorrath, doch erscheint dieses Fach heuer weniger stark vertreten als früher. Dasselbe gilt auch von den Stillleben, den zuweilen viel gehuldigt worden. Das Thierstück, obgleich nur im Cabinetsstyl, wird von einigen Meistern mit Glück behandelt, obgleich wir noch immer keinen Hamilton haben. In dem sich seit einigen Jahren in einem gewissen Gleichgewicht erhaltenden Genrefache sieht man allerdings wieder manches Ansprechende und Erfreuliche geleistet, und wo eigentliche Poesie unerreicht geblieben, ist doch wenigstens Humor angestrebt worden. Die Schlachtenmalerei, als Uebergang zum Geschichtlichen, hat einzelnes Gute aufzuweisen, indessen vermissen wir auch hier Bedeutendes. Noch mehr ist dieß im Geschichtsfache selbst der Fall, wo noch immer, besonders im Profanhistorischen, die alte Unfruchtbarkeit herrscht. Das Religiös-Geschichtliche überwiegt, es ist kein Mangel an Madonnen, Heiligen und Christusbildern. All dieß ist leider zum größern Theil manierirt oder modern geleckt. Einige bedeutendere Altarbilder können nicht entschädigen. Das alte „Sint Mæcenates, non deerunt, Flacce, Marones“ ist auf die Historienmalerei schon sehr oft in Anwendung gebracht worden; ich weiß aber nicht, ob man bei Untersuchung dieser Frage allein damit ausreicht. Die Skulptur spielt dießmal eine ziemlich bescheidene Rolle. Von den gemachten Ankäufen ist der überwiegende Theil Eigenthum des Kunstvereins. Ich muß mich dießmal auf diese allgemeinen Andeutungen beschränken, will aber in meiner nächsten Mittheilung auf die Kunstausstellung zurückkommen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 17. Juni 1845.

Totam hodie Romam circus capit et fragor aurem
Percutit, eventum viridis quo colligo panni.

Juvenal:

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

Perſonal, Pferde, Siege, Preiſe, Paralipomena, Schluß.

Die Geſpanne für den Circus, deßgleichen die einzelnen oder gekoppelten, drei- und vierfach neben einander laufenden Roſſe, nebſt dem zu der Thiere Wartung, Verpflegung und Abrichtung erforderlichen Perſonal, machten ganz natürlich eine höchſt anſehnliche Maſſe vier- und zweifüßiger Weſen aus (denn hier wird die Beſtie billig dem Menſchen vorangeſtellt), ſo daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir auf die zweiten ſo gut als auf die erſten den Ausdruck Heerden angewendet finden. Man bedenke, daß an Einem Tage fünf-und-zwanzig Gänge mit je vier Wagen und viermal vier Roſſen gemacht wurden: hundert Wagen und vierhundert Roſſe bloß für die Wagenrennen. Nun rechne man noch die Reiterkünſte, die mit einem, zwei, drei, vier Roſſen getrieben wurden. Ferner hatte jeder Rennwagen einen Vorreiter, der dazu gedient zu haben ſcheint, die Rennpferde in der richtigen Linie zu erhalten. Bei vorfallendem Unglück ſprang er natürlich ab und leiſtete dem Fuhrmanne ſeinen Beiſtand. Diejenigen, welche dieſen Vorreitern die Beſtimmung zuſchreiben, die wetteifernden Geſpanne der andern Faktionen durch Neckereien irre zu machen und zum Scheuwerden zu reizen, müſſen kurioſe Vorſtellungen von den Geſetzen ſolcher Wettrennen haben. An kleinen Tücken und heimlichen Behinderungen, um die Nebenbuhler in Ungemach zu verwickeln, wird es freilich unter dem Perſonal dieſer circenſiſchen Spiele, das überdieß keineswegs der Elite der Geſellſchaft zugehörte, keineswegs gefehlt haben; auf offenbaren und abſichtlichen Muthwillen oder geübte Bosheit jedoch ſtand unzweifelhaft eine entſchiedene Strafe. Bei den griechiſchen Kampfſpielen, wo doch bloß freie und ehrenbürtige Perſonen auftreten durften, konnten die Kampfrichter gegen die Uebertreter der Kampfregeln ſogar empfindliche körperliche Züchtigungen verhängen; denn es war ein Frevel gegen göttliche Ordnung, da alle dieſe Schauſtellungen, wie ja auch in Rom, den Himmliſchen als eine ihnen wohlgefällige Augenweide gewidmet waren. In Rom waren die Fuhrleute an ſich ſogar Sklaven, die ſchlechtweg ſchon unter der Knute ihres Herrn ſtanden; eine vor dem Publikum von ihnen begangene Ungebühr wäre darum auf dieſe zurückgefallen; der Thäter hatte dann jedenfalls auf die ſchärfſte Ahndung zu rechnen.

Dieſe Maſſen von Roſſen und Mannſchaft müſſen ſich nun in unſerer Phantaſie noch vervielfältigen, wenn wir erwägen, daß zwar anfänglich die Circusſpiele faſt durchgehends bloß eintägig geweſen waren, allmählig

aber so viele Tage zugesezt wurden, daß in der That, bei den überaus zahlreichen Götterfesten dieser alterthümlichen Welt, fast alle Tage Circensen waren und mit Recht der Ausruf des hungernden und lungernden Volks bei Juvenal: „Brod und Circensen!“ als das Stichwort des römischen Daseyns gelten konnte. In den Thieren und Menschen steckte deßhalb ein großes Kapital. Für den Circus mußten die Pferde eigens erzogen werden und konnten daher eigentlich bloß Racepferde seyn; die afrikanische war schon damals vorzüglich beliebt und gesucht, und noch heutzutage nennen sie in Rom ihre Rennpferdchen schlechthin barberi, Berbern. Sie sind klein, aber von unermüdlichem Feuer und unglaublicher Ausdauer.

Oft kam es vor, daß ein Gespann, welches sich hervorgethan hatte, zum zweitenmal bei dem nämlichen Rennen um den Preis laufen mußte, und da in allen diesen Zumuthungen der absolute Wille jener zahllosen zuschauenden Massen entschied, welcher sich, wie in unsern heutigen Theatern, durch einmüthigen Ruf nach dem Verlangten so lange kund that, bis demselben geborcht wurde, so erging es den armen Thieren, wie manchem Sänger und mancher Sängerin der Jeztzeit, denen ein ungestümes und indiskretes da capo ohne Berücksichtigung der Anstrengung die erwünschten Lorbeeren bedenklich würzt; sie mußten ihren Ruhm mit Gesundheit und Leben bezahlen. Auch die Fuhrleute selbst können bei der Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie ihr Handwerk betrieben, und dem Einschlucken eines unaufhörlichen Staubes nicht gerade alt geworden seyn. Blieb vollends die Sitte ständig, welche Caligula und Nero eingeführt hatten, die Tenne oder den Sandplan (Arena) des Circus mit grünem Kupferocker, dem sogenannten Berggrün oder Berglasur zu bestreuen, so mag dieß freilich ein ganz hübsches Aussehen gewährt, muß aber Menschen und Pferden die Brust zerstört haben.

Es ist daher begreiflich, daß die Unternehmer und Lieferanten dieser Fuhrwerke viel zu risikiren hatten; und da ihr Geschäft verwickelt, und wie alle Direktion der dem Publikum geweihten öffentlichen Genüsse, so danklos als verdrießlich war, so werden sie wenigstens gesucht haben, einen guten Preis herauszuschlagen. Vom fünften Jahre an nahm man die Pferde auf den Circus und sie blieben in diesem Dienst bis zum zwanzigsten; dann wurden sie zur Zucht gebraucht, um tüchtigen Nachwuchs ihres Gleichen zu schaffen. Wie viele aber mögen bis zum Alter einer solchen Emeritirung wirklich gelangt seyn? Diese Rennpferde waren daher unglaublich theuer. Zu Varros Zeit, d. h. in den lezten Tagen des Freistaats, wurden für ein einziges Viergespann zwanzigtausend Thaler Gold, also vierzigtausend Gulden unseres Geldes bezahlt, so daß jedes einzelne Pferd seine zehntausend Gulden werth war. Nehmen wir nun auch an, daß ein solcher Preis lediglich für etwas in seiner Art ganz Ausgezeichnetes entrichtet wurde, so bleibt doch selbst der Mittelpreis, welchen wir uns aus diesem ungewöhnlichen Beispiele abstrahiren dürfen, sehr hoch, auch wenn wir in Anschlag bringen, daß in Rom sogar gegen unsere keineswegs wohlfeilen Zeiten ein sehr theures Leben war.

(Fortsezung folgt.)

Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechsel.

(Fortsezung.)

Mißverstehe mich nicht, ich weiß wohl, daß es auch einen peinlichen Ernst und einen ätherischen Leichtsinn gibt. Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel seyn. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie bloß zum Festtagsschmuck des Geistes? zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie. Was ist es denn, was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shakespeare die Gemüther so unwiderstehlich hinreißt, als jener Orakelspruch des Herzens, jene tiefen Ahnungen, worin das dunkle Räthsel unseres Daseyns sich aufzulösen scheint?

Nimm dazu, daß die Poesie, um lebendig zu wirken, immer in einem gewissen Gegensatze mit ihrem Zeitalter stehen muß. Die spanische, die spielendste, sinnreichste, am meisten gaukelnd phantastische, ist in der Epoche des stolzesten Ehrgefühls der Nation und unter der Fülle kräftiger Leidenschaften und eines überströmenden Muthes entstanden. Unsere Zeit krankt gerade an allem, was dem entgegengesezt ist, an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstücklung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen mit dem Strom Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften also einer durchaus nicht

träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Dieß ist eine gewaltsame, hartprüfende, entweder aus langem unsaglichem Unglück eine neue Gestalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit. Vielleicht sollte, so lange unsere nationale Selbstständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen, einer Beredsamkeit, wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Bande seiner Schweizergeschichte. Ich gestehe, daß ich für Gedichte wie die meines Bruders auf den Rhein in der Europa und dem Taschenbuch viele andere von ihm hingeben würde. — Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakespeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, zum Beispiel die Regierungen Heinrichs des Vierten, der Hohenstaufen u. s. w. würden eben so reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmst du nicht dieß oder etwas ähnliches?

Doch ich kehre von dieser speziellen Abschweifung über die Zeitumstände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem, was ich über die Freunde und Zeitgenossen gesagt, nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und dennoch gewissermaßen noch sichtbaren Gegenstandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unserer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Klosterbruder, Novalis geistliche Lieder, Alarcos, Genoveva ꝛc. Alarcos ist fast übertrieben drastisch und hat daher auch seine Wirkung auf der Szene nicht verfehlt, aber der beständige Wechsel und das Weitgesuchte in den Sylbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig auf's Reine gebrachten Kunstversuch erkennen. In der Genoveva ist nur in der ersten Hälfte das Phantastische zu sehr verschwendet, oder vielmehr nicht genugsam zusammengedrängt und auf wenige Brennpunkte versammelt. In dem bewundernswürdigen Octavian finde ich, besonders im zweiten Theil, die komischen Scenen weit kräftiger und wahrhaft poetischer, als die phantastischen, die manchmal viel zu weit ausgesponnen sind und in's Blaue allegorischer Anspielungen ermüdend verschwimmen. Er hat die orientalische Sinnlichkeit mehr didaktisch abgehandelt, als sie wie einen elektrischen Funken sprühen lassen. (Beiläufig zu bemerken, so sind auch die Verse zuweilen gar zu unbillig vernachlässigt.) — Das merkwürdigste Beispiel aber von den Usurpationen der Phantasie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas, wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte sich nicht verbergen kann und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. s. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen sind. Laß dich's nicht befremden, daß ich hier strenger urtheile, als du es vielleicht von mir zu hören gewohnt bist. Ich habe gleich beim ersten Eindrucke so empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erscheinung bin ich aus Grundsatz für die Werke meiner Freunde parteiisch; auch jezt würde ich mich wohl hüten, so etwas öffentlich, ja nur anders als im engsten Vertrauen zu sagen, so lange das Vortreffliche an ihnen nur so unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den so phantastischen, musikalischen und farbenspielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles, was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz gewonnen. Wo religiöser oder nationaler Enthusiasmus eintritt, da ist er es selbst; im Uebrigen offenbart sich nur der große Künstler. Aber auch da sorgt er immer zuerst, sey es nun im Wunderbaren, Witzigen oder Pathetischen, für das was am unmittelbarsten wirkt, für rasche Bewegung und frische Lebenskraft. -

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Schluß.)

Danhauser. — Die Industrieausstellung. — Miscellen.

Der Tod hat uns einen der ausgezeichnetsten Meister im Genre — Joh. Danhauser — in der Fülle männlicher Kraft und künstlerischer Entwicklung entrissen. Außer Waldmüller, den wir indessen trotz großer Virtuosität des Vortrags etwas stereotyp finden, war Danhauser unstreitig das bedeutendste Talent für das Genre. Was so Wenigen eigen ist, glückliche Wahl, geistvolle Auffassung und freier heiterer Vortrag, das vereinigte sich in seiner reichen, nie um Mittel verlegenen Künstlernatur. Davon zeugen namentlich seine „Testamentseröffnung," sein „Prasser" und seine „Klostersuppe,"

unstreitig die genialsten Compositionen, die Danhausers Pinsel geschaffen; sie allein sind hinreichend, des Künstlers Tod beklagen zu lassen. Danhauser hat geraume Zeit der hiesigen Akademie der bildenden Künste als lehrendes Mitglied angehört. Die Elite der Kunst-, Dichter- und Schriftstellerwelt gab seiner Leiche das Geleite zum Grabe. Diesen Augenblick ist eine bedeutende Zahl Danhauserscher Bilder — von den Besitzern freiwillig eingesendet — im Lokale des Kunstvereins ausgestellt. — Wir wenden uns zum großartigen, von Fülle überströmenden, glänzenden Bazar der Industrie des österreichischen Kaiserstaates. Welche Mannigfaltigkeit, welcher Reichthum, welcher Fleiß, welche Entwicklung der menschlichen Fertigkeiten! Das Auge, geblendet und verwirrt, vermag sich in den weiten, füllestrotzenden Räumen kaum zurechtzufinden und flüchtet unstet umher, bis ihm endlich der ordnende Geist zu Hülfe kommt und das Chaos bewältigt, daß es Gestalt annimmt und sich in Gruppen, Reihen und Glieder sondert. Ist aber auch die erste Ueberraschung überwunden, so setzt doch der Gedanke, daß hier der Gewerbsfleiß eines ganzen gewaltigen Staates repräsentirt ist, und aus wie entfernten Gegenden, von wie vielen Punkten und mit welchen Kosten dieser gewaltige Industrieschatz zusammengetragen worden, immer auf's Neue in Erstaunen. Summirt man die einzelnen Gemächer des Ausstellungslokals, so dürften sich ihrer mehr als 60 ergeben, und dennoch ist dieses große Terrain noch zu enge für die ungeheure Masse des hier Aufgehäuften. Hiernach läßt sich berechnen, welch riesenhafte Räume erforderlich gewesen wären, um, wie gewünscht worden und wie es in Berücksichtigung der bei der allgemeinen deutschen Ausstellung dem österreichischen Gewerbsfleiße zu Theil gewordenen Auszeichnung an und für sich gewiß billig gewesen wäre, auch die Erzeugnisse des übrigen deutschen Vaterlands aufzunehmen. Für dießmal mußte in der That darauf verzichtet werden. Wie ich Ihnen bereits berichtet, hat das polytechnische Institut auf der Glacisseite einen umfangreichen, kostbaren Anbau erhalten, mit dem es durch einen bedeckten und gleichfalls zur Ausstellung benützten Korridor in Verbindung gesetzt worden. Dieser in seiner Art großartige, zwar nur aus Holz erbaute, aber sehr solid hergestellte, mit Leinwand bekleidete und mit Kupfer gedeckte Bau zerfällt in zwei Längen- und drei Querschiffe, welch erstere wieder durch lange Zwischenwände geschieden sind, und enthält überdieß noch zwei geräumige Pavillons, die ihre Beleuchtung von oben erhalten und, wie überhaupt die ganze innere Räumlichkeit, sehr geschmackvoll dekorirt und zweckmäßig eingerichtet sind. Hat man die Abtheilungen dieses Riesenbaus durchwandert, so glaubt man schon genug gesehen zu haben und fühlt sich befriedigt, und doch ist es nicht einmal die Hälfte des ungeheuern Ganzen. Nun betritt man erst das Erdgeschoß des Polytechnikums, und hier beginnt die labyrinthische Wanderung auf's Neue. Auch in den Höfen des polytechnischen Gebäudes erheben sich hölzerne, mit den Lokalitäten des Erdgeschosses in Verbindung gesetzte Anbauten. Bedeutend ermüdet steigt man endlich in's erste Stockwerk hinauf und hat nun neuerdings die Aufgabe, an 30 Säle zu durchschreiten. Wäre der Reiz der Neuheit nicht ein so großer und die Mannigfaltigkeit der Objekte nicht so unerschöpflich, es wäre gar nicht möglich, die Wanderung in einem Zuge zu vollenden. Die Summe der einzelnen ausgestellten Gegenstände muß ungeheuer seyn; der (übrigens noch nicht geschlossene und eines zweckmäßigeren Registers bedürfende) Katalog enthält 1705 Nummern; doch sind hier die vielen Nachträge nicht mit begriffen, so daß man wohl die Summe auf 1800 anschlagen kann, was auch die beiläufige Zahl der Einsender ist. Nun bilden aber diese einzelnen Nummern größere und kleinere Waarengruppen, ja man kann sagen förmliche Waarenniederlagen, wie z. B. die Shawls, Seidenzeuge, Glaswaaren, Porzellan u. s. w. Blickt man auf die Zahl der Aussteller bei den früheren beiden Expositionen zurück (1835 kaum über 500, 1839 gegen 750), so erscheint die Steigerung der Theilnahme sehr auffallend, und bei genauer Vergleichung wird auch in den übrigen Beziehungen ein bedeutender Aufschwung zu bemerken seyn. Nieder- und Oberösterreich, Böhmen und Mähren sind am stärksten repräsentirt; Wien allein lieferte ein Kontingent von 625 Einsendern. Eine eigene Hofkommission mit besonderen Bau-, Leitungs- und Beurtheilungscomité's ist mit der Besorgung der Ausstellungsangelegenheiten beauftragt. — Die feierliche Eröffnung der Industriehalle fand am 15ten statt; S. M. der Kaiser und alle Erzherzoge wohnten derselben bei, diesem Momente besondern Glanz verleihend. Den Tag beschloß ein Festmahl der Industriellen. So viel für dießmal im Allgemeinen über diesen reichen Stoff. — Die politischen Blätter haben nicht versäumt, über die Angelegenheiten und Desiderien der böhmischen Stände und ihre deßhalb an den kaiserlichen Hof gesandte Deputation zu berichten; darum erwähne ich nur der Auffahrt der letztern in ihren prächtigen Equipagen als eines glänzenden Schauspiels. Unter anderem richtete die Deputation auch hinsichtlich der im August l. J. bevorstehenden Eröffnung der böhmisch-mährischen Eisenbahn eine Einladungsadresse an den Kaiser, die für uns insofern von besonderem Interesse ist, als die nahe Vollendung jener Bahn demnach außer Zweifel gestellt scheint. — Von dem auf der Wien-Gloggnitzer Bahn durch Ausspringen der Lokomotive verursachten Unglücksfall hat Fama bereits berichtet; daß aber der durch dergleichen Ereignisse erzeugte panische Schrecken nur momentan wirkt, beweist die Bahnfrequenz an den beiden Pfingstfeiertagen (über 15,000 Passagiere). Auch auf der Donau haben sich Unglücksfälle ereignet, zuletzt durch das Zerspringen des Kessels des neuen Dampfers Szechenyi. Ein Augenzeuge, glücklich der augenscheinlichen Lebensgefahr entronnen, hat uns das Ereigniß mit düstern Farben gemalt. — Es bestätigt sich, daß die so gefährlichen Stromschnellen der Donau unterhalb Linz durch Sprengung möglichst unschädlich gemacht werden; eine wichtige Erleichterung für die Schifffahrt. — Man hört über die Dampfschifffahrt Oesterreichs, sowohl auf der Donau als auch auf den Seelinien von Triest aus, in jüngster Zeit viel Günstiges und Aussichtsreiches. — Wir wissen, daß Wien das Möglichste thut, um die durch die Frühjahrsüberschwemmungen geschlagenen Wunden zu heilen; Vieles ist bereits geschehen und noch immer ist das Wohlthätigkeitswerk im Gang. In jüngster Zeit haben zwei vom hohen Adel auf dem Schloßtheater in Schönbrunn veranstaltete französische Vorstellungen, dann eine von den hiesigen israelitischen Großhändlern und Bankiers ausgegangene dramatische Unterhaltung und Saphirs humoristische Vorlesung ein Namhaftes eingebracht. — Gutzkow hat uns wieder verlassen. Er hat in den hiesigen literarischen und Kunstkreisen auszeichnende Aufnahme gefunden und somit Gelegenheit gehabt, die hiesige Geselligkeit und was sich daran knüpft, kennen zu lernen; seine ernstverständige Miene scheint sich aber nur selten ein heiteres Lächeln zu verstatten. — Noch hätte ich Ihnen einiges Neue über unsere Theaterverhältnisse zu sagen, muß es aber auf das nächstemal versparen. Ich komme damit nicht zu spät.

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 18. Juni 1845.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es ſchwärmt umher, es läßt durch nichts ſich ſtören.
Platen.

Caleſſino.

(Neapolitaniſches Fuhrwerk.)

Auf zwei Rädern hoch und ſchlank
Rollt der leichte Karren,
Am Geſtelle bunt und blank
Goldne Blumen ſtarren.

Und es läuft ein flinkes Thier
Vor den flinken Rädern,
Auf dem Kopf, als bunte Zier,
Flattern ihm die Federn.

Doch wohl braucht es alle Kraft,
Um ſo ſchnell zu jagen:
Eine ganze Völkerſchaft
Drängt ſich auf dem Wagen.

Auf dem Ehrenplatze drückt
Sich ein Pfaff mit Stöhnen,
Doch zuweilen näher rückt
Links er einer Schönen.

Ihr zu Füßen läßt ſich's frei
Ein Soldat gefallen;
Auch ein Mann der Polizei
Sizt hier unter Allen.

Lazzaroni ſind ein Paar
Hintenauf zu ſehen,
Und auch auf der Achſe gar
Paſſagiere ſtehen.

Schmutz'ge Kinder zwiſchendrein
Drängen ſich noch unter,
Und Gepäck und Krämerei'n
Hangen tief herunter.

Doch der Fuhrmann nimmermehr
Darf den Platz verlieren,
Auf der Deichſel, die noch leer,
Muß er balanciren.

Will der Raum im Karren doch
Endlich nicht mehr langen,
So muß Einer unten noch
Bei der Theerbutt' hangen.

Dennoch ſchwirrt das muntre Rad
In bewegter Eile,
Denn der Weg iſt ſpiegelglatt,
Ohne Höh' und Steile.

Und durch Dorf und Städte wie
Fliegt das Gefahre!
Durch Resina, Portici
Nach Castellamare!

Und curios, daß auf der Fahrt
Alle sich vertragen,
Die von so verschiedner Art
Dicht beisammen lagen.

Doch es ging so wild dahin
In vergnügtem Jagen —
Leichtes Volk und leichter Sinn,
Leichtes Roß und Wagen.

B. v. Lepel.

Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechsel.

(Fortsetzung.)

Um in eine andere Region herabzusteigen: woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau von Orleans, und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deßwegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden? Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit das übel verknüpfte Gewebe seiner Compositionen zu entwirren. — Sein Wilhelm Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat.

Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber du wirst mir zugeben, daß die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort.

Jene Richtung rührt zum Theil von den Umständen her, unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publikum wollten zu schaffen haben, und beschlossen, für die paar Dutzend ächte Deutsche, welche in unsern Augen die einzige Nation ausmachten, ausschließend zu dichten. Ich mache dieses Recht dem Dichter auch nicht im mindesten streitig; nur der dramatische (wenigstens theatralische) hat die Aufgabe, populär zu seyn, den Gebildetsten zu genügen und den großen Haufen anzulocken, was auch Shakespeare und Calderon geleistet haben. — — —

Sieh in Allem nur meine Liebe zu dir und deiner Poesie, deren Gedeihen mir so sehr am Herzen liegt. Du wirst dich erinnern, daß ich schon ehedem solche Ermahnungen an dich ergehen lassen, und deine Gattin stimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken lasen. Lieber Freund, was soll ich sagen? Du bist allzu glücklich und es von jeher gewesen. Ein recht herzhaftes Unglück in deiner frühen Jugend hätte dir großen Vortheil schaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weise verhüten, daß du es noch nachholen solltest. Du hast zwar eine Zeit lang verlassen in der Asche gelebt, aber bald hat dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreis gezogen, wo du nun heitere und selige Tage lebst. Benutze fernerhin deine Muße zu schönen Dichtungen, begeistere dich, wie du es immer gethan, an den alten Denkmalen unserer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines besondern Sporns zu Behandlung nationaler Gegenstände bedarf, so sieh die jetzige Versunkenheit an, gegen das, was wir vormals waren, und — facial indignatio versum.

Nun einige Nachrichten von den Freunden und mir. Daß mein Bruder vorigen Herbst sechs Wochen in Coppet bei uns war, wirst du wissen. Du kannst denken, wie lebhaft unsere Mittheilungen über alle Gegenstände des beiderseitigen Nachdenkens waren. Er hat mir eine große Lust zur orientalischen Literatur gemacht, besonders zur persischen und indischen, und ich gehe gewiß daran, sobald sich Gelegenheit findet, was aber nicht eher seyn dürfte als bei einem längern Aufenthalt in Paris oder London. Von hier ging Friedrich nach Paris, wo er einen großen Theil des Winters zugebracht und viel am Indischen gearbeitet. Unter andern hat er eine Abschrift der Sakontala zum Behuf einer neuen Uebersetzung genommen. Er schreibt die indischen Lettern so vortrefflich wie irgend ein Bramine, mit welchem Charakter er überhaupt immer mehr Aehnlichkeit gewinnt. In Köln hat er seine orientalischen Studien nicht weiter führen, sondern nur die schon gemachten ordnen und entwickeln können. Dagegen hat er sich mit dem Mittelalter, der deutschen Geschichte, den

Kirchenvätern u. ſ. w. beſchäftigt. Ich fordere ihn ſehr auf zu einer Geſchichte der Deutſchen. — — —

(Fortſetzung folgt.)

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Für die Anordnung der im Namen des Staats und zu feierlichen Opfergelegenheiten auszurichtenden übrigen ſowohl als circenſiſchen Spiele war bei der von den Quaſtoren verrechneten Staats- oder Generalkaſſe (dem Aerar) eine feſte Summe ausgeſezt, mit der die dieſe Staatsſpiele beſorgenden Obrigkeiten ſich behelfen mußten. Sehr bald kam dieſe Ausſtattung von Seiten der Staatskaſſe für die Erwartungen der ſchaugierigen Menge zu knapp heraus, und wollten die Spielgeber ihre Popularität nicht verſcherzen oder eine noch zu erwerbende gewiß erobern, ſo mußten ſie zu glänzenderer Ausſtattung ihrer Spiele in die eigene Taſche greifen. Natürlich, daß von da an der perſönliche Eorgeiz in das Aeußerſte fortgeriſſen wurde und immer der eine Würdenträger den andern in der Koſtbarkeit dieſer Schauſtellungen zu überbieten ſuchte. Es war ſehr ſelten, und es brauchte dazu große reelle Verdienſte um das öffentliche Wohl, beſonders aber eine unerſchütterliche Meinung des geringeren Mannes von den Geſinnungen eines Beamten, wenn ein ſolcher, wie ſich Cicero von ſeinem Aedilenamt rühmt, die ihm zuſtändigen Spiele ohne Zuſchüſſe aus ſeiner Privatkaſſe mit Erfolg und Beifall ausführen konnte. Denn da das römiſche Volk allmählig ſich gewöhnt hatte, den ganzen Tag im Circus zuzubringen, ſo ſezte es von den Spielgebern voraus, daß ſie ihm nicht nur eine prachtvolle und luxuriöſe Augenergözung gewahrten, ſondern auch für einige Erfriſchungen der übrigen Sinne, und beſonders für Befriedigung des in der freien Luft allezeit guten Apperits ſorgen würden; auf welchen Theil dieſer altrömiſchen Demagogik wir ein andermal zurückzukommen uns erlauben werden.

Es iſt darum nicht zu verwundern, wenn die Großen Roms über ſolchen maßloſen Ausgaben in erdrückende Schuldenlaſt geriethen, und die Kühnſten, wie Julius Cäſar, ſich mit dem lezten Mittel halfen, den Staat ſelbſt als gute Beute in ihren Sack zu ſtecken. Die Meiſten entſchadigte freilich die Ausſicht, nach erſtiegener Leiter der ſtädtiſchen Staatswürden als Prokonſuln reiche Provinzen plündern zu dürfen; allein von Zeit zu Zeit hatten doch auch Einzelne Unglück, ſie verloren, da eine müſſiggängeriſche, leichtſinnige Menge in ihren Launen wandelbar iſt, die mühſam errungene Gunſt vor der Zeit, ſie trugen bei den Bewerbungen um Präturen und Conſulate ſogenannte Repulſen, was wir ſagen würden, lange Naſen davon, und dann ſahen ſie ſich nutzlos ruinirt. Solch ein Schickſal hatte der famoſe Catilina gehabt; aber auf ſolchen Bäumen wachſen ſolche Früchte!

Die circenſiſchen Wagen- und Pferderennen wurden von den Spielgebern bei den Vorſtehern der Faktionen in Akkord gegeben und für die Stellung des erforderlichen Gefährtes ohne Zweifel noch außer den zu verabredenden Wettpreiſen eine runde Summe bezahlt, die natürlich denjenigen zur Entſchädigung dienen mußte, welche allenfalls keinen Sieg und folglich auch keinen Preis davon trugen. Dieſe Leute waren vermögende Ritter (denn ſeit den Zeiten der Gracchen hatte jeder ſtillſchweigend den Ritterrang, welcher zwanzigtauſend Thaler Gold Kapital beſaß), nicht ſelten, ja muthmaßlich ſogar meiſtens aus freigelaſſenem Stande emporgekommene Perſonen, ehemalige Fuhrleute, die als Sklaven für die Faktionshäupter ſelber die Wagen des Circus gelenkt, ſich dabei ein hübſches Spargut erworben und dann freigekauft hatten oder freigelaſſen worden waren. Dieſe Faktionshäupter mögen unter ſich eine Art Innung oder wenigſtens Compagnien und Societäten gebildet haben, die auf gemeinſchaftliche Rechnung Pferde und Leute hielten, um mit einem ſolidariſchen Gewinn die einzelnen Verluſte leichter decken zu können. In welchem Verhältniſſe ſie zu dem oben angeführten König Oberbürgen der Roſſe ſtanden, der ohne Zweifel eine Art Staatsaufſicht über ſie führte, bleibt uns dunkel. Es war übrigens ſelbſt einem Senator geſetzlich keine Schande, ſich bei der Entrepriſe zu Rennwagen im Circus zu betheiligen. Da ſich die Aequivalente für die zu leiſtenden Geſchirre nach Futterpreiſen und andern Conjunkturen richteten, auch die Unternehmer ihre Unentbehrlichkeit zu wohl kannten, als daß ſie nicht ihre Pfeifen hätten ſchneiden ſollen, ſo lange das Rohr grünte, ſo ſteigerten ſie die Magiſtrate manchmal auf eine ſchamloſe Weiſe. In der Zeit Neros kam daher ein bizarr gelaunter Mann, der Prätor Aulus Fabricius Vejento auf den barocken Einfall, große Hunde ſtatt der Rennpferde im Circus laufen zu laſſen. Die weiße und rothe Faktion ſchmeidigte er durch dieſen verzweifelten Ausweg; die grüne und blaue dagegen legten ſich nicht zum Ziele, und Nero ſelbſt ſchlug ſich in's Mittel, indem er ihnen die geforderten Miethen aus ſeiner Schatulle zahlte.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Juni.

Die Dombaufeierlichkeiten. — Köln's Vereine und ihre Richtungen.

Noch ist unsere Stadt voll des Eindrucks, den die vor wenigen Tagen (am 27. und 28. Mai) stattgefundenen Dombaufeierlichkeiten hervorgebracht. Dieselben waren nicht weniger geräuschvoll, als in mehrfacher Beziehung erhebend. Schon am Vorabend der Festlichkeiten wurden dieselben durch einstündiges Läuten aller Glocken der Stadt feierlichst angekündigt; in der Frühe des ersten Festtages sodann rief wiederum das feierliche Geläute sämmtlicher Glocken die Vereinsgenossen nach dem Dome, um dort das Fest der dreijährigen Wirksamkeit des Dombauvereins einzuleiten. Der weiche Hauch eines herrlichen Maitags erhöhte die froh bewegte Stimmung der Herzen. Im Dome waren das Hauptbanner wie die Fahnen der hiesigen und auswärtigen Dombauvereine in doppelter Reihe am Eingang des Chors aufgestellt, und eine dichtgedrängte Zuschauermenge umgab die Metropolitane. Nach beendigtem Gottesdienst erfolgte dort eine andere erhebende Feier, indem der verdienstvolle Dombaumeister, Regierungsbaurath Zwirner, an der Spitze der mit Schurz und Werkzeug aufgestellten Dombauwerkleute in feierlicher Rede das südliche Seitenschiff zum Gebrauch für den Gottesdienst übergab und sich über die Fortschritte des Baues aussprach, worauf der stellvertretende Präsident des Vereins, von Wittgenstein, eine passende Erwiderung folgen ließ. Hierauf setzte sich der zahlreiche, in langer Reihe sich ausdehnende Zug von dem Haupteingange des Domes aus nach dem Frankenplatze unter dem Geläute der Domglocken in Bewegung. Dieser Platz, am Fuße der östlichen Fronte des Doms, war, im Vertrauen auf einen heitern Himmel, zum Festplatze hergerichtet und zu diesem Behufe auf's schönste mit bunten Fahnen geschmückt. Die am Fuße des Margarethenberges für den Vorstand und die Deputirten bestimmte Tribüne umgaben im Halbkreise Stäbe mit Scheiben, auf welchen die Namen der einzelnen Städte verzeichnet waren, wo sich Filialvereine befinden. Die vorjährige Generalversammlung der Dombauvereine hatte dieser ersten sogenannten Hauptversammlung der Dombauvereinsgenossen als Hauptaufgabe die Berathung der beantragten Veränderung der §§. 18 und 21 der Vereinsstatuten zugewiesen. Der erstgedachte Paragraph handelt von der Vertretung der auswärtigen Mitglieder mittelst Vollmacht und hatte in seiner bisherigen durchaus unbestimmten, allen Uebergriffen Raum gebenden Fassung eine Menge von Ungehörigkeiten erzeugt, deren Quelle durch folgende Modifikation des Paragraphen, welche die Versammlung in Uebereinstimmung mit dem vorjährigen Antrag beschloß, verstopft wurde. Die Fassung des Paragraphen lautet nun: „Auswärtige Mitglieder können bei den Generalversammlungen durch bevollmächtigte Genossen vertreten werden. Jeder in der Versammlung Anwesende hat nur Eine Stimme. Durch Bevollmächtigung von Auswärtigen kann ein Anwesender jedoch außerdem noch zehn Stimmen führen. Nur die von den Vorständen der Hülfsvereine zur Generalversammlung abgesandten Deputirten können mehr als zehn zu den betreffenden Hülfsvereinen gehörende Mitglieder des Centralvereins mittelst Vollmacht derselben vertreten." Früher war der bedauerliche Fall vorgekommen, daß ein gewisser hiesiger Referendarius mit Uebernahme zahlloser Vollmachten, welche ihn in den Stand setzten, die Ergänzungswahlen in den Vereinsvorstand zu beherrschen, förmlich Industrie trieb. Diesem Unwesen ist nun für die Zukunft gesteuert. Der §. 22 handelt von den Befugnissen des Vorstands, es ist aber der seine Veränderung bezweckende Antrag dießmal durchgefallen. — Nach beendigten Geschäften des ersten Festtags versammelten sich gegen 1000 Vereinsgenossen auf dem mit Blumen und Gewächsen schön gezierten Gürzenich zu einem Gabelfrühstück, wobei die größte Heiterkeit herrschte. Toaste ausgebracht, mehrere auf die Bedeutung des Festes Bezug habende Reden gehalten und viele schöne Lieder gesungen wurden. Unter diesen verdient das eigens zu diesen Festlichkeiten gedichtete „Bundeslied" von unserem trefflichen Gustav Pfarrius besondere Auszeichnung. — Des andern Tages wurden der Dom und die Bauhütten besichtigt, wo Jedem Anlaß gegeben war, die Schönheit der Steinarbeiten wie die Fortschritte des Baues, über welche ich in meinem letzten Brief berichtet habe, zu bewundern. Das erhabene Gotteshaus war bei dieser Gelegenheit den Besuchern in allen seinen Theilen zugänglich gemacht, auch wurden sämmtliche Heiligthümer und Kostbarkeiten desselben den Zuschauern gezeigt. Nachmittags gegen fünf Uhr begann das große Genossenschaftsfest auf dem Frankenplatze, wo sich an 4000 Menschen an den trefflichen Leistungen der hiesigen Gesangvereine in heiterer Lust ergötzten. Den Schluß des Festes machte ein vielbesuchter Ball auf dem Gürzenich. Das ganze Fest erfreute sich großer Theilnahme, und der Eindruck, den es hervorbrachte, wird der Förderung des hohen Werks günstig seyn. — Außer dem Centraldombauverein befinden sich hier noch sieben weitere Dombauvereine, die nachgerade im sittlichen Lebensgebiete der untern Stände unserer Stadt eine eben so eigenthümliche Stellung einnehmen, als sie auf eigenthümliche Weise gegründet worden sind. Die Mitglieder derselben gehören meist der untern Bürgerklasse und dem Stande der gewöhnlichen Arbeiter an, ihre Zwecke aber gelten in ihrer direkten Richtung viel weniger dem Dombau, als dem Privatinteresse einzelner Wirthe, wobei jedoch das Massenhafte dieser Vereinigungen gelegentlich für Bestrebungen ausgebeutet wird, die einen ultramontanen Ursprung haben. Für viele Ihrer Leser mag es Interesse haben, die Namen dieser weitern sieben Dombauvereine Kölns kennen zu lernen, und indem ich sie daher hier anzeige, mögen die verschiedenen Epitheta derselben den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung ihres Wesens und Wirkens eröffnen. Sie heißen: 1) geselliger Dombauverein; 2) freundschaftlicher Dombauverein; 3) fröhlicher Dombauverein; 4) bürgerlicher Dombauverein; 5) zweiter geselliger Dombauverein; 6) brüderlicher Dombauverein und endlich 7) Verein der Dombaufreunde. Jeder dieser Vereine hat sein eigenes Lokal in einer der hier so zahlreichen kleinen Wirthschaften, und da fast keine Nummer der „Kölnischen Zeitung" erscheint, ohne daß eine Versammlung des einen oder des andern dieser Vereine angesagt wäre, so läßt sich ermessen, welche Einkunftsquelle diese Dombauvereine für unsere Wirthe sind. Wozu diese Vereinigungen benutzt werden können, hat auf's entschiedenste die Thatsache des glänzenden Fackelzugs gezeigt, der von dieser Seite dem Bischof Arnoldi von Trier bei seiner Anwesenheit in Köln vor wenigen Monaten gebracht wurde und in welchem man allgemein eine wohlberechnete Manifestation gegen die Protestanten erkennen wollte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 19. Juni 1845.

— Exsultat ranco victoria circo.
Juvenal:

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Dasjenige Geſpann, welches beim ſiebenten Umlaufe um die Bahn als das vorderſte in die Standplätze der linken Carceres zurückgelangte, trug im jedesmaligen Gange den Sieg und damit den Preis davon. Das zweite nach dieſem erhielt einen zweiten, und das dritte den dritten Preis; einen vierten gab es nicht. Dieſe Siegespreiſe fielen natürlich den jedesmaligen Beſitzern der Geſpanne zu; die Fuhrleute, als deren Knechte, hatten an eine Belohnung von Rechtswegen keinen Anſpruch. Indeß gingen dieſe Leute keineswegs leer aus. Die Palmzweige zwar, welche nach ausdrücklicher Geſchichtsangabe des Livius im Jahre der Stadt 461 als das bei den Griechen gewöhnliche Siegeszeichen auf den Circus herübergenommen wurden (der Palmbaum ſoll, wenn man ſeine Krone zur Erde beugt und mit Laſten beſchwert, gleichwohl immer wieder emporſtreben und lediglich aufwärts, niemals niederwärts wachſen), konnten ihnen höchſtens als ein Schmuck dienen, den ſie, wie unſere Jäger jezt eine Auerhahn- oder Faſanenfeder, an ihre Hüte befeſtigten; dagegen erfreuten ſie ſich mancher Gunſt des Publikums, und ſeit die fünfundzwanzig täglichen Gänge eingeführt waren, wurde der fünf-und-zwanzigſte ausdrücklich als ein außerordentlicher und Zugabegang für den Sieger in demſelben angeſehen, ſo daß dieſer das Recht hatte, nach deſſen Beendigung rings an den Sitzen der Zuſchauer herumzufahren und in ſeinem Kasket einen goldenen Regen zu ſammeln. Denn: „Goldſtücke! Goldſtücke!“ war der ausdrückliche Zuruf, mit welchem die Menge dieſen gewinnreichen Umzug eines ſolchen Siegers begleitete, und wenigſtens die vornehmen Herren, Senat und Ritterſchaft, werden es bei dieſer Spende nicht unter einem Golddenar, was genau das Gewicht eines heutigen Louis- oder Friedrichsd'or iſt, haben thun können.

Da man in Rom gar leicht durch kluge Benutzung geringer Umſtände zu Einfluß und bequemer Exiſtenz gelangen konnte, ſo machten auch dieſe Pferdeknechte nicht ſelten ſehr großes Glück, und unzählige unter ihnen ſind als ſehr reiche Leute geſtorben, die auf ihrem Grabſteine den Glanz aller ihrer Siege verewigt haben. Sie machten ihre Laufbahn manchmal durch alle Faktionen hindurch, wobei ausdrücklich beobachtet werden kann, daß ſie auch aus angeſehenern, z. B. der grünen, in minder geachtete, z. B. die rothe, übergegangen ſind, und dieß mag wohl auf Tauſch, Verkauf oder ſonſtiger Abſprache ihrer Beſitzer beruht haben, oder, wenn ſie bereits freie Leute waren, auf der Hoffnung, in einem

andern Verhältniß höheren Lohn zu erlangen, auf Absprenstigmachung, auf eigensinnigem Ehrgeiz, einmal auch einem verachteten Gespanne zu Sieg und Ruhm zu helfen, damit aber zugleich den eigenen Ruhm desto glänzender zu vermehren.

Uebrigens kommen auch goldene und silberne Kränze, wobei Lorbeer- oder anderes Laubwerk in künstlicher Ciselirarbeit auf das Zierlichste nachgeahmt waren, als Belohnungen der Sieger vor, und diese können denn ebenfalls nicht wohl anders als persönlich gewesen seyn, d. h. daß sie den siegreichen Lenkern der Gespanne, nicht aber den Eigenthümern der lezteren anheimgefallen sind. Heutzutage bildet bekanntlich den Preis bei den Pferderennen im Corso ein sogenanntes palio (pallium), d. h. ein Stück Seidenzeug. Auch dieses ist ein Erbstück des Alterthums; denn prächtige Leibröcke, namentlich aber Stücke Seidenzeug (vestis serica) kommen ebenfalls als Lohn für die Sieger im Circus vor, und vielleicht waren sie gerade den einzelnen Rennrossen oder ihren Reitern bestimmt. Denn über dem Zudrange von Beschreibungen, wie man die Sieger der Wagenrennen geehrt, scheint es ordentlich, als habe man vergessen, uns auch etwas über die Einzelrenner und die Doppelrosse, und überhaupt über diese ohne Wagen rennenden Pferde und Reiter zu berichten.

Bereits Julius Cäsar, ja eigentlich schon Sulla, beides Männer, deren patricischer Adelstolz in Herabdrückung jeder andern Geschlechtshoheit außer der ihren einen wesentlichen Hebel zu Begründung ihrer Alleinherrschaft erkannt hatte, sahen es gern, wenn Leute des senatorischen und Ritterranges bei den von ihnen gegebenen Triumphspielen mit allerlei Leibes- und Waffengeschicklichkeit, namentlich auch in der Kunst, einen vierspännigen Wagen im Circus fuhrmännisch nach dem Ziele zu lenken, sich dem Volke zeigten, eigentlich aber vor demselben sich prostituirten, worüber tiefer Sehende und stolzer Fühlende ihren Verdruß keineswegs verbargen. Seitdem ward allmählig auch das Auge streng und altbürgerlich denkender Staatsgenossen gewöhnt, seine Vornehmen mit dem Auswurfe der Fremde, mit feilen Knechten gemeinsam Fertigkeiten üben zu sehen. Damit aber mußte von selbst der Unterschied schwinden, den man bei diesen Schaugenüssen zwischen Frei-, ja Hochgeborenen und Sklaven machte. Der Adelige, der aus Eitelkeit, aus falscher Buhlerei um Popularität, die natürlich in solchem Falle mehr dem Pöbel als dem Volke abzugewinnen war, zulezt aus Verdorbenheit, Schamlosigkeit und Heruntergekommenheit auf dem Circus zwischen Fuhrknechten, so wie auf dem Theater zwischen Schauspielern, zulezt selbst auf dem Amphitheater zwischen Gladiatoren auftrat, ward dem nüchternen Urtheile ein Gegenstand achselzuckenden Mitleids, ingrimmiger Scham oder verachtender Gleichgültigkeit; der Knecht dagegen, der einem Zwange unseliger Nothwendigkeit und eigensinnigen Zufalls gehorchte, und auf allen drei Schauplätzen das ihm Vorgezeichnete mit Muth, mit Geschicklichkeit, mit Eifer und Talent vollbrachte, machte die Niedrigkeit seines Standes vergessen, erregte Aufmerksamkeit, Theilnahme, Begeisterung.

(Schluß folgt.)

Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechsel.

(Fortsezung.)

Von Ludwig Tiecks Arbeiten in Rom habe ich bis jezt nichts vernommen, sey es, daß ihn seine Gesundheit, Stimmung, oder die Betrachtung so vieler neuen Gegenstände bis jezt abgehalten, oder man es mir nur nicht gemeldet hat. — Ohne Zweifel wird doch die südliche Kunstwelt sehr befruchtend auf seinen Geist wirken. — Sophie Tieck hat sich vorgenommen, sobald es ihre Gesundheit erlaubt, die altdeutschen Manuscripte im Vatican genau durchzugehen. — Der Bildhauer hat erst Zeit nöthig gehabt, sich nach Betrachtung der großen Kunstwerke wieder zu sammeln. Jezt arbeitet er an einem Basrelief für Neckers Grabmal. — Vom sogenannten Maler Müller schreiben mir die Freunde aus Rom viel Gutes; ich habe ihn nur sehr flüchtig gesehen, weil er den Prinzen von Bayern herumführte, und also niemals zu haben war. Die andern deutschen und deutschgesinnten Künstler in Rom hingen sehr an mir.

Du kannst denken, daß ich während der sieben Monate in Italien nicht viel Muße zu andern Studien übrig hatte, als die, welche der gegenwärtige Gegenstand forderte. In Rom haben mich die geschichtlichen Alterthümer fast noch mehr beschäftigt als die Kunst. Die Elegie habe ich dort angefangen, aber erst in Coppet vollendet. Du begreifst wohl, daß man ein solches Gedicht nicht in der Geschwindigkeit macht. Schreibe mir, wie es dir gefallen. Viele spezielle Anspielungen müssen freilich für den verloren geben, der nicht in Rom gewesen. — Einen Aufsatz von mir über die Künstler in Rom, den ich auch seit der Zurückkunft geschrieben, wirst du im Intelligenzblatt des Jenaischen Athenäums gelesen haben. — Ferner habe ich viel über die Etymologie, besonders des Lateinischen aufgeschrieben; doch bin ich seit dem Winter von diesem Studium, in welches ich gleich leidenschaftlich hineingerathen, abgelenkt worden. Endlich habe ich im Herbst, als Versuch, ob ich in französischer

Sprache öffentlich auftreten könnte, einen philoſophiſchen Aufſatz angefangen über Geſchichte der Menſchheit, der Religion u. ſ. w. Ich habe etwa 80 Seiten geſchrieben, die außerordentlichen Beifall gefunden haben, beſonders auch von Seite des Styls. Verſchmähe dieſe Fertigkeit nicht, wozu mich meine Lebensweiſe einladet; man ſoll ja auch den Heiden das Evangelium predigen. Es könnte ſeyn, daß ich in einiger Zeit mit einer Schrift über das Theater aufträte, beſonders mit polemiſchen Zwecken gegen das franzöſiſche Theater.

Von Shakespeare und Calderon habe ich die verſprochenen folgenden Bände immer noch nicht fertig. Sie drücken mich auf dem Herzen wie Marmelſteine und fügen mir ein wahres Uebel zu. Meine Reiſen und andere Zerſtreuungen ziehen mich von anhaltender Arbeit daran ab, und doch läßt der Gedanke, daß dieſes zuvörderſt geleiſtet werden muß, mich nicht mit ungetheiltem Geiſt andere Pläne ausbilden. Doch hoffe ich in ein paar Monaten damit zu Stande zu ſeyn. Das poetiſche Ueberſetzen iſt eine Kunſt, die man ſehr ſchwer lernt und äußerſt leicht verlernt; wenn man nicht beſtändig in das Joch eingezwängt iſt, weiß man es nicht mehr zu tragen. Jedoch habe ich lachen müſſen über das Anſtellen von Heinſe mit ſeiner ſinnloſen proſaiſchen Ueberſetzung von Arioſt, in den Briefen an Gleim. — Was iſt es denn mit einer Bearbeitung des Hamlet von Musje Schütz in Halle, die ich angekündigt geſehen? Es wird wohl halb ein Plagiat und halb eine Sauerei ſeyn.

Melde mir recht viel von den Vorfällen in unſerer Literatur, nicht nur von den eigentlichen Werken, ſondern auch dem Gange der Zeitſchriften, dem Theater, den Schreiern und andern Anekdoten; auch von den diis minorum gentium, den neuen Spatzen, welche geflogen, und den Künſtlern, welche geplatzt ſind. — Bis zur Oſtermeſſe 1805 habe ich ziemlich viel neue Sachen erhalten. — Wie treibt's nur der alte Goethe? Ich höre, er hat Stella zu einem Trauerſpiele umgearbeitet, worin Fernando und Stella verdientermaßen umkommen. Es ſcheint, er will alle ſeine Jugendſünden wieder gut machen; er hat ſchon vorlängſt mit Claudine von Villa Bella angefangen. Nur vor einer Sünde hütet er ſich nicht, die am wenigſten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geiſt. Sein Winkelmann, das ſind wieder verkleidete Propyläen, die alſo das Publikum doch auf alle Weiſe hinunterwürgen ſoll. Und was ſoll uns eine ſteife, ganz franzöſiſch lautende Ueberſetzung eines Dialogs, den Diderot ſelbſt vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbariſche Avantage lachen müſſen, die Shakespeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben ſollen. Dieß iſt eine wahrhaft barbariſche Art zu ſchreiben, dergleichen ſich jene Großen nie zu Schulden kommen laſſen. Man verſichert uns, daß Goethe im Geſpräch unverhohlen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das iſt ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen ſie zu Felde? — Haſt du Müllers Bekanntſchaft gemacht? Das iſt ein göttlicher Menſch, bei ſolcher Begeiſterung von ſo unergründlich tiefer Gelehrſamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm; was iſt es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und ſchreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverläſſig fortſetzen. — Lebe tauſendmal wohl; ich ſchließe dich und die Deinigen in mein Herz.

A. W. Schlegel.

Wetterſee.

Wenn die Sonne ſinkt in den Wetterſee,
Dann ſteigt mit dem Neck und der Waſſerfee,
Von Gold und Rubin aus des See's Gruft
Ein Schloß an die abendgeröthete Luft.

Der Mond geht auf; da blaſſen Rubin
Und Gold zu Silber und Aquamarin,
Und hervor aus dem Schloß, hinaus zum Tanz,
Lockt die Niren der Mondesglanz.

Teichroſen flechten ſie, draußen im Saal,
Um Stirn und Nacken ſich allzumal,
Als bangte jede, des Mondes Licht
Selbſt könne bräunen ihr Angeſicht.

Dann ſchlingen ſie Tänze, dann tönt ihr Geſang
Zu Neckens melodiſchem Saitenklang,
Bis blaſſer das ſcheidende Mondlicht blinkt,
Und Schloß und Neck und Nire verſinkt.

Schon baut ihren finſtern Pallaſt die Nacht,
Da heult es im Walde, da knickt es und kracht;
Auf ihrem Renner, zottig und grau,
Reitet zur Tränke die Haidefrau.

Ihr Roß iſt ein Wolf, ſchnell wie der Wind,
Blindſchleichen die Zügel des Renners ſind,
Eine Natter iſt Peitſche, ein Igel iſt Sporn;
So jagt ſie herbei durch Dickicht und Dorn.

Wetteifernd funkelt das Katzengrau
Der Augen von Wolf und Haidefrau;
Man ſieht bei ſolchem Blitzen und Sprühn
Die lechzende Zunge des Wolfes glühn.

Er trinkt aus dem See; dann lenkt er den Schritt,
Und am Ufer entlang geht der nächtliche Ritt,
Bis früh am Morgen, statt Troll und Fee,
Fischer durchfurchen den Wettersee.

Th. Fontane.

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Juni.

(Schluß.)

Vereine. — Magnetologische Vorlesungen. — Verschiedenes.

Keine andere Stadt in Deutschland hat im Verhältniß der Größe so viel verschiedenartige Vereine, wie Köln, und da ich in der Namhaftmachung der Dombauvereine schon verschiedene Fingerzeige für eine Würdigung der hiesigen Kulturverhältnisse gegeben habe, mag es passend seyn, zu diesem Behufe auch eine Uebersicht der andern Vereine hier niederzulegen. Außer den Vereinen zum Ausbau des Doms bestehen hier noch fünf Bauvereine anderer kölnischer Kirchen (Kunibert, Mauritius, Minoriten, Groß Martin, Andreas), die zum Theil baufällig sind, zum Theil, gleich dem Dome, dem Ausbau entgegenharren. Ein Missionsverein sorgt für die Verbreitung des Christenthums auf römischer Grundlage unter den Heiden, und ein Antoniusverein für die Verehrung des heiligen Antonius von Padua; drei Wohlthätigkeitsvereine sorgen für die Linderung des öffentlichen Elends, nämlich: der Verein zur Abhülfe augenblicklicher Noth, der Verein der Meisterschaft und der Frauenverein von St. Peter. Einem sogenannten wissenschaftlichen Verein schließt sich ein „kameradschaftlicher" Verein zu gegenseitiger Unterstützung der Militärpersonen an, diesem ganz gleichartige Vereine der Sekretäre und der Handlungsdiener. Die Gesellschaft „Ehrenfeld" ist ein Verein zur Erwerbung von Ländereien zwischen dem städtischen Garten und dem sogenannten Ziegelfelde und weiter hinaus, um daselbst eine kölnische Vorstadt zu begründen. Dann bestehen zwei Carnevalsgesellschaften, zwei Freimaurerlogen, drei Eisenbahngesellschaften, eben so viel Dampfschifffahrtsgesellschaften, eine Feuerversicherungsgesellschaft (Colonia), und eine Anzahl geschlossener Gesellschaften, worunter namentlich das Casino, die Ressource und das Colleg der Kaufmannsgesellschaft. Ein Turnverein für Erwachsene hat sich in neuester Zeit hinzugethan, eben so ein allgemeiner Hülfs- und Bildungsverein (Verein zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klassen), der aber bis jetzt die Genehmigung der Behörde noch nicht erhalten hat. Im Ganzen zählt man hier nahe an vierzig Vereine. — Vor den hier gegenwärtig versammelten Assisen des zweiten Jahresviertels ist, was in der Rheinprovinz etwas Seltenes, kürzlich auch ein Falschmünzerprozeß verhandelt worden. — Die sogenannten magnetologischen Experimente des Herrn Laurent aus Paris an der Demoiselle Prudence hatten durch ihre rohe Quacksalberei, in Verbindung mit einer frechen Verhöhnung aller Sittlichkeit und Menschenwürde, das Publikum verstimmt, allein dessen ungeachtet das Interesse desselben so lang wach gehalten, daß fünf Vorstellungen gegeben werden konnten. Hr. Laurent ließ sein armes Opfer, die unglückliche Prudence, mehrmals solch abenteuerliche magnetische Kunststücke machen, daß sich darob die Haare der Zuschauer sträubten; im Ganzen aber waren die Experimente, wie sie der Natur ihres Betriebs nach nicht anders seyn konnten, eine armselige Spiegelfechterei. Demoiselle Prudence ist eine künstliche Somnambüle, die in den Zustand des „Hellsehens" durch Kunst versetzt wird, aber von Seiten des Hrn. Laurent mit solcher mangelhaften Kunst, daß sie in ihrem hellsehenden Zustand von einer Somnambülen so weit entfernt ist, wie der Schein von der Wirklichkeit. In Einzelnheiten mögen wir nicht eingehen; den Wunsch jedoch wollen wir im Interesse der Humanität nicht unterdrücken, daß Herr Laurent in keiner andern deutschen Stadt zur Darstellung seiner die Wissenschaft nicht weniger als die Menschenwürde entehrenden Künsteleien zugelassen werden möge. — Unser Theaterdirektor Spielberger hat mit Beginn dieses Monats ein Sommerabonnement bloß für dramatische Darstellungen, also mit Ausschluß der Oper, eröffnet, und wir werden demnach während der schönen Jahreszeit nicht ganz ohne Theater seyn. — Für musikalische Bildung wird in unserer Stadt neuerlichst große Neigung wahrgenommen, und diese Richtung wird bestens gefördert durch unsern städtischen Kapellmeister Heinrich Dorn, der auch als Componist einen Namen hat. Der Männergesang, der so veredelnd wirkt, erfreut sich hier einer besondern Pflege und es bestehen mehrere Vereine dafür. Diese Vereine dürften für die sittliche Kultur nachhaltigere Ergebnisse herbeiführen, als die Zwecke des Karl-Borromäus-Vereins, die, je umfassender sie allmählig in den Gesichtskreis der Oeffentlichkeit hineintreten, in den Lagern der wahren und besonnenen Freunde des gesellschaftlichen Fortschritts desto allgemeinere Abneigung hervorrufen. Man will bereits die Entdeckung gemacht haben, daß der letztgenannte Verein nichts weiter als ein vorgeschobener Posten des Jesuitismus sey, welcher in unsern schönen Rheinlanden, trotz der politischen Aufklärung, einen günstigen Boden hat und es daher namentlich hier an gesteigerten Anstrengungen, welche ihm die Zeitverhältnisse zu gebieten scheinen, nicht fehlen läßt. Der protestantische Mitredakteur der Kölnischen Zeitung, Dr. K. Andrée, scheidet von der Leitung dieses Blattes in kurzer Zeit aus, um seine Stellung einem katholischen Rheinländer zu überlassen. Wie man hört, wird sich Andrée nach Mainz wenden, wo er schon früher als Zeitungsredakteur mehrere Jahre mit Erfolg gewirkt hat.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 141:
— unst.

Homonyme.

Groß ist's ein Kultur-Barbar,
Der ein Schrecken für Viele war;

Heilig hat es einen Stuhl,
Schlüssel zum Himmel, zum Höllenpfuhl;

Lahm nennt's Invaliden viel;

Ohne Schatten ist's Schlemihl:

Schwarz ist's nur ein Kartenspiel.

J. G. Moser.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 20. Juni 1845.

Death lies on her, like an untimely frost
Upon the sweetest flower of all the field.
Shakespeare.

Liebeslieder von Gottfried Keller.

V.

Ein luſtiger Mediziner
War dazumal mein Freund;
Wir ſaßen bei vollem Glaſe
Um Mitternacht vereint.

Ich ſprach ihm von meiner Liebe,
Indeſſen er zecht' und ſang,
Und meine Worte verhallten
Im wilden Gläſerklang.

Doch ſprach ich immer und ſtärker,
Mit höherer Liebesgluth;
Ich wollte damit dämmen
Mein bange wallendes Blut.

Da ward er ungeduldig
Und ſagte mit barſchem Ton:
„Ich kenne deine Geliebte
Und rathe dir ab davon!

„Die Roſen ſind eitel Hektik
Auf ihrem ſchmalen Geſicht;
Ich hörte ſie heute huſten,
Und das gefällt mir nicht.

„Wohl iſt ſie ein feines Weſen,
Doch eben nur allzufein. —
Laß fahren den ſterblichen Engel,
Sonſt trifft dich Kummer und Pein!"

Die rohen Worte ſchnitten
Mir tief in die Seele ein,
Darum, weil leicht ja was Wahres
An ihnen konnte ſeyn.

Jedoch mein armes Liebchen
Gewann einen Zauber mehr:
Nein, nein! Sie kann nicht ſterben,
Wir lieben uns allzuſehr!

Am Morgen ward ich ruhig,
Als die Sonne in's Zimmer fiel;
Ich ſah durch's Fenſter fröhlich
Der jagenden Wolken Spiel.

Ich rief: Er ſprach's im Rauſche
Und ich war geſtern ein Thor!
Es lebe das roſige Leben
Und meine Liebe zuvor!

VI.

Unverhofft nach trüben Tagen
Iſt der heitre Lenz erſchienen,
Und die aufgewachte Erde
Ueberhaucht ein zartes Grünen;
Und mit bunten Sonnenſchirmen
Mädchen in den Gärten gehen,
Wanderer, vorüberziehend,
Nach den ſchönen Blumen ſpähen.

Unter all' den hellen Fenſtern,
Die der Sonne offen ſtehen,
Iſt ein einziges verſchloſſen
Vor dem lauen Frühlingswehen.
Eine Hyazinthe duftet
Vor den blendenden Gardinen;
Aber eine kranke Jungfrau
Athmet bange hinter ihnen.

Ihr zu Häupten ſitzt die Mutter
Und die Schweſter ihr zu Füßen,
So, verhaltend bittre Thränen,
Einen dritten leis ſie grüßen.
Und in ihren Blicken lieſt er,
Daß der Herbſt hat wahr geſprochen,
Daß die Hoffnung iſt vernichtet
Und die Lilie gebrochen! —

So den ſtillen Tod zu ſehen
In den lichten, himmelblauen
Augen eines kranken Liebchens,
Wahrlich 's iſt ein ſeltſam Schauen!
Wenn die weißen Todesroſen
Gar ſo ſtolz und ſieghaft prangen
Auf der Liebſten ausgeglühten,
Bleichen, bleichen Marmorwangen!

Blühe, milde Grabesblume,
Blühe und verblühe ſelig!
Noch ein kurzer, heißer Sommer,
Und auch ich bin überzählig!
Wenn die linden Maienlüfte
Deine Blüthe ſanft entblattern,
So wird meine Krone fallen
In des Herbſtes rauhen Wettern.

VII.

Durch den Garten in die Felder
Irre ich mit dunkeln Augen,
Achte nicht, wie tauſend Kelche
Licht und Aether um mich ſaugen.

Muß der Mai mit holdem Lachen
Mir denn eine Leiche geben,
Während meine Freunde haſchen
Neue Liebe, warmes Leben?

Aber ſagt, wie kommt es mir denn,
Daß durch meines Grames Schatten
Doch die Sonnenſtrahlen dringen
Und ſich mit den Schmerzen gatten?
Daß der Lenz mit ſeinen Reizen
Mir noch zehnmal üpp'ger ſcheinet
Und mit ſeinem alten Schmucke
Eine neue Schönheit einet?

Ja, die todeskranke Liebe
Einen Geiſterabglanz gießet
Ueber all' die Lenzesfülle,
Die da drängt und blüht und ſprießet.
Hunderttauſend Blumen wollen
Ihr die letzte Ehre geben,
Und noch viel mehr Knospen eilen,
Solche Feier zu erleben.

Sehet da, die weißen Lilien
Sind vor ihrer Zeit gekommen,
Als ſie von der Blumentrauer
Rings im weiten Land vernommen;
Ihre Schweſter zu begleiten,
Blühen ſie in langen Reihen,
Während ſie aus ihren Kelchen
Weihrauch in die Lüfte ſtreuen.

Und die Abendröthe ſchlingt ſich
Schön in roſigen Guirlanden
Um die hohen Silberberge,
Die noch eben ſonnig ſtanden;
Und der Heſperus dort funkelt
Als des Himmels Schaarenmeiſter,
Rufend in die weiten Sphären
Alle guten Sternengeiſter.

Alle Silberbronnen klingen,
Alle Nachtigallen ſchlagen —
Jetzt ſeh' ich die Blumenleiche
Schwankend über die Auen tragen;
Morgenröthen, Abendröthen,
Wetterleuchten, Regenbogen,
Alles Schöne kommt der Bahre
Trauerfunkelnd nachgezogen.

Sagt, wann wird der Täuſchung Schleier
Endlich mir vom Aug' gehoben?
Unverwüſtlich ſind die Dichter,
Alles wird zum Traum verwoben;

Selbſt der nahe Tod wird ſpielend
Noch mit Schein und Tand umſchlungen.
O ich glaube, er iſt eben
Eiſig in ein Herz gedrungen!

Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Schluß.)

Seit vollends kaiſerliche Perſonen, wie Caligula, Nero, Domitian, Antoninus Verus, Commodus, Caracalla, Heliogabalus, der Reihe nach die Künſte des Circus perſönlich übten, geliebte und begünſtigte Fuhrleute als ihre Mignons emporhoben, ihren Pferden palaſtartige Marmorſtälle, in denen ſie ſelbſt ihre Diners anrichteten, erbauen, die Krippen aus Elfenbein machen, ſtatt des Futters Roſinen und Mandeln, ſtatt des Tranks die edelſten Weine vorſetzen ließen, denſelben öffentliche Ehren zu erweiſen geboten, ſie, wie das Caligula mit ſeinem Leibroſſe Incitatus hielt, als Gäſte an die eigene Tafel luden, ja zu Konſuln zu erheben beabſichtigten: wie hätte da noch irgend Jemand daran denken ſollen, das Geſchäft eines circenſiſchen Fuhrmannes ſey nicht den höchſten Staatswürden gleich und auf deſſen Ausübung ruhe eigentlich der Unglimpf einer knechtiſchen Hantierung? Nero haben wir in einem unſerer früheren Aufſätze als muſikaliſchen Virtuoſen auf die öffentliche Bühne begleitet; nicht geringere Anſprüche machte er als circenſiſcher Wettfahrer, wobei er, im lauchgrünen Leibrocke, welches ſeine Lieblingsfaktion war, mit dem Kasket der Jokeys auf dem Kopfe, Anfangs auf einem Privatrennplatze vor einer Auswahl ſeiner Vertrauten und Hofleute, zulezt auf dem Circus maximus vor allem Volke ſich zeigte. Caracalla und Heliogabal gingen noch weiter: ſie erniedrigten ſich nicht nur, nach dem fünf- und-zwanzigſten Gange das Recht des ſiegreichen Tageshelden in Anſpruch zu nehmen und unter ehrerbietiger Begrüßung der Menge mit der an den Mund zum Kuß geführten und vor derſelben geſenkten Fuhrmannspeitſche um die herkömmliche Goldärnte zu bitten, die ſie in allerhöchſter Perſon, das Kasket in der Hand, demüthigſt einſammelten; ſondern Caracalla benuzte dieſe Sitte geradezu als Finanzſpekulation. Er füllte auf die leichteſte und unfehlbarſte Weiſe ſeine Privatkaſſe, indem er auf dieſe Weiſe ſeine Großen brandſchazte, ſo wie die reichen Glückspilze, bei denen damals die Maſſe des baaren Geldes auf Haufen lag, während das unſelige, entſittlichte, unrettbare Volk in Elend und Verworfenheit verſchmachtete oder lediglich wie ein Schmarotzerinſekt an dem faulen Körper des Staates hinvegetirte.

Daß die Alles möglich machende Siegesgewalt altrömiſchen Herrſcherſtolzes und hartnäckigen Eigenſinns auch gezähmte Elephanten und Kameele in Viergeſpannen auf dem Circus zum Wettrennen gebracht habe, verdient als Kurioſität angemerkt zu werden. Vier Löwen hatte bekanntlich der Triumvir Antonius zum gewöhnlichen Ausfahren ſich zugelegt, welche demnach auf jenem Schauplatze nichts Neues geweſen ſeyn würden. Auch dürfen wir kaum zweifeln, daß nicht irgend ein Sonderling ſich in Rom gelegentlich, wie der berühmte fürſtliche Weltwanderer unſerer Zeit, hinter vier Hirſchen in ſeinem Wagen habe ſehen laſſen. Von den mehr menageriemäßigen Schauſtellungen des Circus iſt es jedoch minder angemeſſen, bei den circenſiſchen Wettrennen, als bei den Thierhaßen zu reden, deren Geſchichte wir ein andermal zu verfolgen gedenken.

Von den Pferderennen aber wird man kühnlich behaupten dürfen, ſie haben ſich aus einem Tag in den andern, von der alten Zeit zur neuen ununterbrochen herübergepflanzt. Unter der Gothenherrſchaft, zu Dieterichs von Bern glorreichen Zeiten, dauerten ſie, wie wir geſehen haben, noch in aller Vollſtändigkeit fort. Im Mittelalter, während die Frangipani den Circus maximus beſaßen und ohne Zweifel als Kaſtell benuzten, können da die Rennen nicht wohl fortgeſezt worden ſeyn; allein zwiſchen 1464 und 1471, während Paul II. regierte, wurden ſie von der piazza Navona auf ihren jetzigen Platz, den Corſo verlegt. Die piazza Navona aber zeigt noch jezt die Geſtalt einer Art von Circus, und wenigſtens iſt gewiß, daß dort im Alterthum ein Stadium oder eine Rennbahn für Wettläufer zu Fuß und andere gymnaſtiſche Uebungen geweſen iſt. In den dunkeln und gedrückten Zeiten, wo die alte Pracht vollends zuſammenſank und in den Menſchen zwar noch der Schimmer voriger Herrlichkeit fortlebte, auch wohl der Wunſch, deren Erinnerungen feſtzuhalten, in der Phantaſie wirkſam war, aber die Kraft des Staats und der Einzelnen nicht mehr hinreichten, der Vorzeit in großartigen Leiſtungen gleich zu bleiben, waren ohne Zweifel die Wettrennen vom Circus maximus auf piazza Navona übergegangen.

Am Abend, wenn die Rennen beendet waren, zogen die geſammten Renngeſpanne, deßgleichen die einzelnen, doppelten, drei- und vierfach neben einander wettlaufenden Roſſe, Pferd und Mann, die Sieger des Tags an der Spitze, in den Händen ihre Palmen, auf den Häuptern ihre Kränze, um die geſammte Bahn des Circus, unter Muſik und dem ungeheuern Jubel und dem Beifallruf der zuſchauenden Maſſen, in Parade rundum und durch eines der unter den Söllern des hintern Halbrunds angebrachten prächtigen Portale, zuweilen bei Fackelſchein, aus dem Circus hinaus. Unter dem Sturm-

gebraus dieses Aufbruches und Applauses wollen dießmal auch wir uns in aller Stille aus den Augen unserer Leser verlieren, um ihnen Zeit zu lassen, für ein anderes Bild aus diesem gigantischen Daseyn, das wir ihnen weiter vorzustellen wünschten, Athem zu schöpfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Eröffnung der Schifffahrt. — Neubau.

Als bei dem langen Winter (der in Hamburg leichter überwunden ist, als an vielen andern Orten des Gesammtvaterlandes) die Elbe gar nicht wieder von der Eisdecke sich befreien zu können schien, glaubte man, durch Kunst der Natur helfen zu müssen. Der Major unserer Bürgerartillerie, der zugleich Chef des Pulvermagazins ist, ward mit hinreichender Mannschaft nach Blankenese hin abgesandt, um die Eisrinde des ernährenden Flusses zu sprengen. Es glückte auch, mittelst hineingelassener Pulverkessel die oft sechs Fuß dicke Eisdecke loszubrechen und ein ziemlich Stück Fahrwasser frei zu machen; allein der stets wieder eintretende Frost machte die Mühe fast ganz nutzlos; doch dürften die lezten Arbeiten der Art nicht nur die Lösung des Eises beschleunigt, sondern auch die Gefahr des Eisgangs streckenweise vermindert haben. Die Kosten dieser Sprengungen sind zwar bedeutend, allein sie erscheinen gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß mehr als 270 Schiffe an der Mündung der Elbe warteten und daß jede Beschleunigung der Ankunft von sehr wesentlichem Vortheil, und ein Transport auf der Achse theils der Natur der Waaren, theils der übermäßigen Kosten halber nicht thunlich war. Am 1. April endlich ward das Fahrwasser der Niederelbe frei, während wunderbarer Weise das der Oberelbe unweit Hamburg noch so fest stand, daß ein Frachtwagen mit 8 Pferden und 25 Centnern Last darüber hinfuhr. Man eilte nun auf den Stintfang (Eisbahn beim Hafen) und zum Hafen, um das schöne Schauspiel des Einzugs einer großen Handelsflotte zu genießen. Aber erst am 2. April gelang es neun englischen Dampfschiffen und zwei Segelschiffen, heraufzukommen, und leider auch nicht auf einmal. An den folgenden Tagen fand eine fast ununterbrochene Einfahrt der großen Seeschiffe statt, und der Hamburger Hafen bewies sich, trotz seiner beträchtlichen Erweiterung (in fünf Abtheilungen enthält er jezt Räume von von 80.000 bis 1,400.000 □Fuß) zu enge für den Zufluß des Geschäfts. Hatte der lange Winter eine große Anzahl Menschen, als Schiffsmakler, Everführer, Schiffsvictualienhändler u. dgl. außer Beschäftigung gesezt, so entstand nun eine andere Noth. Die meisten der angekommenen Schiffe hatten wegen ihres Aufenthalts zu Curhaven nur äußerst wenig Liegetage, so daß Löschen der angebrachten Ladung und Einnahme der neuen in kürzester Frist geschehen mußte. Nun konnten die Leichterschiffe nicht Leute genug zur Hülfe bekommen; auf den Lagern mußten die Comptoiristen bis spät in die Nacht hinein arbeiten, um zu expediren, und so entstand denn im Hafen und den rechten Handelsstraßen und Flethen (Kanälen) ein Gewoge, von welchem ein Binnenländler schwerlich ein genügendes Bild gewinnen kann. Und hier erwies es sich als ein großes Glück, daß die Oberelbe erst später zum Treiben kam; denn als nun dieselbe aufging und der Zufluß von Dresden, Magdeburg u. s. w. herabströmte, da ward das Wasser so hoch, daß es allseitig mit Gefahr drohte. Die Deichbrüche, welche weiter oben leider stattfanden und so große Noth bereiteten, haben indeß die größere Gefahr von hier abwenden helfen. — Gleichzeitig mit dem neuen Leben auf der Elbe entwickelte sich nun auch im Neubau die so lange gefesselte Thätigkeit, und man arbeitete Tag und Nacht, damit die vielen Kontrakte, die zum Termin der dießmal so früh eintretenden Himmelfahrt (der Umziehezeit) geschlossen waren, erfüllt werden könnten. Die Gasbeleuchtungskompagnie erklärte jedoch, daß der anhaltende Winter ihre Arbeiten so sehr zurückgehalten habe, daß sie erst zum Herbst die Beleuchtung herstellen könne. Jezt sind denn also die Straßen behufs der Röhrenlegung an vielen Orten aufgerissen. Bei dem rüstig fortschreitenden Bau von Prachtwohnungen ist nun auch der Gedanke an kleine Wohnungen auf dem Wege zur That zu werden, indem eine Gesellschaft von guten Männern zu einem desfallsigen Aktienverein aufgefordert, um in der Vorstadt St. Georg eine Musterkolonie anzulegen. Der Siehlbau ist fortwährend Gegenstand lebhafter Befürchtungen. Der Bau kostet furchtbare Summen. — Die St. Nikolaikirchenbaukommission hat hinsichtlich der eingereichten Concurrenzpläne zum Neubau der Kirche nunmehr definitiv entschieden und ist dabei von dem neulich gemeldeten Urtheil von Sachverständigen abgewichen. Dem von dem englischen Architekten Gilbert Scott aus London gelieferten Plan einer gothischen Kirche ist der erste Preis von 150 Louisd'or zuerkannt worden. Prof. Strack in Berlin und Baurath Lange in München haben jeder den zweiten Preis von 100 Dukaten erhalten. Der Dombaumeister Zwirner, welcher aus Köln hier zum Besuch war, soll durch sein Gutachten diese Entscheidung mit veranlaßt haben. Die Parteien waren scharf aneinander. Man hat es hervorgehoben, daß Scott mit Zwirner Arm in Arm die Sehenswürdigkeiten Hamburgs besuchte, und sprach sogar von allerlei Intriguen zum Vortheil des Engländers. Indeß war Scotts Plan von dem Augenblick seiner Ausstellung an der Liebling der Kenner und Laien, und der einzige gewichtige Einwand dagegen war der, daß er eine katholische Kirche darstelle. In hiesigen Zeitungen ward eine lebhafte Fehde * darüber geführt; die Mehrzahl war auch hier auf Scotts Seite, und da dieser Engländer in seinem Vaterlande schon sechs oder sieben Kirchen gebaut hat, so darf man allerdings von seiner Erfahrung sich auch etwas versprechen. — Die Ruinen der St. Petrikirche, welche zuerst bestimmt waren, den Neubau zu tragen, sind denn nun doch meist abgebrochen, wodurch allerdings die Kosten größer geworden sind, als wenn man gleich Anfangs zu durchgreifendem Verfahren geschritten wäre. Man ist jezt begierig, ob auch die Thurmruinen, wenn's an den Bau der Pyramide geht, zu morsch befunden werden.

(Fortsezung folgt.)

---

* Auch in Broschüren kämpfte man. Eine derselben erschien vom Prof. Semper in Dresden, dem die Sachverständigen den Preis zuerkannt hatten. Man will behaupten, diese Broschüre habe Einfluß darauf gehabt, daß er am Ende ganz übergangen worden, was doch sehr hart klingt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 21. Juni 1845.

— These your weeds to each part of you
Do give a life.

Shakespeare.

Ueber Volkstracht im Gebirge.

Zweiter Artikel.

Wir haben geſehen, daß vom ſpaniſchen Herrenputz kaum etwas im Gebirg zurückblieb, als der Spitzhut. Dagegen ſehen wir nun Niederländiſch-halbſpaniſches, wie es der dreißigjährige Krieg und die nächſten Zeiten durch alle Lande trugen, auch hier bis zum Knopfloch erhalten. Und ſo ſtellt ſich den im vorigen Abſchnitt beſchriebenen Reſten der älteſten Tracht eine zweite Hauptgruppe gegenüber, mit perückenhafter Drapirung, aber dennoch frei von den eigentlich unſchönen und ekeln Schnörkeleien und Auswüchſen. Dieſe Gruppe verſinnlicht ſich uns, wenn wir Flachhut, Kamiſol und Weſte, dazu das enge Beinkleid mit Hoſenträger, glattem Strumpf und feinem Schuh uns auf Eine Stelle zuſammenhängen, dabei aber den Ledergurt nicht unter den Stuhl werfen und an's Leibhemde ein Krägelchen, ja ſogar eine Bruſtkrauſe (Jabot) anheften.

Die Bauern von Meran bis hinauf nach Schlanders und wohl auch in einzelnen Hochdörfern um Glurns und Mals ſchreiten in braunen Wämſern ganz wie die Hackenſchützen und Reiter des Friedländers oder Schwedenkönigs. Die Taille iſt kurz, der Kragen fehlt, dafür hat das Schooß vier Theile durch drei Falten, am ältern Wams durch wirkliche Schnitte angegeben, wovon zwei an der Seite und einer rückwärts. An den Schultern um den glatten Aermel fehlen bei vielen ältern, beſonders Paſſeiriſchen und Möltenſchen, nicht die ſchmalen, epaulettenartigen Beſatze (Schwalbenneſter). Aber dieſe Hemden (ſo heißen ſie, wie ſchon bemerkt, trotz des grundverſchiedenen Schnittes) ſind niemals über der Bruſt zu ſchließen, wie kein gebirgiſches Oberkleid, ehe die beknopfte Jacke aufkam. Mit einem ganz verwandten Zuſchnitte, nur mit zwei Rückfalten, ſtatt der vier, alſo dem Kamiſol ſchon näher rückend, kommen dieſe Wämſer in den tiroliſchen Landſchaften, beſonders ſüdöſtlich, in eben ſo allgemeiner Verbreitung vor wie anderwärts das ältere Hemde. Ihre Farbe wechſelt vielfältig, und wenn ich bei Angabe der einzelnen Spielarten von Kleidern gleicher Form für Manchen überlang zu verweilen ſcheine, ſo mag ich mich dadurch entſchuldigt halten, daß auch die Wahl der Farbe wichtige Winke gibt über die Stammverwandtſchaft, die Charakterrichtung; ja ſelbſt die religiöſe ſpricht ſich häufig dadurch aus.

So verräth uns das ſchlichte Grau immer den Bewohner der Hirtenthäler, das Braun wählte ſich mit Vorliebe der Südländer; im überwiegenden Roth an der Tracht der Walſer mag man ſo gut ein Merkzeichen ihres Stammes ſehen, wie im Blau des Montavoner

Bauern das seiner romanischen Blutsfreundschaft mit dem eben so gekleideten Bündtner. Eigentliche Verzierungen, Band und Besatz, Knopf und Schnur, sind wohl von geringerem Belange, aber auch sie deuten, obgleich viel zufälliger und modehafter, oft auch auf das Datum der Geburt eines Gewandes.

Der Pusterer von Lorenzen und Rodenegg reicht uns sein braunes Wamms mit grünem Rand und dem Brustbesatz, den wir früher altdeutsch nannten; der von Toblach hat das seine schwarz umfaßt. Im Eisackthale begegnet uns der Sterzinger im schwarzbraunen Kittel mit grünem Halsbesatz, aus dem wilden Pfitsch kommt der scheue Bergbauer im gleichfarbigen, aber er liebt dazu ein rothes fortlaufendes Streifchen unter dem obern grünen Rande. Der Brixner hält sich einfach, von Villanders und Lazfons herab aber steigen die Männer mit brauner Juppe, an der sie rothbenähte Taschendeckel an der Seite und Achselwulste angeflickt. Die getreuen Alten aus dem tirolischen Uri, wie Herr von Hormayr irgendwo die Landecker nennt, prangen im grünen „Wammes," an dem sie vorne an beiden Seiten doppelt Streifen von gleicher Farbe anbringen und zwischen dem einen Paar Knöpfe bis unten setzen. Die tirolischen Schwitzer, um beim erwähnten Vergleich zu bleiben, die Passeirer, putzen ihr grobbraunes Hemd an Hals und Brust mit roth und grünen, die Schnalser mit weiß und grünen Streifchen. Man erkennt leicht, daß diese Verzierungen fast durchweg von der älteren Hemdform auf die neuere übertragen wurden. — Der soldatische rothe Brustumschlag der Burggräfler erklärt sich aus einer ehemaligen rothen Fütterung, die man nach einer bekannten herrischen Mode vom Anfang des vorigen Säculums herausschlug, später aus Bequemlichkeit festnähte und aus Sparsamkeit endlich nur noch als Zierrath außen stehen ließ, während innen der theure Scharlatin verschwand.

Hatten die Bauern von Spaniolen und Italienern, die in den Kriegstroubeln vielfach durch ihre Thäler trommelten, dieß kecke und kavaliermäßige Gewand entlehnt, so versäumten sie auch nicht, den breiten Sombrero, den Soldatenhut, auf's Ohr zu stülpen und zum Prunk den glatten Strumpf mit dem Laschenschuh hinzuzufügen. Der Schwedenkrieg ist die Geburtszeit der zweiten großen Hutrace im Gebirge, des niedriggupfigen und breitgekrampten, des Gegners vom Spitzhütlein. Auch über ihn sind alle die Unbilden und Drangsale ergangen, die den armen Filzdeckeln jedes Zeitalters vom Schicksal aufgelegt sind. Da ward der Gupf bald mit der alten Spitze belassen, bald etwas gekürzt, bald geplattet, bald ganz rund gedreht, am Rande aber arg beschnitten oder unmäßig vergrößert. Seine Grundfarbe mag die des ungefärbten Filzes gewesen seyn, aber die Leute, die das augentröstliche Grün rings um sich lachen sahen in Wald und Wiese, tünchten ihn wohl nach ältern Vorgängern alsbald mit dieser freudigen Farbe, besonders die Jugend, daher der grüne Hut stets als die Auszeichnung der Junggesellen galt, die ihren Stolz darein setzten. Aber die einbrechende Gleichgültigkeit droht den schönen grünen Bubenhüten den Untergang in der Masse der billigern, haltbarern schwarzen, in deren Gebrauch man ehemals eine Bemackelung des ehrlichen Namens sah. — Den kaiserlichen Tiroler, wenn ich so sagen darf, Maximilian, sah Götz von Berlichingen zu Konstanz 1499 „mit einem großen grünen Hut." — Einige Exemplare scheinen mir mehr verwandt mit dem klein- und rundgupfigen, aber breitflügeligen Hute Ludwigs XIV. (um 1680), dessen pomphaftes steifes Kleiderwesen am tirolischen Adel so eifrige Verehrer gefunden hat wie anderwärts, und zwar mit einer Nachhaltigkeit, daß man die Moden der Regentschaft und Ludwigs XV. nur sehr langsam sich aneignete, und noch 1750 und später viele alte Herrn in den Etschlander Schlössern umgingen mit dem Spitzentuch, dem steifen Staatsrock und der eben so langen Weste.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung einer dunkeln Stelle in Shakespeares Hamlet.

Fast alle Schriften, welche von der Eröffnung heidnischer Gräber und Grabhügel handeln, erwähnen bei der Angabe der innern Struktur solcher Denkmäler des Vorkommens von Scherben, die in den Hügeln zerstreut liegen und bald nur in wenigen Stücken, bald in großer Menge gefunden werden. Diese Scherben, von denen bei der Abdeckung eines „Heidenbuckes" oft schon mit dem ersten Hiebe des Karstes ein Paar zu Tage gefördert werden, sind dem Alterthumsforscher eine höchst willkommene Erscheinung, weil sie ihn in seiner Meinung, die er von der Bedeutung des Erdauswurfs hatte, bestärken und den Eifer der Arbeiter von Neuem anregen. Alle Thonscherben, welche in Heidengräbern angetroffen werden, sind Bruchstücke von Töpfen oder Schalen, welche nicht im Brennofen, sondern am freien Feuer und daher nur unvollkommen gehärtet sind und in Form und Größe vollkommen mit den Thongefäßen übereinstimmen, die auf dem Boden der Graber unter den Gegenständen, die man den Verstorbenen mitgegeben, zum Vorschein kommen. Bemerkenswerth ist, daß diese Scherben auch in denjenigen Grabstätten vorkommen, welche keine Urnen enthalten, ferner daß sie fast immer

verſchiedenen Gefäſſen angehören und ſich daher nicht zu einem ganzen Gefäſſe vereinigen laſſen. Alle Alterthumsforſcher, welche das Daſeyn dieſer Scherben zu deuten verſucht haben, ſtimmen darin überein, daß ſie von den Leichenmalen herrühren, welche bei der Beſtattung an den Grabern der zu Beerdigenden gehalten worden. „Den Todten," ſagt Klemm (Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde, Dresden 1836) „brachte man in feierlichem Zuge nach dem Orte der Beſtattung und zeigte ihn hier nochmals ſeinen Freunden. Damit war ein feierlicher Schmaus verbunden, wobei man auch dem Todten ſeine Mahlzeit auftrug und wobei es lebhaft hergehen mochte, wie die zahlreichen, bei Todtenhügeln gefundenen Scherben beweiſen, die man ſodann der Erde übergab."

Ein zweites, die heidniſchen Grabſtätten bezeichnendes Merkmal bilden Kieſelſteine, die zuweilen in allen Theilen des Grabhügels oder Grabes zerſtreut vorkommen, häufig aber nur unmittelbar über dem Skelette ſich finden. Sie wechſeln zwiſchen der Größe einer Fauſt und der eines Kopfes. Obgleich die Erde, womit die Leichname bedeckt ſind, im Allgemeinen viel reiner iſt, als der Boden der Umgebung und das Erſcheinen einzelner größerer Kieſelſteine in derſelben den mit Eröffnung der Grabſtätten beſchäftigten Arbeitern gewöhnlich auffällt, ſo haben doch die Alterthumsforſcher dieſes Umſtandes ſeltener erwähnt, da ſie ohne Zweifel nicht an ein abſichtliches, zu den heidniſchen Beſtattungsgebräuchen gehörendes Hinlegen ſolcher Steine glauben wollten.

Die bisher angeführten Beobachtungen, nämlich das Vorkommen von Scherben und Kieſelſteinen in den heidniſchen Gräbern — ob ſie von Kelten oder Germanen herrühren, ſoll hier unerörtert bleiben — ſcheint über eine Stelle in Shakespeare's Hamlet Licht zu verbreiten, welche bis jezt auch bei den engliſchen Auslegern von Shakespeare's Dramen keine Erklärung gefunden hat. Bei der Beerdigung der Ophelia nämlich (Akt 5 Sc. 1) macht der auf dem Begräbnißplaze verweilende Hamlet beim Anblick des herannahenden Leichenzuges die Bemerkung:

Who is this they follow?
And with such maimed rites! This doth betoken,
The corse, they follow, did with desperate hand
Fordo its own life. T'was of some estate.

Wem folgen ſie?
Und mit ſo unvollſtänd'gen Feierlichkeiten?
Ein Zeichen, daß die Leiche, der ſie folgen,
Verzweiflungsvolle Hand an ſich gelegt.
Sie war von Stande.

(Nach Schlegels Ueberſ.)

Gleich darauf richtet der Bruder der Ophelia, Laertes, an den Prieſter die Frage, unter was für Gebräuchen die Leiche werde beſtattet werden, und erhält die Antwort:

Her obsequies have been as far enlarged
As we have warranty: her death was doubtful;
And, but that great command o'ersways the order,
She should in ground unsanctified have lodg'd
Till the last trumpet; for charitable prayers,
Shards, flints and pebbles should be thrown on her;
Yet here she is allow'd her virgin crants,
Her maiden strewments, and the bringing home
Of bell and burial.

Wir dehnten ihr Begräbniß aus, ſo weit
Die Vollmacht reicht: ihr Tod war zweifelhaft,
Und wenn kein Machtgebot die Ordnung hemmte,
So hätte ſie in ungeweihtem Grund
Bis zur Gerichtstrommete wohnen müſſen.
Statt chriſtlicher Gebete ſollten Scherben
Und Kieſelſtein' auf ſie geworfen werden.
Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz
Und das Beſtreun mit jungfräulichen Blumen,
Geläut und Grabſtätt.

Ueber die Gebräuche bei der Beerdigung von Selbſtmördern, auf welche der Prieſter hier anſpielt, geben die Noten in den engliſchen Ausgaben Shakespeares nicht den mindeſten Aufſchluß. Die Erläuterungen, die ſie enthalten (ſiehe die große Ausgabe von Shakespeare von Johnſon und Steevens, Band XXII. S. 314) beſtehen einzig darin, daß ſie ſagen, das Wort crants bedeute eine Guirlande und shard eine Topfſcherbe.

Es iſt aber einleuchtend, daß beim Niederſchreiben dieſer Zeilen Shakespeare einen alten Gebrauch im Auge hatte, der zu ſeiner Zeit in irgend einem Theile Englands noch üblich war und von dem er vorausſetzen durfte, daß er den Zuſchauern bekannt war. Dieſem Gebrauche gemäß wurden Perſonen, die nach Art der Heiden gewaltſame Hand an ihr Leben gelegt, nicht auf chriſtliche Weiſe, ſondern unter den Gebräuchen beſtattet, welche einſt den Heiden eigen geweſen und von den keltiſchen oder germaniſchen Bewohnern Englands beobachtet worden waren. Auf überraſchende Weiſe ſtimmt die hier angedeutete Beerdigungsweiſe mit derjenigen überein, welche uns die Heidenbücke und Heidengräber der Schweiz und Süddeutſchlands enthüllen, über deren Urheber man ſich gegenwärtig noch ſtreitet. Gelänge es den engliſchen Alterthumsforſchern, jenen uns von Shakespeare aufbewahrten Begräbnißbrauch mit Beſtimmtheit dem einen oder andern Volke, den Kelten oder Germanen, zuzuweiſen, ſo würde auch bei uns die Frage über die Herkunft der heidniſchen Grabmäler dem Entſcheide bedeutend näher gebracht werden.

F. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Stadttheater. — Thaliatheater.

Regsamere Theilnahme, als die genannten Kirchen, haben in diesem Frühjahre die beiden Theater in Hamburg gefunden, wozu glänzende Gastspiele Veranlassung waren. Im Stadttheater trat die berühmte „schwedische Nachtigall" Jenny Lind mehr als zwölfmal bei erhöhten Preisen auf, und man mußte drei bis vier Vorstellungen voraus bestellen oder sonst begünstigt seyn, wenn man einen Platz haben wollte. Ihr Berliner Korrespondent dürfte nicht ganz Recht gethan haben, Jenny gar nicht zu sehen und zu beurtheilen. Ich bin ein Feind aller Künstlervätscherei, ein Feind jenes übertriebenen Enthusiasmus, der, meist so flach als unbegründet, eben nur der Mode halber affektirt wird. Ich habe aber in Jenny Lind denn doch eine höchst merkwürdige und heilsame Erscheinung erkennen müssen; merkwürdig, weil bei diesem jungen Mädchen (oder darf man 21 Jahre nicht mehr jung nennen?) Spiel und Gesang so sehr ineinander gewebt ist, daß es als ein unzertrennbares, wundervoll harmonisches Ganzes erscheint. Die Töne werden hier von der Mimik so vortrefflich unterstützt, daß der Kehllaut und der Gesichtsausdruck gewissermaßen in einander aufgehen. Merkwürdig ist sie ferner, weil sie dies großartige Resultat offenbar durch die Kunst erzielt und dabei mannigfach mit der Natur zu kämpfen gehabt hat. Heilsam ist diese Erscheinung, weil sie auf die Künstler, die mit ihr spielen, reinigend und belebend wirkt; sie zeigt ihnen, wie die Kunst auf die Natur zurückzuführen und wie schön es ist, allen Effekt, der nicht vom Dichter vorgeschrieben ward, zu verschmähen; sie hat weder Bravouratgänge noch Paradearien, sie gibt dem Autor die rechte Ehre und der kleinsten Sylbe ihr Recht. Den vorherrschenden Charakter ihrer Darstellungsweise möchte ich sittlich nennen; sittlich ist überhaupt ihre ganze Erscheinung, dies hat selbst der Volkswitz durch Unterlassung der gewöhnlichen Bonmots anerkannt. Daß Jenny Lind, wie in Berlin und Hannover, so auch hier gefeiert wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden; unwahr ist es aber, daß man hier die Pferde vor ihrem Wagen hat ausspannen wollen, bei welchem Anlaß die Sängerin zu Schaden gekommen seyn sollte. Ein kleines Volksfest war das Ständchen, das ihr nach ihrem letzten Auftreten vor ihrem Hotel (alte Stadt London) gebracht wurde, womit ein Fackelzug, ein Feuerwerk auf der Alster u. s. w. verbunden war und das bis um Mitternacht währte. Eben so glänzend ist sie in ihrer Vaterstadt Stockholm, wohin sie von hier ging, empfangen worden. — Kaum war Jenny Lind fort, als eine ziemlich tüchtige Gesellschaft italienischer Opernsänger eine Reihe von Darstellungen gab; dieselbe zeichnete sich durch ihr gutes Ensemble aus, so wie durch den merkwürdig umfangreichen Alt der Dlle. Vinetti und den schönen Bariton des Hrn. Erivelli. Noch mit Jenny Lind zugleich zog der Geiger Givori, Paganini's größter Schüler, die Aufmerksamkeit auf sich, und eine Gesellschaft englischer Athleten vom Drurylanetheater ergötzte zu gleicher Zeit eine andere Gattung von Kunstfreunden durch ihre gymnastischen und gladiatorischen Gruppirungen. — Daß neben all diesem auch das recitirende Drama gepflegt und besucht wurde, gibt gewiß den besten Beweis zugleich von der Emsigkeit der Direktion und der Blüthe der Bühne. Bauernfelds neues Schauspiel: „ein deutscher Krieger," fand namentlich im ersten Akte, der ein schönes, für sich abgerundetes Ganzes bildet, großen Beifall. Weniger motivirt erschienen die beiden folgenden Aufzüge. Das Stück hat sich übrigens auf dem Repertoire nicht breit gemacht. Drauf kam das schon mehrfach besprochene Stück Laube's: „Struensee und die Deutschen in Dänemark," an die Reihe. — Das Theater war mit einem Direktionswechsel bedroht, indem die Aktionäre sich mit Herrn Cornet und Mühling wegen der Kosten der Einrichtung zur Gasbeleuchtung fast überworfen hätten. Die Sache ist inzwischen beigelegt. — Zu Ehren Oehlenschlägers, der hier zum Besuch war, ward sein Künstlerdrama „Correggio" aufgeführt. — Die Oper wurde durch Jenny Linds Gastspiel zwar glänzend bevorzugt, aber eben dadurch auch desto einseitiger. Die Mitglieder derselben machten übrigens durch die Mitwirkung der gefeierten Schwedin förmlich einen Ruck vorwärts, und Wurda's erlöschende Stimme schien durch die Begeisterung seines Vortrags neuen Glanz und neues Leben erhalten zu haben. Nur eine Neuigkeit von Bedeutung ist zu erwähnen, nämlich: „Undine," romantische Zauberoper in vier Aufzügen, Musik von Alb. Lortzing. Dieses Musikstück enthält viel Gutes, gemüthlichen Humor und singbare Melodien. Der Hauptreiz der Oper besteht gleichwohl in den Scenerien und Verwandlungen, die in Deutschland noch nicht Gesehenes aufweisen und welche ihrem Verfertiger, Mühldörfer, Dekorateur am badischen Hoftheater, große Ehre machen. Der Componist leitete die beiden ersten Aufführungen und ward mehrmals gerufen, so auch der Dekorateur. Die Besetzung der Sängerrollen war in den Hauptpartien überaus schlecht. — Alessandro Stradella hat dem Componisten die zweite Tantième gebracht, indem diese Oper zum 20sten male gegeben ward. Das Trinklied wird bereits auf allen Harfen und Drehorgeln produzirt. — Auf dem Thaliatheater führte uns Louis Schneider aus Berlin die in Deutschland „noch neuen" Genrebilder vor. Ich sah die zwei beliebtesten dieser Scenen, die „spanische Vaterlandsliebe 1809" und „der Kurmärker und die Picarde 1815." Das erstgenannte Genrebild ist ein heiteres Gemälde mit tragischem Schluß; ein spanischer Guerillero hat einen deutschen Offizier in seine wilden Berge geschleppt, um ihn zu erschießen, die Geliebte des erstern befreit unter Tanz und Scherz den Deutschen, der Spanier erdolcht das Mädchen, der Deutsche schießt den Spanier nieder. Das letztgenannte Bild, „der Kurmärker," ist komisch; es ist eine der stachellosen Satiren auf die berlinische und kurmärkische Nationalität. Zur Ausführung dieser Pieces hatte Schneider eine Tänzerin aus Berlin mitgebracht, was nöthig seyn mochte, da er wohl nicht überall ein naives Mädchen findet, das französisch, spanisch und deutsch spricht und dabei tanzt und spielt, ja sogar gut spielt. — Auch die Thaliabühne hat wieder eine Anzahl neuer Stücke in Scene setzen lassen, unter welchen ein Künstlerdrama von Töpfer das bedeutendste seyn möchte: „Canovas Jugendliebe," Lustspiel in vier Aufzügen. Das Stück hat mehrfache Schönheiten. Einiges Aufsehen erregte auch „Molière, oder das Leben eines Schauspielers," Lustspiel in zwei Aufzügen nebst Vor- und Nachspiel, nach Desnoyers von B. A. Herrmann. Man will nämlich in diesem Stücke das Vorbild zu Gutzkows „Urbild des Tartuffe" erkennen, und in der That ähneln sich die beiden Lustspiele wie Mutter und Tochter, oder Vater und Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 23.

Sonnabend, 21. Juni 1845.

Tasso und Arioſt überſetzt von Gries.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ſind jetzt vollſtändig erſchienen:

Torquato Taſſo's

Befreites Jeruſalem

überſetzt von

J. D. Gries.

Sechste Auflage.

Taſchen-Ausgabe.

Zwei Theile.

In Umſchlag brochirt. Preis für jeden Theil ½ Thaler.

Lodovico Arioſto's

Raſender Roland

überſetzt von

J. D. Gries.

Dritte Auflage.

Taſchen-Ausgabe.

Fünf Theile.

In Umſchlag brochirt. Preis für jeden Theil ½ Thaler.

Dieſe aus dem Verlag des Herrn Fr. Frommann in Jena in den unſerigen übergegangenen Ueberſetzungen, deren hoher Werth längſt die allgemeinſte Anerkennung gefunden hat, erſcheinen hier zum erſtenmal in einer **wohlfeilen** und **zierlich ausgeſtatteten Taſchenausgabe**, welche den zahlreichen Beſitzern ähnlicher Ausgaben von deutſchen und ausländiſchen Claſſikern mit Ueberzeugung empfohlen werden darf.

Leipzig, Mai 1845.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[164] Kürzlich haben wir verſandt:

G. W. F. Hegel's

Encyklopädie

der

philoſophiſchen Wiſſenſchaften

im Grundriſſe.

Dritter Theil.

Die Philoſophie des Geiſtes.

Herausgegeben von

Dr. **Ludwig Boumann.**

gr. 8. 30 Bogen. Subſcriptionspreis 2 Thaler. Ladenpreis 2½ Thaler.

Auch unter dem Titel:

G. W. F. Hegel's Werke.

Vollſtändige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten.

Dr. **Ph. Marheineke**, Dr. **J. Schulze**, Dr. **Ed. Gans**, Dr. **v. Henning**, Dr. **H. Hotho**, Dr. **C. Michelet**, Dr. **F. Förſter.**

Siebenter Band. Zweite Abtheilung.

Mit dieſem Bande iſt nun ſowohl die Hegel'ſche Encyklopädie, wie deren Herausgabe mit erläuternden Anmerkungen aus den Hegel'ſchen Heften vom Verein beabſichtigt war, in drei Theilen vollendet, als auch die geſammten Werke mit dieſer zweiten Abtheilung des 7ten Bandes nunmehr vollſtändig in 18 Bänden erſchienen und ſowohl complet als in einzelnen Abtheilungen zu haben ſind. Sämmtliche 18 Bände (652 Bogen) koſten im Subſcriptionspreis 40⅔ Thlr. und incl. des Supplementbandes: Hegel's Leben von K. Roſenkranz, 30 Bogen mit Hegel's Bildniß, 43⅓ Thlr.

Von der Hegel'ſchen Encyklopädie iſt aber kürzlich bei uns auch ein **Wiederabdruck** der von Hegel ſelbſt im Jahre 1830 als ein Compendium für ſeine Vorleſungen beſorgten 3ten Ausgabe derſelben in **Einem Bande** erſchienen unter dem Titel:

Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Grundriſſe. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen von G. W. F. Hegel. Vierte unveränderte Auflage mit einem Vorwort von Carl Roſenkranz. gr. 8. 2⅓ Thlr.

Wir bitten daher dieſe beiden verſchiedenen Ausgaben wohl zu unterſcheiden, und falls die letztere gewünſcht werden ſollte, dieſelbe unter der Bezeichnung: **Hegel's Encyklopädie in Einem Bande** zu verlangen.

Berlin im Mai 1845.

Duncker & Humblot.

---

[168] In der **Palm'ſchen** Verlagsbuchhandlung in **Erlangen** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen **nun complet** zu haben:

1001 Viertelſtunde,

enthaltend

tartariſche Originalerzählungen

vorgetragen von dem

Arzte Ben Eridain

zur Unterhaltung des blinden Königs

Schems Eddin.

Herausgegeben von

Dr. **J. H. Deſſauer.**

12 Lieferungen oder 2 Theile.

12. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Das Werkchen verdient ſeinem unterhaltenden, erheiternden und belehrenden Inhalte nach, bei durchaus ſittlicher Haltung, gewiß neben die **1001** Nacht geſtellt, und ſomit Jedermann, weß Alters und Standes er auch ſeyn möge, als ein Volksbuch empfohlen zu werden.

Dr. M. Luther's Rath für Aeltern und Erzieher. Eine köstliche Gabe für jedes Haus. Dargeboten von Joh. G. Kelber. 16. geh. 6 ggr. oder 24 kr.

Möchte diese treffliche Erziehungslehre in nuce allen Aeltern in die Hände kommen! Möchten alle sie verbreiten helfen! Möchte sie zu einer bessern Erziehung der Jugend in allen Ständen und eben dadurch auch zum allgemeinen Besten beitragen.

---

[172] Im Verlage von Gustav Oehler in Frankfurt a. M. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber den

Untersuchungsprozeß

gegen Pfarrer Weidig.

Eine Streitschrift

wider den Großherzogl. Hessischen Hofgerichtsrath Dr. juris **Friedrich Nöllner** in **Gießen.**

Von

August Boden.

28½ Bogen. 8. geh. 1 Rthlr. 20 Sgr. oder 3 fl. rh.

Gerichtshalle.

Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle aus neuester Zeit.

Bearbeitet von Mehreren und herausgegeben von

Dr. L. Braunfels,

Advokat in Frankfurt a. M.

Erstes Heft: **Der Prozeß Bietry oder die unbekannte Leiche.**

10 Sgr. oder 36 kr. rh.

Die Gerichtshalle wird nur die interessantesten Rechtsfälle des In- und Auslandes enthalten und in zwanglosen Heften erscheinen, von denen vier einen Band bilden.

Ellen Middleton.

Eine Erzählung

von

Lady Georgiana Fullerton.

Aus dem Englischen von J. N. Schuster.

2 Thle. in 1 Bde. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rh.

Es hat in neuester Zeit wohl nicht leicht ein Roman solches Aufsehen erregt, und die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade gefesselt, als dieses Charaktergemälde, in welchem sich das zarte Empfindungsgewebe des weiblichen Herzens auf eine so ergreifende, für Geist und Gemüth gleich anziehende Weise entfaltet.

Am beredtesten dürfte für dessen Gediegenheit wohl der Umstand sprechen, daß in London bald nach Erscheinen drei Auflagen nöthig wurden.

---

[166] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die todte Tante.

Eine Novelle.

1845. gr. 12. geh. 1⅓ Rthlr.

Die vollendete künstlerische Form dieser ausgezeichneten Novelle, der an Tiefe und Wahrheit der psychologischen Ergründung wenige Erzeugnisse der jüngeren Literatur zur Seite gestellt werden können, empfiehlt dieselbe den Kennern eben so sehr, wie die Treue und Einfachheit der Auffassung, und die leichte höchst interessante Verwicklung diese ungewöhnliche Erscheinung zu einer durchaus spannenden und fesselnden Unterhaltungslectüre macht.

---

[151] So eben ist erschienen:

— Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart: —

Das Leben der Hadumod,

Erster Aebtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Liudolfs von Sachsen,

beschrieben

von ihrem Bruder Agius,

in zwei Theilen, Prosa und Versen,

aus dem Lateinischen übertragen

von

Friedrich Rückert.

Octav, VIII, 68 Seiten schweres Velin. Geheftet. 17½ Sgr. — 54 kr.

Frühjahr 1845.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

Im J. G. Cotta'schen Verlag sind erschienen:

Gedichte

von

Franz Dingelstedt.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichterische Persönlichkeit der neuesten Zeit, durch Schicksal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erscheint vor dem deutschen Publikum zum ersten Mal in einer vollständigen, kritisch geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung, welche sich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderschaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es sind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politische Gelegenheitsgedichte lose an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetisches Gesammtbild den ganzen Frühling eines deutschen Dichterlebens in seinem Fortschritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widersprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weserufer steht das Nachtstück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeschrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechseln, auf und ab fluthend, wie das stürmische Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der ersten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeisterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamisso oder Schomburg zu mahnen, um aufs Neue für sie zu interessiren; „Wanderschaft" und „Heimkehr" erscheinen dagegen hier zum ersten Male. Durch die ganze Sammlung geht, charakteristisch für deren reichen und mannigfachen Inhalt, eine düstere, zur Verneinung neigende, mit sich selbst unzufriedene Weltanschauung, während die Form überall eine seltene Leichtigkeit und Glätte mit strenger Correktheit vereinigt.

[161] **Unentbehrliches Handbuch für die Besucher Roms.**

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Beschreibung Roms.

Ein Auszug

aus der

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner und **Ludwig Urlichs.**

Mit einem lithographirten Plane der Stadt, einem ausführlichen Register und einer Chronologie der Päbste von dem heil. Sylvester bis auf unsere Zeiten.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Vorstehender Auszug aus dem großen Werke der Beschreibung der Stadt Rom ist zunächst bestimmt, auch dem nicht gelehrten Kreise von Lesern als Führer in der ewigen Stadt zu dienen, und zur Betrachtung derselben eine erschöpfende Anleitung zu geben.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[160] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

28ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Die

heutigen Syrier

oder

gesellige und politische Zustände der Eingeborenen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg

geschildert

nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden.

Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Der Herr Verfasser hat durch eigene Anschauung drei Jahre lang die Zustände der Länder kennen gelernt, welche gegenwärtig die Blicke Europas auf sich ziehen. Wir lernen aus seinem Buche das Feld kennen, auf welchem sich ein interessanter Theil des Dramas der orientalischen Wirren entwickelt, und erhalten ein eben so belehrendes als unterhaltendes Bild über die Zustände Syriens.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[162] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's
Polytechnisches Journal.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Erstes Maiheft 1845.

Inhalt. Poole's Pumpen. Mit Abbild. — Wolcotts Mechanismen zum Spinnen der Baumwolle, Wolle ꝛc. Mit Abbild. — Wards Maschinen zur Anfertigung röhrenförmig gewirkter oder netzartig gestrickter Fabrikate. Mit Abbild. — Cottams Fältelapparat. Mit Abbild. — Wilsons Maschine zur Fabrikation gepreßter Ziegel. Mit Abbild. — Ueber eine cylinderförmige Kiste, welche als Bibliothekschrank benuzt werden kann, von L. Knauer. Mit Abbild. — Browns Verbesserungen an Oefen. Mit Abbild. — Verbesserungen an Kerzenlampen, von Tov und Hanson. Mit Abbild. — Ueber ein Mittel zur Messung äußerst kurzer Zeiträume, wie der Dauer des Stoßes elastischer Körper, der Auslösung von Springfedern, der Entzündung von Schießpulver u. s. w., und über ein neues Mittel, die Intensität elektrischer Ströme zu messen, von Pouillet. — Ueber einen Apparat zur Messung der Geschwindigkeit eines Geschosses in verschiedenen Punkten seiner Bahn, von Breguet. — Hillmers Rettungsapparat und Taucherschiff, von L. v. Malinowsky I. — Boutigny's Untersuchungen über Dampfbildung und eine Ursache der Dampfkessel-Explosionen. — Ueber die Porosität des Gußeisens. — Ueber gußeiserne Gasleitungsröhren. — Ueber die Gasleitungsröhren von Chameroy zu Paris. — Ueber das Verhalten des Zinnoxyduls zu den Alkalien, von Frémy. — Neues Verfahren zur Bereitung eines photographischen Papiers, von Gaubin. — Ueber Unterscheidung der verschiedenen Oele und den Oleometer des Hrn. Lefebvre. — Verfahren, natürliche und der Verfälschung verdächtige Weine zu analysiren. — Ueber den Oenometer (Weingährungsmesser) des Hrn. Bergnette de la Motte. — Praktisches Verfahren, um die Erde für landwirthschaftliche Zwecke zu untersuchen. — Ueber die niederländische Dreschmaschine, von J. N. A. Moorrees. Mit Abbild. — Karl v. Neander und Einiges von seinen Erfindungen und gemeinnützigen Leistungen, von L. v. Malinowsky I. — Miscellen. Preisaufgaben des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. — Benützung aschenreicher Steinkohlen zur Lokomotivenheizung. — Verfahren, große Gipsformen zum Kopiren auf galvanoplastischem Wege zuzubereiten. — Verfahren, Wachsabdrücke, welche behufs galvanoplastischer Kopien von Gipsformen gemacht worden sind, von leztern zu trennen. — Zusammensezung der künstlichen Brillanten von Autrich in Pabis. — Erfindung einer neuen, gegen die Einwirkung der Elemente gesicherten Malerweise. — Ueber den Ozon. — Ueber das neue Flachsrotte-Verfahren des Hrn. Duheuès.

Zweites Maiheft.

Inhalt. Legendre's und Avery's oscillirende Dampfmaschine. Mit Abbild. — Dampfmaschine von Stolz. Mit Abbild. — Farcots Dampfmaschine. Mit Abbild. — Bourdons Expansions-Schiebervenil. Mit Abbild. — Ueber eine neue Luftpumpen-Construktion von G. Breithaupt in Kassel, von Dr. Schwaab. Mit Abbild. — Hewetsons rotirendes Steinkohlensieb. Mit Abbild. — Dockins Holzpflaster. Mit Abbild. — Kury's Apparate zum Abdampfen, Dörren und Rösten. Mit Abbild. — Greenshields Verbesserungen in der Fabrikation des Salzes. Mit Abbild. — Beschreibung einer vortheilhaften Anordnung der Bunsen'schen galvanischen Batterie, von Dr. Taschè. Mit Abbild. — Ueber den Farbendruck mit der gewöhnlichen Buchdruckerpresse, von Silbermann. — Delamarre's neues Verfahren in Oel zu malen. — Ueber das Conserviren der eisernen Schiffe im Seewasser, von Mallet. — Ueber die Fabrikation der Streichzündwaaren, von Dr. Winterfeld. — Beschreibung eines chemischen Lampen-Ofens, von Solly. — Ueber Beförderung des Verdampfens von Flüssigkeiten, von J. P. Wagner. — Ueber die Zersetzung der Oxyde und Salze durch Chlor, und ein Verfahren, unterchlorige Säure für technische Zwecke zu bereiten, von Williamson. — Verfahrungsarten, um die bei der Chlorbereitung zurückbleibenden Mangansalze wieder in Mangansuperoxyd zu verwandeln, von de Susser und Arrot. — Ueber einen Luftcompressions-Apparat zum Absinken von Bergwerksschachten unter Wasser, von Triger. — Ueber die Explosion in den Steinkohlengruben zu Haswell, und die Mittel, solche Unglücksfälle zu verhüten, von Faraday und Lyell. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung des Stärkmehlzuckers in Frankreich, von Payen. — Miscellen. Ueber die Eisenschienen-Erzeugung in Deutschland. — Lohwasser als Mittel zur Auflösung des Kesselsteins der Lokomotiven. — Gerards neues Winkelmaß. — Das Rectometer, eine Vorrichtung zum Messen und Legen von Zeugen, von M. Mannier in Wesserling. — Ueber die Dauerhaftigkeit des Maschinenpapiers. — Hancocks Compositionen zur Fabrikation von Sidpfeln. — Analysen einiger Bronzen zu Maschinentheilen. — Platten aus einer Komposition für galvanoplastische Kopien. — Ueber galvanische Vergoldung mittelst Cyankalium-Goldauflösungen. — Ueber Verfälschung der käuflichen Potasche. — Neue Art der Stearinkerzenbereitung. — Schwarzer Lackfirniß von Sell in Offenbach. — Ueber Sirets Desinficirpulver.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1—23ster Jahrgang oder Band 1 bis 91 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index
zu Dr. Dingler's
polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecher,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 23. Juni 1845.

Des Adels Strom fließt oft aus trüber Quelle,
Und leicht verliert im Sand ſich ſeine Welle.
Swift.

Ein alter Name.

Eine Novelle von Louiſe von G.

I.

Man iſt heutzutage ungemein freigebig mit dem Titel Schloß. Jedes nur einigermaßen anſtändige Haus wird, ſobald es einen adeligen Beſitzer hat, ein Schloß genannt. Bei dem Gebäude, das ich jezt beſchreiben will, war es gerade umgekehrt; der Beſitzer und alle Bewohner nannten es ein Haus, während es im vollen Sinne des Worts ein Schloß genannt zu werden verdiente. Es war die Wohnung des Grafen Wolf von Auperg und das Stammhaus ſeiner alten Familie. Vier ganz gleiche Façaden, jede zwanzig Fenſter lang und drei Stockwerke hoch, umſchloſſen einen ziemlich großen gepflaſterten Hof, in deſſen Mitte ein runder ſteinerner Brunnen ſich befand. Dieſer war gerade kein Muſter architektoniſcher Kunſt, nahm ſich aber mit ſeinem hoch empor ſchießenden Waſſerſtrahl, der auch jezt, im kalten Winter, nicht verſiegt war, recht ſtattlich aus, und paßte zum ganzen maſſiven Gebäude, das mitten in einem geſchmackvoll angelegten Parke lag. Aus den Fenſtern der einen Façade überſah man eine große Strecke der nahen Landſtraße, da die Gegend ganz flach war und das Auge ungehindert überall umherſchweifen konnte. — Breite Sandſteintreppen führten in den erſten Stock, wo es aber auf den Gängen nicht ſo hell war, wie der Baumeiſter es urſprünglich beſtimmt hatte, denn breitblättriger Epheu rankte ſich vom Hofe aus bis zum dritten Stockwerke hinauf, und bezeugte durch ſeine Höhe und ſeine Stärke das Alter des mächtigen Gebäudes, das er mit ſeinen Armen umſchlang. Das Wappenſchild des noch älteren Geſchlechtes am innern Hofthor hatte er beinahe ganz mit ſeinen kraftigen Zweigen überwuchert; aber es ſchadete nicht, daß es unſichtbar geworden, denn Jedermann in der Umgegend wußte auswendig, daß die Familie Auperg ein rothes, von einem Dolche durchbohrtes Herz auf goldenem Grunde im Wappen führe.

Ueber den Urſprung dieſes Wappens war eine Sage im Umlauf. Man erzählte nämlich, der Ahn des Hauſes ſey von einem Könige, der in den Krieg ziehen wollte, zum Wächter der Königin beſtellt worden, die eine junge ſchöne Frau geweſen und auf deren Treue der bei weitem ältere Gemahl ſich nicht zu verlaſſen wagte. Er band daher ſeinem Schloßvogt, Wolf Auperg, auf die Seele, ſie zu hüten, worauf jener ihm zugeſchworen haben ſoll, ſie zu bewahren wie ſeinen Augapfel, und wenn er entdecke, daß der Verdacht des Königs gegründet ſey, ihm das durchbohrte Herz des Verräthers in das Feldlager nachzuſchicken, ſo wahr er Wolf Auperg heiße.

Kaum war der König fort, ſo fand der Vogt die Befürchtungen ſeines Herrn beſtätigt; es war außer

Zweifel, daß die Königin eine heimliche Liebe hege. Aber trotz aller Mühe, trotz aller von ihm besoldeten Spione, konnte er nie ihres Buhlen habhaft werden; immer entging er ungesehen wie durch Zauberei seinen Händen. Endlich gelang es ihm eines Abends, das Liebespaar zu überraschen. Die Beiden waren im Garten und hatten sich vor einem nächtlichen Sommerregen unter das Dach einer breiten Linde geflüchtet. Als Wolf, der die Spur der Königin vom Hause aus verfolgt hatte, an sie heran schlich, konnte er sogar ihre Liebesworte vernehmen, die sie, auf ihres Buhlen Schulter gestützt, mit süßer Stimme ihm zuflüsterte. Der Schloßvogt stürzte rasch vor und durchbohrte mit kräftigem Arm das Herz des Mannes. Als auf der Königin Geschrei die Diener mit Fackeln herbeieilten, sah Wolf, daß er seinen eigenen Bruder erschlagen, seinen jüngsten Bruder, einen Minnesänger, der sich schon längere Zeit am Hofe des Königs aufhielt und doch in seiner Gunst gestanden hatte. Der harte Wolf ließ aber wirklich an demselben Tage noch der Leiche seines eigenen Bruders das Herz aus der Brust nehmen und schickte es, getreu seinem gegebenen Worte und seiner Dienerpflicht, dem Könige in das Feldlager nach. Als dieser zurückkam, verstieß er seine Königin, den Schloßvogt Wolf Auperg aber schlug er zum Ritter und gab ihm auf goldenem Grunde, was die Treue an seinem Herrn bedeuten sollte, das rothe durchbohrte Herz zum Wappen. Seitdem hatte es, das bewies der alte Stammbaum, nie mehr als zwei Brüder zugleich in der Familie Auperg gegeben, die nun schon seit anderthalb Jahrhunderten in den Grafenstand erhoben war, und nie hatten diese beiden Brüder sich geliebt, im Gegentheil durch bittern Haß — der Fluch der unnatürlichen That ihres Ahns, wie das Volk behauptete — Anlaß zu den traurigsten Familienzerwürfnissen gegeben.

Unter dem vorlezten Besitzer des Schlosses und der Güter war aber die Familie auch in ökonomischer Beziehung ganz herunter gekommen. Die großen Güter waren so verschuldet, daß kein Ziegel auf dem Dache mehr dem Grafen gehörte, und als seine beiden Söhne erwachsen waren, besaß er nichts mehr als das Stammhaus mit dem Garten und einigen Ackern Landes. Alles Andere war in die Hände der Gläubiger übergegangen, und auch von diesem lezten Besitzthum drohten sie ihn täglich wegzutreiben, da es nur noch dem Namen nach ihm gehörte; denn längst schon überstiegen die geliehenen Summen den Schätzungswerth des Hauses, der freilich viel zu gering angegeben war, wie das bei größeren Gebäuden immer der Fall ist. Da rettete sein ältester Sohn, der jetzige Besitzer, seine Familie vor dem gänzlichen Untergang, indem er eine häßliche, aber unermeßlich reiche Erbin heirathete und von ihrem Gelde alle Hypotheken einlöste. Sie starb bald nach der Vermählung — man sagte, sie habe sich selbst den Tod gegeben — aber sie hinterließ ein Testament, worin ihr Gemahl zum Universalerben ernannt war, und dieser beschloß nun, ein Majorat zu errichten, auf daß seine Familie nicht wieder so tief sinken könne und für alle Zukunft würdig repräsentirt werde.

Seit dem Tode der Gräfin Bertha waren dreißig Jahre verflossen. Graf Wolf hatte sich nicht wieder vermählt und war jezt beinahe sechzig Jahre alt. Er war geachtet und gefürchtet, aber dennoch geliebt, denn er war ein gerechter Herr für seine Untergebenen, ein zuverläßiger Freund für seine Bekannten, und der aufopferndste zweite Vater für seine einzigen Verwandten, die Wittwe und die Söhne seines früh verstorbenen Bruders. Sein höchstes Interesse war, die Zukunft seiner Familie so sicher als möglich zu gestalten, und er erwartete jezt täglich die fürstliche Bestätigung des von ihm gegründeten Majorats.

Sein ältester Neffe, der muthmaßliche Majoratsherr, Reinhard, diente in einem Reiterregiment in der Residenz, zum großen Leidwesen des Oheims, dessen dringendster Wunsch es gewesen, daß Reinhard, nachdem er die Rechte studirt und einige Reisen gemacht, auf einem der Güter wohnen möchte, um sich einstweilen etwas mit der Verwaltung derselben bekannt zu machen. Was die Studien und das Reisen betraf, hatte sich Reinhard gefügt, beim lezten Punkt freilich am leichtesten. Nach seiner vor drei Jahren erfolgten Rückkehr aber hatte er den Oheim so lange gedrängt und gebeten, bis ihm dieser endlich erlaubte, eine Zeitlang in ein Regiment zu treten. Sein Vorwand war, er müsse durchaus in der Hauptstadt einige Verbindungen anknüpfen und sich für seine künftige Lebensstellung mit dem Adel des Landes befreunden; auch zog er allerlei günstige Schlüsse aus seinem nahern Verhältnisse zum Erbprinzen, dem er als Adjutant zugetheilt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortsetzung.)

Das Aufkrämpen und Hin- und Wiederbiegen des Hutrandes, wodurch die wunderbarlichen Kopfdeckelmoden zu Tage kamen, die man alle Hut benamsete und oftmals nicht einmal auf dem Haupte, sondern bescheidentlich unterm Arm trug, das Dreieck, die Schwabenschaufel, der Preußenhut, fanden keinen Anklang im Gebirge. Nur wenn der Gebirgler die Wehre zur Hand nahm und zur Landfahne trat, dann bog er den linken

Hutflügel auf und heftete ihn mit irgend einem Nationalabzeichen an dem Gupf feſt, wie er das vor Zeiten am Kriegsvolk geſehen hatte, und ſo thut er noch heute. Es mochte dem Bauer zu geſchwinde gehen mit dieſen Geburten und Mißgeburten, und weil es eine alte Regel iſt, daß er eine Zeit lang an den Herren das verlachen muß, was er ſpäter als einzig ſchön an ſeinem Leibe oder Schädel zur Schau trägt, ſo hätte er ja damals kaum Zeit gefunden zu ſolchem Spott, und die Imitation wäre etwas zu auffallend ſchnell nachgefolgt. Am Kopf behielt er alſo den „alten Furm" vom Schwedenkrieg, weil er ihm Sonnen- und Regendach war, aber am Rumpfe beſann er ſich alsbald mit neumodiſchen Kamiſölern und Röcken.

Die lange Weſte mit der endloſen Taille und den Schößen ward beliebt, die Jacke in gleichem Zuſchnitte, vom Staatsrock Ludwigs XIV. die großen Aermelaufſchläge, die Taſchendeckel und Hinterfalten vorgend, ja an einzelnen Orten für ältere Männer der Rock ſelbſt, während den Junggeſellen in den Hütten das Kamiſol * blieb, da jener in Burgen und Bürgershauſern fortan allein anſtändig hieß. Damals fand ſich an herriſchen, beſonders ſoldatiſchen Röcken und Weſten eine Verzierung wieder, die ſchon die Kriegsleute von 1630 liebten, nämlich neben der Borte oder Bandeinfaſſung eine Reihe Knöpfe bis an's Ende der Schöße, deren Knopflöcher mit gleichem Band garnirt ſind, während am Knopfe ſelbſt aus demſelben Band ein ſogenanntes falſches Knopfloch genäht iſt, ſo daß alſo ein gleichförmiger Doppelſtrich ſich bildet. Aehnliche Schlingen wurden hinter allen Knöpfen an Taſchen, Schlitzen und Umſchlagen angebracht, auch an den Weſten. Dieſe Verzierung durch Striche muß beim Landvolk ungemein beliebt geweſen ſeyn, da ſie noch heute vielfach in Ehren iſt. Grüne Schnüre auf grauen Weſten, rothe auf blauen wählt der Tauer, Sarner, hellgrün auf dunkeln der Jachenauer, ſtolze bayeriſche Buben ſogar Silber- und Goldborten auf hochrothen „Schälken." Auch auf ältern Hemden kommt dieſe Verbrämung vor. Ganz herrenhaft mit Weſte und Kamiſol, ſpäter einem verlängerten Rock von ſchönem grünem Tuch mit gelblich grünem Beſatz und Futter und ſolchen Knöpfen und Schlingen, tritt der ältere Langgrieſer Bauer auf, überhaupt in einer der maleriſchſten Trachten des Gebirges. Es war ein herrliches Streiterhäuflein, als ihre Landfahne in den Jahren 1835 und 1842 zu den Königshochzeiten auf die Munchner Oktoberfeſte herabwanderte, noch ganz im Kleid der Großväter, die Anno 1705 ihres Kurfürſten „Kindeln rett'n" wollten und am Sendlinger Felde ſo männlich fielen. — In gleicher Weiſe traten 1838 bei der Tiroler Huldigung die Steinacher Schützen aus dem Wippthal auf, in violblauen Hemden und Weſten, alles mit weinrothem Beſatz.

Hieher gehört auch die Tracht mancher Hochdörfer im wunderholden vorarlbergſchen Walſertdal, die mit der langen Tſchoppe (Rock) und der gleich langen Weſte, dem Kamiſol, der Kurzhoſe und dem Rundhut das „ehrbare Häs" * bildet, welches das jüngere Geſchlecht verſchmäht, um ſich „lutheriſch," d. h. neumodiſch, in Langhoſe und Stutzfrack zu kleiden. An allen dieſen Kleiderſtücken erkennt A. Schott den Burgunden, und alſo auch ſie helfen uns in den Einwanderern in die alemanniſchen und romaniſchen Hochalpen die Blutsfreunde der Walliſer und der Deutſchen vom Montroſa wiederfinden.

In die Zeit der Aufnahme des Kamiſols fällt auch die theilweiſe und fortſchreitende Einführung der ſchwarzen Lederhoſe, die wir im Süden gern mit purpurner, nördlich mit grüner Seide abgenäht, oder gar mit Pfauenfedern am Latz oder an den Knieſchlitzen verziert finden. An ihnen glänzen noch die Spitzknöpfe, wie an den Kollern des 17ten Jahrhunderts, die auch auf Rock und Weſte noch vielfach vorkommen, wenn auch die filigranenen (durchbrochenen), oder mächtige überſponnene ſtellenweiſe Platz griffen und die Vintſchger um Glurns an ihren braunen Röcken mit angenagelten Blechplättlein vorlieb nahmen, wenn ſie nur den Spiegelteller an des Richters Scharlachkleid gleichſahen. — Der Hoſenträger, faſt durchweg grün, bing ſich an die lederne „Unnennbare" feſt, die ſich, im Zillerthale z. B., ſogar geſchämig der nackten Knie erbarmte. Aus breitem Band, als ſogenannten „Fünfer," weil an der Bruſt unter dem Querbeil noch eine Spitze herabgeht in Form einer V, fertigt ſich der Etſchländer ſeinen Hoſenheber, aus Juchtenleder liebt ihn der Paſſeirer und Oetzthaler. Es hat übrigens dieſes Hülfsgewand die mannigfaltigſten Variationen in Stoff und Zierrath zu erleiden, und ein geübtes Auge unterſcheidet ſogar durch die leiſeſte Verſchiedenheit in der Nüance des Grün, ob der Inhaber „am Berg" oder im Thale ſeine Heimath habe.

(Fortſetzung folgt.)

* Der Name camisol, camisards, vom romaniſchen camiseia, chemise, bringt uns auch von dorther wieder ein „Hemd."

* Häs — ſchwäbiſch: Gewand.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Journaliſtik.

Die Kunſtausſtellung iſt nach zweimonatlicher Dauer zu Ende gegangen, und Zuſchauer und Kritiker haben die Heer-

ſchau über einige tauſend Kunſtgegenſtände gemächlich beendigt. Letztere haben ſich aber kürzer faſſen müſſen, als ſonſt der Fall war, denn die Romane haben die Kritik, die literariſche ſowohl als die artiſtiſche, aus den Feuilletons der Tagesblätter faſt ganz verdrängt; das Publikum will nur noch Romane darin leſen, und iſt ein Roman einmal begonnen, ſo muß alles Andere dieſem weichen. Indeſſen ſind die Inhaber der Tagesblätter ſchlau genug, die Leſer mit der Beendigung eines Romans ſo lange als möglich hinzuhalten. Beim Juif errant von Eugen Sue, dem geleſenſten Roman der neueſten Zeit, treten häufig Pauſen ein, und das Publikum muß ſich dieſen Verzug gefallen laſſen. Der Conſtitutionnel, welcher den Roman an ſich gekauft hat und demſelben ſeine 10,000 Abonnenten verdankt, weiß ſehr wohl, daß ein großer Theil derſelben davon geht, ſobald der Roman beendigt iſt; er ſchleppt daher denſelben von einem Quartal zum andern fort, und wahrſcheinlich ſpinnt auch der Dichter gegen ein gutes Honorar den Roman weiter aus, als er Anfangs vorhatte. Der Roman verliert dadurch mehr, als er gewinnt; aber der Dichter und die Journalunternehmer ſtehen ſich ſehr gut dabei, und das Publikum hat ſich einmal dergeſtalt für die lebhafte und grelle Darſtellung der Jeſuitenränke intereſſirt, daß es ſich Alles gefallen läßt und die Abonnenten ſicher den Conſtitutionnel nicht verlaſſen, wenn auch E. Sue zwanzig Bände damit füllte ſtatt der zehn, womit ſie bis jetzt beehrt werden. Das Journal des Debats machte ähnliches Glück mit Sue's Myſtères de Paris; ſeitdem bringt es einen furchtbar langen Roman von Fred. Soulié, der aber nicht das mindeſte Aufſehen macht und ſchwerlich dem Blatte Abonnenten verſchafft. Trotz dem, daß ein Libelliſt, der behauptet hatte, A. Dumas laſſe mehrere arme Schlucker von Scribenten für ſich arbeiten, als Verleumder zu einer Geldbuße und zu kurzer Haft verurtheilt worden iſt, glaubt und behauptet man noch immer, daß dem wirklich ſo ſey. Und ſo eben iſt wieder ein Prozeß verhandelt worden, in Folge deſſen einem Buchhändler, Namens Recoules, auf Antrag des Verlegers eines A. Dumas'ſchen Romans: les trois mousquetaires, verboten wurde, künftig dieſen Roman öffentlich für die Arbeit eines gewiſſen A. Macquet auszugeben. So lange freilich dieſer Macquet nicht ſelbſt auftritt und verſichert, er und nicht A. Dumas habe den Roman geſchrieben, muß das Gericht und auch das Publikum glauben, jenes Vorgeben ſey unwahr. Hat es aber wohl jemals einen Schriftſteller gegeben, der wie A. Dumas nöthig gehabt hätte, ſeine Autorſchaft durch Gerichtsſprüche verſichern zu laſſen? Da nun von Allen, welchen man in Flugſchriften die vorgeblichen A. Dumas'ſchen Romane zugeſchrieben, keiner öffentlich aufgetreten iſt und die Arbeit als die ſeinige in Anſpruch genommen, ſo muß man vermuthen, daß, wenn der Dichter wirklich die Geiſtesprodukte armer Schriftſteller an ſich kauft, er dieſelben wenigſtens dergeſtalt ändert und beſſert, daß ſie ein ganz anderes Anſehen bekommen, und daß die urſprünglichen Autoren ihre Rechnung dabei finden, für ihn zu arbeiten, und ſich daher wohl hüten, durch eine öffentliche Erklärung mit ihm zu brechen.

(Fortſetzung folgt.)

Hamburg, Juni.

(Fortſetzung.)

Theater. — Der Profeſſor der Urdygiene.

Von Madame Birch-Pfeiffer erſchien auf der Thaliabühne: „Nelly, oder die Wanderungen.“ Schauſpiel in vier Aufzügen nach Humphrey's Wanduhr von Boz. Dieſes Drama iſt eine Sammlung abſtoßender Figuren, und trotz dem, daß in einem hübſch arrangirten Wachsfigurenkabinet Johannes Ronge und der Biſchof Arnoldi von Trier neben einander ſtehen, verunglückte die Compilation, die nur in der Langweiligkeit Großes leiſtet. — Von H. Ludolphi gefiel: „Mutterherz und Gattenliebe.“ Drama in drei Aufzügen; von Kaiſer: „die Sucht nach Abenteuern.“ Luſtſpiel in zwei Aufzügen, ferner „Dornen und Lorbeer,“ nach Lafont von W. Friedrich. Von H. Laube ward eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen: „der Hauptmann von der Runde,“ ohne Erfolg aufgeführt, von Neſtroy eine dreiaktige Parodie auf Aſchenbrödel, ebenfalls ohne Glück. — Das Aktientheater in der Vorſtadt St. Pauli, das als Uraniatheater ſchon ſo manche Direktion von Malten auf Stroh brachte, hat abermals gewechſelt. Herr Landt, ein ehemaliges Mitglied der Thaliabühne, führte ſeit Oſtern vorigen Jahrs die Direktion und brachte, wie es ſchien, das Inſtitut in Gang; merkwürdige Zumuthungen von Seiten des Comité's der Aktionäre, das ihn z. B. als dienendes Subjekt betrachten wollte, zwangen ihn, ſich zurückzuziehen, und der bisherige Inſpektor des Stadttheaters, Bartels, iſt an ſeine Stelle erwählt. Doch hat der Präſes des Comité's, ein ehedem in Magdeburg oder Leipzig verunglückter Buchhändler, für ſeine wunderliche Regierung mit dem bisher bezogenen Gehalt büßen müſſen, während Landt am letzten Abend ſeiner Direktion ein ſilberner Lorbeerkranz gereicht wurde. Für einjähriges Wirken ein hoher Preis! Landt hat nun die Direktion des Tivolitheaters übernommen, von welchem es erſt hieß, daß dort in dieſem Sommer nicht geſpielt würde.

Eine Komödie im wirklichen Leben hat der mehrgenannte Profeſſor der Urhygiene, Ernſt Mahner, der als Irrlicht umherwanderte, tragiſch zu Ende geſpielt, mindeſtens einen Akt geſchloſſen. Die Hamburger Polizei wollte ihm nicht geſtatten, hier ſeine Vorleſungen zu halten, wohl einzig aus dem Grunde, weil ſie zu argem Skandal führen konnten, wie denn in Lübeck, Kiel und Altona die Straßenjugend ſich an dem modernen Teutonen ergötzte und in letztgedachter Stadt eine Anzahl jugendlicher Zuhörer ſich gar verſchworen hatte, ihm am Schluß einer Vorleſung den rothgelockten Bart abzuſchneiden, was noch rechtzeitig verhindert wurde. Mahner, erbittert über ſeine Abweiſung in der bewegteſten Stadt des Nordens, verfügte ſich auf die Polizei und wollte ungeſtüm zum Polizeiherrn eindringen; die Offizianten kennen aber keinen Spaß und packten ihn. Mit Schrecken und Staunen fanden ſie bei dieſem Apoſtel der Mäßigkeit und Enthaltſamkeit einen ſcharfen Dolch und ein geladenes Piſtol. „Was wollteſt du mit dem Dolche, ſprich!“ ſoll einer der Offizianten pathetiſch gefragt haben; aber Mahner hat das: „die Stadt vom Tyrannen befreien!“ nicht geantwortet; er iſt auch nicht auf drei Tage entlaſſen, ſondern alsbald eingeſteckt worden. Die Mehrzahl iſt der Meinung, daß es in dem Gehirn des Mannes etwas undeutſch ſeyn müſſe, da ſich in ſeine Vorträge über die „Urhygiene“ wirklich konfuſes Zeug miſchte und er eine Unmaſſe von Fremdwörtern brauchte, um ſeinem Publikum zu beweiſen, daß man als Urdeutſcher leben und handeln müſſe. Als Prophet einer neuen Sekte wird er wohl ausgewirkt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 24. Juni 1845.

Ach, daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.
Uhland.

Liebeslieder von Gottfried Keller.

VIII.

Ich habe ſie geſehen
Auf Blumen in einem Sarg!
Das bleiche traute Antlitz
Ein weißes Tüchlein barg.

Ich hob es in die Höhe
Und legte meine Hand
Auf ihre dunkeln Augen,
Auf ihre kalte Hand,

Auf ihre verſchloſſenen Lippen —
Fahr' wohl, du blühendes Roth! —
O, weh mir, ich mußte ſagen:
Nun wahrlich iſt ſie todt!

Da liegt die edle Roſe,
Die einſt ſo purpurn gelacht!
Es hat ein fremder Künſtler
Eine weiße aus ihr gemacht.

Da liegt ſie ſo ſtarr und traurig,
Als hätte ſie nie gelebt;
Ach Gott, es nimmt mich Wunder,
Wo ihre Seele ſchwebt!

Kein Laut, kein Hauch, kein Ahnen,
Kein Flüſtern um mich her!
Der Leib und Ich in der Kammer,
Und alles ſtill und leer!

Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Daß zu der an vornehmen Muſtern abgeſehenen Tracht Beinhöslein und Bundſchuh nicht mehr wohl verwendbar ſeyen, ward um ſo augenfälliger, je mehr gerade die Modewelt der Chauſſure die zartſinnigſte Sorgfalt widmete. — Man griff nach dem vollſtändigen Strumpf, ließ aber immerhin bequemlich das Knie nackt und frei. Der weiße Strumpf fiel den Buben, der blaue den Männern anheim, rauhhaarigere Geſellen nahmen ihre braune Wolle dazu, wie die Paſſeirer. — Zwickelſtickereien in Grün und Roth blieben nicht aus. Wo der Laſchenſchuh der neuern herriſchen Vorbilder nicht zuſagte, langte man zu vielleicht einzeln dageweſenen Prunkſchuhen zurück; denn der weit ausgeſchnittene, an den Zehen ganz abgerundete Schuh des Meraner Landvolks findet ſich an den Beinen aller Menſchenkinder in jener Zeit, die man in beſonderem

Kunſtbezug Cinque Cento nennt. Der rothe Abſatz, wenn auch nur in Andeutungen, bunte Einfaſſungen u. dgl. wurden ad libitum angewendet. Der Kaſtelruter und Villanderſer Bräutigam ſchuſtert ſeine Hochzeitſchuhe aus weißem Leder und verſchwendet daran rothe Laſchen und Abſätze.

Damit hätten wir ungefähr ein Bild der in der Gebirgstracht zu unterſcheidenden zweiten Hauptgruppe. — Ich äußerte ſchon früher, die Jahre zwiſchen 1700 und 1750 ſeyen für unſere heutige Volkstracht im Gebirge die ergiebigſten Quellen. Ich wollte damit, wie aus den bisherigen Zeichnungen erſichtlich iſt, andeuten, daß, was heute ſichtbar iſt, mit geringer Abweichung auch damals vorhanden war, und ſo beſtätigt ſich mir der von A. Schott aufgeſtellte Satz: „In den meiſten Gegenden kleidet ſich der Bauer ungefähr wie vor hundert oder zweihundert Jahren der Herr.“ Was hinter dem abſchließenden Jahr 50 noch anwuchs, brachte raſche und unweſentliche Aenderungen mit ſich, und unſere neueſte Zeit gab kaum etwas, ſie nahm vielmehr.

Eine dritte Gruppe möchte allenfalls noch herauszuſtöbern ſeyn, wenn man die kurze Klappenweſte in's Auge faßte und den gut bürgerlichen endloſen Rock, der den ſtehenden, ohrenverhüllenden Kragen, die fingerbedeckenden Aermel, die Taille unter der Schulter und dergleichen Schönheiten zur Schau trägt. Zu ſeine Sippſchaft gehört die Jacke von demſelben Wuchſe, wobei nur die fahnengroßen Flügelſchöße abhanden gekommen, die ordinäre Kniehoſe und der Schnallenſchuh. Jenes Rockes bemächtigten ſich wunderlicherweiſe die reckenhaften Männer im Kitzbüchel, färben ihn aber blutroth und ſchließen ihn mit Haften. Weinfarbig lieben ihn die Botzner Bauern, braun und blau die Manner am obern Inn und in allen mehr ſchwäbiſchen Gegenden. Commandanten bäueriſcher Compagnien von Mutters und Arams ſtolziren darin und vollenden ihren Prunk mit einem Paar wohlgeſchmierter Halbſtiefeln. Der „Janker“ in älterer Geſtalt (Kamiſol) hält ſich am Lech, im Bregenzer Wald, im Ehrenbergiſchen neben dieſem Rockmonſtrum oder den ganz gewöhnlichen Meiſterwerken neueſter Erfindung.

Die „Tſchölder“ und „Janker“ von Manchester und allerlei Tuch, mit liegendem Kragen und Bruſtflügeln, nicht ſelten auf ungariſche Weiſe verſchnürt, die blumigen Seidenweſten, welche ſelbſt das lang in Kredit gebliebene Scharlachleibl übervortheilen, der Pantalon und die abſurden Keſſel und Töpfe von Hüten wollen wir doch nicht mit dem ſchönen Namen „Tracht“ beſchenken? Wir mögen es vielmehr rügend und bedauernd erkennen, daß ihre überraſche Verbreitung dem ächten Volkskleide ein vorſchnelles Ende bereitet, noch ehe ſich ein tüchtiger Erſatz findet. Man würde irren, wenn man annähme, daß Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit ihr Umſichgreifen veranlaſſen. Hier regen die Nachahmungsſucht, der ungebildetſte Geſchmack, der Luxus die Hände, um das Bauernvolk in ſo ſchädliche und häßliche Mummenbälge einzukleiden. Schon entbehren ganze Landſtriche einer vorherrſchenden oder auch nur in Reſten verbliebenen Tracht, z. B. das Viutſchgau von Glurns bis Nauders, die Ueberetſcher auf Eppan und Kaltern — romaniſche Nachbarſchaft war niemals von günſtigem Einfluſſe auf den ſonſt ſelbſt in ſeiner Armuth reinlichen und formhaften Deutſchen — des Volkes an den Straßen und um die größern Städte nicht zu gedenken. Am meiſten regiert ein Zwitterweſen von Tracht und Mode, der Spitzhut bei der kurzen Jacke, der Ledergurt neben der Langboſe u. ſ. w.

Ehe wir uns am Ende mit Ueberdruß von der Männertracht zur ſchwebenderen und ſchwankenderen der Weiber wenden, wollen wir noch ein wenig nach Haar und Bart unſerer Geſellen ſehen. Da dreht wieder der rauf- und lebeluſtigere bojoariſche Abkömmling ſeinen Schnurrbart und ſtuzt ſein Haar, überall im Oberland, am untern Inn, Zillerthal, Puſterthal und dergleichen Landſchaften. Die „Hinterthälderer“ lieben nicht ſelten ein derbes Bartgeſtrüpp im ganzen Geſicht; ſäuberlich raſirt ſich der Schwabe, auch Männer und Buben im Landl ſcheeren ſich nach alemanniſchem Vorgang das Geſicht glatt; aber ſie und viele Innerthälderer laſſen ihr meiſt blondes Haar in ſchlichten Locken um Nacken und Schläfe lang niederfallen, während ſie ſelbe auf der Stirn ganz gleich kurz, wie nach der Richtſchnur abſchneiden. Da haben wir wieder den Kaiſer Max mit ſeinem Haarputz.

(Schluß des zweiten Abſchnitts.)

Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Die Friſt, die ſich Reinhard dazu vom Grafen Wolf erbeten hatte, zwei Jahre, war nun längſt vorüber, aber er hatte tauſend Vorwände, um ſeinen Abſchied von der Reſidenz zu verzögern; den wahren Grund wagte er nicht dem Oheim zu geſtehen, obgleich dieſer ihn wohl durchſchaute: es war Abſcheu vor dem Landleben. Ohne wiſſenſchaftliche Bildung, war er doch, was man in der Welt einen ſehr gebildeten jungen Mann nennt, das heißt, ihm fehlte nichts, um in der Geſellſchaft zu glänzen, er verſtand ſich auf alles, was ſeinem angeborenen Witz, ſeiner lebendigen Unterhaltung höheren Reiz geben konnte. Dabei war er, obgleich nicht ſchön, förmlich berühmt wegen ſeines Glücks bei den Frauen. Sollte er dieſe Vortheile auf das Land vergraben? Das

war einem acht-und-zwanzigjährigen Weltmanne wirklich nicht zuzumuthen.

Sein Oheim aber muthete es ihm in allem Ernste zu und hatte ihn deßhalb jezt zu sich beschieden. Er saß, ihn erwartend, in seinem Kabinet. Reinhard legte den Weg von der Residenz nach dem Gute gewöhnlich zu Pferde in anderthalb Stunden zurück, und Graf Wolf wußte, daß er um zehn Uhr vom Dienste frei war und wegreiten wollte; es war aber schon zwölf Uhr und Reinhard noch nicht da. Er stand am Fenster seines einfachen Arbeitszimmers und blickte mit seinen scharfen Augen ungeduldig auf die Landstraße. Der Mann mußte in seiner Jugend sehr schön gewesen seyn. Von mittlerer Größe, mit feinen regelmäßigen Zügen, dunklem vollem Haar und wohlerhaltenen Zähnen, machte er noch immer eine sehr gute Figur, wozu freilich sein sorgfältiger Anzug nicht wenig beitrug.

„Endlich!" rief er, als ein heransprengender Reiter auf der Chaussee sichtbar wurde, und bald darauf trat Reinhard Auperg in das Zimmer seines Oheims. Es war eine ungewöhnlich große und kräftige Gestalt, die Züge des starken Kopfs zwar nicht schön und regelmäßig, aber gefällig durch den kühnen und geistreichen Ausdruck; blaue Augen, die weder groß noch glänzend waren, eine zu breite Nase, ein ziemlich großer Mund mit zwar weißen, aber ebenfalls viel zu großen Zähnen, die glücklicherweise ein etwas buschiger Schnurrbart zum Theil verbarg, stark ausgeprägte Backenknochen, hellbraunes krauses Haar und eine bleiche, aber dennoch gesunde Gesichtsfarbe — dieß Alles zusammen gibt gewiß kein reizendes Bild; und doch hatte Reinhard etwas ungemein Einnehmendes schon für den ersten Anblick. Der tiefe Blick seines Auges, das anmuthige Lächeln seines Mundes, der tadellos schöne Wuchs des herkulischen Körpers, vor allem aber die vollkommen männliche Grazie seines Wesens, die den Mann von feiner Erziehung, den Cavalier auf den ersten Blick erkennen ließ, gewannen ihm die gute Meinung jedes neuen Bekannten.

„Verzeihen Sie, bester Oheim," sagte Reinhard mit einer tiefen, aber sehr angenehmen Stimme, „verzeihen Sie, daß ich so spät komme, aber mein Pferd, Ihr nicht genug zu preisendes, köstliches Geschenk, hat unterwegs so stark gescheut, daß ich eine volle Viertelstunde brauchte, bis ich es wieder zur Ordnung brachte." — „Vor was scheute es denn?" — „Vor einem zerlumpten Bauerjungen unter einem Baum, der mir aber nachher durchaus nicht Stich halten wollte, als ich die Demeter auf ihn los spornte, und meinen Versicherungen, daß ihm nichts geschehen solle, durchaus keinen Glauben schenkte. Zulezt mußte ich ihn durch eine Drohung festhalten, die ich ihm aber nachher durch zwei neue Sechser vergalt."

„Du hattest Unrecht," sagte der ältere Graf scharf, „ein Kind um eines Pferdes willen zu ängstigen." — „Ich weiß, daß ich Unrecht habe," lächelte Reinhard, „weil Sie mir immer Unrecht geben. So gütig Sie stets in Ihren Handlungen für mich gewesen, so streng waren Sie stets in Worten; ich mache es aber wie unser Herrgott," sezte er mit kindischem Muthwillen hinzu, „und sehe nur auf's Herz." — „Mache jezt keine Possen, Reinhard, ich habe Ernstes mit dir zu reden." — „Befehlen Sie," sagte mit plötzlich ganz ernstem Gesichte der junge Mann und nahm auf einen Wink seines Oheims, der sich selbst auf seinen ledernen Armsessel niedergelassen, Platz.

„Seit einem Jahre, Reinhard, hast du dich meinem wiederholt ausgesprochenen Wunsche, dich auf einem meiner Güter etablirt zu sehen, fortwährend durch leere Ausflüchte entzogen. Das muß jezt ein Ende haben, du mußt deinen Abschied nehmen." — „Das will ich auch, liebster Oheim, aber nur noch eine kleine Frist — ich bin verliebt." — „Zum wie vielten Male?" — „Das erstemal tüchtig." — „Ich bedaure, daß ich dich aus deinem Liebeshimmel reißen muß; aber ich kann dir keinen Aufschub mehr gewähren; in einigen Tagen schon gehe ich in die Hauptstadt, um endlich die Bestätigung des Majorats beim Minister selbst zu betreiben. Der, den ich dann zum Majoratsherrn ernenne, kann mir aber wohl das Opfer bringen, die Stelle eines Subalternoffiziers in der Stadt für eine unabhängige Gebietersstelle auf dem Lande aufzugeben. Ich würde ihm dann die Hälfte meiner Güter übergeben. An der Art, wie er diese verwaltet, werde ich sehen, ob ich ihm die andere Hälfte bei meinem Tode auch ruhig überlassen kann. Ich werde bald sechzig Jahre alt und will dann meine Angelegenheiten geordnet haben."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortsezung.)

Cl. Gerke. — Kirchliches.

Von einem andern Propheten, dem der Logoslehre, deren ich in einem frühern Briefe erwähnte, ist ein neues Heft des „Logositen." Begleiter zum Logos, herausgekommen. Der Logos sollte bekanntlich die Welt in Glaubenssachen zur Raison bringen und ist für diesen Zweck äußerst konfus. Der Logosit dagegen, der weniger Abstrakta enthält, sondern die Angriffe und Spöttereien verschiedener Tageblätter abzuwehren bestimmt ist, tritt viel vernünftiger auf. Unbegreiflich ist es wahrlich, wie Hr. Cl. Gerke, der sonst ein praktischer Mann ist, den „Logos" zur Welt fördern konnte.

Ohne das neu erſchienene Heft des „Logoſiten“ wäre übrigens dieß neue Prophetenthum längſt vergeſſen; was die ſchwache Erinnerung daran noch nützen ſoll, weiß ich nicht. — Die deutſchkatholiſche Richtung iſt durch einige anonyme Anfragen und Aufforderungen in unſerem Hauptlokalblatt zwar in Anregung gebracht worden, doch iſt für die Bildung einer ſolchen Gemeinde hier ſonſt nichts Oeffentliches geſchehen, und die Sache ſcheint bei den hieſigen Katholiken kaum Anklang zu finden, da ein katholiſches Bewußtſeyn hier weder in orthodoxer noch in reformiſtiſcher Weiſe bemerkbar iſt. Wenn ſonſt das Sprichwort: „Je weiter vom Amt, deſto größer die Prozeßluſt,“ wahr ſeyn mag, ſo iſt doch gewiß, daß die hieſigen Katholiken die Gerichtsbarkeit Roms wenig fühlen und noch weniger ihr Spenden bringen. — In Lübeck hat der dortige katholiſche Paſtor Schürhoff, wie es ſcheint ohne genügende Veranlaſſung, ſeine feſte Anhänglichkeit an Rom mit leidenſchaftlichen Ausfällen auf die Deutſchkatholiken veröffentlicht; bald darauf ereignete ſich zwiſchen dieſem Paſtor und dem Paſtor Dr. Funk, einem orthodoxen Lutheraner, der Preußen wegen der unirten Kirche verlaſſen hat, ein widerlicher Vorfall bei der Leichenfeier des Bürgermeiſters Kindler, wo Funk den Schürhoff von der offiziellen Theilnahme in der Kirche ſelbſt ausſchloß. Die unverhohlenen Aeußerungen ſolchen Glaubenshaſſes haben den ſchlimmſten Eindruck gemacht. — Vor Kurzem iſt der Direktor unſerer Realſchule, die vor mehreren Jahren von der Gelehrtenſchule des Johanneums völlig geſchieden ward, geſtorben. Die Stelle deſſelben war während ſeines Penſionszuſtandes vom erſten Lehrer der Anſtalt, dem als Geographen wohl bekannten Dr. Jäger (in kirchlicher Hinſicht liberal) zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefüllt worden, und dieſer Mann hatte daher begründete Anſprüche auf die Stelle und fand nebenher eifrige Verwendung. Allein man war der Meinung, daß die Leitung der Schule beſſer einem Theologen anvertraut werde, und man wählte den Dr. Bertheau, bisher Katecheten am Spinnhauſe, welcher als eifrig orthodox bekannt iſt, übrigens ein guter Kanzelredner und ein tüchtiger Menſch ſeyn ſoll.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Studenten. — Verſuchseiſenbahnen.

Bereits zerſtreut ſich die vornehme Welt, geht auf's Land oder auf Reiſen, und die Dorffeſte um Paris herum ſind in vollem Gange, ſo wie die ländlichen Bälle in den Luſtgärten bei Paris und in den Vorſtädten, welche Bälle aber ſehr wenig Ländliches haben, und hauptſächlich von Studenten, Ladendienern und andern jungen Leuten beſucht werden, welche eine Menge Griſetten herbeiziehen, wenn ſie nicht von dieſen herbeigezogen werden. Wenn man die vielen Wagen ſieht, welche vor der Chaumière, der Eremitage, und wie die Oerter ſonſt heißen, halten, ſo ſollte man glauben, hier ſey die nobelſte Geſellſchaft beiſammen. Es ſind aber nur Miethwagen, welche die Galanterie der jungen Tänzer ihren Tänzerinnen bietet, damit ſie ſich auf dem weiten Wege von und nach Hauſe nicht zu ermüden brauchen. — Das Leben der Pariſer Studenten iſt häufig nichts weniger als erbaulich, und nur zu Viele gehen darin zu Grunde. Frederic Soulié hat ſo eben die Pariſer Studenten in einem großen Schauſpiele geſchildert, das vielen Beifall findet. Natürlich ſind hier ihre Ausſchweifungen nicht hervorgehoben, ſondern meiſt die gute Seite hervorgekehrt. Die Studenten beginnen jezt wieder eine Zeitſchrift, nachdem bereits einige ähnliche Verſuche geſcheitert ſind; das neue Blatt wird wahrſcheinlich daſſelbe Schickſal haben, denn was läßt ſich von jungen Leuten erwarten, welche ihre Lehrer kritiſiren wollen, ſtatt zu lernen was ihnen frommt? An ſolchen Unternehmungen haben natürlich nur Wenige Antheil, und überhaupt läßt ſich über die Pariſer Studenten, worunter man hauptſächlich nur die Juriſten und Mediziner verſteht, wenig Allgemeines ſagen; es herrſchen unter ihnen ganz verſchiedene Sitten, und während ein Theil mit den Griſetten die Schenken der Vorſtädte und der Umgegend beſucht und Schulden macht, ſind Andere unermüdlich im Studium, arbeiten in den Stunden zwiſchen den Vorleſungen in den Schreibſtuben der Notare oder Prokuratoren, um den Geſchäftsgang kennen zu lernen, oder ſtudiren auf Bibliotheken und in eigens für ſie beſtimmten Leſekabinetten, beobachten die Kranken in den Hoſpitälern und machen die Beſuche der Aerzte und Wundärzte daſelbſt mit.

Dieſen Sommer wird in der Umgegend von Paris' emſig daran gearbeitet, um die auf Staatskoſten anzulegenden Verſuchseiſenbahnen zu Stande zu bringen. Mit der elektriſchen Telegraphie ſind bereits befriedigende Verſuche angeſtellt worden, und zwar längs der Eiſenbahnen nach Orleans und nach Rouen. Leztere Verſuche haben dargethan, daß der elektriſche Funken einen Draht, der doppelt ſo lang iſt als der Weg von Paris nach Rouen, mit größter Leichtigkeit durchläuft. Man zweifelt nicht mehr, daß durch das neue Verfahren die bisherige Telegraphie verdrängt werden wird, wenigſtens in den Richtungen der Eiſenbahnen. Man hat dabei ein weit kleineres Perſonal nöthig, man kann Tag und Nacht operiren und braucht weit nicht ſo viel Gebäude und Vorrichtungen. So wird man von Paris aus mit den entfernteſten Theilen des Reiches elektriſch korreſpondiren können, ſobald einmal die großen Eiſenbahnlinien fertig ſind. Zwiſchen Paris und St. Germain arbeitet man raſtlos an der kurzen Eiſenbahn, auf welcher das ſogenannte atmoſphäriſche Syſtem verſucht werden ſoll; indeſſen iſt nicht die ganze Strecke von Paris nach St. Germain, ſondern nur die von Nanterre nach lezterer Stadt, das heißt die Hälfte des Weges, dazu beſtimmt; von Paris nach Nanterre ſoll die gewöhnliche Eiſenbahn dienen. Von dieſem Dorfe an wird nun eine auf Bogen ruhende Bahn zur Bergſtadt St. Germain hinaufgeführt; dieß iſt eine Strecke von einer deutſchen Meile. Bewährt ſich hier das Verfahren, ſo wird es auch auf größern Strecken anwendbar ſeyn. Die irländiſche Methode iſt bekanntlich durch den Franzoſen Hallette, Inhaber einer großen Maſchinenfabrik zu Arras, verbeſſert worden; die Engländer ſelbſt geſtehen bereits die Vorzüge des franzöſiſchen Verfahrens ein; beide ſollen auf jener neuen Bahn neben einander verſucht werden. Da die Bahn zu einer Anhöhe hinaufführt und mithin großentheils auf Mauerwerk ruhen muß, ſo iſt die Arbeit lang und koſtſpielig und man wird ſchwerlich in dieſem Jahre damit fertig werden. Zu gleicher Zeit arbeitet man zwiſchen Paris und Sceaux — ebenfalls eine Strecke von einer kleinen deutſchen Meile — an der Bahn, auf welcher die Arnoux'ſche Erfindung, welche aber bloß in einer Verbeſſerung des Dampfwagens beſteht, verſucht werden ſoll. Dieſe Bahn, da ſie keine Schwierigkeit darbietet, wird wahrſcheinlich viel früher als jene fertig werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 25. Juni 1845.

Graf und Poet und Chriſt. —
Xenien
von Schiller und Goethe.

Leopold v. Stolberg an Fouqué.

Sondermühlen, den 16. Nov. 1817.

Ihre ſchöne und liebevolle Ode, theuerſter Freund, erfreute, rührte, erquickte mich in einer finſtern Stunde. Wie gern verdanke ich Ihnen, Beſter, dieſes Labſal. Nehmen Sie meinen herzinnigſten Dank! — Wie gut und wie ritterlich iſt auch Ihr Anerbieten, für mich die Lanze mit dem ehemaligen Freunde, itzigen Widerſacher zu brechen. Ich erhielt erſt in dieſen Tagen das Libell. Sie werden ſtaunen über die Schamloſigkeit, die Wuth des Mannes! Vorzüglich tobt er auf jakobiniſche Weiſe gegen Adel und Prieſter; doch bei weitem am meiſten wider den Adel, der, wie er behauptet, Papſtthum und Jeſuiten einführen wolle, um wieder die Herrlichkeit, deren er im finſtern Mittelalter genoſſen, zu gewinnen. — Er führt falſche Facta gegen mich herbei und verleumdet ſowohl meinen Bruder als viele meiner Freunde, die einſt auch die ſeinigen waren. Ich muß wider ihn ſchreiben, weil nur ich dieſe Sache erörtern kann und mir die erforderlichen Angaben gegenwärtig ſind. Es iſt eine ſo verdienſtliche als undankbare Arbeit, aber nothwendig, weil er mich lügend mehr als Einer Lüge und anderer Greuel zeihet. Nicht viel weniger ſchnöde iſt eine Rezenſion meiner Religionsgeſchichte vom Kirchenrathe Paulus in Heidelberg, Voſſens Waffengenoß. — Wie geſagt, theuerſter Freund, kein anderer kann das Ding beantworten. Uebrigens könnte ich es unmöglich zugeben, daß mein edler Freund ſich in eine Fehde einließe, welche Voß bis zum lezten Athemzuge fortführen und Ihnen das Leben verbittern würde.

Gott ſey mit Ihnen und der edlen Karolinenmuſe, welcher ich die Hände küſſe.

Ihr alter F. L. Stolberg.

Sondermühlen, den 25. Mai 1819.

Wie haben Sie mich abermal beſchämt und erfreut, mein edler Freund, mit dem ſchönen freundlichen Gedichte, deſſen zärtliche Klage mein Stillſchweigen belohnt, da es wohl Strafe verdient hatte. Aber Ihre parnaſſiſchen Bienen ſollen für den Greis, der Sie ſo liebt, keinen Stachel haben, ſondern bereiten ihm nur lautern Honig, der ihm den Blick erhellet und ſein Herz erfreut. Die Heiterkeit Ihrer Dichtungen gibt ihnen auch noch einen beſonderen Werth, den eine Gott gebe glücklichere und weiſere Nachwelt wird nach Verdienſt zu ſchätzen wiſſen; denn auch durch dieſe unterſcheiden Sie ſich rühmlich, Sie und Ihre Karoline, von den Dichtern dieſer Zeit, denen die Schwüle der Zeit, faſt ohne Ausnahme, eine klügelnde Trockenheit gibt, welche uns

Jünglingen das Herz zusammenzieht. Unsere Afterweisen sagen: man solle mit der Zeit fortgehen; dafür mögen sie denn auch untergehen mit der Zeit und werden es! Außer der Zeit in einem Aether schwebend, der über der Zeit ist, gibt der wahre Dichter der Zeit einen Schwung, eben weil er außer ihr ist, und überlebt sie und die folgenden Zeiten. — Ihr Stauf hat mir wahre Freude gemacht. Aus ihm geben Sie auch der Zeit heilsamen Stoß. Das mag wohl die Ursache seyn, weßwegen er in München den Kampfpreis nicht erhielt. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, dieses edle Brüder-Kleeblatt, die holde Adele, der Herzog Wolfgang, auch die Herzogin. — Nur thut es mir leid, daß es gerüget werde an der Ritterschaft, daß sie, um im Trüben zu fischen, die Theilung des Landes gewünscht habe, da gerade itzt dem Adel so viele harte und ungerechte Vorwürfe von allen Seiten her gemacht werden; daher auch in einigen Ihrer lezten Schriften die Verherrlichung der Wehrfesten mir bedenklich geschienen hat. Wir können itzt nicht vorsichtig genug in unsern Aeußerungen seyn, nicht genug vermeiden, der guten Sache eine Blöße zu geben. Kraftvolle Darstellung wahrhaft adeliger, durch Religion geheiligter Gesinnung, in welcher die Kraft von der Selbstverleugnung ausgehet, und dann in Demuth einhergehet, welche durch Vertrauen in Gott den höchsten Heroismus gibt, dessen bedarf es nun, und ich sähe meinen Fouqué so gern zu dieser Darstellung berufen.

Ein alter Name.

(Fortsezung.)

„Hören Sie mich, bester Oheim," erwiderte Reinhard. „Wir sind jezt in der Mitte Decembers; lassen Sie mich nur noch den Winter in der Residenz. Zum Frühjahre komme ich gewiß heraus, aber nicht allein — ich bringe mir eine Frau mit, denn als Garçon kann man es auf dem Lande nicht aushalten. Die Zeit bis zum Frühjahr will ich benuzen, um das Herz irgend eines Mädchens zu rühren und welches Herz ich zu rühren suchen werde, das ist auch fest beschlossen." — „Wer ist denn deine neue Flamme?"

Ohne sich mit einer Vertheidigung gegen das Prädikat „neu" aufzuhalten, versezte Reinhard: „Meine zukünftige Frau ist die einzige Tochter des Ministers Verstorff." — „So? ei! wirklich? Nicht so übel, als ich dachte. Wie alt ist sie?" — „Noch nicht achtzehn Jahre und schön und wohlerzogen, dabei, wie Sie wissen, aus einer der ersten und ältesten Familien des Landes. Ich hoffe, Oheim, Sie geben mir eine Ehrenerklärung, daß ich nicht so leichtsinnig bin, wie Sie glaubten." — „Wie stehst du mit ihr?" — „Gar nicht. Sie ahnt nichts von der Sache, ich habe sie erst einmal gesehen, auf einem Balle, wo ich ganz zulezt hinkam und nichts mehr thun konnte, als mich ihr vorstellen zu lassen, ehe sie wegging. Da stand aber schon der Entschluß in mir fest: wenn ich auf's Land muß, so muß dieses Mädchen mich begleiten. Sie wird Ihnen gefallen, Oheim, sie ist ganz nach Ihrem Geschmack: recht verschämt, recht bescheiden, außerordentlich unschuldig. Auf dreißig Schritte sieht man ihr an, daß sie eben erst aus der Pension kommt."

„Als du mir sagtest, daß du wegen „Verliebtseyns" die Residenz nicht verlassen könntest, dachte ich wirklich nicht, daß es eine so präsentable Flamme sey." — „O da hatten Sie auch ganz recht; als ich Ihnen sagte, daß ich so verliebt sey, meinte ich damit nicht Fräulein von Verstorff, sondern die neue Sängerin, wegen der ich durchaus vor Ablauf der Saison mich nicht von der Stadt trennen kann."

„Reinhard! Reinhard! sieh mich nicht lächelnd an! Die Sache ist nicht zum Lachen; alles hat seine Grenzen, besonders aber der Leichtsinn der Jugend!" — „Ist das ein so großes Unrecht, wenn ich die Eine liebe, weil sie schön singt, und die Andere, weil sie für mich eine passende Frau seyn würde?" — „Genug, genug! Denkst du denn nicht daran, welche Rolle du künftig spielen, oder richtiger gesagt, welchen Platz du ausfüllen sollst? wie viele hundert Menschen von dir abhangig seyn werden, wie du als Vertreter des Landes durch deine Besitzungen und deinen alten Namen einst einer der Ersten seyn wirst in der Kammer der Stände, und daß alle Augen auf dich gerichtet sind?"

„Gewiß!" sagte Reinhard, indem er sich stolz zurück lehnte. „Glauben Sie nur, es kann Niemand mehr durchdrungen seyn von der großen Wichtigkeit und hohen Lebensstellung des alten begüterten Adels, als ich. Niemand kann dankbarer die Vortheile anerkennen, die Ihre Güte auf mein unwürdiges Haupt häufen will," sezte er mit einem höflichen Lacheln hinzu, indem er den Kopf gegen den alten Grafen neigte.

„Vortheile!" rief dieser zornig, „es sind keine Vortheile! Wirst du nie begreifen lernen, daß eine hohe Lebensstellung, eine überwiegende finanzielle Begünstigung nur Verpflichtungen und Rücksichten auferlegt, welche die kleinen erbärmlichen Vortheile eines bequemeren, verwöhnteren Lebens zehnmal überragen? Wirst du nie begreifen, daß wer einen Namen trägt, der Jedermann bekannt ist, sich auch auf eine Weise betragen und verhalten muß, daß sein Leben, seine kleinsten Handlungen Jedermann bekannt werden können? Wirst du nie

begreifen, daß wir „Hochgeſtellten“ unendlich weniger thun dürfen, als der von einer dunkeln Geburt beſchattete unabhängige Bürger, und auf der andern Seite unendlich viel mehr thun müſſen, weil Aller Augen auf uns ſehen? Geh, geh, Reinhard, du machſt mir unendlichen Kummer, indem du deinen alten Adel und deinen neuen Reichthum nur als das Piedeſtal betrachteſt, auf dem deine Eitelkeit ungeſtraft ſich zur Höhe ſchwingen kann. Du biſt ein leichtſinniger Knabe, der mit Dingen ſpielt, die Andern ſchwere Opfer gekoſtet.“

„Wenn Sie damit,“ ſagte Richard raſch mit hochgeſchwollener Zornader, „wenn Sie damit das Opfer meinen, das Sie gebracht, indem Sie ohne Neigung die Tante geheirathet —“

„Schweig, Knabe!“ donnerte der alte Graf, indem er todtenbleich auf den erſchrockenen Neffen zufuhr, „ſchweige! es iſt nicht an dir, mir die einzige ſchlechte Handlung meines Lebens vorzuwerfen!“ — „Schlechte Handlung! Oheim!“

Der Graf antwortete nicht. Er ging, die Hände vor das Geſicht gepreßt, ſtürmiſch im Zimmer auf und ab. Reinhard ſah ihm erſchrocken nach; ſein eigener Zorn war an dem mächtigeren Zorne des Oheims verflogen, und er bereute bitter das unbedachte heftige Wort, das ſolche Wirkung bei dem alten Herrn hervorgebracht. Noch nie hatte er von dieſer Heirath, überhaupt von der Tante mit ihm geredet, weil der Oheim ſichtlich Alles vermied, was an ſie erinnern konnte; heute zum erſtenmale hatten die harten Worte deſſelben ſein jähzorniges Gemüth angeregt, etwas zu berühren, das ihm der Inſtinkt aller Zornigen als das Verletzendſte angab; aber auf ſolche Wirkung war er nicht gefaßt geweſen. Er ſtand auf, trat zu dem noch immer heftig auf und ab ſchreitenden Grafen, und ſeine hohe Geſtalt, die den Oheim beinahe um einen Kopf überragte, demüthig vor ihm niederbeugend, ſagte er kleinlaut: „Sind Sie mir böſe? Soll ich gehen?“

„Nein, bleibe,“ erwiderte der Graf mit veränderter Stimme, indem er die Hände vom bleichen Antlitz ſinken ließ. „Es iſt gut, daß die Sache endlich zur Sprache kommt, wenn es auch nicht auf ſolch unehrerbietige Weiſe von dir hätte geſchehen ſollen; aber es iſt mir nun ganz recht. Setze dich und höre mir zu, ich will dir zur Warnung eine Geſchichte von mir erzählen.“

„Nachdem meine Mutter geſtorben, ließ uns, deinen Vater und mich, unſer Vater eines Morgens in ſein Kabinet rufen. Dieß geſchah durch den einzigen alten Diener, den wir noch hatten. Ich zählte damals acht-und-zwanzig, dein Vater neun-und-zwanzig Jahre. Wir waren Beide während der lezten Tage unſerer Mutter aus der Garniſon hierher gekommen, wo wir als Offiziere bei einem und demſelben Regimente ſtanden. — Beim Eintritt kam uns der Vater mit bekümmerten Zügen, wie es wohl zu begreifen war, entgegen. Nach einer ziemlich verworrenen Einleitung, wovon wir nur verſtanden, was wir ohnedem längſt wußten, nämlich unſere gänzliche Verarmung, erklärte er endlich: Nur noch einen Monat bleiben wir im ungeſtörten Beſitze dieſes unſeres Stammhauſes; nach dieſer Friſt werden unſere Gläubiger ſich deſſelben bemächtigen. Welcher von euch kann mir einen Rath geben, was ich dann beginnen ſoll?“

„Keiner von uns rührte ſich, wir waren ſtumm vor Schrecken; endlich ſagte mein Bruder Hugo: „Gibt es denn kein, gar kein Mittel, dieſes Haus unſerer Familie wenigſtens noch einige Jahre zu erhalten?“ — „Keines,“ verſezte mein Vater leiſe, „keines, als daß einer von euch Fräulein Mosheim, unſere reiche Nachbarin, heirathet.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Schluß.)

Kirchliches. — Anſchluß an den Zollverein.

Bei Beſezung der Direktorſtelle der Realſchule zeigte ſich alſo wieder, daß die Orthodoxie bei den Behörden in großem Anſehen ſteht, und wie nach und nach die Mehrzahl der Mitglieder des Senats und geiſtlichen Miniſteriums zur orthodoxen Partei ſich bekannte, ſo macht ſich dieſe Richtung auch ſchon in der zweiten und dritten Region der Beamten und deren Anhang geltend. In den wenigſten Fällen kann hier wohl von Ueberzeugung die Rede ſeyn; es gehört einmal zum Ton, ein bedächtiger, frommer Chriſt zu ſcheinen; daneben lockt die Ausſicht, daß man auf dieſem Wege eher zum irdiſchen Himmel gelangt, als auf dem des Rationalismus. Vielleicht fluthet in zehn Jahren der Strom rückwärts und unſere Kinder ſehen wieder das andere Extrem als Schaum der Wellen antreiben, während der Strom ſelbſt in ewiger Klarheit durch die Jahrtauſende hinrollt, Jedem zur Erquickung, welcher es verſteht, aus der Tiefe zu ſchöpfen. Will und kann man daher dieſen vorübergehenden Kämpfen mehr als eine vorübergehende Bedeutung nicht zugeſtehen, ſo mag man ſich auch nicht darüber wundern, daß es unter unſern Erzlutheranern hochſtehende Männer gibt, die man ziemlich getroſt Jeſuitenfreunde nennen kann, daß wir Erzkatholiken und Erzprotestanten an einem Strang ziehen ſehen, wo es gilt, die Reformirenden zu beſtreiten, während ſie doch ſonſt ſo ſcharf auf einander beißen, daß Fälle, wie der von Lübeck erzählte, ſich ereignen können. Dieſe Widerſprüche dürften, wie die Gährungen des antiken und modernen Judenthums auch hier, nur ein Beweis mehr ſeyn, daß die beſtehenden Verhältniſſe in kirchlichen Dingen nothwendig einer Aenderung entgegen gehen, und daß die allenthalben ſtattfindenden Abtrennungen, Auflöſungen und Anfeindungen eben nur der Anfang des Prozeſſes ſind. In

Hamburg wird die Entwickelung höchst wahrscheinlich leicht und natürlich seyn; man ist hier jezt mehr tolerant als indifferent, man gewöhnt sich, die Leiter der Regierung als orthodox zu betrachten, und doch ihre guten Eigenschaften vollkommen anzuerkennen. — Eine Hauptstütze der freieren Glaubensrichtung im Senate war bis jezt unser ältester Bürgermeister Dr. Bartels, ein um die Stadt hoch verdienter Mann, welcher am 25. März d. J. fünfundzwanzig Jahre Bürgermeister war. Auch der Senior des Ministeriums, der ebenfalls hochbetagte Dr. Rambach, gehört mehr der freieren Richtung an als der orthodoxen, und neben ihm stehen die beiden bedeutendsten Kanzelredner Hamburgs, Dr. Schmalz an St. Jakobi und Dr. Alt an St. Petri. In neuester Zeit scheint die Stellung mehrerer Prediger in Hamburg weniger schroff gegen einander, als sie noch vor einem Jahre war. — Von den öffentlichen Fragen ist der Anschluß an den Zollverein am lebhaftesten besprochen und von einer Sektion der patriotischen Gesellschaft in Berathung genommen worden. Natürlich stehen die Meinungen auch hier in strictem Widerspruch einander gegenüber, und zwar ist aus vielen natürlichen Ursachen jezt noch die Mehrzahl gegen den Anschluß. Einer der Hauptgründe dieser Abneigung ist die Furcht, die Freiheit des Handels möchte durch bureaukratische Controle beeinträchtigt werden. Man will den Gewinn, daß durch den Zollverein und dessen Ausdehnung die politische Bedeutsamkeit Deutschlands dem Auslande gegenüber sehr gehoben werde, nicht recht einsehen, und vor Allem fürchtet man wieder deutsche Halbheiten und den Mangel eines Schutzes zur See, den uns jezt vielseitig die Engländer gewähren. Einen sehr bedeutenden Stoß würde die Meinung für den Anschluß erleiden, wenn es sich bestätigen sollte, was man fast zu glauben scheint, daß auch Preußen zu den großen Mächten stehe, wenn sie Dänemarks Ansprüche auf die Incorporation eines Theils von Deutschland unterstützen; fördern aber würde es die Stimmung für den Anschluß, wenn Preußen allen undeutschen Gelüsten kräftigst entgegenträte. Man ist begierig, ob der König von Preußen in diesem Sommer auf der Rückreise von Kopenhagen unsere Stadt wirklich berühren wird, was man aus manchen Gründen wünscht.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Eisenbahnen.

Die wichtigste und einträglichste der von Paris auslaufenden großen Eisenbahnen wird die Nordbahn werden, da sie Paris mit Belgien, folglich auch mit dem nordwestlichen Deutschland und mit Holland, und dann wieder mit den Landungspunkten der aus England kommenden Paketboote in Verbindung sezt. Das nördliche Frankreich gehört zu den besten Strichen des Reiches, nicht allein durch seine Fruchtbarkeit und seine vortreffliche Kultur, sondern auch wegen der vielen Fabrikstädte und Fabrikdörfer. Wird dieses Land in unmittelbare Verbindung mit der Hauptstadt gesezt, so ist der Vortheil für beide gleich groß. Paris bekommt die Landeserzeugnisse leichter und schneller, obgleich für die Erleichterung des Transports bereits durch Kanäle gesorgt war, und das nördliche Frankreich sichert sich dadurch einen sehr ausgedehnten Absaz für die Produkte seines Fleißes. Nicht minder wichtig ist es für Paris, die Reisen von und nach England zu erleichtern. Die Zahl der Frankreich besuchenden Engländer nimmt beständig zu und wird sich noch sehr vermehren, wenn einmal die Eisenbahnen fertig sind. Dann geht die Korrespondenz zwischen Großbritannien und Asien jezt großentheils über Frankreich und Egypten; diese wird durch die von Nord nach Süd durch Frankreich laufenden Eisenbahnen bedeutend beschleunigt werden. Dieß ist baarer Gewinn für Frankreich, und es liegt ihm also sehr daran, an die projektirten Eisenbahnen Hand anzulegen. Man tummelt sich auch in den gesetzgebenden Kammern, um noch in dieser Session alle diese Projekte abzufertigen, welche manche Zögerung erlitten haben und noch erleiden, weil jede Provinz eine Eisenbahn haben will. In Paris selbst streitet man sich gegenwärtig über die Richtung der Eisenbahn zwischen Paris und Lyon. Die Vorstadt St. Antoine sucht durchzusezen, daß die Bahn dieselbe durchschneide und daß der Bahnhof neben dem Bastilleplaze, am Eingang dieser Vorstadt, angelegt werde. Die kleine und fruchtbare Provinz la Brie schließt sich an diesen Wunsch an, weil nach dieser Richtung die Eisenbahn durch die Brie gezogen würde, folglich auf dem rechten Seineufer. Dagegen macht die Compagnie der Orleaner Eisenbahn auf dem linken Seineufer sehr annehmliche Offerte, damit man sich ihres Bahnhofes und des Anfangs ihrer Bahn zu der Fahrt nach Lyon bediene, wodurch beinahe 20 Millionen erspart würden. Dennoch scheint die Regierung das erstere Projekt vorzuziehen, vermuthlich um auch der Brie und ihrer Nachbarschaft eine Eisenbahn zu gönnen, und in der Pariser Vorstadt St. Antoine, wo Grund und Boden wenig Werth haben, neues Leben zu verbreiten. Beiderseits gibt man sich viele Mühe, durch Pläne und Flugschriften die Vorzüge beider Entwürfe den Parisern anschaulich zu machen. Die Sache muß in diesen Tagen entschieden werden. Gewinnt das erste Projekt die Oberhand, so wird die Lyoner Eisenbahn eine Strecke weit mit der Straßburger zusammenfallen, welche sich dann zu Dijon von derselben trennen und von da nach dem Elsaß führen würde. Dann haben die Kammern noch einen Gesezvorschlag zu berathen, kraft dessen die vorhandene doppelte Eisenbahn zwischen Paris und Versailles über Chartres bis Rennes in der Bretagne verlängert werden soll. Bekanntlich bestehen zwei Eisenbahnen, eine auf dem rechten, die andere auf dem linken Seineufer, welche beide nach Versailles führen, und von denen die des linken Ufers durch das vor einigen Jahren vorgefallene Unglück eine schreckliche Berühmtheit erlangt hat. Die Kompagnie dieser Bahn befindet sich in sehr schlechten Umständen, und man hat schon lange gewünscht, die Unternehmer der beiden Bahnen möchten sich mit einander zu Einer Gesellschaft vereinigen. Dagegen hat sich die Gesellschaft, welche die Bahn des rechten Ufers ausbeutet, lange gesträubt; denn sich mit einer halb bankerotten Compagnie zu verbinden, ist eben nicht erfreulich. Man hat aber beiden zu verstehen gegeben, wenn sie sich nicht verbinden wollten, so könnte man ihnen die Fortsezung der Bahn nicht überlassen. Da ihnen nun viel daran liegt, eine große Eisenbahn zu bekommen, anstatt der kurzen bis jezt vorhandenen, so hat das Privatinteresse sie endlich zu der Vereinigung getrieben, um die Bahn bis in die Bretagne und wahrscheinlich bis zum Hafen von Brest fortzusezen. Von Versailles nach Paris wird sich dann dieser Stamm in zwei Aeste spalten, von denen einer zum nördlichen, der andere zum südlichen Theile der Hauptstadt führt. So wird die Hauptstadt in wenigen Jahren nicht allein alle großen Eisenbahnen des Reichs, sondern auch mehrere kleinere eigenthümliche in sich vereinigen. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 24.

Mittwoch, 25. Juni 1845.

[174] **Zweite vermehrte Auflage von der gekrönten Preisschrift:**

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigener Anschauung

von

A. v. Weckherlin.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese Schrift ist der sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe gewidmet, welche der Verfasser als zweiter Vorstand der Versammlung mit Ueberreichung derselben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralstelle des großherzoglich badischen landwirthschaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Versammlung deutscher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen **Maximilian von Baden** ausgesetzten Preise von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabschnitte des Inhalts: Erster Abschnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den früheren landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speziellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Durchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebst Schlußfolgen daraus.

Von demselben Verfasser wird im Laufe dieses Jahres noch bei uns erscheinen:

Die landwirthschaftliche Thierproduktion

in drei Theilen,

worauf wir bei dieser Gelegenheit vorläufig aufmerksam zu machen uns erlauben.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[167] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Paul.

Ein Roman.

Von

A. von Sternberg.

1845. 2 Bde. gr. 12. geh. 3½ Rthlr.

Leipzig.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

---

[173] Die Unterzeichnete macht die vorläufige Anzeige, daß in ihrem Verlag folgendes interessante Geschichtswerk erscheinen wird:

Der Ausgang des Ordens der Tempelherrn

von

Dr. Wilhelm Havemann,

Professor an der Universität Göttingen.

Dessen Hauptmomente, auf historischen Grundlagen beruhend, Verhaftung, Anklage, Proceß und Untergang des Ordens bilden werden.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[163] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai 1845.

Größere Aufsätze.

Peel und die Maynoothbill. — Sitten und Gebräuche in der Bretagne. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Schilderungen aus Persien. 5. Wanderung von Bebbehan nach Mal Amir. — Das alte Mexiko: 2. Gartenbau und Blumenzucht; 3. alte Geschichte; 4. religiöse Begriffe und Einrichtungen. — Etwas über die Criminalstatistik Frankreichs. — Bilder aus dem Innern von Columbien: der Tambo von Corales; der Paramo von Guanaco; Tortoro. — Die schwarzen Einwohner Australiens. (Mit einer Abbildung.) — Ein siamesisches Heer. — Auswanderung der Neger gegen Norden. — Die Condors. — Die Schattenseiten der Mission und Bibelverbreitung. — Zug durch das Oregongebiet. — Mittheilungen über Batavia. — Etwas über Zacatecas. — Religiöse Denkmäler auf Java. — Besuch in einem Nonnenkloster zu Poyayan. — Die englischen Kolonien und die Korngesetze. — Thawanan, der Zauberer. Südabyssinische Wundersage. — Ein Blick auf die Provinz Jakutsk. — Bilder aus Mexiko: Queretaro, Guadalaxara, See von Chapala. — Die bengalische Presse. — Lazo und Bolas. — Die Jesuiten in Frankreich. — Sins

ghapura. (Aus der noch ungedruckten Reise Prof. Neumanns.) Erster Abschnitt. — Dörfer und Dorfleute in Neugranada. — Etwas über Madeira. — Cincinnati. — Die runden Thürme in Irland. — Ein Besuch des Ararat.

Kleinere Mittheilungen.

Belohnungen für Waldanpflanzung in Frankreich. — Das Hentzramt in Cayenne. — Transatlantische Dampfbootverbindung von Frankreich aus. — Zahl der Bittschriften gegen die Mahnoothbill. — Atmosphärische Eisenbahnen. — Indische Studenten der Medizin in England. — Französische und chinesische Seidenwaaren. — Eisenbahnen in Indien. — Karawanen in Abyssinien. — Straßen in China. — Bulgarische Lieder. — Eisenbahn-Kaffeehaus. — Der Archipel der Liutschiu-Inseln. — Werth des Straßenkoths in Paris. — Colonisation in Algier. — Hungersnoth im Distrikt Gantur in Indien. — Bibliothèque de l'école des Chartes. — Der chinesische Pflug. — Bevölkerung der Philippinen. — Verfall der Gärten in Kleinrußland. — Bettler in China. — Wiederherstellung des Midris-Sees. — Temperatur in Algier. — Frühe Früchte in London. — Industrieausstellung zu Madrid. — Heirathen der Chinesen. — Die unbestraften Verbrechen in Frankreich. — Eisenbahnen in Frankreich. — Aussatz in Bistra. — Ponsards Lucretia. — Elektrische Telegraphen in Frankreich. — Eisenbahnen in Indien. — Assamthee. — Monsieur Très-exact. — Die Wintervorräthe der Sioux. — Der Reisende Regulv. — Brosseis Untersuchungen georgischer Schriften in Moskau. — Dampfschifffahrt auf dem kaspischen Meere. — Geschichte von Tabaristan und Masanderan. — Verletzungen durch Wagen in Paris. — Junge Perser in Paris. — Ein sonderbarer Spielprozeß. — Die Heuschrecken und die Pest. — Das Podichmechan. — Eismeister. — Das arktische Meer und die nordwestliche Durchfahrt. — Sterblichkeit der englischen Truppen in den Colonien. — Das Athenäum über die Sterblichkeit in Nordamerika. — Marmorbrüche in Frankreich. — Anwendung der Schrauben auf die gewöhnliche Lokomotive. — Statue für Nic. Poussin.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[579] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

Novellen

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpap. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 14 gGr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile.

1r Theil: Die Zerrissenen. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.
2r Theil: Eduard. Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.
3r Theil: Lessing. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 1ste Abthl.: Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 2te Abthl.: Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
5r Theil: Molière. Ein Seitenstück zu Lessing. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galathee.

Ein Roman.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Dieß ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra.

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Herr Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Romane an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Um die Anschaffung vorstehender, aus 10 Bändchen bestehenden Sammlung höchst anziehender Novellen des berühmten Verfassers, welche zu den beigesetzten Preisen 24 fl. 30 kr. oder 14 Rthlr. 20 gGr. kostet, für Freunde seiner Muse, für Leihbibliotheken und Lesevereine zu erleichtern, erlassen wir solche, wenn auf einmal abgenommen, zu dem ermäßigten Preise von 16 fl. 12 kr. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[143] In dem Unterzeichnetem sind so eben erschienen:

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das so eben im Formate der letzten Octav-Ausgabe fertig gewordene

Leben Schillers.

Verfaßt aus den

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt sich durch treuste Darstellung des Lebens unsres unsterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentischen Quellen, aus dem Nachlaß seiner Gattin, aus seinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen seiner Schwester und seines innigsten Freundes Körner kann der Leser versichert seyn in diesem Buche das treuste Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutschland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden ist und es wohl immer bleiben wird.

Da sich dieses Buch in Format und Ausstattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anschließt, so dürfte es auch besonders den Besitzern derselben als würdiges Supplement willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem

Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Krankheiten und Störungen der
menschlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfassers „Geschichte der Seele")

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Absterben und neues Aufleben. — 4) Gesetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Isolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geistes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menschenwillens. — 11) Die ursachlichen Momente der Seelenstörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepsie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepsie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zustände der absoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hysterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menschenseele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlassende Ursachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefsten Grades oder die Sinnlosigkeit. — 26) Der Blödsinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenstörungen. 28) Unterschied zwischen Seelenhemmung und Seelenstörung. — 29) Seelenstörung im engern Sinne. — 30) Die Tobsucht. — V. Die Geisteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geisteskrankheiten von den Seelenstörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentschiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnsinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[328] **Rumohr's Schriften,**

Geist der Kochkunst und Schule der Höflichkeit.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geist der Kochkunst.

von

Joseph König.

Ueberarbeitet und herausgegeben von

C. F. von Rumohr.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Wenn der verstorbene, eben so geistreiche, als vielseitig gebildete Herr Verfasser in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage sagt, daß sein Werk in einigen Kapiteln darauf ausgehe, gewisse ästhetische Gemeinplätze und Stichwörter, durch ihre Anwendung auf eine niedrig geachtete Kunst, doch ohne Bitterkeit, zu verspotten, und dabei behauptet, daß bei der unbegrenzten, unsichern, schwankenden Allgemeinheit ihrer täglichen Anwendung es ihm scheine, als passen sie sich der einen Kunst so gut an, wie der anderen, und sey wenigstens der Gewinn dabei für beide gleich groß, so wird ihm diese Behauptung vielleicht nicht eben von allen Seiten unbestritten bleiben. Worin aber alle Leser, sowohl gallichte und leidende Gelehrte, deren Ehehälften vom Essen nichts verstehen als das Negative, nämlich das Appetitverderben, als reiche lebensfrohe Gutschmecker, so Freunde als Feinde der bonne chère, so von Köchen, als von Köchinnen oder Hausmägden bediente, immer betrogene, Hausfrauen, kurz worin alle und jede Leser von der Gattung, der dreihundert und fünf und sechzig Mal im Jahre denn doch das Essen obliegt, einverstanden seyn werden, das ist, daß es dem Verfasser vollkommen gelungen sey, dem verständigen, leichtfassenden Deutschen gleichsam Appetit zu machen, das Produkt seines Bodens für den freilich vorübergehenden Tafelgenuß, allein zugleich auch für den mehr dauernden einer gut unterhaltenen Gesundheit, ganz auszunutzen. — Mögen durch sein Werk recht viele unserer schlecht essenden Landsleute künftig an dem feinen Aroma leicht zu erzielender Küchenkräuter, an der guten und gut bereiteten Qualität unserer Landesprodukte ein recht zuträgliches Gefallen erwerben; möge es den Frauen weder als Eingriff in ihre Befugnisse, noch als lästige, unwillkommene Anmahnung an veraltete, vergessene Pflichten, erscheinen, denn ihnen besonders möchten wir es empfohlen sehen.

Von demselben Verfasser:

Schule der Höflichkeit

für

Alt und Jung.

2 Thle. 8. broch. Preis 2 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

In dieser Schule der Höflichkeit hat der Herr Verfasser mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinen Mitmenschen genießbar zu machen habe. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr, als auf den ersten Anblick erscheint.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 26. Juni 1845.

O, what a rogue and peasant slave am I!
Shakespeare.

Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

„Mein Bruder wurde todtenblaß. Ich wußte, daß er ſeit ein paar Wochen mit einem Hoffräulein der Fürſtin verlobt war, deren ganzer Reichthum in einer Ausſtattung von ein paar tauſend Thalern beſtand, die ſie aus einem Stifte zu erhalten hatte. — Mein Herz war im ſtrengen Sinn des Wortes frei, nur ſchwebte mir ein Bild vor, deſſen Original ich feſt überzeugt war, einſt noch im Leben zu finden. Daß Fräulein von Mosheim dieſem Bilde auch nicht im entfernteſten glich, brauche ich dir nicht erſt zu ſagen. Und dennoch ſchwieg ich; ich bat meinen Vater um Bedenkzeit und ſchloß mich in mein Zimmer ein. Damals hatte ich im Charakter und in den Lebensanſichten Aehnlichkeit mit dir; die Ehre war mir etwas Aeußerliches, und Demüthigungen, glaubte ich, könnten auch nur von der äußern Welt ausgehen. Daß die härteſte Demüthigung für ein ſtolzes Herz ſey, ſich ſelbſt ſagen zu müſſen: du haſt unwürdig gehandelt, das habe ich erſt ſpäter gelernt. Die Ueberzeugung, daß mein Vater, der hochgeborene freie Mann, nun um irgend eine kleine Beamtenſtelle werde petitioniren müſſen, nachdem man ihn aus ſeinem Stammhauſe gewieſen, um es vielleicht für einen reichen Bankier herzurichten, unſere gänzliche Unmacht, denn wir hatten nichts als unſere Gage, vor allem aber die längſt durch eigene Entbehrungen tief verletzte Eitelkeit ſtimmten mich dem Vorſchlage meines Vaters günſtiger, als er wohl ſelbſt ahnte.“

„Wie tief fühlte ich mich ſeit dem Eintritt in's Regiment meinen Kameraden gegenüber gedemüthigt! Da war nicht ein Einziger, deſſen Familie ſo vornehm, deſſen Adel ſo alt war, wie der unſrige, und keiner ritt doch ſo ſchlechte Pferde wie ich und mein Bruder, keiner wohnte ſo erbärmlich, keiner war ſo ganz und gar auf ſeine Gage beſchränkt wie wir! — Herr von Mosheim war unſer Gutsnachbar — geweſen, muß ich ſagen, denn die Güter, welche an die ſeinigen gegrenzt, beſaßen wir längſt nicht mehr. — Ich überlegte die Worte meines Vaters und war doch in einer ſo aufgeregten Stimmung, daß ich eigentlich zu jeder Ueberlegung unfähig war. Später iſt mir klar geworden, daß ich gleich Anfangs, da ich in Hugo's bleichem Geſicht beim Vorſchlage meines Vaters ſeine Verneinung geleſen, entſchloſſen war, dem Glanze unſerer Familie dieſes Opfer zu bringen.“

„Um es kurz zu machen: nach ſechs Wochen, nachdem die erſte tiefe Trauer um meine Mutter vorüber war, ritt ich zu Herrn von Mosheim und hielt um die Hand ſeines einzigen Kindes an. Sie wurde mir ſogleich gewährt; mein Name empfahl mich dem Vater, mein

Aeußeres der Tochter — wir waren verlobt! — Bei der ersten Nachricht davon kamen die Gläubiger meines Vaters zu mir und versicherten mich ihrer Geduld und stellten mir anheim, nach meiner Bequemlichkeit die Schuldscheine und Hypotheken einzulösen. Der Name Auperg war für dießmal gerettet. Nach einem Vierteljahre fand die Trauung statt. Obgleich ich wahrhaftig kein beneidenswerther Bräutigam gewesen, so hatte ich doch die erste eigentlich widrige Empfindung bei meiner Vermählung, die in der Mosheimer Kirche vollzogen wurde. Es war, als ein junger Bauer beim Anblick meiner Braut laut genug, daß ich es hören konnte, sagte. „Die möchte ich nicht!"

„Dieß war seit der Verlobung mit der reichen und deßhalb gefeierten Bertha Mosheim der erste Stich, den meine Eitelkeit erhielt, und nicht nur meine Eitelkeit, nein, auch mein Stolz fühlte sich gebeugt, Ich sah, daß mein Charakter eine Stufe tiefer stand, als der jenes Bauern. Einige Tage später kam mein Kutscher und bat mich um die Erlaubniß zu seiner Heirath. Ich war in ziemlich schlechter Laune und rieth ihm deßhalb, sich die Heirathsgedanken aus dem Kopf zu schlagen, weil ich keine verheiratheten Domestiken dulde. Da bat er mich entschlossen um seinen Abschied und erklärte, im Fall er keine andere Herrschaft finde, lieber als Taglöhner für seine Frau arbeiten zu wollen, als ohne sie in der besten Stelle. Dieser Mann beschämte mich wiederum. Ich gab ihm die Erlaubniß, versetzte ihn aber als Verwalter auf ein entferntes Gut, um mich nicht täglich vor meinem Kutscher schämen zu müssen."

„Von meinem häuslichen Leben wird es mir unendlich schwer zu sprechen; ich habe es auch noch nie gethan, muß es aber jezt, um von dir verstanden zu werden. — Unglücklicherweise hatte meine Frau eine leidenschaftliche Liebe für mich, die ich aber nicht erwidern konnte. Ihre Klagen über meinen Mangel an Zuneigung verbitterten mein Leben. Ich suchte durch die sorgfältigste Aufmerksamkeit sie für die mangelnde Liebe zu entschädigen; das war aber vergebens, sie blieb unzufrieden und unglücklich. Und dieses Unglück sollte noch um vieles gesteigert werden."

„Dein Vater, der sich kürzlich mit dem Weibe seiner Wahl, deiner Mutter, vermählt hatte, schrieb mir einen Brief, worin er sein Mitgefühl, sein Bedauern mit meiner schlecht assortirten Ehe auf's herzlichste aussprach. Wir waren nie zärtliche Brüder gewesen, unsere Herzen waren sich fremd geblieben; aber nie hat ein bitteres Wort, eine gehässige That das brüderliche Verhältniß entweiht. Durch ein stillschweigendes Uebereinkommen handelten wir Beide so, als verbände uns die innigste Liebe. Die Verschiedenheit unserer Charaktere war wohl daran Schuld, daß wir uns nie näher treten konnten. Dein Vater war ein idealisirender Schwärmer, wenn auch im edelsten Sinne des Wortes, bei dem mein dem wirklichen Leben und der That zugewendetes Wesen keinen Anklang finden konnte, so wie umgekehrt seine fein organisirte poetische Natur von meiner Prosa sich abgestoßen fühlte."

(Fortsezung folgt.)

Leopold v. Stolberg an Fouqué.

Brinke (anderthalb Stunden von Sondermühlen), den 17. Juli 1819.

Ihre Güte und Liebe, mein theurer Freund, und die Güte und Liebe Ihrer Karoline verzeihen nicht nur dem alten Graukopfe seine wohlgemeinten Glossen, sondern belohnen ihn dafür auf eine Weise, die seinem Herzen sehr wohl thut. Das empfinde ich tief. In meinem Alter ist es mir eine große Freude, Sie Beide, jeden auf seine Weise, und doch wieder auf Eine Weise, die in jedem von ihnen mannigfaltig durch Reichthum sich immer erneut, auf der glänzenden Bahn schweben zu sehen. Mit Verlangen sehe ich Ihrem Guesclin, mit großem Verlangen und dankbarer Beschämung dem Ritterideal entgegen, auf welches Sie mir ein besonderes Recht gönnen wollen. Ihre Gefühle, Bilder und Ansichten haben mich sehr erfreut. Gleich Anfangs, wie interessant sind die Züge aus dem Leben Ihres würdigen Großvaters! In welchem schönen Lichte erscheinen der große König und der ritterliche Freund! Trefflich ist der Aufsatz über Ambition. Aber ich müßte fortfahren, alle Rubriken zu nennen, von der lezten Stunde des alten Schimmels an bis zur lezten von Cannä, wenn ich das Schöne alles bezeichnen wollte. Das Schlachtfeld von Cannä sah ich mit desto mehr Interesse vor 27 Jahren, da sich mir der scheinbare Widerspruch, den man zwischen Livius und Polybius zu finden meinte, sehr leicht löste. Was der Römer rechts nennt, erscheint dem Griechen links, weil dieser, wie jeder, der nicht Römer ist, wohl noch itzt thut, sich Hannibal zur Seite stellt.

Unser guter Perthes hat mir die Briefe über den Adel gesendet. Ich hab' ihm geschrieben, daß ich es mit Ihnen halte, daß, wie Sie bemerken, der Adel eine Sache des Gefühls, etwas Poetisches sey, welches sich besser empfinden, als auseinandersetzen lasse; daß es wichtig und gut sey, einen Stand zu haben, der Repräsentant des Edelmuths, der Aufopferung sey, so wie der Kriegsstand des Muths, der geistliche Stand der Frömmigkeit. Wenn auch Einzelne den Beruf ihres Standes verkennen und vereiteln, ja wenn auch viele solches thun, so wirke dennoch der Geist des Standes

mehr oder weniger auf viele. Durch Herabwürdigung des Adels verlieren auch die andern Stände, treten aus ihrer eigenthümlichen Bahn, schweifen mit fehlschlagenden Hoffnungen umher. Nie sey der Künstler, der Gelehrte, der Geistliche, der große Kaufmann, der Bürger freier Städte mehr geachtet worden, als zur Zeit, da der Adel in vollem, unbeneidetem Glanze strahlte. Sie wissen wahrscheinlich, liebster Freund, daß in Norwegen, als dieses Land mit Dänemark vereinigt ward, der tapfere Adel nach und nach alle seine Rechte verlor. Dennoch lebt der Adel in Norwegen fort, so sehr auch die Kaufleute und Krämer sich dort blähen. Er lebt fort in Bauern, die ihres Geschlechtes eingedenk, mit patriarchalischer Einfalt das Gefühl der Geburt erhalten und selten ihre Kinder in andere Geschlechter hinein heirathen lassen. Aber der Landbau begünstigt diese Gesinnung, welche auch durch das nervenstählende Klima und durch die große Freiheit, deren das Land genießt — wenigstens genoß, weil Dänemark es sehr schonen mußte — sich erhielt. Bei uns leidet er große Gefahr vom Zeitgeiste, der in der Sucht, alles auf dürre Begriffe zurückzuführen, das Gefühl erstickt. Man will nicht einsehen, daß das Gefühl aus dem tiefen Born geahneter Wahrheit hervorgeht, da hingegen der klügelnde Verstand sich leicht verirrt und wohl oft, aus Liebe zum Dürren, ein Affengerippe für einen Menschen hält. Machen es doch mit der hochheiligen Religion die sogenannten Rationalisten nicht besser!

Mögen die Jünglinge Ihres Zurufs, der allerdings zeitbekämpfend ist, würdig seyn! Sind sie das, so muß es wirken, und wird es doch gewiß auf einige bessere. Die so freundliche, als ehrenvolle Art, auf welche Sie, bester Freund, des Ihnen von Herzen ergebenen Brüderpaars erwähnen, hat mich sehr gerührt. Perthes schrieb mir neulich, er habe auf seiner Reise sich gefreut, so gute Gesinnung bei der Jugend anzutreffen; sie sey so ernst. Nun ist freilich auch bei Jünglingen der Ernst sehr schätzbar, aber es muß ein freudiger und bescheidener Ernst seyn. Es ist mir unbegreiflich, wie so Viele, die vom herrlichen und heiligen Kriege heimkamen, nicht mehr Freudigkeit heimbrachten und aus den Armen des Siegs sich in die dürren Arme der akademischen Afterweisheit mit blinder Anhänglichkeit warfen.

Sondermühlen, den 15. Aug. 1819.

— — — Gott gibt mir viele, ja sehr große Freude an meinen Kindern allzumal. Ich darf hoffen, daß sie als wackere Kämpfer bestehen werden im Kampfe, der sich längst vorbereitet, und die Kinder der Menschen gegen die kleine Zahl der Kinder Gottes in's Feld führt; ein Kampf, in welchem der Kreuzritter, so lang er der heil'gen Fahne treu bleibt, siegt, auch wenn Gott zuläßt, daß Seine Sache vor den Augen der Welt umwölket wird.

Zugleich mit Ihrem Briefe erhielt ich einen, aus welchem ich sehe — wie ich in der That vermuthet hatte — daß die deutschen Jakobiner sich nicht schämen, die in Berlin enthüllten Gräuel für eine von den Ministern, Finsterlingen und Ultras erdichtete Fabel zu halten. Sie wollen uns auch glauben machen, daß Jahns Dolch von ihm als Zuckermesser und als Geräth zu mancherlei Handarbeit gebraucht worden!

Mit Verlangen sehe ich Ihrem Guesclin, dann meinem Ritter entgegen. Sie und Karoline sehe ich im Geist als helle Sterne am Horizont unserer Musen strahlen vor einer langen Nacht. Aber den wenigen Bessern werden Sie und die andern ächten, nun abgeschiedenen Genien auch durch die Nacht strahlen. Und auf eine solche Nacht, auf Revolutionsbarbarei, welche bald eintreten wird, deuten sichtbar die Zeichen der Zeit, unter andern schon längst das Kunstgeschwätz, welches in atheistischem Sinne dem menschlichen Fleiße einräumen will, was freie Gabe Gottes ist. Diese Schwätzer fühlen nicht und können nicht fühlen, wie sehr sie den Menschen, das Göttliche in ihm verleugnend, erniedrigen. — Leben Sie wohl, theurer, herzgeliebter Freund! edle, theure Freundin!

F. L. Stolberg.

Geheimnis.

Kennst du es wohl, ein herbstlich Mahnen,
Das dich im Lenze überschleicht?
Im Herbste jenes Frühlingsahnen,
Das über Frost und Stürme reicht?

Verstehst du es, das tiefe Trauern,
Das dich in flücht'ger Lust ergreift?
Das unbekannte Wonneschauern,
Das unter Weh und Thränen reift?

Laß Schmerz und Freude sich erfüllen —
Was räthselvoll im Busen lag;
Es wird sich alles dir enthüllen
An einem ew'gen Sonnentag.

Die für Geschwister du gehalten —
Nur Einer ist's, ein Himmelsgeist,
Der Seligste der Lichtgestalten,
Der Schmerz, der droben: Freude! heißt.

Emma Niendorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Die reine Homöopathie. — Jsstein und Hecker. — Der Corso.

Ein Blitzschlag ist in den Himmel auf Erden gefahren, in welchem die Praktiker der reinen Homöopathie schwelgten. Aus der Sonne der höchsten Gunst, die ihnen leuchtete, sind sie plötzlich in die Nacht der Verdammung geschleudert. Ich schrieb Ihnen von jenem Meister, der auf den Märkten umzog; er ward seitdem sesshaft in der großen Stadt. Seine Vorzimmer, Treppen und Flure wimmelten an den Audienztagen von Hülfesuchenden. Ihnen wurden Nummern zugetheilt, und so wurden sie einer nach dem andern eingelassen. Einer der spät Angemeldeten hatte bereits Stundenlang gewartet und er sah doch nicht die Thür sich öffnen. Was mußte das für ein Kranker seyn, welcher so lange Zeit die Aufmerksamkeit des Arztes beschäftigte? Endlich wird ihm die Zeit zu lang und die Luft zu dick. Er geht, sieht aber am Fuß der Vordertreppe, daß es noch eine Hintertreppe gibt, und will doch noch den Versuch machen, auf dem verbotenen Wege zu dem belagerten Wundermann zu dringen. Es gelingt ihm vollkommen, und er überrascht den viel beschäftigten Arzt, wie er im Sopha eine Cigarre raucht und die Zeitungen liest. Dreißig Personen harrten sehnsüchtig des Vorrufs. Solche Künste fördern den Ruf. Dieser Wundermann ist aber nicht identisch mit dem andern, von welchem ich Ihnen neulich schrieb, und der, wöchentlich zweimal nach Berlin kommend, seine Anwesenheit in den Zeitungen verkündet und Besuche gegen Erlegung von 7 Sgr. 6 Pf. annimmt. Dagegen ist es dieser, gegen welchen die Regierung ihren ersten Blitz schleuderte: er solle nicht mehr kuriren, das Maaß der Nachsicht sey erschöpft, nachdem er die letzte Frist, die ihm aus Gnaden gestellt, seine Befähigung zu erweisen, abermals verstreichen lassen. Er antwortete Tags darauf in den Zeitungen, die Regierung müsse sich im Irrthum befinden, durch königliche Kabinetsordre seyen alle Restrictivmaßregeln wieder aufgehoben. Das Erstaunen in Berlin war außerordentlich. Mehrere Tage war man in Zweifel, ob der Minister seinen Abschied nehmen müsse, ob der reine Praktiker der Homöopathie vielleicht zum Präsidenten des Obermedizinalkollegiums designirt sey? Man wußte, daß er sich hoher Damengunst erfreute. Die Homöopathie ist überall durch weibliche Vermittlung gehoben worden. Da erschien eine neue fulminante Kabinetsordre, welche die Erklärung des Praktikers für eine unerlaubte Praktik erklärte und eine strenge Untersuchung gegen ihn verhängte. Allerdings hatte er sich eine Kabinetsordre erwirkt, aber nur dahin, daß die Gensdarmen, die ihn am Kuriren hindern sollten, aus seinem Hause entfernt würden. Als guter Arbeiter in seinem Fache hatte er sie in seinem Sinne ausgelegt. Berichtigungen sind zwar bei uns beliebt, einer solchen aber von einem Privaten über eine Regierungsordre konnte nicht nachgesehen werden, daher die niederschmetternde Deklaration gegen ihn, welche das ganze Verhältniß erzählt, und den Wundermann jezt fast schon wieder zum Gegenstand des Bedauerns macht.

Viel besprochen wurden die schlesischen Verhafteten, ob eine Mystifikation oder ein wirkliches Verbrechen zu Grunde liege, Edgar Bauers plötzliche Verhaftung, ob sie in Folge neuer Denunciationen, oder älterer, rechtskräftiger Urtheile geschehen, ob unser König bei seiner östlichen Reise (die mit den wohlthätigsten Absichten für die Nothleidenden unternommen wird) mit dem russischen Kaiser zusammentreffen werde, was der Zweck dieser Zusammenkunft seyn dürfte, noch mehr eine ganze Reihe beabsichtigter und zum Theil schon ausgeführter Versetzungen hoher Staatsbeamten. Alle diese Dinge verschwanden indeß gegen das neue Ereigniß, welches noch immer in demselben unerklärlichen Dunkel ruht, wie am ersten Tage — die Ausweisung Jsteins und Heckers. Alle Gründe, welche die wohlmeinende Gesinnung dafür divinirt, verfallen in's Insipide. Alle möglichen Verdachtsgründe sind zur Begründung dessen, was geschehen ist, nicht ausreichend, da es sich hier nicht um Abenteurer, Männer von zweifelhafter Gesinnung, jugendliche Schriftsteller und Dichter, die von brüskem Uebermuthe sprudeln, sondern um zwei deutsche Notabilitäten, und darunter einen Greis nahe dem 80sten Jahre handelt, deren Gesinnung offen dem ganzen deutschen Publikum vorliegt, die in vielen Beziehungen Viele hier nicht theilen werden, die aber ihrem ehrenwerthen Charakter keinen Eintrag thut und noch weniger in irgend einer Beziehung als gefährlich erscheinen kann. Deßhalb sind gerade diese altpreußischen Ehrenmänner, welche mit Jsstein und Hecker in politischen Ansichten nicht harmoniren, am allerbegierigsten auf eine offizielle Erklärung und hoffen auf dieselbe als eine Ehrensache des preußischen Namens. Uns will die Sache in anderem Lichte erscheinen. Es gibt geistige Fluida, welche die gesittete Welt durchströmen, ohne daß man sich einen Grund dafür anzugeben weiß. So die Hepp-hepp-Wuth der zwanziger, so der mörderische Cholerawahnsinn des Pöbels in den dreißiger Jahren. Wenn wir die Landesverweisungen der Madrider Redakteuren des clamor publico um eines satirischen Artikels willen, die des Professor Snell aus der liberalen Republik Bern, weil er im Wirthshaus gern ein Glas Wein getrunken, und die Jsteins und Heckers aus Preußen, man weiß nicht warum, alle zur selben Zeit erfolgt, zusammenstellt, so kann man nicht umhin, an ein Fluidum in der geistigen Atmosphäre, an ein dem Verstande unerklärliches Ausweisungsfieber zu glauben.

Man hat wieder etwas Ausländisches, dießmal aus dem Süden, auf unser nordländisches Leben geimpft, einen Corso. Man prophezeite ihm keine lange Dauer, einmal um seiner Herkunft willen, dann, weil er für uns nicht paßt. Es paßt nichts für uns, die Erfahrung lehrt es, was nicht in unserer Häuslichkeit wurzelt. Alles seitherige Streben nach gesellschaftlicher Oeffentlichkeit waren nur Zuckungen und Schauer, die wieder vorübergingen. Das Klima weist uns einmal in vier dicke Mauern und unter ein festes Dach. Wir haben keinen Fasching — selbst auf dem Theater mißlingt er und alle Redouten bleiben verkommene Versuche — wir haben keine Volksgärten, keine allgemeinen und öffentlichen Vergnügungsorte, keine Lesekabinette, selbst Omnibus können nicht zu Stande kommen, weil man das Haus, die Sitte, den Umgang der Gleichen nicht mitbringen kann. Wir haben gewissermaßen etwas Englisches an uns, weil wir uns überall selbst wiederfinden wollen. Niemand verlangte nach einem Corso, denn er ist nicht einmal ein Begriff, der sich mit Worten erklären läßt; auch die unserer Mitbewohner, die von ihren Reisen gern Fremdes mitbringen, hielten es für kein Bedürfniß. Mitglieder der Gesandtschaften sollen den Gedanken zuerst gefaßt und in's Leben gesetzt haben. Der Thiergarten ist nicht mehr ein verwachsener Wald, wo die Kinder spielen und die Poeten sich verlieren mögen; er ward durch Lenné's Kunst ein fashionabler Park mit chaussirten Wegen, und — schloß man — er muß, da Thiere, Kinder und Poeten daraus verscheucht sind, von der Fashion bevölkert werden. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 27. Juni 1845.

Parbleu! le voilà bon avec son habit d'empereur romain! — Il semble qu'il est en vie, et qu'il s'en va parler. Il jette des regards sur nous — et je pense qu'il ne prend pas plaisir de nous voir.

Molière.

Der Reiter auf dem Capitol.

Hoch auf dem mons capitolinus
Da ſteht in Erz ein Reiterbild;
Wild iſt das Roß, der Reiter mild.
Sie ruhten beide lang in dunkler Erde,
Bei Trümmern tief verwitterten ſie nicht;
Es blieb des Reiters redende Geberde,
Es lächelt ſein metallnes Angeſicht.

Und rüſtig hebt das Roß die Hufen,
Als ſchritt' es vor mit leichtem Gang,
Als trüg' es gern des Reiters Zwang;
Gebändigt muß es ſeine Glut verhalten,
Wie auch die Muskeln überall ſich blähn;
Die Nüſtern bläst es auf, die eiſig kalten,
Als müßte draus ein warmer Odem wehn.

Denn hoch auf ſeinem edlen Rücken
Es Marc Aurel, den Weiſen, trägt,
Der treu ſein Land und Volk gepflegt.
Und ſeine Rechte hält der alte Reiter
Empor, wie bei des Volkes Jubelruf,
Als grüßt' er im Triumph die Menge heiter,
Und freute ſich des Segens, den er ſchuf.

Das iſt dieſelbe ſtarke Rechte,
Womit er einſt im Partherkrieg
Erfocht den blutig ſchweren Sieg,
Womit er drauf in wüthendem Gefechte
Das wilde Volk der Markomannen ſchlug,
Das iſt dieſelbe edle Rechte,
Die einſt den milden Scepter trug.

Hier aber fehlt das Volk, das frohe,
Und ſtill verlaſſen blickt der Held
Hin auf die neue, fremde Welt.
Wohl ſieht er drüben über Dächer ragen
Die Säule ſeines Vaters Antonin,
Doch iſt der Alte längſt herabgetragen
Und oben ſteht ein Heiliger für ihn.

Auf fernem Berge einen Tempel
Gewahrt er, und ein Schloß daran:
Das iſt der ſtolze Vatikan,
Das hohe Haus, daraus zur weiten Erde
Ein Mund noch heute Fluch und Segen ſpricht. —
Der Reiter ſieht's mit redender Geberde,
Still lächelt ſein metallnes Angeſicht.

B. v. Lepel.

Ein alter Name.

(Fortsetzung.)

„Im erwähnten Briefe aber floß sein Herz wirklich über. „Er schrieb: Du hast statt meiner das Opfer gebracht; ich, als der Aeltere, hätte für die Ehre des Hauses verbluten müssen, du als der Jüngere hattest keine Verpflichtung. Wohl unserm Vater, daß du die schweren Schmerzen auf dich genommen, denn laß es dir zu meiner Schande gesteben — ich hätte es nicht vermocht. Ich hätte eher unser Wappen von den Thoren unseres Stammhauses reißen lassen, aus den umklammernden Armen seines treuen Epheu, als mich selber aus den Armen meiner Anna gerissen. Ich hätte eher meinen Vater die Schwelle des Hauses seiner Ahnen überschreiten lassen, um es nie wieder zu sehen, als daß ich die Schwelle jenes Freiherrn betreten, um ohne Liebe seine Tochter heimzuführen. Du hast es vermocht, du bist größer, stolzer, selbstloser als ich."

„Diesen Brief fand Bertha, als sie in ihrer blinden Eifersucht während meiner Abwesenheit in meinem Schreibtisch nach Liebesbriefen suchte. Was sie bisher nur vermuthet, nur gefürchtet, wurde ihr nun zur unumstößlichen Gewißheit. Sie wußte nun, daß ich sie nur um ihres Vermögens willen gefreit. Als ich nach Hause kam, hatte ich eine fürchterliche Scene durchzumachen. Ich leugnete nicht, ich bedauerte nur, aber das Leben mit ihr ward nun geradezu eine Hölle. Da ich sah, daß sie absichtlich alles hervorsuchte, was mich ärgern und verletzen konnte, nahm ich ihr gegenüber immer alle meine Kraft zusammen, um meinen Gleichmuth zu bewahren. Daß es mir gelang, schien ihr unerträglich, und hundertmal hörte ich sie, bleich vor Zorn, ausrufen: „O es wird mir doch noch gelingen, deine Ruhe zu erschüttern und aus deinem Munde den Ausruf zu vernehmen: ich bin ein unglücklicher Mensch!" Was sie alles erfand, um mich meiner Fassung zu berauben, erlasse mir, dir zu erzählen; genug, daß es vergebens war. Wenn sie schmollte, blieb ich freundlich und schien es nicht zu bemerken; wenn sie jammerte, redete ich ihr zu wie einem kranken Kinde, und wenn sie tobte und schrie und in Krämpfe verfiel, ging ich in mein Zimmer oder in den Garten und überließ sie der Obhut ihrer Dienerinnen."

„Ich habe schon erwähnt, wie oft sie zu mir sagte: „Du sollst deine stolze Männerfassung verlieren, und wenn es mich mein Leben kostet." Zu diesem Preise ist es ihr auch gelungen. Während einer meiner nothgedrungenen Abwesenheiten auf einem entfernten Gut sprang sie in's Wasser. Am Ufer fand man Hut und Schawl und in ihrem Zimmer ein Billet an mich. Es lautete: „Ich verlasse ein Leben, wo eine Unterschrift von mir mehr gilt, als ich selbst. Graf Auperg findet dieselbe unter meinem Testament."

„Da verlor ich wirklich die Fassung, ich kam mir vor wie ein Mörder, und durch ihre Großmuth übte sie die empfindlichste Rache an mir. Großmüthig hatte ich sie zwar immer gekannt. Da ihr ganzes Vermögen von ihrer verstorbenen Mutter stammte, die auch eine Erbtochter gewesen, hatte ihr Vater bei ihrer Verheirathung nur ein von seiner Gemahlin ihm bestimmtes Kapital in Händen behalten dürfen, das übrige Vermögen sammt den Gütern aber ihr übergeben müssen, wie es seine verstorbene Frau festgesezt. Bertha hatte mir nun rückhaltlos am Tag nach der Trauung alles übergeben, und im Besitz bestätigte mich ihr Testament. Ich hatte ihr für diese reichen Gaben nichts bieten können als den Brautschmuck meiner Mutter, ein von Geschlecht zu Geschlecht vererbtes Familienstück von ziemlichem Werthe. Mein Bruder hatte mir gegen eine kleine Jahresrente die ihm gehörige Hälfte abgetreten. — Dieser Schmuck verschwand mit Bertha. Da er nur aus einem Collier von Diamanten und Perlen und eben solchen Ohrringen bestand, so vermuthe ich, daß sie ihn bei ihrem lezten Gange angelegt, glaube aber auch, daß man eben dieses Schmuckes wegen die Leiche nicht aufgefunden, da er wahrscheinlich den zufälligen Entdecker zur heimlichen Verscharrung der Leiche verführt hat, um nicht den kleinen Schatz herausgeben zu müssen."

„Haben Sie nie den Schmuck in öffentlichen Blättern reclamirt?" fragte Reinhard. — „Gewiß, aber vergebens. Nun war ich frei, aber ich benuzte meine Freiheit nicht zu einem neuen Ehebunde, denn ich hatte mich des ehelichen Glückes unwürdig gemacht. Ich hatte die Ehe entheiligt, sie zu einer Spekulation entwürdigt. Meinem längst geträumten Ideal begegnete ich, aber Engel standen schützend davor und riefen mir mit ihrer hellen Stimme zu: „Zurück, Unwürdiger! in den Tempel der Liebe gehen nur die Reinen, nicht die Schächer und Sünder ein."

„Aber, bester Oheim —" — „Schweige, Reinhard, um alles in der Welt, schweige nur jezt! Ueberlege erst, was ich dir mitgetheilt, und möge dir dann klar werden, was mir klar wurde: daß ich, statt um meiner Familie und ihres Glanzes willen eine ungeliebte Frau zu heirathen, meinen Vater hätte zu mir nehmen und im Nothfall im Taglohn für ihn arbeiten sollen. Das wäre eines Grafen von Auperg würdiger gewesen und würde mir Segen gebracht haben. Das sah ich aber zu spät ein."

Reinhard ging weg, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben, wie sein Oheim befohlen hatte. Als er zum Thore hinaus ritt, hing er nachläßig die Zügel über den

Hals ſeines ſchönen Pferdes, ſchlug Feuer, und nachdem er ſeine Cigarre angezündet und das elegante, von ſchöner Hand geſtickte Etui wieder in die kleine Taſche ſeines Collets geſchoben, ſagte er ſpöttiſch: „Der alte Narr!“ — Der Graf aber ging noch immer in heftiger Bewegung in ſeinem Zimmer auf und ab und murmelte ſchmerzlich: „Zu ſpät, zu ſpät!“

(Fortſetzung folgt.)

Neidhard von Gneiſenau an Fouqué.

Mein verehrter Freund,

wenn ich im Verlauf des lezten Winters mit Lob von Steffens Entſchloſſenheit ſprach, einer unglückſchwangern Geſinnung kühn entgegen zu treten, und dabei den Wunſch äußerte, daß andere redliche deutſche Schriftſteller ein Gleiches thun möchten, ſo mußte, in Hinſicht auf Sie, mein verehrter Fouqué, meine Meinung nur die ſeyn, daß Sie vom Gebiet frommer ritterlicher Poeſie aus Ihren Kampf gegen die Verkehrtheit der unreifen Staatsverbeſſerer und ihrer Leiter richten möchten. In das Gebiet der politiſchen Tagesliteratur herunter zu ſteigen und in ſolchem gemeinen Kampf ſich abzumüden, hieße, in Ihrem Standpunkt, die Vortheile der Stellung aufgeben, und die ſonnige Höhe, von wo Sie Ihre Blize ſchleudern können, mit neblichem Sumpfboden vertauſchen. Bedenken Sie, welchen Vortheil der philoſophiſche Standpunkt unſerem Steffens gibt; bewahren Sie ſich daher Ihren poetiſchen. — Wenn Sie dereinſt wieder eine liebliche, ſanfte kleine Dichtung, eine Idylle, oder auch ſelbſt eine Undine zu Tage fördern, und Sie wollen ihr meinen Namen an die Stirn heften, ſo werde ich für dieſe Ehre ſehr dankbar ſeyn. Erſchrecken würde ich aber, wenn ich mich in Geſellſchaft eines Bertrand du Gueſclin erblicken ſollte. Denn mit Wahrhaftigkeit vor Gott muß ich ausrufen: Domine, non sum dignus. Zu viel Ehre würde mich noch mehr niederdrücken; ich unterliege ohnedieß ſchon der Schwere derjenigen Ehren, die ich, mir wohl bewußt, in Unwürdigkeit trage. — Die goldene Unabhängigkeit, die Ihnen das Glück gewährt hat, geben Sie ja nicht auf. In den Feſſeln unfruchtbarer Dienſtpflichten und langweiliger Geſelligkeit wandelnd, blicke ich ſehnſüchtig auf das Glück der Unabhängigkeit und freier Muße. Und Sie wollten ſolche Freiheit mit jenen Feſſeln vertauſchen?

Berlin, den 12. Mai 1819.

Ihr
treu ergebener Freund und Diener
Gr. N. v. Gneiſenau.

Die Erſcheinung Ihres Bertrand du Gueſclin wird mich erſchrecken; denn, wahrlich bei Gott! ich bin nicht würdig, daß ſo viel Ehre mir erwieſen werde, und ein jeder Ausdruck ſolcher unverdienten Gefühle beklemmt mir ängſtlich die Bruſt und erinnert mich an alle meine Sünden. Auch iſt durch ſolche Gunſt meiner Freunde und durch mein Glück bereits Bitterkeit mir erregt worden und man ſtrebt, mich ſolches empfinden zu laſſen. Jedes öffentliche Lob ſteigert demnach die mir feindſeligen Geſinnungen.

Berlin, den 11. Juni 1819.

Ihr
treuergebener
Gr. N. v. Gneiſenau.

Friedrich Schlegel an Fouqué.

Hizing bei Wien den 1. Juli 1815.

Geehrteſter Freund,

Ihre Corona habe ich mit großer Freude geleſen, und beſonders haben mich auch die kriegeriſchen Erinnerungen und Anklänge aus dem großen Kampf in den einleitenden Stanzen ergriffen und gerührt. Doch hat das Gedicht im Ganzen dem früheren geliebten Bilde, dem Zauberring, bei mir noch nicht den Preis abgewinnen können.

Ich fange jezt hier auf dem Lande zum erſtenmal ſeit zwei Jahren wieder an einige literariſche Gedanken zu faſſen. Den Winter hindurch war ich ganz im Congreß und in den deutſchen Angelegenheiten verſunken, für die ich ſo wie auch für die der Kirche aus meinem Schreibezimmer mitgearbeitet und gewirkt habe, ſo viel ich konnte. Anfangs ließ es ſich ſchlecht genug an, indem das redliche Deutſchland über das anmaßende, vorlaute Europa ganz hintangeſezt und vergeſſen zu werden ſchien. Auch manche Deutſche aus Süden und Norden kamen mit finſtern und umnebelten Blicken und faſt kriegeriſchen Geſinnungen zu uns, ſo daß Oeſterreich am Steuer ruhend lange Zeit nichts vermochte, als nur in Ausdauer feſthalten und jede gewaltſame Bewegung verhindern. Indeſſen hat ſich plözlich Alles zum Guten gewendet, nachdem uns das Glück (von der beinahe ſchon verlornen Eintracht unzertrennlich) dießmal wunderbarerweiſe von der Inſel Elba gekommen war. — In wenigen Tagen haben ſich noch am Schluß des Congreſſes die deutſchen Angelegenheiten ſo geſchlichtet und geſtaltet, daß dieß nun faſt als das Größte und Beſte erſcheint, was am ganzen Congreß geſchehen iſt. Denn wie mangelhaft auch der deutſche Bund erſcheinen mag, er iſt doch ſchon jezt ein Damm geweſen und geworden gegen unſäglich viele und große Uebel, mit denen wir bedroht waren, und er wird ſich, wie ich mit Gewißheit hoffe, auch in der Zukunft als ein fruchtbarer Anfangspunkt und erſter

Keim zu sehr vielem Guten und Heilsamen für Deutschland bewähren. — —

Philipp hat wohl Recht, daß Sie jezt nur hätten zu uns kommen sollen. Ihre Poesie hat vielleicht nirgends in Deutschland so viele und so warme Anhänger wie hier. Und auch sonst, denke ich mir, würde es Ihnen gefallen haben bei uns. Manche von den Fremden haben zwar über unsere Kaiserstadt sehr tadelnd und herbe geurtheilt; aber Sie hätten gewiß anders und liebevoller gesehen. Wie sehr es Ihrem König hier gefallen hat, werden Sie wohl wissen. Aber freilich steht er mit seinem tiefen verschlossenen Gefühl sehr allein unter den Seinigen. Friedr. Schlegel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Corso. — Der Thiergarten. — Landwirthschaftlicher Verein. Eisenbahnen.

Die Prophezeiung hinsichtlich des Corso hat sich nicht bewährt; obgleich derselbe etwas durchaus gemachtes war, so hat er sich doch gemacht. Eine Ausnahme von der Regel ist ja auch ein Zeichen der Lebenskraft. Das gute Wetter, der Regen, der den Staub mäßigte, und die grünen Bäume halfen, und ehe man es sich versah, ward die Sache zur Mode. Unser Longchamp ist zur Zeit zwar noch kein wirklicher Longchamp, aber er amusirt die aktiven und die passiven Zuschauer. Der Parabezug ist sogar schon in eine südländische Aktivität übergegangen. Man wirft sich mit Blumen, Sträußen und Konfekt. Dazu rauschende Musik und jubelnde Straßenjugend. Für sie ist es ein Fest, die Blumen und Sträuße, welche den Schönen zugeschleudert werden, aufzufangen. Ihre Keckheit geht sogar so weit, an den Wagen hinaufzuklettern und einen frechen Raub an den Geschenken der Laune zu begehen. Einmal bestrafte es sich durch einen betrübenden Unglücksfall; ein zu dreister Knabe fiel zwischen die Wagen und büßte sein Leben ein. Wir mögen es nicht tadeln, daß die Polizei deßhalb nicht hemmend gegen das ganze Vergnügen einschritt. Dieß wäre möglicherweise in früheren Zeiten geschehen. Aus dieser polizeilichen Bevormundung, welche die Scheere verbietet, weil man sich damit schneiden kann, glauben wir uns jezt wohl auf Augenblicke emanzipirt. Daß sich Stimmen gegen den Corso erheben, war zu erwarten. Einige schalten es ein exclusives Vergnügen. Wären doch alle exclusiven Vergnügungen, an denen wir leiden, so unschuldige Privatvergnügungen! Uebrigens werden die eleganten Equipagen durch lange Droschkenreihen unterbrochen, und soll doch selbst der türkische Gesandte mit der seinen hinter einem Sandwagen langsam haben fahren müssen. Mir scheint die Sache mehr einen demokratischen Anstrich zu haben. Auch hört man Rügen gegen den Luxus in der Zeit so vieler Noth. Wer Wagen besizt, darf doch damit ohne Versündigung im Grünen fahren, und wer sich zu dem Zweck etwa Equipagen anschaffte, könnte dafür das Los der Hunderte hören, denen er dadurch Verdienst zuweist. Wo man Gründe genug zu klagen hat, sollte man nicht noch in der Luft nach ihnen greifen.

Eine andere Frage wäre die, ob der Thiergarten zu Schaustücken für die elegante Welt, oder ob er nicht ursprünglich zu ganz andern Zwecken bestimmt war? Sie ist indeß längst affirmativ in jenem Sinne entschieden, nicht ohne schmerzhaftes Bedauern der Naturfreunde, deren Stimmen schon unter der vorigen Regierung dagegen laut wurden. Man hat viel für die Pflege des Thiergartens seitdem gethan, aber vielen Freunden der alten Einsamkeit in seinen verwachsenen Partien ist damit ein großes Leid geschehen. Seit die chaussirten Wege auch durch sein Dickicht sich schlängeln, ist er ein Park für die vornehme Welt; Equipagen rollen hindurch und senden ihren Staub in die verschwiegenen Reviere, wo sonst Bürger, Volk, Gelehrte, Dichter, Kinder ihre Erholung suchten. Das ist nun nicht mehr zu ändern, und läßt sich auch vielleicht in der Nähe einer großen Stadt nicht ändern. Doch hat die Einführung des Corso jene Bedenken wieder angeregt, und Ludwig Rellstab hat in einer Vision seine Gefühle ausgesprochen, die vielen Anklang fanden. Wenn so fortgebaut wird, wie jezt, so läßt sich voraussehen, daß aus dem jezigen Berlin in einem Jahrhundert eine Reise nöthig ist, um in's Freie zu kommen, vielleicht schon um grüne Bäume zu sehen. Dieß hätte allerdings vermieden werden können, wenn bei der Bewilligung zum Ausbau der Stadt die Bedingung gestellt worden wäre, daß mehr freie, grüne Zwischenräume bleiben müßten, wie es in Leipzig, Wien und selbst in Paris der Fall ist. Wir haben keine Boulevards und könnten doch die schönsten haben, wenn man die Zeit genuzt hätte, als der Boden dicht um die Stadt noch nicht den ungeheuern Bauwerth hatte. Eine Zeitlang hielt man an dem Grundsaz fest, die Bauerlaubniß in den dem Thiergarten abgerungenen Straßen an die Bedingung zu knüpfen, daß jedes Grundstück eine ländliche Umgrenzung mit Vorgarten behalte. Mannigfache Einflüsse haben diesen wohlthätigen Grundsaz wieder zurückgedrängt, und gerade in den neuen Straßen haben sich wahrhafte Kasernenmauern, wenn auch mit schönen Façaden, in die Höhe gethürmt, welche dem ländlichen Charakter Hohn sprechen. Der Thiergarten wurde bis vor wenigen Jahren so heilig gehalten, daß die Fällung eines einzelnen Baumes schon Schwierigkeiten machte. Jezt ist die Umbauung des Exerzierplazes, welcher daran grenzt, beschlossen. Es geht dadurch freilich keine Naturschönheit verloren, aber doch immer ein freier Platz. Die Zeit wird kommen, wo man in der verdichten Luft der wachsenden Stadt den Verlust freier grüner Plätze schmerzlich bereuen wird.

Der landwirthschaftliche Provinzialverein hatte seine Thierschau in der Nähe des Corso aufgestellt. Was die Thiere anlangt, so soll auch in der Kurmark ein Fortschritt wirklich bemerkt werden. Was aber die sonst dort verhandelten Dinge betrifft, will man behaupten, daß die Kartoffel so viel Raum eingenommen habe, daß für den Geist, der nicht von der Kartoffel allein lebt, nicht viel Platz geblieben sey. Namentlich wird geklagt, daß die angekündigten Vorträge über die Noth der Armen allzusehr in den Hintergrund gedrängt worden. An der Börse wird geklagt, daß das Vertrauen gewichen sey; vermuthlich nur in Folge der schwülen Luft. Die Verkaufsordres kommen von außen; die hiesigen Besizer halten ihre industriellen Papiere fest. Ohne besondere Katastrophen, die alle industriellen Unternehmungen erschüttern, wüßte man auch hier nichts, was das Vertrauen auf die Eisenbahnen mindern sollte. Selbst die Furcht vor den ungeheuern Reparaturkosten ist durch die Approximation der Erwartung zur bisherigen Erfahrung sehr beseitigt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 28. Juni 1845.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch ſchreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird alles beim Alten bleiben.

Goethe.

Unſere Dichter und Henri Blaze.

Uns fällt zufällig das zweite Aprilheft der Revue des deux mondes von dieſem Jahre mit einem Aufſatze „Ueber lyriſche Poeſie in Deutſchland" von Henri Blaze in die Hand. Der Verfaſſer ſpricht darin mit gebührender Anerkennung und Liebe von Friedrich Rückert. Er behauptet von ihm, daß er ein ſeltenes Beiſpiel von einem Dichter ſey, deſſen Dichten mit ihm ſelbſt, mit ſeinem Charakter übereinſtimme, und ſezt Herder, Schiller und Goethe mit ihm in dieſer Hinſicht in Contraſt. „Nehmt Herder," ſagt er, „den auserwählten Pſalmodiſten, den Koryphäen aller chriſtlichen Tugenden; nun, dieſer Herder, welchen uns die Biographienſchreiber, unvermögend jemals den Poeten von dem Menſchen zu ſcheiden, aus ſeinen Schriften als einen ehrwürdigen Kirchenvater, als einen Heiligen von den Ufern des Ganges darſtellen, war im Grunde nichts als ein widerwärtiger Geſelle, der unter dem ſchwarzen Conſiſtorialkleide ein Herz voll Rancüne, Selbſtſucht, Neid und aller Arten ſchlechter, kleinlicher, pfäffiſcher Leidenſchaften trug. — Ein unruhiger, ungeſelliger Profeſſor, ſtets getäuſcht in ſeinem Streben und in ſeinen Erwartungen, ein wahrhaft Fieberkranker, den alles anekelte, der überall ſich unbehaglich fühlte, das war Schiller, und nichts deſto weniger ſchuf er einen Poſa, einen Wallenſtein, einen Max, ideale Perſonalitäten, die nichts als Liebe, Ruhm und Freiheit zu athmen ſcheinen. — Gern ſchwiege ich von Goethe. Seine erſten Schriften tragen unſtreitig das Gepräge der Jugendſtürme. Werther ſelbſt iſt nichts anderes als eine poetiſche Ueberſetzung von, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in Proſa empfundenen Zuſtänden. Auf jeder Seite finde ich die ſchmerzlichen Erinnerungen des Aufenthalts in Wetzlar wieder; aber in der Folge, welch eine Kluft zwiſchen dem Poeten und dem Menſchen! Wie ſoll man unter dieſer ſtarren Außenſeite einige der glorreichen Strahlen wieder erkennen, die ſeine „Iphigenie," ſeinen „Taſſo" beſeelen? wo die Spuren jener hochherzigen Aufwallungen entdecken, die zur Sympathie hinzureißen vermögen und im Herzen des objektiven Dichters ſich erheben, wenn er ihrer bedarf, gleich dem Lotus und der Waſſerlilie, die ohne Wurzel auf dem Spiegel eines unbewegten Sees ſchwimmen?"

So Henri Blaze. Er zeigt überall ſonſt eine ziemlich vertraute Bekanntſchaft mit unſerer Literatur und auch einen ziemlich unbefangenen Blick für die Vorzüge und Schwächen unſerer Dichter; wie iſt er aber zu einer ſolchen Schilderung unſeres Prieſters der Humanität und unſeres Dichters der Idealität gekommen in Zügen, die in der ausgeſprochenen Allgemeinheit weder auf den Einen

noch auf den Andern passen und daher niemals Charakterzüge dieser ausgezeichneten Menschen bilden können, wenn sich auch dergleichen in einzelnen Momenten ihres vielgeprüften und oft vergällten Lebens menschlich in ihnen regen mochte? — Wie? Herder, das Freundesideal eines Jean Paul, des Genies des Herzens, ein Herz voll Tücke und Bosheit? Schiller ungesellig, ein Fieberkranker, den alles anekelte? — Nein, so war Herder, so war Schiller nicht! — Und auch Goethe war nicht immer mit dreifachem Erz die Brust bepanzert. Er war der liebenswürdigsten Hingebung gegen den fähig, der sich ihm reinmenschlich nahte. Man muß Goethe, den gern sich mittheilenden, öfter im vertraulichern Kreise gesehen haben, um über den Menschen Goethe ein Urtheil zu fassen. So lernt man ihn besonders in Reinbecks (wie es scheint nicht hinlänglich bekannt gewordenen und beachteten) „Reiseplaudereien" kennen, wo er in der verhängnißvollen Periode der Schlacht bei Jena ganz der Wahrheit gemäß ohne alle enthusiastische Faselei dargestellt ist. — Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß man den Dichter und den Menschen identificiren müsse, diesen ganz aus jenem herauslesen könne; darin würde man sich allerdings nur zu oft gewaltig täuschen.

Und wie schildert nun Henri Blaze unsern Rückert? Er spricht davon, daß so viele theils bedauerns-, theils belachenswerthe Opfer dem Nachkeuchen auf dem Pfade Goethe's (wie z. B. ein Grabbe) gefallen sind, und sagt dann: „Treffen wir nun mitten unter diesen niedergeschmetterten Titanen eine Natur, in welcher sittliche Ruhe und Milde, weit entfernt, die Begeisterung auszuschließen, sie vielmehr nährt und befruchtet, auf einen Mann, der, ohne im mindesten die Wesenheit der Poesie aufzugeben, ohne den innern Frieden und seine innigste Ueberzeugung zu opfern, gewissermaßen seine Poesie lebt und mit Behagen sein Daseyn reimt, so wird uns diese Gestalt anziehen als eine glückliche und tröstliche Erscheinung; und wir ruhen gern nach so vielen Katastrophen und nur zu berüchtigten Epopöen in dieser erfrischenden Idylle aus. — Ein solcher ist Rückert: ein Wesen, der Beschauung, den Träumereien der Phantasie, dem Studium hingegeben, und das in so vollkommener Uebereinstimmung mit der Natur sich bewegt, daß es alle Metamorphosen und die leisesten Regungen derselben zu empfinden scheint, um sie nach seiner Weise wiederzugeben. Rückert erzählt euch die Sehnsucht und Wollust einer Blume, als ob er sie selbst empfunden hätte. Die kleine Welt des Gartens und der Flur, er durchschaut sie wie die der Städte und Salons, und ohne Zweifel besser, denn er ist heimischer darin und sein Auge entdeckt auf dem geöffneten Busen der liebenden Rose den lüsternen Kuß des Südwindes, wie Albert der Große in dem Tone der Stimme die eben stattgefundene Hingebung einer zarten, bis dahin noch unbefleckten Jungfrau. Man sollte meinen, der Erdgeist, der mit dem Safte in jede Pflanze steigt, durchdringe und erwärme seine Brust. Wenn man ihn liest, dünkt es einen, als sey man mitten in einem Zauberhain; ein grünes Laubmeer wogt über unserm Haupte, wohllautende Klänge beben in der gewürzberauschenden Luft und ein Frühling blendender Blumenkelche erschließt sich, aus denen Himmelsvögel den Thau trinken und worin zahllose goldene Bienen sich im reinen Sonnenstrahle wälzen. Es ist, wohl verstanden, unumgänglich nothwendig, diesen steten Rapport, dieses Zusammenschaffen mit der Natur nicht aus den Augen zu verlieren, um die Persönlichkeit Rückerts zu begreifen und den Sinn seiner (versteht sich lyrischen) Gedichte zu verstehen."

Wenn wir nun auch diese Schilderung etwas geschraubt finden, so verzeihen wir ihr dieß doch gern um unseres liebenswürdigen Dichters willen, der auf seine Apotheose lange genug hat harren müssen. Auf unsere jüngeren Dichter scheint aber Henri Blaze nicht viel zu geben, am wenigsten auf unsere politischen Tendenzdichter, und wir geben ihm willig alle die reimenden Tag- und Nachtkannegießer preis; unter unsern jüngern Dichtern gibt es jedoch einige (wenn auch wirklich nur einzelne), den altern Heroen unserer Literatur ebenbürtige. Henri Blaze deutet an, daß unsere neueren Dichter ihre Wurzel in Uhland und Rückert finden, wie diese in Schiller und Goethe, und sagt bei dieser Gelegenheit in einer Note: „Ich reihe Anastasius Grün, ob er gleich ein Oesterreicher ist, doch den Schwaben an, wie Lenau, Platen, Julius Mosen, kurz alle die, welche zwar nicht verschworen haben, gelegentlich auch ihr Wort Politik zu reimen, mir aber doch nicht Phantasie und Ideal ganz verkannt zu haben scheinen. Daß die Freiheit und die Musen Schwestern sind, das gebe ich willig zu; doch bezweifle ich, daß die lyrische Muse einzig dazu geboren sey, Constitutionen zu ordnen und in rhythmischen Strophen die Kammern und Kabinette zu schulen. Uebrigens mag ein Jeder von ihnen, der Dichter der Natur wie der Dichter der Politik, wir wollen es glauben, die Freiheit lieben und sich darnach sehnen; der Unterschied liegt nur darin, wie sie gefeiert wird. Die Zeitdichter bringen ihr vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen Toaste zu, um sie zu berauschen, während die andern gesammelter, ruhiger, den Tages-Utopien die großen moralischen Wahrheiten vorziehen und nicht weniger dem Ziel der Menschheit zustreben, ohne die göttlichen Gesetze der Kunst zu mißbrauchen. Man wird nun erkennen, was wir unter dem Worte Schwaben verstehen und welch einen Spielraum in dieser Ausdehnung dieß Wort der Classifikation darbietet."—

Nun, der iſt freilich groß genug; doch haben wir dagegen nichts einzuwenden.

* * *

Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

II.

Wir begeben uns zu Alexander Auperg, Reinhards jüngerem Bruder. Er ſtand als Lieutenant bei einem Infanterieregiment und war ſeit ein paar Stunden in ſeinem neuen Beſtimmungsorte, einem kleinen Städtchen, eingetroffen, das er wegen Garniſonswechſel des Regiments mit dem Aufenthalt in einer Handelsſtadt hatte vertauſchen müſſen. — Er ſaß mit ſeinen Kameraden gerade bei Tiſch im niedern Saale des einzigen Gaſthauſes. Nur die verheiratheten Offiziere hatten ſich ſchon Wohnungen beſtellt, die andern waren auf gut Glück hierher gekommen. Auf ihre Erkundigungen äußerte der Wirth: „Es gibt hier freilich Wohnungen genug, meine Herren; eine Menge Einwohner haben bei der Nachricht von der Ankunft des Bataillons, und als ſie ſahen, daß das Kloſter zur Kaſerne umgeſtaltet wurde, Zimmer eingerichtet, aber ich fürchte, Sie werden nicht damit zufrieden ſeyn. Die beſten Wohnungen haben natürlich der Herr Major und die andern vier verheiratheten Herrn Offiziere bekommen."

Die jungen Leute entſchloſſen ſich nun aufzubrechen, um eine Logisrevue zu halten. Nur Auperg blieb am Tiſche ſitzen und zerdrückte in tiefen Gedanken ein uralтes Biscuit, das vielleicht zum dreißigſten male als Deſſert figurirt hatte, zu Staub.

„Nun, Auperg," riefen ihm die Andern von der Thüre aus zu, „gehſt du nicht mit?" — „Ich werde die Barracken früh genug ſehen." Zwei der Offiziere kehrten darauf zurück und ſtellten ſich neben ihn; der eine war klein, ſchmächtig und blaß, der andere hatte etwas mehr Embonpoint als ihm lieb war und ſuchte durch leichte Grazie in allen Bewegungen dieſer Schwerfälligkeit ſeines leiblichen Menſchen Abbruch zu thun. „Wenn du nicht mitgehſt, Auperg," ſagte Leonhard, der Magere, „ſo bleibe ich auch hier." — „Ich auch!" rief Spiller, der Leonhard in Allem nachahmte.

Auperg ſtand auf, ohne Freundlichkeit, aber auch ohne Groll über die Deſpotie ſeiner Freunde. Ohne etwas zu ſagen, ſchnallte er den Degen um, wodurch erſt ſein ſchlanker Wuchs hervortrat, denn ſeine Kleider waren zu weit und ohne alle Sorgfalt angelegt. Seine kurz geſchnittenen Haare hatte er ebenfalls nur glatt nach einer Seite gekämmt, wie es gerade im Belieben der Bürſte geweſen; ſein ganzer Anzug zeigte überhaupt nichts als militäriſche Reinlichkeit und Ordnung, und er ſtach durch den Mangel an Eitelkeit auffallend gegen ſeine Kameraden ab, die durch den Aufenthalt in einer größern Stadt alle mehr oder minder Dandies geworden waren. Auch ſein Geſicht fiel nicht auf, obgleich es regelmäßige Züge hatte, aber keine Spur von Aehnlichkeit mit Reinhard war darin zu entdecken.

Die übrigen Offiziere lachten und lärmten auf der Straße und klopften den drei Zurückgebliebenen am niedern Fenſter, da trat der Wirth noch einmal zu dieſen und ſagte mit wichtiger Miene: „Ich wüßte wohl ein wunderſchönes Haus hier mit den beſten Wohnungen, aber die Eigenthümerin vermiethet nichts." — „Wer iſt es?" fragte Leonhard. — „Es iſt eine alte Frau, eine Wittwe, die vor mehr als fünf-und-zwanzig Jahren hieher kam und das Haus eines verſtorbenen alten Edelmanns kaufte. Es hat zwei prächtige Stockwerke; eine Treppe hoch wohnt ſie mit ihrer alten Magd, der untere Stock, der eine Menge ſchön eingerichteter Zimmer enthält, ſteht leer, denn ſie will Niemand im Hauſe haben, überhaupt Niemand ſehen. Sie hat gar keinen Umgang, und die Kinder, die ihr auf der Straße begegnen, wenn ſie zuweilen an ſchönen Sommerabenden in ihrem ſchwarzſeidenen Mantel, den ſie immer trägt, über die Felder geht, fürchten ſich vor ihr und laufen davon." — „Wie heißt ſie?" — „Madame Ahlen." — „Ei was!" rief Leonhard luſtig, „wir probiren's, ob ſie uns nicht ein paar Zimmer abgibt. Wir gehen zu ihr, auf jeden Fall kann's nicht ſchaden." — „Sie werden nicht angenommen; unter dem Vorwand von Unpäßlichkeit weiſt ſie Jedermann ab. Noch nie hat Jemand ihr Zimmer betreten." — „Wir probiren's," wiederholte Leonhard, und nun drang er ſo lange in Auperg, bis er verſprach, ihn zu begleiten.

Da die übrigen Offiziere, müde des Wartens, aufgebrochen waren, ſo begaben ſich unſere drei ſogleich auf den Weg, geführt von des Gaſtwirths kleinem Sohn. — Das Haus der Madame Ahlen ſtand abſeits von der ſchmutzigen Hauptſtraße und ein kleiner Garten davor grenzte an dieſelbe. Neugierig muſterten die jungen Leute das Haus. Es ſchien vor einem Jahrhundert erbaut, maſſiv aus Stein, mit unſäglich viel Schnörkeln und Verzierungen. Es war Schade, daß man ihm ſo lange keinen Anſtrich gegönnt, denn die grauen abgewaſchenen Wände ſpotteten aller Kunſt des wohlmeinenden Architekten, der es ſo reichlich zu verzieren geſucht hatte. In der Mitte war ein großes Einfahrtsthor, woran ſich ein Klingelzug befand, an dem Leonhard heftig riß. Es dauerte eine Weile, bis Jemand öffnete, und während dem ſahen die jungen Leute geſpannt nach

den Fenstern des zweiten Stockwerks, denn die Laden des ersten waren geschlossen; oben aber war Alles mit grünen Vorhängen dicht verhüllt. Endlich sprang die kleinere Thüre im großen Thore auf; eine alte blasse Magd stand dahinter.

„Was wollen die Herren?“ fragte sie schüchtern. — „Sind hier keine Wohnungen zu vermiethen?“ erwiderte der Sprecher Leonhard.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Das kaufmännische Schiedsgericht. — Vereine. — Die Lichtfreunde.

Die Börse, d. h. die kaufmännische Corporation, streitet über andere Dinge. Mit dem längst projektirten Schiedsgericht soll es endlich eine Wahrheit werden; aber in den konstituirenden Versammlungen herrschte etwas von der Sprachverwirrung des babylonischen Thurmbaues, bei welchem das parlamentarische Verfahren bekanntlich noch nicht zur Anwendung gekommen ist. Was davon bekannt geworden, ist lehrreich genug, wenn auch nicht erfreulich. Der Vorstand war in offener Fehde mit der Allgemeinheit über gewisse Prinzipien. Der Vorstand wollte auch hier, wie mancher andere Vorstand, die Intelligenz für sich allein haben, allein die Allgemeinheit wollte den beschränkten Verstand, den man ihr zuwies, nicht als ihr Patrimonium anerkennen. Im Streit hinüber und herüber mußte die Vorsteherschaft endlich den Boden unter sich wanken fühlen. Indem sie aber erklärte, daß sie ihrerseits nur das Statut, welches von ihr ausgegangen oder gebilligt worden, den Behörden einreichen und empfehlen könne, verließ sie selbst nicht allein den parlamentarischen, sondern auch den kollegialischen Boden. Es ist schwer für einen im Kollegium überstimmten Referenten, ein Urtheil mit zu unterzeichnen, welches seiner Ueberzeugung entgegen ist, noch schwerer aber, wenn er sogar dieses Urtheil concipiren muß. Dagegen hilft indessen nichts, der Einzelne verschwindet als Glied des Ganzen. In diesen Kämpfen über das Schiedsgericht trat eines der überstimmten Vorstandsglieder sofort aus und verließ in Verstimmung den Saal, um nicht wieder zu kommen. Daß dieß gerade einer der genialsten Kaufleute, einer der tief und ernst gelehrtesten und sonst freisinnigsten Männer von einem berühmten Namen war, mahnt uns Alle ernsthaft, wie wir, im süßen Glauben voran zu seyn im Fortschritt, in manchen Dingen noch weit zurück im Nachtrabe hinken mögen. Es mahnt uns, gegen uns selbst zwar streng zu seyn, aber mild gegen Andere. Der sitzen gebliebene Vorstand scheint seiner Verstimmung Herr geworden zu seyn und klüger operirt zu haben. Der Punkt, über den die Schlacht entbrannte, ob gegen einen schiedsrichterlichen Spruch noch eine Appellation zulässig sey, ward nach langen Debatten unerwartet bejahend entschieden. Nur das Wie dieser Appellation macht noch Schwierigkeiten. Die älteren Kaufleute versprechen sich überhaupt nicht viel von der Wirksamkeit des Schiedsgerichts. Die Schiedsgerichte haben im Allgemeinen in der Kurmark freilich kein Glück gemacht, was aber in dem störrisch rechthaberischen Charakter des Märkers seinen Grund haben soll. Der Kaufmann ist von anderem Geschlecht. Das Alter ist indeß überall conservativ, und es waren auch zumeist die älteren Kaufleute, welche die Eisenbahnen als eine Thorheit ansahen, und selbst heut dieselben nicht für etwas besonders Vernünftiges gelten lassen möchten. Beim Wort Eisenbahnen: vom Freiherrn v. Reden ist ein „deutsches Eisenbahnbuch“ hier erschienen, welches, kurz, wissenschaftlich und tabellarisch zusammengefaßt, alles enthält, was dem Reisenden, dem Börsenspekulanten und dem statistischen Gelehrten über das war, das ist und wird der Eisenbahnen zu wissen noth thut. Es ist so concis geschrieben, daß es einem Engländer Ehre machte.

Bürgerversammlungen waren hier nicht auseinander zu bringen, wir haben noch keine. Der Handwerkerverein verhält sich still und ruhig; eben deßhalb erwartet man etwas von seiner Wirksamkeit. In gleicher Weise lebt der polytechnische Verein fort. Ein ländliches Fest, von den Mitgliedern des erstern veranstaltet, wird als eines gerühmt, in welchem alte deutsche Volkslustigkeit geherrscht habe. Wollte Gott, daß es wahr ist, und wenn nicht, daß es Wahrheit werde. Wahre Lustigkeit thut unserem Volke noth. Der Verein, der sich hier zusammengethan, um bei öffentlichen Versammlungen den Hut auf dem Kopf zu behalten, wird eben nicht dahin wirken. Es war bis jezt nicht Sitte; möglich, daß es Sitte wird wie auswärts. Gewonnen wäre nichts dabei, wenn wir auch nicht mit Einigen fürchten mögen, daß dadurch viel verloren ginge. Bis jezt ist es nur ein Berliner Spaß. Immer mit dem Hut! ist das Losungswort, das auf dem königsstädtischen Theater und in der Eckensteherliteratur sein Glück macht.

Die Köthener Versammlung der protestantischen Freunde, vom Publikum Lichtfreunde genannt, ist ein Ereigniß, welches, obgleich $19\frac{1}{2}$ Meilen von hier vorgefallen, bedeutend auf Berlin zurückgewirkt hat. Auch ist die Versammlung dießmal von hier aus stärker als früher besucht worden. Diese größere Theilnahme beruht auf denselben Motiven, welche die deutschkatholische Bewegung in's Leben rief. Ein tendenziöser Druck treibt die schlummernde Opposition hervor. Man sah von hier aus bisher die Versammlungen der Lichtfreunde mit mehr oder minderer Gleichgültigkeit an; man hielt ihre Demonstrationen für die Gewissensfreiheit nicht für nöthig, möglicherweise, auch bei freieren Ansichten, für schädlich. Es ist eine sehr große, aber stille Partei, welche, in ihren Gedanken, wie weit oder wie nahe es sey, mit den Lichtfreunden und Lichtspendern einverstanden, es doch für ganz ungerathen hielt, eine Weisheit, die nicht neu war, von den Dächern herab zu schreien. Die Frage: ob der Prediger Wislicenus recht gethan, seine Schrift herauszugeben, tritt jezt gegen die Frage, ob der Staat recht thut, wenn er ihn von seinem Amte abruft, ganz in den Hintergrund. Die Meinungen dafür und dagegen sind sehr getheilt. Während früher selbst Anhänger seiner Ansicht einräumten, daß er im Ausspruch derselben zu weit gegangen sey, daß er mit dieser Doktrin nicht mehr der Geistliche einer Gemeinde bleiben könne, welche sich vom positiven Christenthum nicht losgesagt hat, wird für ihn jezt angeführt: sein würdiges Benehmen im Colloquium zu Wittenberg, die Protestation seiner Gemeinde und der Stadtverordneten von Halle gegen seine Entfernung.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 30. Juni 1845.

Die neuere Kunſt arbeitet nicht mehr für den reineren äſthetiſchen Sinn, vielmehr, um ihrer Wirkung gewiſſer zu ſeyn, intriguirt ſie durch Handlungen den Verſtand und beſtürmt unſer Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien.

Georg Forſter.

Ueber ein Gemälde von C. Schorn.

Von A. v. St.

Seit einigen Tagen iſt in Berlin in einem Saale der Akademie ein Gemälde ausgeſtellt, das die Vorführung der gefangenen Wiedertäufer vor den Biſchof von Münſter zum Gegenſtand hat. Der Künſtler hat wohl annehmen dürfen, daß ſein Vorwurf Jedermann hinlänglich bekannt ſey, und allerdings, wer ſollte nicht dieſe kleine blutige und zugleich ſchmutzige Tragödie kennen, die ſich in Weſtphalen und am Niederrhein entſpann und im Bezirk der Mauern Münſters endigte? Es iſt dieß kein erquicklicher Gegenſtand, aber eben darum der heutigen Kunſt gerade recht, die gar nicht darauf ausgeht, die Welt zu erheitern und zu erheben, ſondern gefliſſentlich irgend einen alten Verdruß, einen verjährten Zank aus den Geſchichtsarchiven aufſucht, um ihrerſeits — denn die andern Künſte ſammt den Wiſſenſchaften thun auch nichts anderes — auf den Zank und den Verdruß unſerer Tage hinzuweiſen. Unſere Romane und Gedichte ſind nur Feuilletonsartikel unterhalb den Zeitungsberichten, und unſere Bilder ſind nur farbige Beilagen zu eben dieſen Zeitungsberichten, und am Ende ſind wir, unſere ganze Exiſtenz, unſere Freuden, unſere Leiden, unſer Jammer und unſer Kummer auch nur ein Appendix zu dieſen Zeitungsberichten. „Das iſt die ſchwere Noth der Zeit," wie der alte Chamiſſo ſingt.

Aber das Bild iſt bei allem dem ſchön; es iſt ein edler Geiſt, der ſich darin offenbart, ein reizender in Farbe und Gruppirung ſich verklärender Genius, der ſich den Draperien und hiſtoriſchen alten Umhüllungen entwindet. Auch iſt ſo viel Heiterkeit darin zu finden, als der fatale polemiſche Zweck geſtattet. Der polemiſche Zweck iſt nun eben kein anderer, als die ſocialen Sektirer, die Communiſten und Socialiſten unſerer Tage dem Zuſchauer vor's Auge zu bringen. Wo in aller Welt käme auch heutzutage ein naives, ſich ſelbſt in lieblicher Unſchuldsſüße unbefangen in der klaren Tiefe des Künſtlerauges beſpiegelndes Bild her? Das iſt alles dahin! Wir wollen uns nur freuen, daß wir wenigſtens keine trauernde Jeremiaſſe, keine Königspaare mehr haben; es war dieß die ganz unausſtehliche Sorte. Unſere Literatur ſchon war entſetzlich, als ſie zerriſſen und langweilig war, aber dieſe zerriſſenen und langweiligen Bilder waren ſicherlich der ſchrecklichſte der Schrecken.

Die communiſtiſchen Prozeſſe jener Tage wurden etwas kürzer abgemacht als heutzutage. Die Stadt Münſter revoltirt, ein Schneider aus Holland kommt, nimmt eine Anzahl junger und ſchöner Frauen, predigt die Gemeinſchaft der Güter, die revoltirende Stadt wird eingenommen, der Biſchof zieht triumphirend ein, das

Reich des vielbeweibten Schneiders hat ein Ende und die Geſchichte ſchließt auf gut mittelalterlich mit einer ekelhaften Tortur und Henkertragödie. In allem dem iſt wenig Stoff für die Poeſie, wenn man ihn nicht von außen hinein bringen will. Dieß iſt denn auch hier geſchehen. Die Widertäufer ſind durch eine ſchmeichelnde Auffaſſung zu intereſſanten Helden geſtempelt, und die römiſche Curie hat ihren Antheil an den tiefen Schattenpartien reichlich zugemeſſen erhalten. Aber dieß iſt nicht plump geſchehen, ſondern geiſtreich. In der Geſchichte ſelbſt mag es anders ausgeſehen haben, aber wer fragt darnach? Wir wollen nur uns und unſere Zeit im Spiegel anderer Zeiten ſehen. Die Menge ſieht einmal gern boshafte, ſchielende Geſichter in Mönchskutten, und hier hat ſie ſolche. Der Piaffe, der ſich überbeugt, um lauernd auf dem Antlitz des Biſchofs das Todesurtheil der armen Schächer herauszuleſen, iſt eine vortreffliche Figur; lange, wenn man vom Bilde fort iſt, hängt und lauſcht noch immer dieſer Mönchskopf über unſere Schulter herüber. Aber weßhalb iſt unter allen dieſen Mönchsgeſichtern kein einziges würdiges? Dieß iſt eine Ungerechtigkeit und ein willentliches Ueberſchlagen einiger Blätter im Buche der Geſchichte.

Der Kopf des Biſchofs iſt mit einem kräftigen Pinſel gemalt, aber er trägt zum Erſchrecken tyranniſche, faſt ſataniſche Züge. Wozu das? Er hätte ruhig und im Beſitze des Richteramtes würdevoll ausſehen können; ſchon genug war es, ſeine Umgebung zu maskirten Spioney und Henkersknechten zu machen. Maskirt? o nein, nicht einmal maskirt. Der Schlagetodt, der prächtige, in Sammet und Gold gekleidete, mit fürſtlichen Ordensketten behängte Raufbold zur Linken des Biſchofs, der trägt ſein Henkergewerbe ganz offen zur Schau. Auch dieſer „eiſerne Arm“ der Kirche, dieſer irdiſche Engel Gabriel hätte nicht nöthig gehabt, in dieſer Glorie brüsker Soldateska aufgefaßt zu werden. Es waren nicht gerade Raubritter und Wegelagerer, die an den Höfen der Biſchöfe dieſen als weltlicher Schutz dienten.

Und nun, was ſollen wir, auf die Lichtpartien des Bildes übergehend, zu den Geſtalten des Schneiders und ſeiner Frauen ſagen? Wie hübſch gelogen iſt das, welche frivole Plauderei in Farben, welche kokette Sophiſtik in Sammt und Seide! Der hergelaufene Schneider, der irre und wirre Landſtreicher, der armſelige, in Wolluſt und Dummheit zugleich befangene, der ekelhafte, moraliſch ausſätzige Bettler — hier ſteht er als junger Fürſt vor uns, als träumender Hamlet, der ſein ſchönes Auge ſenkt, um eine Welt nicht zu ſehen, die ihren edelſten Propheten ausſtößt. Und um ihn her ſeine Frauen! Man muß beklagen, daß der Mann ſcheiterte, daß ſein Reich zu Grunde ging; ſo viel Schönheit, Liebenswürdigkeit und Geiſteshoheit! Warum blieb ihm nicht der errungene Herrſcherſtuhl zu eigen? Und dieſe widerlichen Mönche triumphiren! O Schmach!

Wenn der Künſtler wirklich dieſe Gefühle hervorrufen will, ſo ſind wir nicht ſo gefällig, ihm ſogleich und ohne Weiteres den Willen zu thun. Mit Vorſicht nehmen wir von dieſen ſchönen Sammetröcken, dieſen reizenden Haarflechten, dieſen ſüßen, in Thränen ſchwimmenden Augen, dieſen köſtlich gerundeten Armen und Schultern nur ſo viel als baare Münze an, als uns das unparteiiſche Gefühl anzunehmen erlaubt; das Uebrige weiſen wir in die Kleiderſchränke unſeres Künſtlers und in ſein Atelier zurück. Die Geſchichte — denn man muß am Ende doch auch etwas auf dieſe hören — meldet uns, daß der beſagte Schneider Johann Bockelſon, König von Zion, die ſchönſten Frauen ſeiner Umgebung zwang — oder auch nicht zwang — ſeine Gemahlinnen zu werden. Wohl, aber man kennt den Geſchmack eines Niederländers, eines Mannes aus dem Volke; er wird ſich ſicherlich derbe Figuren ausſuchen und viel eher in das Genre der Teniers'ſchen Bäuerinnen fallen, als dem Ideal graziöſer Zierlichkeit der Frauengeſtalten eines Veroneſe, eines Titians nachſtreben. Man muß einer Pflanze den naturgemäßen Boden geben, und dieſer Schneider mit ſeinem Serail zarter Schönheiten iſt eine Unwahrheit durch und durch. Aber es ſoll und muß ſo ſeyn. Dieſer bildſchöne Schneider, dieſe wunderlieblichen Frauen ſollen Blick und Theilnahme des Beſchauers auf ſich lenken. Dieß geſchieht denn auch in reichlichem Maaße.

(Schluß folgt.)

Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

„Nein!“ Und ſie war ſchon im Begriff, das Thor wieder zuzuſchlagen, als Leonhard rief: „Einen Augenblick Geduld! wir wollen ſelbſt Ihre Herrſchaft fragen, melden Sie uns. Hier ſind unſere Namen,“ ſetzte er hinzu, indem er eine Viſitenkarte aus dem Ueberrock zog und den beiden andern bedeutete, daſſelbe zu thun. Verwundert nahm die Alte die drei glänzenden Kärtchen in die Hand und ſagte halblaut, indem ſie ſich in's Innere entfernte: „Dieß wird auch nichts helfen, die Madame bekommen Sie doch nicht zu ſehen.“

Nach geraumer Zeit, die den jungen Ungeduldigen doppelt lang geworden, kehrte die Magd zurück. „Folgen Sie mir gefälligſt, meine Herren,“ ſagte ſie im Tone der Verwunderung, als könne ſie an das Wunder eines angenommenen Beſuchs noch nicht glauben. — Sie gingen

durch mehrere Zimmer, wo die geſchloſſenen Laden durch ihre Ritzen nur gerade ſo viel Licht einließen, um den Weg zu finden, aber nicht genug, um das Zimmer und die Gegenſtände darin zu erkennen. — Die dritte Thüre öffnete ſich. Es war ein helles Gemach, vergleichungsweiſe mit den andern, denn hier waren nur die grünen langen Gardinen geſchloſſen. Die drei Offiziere blieben an der Thüre ſtehen und ſahen ſich nach einem menſchlichen Weſen um. — Da ertönte aus der Tiefe eines großen Seſſels, der in der Ecke ſtand, eine ſcharfe Stimme: „Was wünſchen die Herren?"

„Wir bitten — —," fing Leonhard an. — „Welcher von den dreien ſind Sie?" ſagte die Stimme, von deren Eigenthümerin noch nichts ſichtbar wurde als ein ſchwarzer ſeidener Mantel, in den ſie ganz gewickelt war. „Welcher ſind Sie, Leonhard, Auperg oder Spiller?" — „Der Erſtere; hier iſt Graf Alexander Auperg, hier Oberlieutenant Spiller." — „Schon gut, was wollen Sie?" — „Wir möchten," verſetzte Leonhard, indem er ſeine Stellung an der Thüre aufgab und einige Schritte näher zum Seſſel trat, in deſſen Schoos das unſichtbare Weſen ruhte, „wir möchten Sie fragen, ob Sie nicht geneigt wären, uns ein paar Ihrer leeren Zimmer zu überlaſſen?"

Jezt ſah er, daß im Mantel eine Oeffnung war, woraus ihn ein paar dunkle Augen anblitzten. Madame Ahlen hatte den Mantel über den Kopf gezogen; ſie ſchlug ihn jezt zurück, aber man konnte ihr Geſicht doch nicht deutlich ſehen; eine große Haube und ein um die Wangen gebundenes Tuch verhüllten es bis auf Augen und Naſe.

„Eine Wohnung wollen Sie?" ſagte ſie nach einer langen Pauſe, „alle Drei?" — „Das wäre uns freilich am liebſten; wenn Ihnen aber das zu viel iſt —" — „Ich kann nur Einen nehmen. Graf Auperg ſcheint mir der Stillſte, Solideſte von Ihnen. Wollen Sie, Graf Auperg, ſo können Sie morgen in mein Haus ziehen."

Auperg verbeugte ſich ſchweigend vor der Knäuelgeſtalt im Seſſel; die beiden Andern ſahen ſich etwas betroffen an, aber ein Wink einer magern gelben Hand, die auf einen Augenblick aus dem Mantel fuhr und ein deutliches Verabſchiedungszeichen machte, veranlaßte ihren Rückzug. Noch eine Verbeugung, und ſie ſtanden wieder im dunkeln Vorzimmer, die Magd ſchloß ihnen wieder das Hofthor auf, und ſie befanden ſich zu ihrer Freude in der friſchen freien Luft.

„Du ziehſt doch nicht in das Haus, Alexander?" riefen Leonhard und Spiller aus Einem Munde. — „Warum nicht? Dieſe alte Frau, die wie eine Boa zuſammengekrümmt in ihrem Seſſel uns empfängt, nicht aufſteht, uns nicht grüßt, uns entläßt wie eine Königin durch eine ſtumme Handbewegung, — das alte Weib intereſſirt mich; und wäre es auch nur, weil ſie mir als eine Gnade gewährt, was Andere als einen Vortheil aufgeſucht haben würden." — „Du biſt gerührt," ſagte Leonhard, „weil ſie dich für den Stillſten und Solideſten hielt." — „Das iſt ja in euern Augen gar kein Verdienſt," lächelte Alexander. „Euer einziges Beſtreben war es ja von jeher, nicht für ſtill und ſolid zu gelten."

Die Beiden lachten, aber Alexander hatte Recht; Leonhard und ſein Spiegelbild Spiller bemühten ſich wirklich, in den Augen der Welt für beſonders flatterhaft, lebhaft und lärmend zu gelten. Leonhard war, was man in der großen Welt einen vortrefflichen Geſellſchafter nennt. Er ſprach viel und immer ſehr belebt, wenn auch nicht immer ſehr verſtändig, ja oft war es geradezu Unſinn, was er vorbrachte, aber er brachte ihn mit lachendem Munde vor, und ſo fand man ihn charmant. Dabei beſaß er alle möglichen Kunſtfertigkeiten. Er ſpielte Klavier und Guitarre, er ſang Volkslieder, er tanzte vortrefflich, er machte Gelegenheitsgedichte, er ſpielte Komödie, er arrangirte Tableaux, und was Allem die Krone aufſezte, er war ein leidenſchaftlicher Courmacher. Sein Aeußeres unterſtüzte ſeine Beſtrebungen nicht beſonders; er war unter mittlerer Größe, aber von ſtarkem, unterſezтem Wuchs, ſein Kopf war offenbar zu groß für ſeine Geſtalt, und er ließ ihn noch größer erſcheinen, indem er ſein ſtarkes Haar in drei großen kühnen Locken um die Stirne legte. Seine Geſichtsfarbe war bleich, ſeine Züge unbedeutend. — Spiller, mit dem der liebe Gott ſo kärglich verfahren war, daß er ihm ſogar das Privilegium verſagt hatte, für ſich ſelbſt ein Narr zu ſeyn, mußte immer in Haltung, Benehmen und Geſinnung irgend Jemand nachahmen. Eben war Leonhard ſein Vorbild, vielleicht das dreißigſte, und es war voraus zu ſehen, daß er bald dem ein-und-dreißigſten weichen würde, denn Leonhard fing ſchon an, ſeiner herzlich müde zu werden. Spillers Nachahmerei, die ihm Anfangs geſchmeichelt, ärgerte ihn, es ging ihm, wie es den neun-und-zwanzig Spillerſchen Originalen vor ihm gegangen war: die eigene Copie wurde ihm unerträglich, und er zeigte es.

Leonhard ſagte zu Alexander: „Du hätteſt dich aber doch nach dem Preiſe erkundigen ſollen;" und Spiller ſezte hinzu: „Das iſt's, was ich eben ſagen wollte; ich würde dich auch daran erinnert haben, aber in der Gegenwart der Alten ging es doch nicht gut." — „Beruhigt euch doch, lieben Freunde, die Miethe wird mich nicht bankerott machen; ich hätte nicht fragen können. Ueberlaßt mich jezt meinem Schickſale und ſucht für euch ſelbſt eine Wohnung."

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Versammlung in Köthen. — Die Deutschkatholiken.

Wichtiger als beides erscheint die Rücksicht auf die Consequenzen eines solchen Schrittes. Wie bedenklich er von vielen Seiten her betrachtet werden dürfte, dafür sprechen auch die feierlichen Protestationen der Mehrzahl der Berliner Geistlichen gegen das Gerücht, das ihnen einen Antrag auf Missicenus Absetzung in den Mund legte. Wie auch ihre Ansicht über seine Doktrinen sey, so käme es doch keinem Geistlichen, als solchem, zu, wegen seiner Doktrinen auf Absetzung eines andern Geistlichen zu dringen. Die Lage der Regierung ist unbedenklich eine sehr schwierige, wo eine Spaltung vor der Thür steht, welche der redlichste Wille und die tiefste Einsicht schwer zu entfernen vermögend seyn werden. Preußen war schon oft in Krisen dieser Natur, wenn gleich leichterer Art, und die Warnung war gegeben, sich vor zu scharfer Einmischung in Dinge zu hüten, die keine menschliche Gesetzgebung jetzt mehr zu aller Befriedigung reguliren kann. Durch Strenge und imponirendes Festhalten am Buchstaben des alten Gesetzes wird dieses Ziel wenigstens auf keinen Fall erreicht. Mag die Versammlung in Köthen nun auch die letzte in der Art gewesen seyn, weil man polizeiliche Mittel, ihre Wiederholung zu verhindern, anwendet, durch Gewaltmittel läßt die Strömung sich nicht mehr unterdrücken oder zurückhalten, welche, früher einzelne, unbeachtete Bächlein, durch die Furcht zu einem großen Fluß zusammengedrängt wurde.

Gegenüber den Deutschkatholiken ist die Stellung des Staates weit weniger schwierig. Er kann gegen das ungestüme Andrängen von Außen, die Bewegung zu unterdrücken, und das allgemeine Verlangen der preußischen Bevölkerung, sie zu fördern, das Justemilieu des Gehenlassens beobachten. Bei seinem Charakter als protestantischer Staat, als ein Staat, dessen Prinzip Gewissensfreiheit ist, hat nicht er dafür zu sorgen, daß die Katholiken unter sich einig und ihrem römischen Oberhirten gehorsam bleiben. Diese Einigkeit und dieser Gehorsam ist ihre eigene Sorge; ja seine protestantische Eigenschaft verbietet ihm polizeilich bei Dingen einzuschreiten, wovon er grundgesetzlich nichts zu verstehen braucht. Auf der andern Seite hat ein Idius nicht das Recht, von ihm zu fordern, daß er ihn anerkenne, bis er ein lebendiges Kind geworden. Letzteres möchte nun zwar im gegenwärtigen Falle anzunehmen seyn, da die Geburt durch das Anschreien der vier Wände ziemlich deutlich constatirt ist; zwischen Geburt und Geburt ist aber in diesem Sinne ein Unterschied. Der Aufschrei des Schreckens und der Enttäuschung im Publikum nach der königlichen Erklärung über die Stellung des Staats den Neukatholiken gegenüber, wird der ruhigen Erwägung Platz machen, daß der Staat, als solcher, nicht anders handeln konnte, aus diplomatischen Rücksichten nicht anders handeln durfte. Ist der Strom der Begeisterung unter den Deutschkatholiken nicht stark genug, diese ihm gezogene Hemmkette zu sprengen, ist der polizeiliche Gesetzlichkeitssinn stärker als die Glaubenskraft, die allüberall bei religiösen Bewegungen auch stärkere Ketten gesprengt hat, fügt er sich und gehorcht, nun dann ist wirklich nichts an ihm verloren. Statt eines Weltereignisses war es nur ein verunglückter Versuch mehr. Die Presse, diese Ueberzeugung kann ich nicht aufgeben, thut es hier nicht, die eigene Kraft der Dissidenten, obgleich überall hervorbrechend, zeigt sich qualitativ nur schwach, es fehlt an einer überwiegenden Geisteskraft; aber der kräftigste Beistand für den Augenblick sind die Manöver der Gegenpartei, die Sache zu unterdrücken. Diese sind von einer solchen Art, daß sie der neuen Kirche, bei einiger Ausdauer, einen entschiedenen Sieg versprechen. Die fulminanten Kanzelreden in Schlesien, die tumultuarischen Widersprüche bei den ersten konstituirenden Versammlungen der Neukatholiken in Leipzig, Berlin u. s. w., die jetzt als Faktum erwiesene Erklärung der Mutter Czerski's gegen ihren Sohn, die zur Sprache gekommenen fanatischen Vorträge in Culm, die Verhöhnung Czerski's in Braunsberg, der Tumult in Halberstadt gegen den ersten Zusammentritt der dortigen Neukatholiken, alles das sind weit gefährlichere Waffen zu Gunsten der letztern, als diese selbst aus ihrem Eigenen aufzubringen im Stande waren. Die Spaltung unter der neuen Gemeine selbst gab im Anfang zu Befürchtungen Anlaß. Seit man erfahren, wer dahinter steckt, hat die Sache ihre Bedeutung verloren. Durch Federkriege wird überhaupt wenig mehr bewirkt, es kommt auf die Kraft der Charaktere und auf die Masse der Thatsachen an. Massenhaft kann man schon jetzt die Bewegung nennen. Das Vorrieseln der Quellen überall, auch da, wo man es am wenigsten vermuthete, ist ein Zeugniß dafür, daß ein Nero des Lebens angeschlagen wurde, daß eine Nothwendigkeit da ist, wenn auch zur Zeit noch ihre Organe nicht die richtige Saite angeschlagen hätten. Daß die Bewegung nicht von der Art ist, um zunächst den Untergang der römischen Kirche herbeizuführen, wird sich wohl Niemand ableugnen. Sie hat noch so viel intensive Kraft in sich, daß selbst die falschen Schritte ihrer Fanatiker ihr nicht gründlich schaden können. Eine andere Frage wäre, ob, wenn die Bewegung anders angefangen und nur gegen Rom und die Jesuiten gerichtet gewesen wäre, sie nicht einer allgemeinern Theilnahme von Anfang an sich erfreut hätte. Andeutungen dahin finden sich wenigstens. Wie es jetzt steht, können wenigstens die Bischöfe, auch die freier gesinnten, sich dem nicht anschließen, was von vorn herein als ein neues Werk erscheint, das nicht von ihnen ausging. Statt eines Sturmdurchbruchs, welcher das katholische Deutschland zu einer von Rom unabhängigen Insel konstituirt hätte, muß das neue Land nun durch Alluvionen langsam anwachsen. Die Ronge- und Czerski-Literatur ist übrigens dermaßen im Anwachsen, daß unsere Buchhändler sich vor der Masse Flugschriften nicht zu retten wissen. Es werden schon jetzt Centnerweise Remittenden nach Leipzig gesandt. Nur was sehr prägnant ist und Thatsachen enthält, wie die Denunciation des Buchhändler Gerhard in Danzig, arbeitet sich unter der Fluth zur Beachtung heraus.

(Schluß folgt.

REGIA. MAGDEBURGENSIS.

Auflösung der Homonyme

Peter.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 66 und Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google